Briefe,

nebſt einer

Praktiſchen Abhandlung

von dem

guten Geſchmacke

in Briefen,

von

C. F. Gellert.

Mit Röm. Kayſ. auch Königl. Pohln. und Churfl. Sächſ. allergn. Privilegien

Leipzig,

Vorrede.

Wenn auch meine Leſer mit dieſen Briefen nicht ganz zufrieden ſeyn ſollten: ſo wird ihnen doch die Abſicht nicht misfallen können, die ich dadurch zu erreichen wünſche; nämlich junge Leute, und inſonderheit das Frauenzimmer, zu einer natürlichen Schreibart zu ermuntern, und andern, wenn es möglich wäre, das Vorurtheil

zu benehmen, als ob unſre Sprache zu den Gedanken der Höflichkeit, des Wohlſtandes, des Scherzes, und zu andern zarten Empfindungen nicht biegſam und geſchmeidig genug ſey. Ich halte es für nothwendig, wenn man Briefe in dieſer Abſicht heraus geben will, daß man ſolche wähle, die man wirklich an gewiſſe Perſonen geſchrieben hat; und zwar, ohne daß man daran gedacht, ſie jemals in den Druck zu geben. Sie werden im erſten Falle lebhafter, beſtimmter, und eben dadurch brauchbarer; im andern Falle freyer, unſtudirter, und eben dadurch angenehmer werden. Die gegenwärtigen

Brie-

Briefe haben das Verdienſt, an wirkliche Perſonen, und ohne alle Abſicht des Drucks, geſchrieben zu ſeyn. Wollte der Himmel, daß ſie auch eben ſo gewiß das größte hätten, nämlich, daß ſie in ihrer Art gut wären!

So überzeugt ich indeſſen bin, daß man durch wirklich geſchriebne Briefe die Abſicht erreichen könne, die ich mir vorgeſetzt habe: ſo finden ſich doch verſchiedne Urſachen, welche die Ausführung dieſer Abſicht ſchwer machen, und die mich die Erfahrung zu meinem Verdruſſe gelehrt hat. Bald verliert der Leſer, bald der Verfaſſer des Briefs, bald die Per-

son, an die er geschrieben ist; bald verlieren alle drey zugleich, bald noch viele andre Personen, deren darinnen erwähnet wird, wenn man solche Briefe dem Drucke überlassen will. Ich habe oft die angenehmsten und natürlichsten Briefe von andern in den Händen gehabt. Ich wünschte in der Hitze, daß sie schon gedruckt seyn möchten; und kaum setzte ich mich an die Stelle der Leser: so sah ich, daß diese so schönen Briefe bald Räthsel, bald Nachrichten waren, an denen man keinen Theil nahm. Der Leser hätte den Verfasser, er hätte diesen und jenen Freund, diesen und jenen Umstand,

der oft zehn andre Umstände zu Gefährten hatte, kennen müssen, wenn er alles das Aufgeweckte, das Boshafte in dem Briefe, hätte nothwendig finden und fühlen sollen. Was helfen der Welt dergleichen verschloßne Schönheiten? Wenn es Briefe an eine einzige Person sind: so wird man freylich nach und nach mit ihren Umständen bekannt; allein dergleichen Briefe haben für die Leser eine andre Unbequemlichkeit, nämlich das Gleichförmige; und endlich kommen doch noch solche Hausumstände vor, bey denen die Noten, die zu ihrem völligen Verstande nöthig wären, mehr Raum

einnehmen würden, als der Text an sich selber.

Doch alles dieses ist noch wenig. Wie viel unschuldige Kleinigkeiten finden sich nicht in Briefen, die man die Welt nicht gern will wissen lassen, und die man sie aus Bescheidenheit auch oft nicht soll wissen lassen, wenn sie uns und andre kennt. Man kann in seinen Briefen, als Freund, als Anverwandter, als Liebhaber, oft sehr lebhafte Dinge sagen, sehr richtige Anspielungen, sehr feine Satyren machen; und eben diese Einfälle, die unter vier oder wenig Augen schön und wohl angebracht waren, verlieren ihren Werth,

wenn

wenn ſie der Welt vorgelegt werden, und den Namen desjenigen an der Stirne führen, der ſie niedergeſchrieben hat; zumal, wenn er noch lebt. Die Welt denkt alsdann nicht den Freund, nicht den Vertrauten, nicht den Scherzhaften bey dieſer oder jener Gelegenheit, wo der Scherz eine Tugend war; nicht den Mann, der ſich, indem er ſchrieb, einmal zerſtreuen wollte; der mit ſeinem beſten Freunde, oder mit ſeiner Freundinn, zum Vergnügen redete; der ſich mit Fleiß vergaß, und eben daher ſchön redete: ſondern ſie denkt den und den Mann, der dieſe oder jene Bedienung, dieſes oder

jenes ernſthafte Amt, dieſe oder jene Jahre hat; ſie denkt ſeine Geſchäffte, ſeine Schriften, ſeine Freunde, ſein Glück oder Unglück dabey. Sein Gedanke verliert alsdann oft, wenn ſie den Mann kennt, weil ſie Umſtände dazu bringt, die ſie vergeſſen ſollte. Er verliert aber auch oft von einer andern Seite, wenn ſie ihn nicht kennt, weil ihr Umſtände verborgen ſind, ohne welche der Einfall, wo nicht ganz unverſtändlich wird, doch wenigſtens die Hälfte ſeiner Anmuth verliert. Man ſchreibe endlich als ein Gönner, als ein Client, als ein Rathgeber, als ein Dankbarer; es miſchen ſich ſtets

gewisse Umstände mit ein, die wir nicht wollen bekannt werden lassen. Und wer ist gleichwohl ein getreuerer Verräther, als ein Brief? Streicht man bey dem Drucke solche Umstände weg: so geht es gemeiniglich den Briefen, wie allen wohl verbundnen Dingen, denen man einen Theil entzieht. Sie passen übel zusammen; und wenn dieß nicht ist: so haben sie doch eine Schönheit weniger. Schade genug!

Die Personen, an die man schreibt, und von denen man in den Briefen redet, verursachen in Ansehung des Drucks eben diese Schwierigkeiten. Man darf

zu-

zuweilen einen gewiſſen Umſtand nicht bekannt machen, oder man kann ihn beynahe nicht erklären; und gleichwohl iſt oft der ganze Brief, oder ſein gröſztes Verdienſt auf dieſen Umſtand gegründet. Alſo fallen dergleichen Briefe, wenn man ſich zum Drucke entſchlieſzt, wieder weg. Ferner giebt es gewiſſe Briefe, die zwar alle Welt würde leſen dürfen, und wenn ſie ſolche nur leſen möchte, auch würde verſtehen können. Aber der Innhalt iſt ſo geringe, ſo unanſehnlich, ſo perſönlich, ſo familienmäßig, daß man keinen Theil daran nehmen kann. Und ſo gut dergleichen Briefe in ihrer Art

ſind;

ſind; ſo iſt man ihrer vielleicht bey dem dritten ſchon müde, und niemand verlangt ſolche Exempel, als diejenigen Leſer, die ſie am wenigſten zu gebrauchen wiſſen; das iſt, die gar nicht ſchreiben ſollten.

Endlich ſind Briefe, als gedruckte Briefe, oft deswegen nicht mehr ſchön, weil der Leſer das beſondre Verhältniß, das zwiſchen mir und der Perſon iſt, an die ich ſchreibe, nicht weis, und alſo die größte Tugend, den Wohlſtand des Briefs, nicht wahrnehmen und empfinden kann. Es iſt in dieſem Falle nicht allemal genug, daß man, zum Exempel, weis, daß der andre mein Gönner iſt.

Man

Man ſollte das beſondre Verhältniß zwiſchen ihm und mir, man ſollte ſeinen und meinen Charakter, und zwar in dieſen oder jenen Jahren, in dieſen oder jenen Umſtänden und Ausſichten wiſſen, wenn man von der Güte, oder dem Fehler des Briefs, recht vollkommen urtheilen wollte.

Ich habe mich in dieſes Schickſal bey dem Drucke der gegenwärtigen Briefe ſo gut zu ſchicken geſucht, als es möglich geweſen iſt. Ich habe aus vielen nur wenige, nur ſolche ausgeleſen, die nach meinen Gedanken ohne die Gefahr eines Misverſtandes gedruckt, ohne Mü-

he und Dunkelheit geleſen, und ohne ein Tagregiſter gewiſſer Hausangelegenheiten verſtanden und geprüft werden könnten.

Wenn einige ſo glücklich ſind, dem Leſer zu gefallen: ſo iſt er den Dank nicht ſowohl mir, als einer guten Freundinn, ſchuldig; nicht deswegen, weil ſie mich zum Drucke verführt hat; ſondern weil ich dieſe Briefe ohne ſie größten Theils gar nicht haben würde. Sie hatte ſonſt den kleinen Fehler, daß ſie mich gern las, und meinen Urtheilen glaubte. Sie wies mir im Anfange ihre Briefe, und ich verſprach ihr, ſie die

mei-

meinigen, so viel ich ihrer schriebe, und so oft es die Zeit erlaubte, wieder lesen zu lassen. Sie hat sie bey dieser Gelegenheit oft abgeschrieben, wenn sie ihr gefallen haben; und die Briefe an sie selbst machen auch keinen geringen Theil von den gegenwärtigen aus.

Da ich in meinem Leben fast keinen Brief concipiret habe, noch so stolz gewesen bin, meine Briefe des Abschreibens werth zu achten: so schien es mir nöthig, diesen historischen Umstand anzuführen. Und da ich zugleich den Leser versichert habe, daß dieses nicht erdichtete, noch zum Druck geschriebene Briefe, sind: so habe

ichs

ichs gar für meine Schuldigkeit gehalten, dieſe Anekdote zu erzählen, und mich lieber einer kleinen Eitelkeit, wenn einmal eins ſeyn muß, als einer Unwahrheit verdächtig machen.

Diejenigen, welchen der Name und die Titulatur an einem Briefe das merkwürdigſte ſind, werden unzufrieden ſeyn, daß ich beides die meiſten male weggelaſſen habe. Ich gebe auch gern zu, daß unſre Neubegierde bey gewiſſen Briefen etwas entbehrt, wenn ſie die Namen der Perſonen, an welche ſie geſchrieben ſind, und ihren Aufenthalt, nicht findet. Allein würde ich nicht dieſen, oder jenen, beleidiget haben, wenn ich ſeinen

ganzen Namen hätte hinsetzen wollen? Würde es nicht gelassen haben, als ob ich meine Bekanntschaft mit ihm, der ganzen Welt erzählen wollte? Und was die Titulaturen anlangt; wer weis sie nicht? Und in welchem Briefsteller findet man sie nicht? Ich habe über dieses die Erlaubniß, oder das Recht gehabt, zuweilen nur kurze, zuweilen gar keine, als vertraute Titel, zu gebrauchen. Das letzte wird man leicht aus der Sprache des Briefs selbst schließen können. Ein guter Freund, dem ich diese Briefe zeigte, fragte mich, ob man den vertraulichen Scherz nicht übel auslegen würde, der dann und wann darinnen vorkäme.

käme. Ich habe ihm geantwortet, die Welt aus unsern Zeiten, wäre viel zu fein und zu gerecht, als daß man sie erst erinnern müßte, aus welchem Gesichtspunkte ein Scherz zu beurtheilen, oder zu vergeben wäre. Gesetzt, daß diese Antwort nicht durchgängig hinreichend seyn sollte: so ist sie doch der Ehrerbietung und dem Vertrauen, das ein jeder Scribent der Welt schuldig ist, vollkommen gemäß.

Die Gedanken von Briefen, habe ich bloß jungen Leuten zum Dienste niedergeschrieben. Es ist wahr, daß in der Schreibart auch die besten Regeln immer noch eine unzulängliche Landkarte sind;

aber es läßt ſich doch mit einer unvollkommnen Karte beſſer reiſen, als mit gar keiner; und was iſt zu thun, wenn keine zulängliche möglich iſt? Ich hoffe auch gar nicht, daß meine Leſer ſtets mit meiner Meynung übereinſtimmen werden. Nein! Es geht mit unſern Urtheilen, ſpricht Pope, wie mit unſern Uhren. Keine geht mit der andern vollkommen gleich, und jeder glaubt doch der ſeinigen:

'Tis with our Judgments as our Watches, none
Go juſt alike, yet each believes his own.

Ich weis nichts mehr zu ſagen, als daß ich vielleicht ſchon zu viel geſagt habe.
Leipzig, im Aprilmonate 1751.

Praktiſche Abhandlung

von dem

guten Geſchmacke in Briefen.

Praktiſche Abhandlung von dem guten Geſchmacke in Briefen.

Man braucht keine groſſe Mühe, wenn man das Schöne und Schlechte in einem Briefe erklären, und noch weniger, wenn man es kennen lernen will. Man darf nur die Natur und Abſicht eines Briefs zu Rathe ziehen, und einige Grundſätze der Beredſamkeit zu Hülfe nehmen: ſo wird man ſich die nöthigſten Regeln, welche die Briefe fodern, leicht entwerfen können. Wenn man ſich endlich gute Beyſpiele vor-

legt, untersucht, warum sie schön sind, und sich bemüht, das Schöne davon recht zu empfinden: so wird man nicht allein seine Regeln vollständiger, sondern auch seinen Geschmack im Schreiben gewisser machen. Kennt man einmal das Schöne an einer Sache: so ist es sehr leicht, die Fehler wahrzunehmen. Unsere Empfindung sagt sie uns, und ein geschwindes Urtheil des Verstandes, das sich auf die allgemeine Regel des Schönen und Wahren gründet, mengt sich in unsre Empfindung, ohne daß wir es allemal wissen. Wir wolken uns dieser Methode bedienen, und jungen Leuten die Tugenden und Fehler der Schreibart in Briefen, aus der Natur und Absicht der Briefe und aus einigen Regeln der Beredsamkeit, aufsuchen helfen. Man wird es uns daher vergeben, wenn wir zuweilen eine Stelle aus dem Cicero, Quintilian, oder aus einem neuern Scribenten im Vorbeygehn anführen werden.

Das erste, was uns bey einem Briefe einfällt,

ist

iſt dieſes, daß er die Stelle eines Geſprächs vertritt. Dieſer Begriff iſt vielleicht der ſicherſte. Ein Brief iſt kein ordentliches Geſpräch; es wird alſo in einem Briefe nicht alles erlaubt ſeyn, was im Umgange erlaubt iſt. Aber er vertritt doch die Stelle einer mündlichen Rede, und deswegen muß er ſich der Art zu denken und zu reden, die in Geſprächen herrſcht, mehr nähern, als einer ſorgfältigen und geputzten Schreibart *. Er iſt eine freye Nachahmung des guten Geſprächs. Wenn ich, zum Exempel, an einen großen Herrn ſchreibe, und ihn um etwas bitte: ſo kann und darf ich zwar nicht ganz ſo reden, als wenn ich vor ihm ſtünde. Allein man faſſe einmal dieſe Bitte in einer prächtigen, oder in einer kanzleyförmigen Schreibart ab: ſo werden tauſend Leute ſagen, daß der Brief nicht natürlich iſt, und bald mit der Antwort fertig ſeyn, daß man

* Qualis ſermo meus eſſet, ſi vna ſederemus, aut ambularemus, illaboratus & facilis: tales eſſe epiſtolas meas volo, quae nihil habeant accerſitum, nec fictum. *Seneca* ad *Lucil.* epiſt. LXXV.

im gemeinen Leben nicht ſo zu reden pflege. Der Anfang von dieſem Briefe mag ſo heißen:

Gnädiger Herr,

Nachdem ich in Erfahrung gebracht habe, daß Ew. Hochwohlgebohrnen eines Sekretairs bedürftig ſind, und ich mich zu ſothaner Bedienung ſeit vielen verfloſſenen Jahren auf Schulen und Akademien beſtmöglichſt geſchickt gemacht habe ꝛc.

Ein Frauenzimmer von geſundem Geſchmacke, die aber gar nicht mit den Regeln der Kunſt bekannt iſt, wird das Unnatürliche in dieſem Briefe leicht fühlen. Man redet nicht ſo, das wird ihre Critik ſeyn. Und was iſt wahrer? Wenn verbindet man zween leicht zu verſtehende Sätze durch ein Nachdem und So? Die Schreibart wird ſtrotzend. Wenn ſagt man im gemeinen Leben: nachdem ich heute viermal vergebens bey Ihnen geweſen bin, ſo will ich mir die Freyheit nehmen . . ? Die Redensart, in Erfahrung bringen, iſt der Sache gar nicht gemäß. Sie bringt uns auf die Gedanken,

daß

daß ſehr mühſame Nachforſchungen dazu gehört haben. Sollte man nach einem ſolchen Eingange nicht die wichtigſten Entdeckungen vermuthen? Und es iſt weiter nichts, als daß der Herr einen Sekretär braucht. Wer wird zu einem großen Herrn ſagen: **Sie ſind eines Sekretärs bedürftig.** Das Wort, **bedürftig**, iſt ungebräuchlich, und erweckt einen widrigen Begriff, weil es dem großen Herrn die Unentbehrlichkeit einer ſolchen Perſon vorrückt, als der Verfaſſer des Briefs zu ſeyn glaubt, und ihn zum voraus von ſeinem Werthe zu benachrichtigen ſcheint. **Sothane Bedienung**; dieſes Beywort hört man in Geſprächen nicht. **Seit vielen verfloßnen Jahren auf Schulen und Akademien beſtmöglichſt ꝛc.** **Verfloſſen** iſt überflüßig; **beſtmöglichſt** iſt durchaus fremd. Man kann alſo dadurch, daß man ſich an die Sprache des gemeinen Lebens erinnert, die Schreibart in Briefen ſchon ziemlich beſtimmen. Man kann dadurch wiſſen, wie man reden ſoll, wenn man vertraulich,

wenn man scherzhaft, wenn man ernsthaft, wenn man ehrerbietig und mitleidig schreiben will.

Allein wer sieht nicht, daß wir im Briefschreiben in viele Fehler verfallen würden, wenn wir ohne Unterscheid die Sprache des Umgangs nachahmen wollten? Unsre Schreibart würde oft sehr unverständlich und schmutzig, oder gezwungen, platt, weitläuftig und gemein werden, wenn wir ohne Ausnahme von bürgerlichen und häußlichen Angelegenheiten in Briefen so reden wollten, wie die Niedrigen, oder die Vornehmen, im gemeinen Leben davon zu sprechen pflegen. Hier geht also der Brief von dem Gespräche ab. Was seiner Natur nach, in der Art zu denken und sich auszudrücken, unrichtig, müßig, ekelhaft ist, das wird dadurch in einem Briefe nicht gerechtfertiget, weil es im gemeinen Leben oft gehört wird. Gesittete und geschickte Leute enthalten sich auch solcher Dinge schon im Umgange, und noch mehr wird man dieses im Schreiben zu beobachten verbunden seyn. Dem

unge-

ungeachtet bleibt es dabey, daß der Scribent seine Worte aus den gesellschaftlichen Reden entlehnt. Allein es verändern sich bey den Briefen gewisse Umstände. Man hat mehr Zeit, wenn man schreibt, als wenn man spricht. Man kann also, ohne Gefahr unnatürlich zu werden, etwas sorgfältiger in der Wahl seiner Gedanken und Worte, in der Wendung und Verbindung derselben seyn. Was geschrieben ist, wird genauer bemerkt, als was man bloß hört; man muß sich daher um desto mehr hüten, durch seine Briefe keinen Ekel zu erwecken. Dieses kann nicht besser geschehen, als wenn man das Gemeine, das Alltägliche vermeidet, das am ersten in der Rede beschwerlich wird, und wenn man sich so wohl von dem Altfränkischen als von dem Neumodischen in der Sprache gleich weit entfernet *. Man bedient sich im Schreiben der Worte **, die in der Welt

* Ergó, vt novorum optima (verba) erunt maxime vetera, ita veterum maxime nova. *Quinct.* L. I. c. 6.

** Non sunt alia sermonis, alia contentionis verba: neque ex alio genere ad vsum quo-

üblich ſind. Allein durch die Art, wie man ſie braucht, durch die Stellung und Verbindung, die man ihnen giebt, entzieht man dem Ausdrucke das Gemeine, und giebt ihm eine gewiſſe Zierlichkeit, die ſo natürlich läßt, daß jeder glaubt, er würde eben ſo von der Sache geſprochen haben, weil er ſeine Worte hört. Man redt daher nicht ohne Ausnahme ſo in Briefen, wie andre im Umgange ſprechen. Man ahmet vielmehr ihre Sprache geſchickt nach. Ich will dieſes durch ein kleines Exempel erläutern. Es giebt in der Sprache des Umgangs Formeln, Glück zu wünſchen, oder ſein Beyleid zu bezeigen, die ſehr gebräuchlich ſind, und in denen man die Leute ſprechen laſſen muß, wenn man ſie in einer Schrift redend einführen, und das Natürliche beobachten will. Allein an ſtatt, daß dergleichen Formeln in Briefen natürlich laſſen ſollten: ſo werden ſie vielmehr

quotidianum, alio ad ſcenam pompamque ſumuntur: ſed ea nos cum jacentia ſuſtulimus e medio, ſicut molliſſimam ceram ad noſtrum arbitrium formamus, & fingimus. *Cicer.* de Orat. L. III. pag. 500. edit. *Elzev.*

mehr beſchwerlich, wenn man ſie von Wort zu Wort in die Briefe überträgt, und ihnen nicht durch einen veränderten Ausdruck eine neuere Geſtalt zu geben ſucht. Ich finde z. E. in einem Briefe dieſe Stelle: „Indeſſen hoffe ich, Sie werden verſichert ſeyn, daß ich an Ihrem Glücke das größte Theil nehme, und von Herzen wünſche, daß Sie nebſt Ihrer Frau Gemahlinn alles erſprießliche Vergnügen und Wohlergehen bis in die ſpäteſten Zeiten genieſſen mögen.„ Dieſer Wunſch iſt eine Formel, die man tauſendmal gehört hat; aber läßt ſie darum in einem Briefe natürlich, weil ſie im Reden gewöhnlich iſt? Nein, ſie iſt für den Brief zu gemein. Wenn ich ſchreibe: ſo thue ich nur, als wenn ich redte, und ich muß das Natürliche nicht bis zum Ekelhaften treiben. Man ſage hingegen: „Sie können verſichert ſeyn, daß mich Ihr Glück von Herzen vergnügt, und daß ich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlinn die größte und dauerhafteſte Zufriedenheit in Ihrer Ehe wünſche . . .„ Auf dieſe Art wird dem

Wunsche das Gemeine benommen. Er ist nicht mehr in den ordentlichen Worten des Gesprächs abgefaßt; allein die Worte sind doch einzeln, ja selbst in ihrer Verbindung, üblich. Ihre Stellung scheint fremder zu seyn, als die erste; aber sie ist dem Sprachgebrauche, welchen man in der Wortfügung niemals aus den Augen lassen muß, immer noch gemäß, ja der ganze Period ist dadurch kürzer und gefügiger geworden, als der erste. Die Worte und Redensarten eines Briefs müssen also im gemeinen Leben nicht ungewöhnlich, obgleich nicht die gewöhnlichsten, sie müssen gebräuchlich, aber auch gut und richtig, und nicht allein einzeln, sondern auch im Zusammenhange, üblich seyn. Wer Briefe schön schreiben will, muß nicht so wohl schreiben, wie ein jeder im gemeinen Leben reden, sondern wie eine Person im Umgange ohne Zwang sprechen würde, welche die Wohlredenheit völlig in ihrer Gewalt hätte, welche schön redte, ohne daß die Ausdrücke sich von den Ausdrücken andrer so weit entfernten,

daß

daß der Unterschied dem Ohre gleich merklich würde.

Um die Schreibart der Briefe noch genauer zu bestimmen, und die Fehler zu vermeiden, die aus einer unbehutsamen Nachahmung des Gesprächs sich in die Briefe einschleichen können, muß man ferner auf den Innhalt der Briefe Achtung geben. Wer weis nicht, daß die Schreibart von den Sachen abhängt, und daß sie nur in so weit schön ist, als sie sich zu den Dingen schickt, welche sie vorträgt? Die meisten Briefe sind Verzeichnisse von besondern Angelegenheiten des gemeinen Lebens. Wir berichten dem andern etwas, wir bitten ihn um etwas, wir danken ihm für etwas, das seine Deutlichkeit schon bey sich führt, so bald es in üblichen und verständlichen Worten vorgetragen wird.

Wenn wir in einer geschmückten oder prächtigen Sprache von einer geringen und gemeinen Sache reden: so hat der Ausdruck kein Verhältniß, er wird unnatürlich oder abentheuerlich. Was von den

Worten

Worten gilt, gilt auch von den Gedanken. Dieſe werden von den Sachen erzeugt. Eine bekannte oder gewöhnliche Sache, die nur erzählt und nicht ausgeführt werden will, kann mich unmöglich mit großen, oder mit vielen ſinnreichen Gedanken erfüllen. Ich will dadurch nicht ſagen, daß man in ſeinen Briefen ſchläfrig denken müſſe, daß man allen feinen und ſchönen Gedanken den Zugang verwehren müſſe. Nein, man ſoll ſich nur hüten, daß man ſie nicht vom weiten herhohlt, und mit Gewalt in ſeine Materie hinein zwingt. Endlich iſt es nicht genug, wenn die Einfälle nicht geſucht ſind, man muß ſie auch mit Beſcheidenheit und Sparſamkeit anbringen. Ein Brief ſoll eben nicht einem armſeligen Zimmer gleichen, das an allen Wänden leer iſt; aber er muß auch kein pralendes Putzzimmer ſeyn, darinnen man eine Menge von Koſtbarkeiten zur Schau ausgeſetzt, die vielleicht an zehn andre Orte gehören, und welche die Aufmerkſamkeit ermüden, anſtatt, daß ſie dieſelbe bequem ſättigen ſollten. Geſuchte

Gedan-

Gedanken, spitzfindige Einfälle, denen man die Mühe ansieht, die sie den Verfasser gekostet haben, oder die Freude, die er nach ihrer Geburt empfunden, mißfallen eben so sehr, als ungekünstelte und doch feine Gedanken in Briefen gefallen. Es giebt gewisse Gesichter, die gar nicht blendend sind, die keine große Schönheit ankündigen, und die doch durch eine gute Mine uns sanft einnehmen, und lange rühren. So giebt es auch gewisse Gedanken, die eben nicht eine große Verwunderung erwecken, wenn man sie sieht; die aber durch eine gewisse unschuldige, oder schalkhafte, durch eine treuherzige, durch eine verschämte, durch eine muntre und nachläßige Mine gefallen. Mit diesen kann man seinen Brief wohl ausputzen. Sie zerstreuen die Aufmerksamkeit nicht, und ermüden sie auch nicht; sie unterhalten sie nur. Sie entfernen sich gleich weit von den ganz starken, und von den ganz leeren Gedanken. Sie bieten sich an, oder lassen sich doch, wie die Veilchen unter den Blättern, gern finden. Wir müssen daraus nicht

schlies-

ſchlieſſen, daß dieſes allemal die beſten Gedanken in Briefen ſind, die uns am erſten bey der Sache einfallen. Zuweilen koſtet eben das Leichte, das Natürliche in einem Gedanken, das ſich bey ſeiner Zubereitung nicht gleich geben will, die meiſte Mühe, und gefällt doch dem Leſer am Ende aus dem Grunde, weil es keine Mühe gekoſtet zu haben ſcheint. Man hat alle Arbeit, alle Kunſt verſteckt. Man hat den Gedanken mit dem Vorhergehenden oder Nachfolgenden ſo zuſammen gefugt, daß man glaubet, er gehöre nothwendig da hinein.

Ich muß bey dieſer Gelegenheit erinnern, daß es eine Schreibart giebt, die nicht gefällt, weil ſie, wenn ich alſo ſagen darf, zu natürlich iſt. Sie hat wie das Waſſer gar keinen Geſchmack. Ich meyne die Schreibart, die zwar aus ſehr leichten, aber auch ſehr leeren, Worten und Gedanken beſteht. So wenig man in einem Briefe gefällt, wenn man es merken läßt, daß man geiſtreich ſeyn will: eben ſo wenig gefällt man auch ohne Geiſt. Der Leſer

ver-

vergnügt ſich nicht bloß deswegen an mir, weil ich leicht und bald zu verſtehen bin, ich mag ihm etwas ſo gemeines ſagen, als ich will; nein, weil ich ihm etwas Gutes um einen wohlfeilen Preis, auf eine leichte Art ſage. Er glaubt, weil ihm die Schreibart keine Mühe macht, inden: ſie ihm gefällt, daß ſie mir auch keine gemacht habe, und dieß flößt ihm eine gewiſſe Hochachtung gegen mich ein, daß ich ſo glücklich bin, ohne Mühe ſo fein von einer Sache zu reden. Dieſes ſchreibt ſich vermuthlich von unſrer Begierde zur Beqvemlichkeit her. Und bey dieſer Gelegenheit mengt ſich unſre Eigenliebe heimlich in das Spiel, und beredt uns, weil alles ſo leicht und natürlich iſt, daß wir ſelbſt eben ſo gedacht und geredt haben würden, oder daß wir es dem Verfaſſer doch gleich thun könnten, ſo bald wir nur wollten. Ich will das, was ich von der unnatürlichen und gar zu natürlichen Schreibart der Briefe geſagt habe, durch einige Beyſpiele zu erläutern ſuchen, und auch die wahre natürliche an einem Exempel zeigen.

Solche

Solche Beyſpiele mit Anmerkungen lehren mehr, als alle Regeln. Ein Exempel von der unnatürlichen Schreibart wollen wir aus **Neukirchs galanten Briefen** nehmen, die man jungen Leuten zum Unglücke immer, als Muſter * guter Briefe, angeprieſen hat. Es iſt ein Dankſagungsſchreiben an den Herrn von Rauter. Neukirch redt mit einem vornehmen Hofmanne, mit ſeinem großen Gönner

* Man ſehe die Vorrede zur ſiebenten Auflage des Junkeriſchen Briefſtellers. Nichts, ſpricht der Verfaſſer, war dieſem Werkchen nöthiger, als ein Vorrath guter Muſter, die jungen Leuten zur Aufmunterung in der Schreibart dienen könnten. Nun hat es in dieſer Art nicht leicht jemand dieſem berühmten Scribenten (Neukirchen) gleich gethan; das macht, er hat dieſe wenige Stücke nicht den Buchhändlern vor Geld alphabetweiſe hingeſchmieret; ſondern wirklich in ſolchen Umſtänden, als darinnen vorkommen, an wahrhafte Perſonen abgelaſſen. So wird auch in der Vorrede zu des le Pays überſetzten Briefen behauptet, daß man durch nichts beſſer, als durch die Neukirchiſchen Briefe, behaupten könne, daß es den Teutſchen an aufgeweckten Köpfen und Vätern einer lebhaften, ſinnreichen und bündigen Schreibart ſo wenig, als den Franzoſen, fehle. . . Damit meine Leſer nicht denken, daß ich bloß aus Begierde zu widerſprechen, ſo nachtheilig von Neukirchs galanten Briefen urtheile: ſo bitte ich ſie, dieſe Briefe ſelbſt zu leſen. Ich weis wohl, daß ſie von großen Männern ſind gelobt worden; allein ich zweifle, daß dieſe Männer ſie alle geleſen haben. Vielleicht hat ſie der Name verführt.

Gönner und Wohlthäter. Er ſollte alſo die geſetzte und ernſthafte Sprache der Dankbarkeit und Ehrerbietung reden. Ein Client, der mit ſeinem Gönner ſpricht, kann ſeine Gnade zwar loben; aber er muß es beſcheiden thun, und die Lobſprüche nicht übertreiben. Er ſoll ihm die Empfindungen der Dankbarkeit auf eine lebhafte Art zu erkennen geben; aber er ſoll ſie nicht auf das Poſſierliche und Abentheuerliche treiben. Der Brief heißt ſo:

Hochwohlgebohrner Herr ꝛc.

Wann ich ſo verſchwenderiſch mit Worten, als Ew. Excellenz mit Wohlthaten wäre, ſo würde ich ſchon nichts mehr haben, womit ich mich für Dero heutige Gnade bedanken könnte. Allein Sie werden dadurch nichts ärmer: denn Sie haben alle Augenblicke neues Vermögen, mir Gutes zu thun; da ich hergegen oft acht Tage ſinne, ehe ich nur eine Redensart finde, welche ſich entweder zu Beſchreibung Dero großen Gemüths; oder zu Ausbildung meiner unterthänigſten Erkenntlichkeit ſchicket. Ich habe mir zwar vielmal fürgenommen, meine Gedanken auf einmal auszuſchütten, und alles, was ich von Ew. Excellenz

bishero empfangen, in eine einzige Lobſchrift zu faſſen: Aber nachdem ich den ganzen Plinius geleſen, und alle Schmeichel-Gedichte der alten und heutigen Poeten durchſtanket, ſo habe ich allererſt geſehen, daß Ew. Excellenz Ihres gleichen noch nicht gehabt, und daß Dero neue und ungemeine Gemüthsart, auch neue und ungemeine Formeln erfordert. Nun wollte ich mich auch hierum wohl bemühen: Allein ich fürchte, ie mehr ich ſage, ie mehr werde es die Welt für Lügen halten; weil ſie doch unmöglich glauben kann, daß Ew. Excellenz dieſes alles an einem einzigen, und zwar fremden, Menſchen erwieſen. Ich thue alſo viel vernünftiger, wenn ich ſchweige. Ew. Excellenz kennen mein Herz, und finden alle Buchſtaben darinnen, welche zu einer Rede von nöthen ſeyn. Sie machen ſich ihr Loblied ſelber, und ſeyn zu frieden, daß ich mit unterthänigſten Reſpect bewundre, was ich doch nicht anders vergelten kann, als daß ich mich nenne,

Ew. Excellenz

unterthänigen und gehorſamſten
Knecht.

Wir wollen dieſen Brief ſtückweiſe durchgehen, und ihn ſo wohl in Anſehung des Ausdrucks, als

der

der Gedanken und der ganzen Einrichtung, beurtheilen: „Wenn ich so verschwenderisch mit Worten, „als Ew. Excellenz mit Wohlthaten wäre, so würde „ich schon nichts mehr haben, womit ich mich für „Dero heutige Gnade bedanken könnte.„ Wenn dieser Gedanke auch nicht unter diejenigen Spitzfindigkeiten gehörte, welche anfangs mit der Mine des Witzes schmeicheln, und wenn man sie untersucht, zum Lachen bewegen *: so würde er doch des Ausdrucks wegen verwerflich seyn. Welche Klugheit, einem großen Herrn zu sagen, daß er mit seinen Wohlthaten verschwenderisch ist! Ist das die bedachtsame Sprache eines Clienten? Und wenn nun auch Neukirch so verschwendrisch mit Worten wäre, als sein Gönner, nach seiner Meynung, mit Wohlthaten ist, würde er sich denn deswegen heute nicht mehr bedanken können? Kann man denn die Worte nicht wieder gebrauchen, die man einmal ge-

 braucht

* Minimis etiam inventiunculis gaudent, quae excussae usum habent, inventae facie ingenii blandiuntur. *Quinct.* VIII. 5.

braucht hat? Kann man ſich nicht mehr bedanken, wenn man ſich zwanzigmal bedankt hat? Kein Gedanke iſt natürlich, der im Grunde falſch iſt. Neukirch begeht noch einen Fehler. Indem er den Gegenſatz von der Verſchwendung mit Worten und Wohlthaten macht: ſo ſagt er nicht allein dem Herrn von Rauter eine Grobheit, ſondern er lobt ſich auch ſelbſt, daß er haushältiger auf ſeiner Seite iſt. Er fährt fort: „Allein Sie werden dadurch „nichts ärmer: denn ſie haben alle Augenblicke „neues Vermögen, mir Gutes zu thun; da ich „hergegen oft acht Tage ſinne, ehe ich nur eine „Redensart finde, welche ſich entweder zu Beſchrei„bung Dero großen Gemüths, oder zu Ausbil„dung meiner unterthänigſten Erkenntlichkeit „ſchickt.„ Man ſieht nicht, wie das **Allein** hier bindet. Der ganze Period ſoll eine Erklärung des Vorhergehenden ſeyn, und zugleich eine Rechtfertigung. Sie werden dadurch nichts ärmer. Das **dadurch** iſt undeutlich. Man muß großen Herren

nichts

nichts von **arm werden** vorsagen. Wenn der Herr von Rauter alle Augenblicke neues Vermögen hat, Neukirchen Gutes zu thun, welches doch eine schreckliche Hyperbole ist: so verringert Neukirch eben dadurch die Großmuth seines Gönners. Das ist ja eben nichts groſses, wenn ich nichts thue, als daß ich mich des Vermögens, wohl zu thun, entschütte, das mir alle Augenblicke zufließt. Allein Neukirch brauchte die Augenblicke, um sie den Tagen entgegen zu setzen, **da ich hergegen oft acht Tage sinne, ehe ich nur eine Redensart finde, welche** u. s. w. Ein ieder frage sich selbst, ob er, ohne roth zu werden, dieses zu seinem Gönner sagen könnte. Ein Tag zu einer Redensart, das wäre schon ausschweifend; aber acht Tage, das ist gar nicht auszustehen. Der Herr von Rauter hätte dieses Bekenntnisses wegen Neukirchen seine Gnade entziehen sollen. Einem Clienten, der acht Tage sinnen muß, ehe er zur Beschreibung meines **groſsen Gemüths, und zur Ausbildung seiner unterthänigsten Erkenntlichkeit**

licht it eine Redensart finden kann, dem gebe ich nichts mehr. Ich fürchtete mich, daß ichs zu verantworten hätte, wenn er um meinetwillen ferner die Zeit verderbte. Doch der Verfaſſer will dadurch ſagen, daß es ſehr ſchwer iſt, den Herrn von Rauter würdig zu loben. Das kann ſeyn; aber er hat es ſehr unnatürlich geſagt.. Er macht ſich zu einem armſeligen Pedanten, um die Großmuth des Cönners unbeſchreiblich zu machen. Ueber einem Lobgedichte acht Tage zubringen; das iſt keine Schande. Aber ſich von einem Manne müſſen loben laſſen, der acht Tage Zeit zu einem Ausdrucke braucht, das iſt wirklich eine. **Die Ausbildung der Erkenntlichkeit**, iſt eine geſuchte und undeutliche Redensart. Was heißt ſeine Erkenntlichkeit ausbilden? Sie vollſtändiger und vollkommner in ſeinem eignen Herzen machen, nicht aber ſie durch Worte zu erkennen geben. „Ich habe mir zwar vielmal fürgenommen, meine Gedanken auf einmal auszuſchütten . . „ das iſt ſehr unverſchämt mit dem Herrn

von

von Rauter gesprochen. Ausgeschüttete Gedanken sind kein groſses Geschenke. Der Lobspruch, der unmittelbar folgt, ist die gröſste Beleidigung für einen bescheidnen Mann. Einem gerade zu unter die Augen sagen, daß seines gleichen noch nicht in der Welt gewesen ist, und zwar von der Seite des guten Herzens her; das ist etwas schreckliches. Ein Client verräth bey einem solchen Machtspruche einen erstaunenden Stolz. Er rühmt sich gleichsam, die Verdienste aller andern so genau zu kennen, daß er den Ausspruch thun kann, wer der gröſste sey. Gesetzt, daß er nach seinen Gedanken Recht hätte: so muß ers doch mit Bescheidenheit sagen. Er setzt sonst zum voraus, daß sich sein Gönner gern loben läßt; und das ist doch eben keine Schmeicheley. Endlich kann der Gönner auf so einen Lobspruch, wenn er auch aufrichtig wäre, doch nicht stolz werden. Wer macht ihm denn den Lobspruch? Ein Mensch, der von seinen Wohlthaten eingenommen, der eben deswegen schon partheyisch ist, der sich neue

Gunſtbezeugungen erkaufen will, und der ſich endlich aus Beſcheidenheit das Recht nicht anmaßen ſollte, die Verdienſte ſeines Gönners mit ſo großem Geräuſche zu beſtimmen. „Aber nachdem ich den „ganzen Plinius geleſen, und alle Schmeichel„Gedichte der alten und heutigen Poeten „durchſtankert, ſo habe ich allererſt geſehen, „daß Ew. Excellenz Ihres gleichen noch nicht „gehabt, und daß Dero neue und ungemeine „Gemüthsart auch neue und ungemeine For„meln erfordert.„ Die ganze Stelle iſt wunderbar. Was heißt der **ganze Plinius**? Vermuthlich ſeine Lobrede auf den Trajan. Alſo iſt ein Trajan nichts gegen den Herrn von Rauter? Er hat alle Schmeichelgedichte durchſtankert. **Durchſtankern** iſt ein unflätiges Wort. Und warum Schmeichelgedichte? Hat er denn ſeinem Gönner auch Schmeicheleyen ſagen wollen? **Ihres gleichen** iſt ein zu vertraulicher Ausdruck. Wer ſagt im Ernſte, der Mann hat eine ganz **neue Gemüthsart**? Und

warum

warum erfodert seine neue und ungemeine Gemüthsart bloß neue und ungemeine Formeln? Scheint es doch, als wenn der Verfasser die Formeln und Redensarten für nöthiger zu einer Lobrede hielte, als die Gedanken. Um sich von dem Unnatürlichen dieser Sprache zu überzeugen: so mache man aus dieser Stelle ein Compliment. Wenn ich zu einem großen Herrn ins Zimmer träte, und anfienge: Gnädiger Herr, Sie haben mir eine neue und ungemeine Wohlthat erwiesen, die auch neue und ungemeine Formeln erfordert u.s.w. würde er nicht glauben, daß ich mich für seine Wohlthat betrunken hätte? „Nun wollte ich mich auch hierum „wohl bemühen; allein ich fürchte, ie mehr ich sage, „ie mehr werde es die Welt für Lügen halten, weil „sie doch unmöglich glauben kann, daß Ew. Excell. „dieses alles an einem einzigen und zwar fremden „Menschen erwiesen ꝛc.„ Hier ist erstlich der Zusammenhang dieses Perioden und des vorigen unnatürlich. Er hat von der neuen und ungemeinen

Gemüthsart des Gönners geredet. Nun ſagt er, die Welt würde das Lob derſelben für Lügen halten. Warum? weil ſie nicht würde glauben können, daß er alle dieſe Wohlthaten einer einzigen Perſon erwieſen. Man erwartet natürlicher Weiſe ganz was anders. Er redt itzt von ſeiner Dankbarkeit, und unmittelbar zuvor war die Rede von den Rauteriſchen Verdienſten. Beſteht denn das ganze Verdienſt, warum der Herr von Rauter beſſer iſt, als alle übrige Sterblichen, bloß darinnen, daß er Neukirchen viele Wohlthaten erwieſen hat? Er geſteht, daß er ſich endlich wohl um Formeln bemühen wollte. Warum um Formeln? Mit dem Worte **Lügen** muß man große Herren verſchonen. Er fährt fort: „**Ich thue alſo viel vernünftiger, „wenn ich ſchweige.**„ Iſt dieſes nicht der ſchönſte Gedanke in dem Briefe, ſo iſt es doch der wahrſte. „Ew. Excellenz kennen mein Herz, und finden „alle Buchſtaben darinnen, welche zu einer „Rede von nöthen ſeyn. Sie machen ſich ihr Lob-

lied

„lied ſelber, und ſeyn zufrieden, daß ich mit unter-
„thänigſtem Reſpecte bewundre, was ich doch nicht
„anders vergelten kann, als daß ich mich nenne Ew.
„Excell. unterthänigen und gehorſamſten Knecht.„
Nachdem der Verfaſſer in dem ganzen Briefe mit ſei-
nem Gönner pedantiſch complimentirt hat, ſo wird er
am Ende auf einmal vertraut mit ihm. Der Herr von
Rauter kennt ſein Herz, und findet alle Buchſtaben
darinnen, welche zu einer Rede nöthig ſind. Es iſt
beynahe unmöglich, daß einem bey dem Herzen nicht
der Schriftkaſten, und der Herr von Rauter, als
ein Setzer, einfallen ſollte, der ſich ſein Loblied
ſelber macht. Erſt hat er nur von Worten, Redens-
arten und Formeln geredt, itzt treibt er die Beſchei-
denheit noch höher, und ſpricht, daß nur die bloßen
Buchſtaben zu einer Rede in ſeinem Herzen fertig
liegen. Wenn dieſes kein falſcher Gedanke iſt, ſo muß
gar keiner möglich ſeyn. Was ſind Buchſtaben im
Herzen? Wie kann man ſie ſehen? Soll der Ge-
danke einen Verſtand haben, ſo muß er ſo viel

heißen:

heißen: Sie kennen mein Herz, und wiſſen, daß ich alle die Empfindungen habe, die zu einer aufrichtigen Dankſagung, nicht aber zu einer Rede überhaupt, nöthig ſind. Auf dieſe Art bezieht ſich der Gedanke nur auf die Dankſagung, und nicht auf die Lobrede, und er will doch auf beides anſpielen. **Sie machen Sich Ihr Loblied ſelber**; eine grobe Schmeicheley! Und ſeyn zufrieden, daß ich mit unterthänigſtem Reſpecte bewundre, was ich doch nicht anders vergelten kann, als daß ich mich nenne ꝛc. Der Schluß iſt eben ſo ſpitzfindig, wie der Anfang. Vergilt er dadurch die Wohlthaten, daß er ſich des Herrn von Rauters Knecht nennt? Wären ſie vergolten, wenn ſie Neukirch in einem Gedichte gelobt hätte? Der ganze Brief iſt unnatürlich. Die Gedanken ſind froſtig, kindiſch und falſch. Der Zuſammenhang, oder die Art, wie er von einem auf das andre kömmt, iſt gezwungen. Der Ausdruck iſt niedrig, ſchmutzig und undeutlich. Die meiſten von den neukirchiſchen galanten Brie-

ſen können zu Muſtern dienen, wie ein Brief nicht beſchaffen ſeyn muß, wenn er natürlich ſeyn ſoll.

Der erſte Begriff, den wir mit dem Natürlichen, ins beſondre in Briefen, zu verbinden pflegen, iſt das Leichte; dieſes entſteht aus der Richtigkeit und Klarheit der Gedanken, und aus der Deutlichkeit des Ausdrucks *. Allein ich habe ſchon erinnert, daß

* Man ſchreibt, damit man verſtanden werde, und nicht allein, damit man verſtanden werde, ſondern daß uns der Leſer auch gewiß, bald, und ganz, verſtehe. Man muß alſo alles vermeiden, was der Deutlichkeit der Schreibart ſchaden kann; unverſtändliche oder verlegne Worte, oder ſolche Worte, die zwar gebräuchlich ſind, denen wir aber andre Begriffe geben, als ſie im gemeinen Leben haben, oder die ſonſt zweydeutig ſind; unrichtige Wortfügungen, weitſchweifige und ungeheure Perioden, oder gar zu oft und zur Unzeit abgeriſſne Sätze. Cicero lehrt uns dieſes im dritten Buche vom Redner: Neque vero in illo - - diutius commoremur, vt diſputemus, quibus rebus aſſequi poſſimus, vt ea, quae dicamus, intelligantur: Latine ſcilicet dicendo, verbis vſitatis, ac proprie demonſtrantibus ea, quae ſignificari ac declarari volemus, ſine ambiguo verbo aut ſermone, non nimis longa continuatione verborum - - non diſcerptis ſententiis, non praeposteris temporibus, non confuſis perſonis, non perturbato ordine. Die Worte und Wortfügungen können endlich gut und richtig ſeyn, und man kann doch noch in ſeinem Vortrage dunkel und räthſelhaft werden, wenn man zu viel oder zu wenig Worte macht; gewiſſe Umſtände verſchweigt, die zur Sache gehören, oder alle Kleinigkeiten berührt; nichts das erſte, nichts das andre ſeyn läßt, oder bald von dieſem, bald von

daß dieſes nicht genug iſt. Wenn das bloße Verſtändliche und Deutliche, in ſo weit es dem Dunkeln und dem Schwülſtigen entgegen geſetzt iſt, eine Schreibart ſchön machte: ſo wäre nichts leichter, als gute Briefe zu ſchreiben. Wer wird von gewöhnlichen Dingen nicht deutlich und verſtändlich ſchreiben können? Doch deswegen, weil einer keine Fehler in ſeiner Sprache begeht, ſchreibt er noch nicht ſchön. Und niemand wird einen darum loben, weil er ſo geredt hat, daß die Anweſenden ſeine Meynung haben verſtehen können; ſondern man verachtet den, der es nicht thun kann *. Der Hauptbegriff von dem

von jenem redet. Dieſe Fehler im Schreiben zu vermeiden, wird eine gewiſſe Uebung erfodert. Man findet oft Leute, die mündlich eine Sache ganz deutlich vortragen, und bey undeutlich werden, ſo bald ſie davon ſchreiben. Im Reden waren ſie unbeſorgt, und ſich ſelbſt überlaſſen, darum glückte es ihnen. Im Schreiben geben ſie auf ſich Achtung, und weil ſie beſſer ſchreiben wollen, als ſie reden, und aus einem Mangel der Uebung ungewiß in der Wahl des Ausdrucks ſind: ſo verfallen ſie in das Weitläuftige, und werden undeutlich, weil ſie alles umſchreiben, und koſtbar ſagen wollen. Eſt etiam in quibusdam turba inanium verborum, qui dum communem loquendi formam reformidant, ducti ſpecie nitoris, circumeunt omnia copioſa loquacitate, quae dicere volunt. *Quinct.* VIII. 2.

* Nemo extulit eum verbis, qui

dem Natürlichen iſt, daß ſich die Vorſtellungen genau zur Sache, und die Worte genau zu den Vorſtellungen ſchicken müſſen. Man muß endlich das Natürliche nicht bloß in Worten und in den einzelnen Gedanken eines Briefs, ſondern in dem Ganzen, in dem Zuſammenhange der Gedanken unter einander, ſuchen. Wenn die Gedanken aus einander herzufließen ſcheinen; wenn keiner fehlt, der zum Verſtande nöthig iſt; wenn keiner da ſteht, der zu nichts dienet, der entweder dem andern kein Licht mittheilet, oder ihn nur verdunkelt, oder der zwar ſchlußweiſe zuſammenhängt, den wir aber leicht ſelber denken können, und deswegen in der Reihe auszulaſſen pflegen; wenn dieß iſt: ſo heißt der Zuſammenhang in der Schreibart und in Briefen natürlich. Man wird alſo bey dem Natürlichen nicht bloß mit dem Leichten zu frieden ſeyn müſſen, ſondern immer noch nöthig haben, eine Wahl in denen Gedanken

qui ita dixiſſet, vt, qui adeſſent, intelligerent, quid diceret, ſed contemſit eum, qui minus id facere potuiſſet. *Cicer.* de *Orat.* L. III. p. 463. *ed. cit.*

danken zu treffen, welche ſich hieher am beſten ſchicken, welche die Sache nicht allein am deutlichſten, ſondern auch am feinſten, am kürzeſten, am lebhafteſten ausdrücken können. Dieß, dieß iſt das große Verdienſt der natürlichen Schreibart! Nicht alles, was leicht iſt, gefällt deswegen, weil es leicht und verſtändlich iſt, ſonſt müßte die matte Schreibart am meiſten gefallen. Es giebt vielmehr tauſend ſchöne und edle Gedanken, bey denen der Leſer fühlt, daß er ſie nicht würde gehabt haben, die ihn ſo gar einige Mühe, ſie zu verſtehen, koſten; nichts deſtoweniger gefallen ſie ihm. Er bewundert ihre Richtigkeit, und ſieht, daß ſie dem andern in ſeiner Art zu denken, natürlich geweſen ſind, ob ſie gleich ihm ſelber nicht natürlich ſind. Wenn ich ſage: ich bin alt, deswegen kann ich nicht mehr gut ſchreiben; ſo iſt nichts leichter, nichts verſtändlicher. Aber wird dieſes Leichte darum gefallen? Wenn ich hingegen mit dem Corneille * ſage:

Pour

* Oeuvres diverſes de *Pierre Corneille*, à Amſterdam 1750 pag. 84.

Pour bien écrire encor j'ai trop long-tems écrit,
Et les rides du front passent jusqu'à l'esprit,

„um noch gut zu schreiben, habe ich zu lange geschrie„ben, und die Runzeln meiner Stirne erstrecken sich „bis auf meinen Witz; „ wenn ich dieses sage: so scheint der Gedanke nicht mehr so natürlich zu seyn, als der erste; und er ist doch eben derselbe, und rührt mich mehr, als der erste. Ob nun gleich ein Brief der scharfsinnigen und großen Gedanken nicht sehr fähig ist: so verträgt er doch lebhafte Gedanken. Dieses Lebhafte besteht oft in der Art, den Gedanken vorzustellen; darinnen, daß man ihm durch die Aussicht, in der man ihn sehen läßt, eine gewisse Neuheit giebt. Man nehme den gemeinen Gedanken: Die Frauenzimmer brauchen viel Zeit, ehe sie mit einer Sache zu Stande kommen. Er ist natürlich; aber er ist darum nicht lebhaft. Die Begriffe sind zu allgemein. Man bestimme aber die Zeit, man bezeichne die Art und Weise, die Ursachen: so wird der Gedanke sinnlicher, und deswegen lebhafter. Man sage z. E. nach Art des Terenz:

Dum moliuntur, dum comuntur, annus eſt.

Indem ſie etwas thun wollen, indem ſie ſich putzen, vergeht ein Jahr. Hier bekömmt unſre Einbildung etwas zu thun. Sie ſieht die Hände der Schönen gleichſam beſchäfftigt; ſie ſtellt ſich den Putz der Frauenzimmer vor. Der verwegne Ausdruck, **es vergeht ein Jahr**, rührt uns durch ſeine Kühnheit, und gefällt uns, weil er uns mehr zu denken giebt, als das Unbeſtimmte einer langen Zeit. Aber die Kürze, in die der Gedanke eingeſchloſſen iſt, trägt auch viel zu ſeiner Lebhaftigkeit bey. Man dehne ihn aus einander, ſo wird er ſeinen Werth verlieren. Man ſage: Ehe die Frauenzimmer mit ihren Haaren fertig werden, ehe ſie jedes durch die Muſterung gehen laſſen, und den Puder recht gleich darauf ſtreuen, ehe ſie das Nachtzeug anſtecken, und die Bänder knüpfen: ſo kann leicht ein ganzes Jahr vorbey ſtreichen. Das heißt den Gedanken nicht lebhafter machen; das heißt ihn ſchwächen. Ich konnte dieſes alles bey dem moliuntur und comuntur

tur ſelbſt denken, und leicht denken. Deswegen dachte ich in wenig Worten viel, und darum gefiel mir der Gedanke. Wenn alſo eine Schreibart aus vielen Gedanken, die bloß verſtändlich ſind, beſteht: ſo kann ſie matt werden; wenn ſie aus müßigen und ſolchen Gedanken beſteht, die wir leicht von uns ſelbſt hinzuſetzen können: ſo wird ſie langweilig und weitläuftig. Eben dieſes kann entſtehen, wenn ich lebhaften Gedanken nicht ihre gehörigen Schranken gebe, wenn ich ihren Umkreis zu groß mache, alles was zu ihnen gerechnet werden kann, ſehen laſſe; oder wenn ich nicht die beſten, die richtigſten, die abgemeſſenſten Worte wähle; das heißt, ſolche, die die Begriffe der Sache am geſchwindeſten und ſtärkſten erwecken können. Dieſes iſt nicht die gute natürliche, ſondern die zu natürliche Schreibart, die platte. Sie iſt freylich deutlich; aber man ſchläft bey ihrer Deutlichkeit ein. Richtig und deutlich reden, iſt ein geringes Verdienſt, und heißt mehr von Fehlern frey ſeyn, als eine große Tugend

an ſich haben. Und wie der Leib, wenn er ſeine Dienſte verrichten ſoll, nicht allein geſund, ſondern auch lebhaft und ſtark ſeyn muß: ſo muß gleichfalls die Rede, und ſo gar die Rede der Briefe nicht allein nicht krank ſeyn, ſondern auch eine natürliche Kraft und Stärke haben. Ich will die Sache durch ein kleines Exempel erklären, darinnen ein Freund dem andern vorwirft, daß er ihm lange nicht geſchrieben.

Wertheſter Freund,

Da Sie ſo lange nicht an mich geſchrieben haben, und ich beynahe nicht mehr weis, was ich denken ſoll, ſo habe ich geglaubt, ich müßte Sie um die Urſache ihres langen Stillſchweigens fragen, ob ich Sie vielleicht dadurch bewegen könnte, mir meinen Zweifel zu benehmen, und an mich zu ſchreiben. Ich möchte beynahe ſagen, daß ich böſe auf Sie wäre. Aber vielleicht ſind Sie zeither nicht in Leipzig geweſen, oder durch viele Arbeiten am Schreiben verhindert worden; denn das will ich nicht hoffen, daß Sie eine Krankheit abgehalten haben ſollte, mich Ihres Andenkens zu verſichern. Ich befinde mich, dem Himmel ſey

Dank!

Dank! auf meinem Landgute, wo ich zuweilen ſtudire, und mich zuweilen auf allerhand Art erluſtige, noch wohl. Ich erwarte Ihre baldige Antwort, und bin ꝛc

Iſt dieſer Brief nicht deutlich? Die Worte ſind verſtändlich, und üblich, und grammatiſch richtig. Die Gedanken ſind leicht, und von der Sache hergenommen. Der Zuſammenhang iſt nicht gezwungen. Er hat alſo in Anſehung der Deutlichkeit keinen Fehler; aber die Abweſenheit offenbarer Fehler erzeugt noch keine Schönheiten. Er iſt ſo deutlich, daß er matt und langweilig wird. Seine Klarheit entſteht aus dem Leeren. Ein Kraut mit drey oder vier Blätterchen kann freylich von dem Auge leichter überſehen werden, als ein Aſt, an dem die Zweige voller Blüten oder Früchte hangen. Der ganze Brief könnte lebhafter, und doch eben ſo deutlich ſeyn, als er iſt, er hätte nur mit einer freyern Art abgefaßt werden dürfen. Will man ſehen, wie viel die Art, eine Sache zu ſagen, dem Briefe hilft, und worinnen ſie beſteht: ſo halte man einen Brief

des Plinius von eben diesem Innhalte gegen den ersten. Er schreibt so an seinen Freund Paulinus:*

Ich bin böse, ohne recht zu wissen, ob ichs seyn soll; aber genug, ich bin böse. Sie wissen, daß die Liebe zuweilen unbillig, oft ausschweifend, und allezeit bey Kleinigkeiten empfindlich ist. Doch meine Ursache ist groß genug; nur weis ich nicht, ob sie billig ist. Indessen thue ich, als ob sie nicht weniger billig, als groß, wäre, und bin sehr böse auf Sie, daß Sie mir so lange nicht geschrieben haben. Sie können mich durch ein Mittel wieder gut machen, nämlich wenn Sie mir wenigstens nunmehr oft und recht viel schreiben. Dieses will ich allein für eine wahre Entschuldigung gelten lassen, die übrigen nehme ich nicht an. Ich war nicht in Rom, ich hatte viel

*) S. den zweyten Brief des zweyten Buchs. Ich habe so wohl in diesem, als in dem bald folgenden Briefe des Cicero, das lateinische Du durch unser Sie ausgedruckt. In einer ganzen Uebersetzung würde ichs schwerlich wagen; allein bey einem einzelnen Briefe, den ich aus beiden, als ein Exempel, anführe, schien mir das Sie nöthig zu seyn, um die Aehnlichkeit der alten und unserer Briefe fühlbar zu machen, und den Leser geschwinder zu überzeugen, daß die Regeln eines guten Briefs allezeit eben dieselben gewesen sind.

viel zu thun, das werde ich gar nicht anhören; und ich war krank, das wolle der Himmel nicht! Ich, mein lieber Paulin, lebe auf dem Lande, und ergetze mich zuweilen durch Studiren, zuweilen auch durch Müßiggang. Beides habe ich der Ruhe von öffentlichen Geschäfften zu danken. Leben Sie wohl.

Dieser Brief ist unstreitig besser, als der erste, und man kann leicht sehen, warum. Er ist lebhafter, und völliger. Er hat mehr Gedanken; und die Gedanken, die beide Briefe mit einander gemein haben, sind in diesem besser geformt, darum ist er feiner. „Sie können mich nicht anders wieder gut „machen, als wenn Sie mir nunmehr oft und recht „viel schreiben. Dieses wird mir die beste Entschul„digung seyn; alle andre werde ich verwerfen „. Von diesen Einfällen weis der erste Brief nichts. Beide reden vom Böseseyn. Der erste spricht: **Ich möchte beynahe auf Sie böse seyn,** nachdem er einen wortreichen Eingang vorher geschickt, und eine große Zubereitung zu einem sehr gewöhn-

lichen Gedanken, den er noch dazu durch ein beynahe ſchwächt, gemacht hat. Der andre kehrt es um. Er fängt mit dem Böſeſeyn an, ohne die Urſache zu ſagen. Dieſes iſt nicht allein natürlicher, ſondern der Gedanke erweckt auch mehr Aufmerkſamkeit. Der erſte Brief macht einen Einwurf wider das Böſeſeyn, der andre auch. Jener ſagt gerade zu, „aber vielleicht ſind Sie zeither nicht in „Leipzig geweſen, oder durch viele Arbeiten am „Schreiben verhindert worden; denn das will ich „nicht hoffen, daß Sie eine Krankheit ſollte abge„halten haben, mich Ihres Andenkens zu verſichern. Dieſer betrachtet den Einwurf auf einer andern Seite. Er macht aus Höflichkeit noch eine Frage daraus, ob er Recht habe, böſe zu ſeyn, daß der andre ſo lange nicht an ihn geſchrieben. Er iſt zu beſcheiden, daß er ſein Recht nur auf die Pflicht des andern, an ihn, als ſeinen Freund, zu ſchreiben, gründen ſollte. Er läßt ſeinen kleinen Zorn nicht bloß aus dem langen Stillſchweigen ſeines Freundes

entſte-

entſtehen. Er rechtfertiget ihn erſt durch die Natur der Liebe. Dieſer nimmt alſo mehr an der Sache wahr, als jener, und giebt dadurch ſeiner Vorſtellung mehr Leben. Man könnte zwar fragen, ob man überhaupt ſo behutſam mit ſeinen Freunden reden ſollte, und ob dieſes nicht ſchon zu gekünſtelt wäre. Mich deucht Plinius, deſſen Briefen man die Mühe und das Studirte ſonſt leicht anſieht, iſt hier nicht zu weit gegangen. Nur die Sentenz: Scis, quam ſit amor iniquus interdum, impotens ſaepe, μικρόψυχος ſemper, ſcheint zu gepuzt zu ſeyn. Das interdum, ſaepe, ſemper, iſt ohne Zweifel geſucht. Indeſſen iſt die Stelle im Lateiniſchen nicht ſo beleidigend, weil ſie kürzer ausgedrückt iſt, als im Deutſchen geſchehen kann, und deswegen nicht ſo lehrermäßig klingt. Wenn man das mittelſte Glied wegnimmt, ſo wird ſie nachläſſiger. Die Entſchuldigungen vom verreiſt ſeyn, vom krank ſeyn, weis Plinius weit lebhafter vorzutragen. Er läßt ſeinen Freund ſelbſt reden: Non ſum

auditurus, non eram Romae, vel occupatior eram. Der Schluß in ſeinem Briefe iſt ungleich ſtärker, als der Schluß des andern. Wir wollen noch einen Verſuch machen. Ich will einem Freunde ſagen, daß mir ſeine Abweſenheit ſehr ſchwer fällt, und daß ich mich über die Bekanntſchaft erfreue, in die er mit einem gewiſſen gelehrten Manne gekommen iſt.

Sie haben mir letztens gemeldet, daß es Ihnen nicht recht in Holland bey dem Herrn General gefallen wollte; Dieſes war mir nicht lieb. Um deſto angenehmer iſt mirs, da ich nunmehro erfahre, daß es Ihnen beſſer da gefällt; und daß Sie itzt über meine Empfehlung, die ich Ihnen an den Herrn General überſchickt, zufriedner ſind, als anfangs. Gleichwohl kann ich nicht läugnen, daß ich zuweilen wünſche, es möchte Ihnen weniger da gefallen, damit ich das Vergnügen hätte, Sie eher wieder zu ſehen, und mich zu überreden, daß Ihnen ohne mich nichts recht angenehm ſeyn könnte. Doch ich will das Verlangen nach Ihnen gern ertragen, wenn Sie nur das Glück, das ich hoffe, in Holland machen. Ueber die vertrauliche Bekanntſchafft, die ſie mit dem gelehrten Herrn N. gemacht haben,

erfreu

erfreue ich mich von Herzen. Erwerben Sie sich ja seine Liebe vollkommen. Leben Sie wohl.

Dieser Brief scheint ziemlich natürlich zu seyn. Wer indessen wissen will, ob er nicht noch natürlicher, ob er nicht lebhafter, und in einer vertraulichern Sprache hätte abgefaßt werden können, der höre den Cicero in eben diesem Falle reden. Er schreibt an den jungen Trebatius, den er sehr liebte, und der damals bey dem Cäsar war, dem er ihn oft empfohlen hatte. Trebatius sehnte sich im Anfange sehr wieder nach Rom zurück. Ich will den Brief, so zu übersetzen suchen, daß das Eigenthümliche der deutschen Sprache nichts dabey leiden soll *.

Wieder ein Beweis, wie uneins Leute mit sich selber sind, die lieben! Anfangs war ich unzufrieden, daß es Ihnen bey dem Cäsar nicht gefallen wollte; nun kränkt michs, daß es Ihnen da gefällt. Ich konnte es nicht leiden, daß Sie über meine Empfehlung an den Cäsar kein gröſsres Vergnügen hätten, und

* S. den 15 Brief des siebenten Buchs.

und nun thut mir es weh, daß Ihnen etwas ohne mich angenehm iſt. Doch lieber mag mich die Sehnſucht nach Ihnen beunruhigen, als daß Sie das, was ich hoffe, nicht erlangen ſollten. Ueber Ihre Freundſchaft mit dem liebenswürdigen und gelehrten Marius habe ich ein unbeſchreibliches Vergnügen. Machen ſie ja, daß er Sie recht ſehr lieben muß. Sie können nichts ſchöners aus dieſer Provinz zurück bringen, als ſeine Freundſchaft; glauben Sie mirs! Leben Sie wohl.

In dem Vortrage dieſes Briefs iſt weit mehr Natur, als in dem erſten, und weit mehr Beredſamkeit. Die Einfalt und Richtigkeit der Gedanken lehrt uns, daß Cicero ohne Kunſt ſein Herz hat reden laſſen, und daß er an nichts gedacht, als dem Trebatius ſeine Liebe zu zeigen. Ein Gedanke reicht dem andern freywillig die Hand. Der Ausdruck iſt ſo einfältig, als die Gedanken ſind, und eben ſo gefällig, weil er richtig und nicht weiter, oder enger iſt, als die Vorſtellung es erfodert. Man mache, daß ſich die Gedanken nicht mehr ſo genau

berüh-

berühren, und ſetze Zwiſchengedanken hinein; man nehme den Sätzen ihre Kürze, und ſuche ſie ausführlicher, durch mehr Ideen, oder mehr Worte, zu machen; man nehme endlich dem Briefe in dem Lateiniſchen den Ausdruck, und gebe ihm einen andern, ſogleich wird die Schönheit dieſes Briefes verſchwinden. Rollin hat das Verdienſt der Ciceroniſchen Briefe vortrefflich beſtimmt *.

Man

* Ses lettres peuvent nous donner une juſte idée du ſtile épiſtolaire. Il y en a de pur compliment, de remerciment, de louange. Quelques-unes ſont gaies et enjouées, où il badine avec eſprit: d'autres graves et ſerieuſes, où il examine des queſtions importantes: dans d'autres il traite des affaires publiques; et celles-là ne ſont pas à mon ſens les moins belles. Celles, par exemple, où il rend compte, d'abord au Sénat et au Peuple Romain, puis en particulier à Caton, de la conduite qu'il a gardée dans le gouvernement de ſa province, ſont un parfait modéle de la netteté, de l'ordre, et de la préciſion, qui doivent regner dans des mémoires et dans des relations: et l'on doit ſur tout y remarquer la maniere adroite et inſinuante, qu'il emploie pour ſe concilier les bonnes graces de Caton - - Sa fameuſe lettre à Lucceius, ou il le prie d'écrire l'hiſtoire de ſon Conſulat, ſera toujours regardée avec raiſon comme un monument éclatant de ſon éloquence, auſſi bien que de ſa vanité. J'ai parlé ailleurs de la belle lettre, qu'il écrivit à ſon frere Quintus, où toutes les graces et toutes les fineſſes de l'art ſont miſes en uſage. *De la maniere d'enſeigner et d'etudier les Belles-Lettres.* Tome III, à Amſterd. 1736. p. 105. etc.

Man kann einen Brief, als ein Ganzes, betrachten, und alsdann beſtehet das Verdienſt deſſelben, wie ich ſchon erinnert habe, in dem Zuſammenhange und der Vollſtändigkeit ſeiner Theile. Wenn ich einen Brief ſchreibe: ſo habe ich den Innhalt ſchon, und ich bin nicht ſo wohl bekümmert, was ich dem andern ſagen will, als wie ichs ihm ſagen will; in was für einer Ordnung; und wie ich die Sätze, aus welchen meine Meynung beſteht, ausfüllen, und an einander hängen werde; wie ich anfangen, wie ich fortfahren und ſchlieſſen werde. Wir reden alſo nunmehr von der Form eines Briefs. In was für einer Ordnung ſoll er abgefaßt werden? Gehört eine gewiſſe abgemeßne Eintheilung zu einem Briefe? Giebt es eine gewiſſe Kunſt, oder verſchiedne Methoden, nach welchen alle Materien in Briefen können vorgetragen, und mit einander verbunden werden? Man darf nur an das denken, was ein Brief iſt: ſo wird man ſich dieſe Fragen leicht beantworten können. Man darf nur an die

Ord-

Ordnung denken, die man beobachtet, wenn man im Umgange von ſolchen Dingen ſpricht, die man in einem Briefe vortragen will. Man bedient ſich im Umgange keiner weitläuftigen Eingänge. Man fängt bald von der Sache an. Man ſetzt gemeiniglich das, was in der Sache das erſte iſt, voran. Man fährt mit den Vorſtellungen fort, wie ſie ſich darbieten, und man hört auf, wenn man glaubt, das Nothwendigſte geſagt zu haben. Dieſes iſt auch der Plan zu einem Briefe. Man bediene ſich alſo keiner künſtlichen Ordnung *, keiner mühſamen Einrichtungen, ſondern man überlaſſe ſich der freywilligen Folge ſeiner Gedanken, und ſetze ſie nach einan-

*) Illam vnam eſſe artem epiſtolarum in eloquendo cenſebant (veteres), nullam adhiberi artem: modo ſtulti ſenſus aut inepti, et nimis perturbatus abeſſet ordo. *Sp. Ludov. Vives*, de conſer. epiſtol. p. m. 54. Nec in ordine quidem admodum laboro: qui optimus in epiſtola, neglectus aut nullus. Vt in colloquiis incuriofum quiddam et incompoſitum amamus. -- Omnino *decora eſt incuria*: et recte monuit Cicero, *epiſtolas debere interdum hallucinari*. Itaque ille ipſe haeſitat, reuocat, turbat, miſcet: nec quicquam magis curaſſe videtur, quam ne quid curae praeferret. *Lipſius* Inſtitut. Epiſtol. C. VI.

einander hin, wie ſie in uns entſtehen: ſo wird der Bau, die Einrichtung, oder die Form eines Briefs natürlich ſeyn. Dieſe Regel bleibt ſtets die beſte, ſo viel man auch dawider einwenden mag. Man kann ſagen, daß man ihr folgen, und doch noch einen ſehr unnatürlichen und unordentlichen Brief ſchreiben kann, nämlich wenn meine Art zu denken unrichtig, überflüßig und unangenehm iſt. Es iſt wahr; aber wir ſetzen einen geſunden Verſtand zum voraus. Dieſen kann man niemanden in einer Regel beybringen. Viele Leute ſind von Natur ſo finſter, daß ſie auch bey den gemeinſten Dingen noch unordentlich denken. Dieſen wird die Regel nichts helfen. Wer keine gute Auferziehung gehabt, wer ſeinen Verſtand noch gar nicht durch den Umgang mit geſchickten und vernünftigen Leuten, oder durch das Leſen guter Bücher geübt, und in Ordnung gebracht, oder wer ihn durch einen böſen Geſchmack gar ſchon verderbt hat, der wird freylich nach dieſer Regel immer noch elende Briefe ſchreiben

ben können. Unterdeſſen iſt ſie die einzige, der man folgen ſoll. Alle die künſtlichen Methoden, nach welchen uns unſre Briefſteller gemeiniglich lehren wollen, wie man einen Brief ordnen, und ſeine Gedanken in gewiſſe Behältniſſe zwingen ſoll, in die ſie ſich meiſtentheils nicht ſchicken, ſind niemanden anzupreiſen *. Ja man kann beynahe das von ihnen ſagen, was Cicero von einer gewiſſen Anweiſung zur Beredſamkeit geſagt hat. Cleanth, ſpricht er, hat eine Redekunſt geſchrieben; aber ſo, daß man nichts anders zu leſen braucht, als ihn, wenn man verſtummen will **. Die Erfinder dieſer Künſte haben es unſtreitig gut gemeynt; aber ihre gute Meynung, jungen Leuten das Briefſchreiben

zu

* Superſtitioſe faciunt, qui libertatem illam epiſtolarem certis partibus alligant, atque eiusmodi ſeruituti includunt, cuiusmodi ne orationes quidem tenere Fabio placet. In ſimplicibus argumentis eum ſequamur ordinem, quem conſilium nobis dictauerit, non praeceptiunculae. *Erasmus* de *rat. conſc. epiſt.* p. m. 98.

** Scripſit artem rhetoricam Cleanthes, ſed ſic, vt ſi quis obmuteſcere concupierit, nihil aliud legere debeat. *de finib.* l. 4. c. 3.

zu erleichtern, hat vielleicht mehr Schaden angerichtet, als wenn ſie die ſchlimmſte Abſicht gehabt hätten. Sie wollen uns, ehe wir denken können, gute Briefe ſchreiben lehren. Sie lehren uns daher die Sätze des Briefs nach einem Formulare abfaſſen, bald in der Geſtalt einer Schlußrede, bald in einer ordentlichen, bald in einer umgekehrten Chrie, bald ſo, daß wir unſre Meynung in ein Antecedens, in eine Connexion und in ein Conſequens einſpannen müſſen. Sie wollen uns, ſage ich, auf dieſe Art bey Zeiten gute Briefe ſchreiben lehren, und ſie machen, daß wir Zeit Lebens ſchlechte ſchreiben lernen, wenn wir uns einmal an dieſe Formulare gewöhnen. Sie wollen uns die Ordnung im Schreiben beybringen, und benehmen uns eben durch dieſes Mittel das Mundre, das Freye, das eine Rede angenehm macht. Sie geben uns gewiſſe Anfangs- und Schluß-Formeln, gewiſſe Verbindungswörter, die im Umgange nicht gebräuchlich ſind, gleichſam als Hüter, damit unſre Gedanken nicht aus ihren

Feſſeln

Fesseln entrinnen können. Der Gebrauch dieser Methoden ist unstreitig an dem schlimmen Geschmacke in Briefen hauptsächlich Ursache, der lange Zeit in Deutschland geherrscht hat *. Die Briefe

* So groß die Menge der deutschen Anweisungen zu Briefen ist: so groß, ja noch viel größer ist die Anzahl der lateinischen, die zum Theil von großen Gelehrten aufgesetzet worden, und doch nur zu beweisen scheinen, daß es eine verachtne Mühe ist, das Briefschreiben in die Form einer Kunst zu bringen. Einige haben einander ziemlich getreu abgeschrieben; andere über die Anweisungen der andern Commentarien gemacht; die meisten nur für die lateinische Sprache gesorgt. Ludwigs a Vives Anleitung scheint in Ansehung der übrigen den Namen, aureus libellus, mit Recht zu verdienen. Erasmus und Lipsius haben selbst nichts aus ihren Anweisungen gemacht. Man findet indessen noch allemal Spuren großer Männer darinn. An Philipp Horsts und Valentin Erythräi Anleitungen trifft man zugleich dasjenige an, was man im Griechischen von den Briefen gelehret hat, nämlich in dem ersten die wenigen Anmerkungen, die Demetrius Phalereus in seiner Elocution über die Natur und Schreibart der Briefe macht, und in dem andern die beiden Bücher περὶ τῶν ἐπιστολικῶν τύπων, de epistolarum formis s. typis, und περὶ τῆς ἐπιστολικῆς χαρακτῆρος, de charactere epistolico, die einige dem Libanius zuschreiben, und von denen das letzte eine mühsame Eintheilung der Briefe ist. Der kurze Brief des Gregorius von Nazianz an den Nicobulus, von der Kürze, der Deutlichkeit, und der Anmuth eines Briefs, ist vielleicht mehr werth, als manche dicke Anweisung. Es ist unter seinen Briefen der hundert und neunte. Caselius hat einen Commentarium darüber geschrieben. Die französische Anweisung, die vor Richelets Sammlung auserlesener Briefe stehet, verdient

haben nothwendig ſteif und ängſtlich werden müſſen, weil man durch den Schulwitz die natürliche Art zu denken erſtickt hat. Sie haben einförmig und ekelhaft werden müſſen, weil alles in einer einförmigen Stellung vorgetragen worden. Hiezu kömmt noch, daß man uns hat bereden wollen, die Kanzleyſprache wäre die beſte, und alſo auch die Sprache der Briefe; welches eben ſo viel heißt, als wenn man ſagte, diejenige Sprache, die im gemeinen Leben am wenigſten gehört, und beynahe gar nicht verſtanden wird, muß in Briefen geredet werden. Wir wollen ein Exempel einer ſolchen künſtlichen Einrichtung eines Briefes aus **Junkers** Briefſteller vor uns nehmen, um den Werth der Diſpoſitionen kennen zu lernen. Er ſagt uns, wie man den Brief

im

verdient geleſen zu werden, und noch weit mehr diejenige, die in dem Traite Général du Stile etc. à Amſterdam 1750 zu finden iſt. Unter den deutſchen Anweiſungen haben ſich des Herrn Magiſter Stockhauſens **Grundſätze** den meiſten Beyfall erworben. Wer aber im Lateiniſchen eine recht kurze und ſehr ſchöne Anleitung zu Briefen leſen will, der ſchlage in des Herrn Profeſſor Erneſti ſeiner Rhetorick das Capitel von Briefen nach, S. 798.

in Form einer ordentlichen Chrie einrichten kann. Man ſetze, ſagt er, erſt den Hauptſatz, alsdann den Beweis; darauf mache man eine kleine Erweiterung, und alsdann beſchließe man. Das Skelet von einem ſolchen Briefe ſieht nach ſeinem Aufſatze a. d. 74 S. alſo aus:

Satz: Ich habe mit Betrübniß vernommen, daß deſſen Eheliebſte geſtorben ſey.

Beweis: Denn ſie war ihrer Tugenden wegen von jedermann, und dahero auch von mir geliebt und werth gehalten.

Amplificatio per diſtributionem:

a) Wegen ihrer Gottesfurcht,

b) Häuslichkeit,

c) Kinderzucht,

d) Liebe gegen ihren Eheherrn,

e) Freundlicher Bezeugung gegen jedermann.

Beſchluß: Darum iſt es kein Wunder, wenn er, ſowohl als ich, nebſt andern Freunden, darüber gar ſehr bekümmert worden.

Endlich ſetzet man einen Troſt nach gegenwär-

ligem Exempel, bey, und beſchließet den Brief mit einer beliebigen Schlußformel.

Die Ausarbeitung dieſes Aufſatzes lingt alſo:

Wohledler,

Hochgeehrter Herr Secretar,

Niemals bin ich ſo ſehr beſtürzt geweſen, als bey Erbrechung Deines Briefes; aus welchem ich die unverhoffte Nachricht von dem Abſterben Deiner wertheſten Ehelieb-ſten bekommen. Die Spuren von den Thränen, ſo Du in währendem Schreiben vergoſſen, lockten mir gleichfalls die Thränen aus den Augen, und ich konnte mich um deſto we-niger der Thränen enthalten, ie gröſſer der Verluſt iſt, den nicht allein Du, ſondern auch alle diejenigen, ſo keine Feinde der Tugend ſind, darüber erlitten. Ihre Gottesfurcht, Häuslichkeit, erbauliche Kinderzucht, ungefärbte Liebe gegen ihren Eheliebſten, und ihre ungemeine Beſcheidenheit und Freundlichkeit in dem Umgange mit jedweden, iſt werth, daß alle, welche den Werth einer Ehefrauen von ſolcher Be-ſchaffenheit, wie die Deinige geweſen, erkennen, den Verluſt mit Dir beklagen, den Du ins beſondere leideſt. Ich weis Die ſelber keinen Troſt zuzuſprechen, als daß ich Gott bitte,

er

er wolle den Geist des Trostes in Dein Herz schenken, daß Du in christlicher Gelassenheit die Weisheit seiner Wege erkennen mögest. Ich meines Orts wünsche, daß ich forthin Dir allemal durch etwas anders, als Condolenzbriefe, zeigen möge, daß ich sey ꝛc.

Man betrachte nur die Erweiterung der Ursache, (Aetiologie) und sehe, ob sie natürlich ist. „Ihre „(der verstorbenen Frau) Gottesfurcht, Häuslichkeit, erbauliche Kinderzucht, ungefärbte Liebe „gegen ihren Ehelichsten, und ihre ungemeine Bescheidenheit und Freundlichkeit in dem Umgange „mit iedweden, ist werth, daß alle, welche den Werth „einer Ehefrauen von solcher Beschaffenheit, wie „die Deinige gewesen, erkennen, den Verlust mit dir „beklagen, den du ins besondre erlitten hast . . „. Das heißt, deucht mich, einen Gedanken nicht erweitern, sondern durch überflüßige Begriffe beschweren, und durch eingeschobne Worte aus einander dehnen. Man sieht dieser Erweiterung das Studirte, das Mühsame, auf allen Seiten an; und eben

dieses Mühsame und Gesuchte ist wider den Affekt der Traurigkeit, den ich dem andern zu erkennen geben will. Um diese Ursachen auszudenken, brauche ich Gelassenheit und Nachsinnen. Wenn ich also diese Gründe gleichsam in einer Schlachtordnung nach einander hinstelle: so zeige ich an, daß ich nicht sehr bestürzt gewesen seyn muß. Keine Ordnung würde bey dieser Gelegenheit die beste Ordnung gewesen seyn. Wer pflegt gegen seinen Freund so stufenweise zu declamiren, wenn er ihm mündlich sagen will, daß er den Verlust seiner Frau bedauert? Wird ein Freund des andern Frau durch alle Prädicamente loben, wenn er mit ihm von ihrem Tode spricht? Wäre der Verfasser wirklich gerührt gewesen, so würde ihm bald dieses, bald jenes, von diesen Umständen eingefallen seyn; aber nicht auf einmal, und in einem Perioden; so pflegen wir im Affekte nicht zu reden. Aber die Sprache des Herzens wollte sich in keine Chrie zwingen lassen. Hätte er hingegen nicht an die Chrie, sondern an seinen armen

Freund

Freund gedacht, und seine Empfindungen niedergeschrieben: so würde der Brief lebhaft und ungezwungen geworden seyn. Endlich wenn der gedachte Brief gut wäre, was hat die Chrie dazu beygetragen? Beynahe nichts. Die beiden Sätze: **Ihre wackere Frau ist gestorben: ich bin betrübt darüber;** bieten sich durch die Sache selbst an, und die Chrie sagt nichts mehr, als daß ich diesen vor und jenen nachsetzen kann, oder umgekehrt. Dieses hat man vorher auch gewußt. Die Erweiterung hat den Verfasser zu einem einzigen ängstlichen Perioden geholfen. Das übrige in dem Briefe ist alles willkührlich hinzu gesetzt, und der junge Mensch muß es entweder in ähnlichen Fällen erfinden, oder dieses Modell getrost abschreiben. Sollte man also wohl junge Leute nach solchen Methoden in Briefen anführen, wenn sie auch nicht unnatürlich wären? Das beste Mittel, diese Methoden zu widerlegen, sind die guten Briefe der Alten und Neuern. Man nehme sie, und sage uns, in welcher Form sie geschrieben

ſchrieben ſind. Man wird unter hunderten nicht einen finden, der ſich ohne Gewaltthätigkeit in eine Chrie, oder Schlußrede, zwingen läßt. Dieſe guten Exempel gelten mehr, als alle Regeln. Und aus dieſen Exempeln ſehen wir nichts mehr, als daß es keine abgemeßne Ordnung giebt, die man ſchon im Vorrathe hat, ehe man den Brief ſchreibt: ſondern daß die Vorſtellung des Innhaltes jedesmal die Einrichtung giebt; daß dieſe nicht gezwungen ſeyn darf; daß ſie der natürlichen Art zu denken, die ein jedweder hat, überlaſſen iſt. Junge Leute werden tauſendmal mehr Vortheil haben, wenn man ihnen gute Briefe zu leſen giebt, und ſie auf eine brauchbare Art mit ihnen durchdacht, als von allen Regeln. Sie werden an guten Exempeln bald ſehen, wie man einen Brief einrichten, wie man ihn mit Gedanken, die ſich zur Sache ſchicken, ausfüllen ſoll. Man mache ſie auf die natürlichen, und oft bloß wegen ihrer Einfalt ſchönen Stellen, auf die ganze Wendung die einem Briefe gegeben worden, aufmerkſam.

Man

Man laſſe ſie oft aus wohlgeſchriebnen Briefen einen trocknen und kurzen Innhalt in wenig Sätzen ausziehen, und zeige ihnen, wie der Autor den Innhalt belebt und ausgeführt ha:; wie er von einem Gedanken zum andern übergegqngen iſt; wie er alles verderbt haben würde, wenn er dieſen oder jenen Gedanken mehr aus einander gewickelt hätte. Man mache oft ſelbſt einen Hauptinnhalt aus einem ſolchen guten Briefe, und lege ihn jungen Leuten vor. Man frage ſie, wie ſie davon reden wollen. Man helfe ihnen die Zwiſchengedanken durch Fragen erfinden. Man laſſe ſie den Brief aufſetzen, und alsdann zeige man ihnen das Original ſelbſt *.

Dieſes

* Bey der Durchſicht ihrer Briefe folge man der Vorſchrift des Erasmus: Neque ſat habeat doctor, manifeſta ſermonis vitia caſtigare, verum ſi quod verbum parum elegans, ſi minus ornatum, ſi ſordidum, ſi durius translatum .. ſi quid abſurdius compoſitum, ſi quid aſperum, ſi quid hiulcum, id notatum emendabit mutabitque. Tum ſi quid alio loco dictum, quod alio magis quadrabit: ſi quid additum, quod non cohaereat: ſi quid praeteritum, quod inſeri oportebat: ſi quod argumentum futile, vanum, translatum, aut alioqui vitioſum: ſi quod decus parum feliciter affectatum: ſi locus ſit frigidior: ſi languidius dictum, quod acrius oportebat: ſicubi

Dieſes wird die Fähigkeit zu denken bey jungen Leuten nicht allein vermehren, ſondern ihnen auch unvermerkt einen guten Geſchmack in Briefen beybringen. Ich will die Sache an einem leichten Exempel verſuchen, und folgenden kurzen Brief an einen guten Freund dazu nehmen:

Liebſter Freund!

Fahren Sie doch heute mit mir ſpatzieren. Es iſt ſo ſchön Wetter. Unterſuchen Sie nicht, wie viel Sie Vergnügen auf dieſer Reiſe haben werden, denken Sie lieber daran, daß ich ohne Ihre Geſellſchaft keins haben werde. Wenn Sie mir dieſes ſagten, ſo käme ich gewiß. Der Wagen iſt ſchon beſtellt. Wollen Sie kommen? Ja.

Wenn ich alſo einen jungen Menſchen nach dieſem Exempel üben wollte: ſo würde ich ihm ſagen, er ſollte an einen guten Freund ſchreiben, und ihn bitten, daß er heute mit ihm ſpatzieren führe.

Thun

ſicubi a decoro fuerit receſſum: ſi tractationis color parum prudenter ſit delectus: ſi verboſius tractatum, quod oportebat breuius: aut ſi breuius perſtrictum, quod fuſius erat tractandum. Nec ſimul tamen omnia reprehendet praeceptor, ſed alias alia. *De conſcrib. epiſt.* p. m. 49.

Thun Sie, würde ich fortfahren, als ob Sie wirklich Luſt hätten, ſpatzieren zu fahren; was würden Sie Ihrem Freunde bey dieſer Gelegenheit mündlich ſagen? „Daß ich Luſt hätte ſpatzieren zu fahren; „daß heute ſchön Wetter wäre; daß er mir einen „großen Gefallen erweiſen würde, wenn er mit mir „führe„. Aber iſt das nicht zu viel begehrt, daß er bloß ihres Vergnügens wegen mit Ihnen fahren ſoll? „Nein, er kann ja eben das Vergnügen in „meiner Geſellſchaft haben, das ich in ſeiner habe.„ Wollen Sie ihm dieſes ſagen? Fühlen Sie nicht, daß es zu ſtolz geſprochen iſt? Bleiben Sie dabey, daß er Ihres Vergnügens wegen mit Ihnen fahren ſoll; aber wenden Sie den Gedanken ſo, daß er vortheilhaft für ihren Freund wird. Laſſen Sie ihm ſehen, wie ſehr Sie ihn lieben. „Ich will ihm „alſo ſagen, daß ich überhaupt ohne ſeine Geſellſchaft „kein Vergnügen genießen könnte„. Ich dächte, ſie ließen das **überhaupt** weg. Der Gedanke iſt zu allgemein, und klingt zu ſchmeichleriſch. Machen Sie ihn wahrer. Schränken Sie ihn bloß auf die

itzige kleine Reise ein. Nehmen Sie das gute Wetter zu Hülfe, und sagen Sie mir nunmehr, wie Sie schreiben wollen. „ „

„Ich werde schreiben:

„Haben Sie doch die Gewogenheit für mich, und „fahren Sie heute mit mir spatzieren. Es ist ein „so schöner Tag, und ich sage Ihnen, daß ich ohne „Ihre Gesellschaft kein Vergnügen auf dieser Reise „haben werde.„ Fällt Ihnen nichts mehr bey, wodurch Sie ihn bewegen könnten? Er soll Ihnen einen Gefallen thun. „Ich will ihm sagen, daß ich „ihm wieder eben diesen, oder einen andern Gefallen „erweisen will„. Ich will also fortfahren: „Sie „können versichert seyn, daß ich Ihnen eben diesen „Gefallen bey andern Gelegenheiten erzeigen werde.„ Diese Stelle ist mir zu matt. Ihr, **Sie können versichert seyn**, ist nicht die vertrauliche Sprache eines Freundes. Werfen Sie es weg. Der Bewegungsgrund, daß Sie ihm eben diesen Gefallen wieder erweisen wollen, ist gar zu proportionirlich.

Sagen

Sagen Sie ihm mehr. Sprechen Sie lieber in der Sprache des Umgangs: „Ich will Ihnen alles „wieder zu gefallen thun, wenn Sie mir diese „Freude machen.„ Wollen Sie noch was weiter sagen? Wenn Sie im Umgange etwas bitten, was thun Sie am Ende? „Ich bitte noch einmal.„ Wie wollen Sie also schließen? „Thun Sie es doch, und kommen Sie, ich bitte Sie, ich bitte Sie recht sehr.„

Nunmehr würde ich seinen Brief gegen den ersten halten. Ich würde ihm zeigen, daß seine Formel: **Haben Sie doch die Gewogenheit für mich**, kein besondrer Zierrath in einem freundschaftlichen Briefe wäre. Ich würde ihm zeigen, daß die Stelle: „Untersuchen Sie nicht, wie viel Sie Ver„gnügen auf dieser Reise haben werden; denken Sie „vielmehr daran, daß ich ohne Ihre Gesellschaft „keins haben werde,„ weit besser sey, als die seinige: „Ich sage Ihnen, daß ich ohne Ihre Gesellschaft „kein Vergnügen auf dieser Reise haben werde.

Die

Die erſte iſt natürlicher. Sie erinnert ihn an ſein eignes Vergnügen, und enthält das, was in uns vorgeht, wenn wir uns zu einer kleinen Reiſe entſchlieſſen ſollen. Sie benimmt dem andern auf eine höfliche Art die Einwürfe, durch den darauf folgenden kleinen Lobſpruch. Der Lobſpruch ſelber wird beſcheidner und nothwendiger durch die Wendung, die man dem ganzen Gedanken gegeben hat. Auf dieſe Art kann man jungen Leuten ſagen, wie ſie einen bekannten Gedanken durch die Wendung auf gewiſſe Art neu machen können; wie ſie mit einem Einfalle umgehen, und ihn oft nur halb zeigen müſſen, wenn er gefallen ſoll. Ich würde ihm endlich ſagen, warum der Schluß in dem erſten Briefe einigen Vorzug vor dem Schluſſe ſeines Briefs hätte. Wüßte ich einen gezwungnen Brief von eben dieſem Innhalte: ſo würde ich ihn ſolchen leſen laſſen, und ihn nöthigen, mir ſein Urtheil zu ſagen. Es ſteht einer in Junkers Briefſteller, der eben dieſen Innhalt hat:

Mein Herr,

Sehr werther Freund,

Sie sind es nun von langer Zeit her überzeugt, daß ich kein Vergnügen genießen kann, wenn Sie durch Ihre werthe Gesellschaft mir solches nicht gleichsam erst angenehm machen. Da nun heute überaus schön Wetter ist, welches mich anreizet eine Spatzierreise zu thun: so bitte mir die Ehre Ihrer Gesellschaft aus. Ich erwarte Sie in einer Stunde auf meiner Stube, und Sie werden sodann den Wagen bereits vor der Hausthüre finden.

Er würde mir das Gezwungne in der Verbindung und in den Perioden, das Matte, das Fremde in den Worten und Redensarten aufsuchen, und mir die Ursachen sagen müssen. Diese Arbeit stärkt die Einsicht, und vermehrt den guten Geschmack, oder die geschwinde und zarte Empfindung, das, was schön, oder nicht schön ist, an einem Gedanken und an dem Ausdrucke wahrzunehmen. Endlich werden die vielen guten Exempel ein Bild von dem, was einen Brief im Ganzen schön macht, in seinen Verstand eindrücken. Es ist oft keine Ursache vor-

haben, warum wir im Denken und Schreiben einen übeln Geſchmack haben, als weil wir keine Gelegenheit gehabt, den guten Geſchmack an ſchönen Beyſpielen kennen zu lernen, oder weil wir uns zuerſt an ſchlimme Exempel gewöhnet haben.

Man vergeſſe alſo die gewöhnlichen Künſte der Briefſteller, wenn man natürliche Briefe ſchreiben will. Man bekümmere ſich dafür um gute Briefe, man leſe ſie mit Aufmerkſamkeit, mehr als einmal, und mache ſich mit ihren Tugenden bekannt. Gefällt uns einer beſonders: ſo ziehe man, wie ich ſchon geſagt habe, den Hauptinnhalt in Gedanken heraus, und ſehe, wie ihn der Verfaſſer einzukleiden gewußt hat. Man gehe auf die Gedanken Achtung, wodurch er ihn ausgefüllt, und zu ſeiner gehörigen Größe gebracht. Man bemerke ferner die Umſtände, wodurch der Verfaſſer zu dieſem oder jenem Einfalle gekommen iſt, und wie ſie ſich an der Sache dargeboten haben. Man ſehe, wie er ſich leichter und bekannter Gedanken auf eine neue Art

zu bedienen gewußt. Wir haben leider noch wenig gute gedruckte Briefe im Deutschen, und mein Rath wird nur denen helfen, die gute Briefe in fremden Sprachen lesen können *, oder sich mit Uebersetzungen behelfen wollen.

* Unter der großen Menge Französischer Briefe sind diejenigen, die wir von der Babet, der Marquisinn von Sevigne, von ihrem Vetter, dem Grafen Bussy-Rabutin, von dem Grafen von Estrades, von Crebillon, dem Jungern, von Racinen, dem Aeltern, von Rousseau, und von Voltairen, in seinen Werken haben, unstreitig die besten. Man findet die Briefe der Babet in den Lettres de Respect, d'Obligation et d'Amour de Mr. Boursault, à Paris 1667. Dieses muntre und witzige Madchen beschamt den Boursault sehr durch ihre Briefe. Es sind ihrer kaum dreißig. Boursault sagt in der Vorrede, daß er die andern weggeliehn, und nicht wieder bekommen hätte. Warum hat man ihm doch nicht lieber die seinigen abgeborgt? Der Werth der Briefe, welche die Frau von Sevigne an ihre Tochter, die Grafinn von Grignan, geschrieben, ist bekannt. Man hat sie in sechs Banden zu Haag 1726 wieder aufgelegt. Wer nicht eine Kenntniß von dem damaligen französischen Hofe hat, wird freylich vieles nicht genug verstehen, oder nicht genug schmecken. Sie sind, von 1670 an, geschrieben. Die Briefe des Bussy würden vielleicht noch schöner seyn, als sie sind, wenn der General, der Staatsmann, der Academist, weniger darinn redte; mit einem Worte, wenn der Graf nicht eben so stolz, als kleinmüthig, wäre. Die Briefe des Grafen von Estrades, die zu Brüssel 1709 in fünf Banden unter dem Titel, Lettres, Memoires et Negociations, herausgekommen sind, und die er als französischer Abgesandter in Holland geschrieben, sind für diejenigen, die in öffentlichen

Will man ſich ſelber im Briefſchreiben üben: ſo wird man ſehr wohl thun, wenn man im Anfange gute Briefe überſetzt. Allein dieſe Arbeit iſt ſehr ge-

chen Angelegenheiten ſchreiben wollen. Sie haben, als Nachrichten, das Verdienſt, das aus der Kürze, mit der Deutlichkeit verbunden, und aus der Kunſt entſteht, mit einem Prinzen zu rathſchlagen, ohne vertraut zu werden, und unangenehme Nachrichten zu ſchonen, ohne ſie zu verändern. Es ſind zugleich diejenigen Briefe mit eingerückt, welche ſein Herr, der König, und Lionne an ihn geſchrieben haben. Crebillons Briefe (Lettres de Madame de M** au Comte de R**) verdienen in Anſehung der Moral nicht angeprieſen zu werden. Ein verheirathetes Frauenzimmer ſchreibt an ihren Liebhaber. Es iſt wahr, daß ſie bey ihrem Tode ſehr unruhig wird; daß ſie ſich die größten Vorwürfe macht; und vielleicht ſoll dieſes die Lehre ſeyn. Aber ſie liebt doch mitten im Sterben ihren Grafen noch. Soll dieſes auch eine Lehre ſeyn? Außerdem ſind ſie eine Originalgeſchichte des menſchlichen Herzens, wenn es liebt. Sie ſind natürlich geſchrieben, ſo bald man ein Frauenzimmer vom Verſtande und von der Gemüthsart der Marquiſinn voraus ſetzt. Eben ſo genau ſchildern die Briefe der Ninon L'Enclos (Lettres de *Ninon de L'Enclos* au Marquis de Sevigné. *a la Haye* 1750) das menſchliche Herz ab, und ſie würden es noch genauer abſchildern, wenn ſie nicht manchmal beſondre Wahrheiten in allgemeine verwandelten. Sie offenbahren in einer muntern und oft boshaften Schreibart die verborgenſten Geheimniſſe der Liebe ſo ſcharfſinnig, daß man die erhabne Entbuſiaſterey der platoniſchen Liebe nicht mit ſtärkern Waffen hatte angreifen können. Wie wenig würde man gegen ſie einzuwenden haben, wenn ſie ſich nicht zuweilen ein wenig allzuſehr auf die andre Seite ſchlügen, der Liebe die Stelle einer Tugend abſprächen, und ſie ganz für eine ſinnliche Empfindung ausgeben wollten. Manche Wahrheit würde-

gefährlich, wenn man sie ohne Aufseher unternimmt, und nicht Einsicht genug in beide Sprachen hat. Man kann das schönste Original durch eine halb-

würde vielleicht der Leser lieber aus dem Munde einer Mannsperson, als aus dem Munde eines unverheiratheten Frauenzimmers hören wollen. Doch der Verfasser, oder die Verfasserinn, hätten keine bessere Person zu ihren Briefen wählen können Wenn sie ein Frauenzimmer schreiben sollte: so konnte sie eine Lenclos am ersten schreiben. Uns deucht, daß sie den Briefen des Crebillon noch vorzuziehen sind. Doch wer weis, ob sie ihn nicht selbst zum Verfasser haben. Racinens Briefe findet man in den Memoires de Jean Racine, die sein Sohn vor etlichen Jahren heraus gegeben. Sie sind nicht allein als Briefe schätzbar, sondern auch als Nachrichten, die das Leben und den Charakter dieses vortrefflichen Scribenten erläutern. Er mag als ein Dichter mit seinem Despreaux, oder als ein zärtlicher Vater mit seinem Sohne reden, so ist er immer Racine. Er ist es so gar in den Briefen, die er in seinen ersten Jahren geschrieben, und sein noch nicht reifer Witz verräth doch schon den künftigen grossen Geist. Die Briefe des Fontenelle verdienen, deucht mich, gröſsten Theils immer noch eine Stelle unter den guten sinnreichen Briefen. Man wirft ihnen den Fehler des Gesuchten vor; aber wenn weis ein Fontenelle nicht seine Fehler durch Schönheiten zu bedecken? Man hat von diesen und von Crebillons Briefen eine deutsche Uebersetzung; die erste ist von dem Herrn Professor von Steinwehr, und die andre von Herr Strauben. An den sinnreichen Werken der Frau von Lambert (Oeuvres de Madame la Marquise de *Lambert*, à Lausanne 1747) stehen auch einige schöne Briefe, davon man aber die meisten eher kleine Betrachtungen aus der Moral und Critik, als Briefe im eignen Verstande, nennen könnte. Wer den feinen Geschmack des St. Mard kennt, der wird sich auch von seinen galanten und philosophischen Briefen,

getreue Ueberſetzung verderben. Das heißt nicht getreu überſetzen, wenn man nur den Sinn ſeines Autors ausdrückt. Ich muß auch die Art, mit der er denkt, und den Ausdruck ſeiner Gedanken genau beybehalten; oder wo dieſes in meiner Sprache nicht

Briefen, welche den zweyten Band ſeiner Werke ausmachen, nicht wenig versprechen können, obgleich der Verfaſſer ſelbſt davon das Urtheil fällt, daß ſie zum Theil vielleicht zu tiefſinnig, zum Theil, als ein Werk ſeiner Jugend, zu ſchimmernd wären. Richelet hat eine Sammlung von Briefen verſchiedner franzöſiſcher Scribenten, auszugsweiſe, in zween Bänden herausgegeben, und ſie unter gewiſſe Claſſen gebracht. Ich zweifle, daß er recht gut gewählt hat. Man findet vor dem erſten Theile ein langes Verzeichniß von Briefſchreibern ſeiner Nation; und wer ein noch längeres ſehen will, der leſe den Herrn Arenhold in ſeinem Conſpectu Bibliothecae vniuerſalis — Epiſtolarum, 38-58 Seite. Hanou. 1746. Man hat im Italieniſchen bey nahe eine eben ſo große Menge Briefe, als im Franzöſiſchen, gute und ſchlechte. Annibal Caro, Guidiccioni, Bonfadio, Bembo, Bentivoglio Loredano und Lupis ſind bekannt. Die Briefe des Annibal Caro (Lettere famigliari. *Ven.* 1574. II *Vol.*) und des Bonfadio nehmen unter den guten, ſo wie des Loredano und Lupis ſeine unter den ſchlechten Briefen, die erſten Stellen ein. Caro unterſcheidet ſich nicht nur durch das Natürliche und Ungezwungene in den Gedanken und in dem Ausdrucke; auch das Verdienſt, das man ihm in Anſehung der Reinigkeit und Schönheit der Sprache zugeſtehen muß, macht ſeine Schreibart ſchätzbar. Und man muß ſich wundern, wie ein Volk, das einen Caro in Briefen gehabt, im Stande geweſen iſt, die froſtigen Metaphern und die gothiſchen Zierrathen des Loredano einiger Aufmerkſamkeit zu würdigen.

nicht mehr angeht, beides mit gleichgeltenden Schönheiten zu verwechseln wissen. Dazu gehört viel Geschmack, und viel Stärke in den Sprachen. Unterdessen hat das behutsame Uebersetzen einen doppelten Vortheil. Man wird mit den Schönheiten eines Originals besser bekannt, und man bereichert seinen Ausdruck, weil man genöthigt ist, die Wörter und Redensarten seiner Sprache in Gedanken aufzusuchen, um den fremden Ausdruck zu erreichen, ohne ihn zu schwächen, und doch auch ohne undeutsch zu reden *.

Wenn man endlich selbst Briefe schreiben will, so vergesse man die Exempel, um sie nicht knechtisch nachzuahmen, und folge seinem eignen Naturelle. Ein jeder hat eine gewisse Art zu denken und sich

* Cicero sagt, daß er in seinen jüngern Jahren diesen doppelten Vortheil, durch das Uebersetzen der griechischen Reden, erlangt habe: Postea mihi placuit eoque sum vsus adolescens, vt summorum oratorum graecas orationes explicarem, quibus lectis hoc assequebar, vt, cum ea, quae legerem Graece, Latine redderem, non solum optimis verbis vterer, & tamen vsitatis, sed etiam exprimerem quaedam verba imitando, qua noua nostris essent, dummodo essent idonea, L. 1. de *Orat.* p. 305. *e. c.*

auszudrücken, die ihn von andern unterſcheidet. Dieſe ſoll er wohl nach guten Exempeln ausbilden, aber ſie nie unterdrücken, ſonſt wird er eben dadurch gezwungen und unnatürlich werden. Wenn wir alle auf einerley Art dächten: ſo würde die Aufmerkſamkeit und das Vergnügen wegfallen; wir würden bey einander einſchlafen. Die Mannigfaltigkeit des Vortrags befördert hingegen unſer Vergnügen, und wer ſeiner eignen Art zu denken nicht folgt, der benimmt ſich das ſicherſte Mittel, dem andern zu gefallen, und etwas neues zu ſagen. Wer ſich gar nichts, ſondern alles ſeinem Originale zutraut; wer im Nachahmen nichts thun will, als nur ſeinem Beyſpiele kümmerlich folgen *, der wird ihm nicht allein nicht gleichen, ſondern auch ſtets unter ihm ſeyn. Ueber dieſes iſt es meiſtentheils leichter, mehr

* Eum nemo poteſt aequare, cuius veſtigiis ſibi vtique inſiſtendum putat. Neceſſe eſt enim ſemper ſit poſterior, qui ſequitur. Adde, quod plerumque facilius eſt plus facere, quam idem. *Quinctil.* L. X c. 2. Turpe etiam illud eſt, contentum eſſe id conſequi, quod imiteris. Nam rurſus quid erat futurum, ſi nemo plus effeciſſet eo, quem ſequebatur? *ibid.*

mehr zu thun, als eben daſſelbe zu thun: und eben ſo unanſtändig, bloß auf andrer Koſten zu ſchreiben, als auf andrer Koſten zu leben. Und was würde durch das Nachahmen erhalten worden ſeyn, wenn keiner mehr ausgerichtet hätte, als das Original, dem er folgte?

Man vergeſſe im Schreiben nicht, daß der Vorrath der Gedanken und der Worte zu einem guten Briefe meiſtens in der Nähe liege, und daß viele nur darum ſchlechte Briefe ſchreiben, weil ſie beides in der Ferne ſuchen, und ſich deſſen nicht bedienen wollen, was ihnen die Sache und die Beſchaffenheit der Perſonen freywillig darbieten. Sie halten das Nahe für gemein. Sie ſuchen, und ſie kommen dadurch aus den Gränzen des Natürlichen *. Die Kunſt

* Plerumque optima rebus cohaerent & cernuntur ſuo lumine. At nos quaerimus illa, tanquam lateant ſemper, ſeque ſubducant. Ita nunquam putamus circa id eſſe, de quo dicendum eſt; ſed ex aliis locis petimus & inuentis vim afferimus. *Quinctil.* L. 8. *Prooem.* Man kann folgende Stelle aus dem zehnten Buche eben dieſes vortrefflichen Anführers in der Beredſamkeit zu einer Regel bey der Verfertigung der Briefe

Kunſt ſoll in den Briefen eigentlich nichts thun, als wehren, daß die gewöhnlichen Vorſtellungen keinen Ekel erwecken.

Die Gelegenheiten, bey denen wir ſchreiben, erzeugen die meiſten Gedanken in Briefen. Man ſey alſo aufmerkſam auf die kleinen Umſtände, welche die Gelegenheit darbietet, um ſich mit Gedanken zu bereichern. Wer von Natur unempfindlich iſt, den wird nichts rühren, als das Grobe an einer Sache, und er wird von den vorkommenden Dingen immer auf eine gemeine Art reden. Wenn man hingegen viel an einer Sache ſieht, ſo bekömmt man viele und alſo auch neue Vorſtellungen. Auf dieſe Art entſteht das Volle und das Muntre in der Schreibart. Wer unter

Briefe machen: Si non reſupini, ſpectantesque tectum, & cogitationem murmure agitantes, expectaverimus quid obveniat; ſed quid res poſcat, quid perſonam deceat, quod ſit tempus - -, intuiti, humano quodam modo ad ſcribendum accesſerimus. Sic nobis & initia, & quae ſequuntur, natura ipſa praeſtabit. Certa ſunt enim pleraque, &, niſi conniucamus, in oculos incurrunt: ideoque nec indocti, nec ruſtici diu quaerunt vnde inciniant. Non ergo putemus ſemper optimum eſſe, quod latet. L. X. c. 3.

unter vielen Vorſtellungen, durch die Hülfe einer zarten und glücklichen Empfindung die leichteſten, feinſten und nöthigſten wählen, und einen gewiſſen Wohlſtand in ihrer Verbindung beobachten kann, der wird gewiß gute Briefe ſchreiben. Aus dieſem Grunde kann man ſich ſagen, woher es kömmt, daß die Frauenzimmer oft natürlichere Briefe ſchreiben, als die Mannsperſonen *. Die Empfindungen der Frauenzimmer ſind zarter und lebhafter, als die unſri-

* Ich will dem Frauenzimmer zur Ehre eine ſehr ſchöne Stelle aus dem la Bruyere anführen: Elles (les Lettres de *Balzac* & de *Voiture*) ſont vuides de ſentimens, qui n'ont regné que depuis leur tems, & qui doivent aux femmes leur naiſſance. Le ſexe va plus loin, que le nôtre, dans ce genre d'écrire: elles trouvent ſous leur plume des tours et des expreſſions, qui ſouvent en nous ne ſont l'effet que d'un long travail & d'une pénible recherche, elles ſont heureuſes dans le choix des termes, qu'elles placent ſi juſte, que tout connus qu'ils ſont, ils ont le charme de la nouveauté et ſemblent être faits ſeulement pour l'uſage, où elles les mettent. Il n'appartient qu'à elles de faire lire dans un ſeul mot tout un ſentiment, & de rendre délicatement une penſée, qui eſt délicate. Elles ont un enchaînement de diſcours inimitable, qui ſe ſuit naturellement, & qui n'eſt lié que par le ſens. Si les femmes étoient toûjours correctes, j'oſerois dire, que les lettres de quelques-unes d'entre-elles ſeroient peut-être ce que nous avons dans nôtre Langue de mieux écrit. *Tom.* I. p. 152.

unſrigen. Sie werden von tauſend kleinen Umſtänden gerührt, die bey uns keinen Eindruck machen. Sie werden nicht allein öfter, ſondern auch leichter gerührt, als wir. Eine Vorſtellung macht bey ihnen geſchwind der andern Platz, daher halten ſie ſich ſelten bey einem guten Gedanken zu lange auf; wir fühlen ihn ſtärker, und darum gehen wir oft zu lange mit ihm um. Ihre Gedanken ſelbſt ſind, wie ihre Eindrücke, leicht; ſie ſind ein ſcharfes, aber kein tiefes Gepräge. Die Frauenzimmer ſorgen weniger für die Ordnung eines Briefs, und weil ſie nicht durch die Regeln der Kunſt ihrem Verſtande eine ungewöhnliche Richtung gegeben haben: ſo wird ihr Brief deſto freyer und weniger ängſtlich. Sie wiſſen durch eine gewiſſe gute Empfindung das Gefällige, das Wohlanſtändige, in dem Putze, in der Einrichtung eines Gemäldes, in der Stellung des Tiſchgeräthes leicht zu bemerken und zu finden; und dieſe gute Empfindung der Harmonie unterſtützt ſie auch im Denken und Briefſchreiben. Wer die

Far-

Farben wohl zu wählen, und Theile, die nicht nothwendig zuſammen gehören, ſo zu ſtellen weis, daß eins das andre erhebt, der wird auch ſeine Gedanken in einem Briefe gut wählen und geſchickt ordnen können. Wir reden nicht von Frauenzimmern, die unter Leuten von verderbtem Geſchmacke aufgewachſen ſind; die ihren Verſtand und ihre Sprache noch durch keinen vernünftigen Umgang, durch kein gutes Buch ausgebeſſert haben; nein. Aber wir meynen auch nicht vielwiſſende Frauenzimmer, nicht ſolche, vor welchen Jouvenal * die Männer warnt:

Non habeat matrona, tibi quae iuncta recumbit,
Dicendi genus, aut curvum ſermone rotato
Torqueat enthymema, nec hiſtorias ſciat omnes,
Sed quaedam ex libris, & non intelligat.

Man kann bis zur Orthographie, bis zu den Unterſcheidungszeichen in einer Rede unwiſſend ſeyn, und immer noch ſehr ſchöne Briefe ſchreiben.

Und

* Juv. Sat. 6.

Und es iſt keine geringe Ehre für die Frauenzimmer, daß die Briefe der Frau von **Sevigne**, zu denen ich noch die Briefe der **Babet** rechne, die ſie an den Bourſault geſchrieben, von den größten Kunſtrichtern für die natürlichſten in ihrer Art gehalten werden. Das Herz der Sevigne fließt ſtets von den lebhafteſten Empfindungen der Freundſchaft und Liebe gegen ihre Tochter über. Man erſtaunt über die ungemeine Zärtlichkeit; man fürchtet, ſie werde ſie übertreiben, ſie werde aus dem Charakter einer Mutter fallen; und eben dieſe große Zärtlichkeit, die in der Sprache einer andern Mutter abentheuerlich, oder doch ekelhaft werden würde, bleibt in dem Munde der Sevigne ſchön und natürlich. Man nimmt ihre Empfindungen unwiſſend an. Man gefällt ſich bey dem, was man fühlt, und man würde unzufrieden ſeyn, wenn ſie anders geredt, ſich weniger frey, ſich behutſamer ausgedrückt, und eine gewiſſe liebenswürdige Nachläſſigkeit vermieden hätte. Sie iſt auſſer der Stunde ihres Affekts in den Augen-

genblicken, wenn sie erzählt, oder scherzt, eben so lebhaft in ihren Vorstellungen, eben so fruchtbar an Bildern, eben so naif bey Kleinigkeiten.

Ob gleich alle Briefe natürlich seyn sollen: so müssen es doch die am meisten seyn, in welchen ein gewisser Affekt herrscht. Wenn man also dem andern seine Traurigkeit, sein Mitleiden, seine Freude, seine Liebe, in einem hohen Maaße zu erkennen geben, oder in ihm selbst diese Empfindungen erwecken will: so lasse man sein Herz mehr reden, als seinen Verstand; und seinen Witz gar nicht. Man wisse von keiner Kunst, von keiner Ordnung in seinem Briefe. Der Beweis dieser Regel liegt in den Affekten selber. Wer recht gerührt, recht betrübt, recht froh, recht zärtlich ist, dem verstattet seine Empfindung nicht an das Sinnreiche, oder an eine methodische Ordnung zu denken. Er beschäfftigt sich mit nichts, als mit seinem Gegenstande. Von diesem ist er voll, und seine Gedanken sind geschwinde und abgedrungne Abdrücke seiner Empfindungen. Die

Rede

Rede wird, gleich dem Gefühle, ſtark und unterbrochen ſeyn. Wie unſer Herz, wenn es in Wallung iſt, geſchwinder und ſtärker ſchlägt, und die vorige Ordnung nicht mehr hält: ſo unterbricht auch der Affekt die gewöhnliche Art zu denken, und ſich auszudrücken. Es iſt alſo in ſolchen Briefen nichts unnatürlicher, als das, was Nachdenken, Kunſt, und Mühe verräth. Es wird eine gewiſſe Stille und Ruhe des Geiſtes erfodert, wenn wir unſre Vorſtellungen wohl verbinden wollen, wenn wir auf Vergleichungen, Gegenſätze und andre witzige Einfälle fallen ſollen. Der Affekt aber läßt uns zu dieſer Arbeit weder Zeit noch Ruhe; und das Sinnreiche, es ſey ſo ſchön als es will, iſt in ſolchen Briefen allemal verwerflich. Man muß aus eben dem Grunde nicht für den Schmuck in Worten ſorgen. Unſer Gedächtniß wird uns diejenigen ſchon eingeben, die den Leidenſchaften eigen, und deswegen die kräftigſten ſind. Ein verwegner Ausdruck, der ſonſt nicht gebräuchlich iſt, kann im Affekte ſchön

werden,

werden, weil ihn die Heftigkeit meiner Empfindung rechtfertiget. Eine Wiederholung des vorigen, mit eben den Worten, oder in andern Worten, kann in einem ſolchen Briefe zur Schönheit werden, weil wir oft glauben, eine Sache noch nicht, oder nicht genug geſagt zu haben, die uns ſtets vor den Augen ſchwebt. Eine Frage, die bey einer andern Gelegenheit überflüßig iſt, kann in dergleichen Briefen natürlich ſeyn. Kurz, wer die Betrübniß, die Freude, die Liebe, das Mitleid, das er zu erkennen geben, oder erwecken will, in der That empfindet, dem wird es nicht ſchwer ſeyn, davon zu reden, es müßte ihn denn die Armuth der Sprache, oder ein angewöhnter böſer Geſchmack verhindern. Wer ein Exempel von einem recht übertriebnen Trauerſchreiben ſehen will, der leſe Neukirchs Brief an die Frau von Bojanowsky *, über den Tod ihres Gemahls.

Allein,

* S. Neukirchs galante Briefe am Ende des Junkeriſchen Briefſtellers, S. 210. Man findet dieſe Briefe auch bey einer Ueberſetzung der Briefe des le Pays, die zu Hamburg 1730 heraus gekommen; desgleichen in Volks Briefſteller.

Allein, wird man sagen, wenn man nun selbst nicht gerührt ist, wie soll man denn da schreiben? Wie viel Condolenzbriefe, wie viel Freudensbezeugungen müssen wir nicht mit kaltem Blute aufsetzen? Unser Herz nöthiget uns nicht dazu, sondern die Mode, der Wohlstand, der bloße Name eines Freundes, eines Clienten. Man stellt sich, als ob man etwas wäre, das man nicht ist. Gut! Wer eigennützig genug ist, sich zu verstellen, oder wer dazu gezwungen ist, der behält doch allemal in seinen Briefen die Pflicht, den Charakter zu beobachten, den er vorstellen will. Er wird sich doch erinnern können, wie er selbst, oder andre, bey dergleichen Gelegenheiten im Affekte zu reden pflegen. Diese Sprache muß er nachahmen, wenn man nicht sein kaltes und verstelltes Herz entdecken soll; allein er muß sie nicht übertreiben. Er muß allen Vergrösserungen und Künsteleyen entsagen, damit sein Affekt nicht studirt, oder komisch werde. Er erinnere sich folgender Erzählung:

Ein

Ein junger Mensch, der, wenn er Briefe schrieb,
Die Sachen kunstreich übertrieb,
Und wenig gern mit stolzen Formeln sagte,
Las einem klugen Mann ein Trauerschreiben vor,
Darinn er einen Freund beklagte,
Der seine Frau durch frühen Tod verlohr,
Und ihm mit vielem Schulwitz sagte,
Daß nichts gewisser wär, als daß er ihn beklagte.

Ihr Brief, fiel ihm der Kenner ein,
Scheint mir zu schwer und zu studirt zu seyn.
Was haben Sie denn sagen wollen?
„Daß mich der Fall des guten Freunds betrübt;
„Daß er ein Weib verlohr, die er mit Recht geliebt,
„Und meinem Wunsche nach stets hätte haben sollen;
„Daß ich, von Lieb und Mitleid voll,
„Nicht weis, wie ich ihn trösten soll.
„Dieß ungefähr, dieß hab ich sagen wollen.

Mein Herr, fiel ihm der Kenner wieder ein,
Warum sind Sie sich denn durch Ihre Kunst zuwider?
O, schreiben Sie doch nur, was Sie mir sagten, nieder:
So wird Ihr Brief natürlich seyn.

Ueberhaupt läßt ſich von keinen Briefen weniger hoffen, als von denen, die der Geiſt des Ceremoniels und der Mode eingeführt, und an gewiſſe betrükte oder freudige Fälle, oder an gewiſſe Tage, an Namens- Geburts- und Neujahrs- Tage gebunden hat. Sie ſind die beſchwerlichſten, und aus einer gerechten Strafe gemeiniglich die ſchlechteſten. Es ſind Geburten, denen man ihre Herkunft, denen man die Verſtellung, die Schmeicheley, den Eigennuz, die Sklaverey, gemeiniglich anſieht. Es ſind ausgedehnte, froſtige, übertriebne Complimente. Die Materie verändert ſich in dieſen Briefen nicht. Das Erfreuen, das Glükwünſchen, das Bezeugen des Mitleids bleibt allemal das Hauptwerk, und die Gelegenheit iſt nur die Urſache dazu. Wer kann von einem ſo unfruchtbaren Innhalte etwas anſtändiges ſagen? Und wenn es einmal angeht, wer kann es zehn, zwölfmal verändert thun? Wer kann bey kleinen und täglichen Fällen, worüber die Perſon oft ſelbſt nicht betrübt iſt, an die man ſchreibt;

wer

wer kann sich da immer auf eine natürliche Art betrüben? Wer kann immer auf eine andre Art, in einem ganzen Briefe, Glück wünschen, ohne gezwungen zu werden? Ein bloßes Compliment läßt sich seiner Natur nach nicht ausdehnen, wenn man ihm nicht Gewalt anthun will. Gleichwohl wird aus einem Complimente, wie wir es mündlich machen, noch kein Brief nach der Mode. Seine Zuflucht zu langweiligen Anfangs- und Schluß-Formeln nehmen, ist pedantisch. Sein Compliment in das Sinnreiche einkleiden, ist eben so viel, als wenn ich ein mündliches Compliment nicht hersagen, sondern meinen Gönnern nach den Noten absingen wollte. Wenn nicht das besondre Verhältniß, das zwischen mir und dem Gönner ist, freywillig etwas zum Anfange, oder zur Ausfüllung solcher Complimente, hergiebt; Kurz, wenn die Beschaffenheit der Personen, und gewisser zufälliger Umstände, uns nicht bey solchen Gelegenheiten beredt macht, und uns zu einer guten Einkleidung hilft: so werden

ſolche Briefe immer leer und unnatürlich bleiben. Mich deucht, groſſe Herren wären glücklich, wenn die Mode zu gratuliren und zu condoliren unter ihren Clienten abkäme. Wie oft muß nicht ein vornehmer Mann, an dem Neujahrstage, oder an ſeinem Geburthsfeſte, überhäuft von den ſchriftlichen Complimenten ſeiner Verehrer, aus dem Plautus klagen: *Vix ex gratulando miſer jam eminebam.* Und wenn auch dergleichen Briefe keine höflichen Zwangsmittel ſind, dadurch man den Gönner zu etwas nöthigen will; wenn ſie auch, unſre Ehrfurcht zu bezeigen, geſchrieben werden: ſo ſind es doch ſo ungewiſſe und durch die Mode ſo verdächtig gewordne Zeichen, daß uns oft Angſt dabey werden muß, wenn wir uns ihrer bedienen. Man leſe zum Exempel folgenden Neujahrsbrief:

Meine Schuldigkeit erfodert, Ew. Excellenz bey dem Eintritt des neuen Jahres meinen unterthänigſten Glückwunſch abzuſtatten. Allein ich ſuche die Worte vergebens, wodurch ſich das alles ausdrücken ließe, was man Ihnen

wünſchen

wünſchen muß, wenn man des Verlangen ſeines eignen Herzens befriedigen will. Sind Zufriedenheit, Leben und Hoheit eine gewiſſe Belohnung der Verdienſte: ſo werden Ew. Excellenz mit dieſem Jahre noch eine lange Reihe zufriedner und glückſeliger Tage antreten. Ich werde nie ablaſſen, um die Erfüllung dieſer Wünſche die Vorſicht anzurufen, und mit der erſinnlichſten Ehrerbietung zu beharren ꝛc.

Man fühlt den Zwang in dieſem Briefe, ob er gleich in ſeiner Art noch erträglich iſt. Es iſt nicht gerade zu, es iſt durch einen kleinen Umweg gewünſcht, und dadurch hat der Wunſch die Länge eines Briefs erreicht; aber vielleicht merkt man den Kunſtgriff zu ſehr. Der Wunſch iſt nicht in den gewöhnlichen Formeln abgefaßt, und auf dieſe Art hat er zwar das Alltägliche verloren; aber eben dadurch iſt er reducriſch geworden. Unterdeſſen glaube ich doch, daß man beſſer thut, wenn einmal ſolche Briefe geſchrieben werden ſollen, daß man ſie durch eine Tour verlängert, als daß man den Wunſch

auf die Folter ſpannt, und alle ſeine Theile unförmlich ſehen läßt; daß man, ſage ich, beſſer thut, wenn man ihn in feine Worte einkleidet, als wenn man ſich der Kanzleyſprache bedient, wozu uns Herr Lünig durch ſeine curiöſen **Hof- und Staatsſchreiben** und durch ſeinen Vorrath **wohlſtyliſirter neuer Briefe**, hat einladen wollen. Ich will aus dieſer letzten Sammlung ein kleines Exempel anführen.

Wir zweifeln nicht, es werden Ew. Liebden das zu Ende eilende Jahr bey allen hohen Vergnügen zurück legen, und haben dahero zu Bezeigung Unſerer Freund Vetterlichen (Nachbarlichen) Ergebenheit nicht ermangeln wollen, zu dem geſegneten Eintritte dieſes inſtehenden neuen Jahres zu gratuliren, mit dem aufrichtigſten Beywunſch, daß der Allerhöchſte Ew. Liebden in dieſen und vielen folgenden Jahren mit aller ſelbſt wählenden Fürſtlichen Proſperität, und demjenigen, was ſonſt zu Dero Contento gereichen kann, mildiglich erfreuen wolle, die wir Ew. Liebden unter ausbittender Continuation Dero hochſchätzbaren Freundſchaft und Wohlwollens zu Erweiſung ꝛc. ꝛc.

So

So muß man ſchreiben, wenn man wohlſtyliſirt ſchreiben will. Auſſer der Armuth des Innhalts in den Complimentbriefen, macht auch der Reſpekt, den man zu beobachten hat, dergleichen Briefe ſchwer und ſteif. Man ſoll mit großen Herren nicht frey reden; und was iſt alsdann möglicher, als daß man ängſtlich ſpricht? Man ſoll demüthig und ehrerbietig ſprechen; und wie leicht kann dieſe Sprache kriechend und ſklaviſch werden? Man ſoll mit großer Behutſamkeit reden, und aus großer Behutſamkeit wird man oft koſtbar und gezwungen. Die Regeln des Ceremoniels ſchränken die natürliche Art, zu denken, ſo ſehr ein, daß man dieſe oft unterdrücken muß, wenn man jenes beobachten will. Die Art unſrer langen und großen Ehrenwörter thut in dergleichen Briefen dem Ausdrucke und den Geſetzen der Sprache viele Gewalt an. Wir haben Abſtrakta gemacht, und den gnädigen Herrn in die Gnade, den Hochedlen in das Hochedle, und ſo weiter verwandelt. Man ſoll nach dem Befehle der Brief-

ſteller dieſe Titulaturen an beſtimmten Stellen wiederholen. Dieſes muß nothwendig Ekel und Bangigkeit im Ausdrucke verurſachen. Man ſoll nicht, wie man meiſtens im Umgange redet, durch Sie, Ihnen, Ihre, ſondern durch Dieſelben, Dero, Deroſelben, Höchſtdenenſelben, reden. Und wenn alles dieſes nicht die Grammatik beleidigte: ſo beleidigte es doch das Ohr. Will man das Hochgebohrne nicht alle Augenblicke wiederholen: ſo muß man lange Perioden machen, und Sätze, die natürlicher Weiſe unverbunden geſagt werden wollen, in einen Perioden zwingen. Unſere Anführer treiben uns noch weiter. Wir ſollen aus Ehrerbietung für andre, die Wörter von ihrer natürlichen Stelle verdrängen, und zum Exempel nicht ſagen: Nachdem ich ſo glücklich geweſen, Ew. Excellenz Befehle zu vollziehen; ſondern: nachdem Ew. Excellenz Befehle zu vollziehen, ich ſo glücklich geweſen bin. Dieſe und noch viele andre Kleinigkeiten, die man beobachten ſoll, machen es beynahe unmöglich, einen ſolchen Complimentbrief natürlich abzufaſſen. Sie ſtören

die

die freye Art zu denken, so wie vielleicht die weitschweifigen Titulaturen in den Kirchengebeten die Andacht stören, wenn wir, indem wir z. Ex. um Gnade für den Lehnsherrn des Dorfs bitten, zugleich den ganzen Titel des gnädigen Herrn herbeten hören, über dem man oft zwey bis dreymal Athem holen muß.

Die Bittschreiben und Danksagungsbriefe an grosse Herren sind weit leichter zu machen, als die leeren Complimente. Man hat einen wahren Innhalt, dazu sich immer verschiedne Umstände, verschiedne Gedanken anbieten, die man von der Großmuth, von dem edelmüthigen Bestreben seines Gönners, uns und andre glücklich zu machen, von den Wohlthaten selbst, die er uns schon erwiesen hat, hernehmen kann. Das Verlangen, andre zu unserm Glücke geneigt zu machen, und die Dankbarkeit, sind beredte Empfindungen, und man hat im Schreiben mehr zu befürchten, daß sie uns zu übertriebnen Gedanken bringen werden, als daß

sie uns gar keine eingeben sollten. Ob nun wohl dergleichen Briefe an große Herren mehr Schmuck vertragen, als andre, und ob man gleich mit einem vornehmen Manne nicht schläfrig sprechen soll: so muß man sich doch auch nicht dem Balzacischen oder voitürischen Geschmacke überlassen, und weder, ohne auszuruhen, noch auch, was der größte Fehler dieser Männer ist, immer auf einen Schlag sinnreich seyn. Muntre Köpfe sind diesem Unglücke am leichtesten unterworfen. Es hat diesen beiden Männern nicht an Witze gefehlet. Nein, sie haben eher zu viel Witz. Sie pralen damit. Sie wollen ihn stets anbringen, es koste was es wolle. Alles was sie betreten, soll eine Rose werden. Sie verschwenden ihre Hyperbolen in den Lobsprüchen, ihre Gegensätze in dem Scharfsinnigen. Sie werden also, zur Unzeit und gezwungen, sinnreich in ihren Briefen. Endlich sind sie immer auf einerley Art witzig, und alles, auch das Beste, ermüdet, wenn es immer eben dasselbe bleibt. Voitüre ist ohne Zweifel dem Balzac noch

vorzu-

vorzuziehen, wenigstens sind einige von seinen scherzhaften Briefen * angenehm zu lesen. Boileau hat beider Schreibart in zween Briefen an den Herzog von Vivonne nachgeahmt**, und seine Nachahmung ist die beste Satyre, die man dawider machen kann. Eine Probe von den Balzacischen Schönheiten mag folgender Brief*** an die Marquisinn von Montausier seyn. Er wünscht ihr zu ihrer Niederkunft Glück.

Mada-

* Der Herr von Voltaire setzt die Zahl derselben bis auf viere oder fünfe herunter, und meynt, daß die übrigen nicht viel höher zu halten wären, als die Briefe des Boursault und le Pays. (S. seinen Temple du Goût.) Wir wollen uns des Voitüre nicht annehmen; aber daß Herr Voltaire den Büssy mit seinen Briefen nicht in den Tempel lassen will, scheint eine kleine Tyranney zu seyn. Die Fehler seiner Briefe sind Fehler seines Herzens, und nicht seines Verstandes. Die Sprache seiner Eigenliebe ist beschwerlich, das beständige Wehklagen über sein Unglück ist ein Fehler; aber deswegen hört seine Schreibart nicht auf, natürlich, leicht und fein zu seyn. Pitaval beschwert sich über diesen Ausspruch des Herrn Voltaire: Il lui a fait une aussi grande injustice, qu'on la lui feroit, si on ne l'y plaçoit même: je ne crois pas que nous ayons rien dans le stile Epistolaire, qui surpasse le stile fin et aisé du Comte de Bussy. S. *Causes celebres* Tom VI. p. 317.

** S. den vierten Theil seiner Werke, d. 93 S. Amsterd. Ausg.

*** Lettres de Mr. *Balzac*, à Amsterd. 1664. p. 356.

Madame,

Ob mich gleich meine Krankheiten von den Pflichten des bürgerlichen Lebens befreyen: so will ich mich doch meines Privilegii heute nicht bedienen. Es giebt Gelegenheiten, wo alle Privilegia aufhören müssen, und Sie haben uns eine so gute Nachricht von sich hören lassen, daß ich darüber vergessen habe, daß ich krank bin. Sie hat die Kraft gehabt, mich aus einem Schlummer zu erwecken, aus dem der Ruf von Frankreichs Siegen, und die Triumphlieder der öffentlichen Zeitungen mich zu ermuntern nicht vermögend waren. Sie hat mir die Freude gegeben, so wenig ich auch fähig war, Freude anzunehmen. Da sie mir nun diese süße Gemüthsbewegung wieder gegeben hat, die ich gar verlohren zu haben glaubte: so halte ichs für meine Schuldigkeit, Ihnen, Madame, für mein eignes Vergnügen zu danken, das ich in dem Ihrigen finde. Die Festtage Ihres Hauses sind keine Privatfeste, und bilden Sie sich ja nicht ein, daß Sie nur für sich allein glücklich sind. Nein, Madame, es ist ein Licht, womit Sie die Welt ausgeschmückt haben; es ist ein Glück, das Sie unserm Jahrhunderte zu Wege gebracht haben. Und weil ich mich neuerlich wieder zum Poeten aufgeworfen: so wird es Ihnen

nicht

nicht fremd vorkommen, wenn mir ein Wort entfährt, das prophetiſch klingt. Ich kann von dem nicht niedrig reden, noch eine nur geringe Hoffnung von dem haben, was ſich von zwo Perſonen herſchreibt, für die ich eine ſo hohe Ehrerbietung trage. Man kann in dem Falle unmöglich verwegne Wünſche thun, wenn Sie dieſelben erfüllen ſollen. Und weil die vortreffliche Erziehung nicht weniger von Ihnen ſelbſt herkommen ſoll, als die vortreffliche Geburt: ſo glaube ich auch nicht weniger wahrhaft in meinen Prophezeihungen zu ſeyn, als ich itzt in der Verſicherung bin, zeitlebens zu ſeyn ꝛc. ꝛc.

Dieſer Brief läuft von den Schönheiten der Vergrößerung und des Gegenſatzes über. Jeder Period hat etwas von dieſen beiden Stücken. Gleich in dem zweyten erſcheint eine überflüßige Sentenz. Der dritte iſt eine ungeheure Hyperbole. In dem folgenden ſetzt er, Freude geben und Freude annehmen, einander entgegen. Gleich darauf fällt ihm das Verlieren der ſüßen Empfindung ein, um es dem Wiedergeben entgegen zu ſtellen. Er fährt fort: „Ich habe es für meine Schuldigkeit er-

„achtet,

„achtet, Ihnen für mein eignes Vergnügen zu dank„ken, das ich in dem Ihrigen finde.„ Wieder ein ſinnreicher Spruch! Der folgende Period redet aus eben dem Tone. Drauf wechſelt er mit einer Hyperbole von dem Lichte ab, mit dem die Marquiſinn die Welt ausgeſchmückt. Nunmehr ſpielt er mit den Worten Poet und prophetiſch. Er entſchuldiget ſich unmittelbar darauf wegen des Prophetiſchen in einem Gegenſatze. Er kann nicht **niedrig** von einem Kinde denken, das von Aeltern herkömmt, für die er eine **hohe** Ehrerbietung hat. Und wie gekünſtelt iſt nicht der Schluß! Balzac gleicht bey nahe in ſeinen Briefen einem Menſchen, der nach dem Tacte auf einen zugeht, um ihm ein Compliment zu machen; der bald ein Seitenpas, bald ein Vorpas macht, darauf eine Capriole ſchneidet, und, wenn er ſich uns genähert hat, zu guter letzt mit dem einen Fuße battirt.

Wir wollen noch etwas weniges von den Briefen ſagen, deren Innhalt aus bloßen Erzählungen beſteht.

ſteht. Sie ſcheinen die leichteſten zu ſeyn, ſo wie ſie vielleicht die gebräuchlichſten und nothwendigſten ſind. Wenn man nichts ſagen will, als daß heute dieſer Fall, morgen ein andrer ſich zugetragen hat: ſo wird freylich nichts leichter ſeyn. Aber dieſes heißt eine Sache nur erwähnen, und nicht erzählen. Wir wollen nicht bloß wiſſen, was vorgegangen iſt, ſondern oft auch, wie es erfolgt iſt. Wir wollen eine Sache in den Umſtänden wiſſen, durch die ſie eine Begebenheit geworden iſt; allein wir wollen ſie auch bald wiſſen, und nichts hören, was nicht zur Sache etwas beyträgt. Aus dieſem Grunde entſtehen die Haupttugenden der Erzählung, die Deutlichkeit und die Kürze. Dieſe beiden Regeln zu vereinigen, iſt die Kunſt im Erzählen. Man muß die Umſtände prüfen können, die zur Sache gehören. Man muß die Ordnung nicht ſtören, in welcher ſie auf einander gefolget ſind. Man muß die geringen bald auſſen laſſen, bald etliche in einen zuſammen ziehen, das heißt, ſein Gedächtniß, ſeine Augen und

Ohren mit Verſtande ausſchreiben, und nicht mehr Worte brauchen, als nöthig iſt. Dieſe Art zu erzählen, iſt ſchon ein großes Verdienſt für Briefe. Allein man kann durch die Kürze leicht dunkel werden, und nicht allein der Deutlichkeit ſchaden, ſondern auch der Erzählung eine große Zierde, ich meyne, das Muntre, dadurch benehmen. So erzählen, daß man die Sache nicht allein verſteht, ſondern daß man glaubt, ſie ſelbſt zu ſehen, und ein Zeuge davon zu ſeyn, das heißt lebhaft erzählen. Dieſes geſchieht durch die kleinen Gemälde, die man im Erzählen von den Umſtänden, oder Perſonen, entwirft, inſonderheit wenn man die Perſonen zuweilen ſelbſt reden läßt, und uns dadurch mit ihrem Charakter bekannt macht. Man redet oft ſelbſt im Erzählen den andern an, und fragt ihn, wie wir bey einer Sache zu thun pflegen, die wir mündlich erzählen, oder die wir wirklich vorgehen ſehen. Man antwortet ſich; man ſtreut kleine Betrachtungen ein, die uns unſer Witz, oder unſre Beleſenheit hergeben.

geben. Alles dieſes am rechten Orte, mit Anſtändigkeit, nicht zu häufig, kurz, ſo thun, daß alles, ſo ſehr es entbehrt werden kann, doch zur Anmuth der Geſchichte unentbehrlich geweſen zu ſeyn ſcheint, dieſes iſt das Verdienſt der Erzählung. Selbſt wenn ſie proſaiſch iſt, bleibt ſie noch allezeit auf gewiſſe Weiſe eine Art der Poeſie. Wie es überhaupt in der Poeſie gewiſſe Schönheiten giebt, die nicht durch Regeln erklärt werden können, die ſo wohl Glück als Sorgfalt ſind; wie es in ihr, ſo wohl als in der Muſik, namenloſe Annehmlichkeiten giebt, die ſich durch keine Methoden lehren laſſen, und die, wie Pope * ſpricht, eine Meiſterhand allein erreichen kann: ſo geht es auch mit vielen

* Some beauties — no Precepts can declare,
For there 's a happineſs as well as care.
Muſick reſembles Poetry; in each
Are nameleſs graces, which no methods teach,
And which a Maſter-hand alone can reach.
Eſſay on Criticism. v. 142.

Schönheiten der proſaiſchen Erzählung. Livius iſt ein Meiſter in dieſer Art zu erzählen. Man darf nur ſeinen Streit der Horazier und Curiazier mit des Herrn Rollins Anmerkungen leſen, wenn man ſich davon überzeugen will. Die Perſonen, denen man erzählt, können, nachdem ſie hoch, oder uns gleich ſind, im Erzählen vieles verbieten, und vieles erlauben. Die Sachen ſelbſt, nachdem ſie wichtig, oder nicht wichtig, weitläufig, oder kurz, traurig oder luſtig ſind, verlangen immer anders erzählt zu werden. Man muß dieſes der Klugheit eines jeden überlaſſen.

Wie wir nicht immer aus Nothwendigkeit mit einander reden, ſondern auch zum Vergnügen: ſo giebt es auch Briefe, die zum Vergnügen geſchrieben werden. In dieſen Briefen haben wir die Erlaubniß ſinnreich zu ſeyn, und tauſend Dinge, die in ernſt-

ernſthaften Briefen unnatürlich ſeyn würden, können hier natürlich ſeyn. Es iſt ganz etwas anders, halb im Ernſte, oder zum Scherze ſinnreich ſeyn. Ich will im Scherze nicht ſo wohl überreden, als den andern auf eine angenehme Art unterhalten. Er ſieht meine Abſicht, und willigt gleichſam unter der Bedingung darein, daß ich ſie glücklich ausführen werde. Es iſt alſo bey ſolchen Briefen nicht die Frage, ob man von dergleichen Dingen, als darinnen vorkommen, im gemeinen Leben ſo ſinnreich, und ſo fortgeſetzt ſinnreich, zu reden pflegt. Nein, es iſt die Frage, wenn man ſolche Briefe vor ſich hat, ob die Sache die Einfälle verträgt, ob dieſelben der Mühe werth ſind, ob ſie, als witzige Einfälle betrachtet, gut und richtig ſind, ob ſie ungezwungen ſind. Wenn das iſt, ſo mag der Brief durch und durch ſinnreich ſeyn, er wird immer in ſeiner Art natürlich bleiben. Man betrachtet ihn nicht ſo wohl

von der Seite eines Briefs; man ſieht ihn für einen witzigen Aufſatz in Form eines Briefs an, und nach dieſer Ausſicht beurtheilt man ihn. Man unterſucht nicht ſo wohl, ob uns oder vielen dieſe Art zu reden eigen iſt, ſondern vielmehr, ob ſie dem Verfaſſer leicht geworden iſt. Die Proſa iſt, überhaupt betrachtet, allemal natürlicher, als die Poeſie. Allein, wenn wir ein gut Gedichte leſen, in welchem alles ohne Zwang, und doch weit feiner geſagt iſt, als man proſaiſch davon zu reden pflegt: ſo iſt es uns genug, daß dieſe Art zu denken dem Verfaſſer natürlich läßt, und wir wiſſen es ihm Dank, daß er ſo und nicht anders mit uns geredet hat. Wir fragen nicht, ob es ihm keine Mühe gekoſtet, ob er keine Kunſt dabey angewandt hat. Wir ſind zufrieden, wenn wir dieſe Mühe, dieſe Kunſt nicht ſehen. Es gefällt uns an ihm, daß er ſo glücklich iſt, immer das Beſte und Feinſte an einer Sache zu finden, ohne darnach gerungen zu haben. Wir halten ſeinen Witz für keine Pralerey, wenn wir ſehen, daß er

nicht

nicht so wohl für seinen Ruhm, als für die Sache und für unser Vergnügen besorgt gewesen ist. Eben dieses findet auch bey den sinnreichen Briefen statt, in so weit diese sinnreiche Art zu denken nicht vielen, sondern nur wenigen eigen ist. Man tadelt die Fontenellischen und andre diesen ähnliche Briefe nicht deswegen, weil wir ordentlich in unsern Briefen nicht sinnreich zu reden pflegen; sondern deswegen, weil ihr Sinnreiches nicht selten gezwungen und frostig ist; wenigstens sollte man sie nur aus diesem Grunde tadeln. Wenn endlich solche Briefe auch ihrer Natur nach gut sind, so ist es doch kein Wunder, wenn eine ganze Sammlung von scharfsinnigen Schreiben den Leser bald müde macht. Je länger unser Geist von einem angenehmen Eindrucke angestrengt wird, desto geschwinder wird das Vergnügen, das wir dabey empfinden, zum Verdruße. Und ob der Wein gleich weit geistreicher ist, als das Wasser, und ob wir ihn gleich mehr lieben, als dieses: so werden wir ihn doch weit eher satt. Die

ſinnreiche Schreibart greift unſern Geiſt empfindlich an. Sie giebt uns immer etwas zu thun, indem ſie uns das Unerwartete, das Neue wahrnehmen läßt; aber eben dadurch ermüdet ſie in der Länge. Wie aber ſolche Briefe einzeln geſchrieben werden: ſo ſollte man ſie auch nach der Wirkung, die ſie einzeln thun, beurtheilen, und nicht aus dem, was ſie verurſachen, wenn man ſie hinter einander lieſt. Allein auch einzeln genommen, können ſie ermüden, wenn ſie lang, und immer aus einem Tone ſinnreich ſind; ſo wie überhaupt eine abgemeßne, geſchmückte, und lebhafte Schreibart, ohne Abwechſelung, ohne Mannigfaltigkeit, wenn ſie auch mit guten und hellen Farben ausgemalt iſt, dennoch, weder in der Poeſie, noch in der Proſa lange vergnügen kann *. Man ſollte alſo die ſinnreichen Briefe kurz machen; und

* Vel ex poetis, vel ex oratoribus poſſumus iudicare, concinnam, diſtinctam, ornatam, feſtivam, ſine intermiſſione, ſine reprehenſione, ſine varietate, quamuis claris ſit coloribus picta vel poeſis, vel oratio, non poſſe in delectatione eſſe diuturna. *Cic.* de *Orat.* L. III. p. 477. *edit. Elz.*

und wenn dieſes nicht angeht, doch nicht Schritt vor Schritt ſinnreich ſeyn. Ein anders iſt, ſich in der Schreibart ungleich werden, und aus dem Feinen in das Grobe fallen; ein anders, die Schreibart nicht immer gleich durch anſtrengen. Niemand muß einen Anſpruch auf dieſe Gattung der Schreibart machen, den die Natur nicht dazu gebildet hat. Und niemand, dem es an Lebhaftigkeit und einem lachenden Witze fehlt, wird es durch alle Regeln, durch alle Mühe, auch nur bis zu dem Leidlichen in der ſinnreichen und ſcherzhaften Schreibart bringen. Alle Regeln werden ihm zu nichts helfen, als daß er auf ihre Rechnung Fehler macht. Wenn man den Klugen durch ſeinen Scherz nicht gefällt, ſo kann man ſicher wiſſen, daß man keine Gabe dazu hat, wenn man auch noch ſo viel Luſt dazu hätte. Wer eine Fähigkeit zu dieſer Schreibart hat, bey dem wird ſie durch das Leſen muntrer Briefe nicht allein erweckt, ſondern auch zugleich befruchtet werden. Er wird nicht nöthig haben,

daß man ihm die Quellen anzeigt, aus welchen man ſchöpft, wenn man ſcherzhaft und galant ſeyn will; wenn man z. E. Höhere zum Scheine tadeln, ihnen zum Scheine widerſprechen, ihnen zum Scheine nicht gehorchen; wenn man denen Vorwürfe machen will, denen man aus Ehrerbietung keine machen ſoll; mit denen von Liebe reden will, die man beleidigen würde, wenn man es auf eine ernſthafte Art thäte. Man wird in den Poeſien des Abts Chaulieu verſchiedene ſchöne Briefe von dieſer Art finden, die er an die Herzoginn von Bouillon geſchrieben hat.

Es giebt eine muntre Art zu reden, die der Freundſchaft und Liebe ins beſondere eigen iſt. Sie kömmt mehr aus dem Innerſten des Herzens, als aus dem Ueberfluſſe des Witzes her. Sie iſt nicht ſo wohl ſinnreich, als naif. Man ſagt ſeine wahre Meynung mit einer gewiſſen Sorgloſigkeit, mit einer Offenherzigkeit, die den Wohlſtand zu vergeſſen ſcheint, und die doch gefällt, weil ſie aus einem freu-

digen

bigen und immer zufriednen Herzen qvillt. So redet die muntre Babet mit ihrem Liebhaber. Sie liebt ihn im Ernſte, und redet doch ſelten ernſthaft von der Liebe. Alles iſt Scherz, und doch Scherz, der aus Zärtlichkeit entſpringt. Ihr Charakter iſt Freude und Vergnügen, ſo wie der Charakter des Chaulieu, und ihre Liebe richtet ſich nach dieſem Charakter. Sie ſagt mitten im Lachen ihrem Liebhaber die zärtlichſten Sachen. Sie nimmt ſich kleine Freyheiten heraus, welche Mannsperſonen unverſchämt laſſen würden; allein ihr ſtehen ſie wohl. Ihre Briefe ſind wegen der kleinen Schönheiten, die oft in einzelnen Worten beſtehen, nicht wohl zu überſetzen. Man muß auch mehr, als einen leſen, wenn man ihre Schreibart ſchmecken will. Weil dieſe Briefe beynahe ſchon hundert Jahre alt, und nicht gar zu bekannt ſind: ſo würde ich etliche zur Probe herſetzen, wenn nicht die Welt bald eine Ueberſetzung davon zu hoffen hätte.

Von ſolchen aufgeweckten Briefen trifft man

verschiedne gute in den griechischen Briefen des Alciphrons und Aristänets an; denn alle kann man sie von einem gewissen sophistischen Witze wohl nicht frey sprechen. Wer diese oft sehr freyen Galanterien im Griechischen nicht lesen kann, der muß mit einer nicht ganz getreuen Uebersetzung * zufrieden seyn, die man im Französischen davon hat. Des Alciphrons Briefe sind nicht alle übersetzt, sondern nur die galanten gewählt. Es stehen in den bremischen Beyträgen, im zweyten Bande, ein Paar Uebersetzungen, die man mit Vergnügen lesen wird.

Viele von den scherzhaften Briefen des le Pays im Französischen, und die meisten von denen, die man von Neukirchen in dieser Art hat, fallen zu sehr in das Kurzweilige, in das Grobe, oder auch Frostige,

* Lettres d' *Aristenete* aux quelles on a ajouté les Lettres choisies d' *Alciphron*, traduites du Grec, à Londres 1739. Aristänets Briefe sind eher Gemälde und Beschreibungen, als Briefe im gewöhnlichen Verstande. Wer die meisten griechischen Briefe, Briefe von fünf oder sechs und dreißig verschiednen Verfassern, theils Philosophen, theils Rednern und Lehrern der Redekunst, beysammen sehen will, der findet sie in einer Sammlung in zween Bänden in 4, die Aldus Manutius 1499 zuerst heraus gegeben.

ſtige, als daß man ſie jemanden anpreiſen könnte. Man leſe folgenden Brief von Neukirchen, wenn man ſich einen Ekel vor der unverſchämten Art zu ſcherzen erwecken will.

An Calliſten.

Meine Jungfer,

Ich habe ſchon anderthalb Tage nichts gegeſſen, und ängſte mich ſo abſcheulich, daß ich mir nicht mehr ähnlich ſehe. Meine Jungfer wird vielleicht meynen, daß, ich es darum thue, weil ſie ſchon zwey Tage mit mir gezürnet. Es iſt wohl etwas: aber die gröſte Schuld hat mein Philax, welcher geſtern früh verſchieden, und ein ſo unglückliches Ende genommen, daß die Seele ſchon vor der Thüre war, als mein Junge mir allererſt verkündigte, daß er ſtürbe. Ich kann nicht ſagen, wie ich mich darüber qväle, abſonderlich, weil mich alle meine Leute beſchuldigen, daß ich an ſeinem Tode Urſach ſey. Der arme Schelm hatte unſers Nachbars Amarelchen geſehen, und beſuchte ſie etliche Tage nach einander ſo oft, daß ich endlich furchte, es möchte zu einer wahrhaften Liebe ausſchlagen. Weil ich nun aus meinem eigenen Exempel wuſte, daß nichts ſchäd-

licher

licher ſey, als dieß Feuer, wann man es nicht bey Zeiten löſchet: ſo wollte ich ihm die Gelegenheit darzu benehmen, und ſchloß ihn etliche Tage in meine Kammer. Inzwiſchen unterhielt ich ihn mit guten Speiſen, ich ſchmeichelte ihm mehr als ſonſten, und bemühte mich auf allerhand Art, ihn aufzumuntern: Aber deſſen allen ungeachtet blieb er betrübt, und rührte ſich nicht von der Stelle, wann ich ihn nicht mit Gewalt aufjagte, bis endlich dieſer erbärmliche Fall erfolgte, und er ſich vor Herzeleid und Kummer todt gegrämet. Ich weis, daß ihm meine Jungfer ſehr wohl gewollt, und darum kann ich mir leicht einbilden, wie ſie ſich über dieſe Zeitung geberden wird. Wie? wird ſie ſagen: Hätte er denn nicht können klüger ſeyn? Der arme Hund hat es ihm ja genug gewieſen, daß er ohne ſeine Buhlin nicht länger leben könnte: Warum hat er ihn nicht wieder loß gelaſſen? Ich bekenne es, meine Jungfer, ich habe geirrt, und wann ich gewuſt hätte, daß ich irrte, ſo würde es wohl ſchwerlich geſchehen ſeyn. Allein meine Jungfer weis, daß ſie mich qvälet, Sie hat meine Liebe ſelbſt angezündet, und kann leicht ſchlieſſen, daß ein Menſch empfindlicher iſt, als ein Hund, und daß ihr alle Stunden an mir begegnen kann, was ich an meinem Philax erlebet. Gleichwohl hö-

ret

ret sie nicht auf, mich einzukerkern, und meynet, sie habe ihre Sache ganz wohl gethan, wann sie mich nur mit Worten speiset, da sie mich doch inzwischen durch ihre unerträglichen Gesetze zu Grabe schicket. Ach Calliste! Sie beherrschet mich allzustrenge. Je mehr ich mich bemühe zu thun, was sie befiehlet, ie mehr befiehlet sie mir zu thun, was ich nicht kann. Und also ist es unmöglich, ihr zu zeigen, daß ich wahrhaftig sey, wie ich es doch von Herzen bin,

Meine Jungfer,

Dero gehorsamster Knecht ꝛc.

Muß Calliste nicht ein Vergnügen über diese schalkhafte Vergleichung gehabt haben, durch die sie erinnert wird, daß die Liebe ihres Liebhabers gegen sie eben so stark, ja wohl noch stärker ist, als die Liebe seines Hundes gegen Nachbars Amarelchen war! Hätte der Verfasser wohl ein nachtheiliger und schmutziger Bild für sich und seine Schöne wählen können? Es hat sich schon vor Neukirchen ein Autor unter den Deutschen gefunden, der seine Landsleute in Briefen hat wollen scherzen und galant sprechen lehren. Ich meyne den Verfasser der Neu-Aufgerich-

teten Liebes-Cammer *, Franzoſey. Damit alſo die Jugend ermuntert werde, ſich dieſes luſtige und nützliche Buch bekannt zu machen, und ihren Geſchmack in ſcherzhaften und galanten Briefen darnach zu bilden: ſo will ich ein Exempel daraus herſetzen.

CCI Brief

An Clymenen.

Was ein Kuß ſey?

Zum höchſten wundert mich, ſchönſte Clymene, daß ſie von mir ſchriftlich verlangt zu wiſſen, was eigentlich ein Kuß ſey: da ich doch vermeine, es könnte ihr dieſe Wiſſenſchaft mündlich viel beqvemer werden beygefügt. Dann daſern ſie nur einen einigen aus gewogenem Herzen rührenden mir ertheilte; würde ſonder Zweifel die erfolgliche Empfindung ihr gnugſamen Unterricht geben, was das Küſſen

* Der ganze Titel dieſes Buchs heißt: Neu-Aufgerichtete Liebes-Cammer, darinn allerhand höflich verliebte Sendſchreiben an das löbliche und anmuthige Frauenzimmer, auch andre Perſonen, abgefaßt und beantwortet ſind: voll mancherley Erfindungen ſo wohl zierlicher Schreibgrüße und andrer Formularn, als vieler ſeltner Liebesfälle und mehrer Sachen, ſo der Jugend nicht nur luſtig, ſondern auch guten Theils nützlich zu leſen, erbauet durch E. F. 1679.

Küſſen ſey und bedeute, und was Sinnen-beliebte Veränderungen daraus entſtehen. Weil ſie derwegen die geſchickteſte Meiſterinn iſt, eine ſolche Frage aufzulöſen: möchte ich die Antwort lieber geben, als ſchreiben, wann es nach meinem Wunſch und Gefallen ergienge. Ich will aber meine Meinung unter ihren Willen demütigen, und kürzlich ihren gnädigen Befehl verrichten, ſo gut es immermehr möglich, in einer Sachen, welche ſich beſſer durch die That, weder mit Worten und Buchſtaben erklärt.

Jedoch wiſſe die Schönſte, daß ich ſolches ſo bloß, ohne Bedingung einiges Lohns nicht thun könne; beſondern aufs wenigſte ein paar Küſſe, zur Vergeltung meines Dienſts, darüber hoffe; um zu prüfen, ob meine Feder wol oder übel davon geſchrieben.

Der Kuß iſt gleichſam das aufgedruckte Siegel eines lieb- und treubefliſſenen Willens: Ein Pfandſchilling künftiger Vereinigung: Die ſtumme, aber allervernehmlichſte Sprache des verliebten Herzens: Ein Geſchenke, das man giebt und verliert: Ein Abdruck brünſtiger Zuneigung auf einer Korallinenpreſſe: Ein paar gegen einander ſchlagende Feuerſteine: Ein Karmeſinrothes Wundenpflaſter der Liebe: Ein ſüßer Lippenbiß: Ein holdſeliger Munddruck:

Eine Speiſe, die man mit rothen Löffeln zu ſich nimmt: Ein Zuckerbrod, das nicht ſättiget: Ein Obſt, ſo man zugleich pflanzet und abbricht: Die allerſchnelleſte Frage und Antwort zweyer Herzen: der vierte Grad der Liebe.

Befindt Sie dieſe Beſchreibung und Eigenſchaften des Kuſſes nicht richtig: Wolan, Schönſte, ſo laſt uns eine nach der andern an unſern Lippen fürnehmen und examiniren, und widerlegt mich durch die Erfahrung, ſo ichs etwan nicht recht getroffen,

Ihrer Liebe Ergebener

N. N.

Ein Kuß iſt ein Abdruck brünſtiger Zuneigung auf einer korallinen Preſſe. Die Lippen ſind korallene Preſſen, denn ſie ſehen roth, und laſſen ſich von der Zuneigung, wie vom Drucker zuſammenziehen, und daraus entſteht ein Abdruck, das iſt der Kuß. Ein Kuß iſt ein Paar gegen einander ſchlagender Feuerſteine. Hört man bey dieſer Abbildung nicht die Küſſe vernehmlich ſchallen? Und weil die Küſſe das Feuer des Herzens vermehren: ſo ſind ſie freylich Feuerſteine.

steine. Das karmesinrothe Wundenpflaster der Liebe, und die Speise, die man mit rothen Löffeln zu sich nimmt, verstehet sich von sich selbst. Daß aber der Kuß der vierte Grad der Liebe seyn soll, möchte manchem deswegen nicht gefallen, weil er nicht weis, was die ersten drey Grade sind, und weil ihm vielleicht die Grade der Tortur dabey einfallen könnten; wozu das Vorhergehende, die allerschnellste Frage und Antwort zweyer Herzen, auch etwas beyzutragen scheint.

Muß man nicht glauben, wenn man dergleichen Schriften liest, daß die Ausländer ehedem nicht Unrecht gethan haben, wenn sie den deutschen Witz zu einem Sprichworte gemacht? In welcher Sprache hat man, auch in den Zeiten des schlimmsten Geschmacks, so viel ausserordentlich elende und so wenig schöne Werke der Wohlredenheit und Poesie angetroffen, als vielleicht in der unsrigen? Und wenn werden wir den Schimpf der schlechten Schriften durch den Werth so vieler guten auslöschen können?

Ich habe dieſe Exempel gar nicht angeführt, um darüber zu ſpotten, denn dazu gehört ſehr wenig; ſondern um die Jugend zu erſchrecken, und ihr ſichtbar zu zeigen, in welchen witzigen Unſinn man verfallen, und wie ſehr man ſein Vaterland verunehren kann, wenn man ohne Geſchmack, ohne Regel, ohne die Alten zu kennen, die Feder anſetzt. Die Bitterkeit iſt mein Fehler gar nicht; allein ich würde meiner ſelbſt geſpottet haben, wenn ich dergleichen Beyſpiele ernſthaft hätte beurtheilen wollen.

Unter den deutſchen Briefen, aus unſern Zeiten, haben ſich die **Freundſchaftlichen Briefe**, in Anſehung des vertrauten Scherzes, und, in ihrer Art, die **Sendſchreiben an gute Freunde**, die in Danzig als ein Wochenblatt herausgekommen ſind, den meiſten Beyfall erworben. In der That muß man ſich wundern, warum es in unſrer Sprache noch ſo ſehr an guten Briefen und Romanen fehlt, da man in den übrigen Arten der Beredſamkeit und der Dichtkunſt ſchon glücklich geweſen iſt. Sollten

denn

denn gute Redner und Poeten nicht auch gute Briefe schreiben können? Sehen wir dieses nicht am Cicero, Plinius, und unter den Neuern am Chaulieu, an Racinen, an Rousseau, an Voltairen, an Popen, * und vielen andern? Sind wir schon zu groß, als daß wir uns bis auf Briefe herunter lassen sollten, oder sind wir zu bequem dazu? Ist unsre Sprache zu starr und unbiegsam, oder schreiben wir mehr Briefe in fremden Sprachen, als in unsrer eignen? Oder sind wir nur zu derjenigen Beredsamkeit geschickt, welche Mühe und Kunst verlangt? Vielleicht machen es einige von diesen Ursachen, daß wir noch nicht mehr Briefe im guten Geschmacke haben. Vielleicht heben auch geschickte Leute aus

* In seinen galanten Briefen werden vielleicht nicht alle dasjenige finden, was sie von einem so großen Namen erwarten. Wie glücklich hat einer seiner Landsleute das Eigenthümliche der Briefe zu treffen gewußt! ich rede von dem Verfasser der Clarissa. So verschieden die Charaktere seiner Personen sind, so läßt er doch jede, von der Clarissa an bis auf die Arabella herab, so schreiben, wie diese Personen geschrieben haben würden, wenn sie wirklich existiret hätten; und dieses Meisterstück des Witzes verdient unter den Briefen eine eben so vorzügliche Stelle, als unter den Romanen.

Beſcheidenheit ihre Briefe nicht auf. Vielleicht iſt es auch gefährlich, wahre Briefe herauszugeben, weil man oft der Welt ſeine Heimlichkeiten verrathen, und ihr durch ſeine Briefe ſeinen Charakter entdecken muß. Allein, aller dieſer Urſachen ungeachtet, haben doch andre Nationen ihre guten Briefe in ihrer eignen Sprache, und ich weis nicht, was die Ausländer, wenn ſie unſre Sprache lernen, von uns denken ſollen, daß wir keine haben; oder was ſie von dem Geſchmacke eines Landes denken ſollen, das für unnatürliche Briefe eingenommen iſt. Wie man auf den guten oder böſen Geſchmack einer Nation aus den öffentlichen Luſtbarkeiten, aus den Schauſpielen ſchließt, die ſie liebt: ſo ſchließt man vielleicht noch ſichrer aus der Schreibart, die ſie zu dieſer oder jener Zeit in ihren Briefen liebt, auf ihre gezwungnen oder ungezwungnen, auf ihre guten oder ausſchweifenden Sitten, und auf die pedantiſche oder vernünftige Art ihres Umgangs. Den guten Geſchmack in einem Lande überhaupt, und inſonder-

heit

heit den guten Geſchmack in Briefen herzuſtellen, braucht nicht eine groſſe Anzahl guter Köpfe auf einmal aufzuſtehen. Nein, etliche wenige, die zu einer leichten und lebhaften Schreibart gebohren ſind, werden in kurzer Zeit, ohne alle Regeln, bloß durch ihre Klugheit beynahe alles ausrichten. Sie ziehen durch ihre natürlichen, einfältigen und oft unnachahmlichen Schönheiten die Leſer an ſich; ſie erwerben ſich in kurzem die meiſten Stimmen. Man lieſt ſie, weil ſie uns gefallen. Man lieſt ſie wegen der Hochachtung, die ſie ſich bey andern erworben haben, eben ſo begierig, als ſeines eignen Vergnügens wegen. Diejenigen, die nicht gleich das Gute und Feine davon empfinden, ſchämen ſich doch den Klugen und den Meiſten zu widerſprechen, und treten halb gezwungen auf die Seite des guten Geſchmacks. Man ahmet endlich dieſe Beyſpiele nach, und will eben ſo ſchön ſchreiben, wenn man gleich nicht mit gleichem Glücke ſchreibt. So werden durch wenig gute Beyſpiele, die in ihrer Art vortrefflich ſind, die rich-

tigen Empfindungen des Natürlichen und Feinen in andern erweckt und unterhalten, und der gute Geſchmack geht vom Freunde zum Freunde, vom Vater zum Sohne, von der vernünftigen Mutter zur Tochter fort, und wird der herrſchende Geſchmack.

Ein Redner und Poet zu werden, das ſteht nicht in unſrer Gewalt; aber ſeine Gedanken von Dingen, die entweder keine Gelehrſamkeit erfodern, oder die uns bekannt ſind, in einer anſtändigen und vernünftigen Schreibart vorzutragen, dieſe Geſchicklichkeit können ſich alle junge Leute durch eine gewiſſe Uebung erwerben. Gleichwohl treiben ſie die beiden erſten Künſte oft lieber fruchtlos, als daß ſie ſich mit der beſchäfftigen ſollten, in welcher ſie glücklicher ſeyn könnten. Wenige von denen, die ſtudiren, ſind genöthigt, öffentliche Redner abzugeben; aber keiner kann die Schreibart der Briefe und die Beredſamkeit des gemeinen Lebens entbehren. Und mich deucht, wenn junge Leute bedenken wollten, daß Briefe wider unſern Willen Verräther unſers Verſtandes, und

oft

oft unſers ganzen Charakters ſind; daß ſie Mittel ſind, andern eine gute oder ſchlechte Meynung von unſrer Geſchicklichkeit beyzubringen; daß ſie Beweiſe ſind, ob es dunkel oder helle, ordentlich oder *unordentlich, geſund oder krank in unſerm Geiſte* ausſieht, ob wir zu leben wiſſen oder nicht; daß ſie alſo ſehr oft Mittel ſind, uns Hochachtung und Liebe zu erwerben, unſer Glück zu befördern oder zu hindern: ſo ſollten ſie ſich mehr Mühe um die Schreibart der Briefe, und da dieſe, ohne die Kenntniß der Sprache nicht richtig ſeyn kann, auch mehr Mühe um ihre eigne Sprache geben. Cicero, ſo groß er war, war doch nicht zu groß, um ſich nicht bis zu einem Sprachfehler * mit ſeiner Critik herab zu laſſen, den ſein Tiro in einem Briefe begangen hatte. Wie ſorgfältig beſtraft nicht Racine, der Aeltere, ſeinen Sohn in ſeinen Briefen, wenn er ein Wort unrecht gebraucht! Es iſt ein Vergnügen, wenn man ſieht, daß ſo große Geiſter über die Richtigkeit ihrer Sprache ſo gar in Briefen gewacht haben. Gut

* - - ſed heus tu, qui ναὸν eſſe meorum ſcriptorum ſoles, vnde illud tam ἄυυον, *valetudini fideliter inſeruiendo*? vnde in iſtum locum *fideliter* venit? cui verbo domicilium eſt proprium in officio - - *Epiſt.* 17. Lib. XVI.

und richtig ſchreiben, wenn man ſich einmal dazu gewöhnt hat, koſtet nicht mehr Mühe, als ſchlecht ſchreiben. Schlechte Briefe ſchreiben, und ſtudirt haben, das macht dem Studiren nicht viel Ehre. Und wenn man auch nichts ſucht, als verſtanden zu werden: ſo iſts doch gewiß, daß keine Schreibart leichter verſtanden wird, als die gute. Man ſollte alſo ſelbſt an die niedrigſten Perſonen, ſeines eignen Nutzens wegen, immer noch gut ſchreiben. Ich will durch alles dieſes niemanden, der einmal in dem Beſitze einer übeln Schreibart iſt, in ſeinem Rechte ſtören. Nein, man kann ſie haben, und immer noch ein wackerer und brauchbarer Mann ſeyn. Ich will nur diejenigen jungen Leute, die gütig genug ſind, eine Bitte von mir anzuhören, erſuchen, daß ſie ſich bey Zeiten an eine natürliche und regelmäßige Schreibart in Briefen gewöhnen; daß ſie ſich ihre Aufſätze im Anfange von guten Freunden und Kennern beurtheilen laſſen. Dieſe Kritiken werden ſie aufklären, und ſie das Natürliche, das Wohlanſtändige beſſer finden laſſen, als dicke Bände voll trockner und unbeſtimmter Regeln.

Briefe.

Erſter Brief.

An den

Herrn Rittmeiſter von B****.

Es iſt wahr, meine Briefe an Sie, enthalten beynahe einerley; immer Verſichrungen, daß ich Sie von Herzen liebe, daß ich Sie hoch ſchätze; immer Dankſagungen und gute Wünſche. Aber was kann ich dafür? Liebte ich Sie weniger, und wären Sie nicht ſo redlich gegen mich geſinnt: ſo würde ich nicht beſtändig von Ihnen und von meiner Ergebenheit reden können. So lange Sie alſo Ihr Herz gegen mich nicht ändern, (und wie könnten Sie das?) ſo ſtehen Sie beſtändig in der Gefahr einerley Briefe von mir zu leſen. Doch was ſchadets? Können die Verliebten in ihren Briefen, ohne es überdrüßig zu werden,

von

von nichts, als von Liebe, reden: ſo müſſen auch gute Freunde von der Freundſchaft reden können, ohne dabey müde zu werden. Mögen doch andre ihre Blätter mit täglichen Neuigkeiten anfüllen, wir wollen ſie mit den Empfindungen unſers Herzens anfangen und beſchließen. Es iſt für mich eine Sache von der größten Wichtigkeit, Ihr Freund zu ſeyn, und ich fühle ſo viel Vergnügen dabey, wenn ichs Ihnen ſage, daß ichs Ihnen ganz gewiß noch viel hundertmal ſagen werde. Leben Sie wohl, und lieben Sie mich.

Zweyter Brief.

Madam,

Freuen Sie ſich! Ich bin entſetzlich für meinen Eigenſinn beſtraft worden. Dasmal auf einer Landkutſche gefahren, und nimmermehr wieder! Sie haben mir dafür, daß ich mich nicht erbitten laſſen wollte, noch einen Tag länger bey Ihnen zu bleiben, und die Poſt zu erwarten, unmöglich ſo viel Böſes wünſchen können, als mir auf meiner Rückreiſe begegnet iſt. Ueber ſechs Meilen habe ich zween Tage auf der Kutſche und eine Nacht in der Schenke zubringen müſſen.

müſſen. Werden Sie das wohl glauben? Den linken Arm trage ich in einer Binde, und ich wäre ſehr glücklich, wenn ich den Kopf auch in einer tragen könnte; ſo zerſchlagen iſt er mir. Ich habe binnen acht Tagen noch nicht ein vernünftiges Wort denken können, und wer weis, ob ichs iemals wieder lerne. Das hätte noch gefehlt! Doch die Beſchwerlichkeiten des Fuhrwerks ſind immer noch das wenigſte, wenn ich an meine Reiſegefährten denke. Stellen Sie ſich einmal vor, wie ich in einem ſchwer bepackten Wagen nebſt drey Perſonen unter einem blauen Tuche, darunter man hätte erſticken mögen, eingeſchloſſen ſitze. Ich will Ihnen dieſe Leute auf die Art bekannt machen, wie ich ſie habe kennen lernen. Ein bejahrter Mann mit einem hagern Geſichte, das völlig ein Dreyeck ausmachte, mit ein Paar kleinen pechſchwarzen Augen, mit einer Naſe, die ganz über ſeinen Knebelbart herunter hieng; Kurz, ein Mann in einer gelben Perücke, in einem grünen Rocke, in einer ledernen Weſte, mit einem ſchwarzen Degengehenke umgürtet, die blauen Strümpfe nicht zu vergeſſen, war mein Nachbar. Ich ſahe ihn anfangs für einen Zahnarzt an, und hielt den Mund feſt zu, damit er nicht etwan mitten im Fahren ſeine Kunſt an mir probiren möchte. Indem ich

die übrigen Geſichter aufſuchen will: ſo ſtößt er mich ziemlich freundſchaftlich in die Seite, und präſentirt mir ſeine beingrne Schnupftabaksdoſe. Mit Verlaub, fieng er an, wo wollen Sie hin? Ich antwortete ihm kurz, nach Leipzig, und machte ihm eine finſtre Mine, weil ich nicht mit ihm reden wollte. Aber ie finſtrer ich ausſah, deſtomehr gewann er mich lieb. Ich dachte, fuhr er fort, Sie wollten etwan übermorgen der Execution in Zelz mit beywohnen. Es ſoll eine arme Sünderinn geköpft werden, und einer von unſern Leuten ſoll ſein Probeſtück machen. Ich will gern ſehen, wie es ablaufen wird. Er hat mir geſchrieben, daß die Delinqventinn einen ſehr kurzen Hals hat. Je nun, wenn er ſich auch nicht daran wagen wollte: ſo bin ich doch da. Und wenn der Hals in den Schultern ſteckte; ſo muß er bey mir auf einen Hieb herunter. Hier fühlte ich wirklich nach meinem Kopfe. Ich zitterte, ich ſah das Stühlchen bringen, ich ſah das Schwerdt unter einem blauen Mantel hervorragen, ich ſah alles. Einer von den beiden übrigen Reiſegefährten, der, wie ich am Ende erfuhr, ein Leinweber war, bezeigte unſerm ehrwürdigen Manne die meiſte Hochachtung, und erkundigte ſich ſorgfältig bey ihm nach allen Perſonen, die in dieſem Jahrhunderte im Sächſiſchen

waren

waren abgethan worden. Und das war unserm Scharfrichter schon recht. Er erzählte mit einer henkerischen Beredsamkeit alle Executionen, denen er als eine Hauptperson, oder als College, seit der Zeit seines tragenden Amtes, das hieß, seit fünf und vierzig Jahren beygewohnt hatte, und wünschte nichts mehr, als daß er sein künftiges Jubiläum recht feyerlich, nämlich mit dem Schwerdte in der Hand, begehen möchte. Ein kalter Schauer lief mir nach dem andern über den Leib; allein ich konnte zu keiner Ohnmacht kommen; denn er weckte mich allemal durch eine Henkergeschichte, die noch schrecklicher als die erste war, wieder auf. Unter diesen freundlichen Gesprächen, wozu noch seine Curen kamen, die er an Menschen und Vieh gethan hätte, waren wir zwo Meilen weit gefahren, und also schon in R . . . Hier stieg unser Scharfrichter ab, und bedauerte sehr, daß er das Vergnügen nicht haben könnte, weiter mit uns zu reisen, weil er sich hier wegen seiner Patienten, (es war eine Viehseuche in dem Dorfe) einen Tag lang aufhalten müßte. Nunmehr holte ich das erstemal aus freyer Brust Athem, nachdem ich drey Stunden, wie eine Taube, die den Stößer sieht, mich nicht geregt hatte. Ich dankte dem Himmel, und wünschte dem Scharfrichter noch allerhand Böses, als ein junger Mensch, den ich noch wenig bemerkt

hatte, aus dem Hintertheile der Kutſche hervor kroch, und des Scharfrichters Platz, der bequemer war, einnahm. Ich ſahe ihn für einen jungen Studenten aus * * * an, und er ließ mich nicht lange in meiner Ungewißheit. Er hatte gehört, daß ich nach Leipzig wollte, und mochte mich, meiner verdrießlichen Mine wegen, vermuthlich für einen Schulcollegen halten. Er war eben nicht ungeſittet, aber deſto gelehrter. Er beſuchte nach einem halben akademiſchen Jahre ſeinen Herrn Vater zum erſtenmale, und wollte vermuthlich an mir die Weisheit verſuchen, die er zu Hauſe ausſchütten wollte. Der Leinweber ſchlug ſich Feuer zum Tabak an. Dieſes erinnerte meinen jungen Gelehrten an die Elektricität. Er brachte die ganze Sache in ein Syſtem, und docirte ſo gelehrt, daß der Leinweber vor Erſtaunen die Pfeife aus dem Munde fallen ließ. Er hielt mein Kopfſchütteln, das mir das Stoßen des Wagens verurſachte, unſtreitig für einen Widerſpruch. Dieſes machte ihn nur hitziger, und ſeine Augen wurden ganz elektriſch. Er fiel auf den zureichenden Grund, und demonſtrirte mir, daß mir die Haare zu Berge ſtunden. Ich wollte eben aus dem Wagen ſteigen, als der Leinweber zu ihm ſagte: Ich möchte Sie predigen hören, es geht Ihnen vortrefflich vom Munde. Ja, ſagte er, ich werde die Kanzel bey meinem

Vater

Vater beſteigen. Sind Sie ein Theolog? fieng ich in aller Angſt an, ich dachte, Sie legten ſich auf die Philoſophie. Nein, rief er, ich räume nur durch die Philoſophie in der Theologie auf. Wer nicht demonſtriren kann, kann auch keine Bibel erklären, und noch weniger predigen. Mosheim und Jeruſalem, das ſind Schwätzer; mein Zuhörer muß überzeugt werden . . . Hier hätte ich mir beynahe den Scharfrichter wieder zurück gewünſcht; denn ſo lange dieſer da geweſen war, hatte unſer Demonſtrant kein Wörtchen geredt. Ich fragte ihn endlich aus Bosheit, ob er auch ein Poet wäre. Er verſicherte mich, daß er es ſchon auf der Schule weit in der Poeſie gebracht hätte, itzt aber käme ihm ein Poet wie ein Seiltänzer vor. Er ſchalt auf den Herrn von Hagedorn, und von meinen Verſen ſagte er, daß kein Iudicium darinnen wäre. Lob genug! Zu meinem Glücke konnte er das Fahren nicht länger vertragen. Er ſtieg ab, und der Leinweber gieng aus Dankbarkeit mit unſerm Kunſtrichter etliche Stunden zu Fuße. Auf einen ſo glücklichen Tag ſollte eine noch glücklichere Nacht folgen. Unſer Kutſcher kehrte in einem Dorfe ein. Der Wirth von der Schenke war mit ſeiner Frau auf eine Hochzeit gereiſet, und hatte die Herrſchaft ſeinem Sohne, einem Lümmel von funfzehn Jahren, überlaſſen. Sie können leicht denken, daß

nichts zu eſſen da war; aber das verſchlug mich nichts. Der Hunger vergieng mir, ſo bald ich in die Stube trat. Ich wünſchte mir nichts, als gut Waſſer. Man brachte mir ein Glas, und in dem Glaſe zugleich alle Gattungen von Gewürme, die in dieſer Gegend ſeyn mochten. Ich fragte, ob ich keine Stube oder Kammer mit einem Bette bekommen könnte, und verſprach, es doppelt zu bezahlen. Aber vergebens! der junge Laffe antwortete mir, daß ſie ihre Kammern ſelber brauchten, und in den meiſten Obſt liegen hätten. Ich klagte meine Noth dem Fuhrmanne, dieſer brachte es ſo weit, daß die Streu um neun Uhr zurechte gemacht wurde. Ich war krank, und konnte nicht länger aufdauern. Kaum hatte ich mich auf das Stroh geworfen, und den Fuhrmann gebeten, ſich neben mich zu legen, damit ich vor dem Gelehrten ſicher ſeyn möchte, als man die Tiſche aus der Stube ſchaffte. Hierüber wurden alle die jungen Hüner, Gänſe, Schweine, und was zeither unter dem Ofen geſchlafen hatte, lebendig, und beſuchten mich, eins um das andre, auf meinem Lager. Gleich darauf kamen vier bis fünf Mägde mit Körben, und ſchütteten Hopfen in die Stube. Was ſoll denn das werden? fieng mein Fuhrmann, der ſchon bey mir lag, an. = = Wir wollen Hopfen leſen, rief des Wirths Sohn, ich habe jung Volk

aus

aus dem Dorfe dazu gebeten, damit wir bald fertig werden. Ach Madam, wie ward mir bey dieſer Anſtalt zu Muthe! bis um zwölf Uhr mußte ich das Lärmen und den Witz einer Stube voll verliebter Knechte und Mägde anhören. Mein Fuhrmann, den ich in der Angſt umarmte, und ihm alles verſprach, und ihn zu meinem Erben einſetzte, ſo krank war ich, fieng an zu ſchmählen, und zwar ziemlich nachdrücklich. Er redte mit des Wirths Sohne von der Peitſche. Aber was war es? Eine verbuhlte Magd kam, und kützelte ihn auf der Streu, und brachte es mit ihren Liebkoſungen dahin, daß er aufſtund und ſelbſt mit ſchekerte. Nun war ich ohne Troſt. Der Hopfen war geleſen, die Stube ward ausgekehrt, und itzt nahm der junge Wirth ſeine Geige von der Wand, und ſpielte ſein Leibſtückchen. Der Großknecht nahm die Großmagd bey der Hand, und eröffnete den Ball. Ich hätte vor Staub erſticken müſſen, wenn ich länger liegen geblieben wäre. Ich bat des Wirths Tochter, ein Mädchen, das zu ſtolz war, mit zu tanzen, ſehr demüthig, daß ſie mir eine Kammer einräumen ſollte. Kurz, ich bewegte ſie, daß ſie mich in ihre eigne führte, und mir auch ein Nachtlicht gab. Ich warf mich auf das Bette, von dem Hopfengeruche, und dem Staube, und der Muſik ganz betrunken. Ehe ich ſo glücklich war, ein Auge

zuzuthun, lieſen ein paar Mäuſe ſchrecklich über mich weg. Ich, der ich vor dieſen Thieren natürlicher Weiſe zittre, ſprang aus meinem Bette, ſetzte einen Stuhl auf den Tiſch, und mich auf den Stuhl, und ſo blieb ich ſitzen, bis ich hörte, daß der Fuhrmann die Pferde fütterte. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alles auf einmal erzählen wollte. Vergeben Sie mir, daß ich Ihnen ſchon ſo viel erzählt habe. Wer redt nicht gern von ſeinen ausgeſtandnen Unglücksfällen? Ich küſſe Ihnen die Hand für alle die Freundſchaft, die Sie mir acht Tage lang in Ihrem Hauſe erwieſen haben, und thue ein Gelübde, lieber

ein Vierteljahr länger an einem Orte zu bleiben,

als mit einer Landkutſche zu fahren.

Ich bin ꝛc.

Dritter Brief.

An den
Herrn von P***.

Was machen Sie? Was macht Ihre liebe Gemahlinn? Doch kann ich mir dieſe Frage nicht ſelber beantworten?

Ihr liebt und ſchmeckt das Glück der Zärtlichkeit,
In aller der Vollkommenheit,
In welcher aus der goldnen Zeit
Ihr Bild der Welt zurück geblieben:
In aller der Vollkommenheit,
In welcher in der alten Zeit
Uns die Properze lehrten lieben;
In aller der Vollkommenheit,
In welcher in der neuern Zeit
Die Fontenellen ſie beſchrieben.

Können Sie an der Seite einer ſo liebenswürdigen Gemahlinn wohl anders, als zufrieden, leben? Ich ſehe ſie den Augenblick zu Ihnen in das Zimmer treten.

Sie kömmt, geführt von Unſchuld und Vergnügen,
Gefälligkeit und Sehnſucht blickt aus ihr,
Und Liebe herrſcht in allen ihren Zügen,
Sie ſieht ſich um. Nach wem? nach Dir!
Ihr Auge ſpricht. O laß michs wagen,
Und was ihr Auge ſprach, mit meinen Worten ſagen!

„O P . . mein ganzes Herz iſt Dein,
„Nie kann mich Deine Wahl, nie Dich die meine reun;
„Nein, jeder Tag muß Zeuge ſeyn,
„Daß keine wahre Freud uns fehlet,
„Seit unſre Herzen ſich gewählet,
„Und der beglückten Wahl ſich freun.
„Ein jeder Blick muß Zeuge ſeyn,
„Daß wir ſtets zärtlicher empfinden,
„Daß wir ſtets feſter uns verbinden,
„Und jeden Augenblick bereun,
„Den wir nicht ganz der Liebe weihn.
„Ein jedes Wort muß Zeuge ſeyn,
„Daß wir uns ſelbſt die Freuden geben,
„Die alle Stunden ſich verneun;
„Daß uns vergebens Sorgen dräun,
„Daß wir vor keinem Unfall beben,
„Und daß, ſo lange wir nur leben,
„Uns alle Tag ein Feſt der Liebe prophezeihn.
„Ein jeder Kuß muß Zeuge ſeyn,
„Daß wir kein größer Glücke wiſſen,
„Als uns Zeit Lebens zu genießen,
„Als uns zu ſehn, zu ſprechen, und zu küſſen.

Ich denke noch mit einer Art der Entzückung an die vergnügten Augenblicke, die ich in Ihrer Geſellſchaft und an der Seite Ihrer vortrefflichen Gemahlinn zugebracht habe. Ich ſehe noch jede kleine Mine, mit der ſie einander liebkoſen, und einander tauſend ſchöne Dinge ſagen. Ich höre noch alle die aufrichtigen Lobſprüche, mit denen Sie mir Ihre Gemahlinn beſchrieben. Ich ſehe noch die Röthe und

die

die niedergeſchlagnen Augen, die ihr dieſe Lobſprüche abnöthigten. Ich höre ſie noch bitten, daß Sie ſie nicht loben ſollten, und jedes Wort überzeugt mich noch, daß ſie es verdient. Warum kann ich denn nicht oft um Sie beide ſeyn, und an Ihrem Beyſpiele die Stärke der Liebe, der Eintracht, und der Klugheit kennen lernen, wodurch Sie Ihre Zufriedenheit verdienen, indem Sie ſie befördern, und wodurch Sie mich, als einen Zuſchauer, allemal auf ganze Tage ruhig und glücklich machen würden! Ja, liebſter P * * * wenn es bey mir ſtünde, ich käme noch heute zu Ihnen, und in langer Zeit nicht von Ihrer Seite. Doch, es ſoll mir ſo gut nicht werden. Ich muß mit der Hoffnung zufrieden ſeyn, Sie mit dem Ende des Jahres erſt wieder zu ſehen. Aber werde ich denn binnen dieſer Zeit nicht wenigſtens einen Brief von Ihnen erhalten? Nicht einen? Das wäre zu viel! Wenden Sie nur einige Augenblicke von denen, die Sie Ihrer Gemahlinn nicht ſchenken können, dazu an. Schreiben Sie mir nur, daß Sie beide noch nach meinem Wunſche leben; daß Sie den Neid eben ſo beſiegen, wie das Glück; daß Sie mein Freund ſind: ſo will ich zehn Briefe dafür ſchreiben, ohne eine Antwort zu begehren. Leben Sie wohl!

Vierter Brief.

An eben denselben.

Hochwohlgebohrner Herr,

Ihre Frau Schwester, die mir den Tod Ihrer liebenswürdigen Gemahlinn gemeldet hat, und die für Ihre Ruhe nur gar zu zärtlich besorgt ist, hat mir befohlen, ein Trostgedicht an Sie aufzusetzen. Wollte Gott, daß dieses das Mittel wäre, Sie zu beruhigen! Aber es ist es gewiß nicht, und ich bin von der Größe Ihres Verlusts zu sehr überzeugt, als daß ich Sie aufrichtig sollte trösten können, und Sie sind zu betrübt, als daß Sie meinen Trost anhören sollten.

Was soll ich, Dich zu trösten, sagen?
Du klagst, und ich will mit Dir klagen,
Dieß ist der beste Trost für Dich.
Du weinest aus gekränktem Herzen.
Ja weine! Sie verdient die Schmerzen,
Und ihr Verlust erweicht auch mich.
Wer wird nun Deine Ruhe lieben?
Mit Dir sich in der Tugend üben?
Mit Dir sich eines Glücks erfreun?
Mit Dir die Last der Sorgen theilen?
Dir, wo Du gehst, entgegen eilen?
Die Freundschaft, Welt und Wollust seyn?

Nein,

Nein, ich will Ihre Thränen nicht hindern; sie sind Liebe, sie sind die zärtlichste Liebe, sie sind die sichersten Beweise von dem Werthe Ihrer seligen Gemahlinn, und Sie wären ihrer nicht würdig gewesen, wenn Sie sie weniger beklagen könnten. Bedauernswürdiger Freund! Wie bald haben Sie aufgehört, der glücklichste Ehemann zu seyn! In dem ersten Jahre Ihrer Ehe verlieren Sie eine Gemahlinn, die noch nicht das neunzehnte ihres Lebens vollendet hat, die Sie unaussprechlich liebt, die das edelste Herz besaß; ein Herz zur Ehre der Tugend und zum Glücke der Welt geschaffen! Sie verlieren sie, nachdem sie Ihnen einen Sohn geschenkt hat. Mein ganzes Herz weigert sich, eine Person, der ich das längste Leben versprochen und gewünscht habe, die ich noch vor wenig Wochen in der Blüte der Gesundheit, mit allem Reize der Schönheit und Anmuth geschmückt, gesehen habe, von der mich jedes Wort entzückt, und zum stillen Verehrer ihres Geistes gemacht hat; Ja, betrübter Freund, mein ganzes Herz weigert sich, diese Person sich itzt im Sarge vorzustellen. Der Abschied Ihrer Gemahlinn, den mir Ihre Frau Schwester überschrieben, hat mich tausend Thränen gekostet: „Also muß ich Sie „verlassen? O Gott, warum habe ich Sie kennen, warum „habe ich Sie lieben müssen? Sie, Sie machen mir mein

Ende

„Ende ſchwer, ſonſt nichts in der Welt . . . Kann ich „Sie denn nicht noch ein Jahr beſitzen? Doch, Herr, nicht „mein Wille, ſondern der deinige geſchehe! . . . Ver„laſſen Sie mich. Ich liebe Sie, ich ſterbe.„ Ich habe Ihnen die Worte der Seligen mit Fleiß hergeſetzet. Es iſt die größte Betrübniß für Sie darinnen; aber auch ſehr viel Troſt. „Verlaſſen Sie mich. Ich liebe Sie . . . ich ſterbe.„ Weinen Sie, liebſter Freund, ich weine zugleich. Opfern Sie Ihrer Geliebten die treuſten Klagen. Nur diejenigen, die wede den Werth der Freundſchaft noch der Liebe kennen, ſehen eine gerechte Wehmuth für Weichlichkeit an, und ſchämen ſich der Thränen, die der Natur zur Ehre fließen. Klagen Sie; aber hören Sie auch eine Bitte von mir an, und hängen Sie Ihrer Wehmuth nicht zu zärtlich nach. Es iſt unmöglich, den erſten Regungen zu widerſtehen. Es gehört eine gewiſſe Zeit dazu, ehe ſich die Heftigkeit unſrer Empfindungen ſetzt; aber ich weis, daß Sie dieſer Zeit durch die Vorſtellungen der Weisheit und Religion zuvor kommen werden;

Denn Freund, wem iſt der Menſchen Leben?
Der nimmt es, der es uns gegeben.
Verehre ſtandhaft ſeinen Rath!
Auch da, wenn uns der Herr betrübet,
Iſt er der Gott noch, der uns liebet,
Und der nach ſeiner Weisheit that.

Dieß ist der einzige Trost, den andre, und wir selbst, uns geben können. Ich bedaure Sie von Grund meiner Seele, und bin ꝛc.

Fünfter Brief.

An den

Herrn von E***.

Halb ist es Rache, daß ich Ihnen so spät antworte, und halb Beschäfftigung. Rache? werden Sie sagen; Ist nicht mein langes Stillschweigen durch eine Menge verdrießlicher und trauriger Zufälle entschuldigt genug? Nein, mein lieber Herr von E**. Sie mußten doch Ihre Noth iemanden klagen, warum haben Sie mich nicht dazu erwählt? Warum haben Sie mir nicht das traurige Vergnügen gemacht, mit Ihnen zu fühlen, indem ich Sie aufgerichtet hätte? Ich weis Ihnen für diese Bescheidenheit, oder Zärtlichkeit in der Freundschaft, keinen Dank. Ich will Ihren Kummer so wohl wissen, als Ihr Vergnügen, und in beiden Fällen fühlen, daß ich Sie liebe. Ihr trauriger Period ist nunmehr vorbey. Was soll ich Ihnen nun sagen? Daß ichs von Her-

zen gern höre? Das sagen Ihnen alle Leute, die gar nicht Ihre Freunde sind. Aber, wenn Sie mir geschrieben hätten, da Sie noch in voller Empfindung waren: so hätte ich Ihnen auch in voller Empfindung antworten können. Der Himmel gebe Ihnen recht viel glückliche Tage! Ich bitte darum, und hoffe es gewiß. Die Art, mit der Sie die Unfälle ertragen, ist ein sicheres Verdienst zum Glücke. Melden Sie mir bald, wie Sie leben. Ich liebe Sie mehr, als ich Ihnen sagen kann, und bin ꝛc.

Sechster Brief.

Gnädiges Fräulein,

Wie vortheilhaft haben Sie in einem Briefe an Ihre Freundinn von meinem Charakter geurtheilt, und wie glücklich würde ich seyn, wenn ich diese Ehre verdiente! Aber nein, ich sage es Ihnen aufrichtig, ich verdiene sie nicht; und dennoch wünschte ich, daß Sie diese Aufrichtigkeit bewegen möchte, Ihren Ausspruch nicht wieder zurück zu nehmen; so sehr gefalle ich mir bey Ihrem Lobe. Dieses ist eine Eitelkeit, über die ich bey andern spotten würde, und mir vergebe ich sie sehr gern, weil Sie mich da-

zu verleitet haben, und weil ich weis, daß ich bey dem Lobſpruche von hundert andern Fräuleins ſehr gleichgültig geblieben ſeyn würde. Ich danke Ihnen alſo, gnädiges Fräulein, für Ihre gütige Meynung mit einer gewiſſen edlen Empfindung, zu der man allein fähig iſt, wenn man von Ihnen gelobt worden. Sie haben in eben dieſem Briefe an Ihre Freundinn, gewünſcht, reich zu ſeyn, um mir jährlich eine Penſion ausſetzen zu können, und ich verſichre Sie, daß mich dieſer Wunſch mehr vergnügt hat, als mich vielleicht eine Penſion von einem großen Herrn vergnügen würde. Ich traue Ihnen, mein Fräulein, nicht allein die Großmuth zu, andre ohne ihr Bitten glücklich zu zu machen, ſondern auch dieſe, ohne ſie es wiſſen zu laſſen, wem ſie ihr Glück zu verdanken haben. Dieſes können nur die edelſten Herzen. Aber, gnädiges Fräulein, wenn es bey mir ſtünde, ſo würde ich mir, wenn ſie einmal vermählt ſeyn ſollten, mehr wünſchen, als eine Penſion. Ich erinnere mich, daß la Fontaine in dem Hauſe der geiſtreichen Marquiſinn de la Sabliere zwanzig Jahre ſeinen Aufenthalt, und an ihr eine großmüthige Beſchützerinn und Freundinn gehabt hat. Würden Sie nicht de la Sabliere gegen mich ſeyn, wenn ich la Fontaine wäre? Ganz gewiß. Warum paßt doch die Vergleichung nicht ſo wohl

auf mich, als auf Sie? Warum bin ich doch nicht ein La Fontaine so wohl, als . .? Doch Sie würden böse werden, wenn ich den Gedanken fortsetzte, und eben so wenig darf ich Ihnen sagen, wie viel Leipzig in den Augen Ihrer liebenswürdigen Freundinn, und in meinen Augen verlohren hat, seit dem Sie nicht mehr hier sind; wie Sie beynahe der einzige Innhalt unsrer Gespräche sind, und wie beredt wir werden, wenn wir von Ihnen reden, und Ihnen alles das Glück wünschen können, das Ihre Eigenschaften verdienen; alles dieses darf ich Ihnen nicht wohl selbst sagen. Ich schließe also, und verbleibe mit der größten Ehrerbietung ꝛc.

Siebenter Brief.

An eben dieselbe.

Gnädiges Fräulein,

Die Freyheit, die ich mir genommen habe, an Sie zu schreiben, würde Ihnen bald zur Last, oder doch zu einer Arbeit werden, wenn Sie jeden von meinen Briefen so sorgfältig und so schön beantworten wollten, wie den ersten. Ich bitte Sie also, mir nur selten, oder nur in ein Paar Zeilen zu antworten, und aus dieser Bitte zu schließen,

daß

daß ich lieber das gröſßte Vergnügen entbehren, als Ihnen die geringſte Mühe machen will. Dieſe Beſcheidenheit iſt eine nothwendige Tugend, wenn man ſo viel Hochachtung für eine Perſon hat, als ich für Sie, gnädiges Fräulein, habe. Aber warum haben Sie es Ihrer Freundinn ſo hart verwieſen, daß ſie Ihnen etwas von dem Beyfalle gemeldet, mit dem ich von Ihrer Schreibart geſprochen habe? Sie liebt Sie viel zu ſehr, als daß ihr auch das geringſte Lob, das man Ihnen beylegt, gleichgültig ſeyn ſollte; und ſie verſteht ſich viel zu gut auf die Sprache der Ueberzeugung, als daß ſie nicht aus meinen Worten, und aus dem Tone ſelbſt, mit dem ich ſie ausgeſprochen habe, hätte ſchlieſſen ſollen, daß mein Lob keine Schmeicheley wäre. Sie kennen überhaupt die Vorzüge, die Sie vor vielen Perſonen Ihres Geſchlechts haben, zu wenig; und eben dieſes Verdienſt muß Ihnen die Hochachtung der Welt nur deſtomehr erwerben, und andre nöthigen, Ihnen die Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, die Sie Sich ſelbſt verſagen. Wer ſo lebhaft und richtig denkt, wie Sie, mein Fräulein, der ſchreibt allemal ſchön, und um deſto ſchöner, je weniger er daran denkt, ſchön zu ſchreiben. Man lobt die natürliche Freyheit in den Briefen der Madam Sevigne, ungeachtet der kleinen Fehler im Ausdrucke; und

ſelbſt ihre Nachläßigkeiten ſind noch liebenswürdig. Es iſt ganz gewiß, gnädiges Fräulein, daß uns Ihr Geſchlecht in den Briefen übertrifft, und Sie werden in kurzer Zeit ein neuer Beweis davon ſeyn. Vergeben Sie mir dieſen pedantiſchen Ausſpruch wegen ſeiner Aufrichtigkeit. Man kann immer noch im Stande ſeyn, richtig zu urtheilen, wenn man gleich ſelbſt nicht gut ſchreibt. Beehren Sie mich ferner mit Ihrem gnädigen Andenken, und glauben Sie, daß ichs zu ſchätzen weis. Ich habe die Ehre, zeitlebens zu ſeyn ꝛc.

Achter Brief.

Madam,

Sie ſind die beſte Frau von der Welt, und ich bin Ihr beſter Freund; dabey bleibe ich. Gewiß, Sie verdienen, (laſſen Sie dieſe Zeile Ihren Mann nicht leſen!) Sie verdienen einen noch beſſern und vornehmern Mann, als Ihr C . . iſt. Dennoch darf Sie dieſes nicht abhalten, ihn ferner zu lieben; alle Leute können unmöglich ſo viel Verdienſte haben, als Sie und . . . darf ichs ſagen? als Sie und ich. Aber wie leben Sie denn in Q . . .? Iſt mein Gedichte auf Ihre Hochzeit immer noch eine

Fabel? Hört Ihr Mann . . . Geben Sie wohl Achtung! Ich will den Homer nachahmen, und eine so selt[e]ne Begebenheit verdient es ja wohl! . . . Hört Ihr Mann den süßen Namen, Vater, noch nicht? Ja, liebe Freundinn, wenn Sie mir noch im alten Jahre einen Gevatterbrief geschickt hätten: so wäre mein Pathe (denn mit einem Sohne müssen Sie die Welt beschenken,) durch mich reich geworden. Ich bekam um diese Zeit ein Geschenke von funfzig Dukaten für eine kleine Bemühung. Ich wußte in der Eil nicht, wozu ich das Geld anlegen sollte. Bald wollte ich mir ein Haus, bald einen Lustgarten, bald ein Rittergut, endlich gar eine liebe Frau kaufen; und wenn Sie damals gleich einen Gevatterbrief an mich erdichtet hätten: so hätte ich meinem Pathen alle diese Dukaten eingebunden. Es waren lauter rare Stücken mit doppelten Herzen, mit Cometen, mit gehörnten Siegfrieden und dergleichen. . . . Ich soll sie aufheben; wollen Sie mir sagen? Nein, meine gute Charlotte, nunmehr ist es zu spät. Ich besann mich den letzten Tag im Jahre noch, daß ich etliche Kleinigkeiten für Bücher zu bezahlen hätte, und dazu habe ich das Geld angewandt. Warten Sie also lieber bis wieder auf eine solche Begebenheit: denn itzt könnte ich meinem Pathen fast mit nichts, als mit meinem Gebete

und mit meinem Seegen dienen, in der Sprache der Betschweſter zu reden. . . . Ich habe gehört, daß Ihr Mann guten Ungriſchen Wein, ſeinem Stande gemäß, im Keller haben ſoll. Sagen Sie ihm doch, daß er ſich mit einem Antheile ſehr beliebt bey mir machen, und zugleich, als mein ehmaliger Reſpondent, das Präſidium bey mir dadurch abtragen könnte. Ich denke überhaupt, ich werde bald zu Ihnen kommen; denn ich möchte Sie gar zu gern einmal ſehen und küſſen. Es ſind freylich ſechzehn Meilen, es iſt auch ſchlechter Weg, es iſt kalt; aber alles dieſes wird mich nicht abhalten. Das menſchliche Leben iſt kurz, ich will reiſen, und Sie noch einmal ſprechen, und Ihnen ganze Wochen lang ſagen, wie viel ich Ihnen Gutes gönne, und wie ſehr ich ſtets geweſen bin, und noch bin ꝛc.

Neunter Brief.

Madam,

Das Landleben muß doch nicht für alles helfen. Ich bin ſeit vierzehn Tagen ein rechter Heautontimorumenos. Laſſen Sie mich immer ein Wort brauchen, das Sie nicht verſtehen, und das ich Ihnen vielleicht ſelbſt nicht recht erklären kann. Es ſchickt ſich dem Klange nach

gar

gar zu gut zu meinem Charakter. Leſen Sie nur das Wort noch einmal. Es hat ſo was ſchwerfälliges und verdrieß-liches bey ſich, daß ichs nicht für vieles Geld gegen ein anders vertauſchen würde. Ganz gewiß muß es einen un-zufriednen und mürriſchen Menſchen bedeuten, mein Herz ſagt mirs; und wenn es auch was anders bedeuten ſollte: ſo will ich doch durchaus, daß es einen Unzufriednen be-deuten ſoll. Der bin ich, Madam! Ein vollkommner Heavtontimorumenos bin ich ſeit vierzehn Tagen. Aber warum? Weil ichs bin; weiter weis ich Ihnen nichts zu ſagen. Ich bin viel zu verdrießlich, als daß ich nachſinnen ſollte, woher mein Verdruß käme; und wie könnte ich auch ungeſtört verdrießlich ſeyn, wenn ich lange nachſinnen wollte? Ich habe die ſchönſte Gegend vor mir, und ich nehme mich ſehr in Acht, daß ſie mich nicht rührt. Ich ſehe ſie an, und denke nicht auf das, was ich ſehe, ſondern daran, daß ich nicht zufrieden bin. Ich habe gute Bücher um mich herum liegen. Ich möchte dieſes, ich möchte jenes leſen, ich möchte ſie alle leſen. Ich berathſchlage, welches ich leſen will, und nach langen Berathſchlagungen nehme ich ein anders, als ich gewählt habe. Ich leſe, und fühle nichts, und werfe es weg. Ganz gewiß ſind meine Bücher zu lichte für mich. Die Gedanken ſollten dunkel,

die Sprache sollte ängstlich seyn, dann würde ich lesen. Sagen Sie mir nur, Madam, ob ich etwa krank bin? Wenn es doch der Himmel wollte! Denn, wenn ich nicht krank seyn sollte: so müßte ich beynahe närrisch seyn, und das mag ich doch, ungeachtet meines Hasses gegen mich selbst, nicht seyn. In den ersten Wochen konnte ich mich an den mannigfaltigen Scenen dieser Gegend nicht satt sehen. Ich flog von der Stube, um im Freyen, durch Berg und Thal, durch Fluren und Gebüsche, zu irren; und wenn ich müde war, die Gemälde der Natur zu sehen: so ruhte ich in den vortreflichen Bildergallerien des Herrn des Dorfs aus. Jetzt komme ich nicht weiter, als von dem Pfarrhause auf den Kirchhof. Ich besehe die Leichensteine, die hölzernen Kreuze, und ruhe nicht, bis ich einen halbverloschnen Namen heraus gebracht habe. Wenn ich auf den Denkmaalen die Worte finde, er starb alt und lebenssatt: so bewegt sich mein ganzes Herz. Ich fühle es alsdann recht eigentlich, daß ich des Lebens müde bin; aber vielleicht in keinem bessern Verstande, als ich es einmal in meinem siebenten oder achten Jahre war. Ich weis nicht, was mir für ein kindischer Wunsch damals fehl geschlagen seyn mochte. Genug, ich warf mich unter einen Baum im Garten, und bat den Tod recht inständig, daß er mich gen Himmel holen sollte;

ſollte; ſo verhaßt war mir die Welt. Kurz, Madam, wenn mir der Pfarrer den Kirchhof verſchließen läßt: ſo weis ich vor Angſt nicht mehr, was ich anfangen ſoll. Aber warum kommen Sie nicht mehr in die Stadt, wenn Sie auf dem Lande ſo unzufrieden ſind? Das weis ich auch nicht, Madam. Ich glaube, ich warte darauf, daß Sie mich bitten ſollen. Und wenn Sie mich bitten werden: ſo werden Sie mich nach meinen Gedanken nicht innſtändig, nicht herzlich genug gebeten haben, und da werde ich wieder aus Rache nicht zurück reiſen wollen. Itzt läßt mir mein Wirth die Scheere und das Federmeſſer ſehr höflich abfordern. Merken Sie dieſe Liſt nicht? Aber wer hat denn geſagt, daß ich ſchwermüthig bin? Nein, unzufrieden bin ich nur, nicht bey mir ſelber, dieß iſt es alles; und deswegen läßt man mir das Federmeſſer abfodern? Sagen Sies auf Ihr Gewiſſen, meine Freundinn, können Sie aus meinem ganzen Briefe etwas anders ſchließen, als daß ich mürriſch bin, daß ich ſelbſt nicht weis, was ich will, und wenn es hoch kömmt, daß ich hypochondriſch bin. Gut, ich bin es für mich, was kann denn das meinen Wirth verſchlagen? Man läßt ja einem jeden das Recht, luſtig zu ſeyn, und mir will man die traurige Freyheit nehmen, niedergeſchlagen zu ſeyn? Das iſt artig! Sie ſind

tausendmal billiger, Madam, Sie wehren mirs nicht. Sie lassen Sich vielmehr meine Unzufriedenheit klagen. Dieses sehe ich als die gröſste Wohlthat an, und küsse Ihnen die Hand dafür, und bin zeitlebens dafür Ihr ꝛc.

Zehnter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Ich danke Ihnen ergebenst, daß Sie mich mit dem jungen Herrn L . . . haben bekannt machen wollen. Er ist aller meiner Freundschaft und Liebe werth, und seine persönlichen Eigenschaften würden mir schon die Pflicht auflegen, ihm nach meinem Vermögen zu dienen, wenn er auch des niedrigsten Mannes Sohn wäre, und ohne Ihre Empfehlung meine Bekanntschaft gesucht hätte. Um desto mehr werde ichs thun, da mich die Freundschaft gegen Sie, und die Hochachtung gegen seinen Herrn Vater dazu verbinden. Gesetzt, daß er auch von meinem Umgange keinen andern Vortheil hat, als daß ich ihn vor den Fehlern warne, die ich im Studiren entweder selbst begangen habe, oder wohl noch begehe: so wird er doch mit meiner Aufrichtigkeit zufrieden seyn können. Gelehrt werden ihn schon andre Leute und sein eigner Fleiß machen. Ich erfreue mich,

daß

daß er bey ſeinen wenigen Jahren ſchon ſo viel geleſen hat; noch weit mehr erfreue ich mich, daß er Genie hat. Von beiden läßt ſich alles hoffen. Leben Sie wohl, und ſchicken Sie mir bald wieder einen ſo geſchickten Jüngling.

Eilfter Brief.

An den Herrn von H**g.

Sie mögen ſeyn, wo Sie wollen, Sie ſind nirgends ſicher vor meinen Briefen. Ich habe mir ſo feſt vorgenommen, Sie von Zeit zu Zeit an mich und an die Hochachtung, die ich Ihnen vor andern ſchuldig bin, zu erinnern, daß ich Briefe über Briefe ſchreiben werde. Sie haben mir einmal die Erlaubniß dazu gegeben; und was das ſchlimmſte iſt, ſo finde ich oft eine ſo große Wolluſt im Briefſchreiben, daß ich nicht eher aufhören kann, bis der Bogen beſchrieben iſt. Aber zum erſtenmale will ich Sie nicht ſo ſehr erſchrecken. Ich habe mit Fleiß nur einen halben Bogen genommen, damit ich nicht in meinen gewöhnlichen Fehler verfalle. Es iſt Zeit genug, Sie mit langen Briefen zu beſtrafen, wenn Sie mir auf die kurzen nicht antworten. Und o wenn ich nur nicht fürchten dürfte, daß ich mich auf dieſe Art noch vielmal würde ſatt ſchreiben kön-

ben! In Wahrheit, mein lieber Herr von H**, es iſt mein gröſztes Verlangen, eine Nachricht, nur eine kleine Nachricht von Ihren Umſtänden zu haben. Ich wünſche Ihnen die gröſzte Zufriedenheit, und deswegen möchte ich gern hören, daß Sie zufrieden lebten; und zwar von niemanden lieber, als von Ihnen ſelbſt. Sagen Sie mir dieſes, und zugleich, daß Sie noch mein Freund und Gönner ſind: ſo will ich Ihnen wider meine Neigung verſprechen, Sie länger, als einen Monat, nicht wieder mit einem Briefe zu überfallen. Es wird meinem Herzen zwar ſchwer werden; aber dennoch will ich mein Wort halten. Ich bin ꝛc.

Zwölfter Brief.

An den Herrn Sekretär K.

Ich bin Ihnen eine Antwort ſchuldig; allein wenn ich Ihnen auch keine ſchuldig wäre: ſo würde ich doch an Sie ſchreiben, und Ihnen ſagen, wie ſehr ich Ihr Freund bin, und wie ſehr ich wünſche, daß es Ihnen an allen Orten der Welt wohl gehen mag. Freylich wünſche ich auch, daß Sie noch bey mir ſeyn möchten; und wenn ſich Ihr Glück mit dieſem Wunſche vertrüge, ſo würde ich ihn noch öfter

öfter thun. Ich bin indeſſen froh, daß Friede iſt, oder daß wenigſtens die Leute vom Friede reden, weil ich auf dieſe Art Sie am erſten wieder in Sachſen zu ſehen hoffe. Schreiben Sie ja oft an mich, ſonſt werde ich ſehr finſter ausſehen, wenn ſie wieder kommen. Ich habe Ihren letzten Brief der Madam S.. vorgeleſen, und ſie war böſe, daß er ſo kurz war. Wie gefällt Ihnen dieſer Lobſpruch, zu dem ich in ihrem Namen noch ein Compliment hinzuzuſetzen habe? Was macht denn der Herr Major G..? Sagen Sie ihm tauſend freundſchaftlichen Grüſſen recht viel verbindliches von mir, und leben Sie wohl mit ihm, recht wohl!

Dreyzehnter Brief.

An drey Schweſtern.

Ich begehe eine Freyheit, die ſehr neu iſt. Wer hat wohl jemals an drey Frauenzimmer zugleich geſchrieben, ohne ſie zu kennen, ohne ſie geſehen zu haben, und ohne ihre Namen zu wiſſen? Hören Sie mir unbeſchwert zu, meine drey unbekannten Schönen, (wofern anders dieſer Brief in Ihre Hände kommen ſollte,) wie mirs geht. Heute kömmt Herr L.. zu mir, und zeigt mir einige Briefe von

Ihnen,

Ihnen, in denen Sie so gütig gewesen sind, mich grüssen zu lassen, und meine Schriften mit Ihrem Beyfalle zu beehren. Ich müßte gar keine Neugierigkeit besitzen, oder, den Lobspruch eines Frauenzimmers zu fühlen, gar nicht im Stande seyn, wenn ich mich nicht nach Ihren Namen hätte erkundigen sollen. Ich that es; aber mein Freund war so boshaft und so eigenmüßig, daß er mir nicht darauf antwortete. „Ob sie die Namen wissen oder nicht, fieng er „trotzig an; genug, es sind drey angenehme und kluge Frau„enzimmer, drey liebe Schwestern, die den Geschmack und „ihre verführerischen Schriften lieben. Das ist alles, was „ich ihnen sagen kann. Sie wohnen in G... Sehen sie, „hier steht es; aber mehr erfahren sie nicht, und wenn sie „auch vor Neugierigkeit alle Krankheiten auf einmal bekom„men sollten" Dieses unbescheidne Compliment beleidigte mich um desto mehr, da mein Herz von dem Lobspruche, den Sie mir ertheilet, noch ganz stolz war? dennoch verbarg ich meinen Unwillen mit einer gewissen lächelnden Mine, die ich vor einigen Jahren bey einem boshaften Hofmanne gesehen hatte, und fragte ihn ganz demüthig; ob er mir denn nicht einen kleinen Brief an diese drey artigen Schwestern bestellen wollte, aber versiegelt. Ja, sagte er, weil sie noch Caffee haben, so will ich eine Pfeife Taback bey Ihnen rauchen;

chen; doch, so bald die Pfeife aus ist, so muß der Brief fertig seyn, oder ich bestelle ihn in meinem Leben nicht. Ach! der böse Mensch! Jetzt klopft er den Knaster aus. Er steht gar auf. Ich möchte so gern noch mit Ihnen reden. Ich habe mich ja noch nicht für die Ehre Ihres Beyfalls bedankt; aber nein, er geht. Ich möchte Sie so gern um Ihre Freundschaft bitten. Ich muß alles vergessen, wenn ich anders will, daß dieser Brief fortkommen soll. Vergeben Sie mirs, und erlauben Sie mir die Ehre, Ihnen in aller Eil zu sagen, daß ich mit einer ausnehmenden Hochachtung bin ꝛc.

Vierzehnter Brief.

An den Herrn Sekretär K**.

Sehen Sie wohl? Ein rechter deutscher Autor muß keine Oster- oder Michaelsmesse vorbey lassen, ohne etwas heraus zu geben, wenn es auch nur ein Werk von zween Bogen wäre. Nein, nein, ich lasse mir mein Recht nicht nehmen; ich schreibe, so lange ich gesunde Hände habe. Es ist gar zu hübsch, wenn man sich in dem Meßcatalogo, bald darauf in den Zeitungen und in den Journalen, und endlich

endlich in den Händen der Welt ſieht. Ich komme ſelten zu jemanden, daß ich nicht für meinen Fleiß belohnt werde, und wenigſtens eine von meinen Schriften auf dem Fenſter, oder auf dem Nachttiſche, ganz ſauber eingebunden finde. Ich kann Ihnen nicht ſagen, was ich da empfinde; aber das weis ich, daß ich alsdann nicht zu halten bin. Ich eile nach Hauſe, und nehme die Feder in die Hände, und ſchreibe was ich ſchreiben kann, und ſtelle mir ſchon einen neuen Ort vor, wo ich mich wieder finden werde, wenn es auch in den Händen eines Holzbauers ſeyn ſollte. Unlängſt komme ich zu meinem Buchbinder. Indem ich mit ihm rede, tritt ein Holzbauer, der bey ihm bekannt iſt, herein, und langt aus ſeinem Kober, in dem ein guter Vorrath von Butter und Brod war, meine F. und E. ungebunden hervor. Da, fieng er in ſeiner Sprache an: bingt mir das Buch fein feſt und ſchien ein. Chriſtoph, ſprach mein Buchbinder, wo habt ihr denn das Buch bekommen? Er antwortete ihm ganz trotzig, daß er ſichs hier gekauft hätte; daß der Schulmeiſter und der Schulze auf ſeinem Dorfe, bey denen er das Buch zuerſt geſehen, ſich bald ſcheckigt darüber gelacht hätten, ſo viel ſpaßhaftes Zeug ſtünde darinne; er ſagte, daß er einen kleinen Sohn hätte, der ſchon hübſch leſen könnte, und der ihm des Abends, wenn er von

der

der Arbeit käme, und seine Pfeife Taback in Ruhe rauchte, etwas daraus vorlesen sollte, so würde er kaum nicht in die Schenke gehen. Er war noch jung, der Herr, fuhr er fort, ders in Druck hat ausgehen lassen; ich wollte ihm was abbrechen, aber er sagte, es wäre nicht anders, als vierzehn Groschen, die habe ich ihm auch gegeben. Er hatte noch viel Bücher; das Bücherschreiben muß ihm recht von der Hand gehen. Ihr Narr, sprach mein Buchbinder, der Mann, wo ihr das Buch gekauft habt, hat nichts geschrieben, er handelt nur damit. Seht doch, sieng der Bauer an, ich dachte, es wäre der Herr selber, ich hätte ihm, bey meiner Treue, nicht so viel gegeben. Nunmehr hätte ich gehen können; aber mein Ehrgeiz ließ es nicht zu. Ich hoffte, daß mich mein Buchbinder verrathen sollte, und er that es zu meinem Glücke, denn außer dem würde ich mich dem Bauer selber entdeckt haben. Wenn Sie nur hätten sehen sollen, mit welcher Verwunderung mich der Bauer betrachtete, wie freundlich er mich auf die Achseln klopfte, und mich ermahnte, mehr solch schnackisch Zeug zu schreiben! Ich war den ganzen Tag außerordentlich aufgeräumt. Ich stellte mir alle meine Leser von dem Größten bis zu dem Holzhauer vor, und beschloß den Augenblick, den zweyten Theil von der G.. fertig zu machen, den sie mit diesem Briefe erhal-

erhalten. Schicken Sie mir ihn ja nicht wieder zurück, ich werde schwermüthig darüber. Endlich antworten Sie mir bald, sonst schreibe ich Ihnen keine solchen merkwürdigen Histörchen mehr. Ich bin ꝛc.

Funfzehnter Brief.

An die Madam S**.

Sehen Sie, wie ich mein Wort halte? Sie sind kaum abgereist, so schreibe ich schon an Sie, und ich denke, ich werde so lange schreiben, bis ich Sie wieder zurück geschrieben habe. In der That sind auch seit zweymal vier und zwanzig Stunden fast eben so viel Ursachen entstanden, die alle Ihre Gegenwart zu verlangen scheinen. Ich will Ihnen nur die wichtigsten melden. Ihr Herr Liebster hat gestern Nachmittage das Fieber nebst einem kleinen Frieſel bekommen. Er hat mir ausdrücklich verboten, Ihnen nichts davon zu schreiben. Ich habe es ihm auch versprochen; allein in einer Sache, die Sie so nahe angeht, sehe ichs für einen löblichen Fehler an, mein Wort nicht zu halten. Er befindet sich itzt zwar ganz leidlich, und verschiedne Leute wollen ihn heute auch gar haben ausgehen sehen

ſehen; ich muß es aber am beſten wiſſen, daß es noch ſehr gefährlich mit ihm werden kann. Ihr kleiner Sohn hat von ungefähr den Porzellantiſch umgeſtoſſen, und geſtern Nachmittags . . . darf ichs Ihnen ſagen? O wie bedaure ich Sie! . . geſtern Nachmittags, denken Sie einmal das Unglück an! iſt Ihr ganzer Silberſchrank ausgeräumt worden, ohne daß man bis dieſe Stunde noch weis, von wem. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alle die Unfälle herſetzen wollte, die ſich ſeit Ihrer Abweſenheit zugetragen haben. Nur noch eine Urſache kann ich nicht verſchweigen, die mich ins beſondre Ihre baldige Rückkunft wünſchen heißt. Es iſt ein Ruf, den ich nach B . . . mit der heutigen Poſt erhalten habe. Ich brauche Ihren Rath mehr, als jemals, je unſchlüßiger ich alle Augenblicke werde. Ach, Madam, warum ſind Sie doch gereiſt? Was ſoll ich denn machen? Das geht unmöglich an, daß ich L . . verlaſſen kann, ohne Ihnen für die tauſend Gefälligkeiten zu danken, die Sie mir in ſo vielen Jahren erwieſen haben. Und gleichwohl . . . Ich dächte, Sie kämen noch dieſe Woche zurück. Ihre liebe Mama kann in vier und zwanzig Stunden viel mit Ihnen reden. Kommen Sie doch, ich bitte Sie . . . Ob das alles wahr iſt, was ich Ihnen erzählt habe? Ja wohl, Madam,

denn wenn ich nein ſagte, ſo kämen Sie nicht ſo bald wieder. Den Augenblick läßt mich Ihr Herr Liebſter rufen. Was wird wieder vorgegangen ſeyn? Scheint es doch, als ob alles Unglück in Ihrem Hauſe nur auf Ihre Abweſenheit gewartet hätte. Leben Sie wohl, Madam. Ich eile zu Ihrem Manne, und bin mit der vollkommenſten Hochachtung ꝛc.

Sechzehnter Brief.

An eben dieſelbe.

Madam,

Ich habe vorige Nacht einen traurigen Traum gehabt. Sie ſaßen und ſchrieben, und ob Sie gleich beynahe ſechzehn Meilen von mir ſitzen mochten: ſo konnte ich durch Hülfe des Traumes doch ſo viel ſehen, daß Sie an einen guten Freund ſchrieben. Wer war froher, als ich? Ich ſah alle Augenblicke, ob Sie mit dem Briefe bald fertig wären, denn ich dachte nichts gewiſſer, als daß Sie an mich ſchrieben, ja ich war ſchon etlichemal im Begriffe, Ihnen den Brief wegzunehmen. Indem kam Ihr kleiner Sohn, und ſtieß ſo unvorſichtig an den Tiſch, daß die Tinte umfiel. Ich wollte in der Angſt entweder nach dem Briefe, oder

nach der Tinte, greifen, und darüber wachte ich auf, und qvälte mich mit allerhand Auslegungen bis an den Morgen. Ich habe den Traum meiner alten Base erzählt. Sie sagte mir, die Tinte bedeutete Zank und Streit mit Abwesenden. Ach Madam! Nur nicht mit Ihnen! Das wolle der Himmel nicht! Nein ich will Ihnen keine Gelegenheit dazu geben, ich will gern nicht fragen, warum Sie mir nicht antworten. Lassen Sie mir nur die Erlaubniß, daß ich ferner alle Postage an Sie schreiben, und Ihnen sagen darf, wie hoch ich Sie schätze, und wie viel Leipzig entbehrt, wenn Sie in Dresden sind.

Siebenzehnter Brief.

Liebe Madam,

Machen Sie sich keine Sorge. Ich denke nicht, daß ich nach B... kommen werde. Ich habe ganz was anders im Sinne, und es wird nur auf Sie ankommen, ob mein Einfall ausgeführet werden soll. Ich will zu Ihnen nach G... ziehn. Nach G...? warum denn das? Um den guten Geschmack befördern zu helfen, der in dieser Stadt unter dem Frauenzimmer herrscht. Sollte man denn nicht den Mädchen eben so wohl Collegia

leſen können, als den jungen Herren? Warum nicht? Gut, liebe Madam, ſo ſuchen Sie mir ein halb Dutzend hübſche und witzige Mädchen aus, denen ich einigen Unterricht in der Poeſie, in dem Briefſchreiben, in der Philoſophie, oder in den Sprachen geben kann. Ich will ſo wenig ein Pedant, und ſo wenig ein junger Menſch ſeyn, als es die Beſchaffenheit meiner Zuhörerinnen fodert. Ich will auf öffentliche Koſten eine Frauenzimmerbibliothek anlegen, damit es uns nicht an guten Büchern zum Leſen fehle. Ich ſähe es gern, wenn meine Mädchen nicht unter funfzehn und nicht über dreyßig Jahre wären. Sollten einige von meinen Zuhörerinnen ſich zur Heirath entſchließen: ſo wollte ich ihnen, zum Beſten der Ehe, ein halbes Jahr vor der Hochzeit ein Collegium über die Liebe, über die Klugheit in der Liebe, über die Mittel ſie zu erhalten, ſie zu verſüßen, und ſo weiter, leſen. Was meynen Sie? Sollte ich mich nicht um Ihr Geſchlecht durch dieſen Einfall verdient machen können, und weit verdienter um die Welt, als wenn ich etlichen jungen Herren etwas vorſage, das ſie morgen nicht mehr wiſſen? Mit dem Honorario wollte ichs ganz leidlich machen. Ich läſe um die Ehre, und wenn mir die Witzigſte von meinen kleinen Freundinnen zuweilen eine Liebkoſungen machte: ſo würde ich mich für

ſehr

sehr reichlich belohnt halten. Aber, Madam, in Ihrem Hause muß ich wohnen, denn Ihre und der Ihrigen Gesellschaft ist die erste Ursache, warum ich in G . . . leben will. Ich erwarte Ihre Antwort mit der größten Ungeduld.

Achtzehnter Brief.

Hochzuehrender Herr Pastor,

Ich kann Ihnen nicht genug sagen, was ich für ein Verlangen nach Ihrem nähern Umgange habe, und wie oft ich Sie mitten unter meinen andern Freunden vermisse! Gleichwohl glaube ich nicht, daß wir jemals das Vergnügen haben werden, uns von Person zu sehen und zu geniessen, außer in einer andern Welt. Da sollen unsre Umarmungen erst angehen, wenn uns eine gewisse Stimme in unserm Herzen sagen wird, daß wir es sind, die sich einander suchen. Gott! Was ist es für eine Wollust um das Gefühl der Freundschaft! Und wie wenig sind derer, die dieses Geschenke des Himmels zu schätzen und zu gebrauchen wissen! Das Andenken Ihrer Gewogenheit soll mir manche schwere Stunde erleichtern helfen; und das Andenken der meinigen thue Ihnen eben diese Dienste! Ich traue es ihr

wenigſtens zu. Was würde die Welt, die dieſer Empfindungen nicht fähig iſt, von uns denken, wenn ſie uns ſo reden hörte? Würde man uns nicht für Schwärmer in der Freundſchaft halten? Doch was gehen uns die Blöden an, die ihre eigne Menſchheit nicht kennen? Ich würde mich kränken, wenn ich weniger genöthigt wäre, Sie zu lieben, und den Werth ihrer Freundſchaft zu empfinden. Ich will nunmehr die Angelegenheiten meines Herzens auf einige Augenblicke vergeſſen, und von Ihren mir überſchickten Werken reden. Ich habe ſie mehr als einmal geleſen, und allemal ſehr ſchöne Stücken darinnen gefunden; aber ganz haben ſie mir niemals gefallen. Laſſen Sie mich recht aufrichtig reden, mein lieber Freund. Ich bemerke, ungeachtet Ihrer gemachten Verbeſſerungen, einen gewiſſen Zwang in Ihren Erzählungen, der ſich bald von der kurzen und ſich immer gleichen Versart, bald von der Tyranney der Reime herſchreibt; einen Zwang, dem Sie durch alle Mühe nicht werden abhelfen können, und der für die Kenner ſtets beleidigend bleiben wird. Ich habe ſie meine Freunde leſen laſſen, die alle ſchon Ihre Freunde ſind; und alle dieſe ſind meiner Meynung, und wünſchen von Ihnen weit lieber andre Gedichte, als Erzählungen, und lieber reimloſe, als gereimte Gedichte, zu leſen. Sie haben mich gebeten

beten, Sie mehr zur Prosa aufzumuntern, in der Sie ungleich stärker und neuer sind, als in der Poesie. Kurz, ich müßte Sie weniger lieben, wenn ich gelassen in die Ausgabe Ihrer Poesien willigen sollte. Verlangt aber Ihr Glück dieses Opfer, so wollte ich doch wünschen, daß Sie Ihren Namen nicht vor das Werk setzten. Ich sage Ihnen dieses mit schwerem Herzen; allein ich will lieber einmal wider meine Natur strenge seyn, als wider Ihren Vortheil zu gefällig. Seyn Sie nicht unruhig! Sie haben Verdienste genug um den guten Geschmack. Sie können Ihre Liebe zur Religion und zu den schönen Wissenschaften durch andre Schriften befriedigen, wenn es Ihnen sonst Ihre Amtsgeschäfte erlauben. Genug, Ihr Herz gehöret unter die Herzen der Poeten, und Sie würden viele von denen, die Sie bewundern, erreicht haben, wenn Sie in ihren Umständen gelebt hätten. Was macht Ihre liebe Frau, und Ihr kleiner guter Jacob? Warum haben Sie mich nicht zu Gevattern gebeten? Ich glaube, ich wäre in Person gekommen; aber funfzig Meilen, das ist freylich ein weiter Weg. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Liebste und allen, die zu Ihrer Freundschaft gehören, und schreiben Sie mir ja bald wieder.

Neunzehnter Brief.

An eben denſelben.

Wenn Sie auch noch ein halb Jahr geſchwiegen hätten: ſo würde ich doch nicht einen Augenblick auf die Gedanken gefallen ſeyn, daß Sie weniger mein Freund wären, als ehedem. Nein, ich liebe Sie ſo ſehr, daß ich gar nicht in dieſe Verſuchung gerathen kann; und ſo grauſam auch der Ausſpruch war, den ich in meinem letzten Briefe über Ihre Gedichte gethan: ſo habe ich doch nicht die geringſte ſchlimme Wirkung für mich befürchtet. Ich ſah wohl, daß Ihnen mein Urtheil wehe thun würde; denn ich urtheilte von meinem Herzen auf das Ihrige; allein ich ſah auch, daß die Aufrichtigkeit meiner Abſichten dieſen kleinen Schmerz bald heilen würde. Ich verließ mich auf die Beſcheidenheit, mit der ich Ihnen eine bittre Meynung entdeckte, und noch weit mehr auf Ihre eigne Stärke. Es iſt in der That eine rühmliche Begierde, ein Autor zu werden. Allein, kaum iſt man es: ſo iſt man unruhiger als jemals; und ſo gern ich, in Anſehung der Welt, die Zahl der guten Scribenten vermehrt ſehe: ſo ſehr bedaure ich oft das Schickſal eines Autors, der ſich mit tauſendfacher

Mühe

Mühe den ungewissen Beyfall der Welt erkauft, der am Ende noch schweirer zu behaupten, als zu erlangen, ist. Ja, lieber Herr Pastor, ich freue mich, es ist wahr, ich freue mich ausnehmend, wenn ich solche feine Lobsprüche lese, als die Ihrigen sind. Ich gefalle mir; aber wie lange? Ein einziger gegründeter Tadel reißt alle mein Vergnügen darnieder. Die Begierde, immer einen neuen Versuch zu wagen, und die schrecklichen Gedanken: Wird er dir auch gelingen? Wirst du nicht vergebens, nicht zum Untergange deiner vorigen Werke, arbeiten? Ach was sind das für heimliche Peiniger der Poeten! Wollen Sie ja das Vergnügen eines Autors schmecken; nun wohl! Folgen Sie mir nur, und wählen Sie die Prosa. In dieser verspreche ich Ihnen viel Glück, und mir, als Ihrem Freunde, durch Sie viel Ehre. Vielleicht ist Ihrem kleinen Jacob das Glück oder Unglück aufgehoben, sich durch die Poesie groß zu machen. Wie werde ich mich nicht freuen, wenn ich ihm den Ort auf dem Parnasse zeigen kann, den ich gern selbst erstiegen hätte, und den er nunmehr zu erreichen suchen soll! Lehren Sie ihn, so bald es seine Jahre leiden, die Sprachen und Schönheiten der Alten. Wenn er in dieser Verfassung zu mir kömmt: so werden wir schon gute Freunde seyn, und gern mit einander studiren. Der zweyte

Theil der G . . iſt ſchon an der Michaelsmeſſe herausgekommen. Ihre Frau Liebſte hat alſo nicht Urſache auf meine Langſamkeit böſe zu ſeyn; vielleicht aber auf meine Geſchwindigkeit, wenn ſie das Werk geleſen haben wird. Machen Sie ihr mein ergebenſtes Compliment, und lieben Sie mich ferner. Ich bin allemal mit der größten Hochachtung und Aufrichtigkeit ꝛc.

Zwanzigſter Brief.

An den

Herrn von A**.

Ihr Geſchenke iſt mir ſehr angenehm geweſen, doch die freundſchaftliche Art, mit der Sie mirs gemacht haben, iſt mir noch koſtbarer, als das Geſchenke ſelbſt. Ich werde den Voltaire nie unter meinen Büchern ſtehen ſehen, ohne mich über die Gewogenheit desjenigen zu erfreuen, der ich ihn zu danken habe, und ohne zu wünſchen, daß ich ſie verdienen mag. Ja ie gewiſſer ich weis, daß Sie keine Erkenntlichkeit von mir verlangen, oder hoffen, deſtomehr wünſche ich mir eine Gelegenheit erkenntlich zu ſeyn, und Ihnen zu zeigen, daß ich wenigſtens eben ſo gern eine

Pflicht

Pflicht beobachte, als Sie eine Freygebigkeit ausüben. Eine Gelegenheit weis ich, und die mir auch die liebste ist, wenn sie nur schon da wäre. Sie kömmt gewiß. Ein Herz, wie das Ihrige, kann die Freuden der Liebe nicht lange mehr entbehren. Ja, ich erlebe es noch, ich sehe Sie gewiß noch in den Armen einer liebenswürdigen Gemahlinn; ich sehe

Dereinst noch einen Sohn, entflammt von Deinem Namen,
An Deinem Beyspiel sich erfreun,
Und angeführt von Dir, und kühn, Dich nachzuahmen,
Des besten Vaters würdig seyn.

Ich bitte um Ihre Freundschaft, ob ich sie gleich schon habe; um Ihre Briefe, ob Sie gleich nicht gern schreiben; denn warum schreiben Sie so schön? Ich bitte endlich, Ihrer Fräulein Schwester das ehrerbietigste Compliment zu machen. Wie viel Glück wünsche ich dem, der sie verdient! Leben Sie wohl, recht wohl! Ich bin mit der aufrichtigsten Hochachtung Ihr ergebenster Freund und Diener.

Ein und zwanzigſter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Um mich wenigſtens durch eine gute Abſicht um den jungen Herrn von G** verdient zu machen: ſo will ich einen Vorſchlag zu ſeiner Erziehung thun. Er iſt gar nicht ſinnreich, er iſt vielmehr natürlich und einfältig, und vielleicht deswegen gut.

Der junge Herr mag ein Staatsmann, oder ein Hofmann, oder ein Soldat, oder ein Beſitzer ſeiner eignen Güter werden: ſo kann er nie zu viel lernen, und um viel zu lernen, nie zu zeitig anfangen. Die Erziehung zu Hauſe hat tauſend Hinderniſſe. Ein Hofmeiſter kann unmöglich alles wiſſen; und wenn er auch viel weis, ſo hat er doch nicht allemal die Gabe, gut zu unterrichten, oder ein junges und lebhaftes Herz genug zu unterhalten; und dieß gehört doch nothwendig zu einer guten Erziehung. Wir müſſen leicht und angenehm lernen, lernen, ehe wir wiſſen, wie viel wir zu lernen haben. Es iſt nicht genug, zu lernen, wir müſſen auch beyzeiten mit der Welt bekannt werden; allein, die Welt zu Hauſe iſt nicht allemal die beſte. Wir ſehen nur immer einerley Geſchöpfe, und wie wir wenig bemerkt

werden,

werden, so bemerken wir auch andre wenig. Kurz, wir bleiben gern schläfrig in unserm eignen Hause, und werden in unsern Sitten, wo nicht rauh, doch zu einförmig. Man hat zu Hause zu befehlen, ehe man gehorchen lernt, und daher lernt man weder gut befehlen, noch gehorchen. Doch ich will ja kein Buch schreiben. Ich will nur sagen, daß es so wohl für den Verstand eines jungen Menschen, als für sein Herz und für seine Sitten, vortheilhaft ist, wenn er an einem fremden Orte erzogen wird.

Könnte sich die gnädige Mama entschließen, ihren Sohn von sich zu lassen: so wünschte ich, daß er unter der Aufsicht eines Hofmeisters, dessen Herz eben so gut seyn muß, als sein Verstand, ie eher, ie lieber, nach Leipzig gethan würde. Der junge Herr ist erst zehn Jahr alt. Dieß sind die glücklichen Jahre, da man noch alles aus sich machen läßt, weil unser Herz nicht weis, was es will. Giebt man uns Gelegenheit, was zu lernen; macht man uns das Lernen mehr zu einem Zeitvertreibe, als zu einer Arbeit: so wird es uns so gar beschwerlich werden, müßig zu seyn. Man weis oft nicht, wozu ein junger Mensch geschickt ist, bis er vieles versucht hat. Es ist also gut, wenn er an einem Orte erzogen wird, wo er Gelegenheit hat, vieles zu sehen und zu hören. Der Herr von B** hat Vermögen, und

man

man kann von Zeit zu Zeit die Lehrmeister in Sprachen, in der Musik, im Zeichnen zu ihm auf die Stube gehen lassen. Er wird auf eine leichte Weise zu den ersten Gründen der Mathematik angeführt. Er tanzt und ficht beyzeiten, damit er den Körper in seine Gewalt bekömmt, und derselbe desto dauerhafter wird. Er geht mit seinem Hofmeister in Gesellschaften, und wird der Welt gewohnt, ehe sie ihn noch rührt. Er speist an einem Familientische, und wohnt in dem Hause eines angesehenen Mannes, wo er stets glauben muß, daß man auf ihn Achtung giebt. Auf diese Art ist der junge Graf .. als ein Kind nach Leipzig gekommen, bis in sein sechzehntes Jahr da geblieben, und alsdann mit seinem Hofmeister auf Reisen gegangen. So sind itzt noch verschiedne sehr junge Herren hier. Der Vortheil ist groß. Sie fangen etliche Jahre eher an zu leben, und hören etliche Jahre eher auf, Kinder zu seyn. Kommen sie in dem sechzehnten oder achtzehnten Jahre erst auf Universitäten; so sind sie oft schon zu lüstern nach den Schwachheiten der Jugend, und werden durch böse Beyspiele, wenn sie auch das beste Herz hätten, nur gar zu leicht zu Ausschweifungen verleitet. Es versteht sich, daß sich der Hofmeister wenigstens auf sechs Jahre dem jungen Herrn ganz und gar widmen, und ihn nie aus der Aufsicht lassen muß.

muß. Er muß sein Freund, aber auch sein Gebieter seyn können. Er bildet seinen Verstand und sein Herz, und sorgt, daß diejenigen, die ihn unterweisen, ihre Pflicht wohl in Acht nehmen; aber er lehrt ihn nicht alles selbst. Es versteht sich ferner, daß der Hofmeister auch mehr, als gewöhnlich, belohnet werden muß. Und was ist es denn, ob der junge Herr etliche tausend Thaler mehr oder weniger hat, wenn er dafür geschickt worden ist, der Welt und sich zu dienen, zu seiner Ehre, zu seinem Vergnügen, zu seinem Glücke zu leben und sein Vermögen vernünftig zu genießen? Wenn sich Herr K. zu dieser Stelle verstehen wollte: so hielt ichs für sehr gut. Er hat Verstand und Redlichkeit und Welt genug dazu. Einen guten Sekretär könnten Sie wohl noch an seine Stelle finden; aber einen guten Mentor, dazu finden, das ist leider schwer. Ich erwarte Ihren Ausspruch, und bin ꝛc.

Zwey und zwanzigster Brief.

Hochwohlgebohrner Herr, ꝛc.

Wenn Sie mir auch nicht die Erlaubniß gegeben hätten, an Sie zu ſchreiben: ſo würde ich mir ſie doch nehmen; ſo groß iſt mein Verlangen, Ihnen meine Hochachtung und Ergebenheit zu bezeugen. Ja ich bin ſo ſtolz, daß ich gar glaube, daß Ihnen dieſe Verſichrung nicht gleichgültig ſeyn kann.

Eſtimer la vertu, c'eſt toujours ma maxime;
Voyez vous la raiſon, pourquoi je vous eſtime?

Kurz, Sie müßten an meiner Aufrichtigkeit zweifeln, wenn Ihnen dieſes Geſtändniß unangenehm ſeyn ſollte; dazu aber ſind Sie zu bekannt mit meinem Charakter. Es iſt alſo gewiß, daß ich vor andern Ihr Freund bin, und niemals ohne Vergnügen an Sie denken kann. Nachdem ich Ihnen dieſes geſagt: ſo dürfte ich bald meinen Brief ſchließen, damit ichs Ihnen nicht noch einmal ſage. Doch, ich kann noch nicht ſchließen. Ich muß erſt fragen, wie Sie leben. . . Doch recht wohl? Recht zufrieden und dem Glücke nahe, das Sie verdienen? Ja, ich glaube es, wenigſtens weis ich nichts, das ich lieber glauben und hören

möchte.

möchte. Vielleicht bewegt Sie diese aufrichtige Neugierigkeit, bald an mich zu schreiben, und ich würde Sie recht inständig darum bitten, wenn ich dieses Vergnügen nicht vielmehr Ihrer eignen Gütigkeit, als meinen Bitten, zu danken haben wollte. Machen Sie mich doch zu Ihrem Vertrauten, wenn ich Ihnen in irgend einer Angelegenheit hier in Leipzig dienen kann. Ich werde es mit Freuden thun, und beständig mit der größten Hochachtung seyn ꝛc.

Drey und zwanzigster Brief.

Liebe Mama,

Meine Schwester hat Ihnen gesagt, daß ich mich in Miniatur habe abmalen lassen, und Sie möchten das Bild gern haben, und ich wollte es Ihnen eben so gern schicken, wenn ichs nur noch hätte; aber ich habe es nicht mehr. Wo hast dus denn hingethan? Wo ichs hingethan habe? Ich habe es .. soll ichs Ihnen sagen, meine liebe Mama? Ich habe es ... Sie nehmen es doch nicht übel? Ich habe es meinem Mädchen gegeben. Geschwind laß dirs wieder geben, und schicke mirs. Nein, meine gute Mama, das geht nicht an. Das arme Mädchen möchte weinen, wenn ichs ihr wieder nähme, und

wer weis, weinte ich nicht alsdann selbst mit. Ich bin ihr gut, sie ist mir wieder gut, und so sind wir einander schon lange gut gewesen, und ich denke, wir werdens noch lange seyn. Sage mir nur, ob das dein Ernst ist? Du bist ja in deiner Jugend dem Frauenzimmer eben nicht so gewogen gewesen? Das weis ich selbst nicht mehr, liebe Mama. Aber wenn Sie nur das Mädchen sehen sollten! Sie würde Ihnen gewiß gefallen. Sie ist recht artig, und in meinen Augen schön. Sie sieht fast so aus, wie Sie auf Ihrem Bilde, als Braut, gemalt sind. Lassen Sie uns immer die Freude, daß wir einander lieben dürfen. Ich rede recht oft mit ihr von Ihnen. Dürfte ich sie denn nicht einmal mit nach Hause bringen? Vielleicht könnte ich sie alsdann bewegen, daß sie Ihnen mein Portrait gäbe. Werden Sie nicht ungehalten, liebe Mama! Sie haben mir ja wohl eher gewünscht, daß ich eine stille und hübsche Frau finden möchte; warum sollten Sie es nicht zugeben, daß ich ein solches Mädchen habe? Ich sinne itzt nur herum, wie ich zu einem Rittergute kommen will; damit ich Ihnen die Freude machen, und sie heirathen kann; alsdann wollten wir unsre Mama zu uns nehmen; denn nicht wahr, es würde Ihnen besser bey mir gefallen, wenn Sie eine artige Schwiegertochter bey mir fänden?

Ich

Ich will den Augenblick zu ihr gehen, und ſehen, ob ich das Bild auf einige Tage zum abcopiren bekommen kann. Doch ich zweifle ſehr daran. Sie wird von Wankelmuth, Untreue, Falſchheit, reden; und ehe ich dieſes anhöre, ſo will ich die Angſt, zu halben Tagen ſo unbeweglich, wie eine Bildſäule, zu ſitzen, lieber noch einmal ausſtehen, und mich vom neuen malen laſſen. Aber, Mama, reden Sie nicht etwan im Eifer ein Wort wider das arme Kind, wenn Sie mir antworten; ich möchte ihr vielleicht den Brief zeigen. Doch dazu ſind Sie zu gütig; ich bin einmal Ihr liebſter Sohn, und das bleibe ich. Wenn ich gleich ein Mädchen habe, ſo bin ich doch ſonſt viel beſſer, als meine Brüder; und im dreyßigſten Jahre geht dieſer kleine Fehler ja noch wohl an ꝛc.

Vier und zwanzigſter Brief.

An den Herrn Sekretär K.

Seyn Sie ſo gütig, und übergeben Sie dem Herrn Grafen den beygelegten Brief. Ich habe mehr, als zehnmal, die Ehre geſucht, ihm ſelber bey ſeiner Anweſenheit hier aufzuwarten; aber ich habe vor den großen Perüken, vor den Sammtröcken, vor den reichen Weſten, nie weiter, als bis an die Thüre des Vorſaals, kommen können, ob ich gleich auch eine Weſte mit Franzen anhatte; aber freylich waren es nur ſeidne. Den Sonnabend in der Zahlwoche wagte ichs dem einen Bedienten, der mich, ich weis nicht warum, lange anſah, meinen Namen zu entdecken. Nun, dachte ich, wird er dir ein tiefes Compliment machen, und dir durch die Antichambre helfen; aber er blieb ganz gelaſſen, und ich ſchämte mich, daß mein Name einem ſo wohl gewachsnen Menſchen unbekannt war. Ich blieb alſo demüthig ſtehen, und ſah zum Zeitvertreibe die Geſichter an, die zu dem Herrn Grafen wollten, ob ich vielleicht errathen konnte, was ſie bey ihm ſuchten. Bey vielen war mirs unmöglich etwas heraus zu bringen; ſie ſahen mir aus, als

wenn

wenn sie es selber nicht recht wüßten; aber den meisten sah ichs doch mit vieler Geschäftigkeit an, daß sie einen Lobspruch, eine Pension, ein beßres Amt, oder so etwas suchten. Diejenigen, die etwas in dem Busen stecken hatten, oder deren Taschen dick waren, machten mir die wenigste Mühe. Was konnten sie anders anzubringen haben, als Disputationen, und Werke mit Dedicationen? Ich bedauerte den armen Herrn Grafen in meinem Herzen, und ärgerte mich über die Ungestümen, die den Großen ihr Schicksal so sauer machen. Kurz, ich gieng fort, und glaubte, daß ich durch mein Weggehen mehr Ehrerbietung für den Herrn Grafen bezeugte, als meine Collegen durch ihr hartnäckiges Warten. Bitten Sie um seine fernere Gnade für mich, wenn ich sie verdiene . . . Ihr Herr Bruder hat mir gemeldet, daß er bald heirathen wird. Das ist doch nicht Recht, daß Sie Sich in der Liebe von ihm übertreffen lassen. Machen Sie doch bald Sich und ein Mädchen glücklich.

Ich sing alsdann gewiß ein Brautgedicht.
Wovon? das weis ich itzt noch nicht.
Ich könnte von der Liebe singen;
Von ihrer List; von ihren Schlingen,
Die sie den Herzen legt; von ihrer Zauberey,
Mit der sie sich der Sterblichen bemeistert,
Die Blöden oft mit Witz begeistert,
Die Klugen albern macht, die Treuen ungetreu,

Die Freyen ſpröd, die Spröden frey,
Die Ungetreuen aber treu;
Wie ſie Verſchweſtern oft in ihrem Singen ſtöret,
Und morgen ſchon verbuhlt die Mütter ſeufzen lehret,
Die heute noch den Töchtern und der Magd,
Bey ihrem Fluch, das Lieben unterſagt;
So könnt ich von der Liebe ſingen,
Wie ſie vom Feld an Hof, die Großen zu bezwingen,
Vom Hof ins Feld zu Schäfern ſchleicht,
Bald aus der Jugend lacht, bald aus dem Alten keucht,
Aus dem Bramarb bramarbaſiret,
Aus dem Pedanten meditiret,
Aus ſußen Herren raffiniret,
Dieß alles ſang ich Dir vielleicht.

Sehen Sie wohl, was ich für ein hübſches Gedichte auf Ihre Hochzeit machen würde? Eilen Sie, es wird hohe Zeit, ſonſt möchten Sie zur Liebe, und ich zur Poeſie, zu alt werden. Ich will meinen Brief ſchließen, ich möchte ſonſt mehr ſchreiben, als Sie zu leſen Luſt hätten, und ich will Ihnen zugleich verſprechen, daß Sie ein ganzes halbes Jahr vor meinen Briefen ſicher ſeyn ſollen. Grüßen Sie alle meine guten Freunde. Ich bin

zeitlebens ꝛc.

✡ ✡ ✡

Fünf und zwanzigſter Brief.

Mein fauler Freund,

Damit ich auf gewiſſe Weiſe eine Antwort von Ihnen erhalte, ohne daß Sie mir ſchreiben dürfen: ſo habe ich in Ihrem Namen ſelbſt einen Brief an mich aufgeſetzt. Seyn Sie ſo gut, und leſen Sie ihn durch, ſtreichen Sie die Stellen mit Bleyſtift an, wo ich Ihre Meynung getroffen habe, und ſchicken Sie mir ihn wieder zurück; oder noch bequemer, geben Sie ihn nur Herrn Friderici, damit er mir ihn zuſchicket. Hier iſt der Brief.

Mein lieber Freund,

„Wundern Sie Sich ja nicht, daß ich ſeit etlichen Jahren „noch keine Zeile an Sie geſchrieben habe. Ich bin E . . r, „das iſt genug geſagt. Eben ſo wenig müſſen Sie ſich „wundern, daß ich Ihnen Ihr Manuſcript noch nicht geſchickt „habe. Es iſt wahr, Sie haben mich darum gebeten; „Herr G . . r hat auch ſchon etlichemal deswegen auf „mich geſchmählt, ich habe es auch fortſchicken wollen; aber, „wie ich ſehe, liegt es noch da. Je nun, wer kann ſich „helfen? Genug, daß Sie Ihre Gedichte itzt erhalten, und

„zwar in eben der Beſchaffenheit, wie Sie mir ſie auf „meinen Tiſch gelegt haben. Sie irren nicht, wenn Sie „glauben, daß kaum die Hälfte davon gut iſt. Werfen Sie „die angeſtrichnen weg, und heben Sie die andern bis zu „einer neuen Auflage auf. Zum Unterſtecken ſind ſie noch eher „gut, als ein neu Regiment davon aufzurichten. Denn im „Vertrauen geredt, ſie ſind weder recht gut, noch recht „ſchlecht:

As heavy mules are neither horſe nor aſs,

„könnte ich zu Ihnen ſagen, wenn Sie nicht Ihr bischen „Engliſch vergeſſen hätten. Hätten Sie mirs doch von „meinen Gedichten bewieſen, werden Sie denken; aber ich „antworte mit dem Cicero: Neque - - ſi quid eſt evidens, „argumentari ſoleo: perſpicuitas enim argumentatione „elevatur. Alſo brauche ich keine lange Critiken zu machen, „und zwar aus Liebe zur Deutlichkeit. Kurz, mein lieber „Freund, keine Gedichte mehr!

O! Dichter, denkt an Philomelen!
Singt nicht, ſo lang ihr ſingen wollt!

„Wollt ihr aber nicht folgen, nun ſo iſt euch das Urtheil „ſchon geſprochen:

So fahrt denn fort, noch alt zu ſingen,
Und ſingt euch um die Ewigkeit!

„Für die überſchickten Näſchereyen und für den guten „Knaſter bedanke ich mich, mein guter Freund. Ich habe „mirs recht gut mit Ihrem Bruder ſchmecken laſſen. Ich „weis nicht, es iſt alles ſo niedlich, ſo himmliſch, was von „Leipzig kömmt. Immer fahren Sie fort, mir von Meſſe „zu Meſſe ſo was zum Weine zu ſchicken. Ich will auch „heute Ihre Geſundheit bey Renkendorfen trinken. Ich bin, „ohne es Ihnen unter etlichen Jahren wieder zu ſchreiben, „Ihr Freund und Diener E * *.

Dieß iſt die Antwort, die ich in Ihrem Namen an mich aufgeſezt habe. Nehmen Sie geſchwind eine Feder und ſchreiben Sie, wo Sie es für gut befinden, Ja, oder Nein, an den Rand, und ſchieben Sie es ja nicht auf. Hören Sie? Bequemer weis ichs Ihnen nicht zu machen ꝛc.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Madam,

Aus Ihrem letzten Briefe ſehe ich zwar, daß Sie die Comödien nicht ganz haſſen; allein ich ſehe auch, daß Sie von dem Nutzen derſelben noch nicht ſehr überzeugt ſind. Es kränkt mich, daß die Comödie Ihren völligen Beyfall auch nur einen Augenblick entbehren ſoll, und es erfreut mich zu gleicher Zeit, daß Sie ihr Ihre Hochachtung aus einem ſo lobenswürdigen Grunde entziehen. Sie läugnen den Werth und die eigenthümliche Schönheit einer guten Comödie nicht, dazu iſt Ihr Geſchmack viel zu ſchön. Nein, Ihr Verſtand preiſt ſolche Arbeiten, und Ihr gar zu gewiſſenhaftes Herz verwirft ſie. Erlauben Sie mir die Ehre, Madam, daß ich Ihr Herz hierinnen widerlegen darf. Glauben Sie wohl, daß eine Schrift nützlich iſt, wenn ſie die Thorheiten, die ungereimten Neigungen und Meynungen der Menſchen auf eine ſinnliche und ſpöttiſche Art lächerlich, und dagegen die guten Sitten, Tugend und Vernunft liebenswürdig vorſtellt? Ich höre Sie dieſe Frage zehnmal mit einem freudigen Ja beantworten; aber in dem Augenblicke ſehe ich noch eine zweifelhafte

haſte Mine in Ihrem Geſichte entſtehen. Sie wollen mich vermuthlich fragen, warum man denn der Welt ihre Fehler auf eine ſpöttiſche Art zeigen müßte, und ob es der Menſchenliebe nicht gemäßer ſey, ſie mit ſanftem Ernſte zu lehren und zu beſſern? Dieſe liebreiche Frage iſt leicht beantwortet. Gewiſſe Krankheiten des Geiſtes ſind eben ſo wenig durch gelinde Mittel zu heben, als gewiſſe Krankheiten des Körpers. Die Satyre iſt in der Moral eben ſo nöthig und heilſam, als das zubereitete Gift in der Arzneykunſt. Und wie kann die Spötterey ein Verbrechen ſeyn, wenn man ſie nicht wider einzelne Perſonen, ſondern wider allgemeine Thorheiten anbringt? Wenn ich ein Geſpräch ſchreibe, und den Geizigen oder Scheinheiligen in ſolche Umſtände verwickele, daß ſie ihre Neigungen und ihre Vorurtheile auf eine ſolche Art entdecken, daß man ſie bald belacht, bald haſſt: ſo ſehe ich nicht, wie dieſes die Menſchenliebe beleidigen könne.

Ein geiziger Orgon, eine ritle und verläumderiſche Clelia, ein unerträglicher und großſprecheriſcher Damon auf dem Theater, ſind nichts, als der Geiz, die Verläumdung, und Großſprecherey ſelbſt. Dieſe Leidenſchaften verſpottet der Comödienſchreiber; dieſe läßt er in einzelnen Perſonen handeln und herrſchen, damit man das Ungereimte, das

Thörichte recht wahrnehmen kann, welches dieſe Laſter bey ſich führen. Er ſpottet nicht, um zu ſpotten, ſondern um zu lehren.

Aber werden Sie ſagen, man denkt doch bey den Perſonen in der Comödie an Perſonen im gemeinen Leben, und die Verachtung, welche das Theater in meinem Herzen wider den Geizigen oder Verläumder überhaupt erregt, fällt zugleich auf die Perſonen, an welchen ich dieſe Fehler wahrgenommen habe, oder noch wahrnehmen werde. Die Comödie erweckt alſo nicht ſowohl den Haß gegen die Laſter, als gegen laſterhafte Perſonen. Und wie leicht kann dieſer Haß ungerecht, und den Geſetzen der Menſchenliebe nachtheilig werden? Wenn ich den Geizigen einmal für ein niederträchtiges und lächerliches Geſchöpf anſehe, wie leicht wird mirs nicht ſeyn, ihm meine Dienſte, meine Gefälligkeiten zu entziehen, ſeine Fehler zu vergrößern, bey aller Gelegenheit bekannt zu machen, und auf ſeine guten Eigenſchaften, die er etwan noch haben könnte, nicht Acht zu haben! Und wo werde ich ihn mit Geduld ertragen, und ſeine Gemüthsart zu verbeſſern ſuchen, wenn mir ſeine Perſon einmal verhaßt iſt?

Ich gebe zu, daß die Comödie dieſen Fehler nach ſich ziehen kann; aber er iſt nicht ſowohl ihr, als uns, eigen.

Man

Man laſſe den Redner oder Poeten die böſen Neigungen, welche wir Laſter und Thorheiten nennen, im ſtrengſten Ernſte beſchreiben. Es ſoll ihm kein ſpöttiſches Wort entfahren. Er ſoll nur ſeine Laſter recht nach dem Leben und auf ihrer verächtlichſten Seite entwerfen. Wird ſeine Rede, wird ſein Gedicht, indem uns mit dem Haſſe gegen die Thorheiten erfüllt, nicht auch mit dem Haſſe gegen die Thoren beleben? Die Comödie iſt alſo nicht daran Schuld, weil ſie eine Comödie iſt; eben ſo wenig, als ein Licht, indem es ein dunkles und unordentliches Zimmer erleuchtet, Schuld an dem Ekel iſt, der wider die Unordnung in dieſem Zimmer in mir entſteht. Endlich iſt die Verachtung und der Ekel gegen die Thoren, den die Comödie erregt, an und für ſich nichts ſtrafbares. Einen muthwilligen Narren, als einen Narren, heißt mich kein Geſetz der Religion lieben. Ich ſoll ihn vielmehr in dieſem Verſtande verabſcheuen, und nur ſo viel Liebe für ihn haben, als nöthig iſt, ihn zu beſſern, wenn er ſich nicht ſelbſt widerſetzt. Und wenn die Comödie wider dieſe Art der Liebe zu ſtreiten ſcheint: ſo darf man die Schuld dem Poeten nicht beymeſſen. Seine Abſicht iſt, die ſchlimmen Charaktere lächerlich zu machen, weil er ſie verhaßt machen will. Und eine Rede von der Kanzel, die den Geiz als abſcheulich vorſtellet, kann zur

Liebloſigkeit gegen die Geizigen eben ſo wohl Gelegenheit geben, als die Comödie.

Ich will mich zu meiner Ruhe bereden, Madam, als ob Sie mit der Auflöſung dieſes Einwurfs zufrieden wären. Was hat Ihr Herz nun weiter wider die Comödien vorzubringen? Vielleicht dieſes, daß ſie zur Eitelkeit verleiten? Daß ſie in vielen Gemüthern den Trieb der Liebe rege machen? Daß ſie uns um eine Zeit, und um ein Geld bringen, welches wir beides weit koſtbarer anwenden könnten? Darf ich bitten, ſo laſſen Sie mich auf dieſe Einwürfe im Namen der Comödie antworten. Die Comödie verleitet zur Eitelkeit. Sie werden vermuthlich nicht ſagen wollen, daß ſie dem Frauenzimmer und den jungen Mannsperſonen Gelegenheit giebt, ſich in ihrer Pracht und in ihrem Putze zu zeigen, und dadurch ihren Stolz und ihre Eigenliebe etliche Stunden wohl zu unterhalten. Sie werden ferner nicht ſagen wollen, daß durch den Innhalt der Comödien uns die Liebe zur Eitelkeit, oder ein ſolches Verlangen beygebracht werde, welches bloß auf die Befriedigung unſrer Sinne und unſrer Einbildung geht. Zu dem erſten können alle öffentliche Verſammlungen, und ſo gar diejenigen, die der Andacht gewidmet ſind, Anlaß geben. Der andern Gefahr ſind wir bey allen Geſellſchaften ausgeſetzt,

ſetzt, wenn wir nicht wohl auf uns Achtung geben. Was iſt alſo die Eitelkeit, von der Sie reden? Sind es die verliebten Streiche, die liſtigen Verſtellungen und Betrügereyen, die gränzenloſen Scherze und Spottreden in der Comödie, welche zur Eitelkeit verführen? Vermuthlich meynen Sie dieſe Dinge, und Sie haben Recht zu Ihrer Klage. Viele Comödien und Nachſpiele ſind mit einer ſtrafbaren Liebe und mit närriſchen Romanſtreichen angefüllt, welche man ohne Aergerniß nicht anhören kann. Man ahmet nicht die Thorheiten der Verliebten mit Kunſt nach, ſondern man bringt die grobe Natur ſelbſt auf das Theater. Man beleidiget unſern Verſtand durch ungeſittete Vorſtellungen, und unſer Herz durch böſe Neigungen. Man wird ein Poſſenreißer, ein Unverſchämter, um ſeinen elenden Witz ſehen zu laſſen, und auf Koſten der Ehrbarkeit den Pöbel zu vergnügen. Alle ſolche Stücke und alle ſchlimme Stellen in guten Stücken, ſind dem Theater eine Schande, und den guten Sitten ein Anſtoß. Aber, Madam, was kann die Comödie dafür, daß ſie oft in die Hände niederträchtiger Scribenten fällt? Was kann ſie dafür, daß ſie nicht Freunde und mächtige Beſchützer findet, welche für ihre Ehre und für die Tugend der Zuſchauer wachen?

Allein die meiſten Fabeln in den Comödien haben doch die Liebe zum Grunde. Und muß man denn ewig von der Liebe reden, wenn man vergnügen und nützen will? Nein; es wäre beſſer, daß ſich wenigere Comödien mit Heirathen und mit der Uebergabe der Herzen ſchlöſſen. Viele ſonſt wackre Leute würden gewiß nicht in dem Irrthume ſtehen, daß eine Comödie ein verliebtes Mährchen ſey, wenn die Poeten in ihren Luſtſpielen mehr an andre geſchickte Vorfälle aus dem gemeinen Leben, als an die Heirathen, gedacht hätten. Dennoch hat die Liebe, wie mich deucht, mit Recht den Platz auf dem Theater, den ſie in dem Herzen der Menſchen behauptet. Eine vernünftige, eine zärtliche und unſchuldige Liebe iſt das empfindlichſte Vergnügen der Menſchen. Und da uns die Natur mit dieſem Affekte gar zu genau verbunden hat; da ſo viel Glück und Unglück aus dieſer Begierde entſteht: ſo kann die Liebe nie zu ſehr auf ihrer ſchönen Seite und nie verhaßt genug in ihren Thorheiten und Ausſchweifungen gezeigt werden. Deswegen kann man vernünftige Zärtliche und närriſche Verliebte niemals lange auf dem Theater entbehren. Daß man aber wollüſtige Jünglinge und verbuhlte Mädchen dahin ſtellt, die uns mit Frechheit und Aberwitz beleidigen, iſt, ſo ſehr man ſich mit der Nachahmung der menſchlichen Handlungen

gen ſchützt, ein Verbrechen wider die guten Sitten, und alſo auch wider das Theater. Denn was im gemeinen Leben bey Vernünftigen ekelhaft und ärgerlich iſt, bleibt es auch auf der Schaubühne, und ſoll dahin gar nicht, oder doch mit der größten Behutſamkeit, gebracht werden. Wenn übrigens die Comödie nichts, als das Schöne in der Liebe, bey uns in Hochachtung ſetzt: ſo ſind wir ihr für dieſen Dienſt ſehr verbunden. Je mehr ſie uns an Beyſpielen zeigt, daß niemand die Liebe recht genießen kann, als wer vernünftig und geſittet iſt; deſtomehr wird ſie uns zu beiden Eigenſchaften ermuntern. Ueberhaupt halte ichs für ſehr dienlich, unter die lächerlichen Charaktere recht gute und edle zu mengen. Indem uns jene ſagen, was wir nicht ſeyn ſollen: ſo lehren uns dieſe zugleich, was wir ſeyn ſollen. Eine liebreiche und großmüthige Frau bey einer Verläumderinn und Mißgünſtigen, macht dieſe weit verächtlicher; ſo wie dieſe jene im Gegentheil erhebt. Freundſchaft, Liebe, Großmuth, Ehrliebe, und alle Neigungen, welche das Herz edel und die menſchliche Geſellſchaft ruhig machen, ſollten zum beſten der Tugend eben ſo reizend auf der Schaubühne vorgeſtellt werden, als man die ſchlimmen Neigungen ungereimt und widrig abſchildert.

Ihr letzter Einwurf wider das Theater, ſcheint bloß die

Verſchwendung der Zeit und des Geldes zu betreffen. Ein Vernünftiger, der nicht gebohren zu ſeyn glaubt, um ſich bloß zu beluſtigen, kann allerdings nie zu ſorgfältig mit ſeiner Zeit umgehen. Indeſſen giebt es Stunden, wo man nicht mehr im Stande iſt, etwas wichtiges zu verrichten. Aber, werden Sie ſagen, ſind denn dieſes eben die Stunden, wenn die Comödie angeht? Könnte man binnen dieſer Zeit nicht noch etwas nützlichers vornehmen? Ja, Madam. Wer alle Tage in die Comödie gehen will, den müſſen beſondre Umſtände rechtfertigen, wenn er ſich keinen Vorwurf machen ſoll. Aber ſo viel iſt doch gewiß, daß wir zuweilen von unſern ordentlichen Geſchäften ausruhen müſſen, um uns neue Munterkeit und Kräfte zu hohlen. In dieſer Abſicht iſt das Vergnügen eben ſo nothwendig, als die Arbeit, weil dieſe ohne jenes gar nicht, oder doch nur matt und ſchläfrig von ſtatten geht. Wenn ich nun dieſe Erhohlung, dieſes Vergnügen in der Comödie finden kann: ſo iſt meine Zeit nicht übel angewandt. Allein die Comödie hat, auſſer dem Vergnügen, auch noch die Vortheile eines nutzbaren Zeitvertreibes. Unſer Geſchmack, unſer Verſtand, unſer Herz, unſre Sitten und Lebensart können darinn verbeſſert werden. Der Kenner und der Einfältige, der Hohe und Niedrige, der Witzige und der Unwitzige, der

Kluge

Kluge und der Thor, können alle bey einem guten Stücke ihr Vergnügen und ihre Vortheile finden, ob gleich auf unterſchiedne Weiſe. Und eben deswegen verdienet der Zeitvertreib der Comödie in der Republik einen Vorzug vor vielen andern, weil er ſo allgemein iſt. Es iſt wahr; man könnte die Comödie, als ein gutes Geſpräch, zu Hauſe leſen, und auch Vergnügen, Nutzen, und wohl einen Vortheil der Zeit dabey finden. Aber, bedenken Sie nur, Madam, daß eben durch die öffentliche Vorſtellung auf dem Theater die Comödie erſt recht brauchbar wird. Sie bekömmt durch die Geſchicklichkeit der Acteurs ihr Leben. Hundert Leute würden ſie entweder gar nicht leſen, oder aus Trägheit nicht genug dabey empfinden, wenn die Vorſtellung wegfiele. Es wird auf der Schaubühne alles begreiflicher und ſinnlicher. Wenn die Thoren nicht durch das Vergnügen der Action vor das Theater gelockt würden: glauben Sie wohl, daß ſie etwas anhören würden, was ſie oft nicht wiſſen wollen? Die beſte Comödie verliert ihre Kraft, wenn ſie nicht Aufmerkſamkeit findet. Und man lieſt doch meiſtens, oder läßt ſich ſolche Stücke leſen, weil man mit ſeinem Nachdenken dabey müßig ſeyn will. Ein guter Acteur iſt bey dieſer Krankheit der beſte Arzt. Er zwingt uns durch ſeine Geſchicklichkeit die Aufmerkſamkeit

unvermuthet ab, und nimmt uns durch das Stück mit sich hindurch, ehe wir wissen, daß wir ihm schon so weit nachgefolgt sind. Wenn also witzige und moralische Gespräche auf der Stube gleich ebenfalls Vergnügen und Nutzen bringen können: so sind doch die Comödien, in so weit sie öffentlich vorgestellet werden, weit kräftigere und allgemeinere Mittel, diese doppelte Absicht zu befördern. Mancher hat wenig oder keine Gelegenheit etwas muntres und witziges zu lesen und zu hören; diesem verschafft sie das Theater. Mancher würde den Abend auf seinem Lehnstule vergähnen, oder sein Geld auf dem Caffeehause verspielen, oder in einer elenden Gesellschaft die Zahl der Schwätzer vermehren, wenn er nicht den öffentlichen Zeitvertreib des Theaters haben könnte. Setzen Sie nur zum voraus, daß die wenigsten so viel Klugheit besitzen, sich ein vernünftiges Vergnügen zu machen, und daß doch die meisten immer ein Vergnügen suchen: so werden Sie sehen, wie nöthig es ist, dem Volke in einer großen Stadt solche öffentliche Vergnügungen anzubieten, als gute Comödien und Trauerspiele sind.

Was die Kostbarkeit dieses Zeitvertreibs anlangt, so gebe ich Ihnen gern zu, daß jeder, der die Comödie zu oft besucht, er bezahle nach seinem Stande den theuersten oder

den

den wohlfeilsten Platz, in seiner Art eine Verschwendung begehen kann, wenn er sich dadurch die Mittel zu nöthigen, oder zu liebreichen, Ausgaben entzieht. Aber kann man nicht eine Eintheilung machen? Kann man sich sein Vergnügen nicht zuweilen versagen, und das Geld dafür zu einer Gutthat anwenden? Endlich sollte ich glauben, daß, wenn auch die Comödie Gelegenheit zum Aufwande gäbe, sie deswegen noch nicht einzustellen wäre. Man schließe alle Theater zu, dennoch werden diejenigen, die sich für ihr Geld vergnügen wollen, noch nichts ersparen. Sie suchen andre Gelegenheiten. Und ist es denn nicht besser, daß sie eine solche suchen, wo man für ein vernünftiges Vergnügen gesorgt hat?

Es könnte vielleicht den meisten Klagen wider das Theater abgeholfen werden. Erstlich sollten die Comödianten einen geschickten und edelgesinnten Aufseher haben, dessen Urtheile sie alle Stücke unterwerfen müßten, welche sie aufführen wollten. Dieser vernünftige Mann und Kenner des Theaters würde kein mittelmäßiges Stück, keine närrischen Possenspiele auf das Theater lassen. Er würde so gar in den guten Stücken die freyen und anstößigen Stellen wegwerfen, und also sorgen, daß beide Geschlechter ohne Gefahr alle Comödien anhören könnten, und nie die einen bey dem

Handeklatschen der andern die Augen niederschlagen dürften. Das Alter und die Jugend, verheirathete und ledige Personen müßten alle Stücke sicher besuchen können. Um gute Köpfe aufzumuntern, für das Theater zu arbeiten, und schöne Stücke zu liefern; müßte der Aufseher die Freyheit haben, die Einkünfte für die erste oder zweyte Aufführung des Stücks dem Poeten zu geben, wie in andern Ländern geschieht. Ferner müßte ein Abend für das Armuth, oder zu andern guten Anstalten ausgesetzt werden. Wie sehr würde dieses den Poeten und den Acteur ermuntern, wenn jeder wüßte, daß er durch seine Mühe heute ein öffentlicher Wohlthäter würde! Die Comödianten müßten eine ansehnliche Besoldung und einen gewissen Rang bekommen, damit sie ordentlich und anständig leben, und die übeln Vorwürfe von ihrem Stande ablehnen könnten, welche man, ihnen und der Comödie zur Schande, vielleicht oft mit Recht, und oft mit Unrecht, zu machen pflegt. Wenn die Comödie so eingerichtet wäre, wie sie seyn sollte: so wäre ein guter Acteur ein sehr nützliches Glied in der Republik, und kein wackerer Mensch würde sich schämen dürfen, eine solche Stelle zu verwalten. Das Theater müßte auf öffentliche Kosten erhalten werden. Man müßte beständig für gute Musik sorgen, damit auch auf dieser Seite das Vergnügen

der

der Zuſchauer befördert würde. Dieſe Anſtalten ſind alle leicht auszuführen, wenn ſie von einer hohen Hand, oder von einer ganzen und reichen Stadt unterſtützt werden.

Und wenn die Comödie eine ſolche Geſtalt gewönne: ſo ſehe ich nicht, was man für ein unſchuldiger und lehrreicher Vergnügen haben könnte. . . .

Ich bin mit der vollkommenſten Hochachtung ꝛc.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Liebe Madam,

Ich bedanke mich für Ihre kurze und leichtfertige Antwort, und melde Ihnen zugleich, daß ich unter vierzehn Tagen nicht werde an Sie ſchreiben können. Ich habe acht Briefe von acht Frauenzimmern zu beantworten; einen von Lorchen, einen von . . Sehen Sie, was es für Mühe macht, wenn man gar zu glücklich iſt! Ich kann ſie nicht einmal alle überzählen; doch Sie werden mir ſchon auf mein Wort glauben. Es iſt wahr, es iſt unter allen den Briefen keiner ſo ſchön geſchrieben, als der Ihrige; allein ich finde doch auch in allen mehr Freundſchaft, als in dem Ihrigen, und mehr Verlangen nach einer Antwort. Sie müßten alſo ſehr ungerecht ſeyn, wenn Sie mirs übel

nehmen wollten, daß ich unſern Briefwechſel ſo lange unterbreche, bis ich dieſen guten Freundinnen geantwortet habe. Ich ſage Ihnen dieſes nicht deswegen, als ob ich glaubte, daß Sie viel Ueberwindung nöthig hätten, meine Briefe zu entbehren; nein, bloß um Sie zu überführen, daß ich auch eine Schuldigkeit, die Sie mir leicht erlaſſen würden, nicht ohne die gerechteſte Urſache verabſäume. Bin ich nicht bis zum Erſtaunen gewiſſenhaft?

Acht und zwanzigster Brief.

An den Herrn Sekretär K**.

Wenn Sie wüßten, wie lieb ich Sie hätte, und wie lieb ich Sie stets haben werde, und wenn Sie zugleich wüßten, daß ich künftig eben nicht fleißiger an Sie schreiben werde, als zeither: so würden Sie etwas wissen, das nicht recht zusammen hängt, und das dem ungeachtet sehr wahr ist. Ich weis nicht, was ich für ein ungezogner Mensch werde. Ich schreibe gar nicht gern mehr Briefe. Es liegen ihrer mehr als ein halbes Hundert auf dem Fenster, die ich seit Ostern hätte beantworten sollen. Ich weis nicht, wie viel darunter von Ihnen sind; allein ich mag es auch nicht wissen. Ich müßte suchen, und wenn ich suchte; so würde ich viele andre finden, die ich gar nicht sehen mag. Also mögen sie alle liegen. Wenigstens weis ich einen von den Ihrigen auswendig. Sie lobten mich darinnen, und zwar recht hübsch. Sie führten mir auch einen Lobspruch aus einer gewissen Schrift an, dafür ich Ihnen sehr danke, und dafür ich Ihnen, ungeachtet aller meiner Eitelkeit, noch mehr danken würde, wenn Sie mirs demonstriren könnten, daß ich ihn in der That und von eben der Seite her ver-

diente. Ich hatte kurz vor dieſer Nachricht das Vergnügen, den Verfaſſer dieſer Schrift bey mir zu ſehen, ohne es damals zu wiſſen, daß er der Verfaſſer und mein Lobredner war. Es iſt ein vernünftiger und artiger Mann; aber doch nicht ſo gar artig, wie Sie. Sagen Sie mir doch, wo ſind Sie denn itzt? In Danzig? Behüte der Himmel! Nun wo denn? Wieder in Amſterdam? Noch weniger. Alſo müſſen Sie doch auf Ihrem Tuſculan ſeyn? Ja freylich! Nun, das iſt mir ſehr lieb. Habe ich können nach Niederſachſen reiſen, vier und vierzig Meilen in kurzer Zeit reiſen: ſo werde ich doch auch . . . Erſchrecken Sie nur nicht, wenn iemand Fremdes binnen hier und Michael in Ihr Landgut gefahren kömmt. Mehr will ich Ihnen nicht ſagen. Ich bin

Ihr ꝛc. ꝛc.

Neun und zwanzigſter Brief.

Madam,

Ob ich bald wieder nach Leipzig kommen werde? Das weis ich nicht; vielleicht komme ich gar nicht wieder. So verächtlich Sie auch von meiner kleinen Vaterſtadt urtheilen, und ſo leicht man ſie auch mit einem Dorfe verwechſeln kann: ſo gefällt mirs doch an keinem Orte in der Welt beſſer. Nirgends, Madam, es iſt mein wahrer Ernſt, nirgends geht die Sonne ſo ſchön auf, nirgends ſieht der Himmel ſo blau aus, nirgends ſcheint der Mond ſo hell, und nirgends erfriſchen Luft und Waſſer ſo, als an dem Orte, wo ich gebohren bin.

Non, l'air n'eſt point ailleurs ſi pur, l'onde ſi claire,
Le ſaphir brille moins, que le Ciel, qui m'éclaire;
Et l'on ne ſvoit qu'ici, dans tout ſon appareil
Lever, luire, monter & tomber le ſoleil.

Dieſe vier Verſe möchte ich, meinem Geburtsorte zu Ehren, herzlich gern für meine eigne Arbeit ausgeben, wenn ich wüßte, daß Sie niemals über das Gedichte des Herrn **Bernis** ſur l'amour de la patrie kämen. Ach, Madam, thun Sie mirs doch zu gefallen, und glauben Sie, daß die

Lerchen, die ich itzt singen höre, weit annehmlicher, weit natürlicher singen, als die um Leipzig. Ich sitze eben itzt unter den beiden Linden, die mein Vater in dem Jahre meiner Geburt hat setzen lassen, damit sie mit mir aufwachsen sollten. Was für unschuldige Freuden fühle ich unter diesen freundschaftlichen Bäumen, die mit Fleiß heute mehr Schatten werfen, die heute mit Fleiß süßer auf mich herab duften, weil es mein Geburtstag ist. Seyd mir gesegnet, schattenreiche Bäume! und du grünende Hecke! die ich mit meiner eignen Hand erbauet habe, in dir sitze noch einst der Sohn meines besten Freundes, und erinnere sich seines Vaters und meiner mit freudigen Zähren! Vergeben Sie mir diese kleine Enthusiasterey, Madam, sie hat gar zu viel Wollust für mich. Wenn Sie mich nur unter meinen Zeitverwandten, unter meinen Bäumen, itzt sollten sitzen sehen!

Hier, wo ich frisch bekränzt, als Knabe, froh gesessen,
Als Jüngling mich gewußt zu freun;
Hier will ich heut, als Mann, des Lebens Müh vergessen,
Und noch einmal ein Jüngling seyn.

Wie ein Wandrer von der Höhe die Hälfte des zurück gelegten Wegs betrachtet: so sehe ich in diesem Augenblicke von meinem dreyßigsten Jahre bis in die Jahre meiner

Kind-

Kindheit herab. Hier beschäfftigt mich ein Auftritt der Freude, dort ein Auftritt der Traurigkeit. Hier kömmt mir eine gute Absicht entgegen, und hält mein Auge lange auf; dort eine Thorheit, und wieder eine; und o wie geschwind sehe ich weg! Ich zähle meine gesunden und frohen Tage, und sehe dankbar gen Himmel; ich zähle die kranken und traurigen, und schlage die Hände freudig zusammen, daß sie überstanden sind. Bald bin ich ein Schüler, bald ein Autor, bald ein Freund, bald ein Liebhaber, bald ein Client, bald * * * Nein, hier sehe ich eine leere Scene. Zu der stolzen Rolle eines Patrons, hat mich mein gutes Schicksal noch nicht bestimmen wollen. Ich habe zwar ein paar guten Freunden einmal zu Aemtern geholfen; allein sie verdienten sie; sie waren auch viel klüger und geschickter als ich, und also bin ich wohl noch kein rechter Patron gewesen.

Itzt sehe ich meine alte Mutter auf mich zukommen. Doch nein, sie sieht, daß ich schreibe, und schleicht ganz behutsam auf die andre Seite. Die liebe Mutter! Aber bald will ich sie herhohlen, und mich an ihrem freundlichfrommen Gesichte, an ihrem ehrwürdigen weissen Haaren, die ganze Mahlzeit über recht satt sehen. Ich bewirthe sie diesen Mittag.

Komm, die du mich gebahrst, hier, Theure, seh ich heute
Mich voll Entzückung zu Dir hin,
Freu mich, daß Du mich liebst, freu mich an Deiner Seite,
Daß ich von Dir gebohren bin.

Freylich mag der Anblick meiner Mutter viel zu der Schönheit dieser Gegend beytragen. Alles, was sie redt und thut, ist Liebe und Gewissen. Lassen Sie mich immer ein Herz loben, Madam, mit dem Sie so viel Aehnlichkeit haben. Letztens liest ihr meine Schwester aus einer von meinen Schriften etwas vor. Sie lächelt die ganze Zeit über. „Das hat er ganz hübsch gegeben, fängt sie endlich an. „Wer muß ihm doch das alles gesagt haben! ‥ Er hat „es doch auch selbst gemacht? ‥ Ich habe freylich wohl „eine Freude, wenn ich ihn loben höre ‥ Die Leute „werdens doch aufrichtig meynen ‥ Ich höre, daß er „zuweilen in seinen Schriften von der Liebe redt, und „äußerlich thut er nun gar nicht, als ob er dem Frauenzimmer gut wäre ‥ Je nun, man kann ja einander in „allen Ehren gut seyn. ‥ Er ist stets still und eingezogen „gewesen„ ‥ Ja, Madame, ich gefalle mir in diesem mütterlichen Lobe, voll natürlicher Unschuld, mehr, als wenn mich eine ganze Nachwelt gelobt hätte. Wie glücklich bin ich, daß ich von ihr abstamme! Endlich nähert sie

sich

ſich mir. Sie hat gewiß unter der Zeit für mich gebe-
tet. Nun ſollten Sie noch bey uns ſeyn, Madam, ſo
wüßte ich mir keinen glücklichern Tag in meinem Leben,
als den heutigen. Ich werde Ihnen zu Ehren heute
wohl im Grünen ein Glas Wein mehr trinken, und mei-
ne Mutter, die ſonſt nur ein halbes trinkt, will ich zu ei-
nem ganzen verführen. Ja, das wollen wir thun, wir
wollen Ihre Geſundheit trinken. Ich dächte, ich hätte
Ihnen genug geſchrieben! Leben Sie
wohl.

Dreyßigſter Brief.

Madam,

Wie froh bin ich, daß die Brunnencur zu Ende iſt; nun darf ich wieder ſchreiben. Bedenken Sie nur, acht Wochen lang habe ich keine Feder anſetzen dürfen, ſo barbariſch iſt mein Medicus mit mir umgegangen. Mein Herr, ſprach er, als ich die Cur anfieng, ich kenne ſie, ich weis, daß ſie gern ſitzen und ſchreiben; allein, ich ſage es ihnen, Gift werden ſie trinken, und keinen Brunnen, wenn ſie ſich nicht von allen Verrichtungen los machen. „Aber, „ſagte ich, darf ich denn nicht wenigſtens drey oder vier „Briefe von guten Freundinnen bey meiner Cur beant„worten? Das wird mir doch nichts ſchaden!„ Was? Nichts ſchaden? Drey oder vier Briefe an Frauenzimmer bey der Brunnencur? Mein Herr, Sie mögen wohl ein guter Poet ſeyn: aber nehmen Sie mirs nicht übel, von der Medicin verſtehen Sie nicht den Kukuk. Wollen ſie denn die Diät beſſer wiſſen, als ein alter Praktikus? Ich ſage es ihnen kurz, ſie dürfen nicht eine Feder in

die

die Hand nehmen, bis die funfzehnte Flaſche rein ausgetrunken iſt. • Der Pirmonter Brunnen iſt ein Brunnen, bey dem man an nichts, am allerwenigſten an ein Frauenzimmer, denken darf. • • •

Alle meine Bitten halfen nichts. Er prophezeihte mir ſo viele Krankheiten, daß ich ihm in der Angſt zuſchwur, keine Feder anzuſetzen. Der böſe Mann hat mich ſo lange vom Briefſchreiben abgehalten! Das ſoll die letzte Brunnencur ſeyn. Verlaſſen Sie ſich darauf, und erlauben Sie mir, daß ich mich nicht weiter entſchuldigen darf. In dem Briefe an Ihre Frau Schweſter habe ich zwar eine böſe Hand, als die Urſache meines Stillſchweigens, vorgewendet; doch dort habe ich, als ein Poet, geredet. Gönnen Sie mir nur die Ehre Ihrer Freundſchaft ferner, und glauben Sie nicht, daß ich ein nachläßiger Freund bin, weil ich ein nachläßiger Correſpondent bin. Was macht Ihr Herr Liebſter? Befindet ſich Ihre Jungfer Tochter noch wohl? Denken beide manchmal an mich? Ich denke ſehr oft an Sie, und allezeit empfehle ich mich

Ihrer Freundſchaft.

Ein und dreyßigster Brief.

Madam,

Meine Hand ist nunmehr so gesund, als ich mir nur wünschen kann. Ich habe mir auch diese Messe Federn und Papier, alles, was zum Briefschreiben nöthig ist, gekauft, und ich sehe nicht, was mich abhalten sollte, binnen hier und Weihnachten etliche hundert Briefe an Sie zu schreiben, wenn Sie mir nicht ausdrücklich befehlen, weniger freygebig damit zu seyn. Was werde ich Ihnen in den vielen Briefen nicht alles sagen? Und vielleicht doch noch nicht so viel, als ich wünsche. Und was werde ich in Ihren Antworten für liebe Sachen lesen? Und vielleicht nur gar zu viel, die ich nicht verdiene. Ja, Madam, wenn Sie diese Messe zu uns gekommen wären, wenn Sie Doris, wenn Sie Aemilien mitgebracht hätten: so wollte ich gleich einen Brief in Versen an Sie schreiben. Allein wovon?

Ja wohl! wovon wollt ich denn singen?
Doch, Sylvia, was frag ich erst?
Ist unter tausend schönen Dingen,
Wovon die Dichter gerne singen,
Wohl eines, das du lieber hörst,
Wohl eines, das du mehr verehrst,

Wohl

Wohl eins, von dem ich lieber schriebe,
Da Du mich seinen Werth selbst durch Dein Beyspiel lehrst,
Als der Geschmack, und als die Liebe?

Aber, weil Sie nicht gekommen sind: so will ich das Gedichte versparen, bis Sie kommen, und Sie in Prosa bitten, Ihrem Herrn Liebsten etliche finstre Gesichter zu machen, wenn Sie anders dazu fähig sind, daß er mich nicht besucht hat. Ich habe ihn recht aufrichtig zu mir gebeten, und die Stunde, da man Caffee trinkt, bin ich gewiß zu Hause, und am ersten für einen guten Freund gemacht. L... der böse Mensch, ist gewiß Schuld daran. Wenn er nur stürbe, daß ich und Sie, und vielleicht auch Aemilie, der Marter los würden, ihn alle Tage fehlen zu sehen. Wie sind Sie und Doris und Aemilie mit der Schwedischen Gräfinn zu frieden? Wäre es besser, wenn sie nach dem ersten Theile gestorben wäre? Aemilie wird vermuthlich gewaltig viel an der Frau Gouverneurinn, und noch mehr an dem armen zärtlichen Cosakenmädchen auszusetzen haben. Doch, was kann ich dafür, daß die Frauenzimmer in Siberien empfindlicher sind, als sieben Meilen von Leipzig? Leben Sie wohl.

Zwey und dreyßigster Brief.

Hochzuehrender Herr und Freund,

Ich bin Ihnen sehr lange eine Antwort schuldig. Was denken Sie von mir? Ich könnte mich weitläuftig entschuldigen, und unter vielen Hindernissen eine weite Reise nach Niedersachsen anführen; aber ich will es lieber Ihrer Freundschaft überlassen, mir meine Langweiligkeit auf Treu und Glauben zu vergeben. Sie haben in Ihrem letzten Briefe einen Trost von mir verlangt, und ich will wünschen, daß Sie ihn itzt nicht mehr bedürfen, und daß die Zeit das bey Ihnen ausgerichtet haben mag, was im Anfange die stärksten Gründe nicht von uns erhalten können. Wenn Sie auch noch zuweilen klagen müssen; so bin ich doch zu sehr Ihr Freund, als daß ich Sie in Ihren gerechten und süßen Klagen stören wollte. Nein, verehren Sie immer ein Herz durch Betrübniß und Sehnsucht, das Ihrer Liebe so sehr werth war, und verdienen Sie sich dadurch eins, das dem verlohrnen gleicht. Ich wünsche und gönne es Ihnen vor vielen andern, und bin mit aller Hochachtung ꝛc.

Drey und dreyßigster Brief.

Hochwol l gebohrner Herr,

Schreiben Sie mir nicht mehr so schöne Briefe, wie der letzte war, ich stehe sonst nicht dafür, daß ich nicht ein wenig eifersüchtig auf Sie werden sollte, so sehr ich Sie auch liebe. Das hilft nichts,, daß Sie mir sagen, Sie müßten itzt wieder eine ganz neue Schreibart annehmen. Sie schläfern mich mit dieser kleinen List gar nicht ein. Ich sehe es doch wohl, daß Sie über der Sprache der Kanzley die Sprache der Welt nicht vergessen, und in Ihren Briefen eben so schön deutsch schreiben werden, als ob Sie niemals mit Acten etwas zu thun gehabt hätten. Im Ernste, Sie haben mir durch Ihren Brief eine ausnehmende Freude gemacht, für die ich Ihnen um destomehr Dank weis, weil ich mir dadurch bald eine neue zu verdienen hoffe. Ich soll Ihnen eine Beschreibung von der Universität * * * machen; allein ich weis Ihnen nicht viel zu sagen, als daß es an diesem Orte wohlfeil ist, daß die Professoren fleißig lesen, und die Studenten ziemlich frey, wo nicht gar wild, leben. Ihre ganze Moral scheint diese zu seyn: Wer fleißig und richtig in die Collegia geht; wer seine vier bis fünf Stunden

des Tages hört, der kann nachdem machen, was er will. Er mag trinken, er mag spielen, er mag sich herumschlagen, er mag sich andern Ausschweifungen überlassen, das hat nichts zu sagen, er bleibt allemal ein wackerer Student; und die Seele des Studirens ist die Freyheit. Kurz, ihre Sitten sind etwas cynisch. Dem ungeachtet glaube ich ganz gern, daß man ein gelehrter und gesitteter Mann auf dieser hohen Schule werden kann, wenn man nur will; allein ich würde keinen Sohn dahin thun, und wenn er umsonst da leben könnte. Ein Ort, der für die guten Sitten gefährlicher ist, als ein andrer, mag sonst noch so viele Vortheile haben, es fehlt ihm doch der vornehmste. In Ansehung der Collegien ist dieses noch gut, daß man sie fast alle in einem Jahre zweymal hören kann. So viel weis ich ungefähr von dieser Akademie; allein ich weis es nur aus den Erzählungen der andern. Ich selbst bin niemals da gewesen, und ich möchte nicht gern, daß Sie meine Beschreibung für authentischer hielten, als ich sie ausgebe. Beehren Sie mich ferner mit Ihrer Freundschaft, mit Ihren Briefen und Ihren Commissionen.

Ich bin mit der vollkommsten Hochachtung ꝛc.

Vier und dreyßigster Brief.

An den
Herrn Grafen von L*.

Ich ersuche Sie gehorsamst, mir in dieser Messe eine Gelegenheit zu verschaffen, daß ich Ihrem gnädigen Papa aufwarten kann. Ich komme in keiner gefährlichen Absicht;

Nicht in der Stellung der Clienten,
Um mit erseufzten Complimenten,
Mit einer Bittschrift ihm zu drohn * *.
Nein, ohne Dedication,
Und ohn ein Lob auf seinen Sohn,
Und ohne meins ihm zu erzählen,
Such ich das Glück allein,
Mich einem Manne zu empfehlen,
Der würdig war, so groß zu seyn.

Sie wissen es, ich dränge mich gar nicht in die Antichambern der Großen, und ich weis nicht, ob ich zu blöde, oder zu bescheiden, oder zu stolz dazu bin; aber Ihrem Papa möchte ich herzlich gern meine Aufwartung machen. Mir ist dieses ein Beweis, daß ich ihn aus bloßer Hochachtung zu sehen verlange; ich weis nicht, ob ers Ihnen auch seyn

wird. Freylich wäre es ein Unglück für einen Mann von großen Verdiensten, wenn alle Leute ihre Hochachtung so weit treiben wollten. Doch das thut nichts. Das Verlangen, Ihrem gnädigen Papa meine Ehrerbietung zu bezeigen, ist zu groß, als daß mich dieser Gedanke aufhalten sollte. Ich wiederhohle meine Bitte, und habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Fünf und dreyßigster Brief.

An den

Herrn Rittmeister von B****.

Ich erhalte gestern die erste, und heute die andre Ordre zum Aufbruche nach M**; und da ich den Ueberbringer des Briefs frage, ob die Kutsche vor meinem Hause stünde, so sagt er mir ganz sinnreich, sie wäre schon gestern wieder nach M* gegangen. Wundern Sie sich also ja nicht, daß ich heute nicht mit einer Gelegenheit komme, die gestern schon abgegangen ist. Vielmehr erlauben Sie mir, daß ich mich über einen Irrthum unter den Bedienten, und über meine Thorheit, mich über Kleinigkeiten zu ärgern, wirklich ärgern darf. Ich mache gestern Abends

mit

mit vieler Mühe noch einige Dinge fertig, die mich nicht wollten reisen lassen. Ich sitze so lange darüber, daß ich die Nacht übel schlafe. Ich ziehe mich früh zur Reise an, und warte auf die Rosse, die mich zu Ihnen bringen sollen, und siehe, es kömmt endlich der Bediente des Herrn Stiftsraths, und bringt mir die erfreuliche Nachricht, daß meine Mühe umsonst ist. Ich hätte dem Menschen gern das Dintenfaß an den Kopf geworfen, wenn er mich nicht versichert hätte, daß er und seine Collegen unschuldig wären. Doch vielleicht soll ich nicht mehr nach M.. kommen. Besuchen Sie mich diese Feyertage, so ist der Schade gehoben.

Ich bin immer noch, bis zum Erstaunen, Ihr guter Freund.

Sechs und dreyßigſter Brief.

An eben denſelben.

Sie werden vielleicht glauben, ich würde ſo gütig ſeyn, und einmal aufhören, an Sie zu ſchreiben, weil Sie ſo ſinnreich ſind, und mir nicht antworten. Allein dieß will ich eben nicht. Ich vermuthe, daß Ihnen meine Briefe zur Laſt ſind, und deswegen will ich fortfahren, ihre Anzahl mit jedem Poſttage zu vermehren. Man kann ſich an einem, der nicht gern zuhört, nicht beſſer rächen, als wenn man ohne Aufhören plaudert, und an einem, der nicht antworten will, nicht beſſer, als wenn man ihm Briefe über Briefe ſchickt. O! werden Sie, mit zehn finſtern Minen, heraus fahren; der Menſch muß doch auf der Welt nichts zu thun haben, weil er ſtets an mich ſchreibt. Sie irren ſich, Herr Rittmeiſter, ich habe Arbeit genug, und wenn ich Ihnen nicht einen Verdruß machen wollte: ſo würde ich ganz gewiß keine Zeit zum Schreiben haben. Aber ich dächte, Sie ſähen auch aus meiner Schreibart, daß ich nicht ganze Tage zu einem Briefe an Sie brauchte. Ich ſchreibe mit Willen nachläßig und von nichts, damit Sie recht böſe werden, und mir endlich in der Hitze einmal ſchreiben

mögen,

mögen, daß ich zu schreiben aufhören soll. Durch diese List denke ich noch vor Ihrem Ende eine Antwort heraus zu locken. Heute ist Sonnabend, verlassen Sie sich darauf, auf den Montag sollen Sie wieder einen Brief haben, darinnen noch weniger steht, als in dem itzigen. Wegen des Porto wollen wirs so machen, daß ich einen um den andern frankire; auf diese Weise geben Sie nichts mehr, als wenn Sie mir allemal antworteten. Bin ich nicht billig?

Leben Sie wohl, wenn Sie anders noch leben.

Sieben und dreyßigſter Brief.

An eben denſelben.

Im Ernſte, liebſter Herr Rittmeiſter, iſt es denn nicht möglich, daß Sie nur einige Stunden nach H... kommen können? Sie würden meinem ganzen Hauſe eine unendliche Freude machen. Wir ſind alle beyſammen, und es geht ganz abſcheulich vornehm zu. Ich fertige daher einen Expreſſen an Sie ab, um zu erfahren, ob es nicht möglich iſt, Sie bey uns zu ſehen. Kommen Sie, wenn ich Ihnen anders lieber bin, als der Herzog. Hören Sie? Ohne Verzug ſollen Sie kommen. Wir haben mehr denn hundert Scheffel Haber, und ganze Böden voll Heu für Ihre Pferde und Maulthiere. Gienge es aber ja nicht an, welches doch der Himmel nicht wolle: ſo will ich nach R.. kommen, welches nicht weit von Ihrem Lager liegt. In dieſem Dorfe habe ich einen Anverwandten, der Paſtor und ein rechter frommer Mann iſt, und dort will ich Sie ſprechen, und Sie einſegnen laſſen, weil Sie doch nicht mit dem Leben davon kommen werden.

Acht und dreyßigſter Brief.

An eben denſelben in das Lager.

Wo dächten Sie, daß ich wäre? In Ihrem Lager? Nein. In der A . . bey Ihrer Freundinn? Auch nicht. Wo denn? In dem Dorfe, wo Sie heute geweſen ſind. Hier erwarte ich Sie, und ſage Ihnen einmal für allemal, daß Sie Morgen früh mit mir nach H . . reiſen, und die Vaterſtadt Ihres beſten Freundes in ganz Deutſchland ſehen müſſen. Meine Mama, meine Schweſtern, Chriſtiane, Dorchen, und der ganze Rath in corpore erwarten Sie. Meine Mutter hat bloß Ihrentwegen ſechs Kapaunen, noch weit mehr Enten und vier Truthüner abſchlachten laſſen, weil ich ihr geſagt habe, daß Sie außerordentlich ſtark äßen. Ich dächte, Sie kämen noch heute nach R . . . und bewillkommten mich auf das ſolennſte. Ich erwarte Sie, oder Ihre Antwort, oder Ihren Gottfried.

Der Herr Paſtor in R . . nebſt ſeiner Frau Liebſte bitten um Ihre Wiederkunft. Sie haben Sie recht gelobt ꝛc.

Neun und dreyßigster Brief.

An eben denselben.

Dem Himmel sey tausendmal Dank, daß Sie noch leben! Ich bin von Herzen erschrocken, als ich die Nachricht von dem unglücklichen Treffen in Schlesien erhielt; aber ich habe gewiß mehr Ihrentwegen, als wegen der Niederlage, gezittert. Mir ist es sehr gleichgültig, wer Schlesien oder Böhmen beherrscht, und ich gönne es jedem, dem es das Schicksal überlassen will. Doch, Sie über diesem Streite zu verlieren, würde genug seyn, es weder einem Könige, noch einer Königinn, zu gönnen. Es ist ein grosses Glück, daß Sie der Gefahr unbeschädigt entgangen sind; allein, es würde ein noch viel größeres seyn, wenn ich wüßte, daß Sie niemals wieder in die Gefahr des Lebens kommen würden. So lange Sie im Felde stehen, das ist, so lange Sie sich auf den ersten Wink eine Ehre daraus machen müssen, Ihren Feind entweder umzubringen, oder von ihm umgebracht zu werden: so lange habe ich noch alles Ihrentwegen zu fürchten. Welcher armselige Soldat würde

de ich geworden seyn! Kann man nicht anders berühmt werden, als wenn man der Liebe zum Leben entsagt: so will ich lieber hinter dem friedfertigen Pfluge verzagt leben, als auf dem fürchterlichen Bette der Ehren mit Tapferkeit sterben. Es ist wahr, man kann nie ohne Bewundrung an einen Helden denken; aber auch nie, ohne ihn zu bedauern, daß er ein Held geworden ist. Ist es möglich, so vergessen Sie den Lorbeer, den man durch sein Blut erkaufen muß. Was hilft es mir und allen Ihren Freunden, wenn Sie hundert Feinde mit eigner Hand erlegen, und dabey das Leben verlieren, oder zerstümmelt zurück kommen? Ich werde Sie weit höher schätzen, wenn Sie mir bey Ihrer Zurückkunft gestehen werden, daß Sie die Gefahr menschlich vermieden hätten, als wenn Sie mir sagen, daß Sie Ihr Leben mit Vergnügen an diesem und jenem Orte gewagt. Nein! Zu unsrer Freundschaft brauchen wir die Tapferkeit nicht; sie ist ihr vielmehr schädlich. Ist denn die Welt etwan nicht schön genug, daß man recht darnach eilen sollte, sie nicht länger, als zwanzig oder dreyßig Jahre, zu genießen? Doch was mein Bitten nicht ausrichten kann, das wird vielleicht die Liebe für Ihre Freundinn bewerkstelligen. Sie erhalten dießmal drey Briefe zugleich von ihr, und sie weint alle Tage um Antwort. Schreiben Sie ja, und wenn

Sie

Sie auch zu Pferde, und auf dem Vorpoſten, ſchreiben ſollten. Veränderliches iſt nichts mit ihr vorgegangen. Sie betet einen Tag, wie alle Tage, für Ihr Leben; ſie ſeufzt nach Ihrer Wiederkunft; ſie thut neue Gelübde; ſie lieſt Ihre Briefe; ſie ſchickt nach allen Zeitungen, und zittert, indem ſie lieſt; ſie klagt über mich, wenn ich ſie tröſten will. Dieß ſind ihre täglichen Verrichtungen. Der Feldbote kömmt. Leben Sie wohl, wenn man anders im Felde wohl leben kann. Ich wünſche es Ihnen von Herzen, denn ich bin vor tauſend andern Ihr Freund

x.

Vierzigſter Brief.

An eben denſelben.

Ew. Excellenz haben mir durch einen von Dero Leuten, . . Was mache ich doch? Nehmen Sie es ja nicht übel, Herr Rittmeiſter, daß ich Sie Eure Excellenz genennt habe. Indem ich den Brief anfangen will: ſo ſtelle ich mir vor, wie Sie einmal, als General, ausſehen würden. Ich ſahe Sie in einem Geſichte mit großen Falten; und in den Minen, wo ſonſt Liebe und Zärtlichkeit gewohnt hatten, herrſchten itzo das Alter und der Krieg. Sie trugen eine ſchwarze Peruke, und ſahen recht fürchterlich ehrwürdig aus. Ich ſtehe nach meiner Meynung vor Ihnen, und weil ich in der Angſt nicht weis, was ich ſagen ſoll: ſo fange ich in Gedanken an zu ſagen: Eure Excellenz haben mir durch einen von Dero Leuten befohlen ꝛc. und in Gedanken ſchreibe ich dieſe Worte aufs Papier. Es iſt mir auch ganz lieb. Denn bey dieſer Gelegenheit habe ich doch eine Seite vollgeſchrieben, und Ihnen zugleich eine verſteckte Erinnerung gegeben, daß Ihre Schönheit nicht ewig währen wird. Worauf ſind Sie alſo ſo ſtolz? Es iſt noch um einen Feldzug zu thun: ſo iſt Ihr ganzer Reiz verloren.

Es haben mich schon viele Officiere versichert, der Feldzug in Böhmen hätte Sie so entstellt, daß Sie sich kaum mehr ähnlich sähen. Kommen Sie nur wieder nach Sachsen; man wird sich nicht sehr um Sie zanken. Was habe ich Ihnen denn gethan, mein lieber . . höre ich Sie sagen. So? Ist dieses nichts, wenn Sie nicht an mich schreiben, und so kaltsinnig mit mir umgehen, als wenn ich Ihr Feldprediger wäre? Sie dürfen nicht denken, als wenn ich so ein großes Verlangen nach Ihren Briefen hätte, und sie nur gar zu gern läse. Nein! Ich kann sie leicht entbehren. Aber Sie sollen mir doch den Respect nicht entziehen, den Sie mir, als Ihrem Freunde und als einem Gelehrten, schuldig sind. Allein, aller Ihrer Kaltsinnigkeit ungeachtet, will ich doch mein Wort halten, und Ihnen das versprochne Manuscript überschicken. Lassen Sie es aber nicht bey der ganzen Armee herum laufen. Ich will sehen, ob Sie ins künftige zärtlicher mit mir umgehen werden. Es ist leider wahr, daß ich Sie noch liebe; allein wenn Sie mir nicht bald schreiben: so hoffe ich es vor Ostern noch so weit zu bringen, daß ich in zehen Jahren nicht in die Versuchung fallen will, an Sie zu denken. Mein Vater erkundigt sich fast in allen Briefen nach Ihnen, und damit ich der beständigen Anfragen los werde: so habe ich ihm ganz treu-

treuherzig berichtet, daß Sie an einer Feldkrankheit geſtorben wären. Wenn Sie es aber nicht leiden können, daß er Sie für todt hält: ſo dürfen Sie, weil Sie ohne dieß gern ſchreiben, nur an ihn ſchreiben, und ihm melden, daß Sie zu großem Glücke oder Unglücke noch lebten. Ich will mirs gefallen laſſen, und noch einige Zeit ſeyn ꝛc.

Ein und vierzigster Brief.

Eines Frauenzimmers an einen Freund.

Damit ich Sie recht von meiner Aufrichtigkeit überführe: so will ich Ihnen etwas entdecken, was man sonst sorgfältig zu verbergen pflegt. Ich rede seit acht Tagen sehr übel von Ihnen, und lenke in allen Gesellschaften, wo ich Freunde oder Freundinnen von Ihnen antreffe, das Gespräche auf Sie. Man fängt Sie an zu loben, und Ihnen allerhand gute Eigenschaften beyzulegen. Dieses mache ich mir zu Nutze. Ich bejahe es, und thue, als ob ich Ihre Verdienste vergrößern wollte, damit man das Böse glauben soll, das ich von Ihnen zu sagen Willens bin. Ich könnte Ihnen einige von meinen Erfindungen hersetzen, die Sie gewiß etliche Officierflüche kosten würden; allein, weil Sie die Ungewißheit von dem was ich sage, am meisten qvälen wird: so will ich Sie auch darinnen lassen. Wie gefällt Ihnen meine neue Aufführung? Bin ich nicht ein redliches Frauenzimmer, da ich Ihnen auch so gar meine eigne Bosheit nicht verschweige? Es ist wahr, ich thue Ihnen Unrecht; allein wie kann ich mir anders

helfen?

helfen? Ich bin zu bedauern, daß ich keine andern Kräfte habe, Sie wieder zu meiner Freundſchaft zu bewegen, als daß ich Ihnen zeige, wie viel ich Ihnen ſchaden kann, wenn Sie nicht aufmerkſamer auf mich ſind. So bald Sie es bereuen werden, daß Sie mich letztens ohne Abſchied verlaſſen, und andre mir vorgezogen haben: ſo bald werde ich aufhören, von Ihnen übel zu reden. Thun Sie dieſes: ſo will ich in allen Geſellſchaften durch eben ſo viel gute Erzählungen meine erſten Nachrichten widerrufen. Thun Sie es nicht: ſo fürchten Sie alles von meiner Rache. Ich erwarte, was ich ferner ſeyn ſoll;

Ihre Freundinn oder Ihre Verläumderinn.

Zwey und vierzigster Brief.

Hochgeehrtester Herr,

Sie versichern mich Ihrer Freundschaft, und ich weis für diese Ehre nicht dankbarer zu seyn, als wenn ich Ihnen sage, daß ich wünsche, sie zu verdienen. Fahren Sie mit Ihrer Gewogenheit gegen mich fort, ich bitte Sie darum, und ich werde diese Bitte um desto öfterer wiederholen, weil ich sonst kein Mittel habe, Sie zu überführen, wie hoch ich Ihre Freundschaft schätze. Aber was soll ich auf Ihren Glückwunsch zu meiner Beförderung antworten? Ich habe noch keine erhalten. Doch mein Schicksal mag über mich beschlossen haben, was es will, und mir eine Versorgung in Ihrer Vaterstadt geben, oder nicht: so habe ich doch Ursache, Ihnen den verbindlichsten Dank zu sagen, daß Sie an meinem noch ungewissen Glück zum voraus Theil nehmen. Es ist Vergnügen genug für mich, daß Sie mirs vor andern gönnen, und daß Sie mirs, wenn ich es erhalten sollte, durch Ihren Umgang noch schätzbarer machen werden. Ich

bin ꝛc.

Drey und vierzigſter Brief.

Hochzuehrende Jungfer Schweſter,

Ich ſuche Sie durch dieſen Brief von meiner Hochachtung und Freundſchaft zu überführen, und der Beweis wird mir ſehr leicht werden, wenn Sie mir auf mein Wort glauben wollen, daß das Verlangen, Sie zu ſehen und zu ſprechen, beynahe die einzige Urſache von meiner Reiſe nach B . . . geweſen iſt. In Wahrheit, liebe Jungfer Schweſter, ſo ſehr ich Ihren Verſprochnen und meine übrigen Freunde, die um ihn ſind, liebe: ſo würde ich mich doch ohne die Hoffnung, Sie zugleich zu finden, nie zu einer Reiſe von vierzig Meilen entſchloſſen haben. So weit bin ich in meinem Leben noch nicht gereiſt, und ich kann mir auch nicht einbilden, daß ich jemals wieder ſo weit reiſen werde; ich, der ich alle mögliche Krankheiten befürchte, wenn man nur von einer Spatzierfahrt ſpricht, und eine Zeit von Tag und Nacht brauche, ehe ich Ja ſagen kann. Aber ſtellen Sie Sich auch vor, wie ſehr ich erſchrocken bin, da ich Sie nicht fand; da ich hörte, daß Sie noch vierzehn Meilen von B . . entfernt wären. Ich hätte lieber

gewe ſt, und Ihr Bräutigam hatte genug an mir zu tröſten; Bedau rn Sie mich immer ein wenig, ich verdiene es. und wenn auch das zu viel gefodert iſt: ſo belohnen Sie mich wenigſtens dadurch für meine Reiſe, daß Sie nicht daran zweifeln, daß ich ſie in der Abſicht unternommen habe, Ihnen meine Hochachtung zu bezeugen, mir Ihre Freundſchaft zu verdienen, an dem Vergnügen Ihrer Liebe Theil zu nehmen, und Ihnen alle das Glück zu wünſchen, das nur ein Bruder ſeiner Schweſter gönnen kann. Ja, liebe Jungfer Schweſter, ich bin recht ſtolz auf die Ehre, mit Ihnen verwandt zu ſeyn. Ein Frauenzimmer, das G . . r zu ſeiner Frau wählt, muß außerordentlich gute Eigenſchaften haben. Vergeben Sie mir dieſen Lobſpruch, er geht mir von Herzen, und ich ſehe ihn als eine Pflicht an, die ich der Tugend ſchuldig bin. Leben Sie wohl, liebſte Jungfer Schweſter. Ich weis es gewiß;

Sie ſind Zeitlebens glücklich, mit Ihrem

G . . r glücklich ꝛc.

Vier und vierzigſter Brief.

Meine liebe Mademoiſell,

Ich will Ihnen etwas im Vertrauen ſagen. Einer von meinen Freunden, der Sie nicht weiter, als aus Ihren Briefen an mich kennt, und aus etlichen kleinen Beſchreibungen, die ihm Herr L . . von Ihnen gemacht, hat ſich in Sie verliebt. Nehmen Sie ſich in Acht, meine liebe Freundinn; der Menſch ſieht bald, wie Ihr lieber Opitz, aus, deſſen Bild und deſſen Poeſie Sie ſo wohl leiden können; und was wäre leichter, als daß er Ihnen in dieſer Mine gefiele, und wenn er Ihnen gefallen hätte, daß Sie ihn am Ende liebten? Gleichwohl weis ich, daß Sie die Liebe für ein beſchwerliche Sache halten. Ich will Sie alſo recht aufrichtig gewarnet haben, meine werthe Aemilie, hüten Sie ſich vor meinem Freunde. Er wird nach G . . kommen. Er hat allerhand Mittel gefunden, die Ihm die Bekanntſchaft Ihrer Frau Schweſtern verſchaffen werden. Durch dieſe will er die Ihrige erhalten, und unter dem Charakter eines guten Freundes will er ſich unvermerkt in Ihre Liebe einſchleichen. Wenn alſo ein Menſch mit einer halbfinſtern Mine, mit ein Paar himmelblauen Augen, wenn ſich ſo

ein Menſch vor Ihnen ſehen laßt: ſo zweifeln Sie nicht länger, daß es eben der gute Freund iſt, vor dem ich Sie warne. Ich will Ihnen noch mehr Merkmaale geben. Er redt wenig in großen Geſellſchaften, und bemerkt lieber den Witz der andern, als daß er ſeinen eignen in Anſehen bringen ſollte. Er ſucht durch eine ungekünſtelte Aufrichtigkeit zu gefallen, und er gefällt, weil es ſein natürlicher Charakter iſt. Nunmehr werden Sie ihn nicht ſo leicht verfehlen; aber dem ohngeachtet gehen Sie nicht oft allein mit ihm um. Die Liebe hat tauſend Mittel, unſre Vorſichtigkeit zu hintergehen. Ich kenne Ihren Liebhaber gar zu gut, ich kenne ihn von den erſten Jahren her. Er iſt ein Poet, er iſt eben ſo beſtändig, als er zärtlich iſt; er redt von der Liebe, ohne die Liebe zu nennen; er ſcheint oft wider die Liebe zu reden, und macht ihr doch einen verdeckten Lobſpruch. Dieſes iſt es alles, was ich Ihnen in der Eil rathen kann; aber vielleicht habe ich Ihnen ſchon zu viel gerathen? Vergeben Sie mirs; es iſt ein Fehler der Aufrichtigkeit, zu dem mich die Liebe für Ihre Ruhe verleitet hat. Machen Sie mich zu Ihrem Vertrauten, wenn Ihr Liebhaber erſcheinen ſollte. Ich verdiene dieſe Belohnung.

Leben Sie wohl.

Fünf und vierzigster Brief.

Mademoiſell,

Ihr unbekannter Liebhaber ſoll nunmehr nicht zu Ihnen kommen. Ich weis es ſelbſt nicht recht warum; aber das kann ich Ihnen geſtehen, daß ich ihm eben ſo ſehr von dieſer Reiſe abgerathen habe, als ob ich etwas dabey verlöre. Ich habe ihm auch Ihren letzten Brief nicht vorgeleſen, ſo gern ich ſonſt mein Vergnügen mit ihm theile. Er iſt freylich mein Freund, aber Ihr Brief war ſo ſchön, daß er mich nur allein vergnügen ſollte. In Wahrheit, Mademoiſell, Sie vermehren durch Ihren Briefwechſel alle Tage mein Verlangen, Sie von Perſon kennen zu lernen, und Ihnen meine Hochachtung mündlich zu bezeugen; a, ich kränke mich, daß mir meine Umſtände nicht ſo viel Freyheit laſſen, dieſes unſchuldige Verlangen zu befriedigen. Giebt es denn wohl ein größeres Vergnügen, als mit einem vernünftigen Frauenzimmer umzugehen? Fahren Sie ort, mir den Verluſt Ihres Umgangs durch Ihre Briefe zu erſetzen, und Ihrem Geſchlechte Ehre zu machen. Es wird gewiß, weil Ihnen doch dieſer Charakter ſo wohl gefallen hat; es wird gewiß noch ein Steeley in der Welt ſeyn, der ſich freuen wird, ein Herz, wie das Ihrige iſt, zu belohnen. Ich bin ꝛc.

Sechs

Sechs und vierzigſter Brief.

An den Herrn Sekretär K.

Sie ſehen wohl, wenn man einen Autor zum Freunde hat: ſo iſt man keine Stunde ſicher, daß er uns nicht ein Buch dedicirt, oder uns doch mit einem beſchenkt, wir mögen es nun haben wollen, oder nicht. Es kann, zum Exempel ſeyn, daß Ihnen nicht viel an dem zweyten Theile ** gelegen iſt, aber das verſchlägt mich nichts; ich ſchicke Ihnen dieſes Buch dennoch, und bilde mir zu meiner Ruhe feſt ein, daß Sie es mit Vergnügen leſen werden. Mit dieſem unverſchämten Irrthume muß ſich ein Autor für ſeine Mühe bezahlt machen; und je weniger ihm die Welt ihren Beyfall geben will, deſtomehr muß er ſich den ſeinigen geben. Ja, mein lieber K.. hätten Sie das damals wohl gedacht, als wir noch in der Fürſtenſchule ganz demüthig in der letzten Claſſe ſaßen, daß ich ein ſo fruchtbarer Scribent werden ſolte? Nein, Sie haben es gewiß nicht gedacht, geſtehen Sies nur. Aber Sie hätten es denken können. Habe ich nicht in Tertie alle Periodos ſimplices und compoſitas, adverſativas, conceſſivas, cet.

in

in Verse gebracht? Habe ich nicht in Secunde mehr als eine apythonianische Chrie in ganz hübschen Versen gehalten? Sind dieß nicht alles Vorbedeutungen von der Autorschaft gewesen? Ich wollte, daß ich das itzund wäre, was wir uns damals zu seyn einbildeten, wenn wir beide bey dem Examen einen öffentlichen Lobspruch bekamen; oder daß ich itzt so vergnügt wäre, als wir wurden, wenn wir auf dem Spatzierplatze nach einem langen Jahre den Ball einmal schlagen durften. Es waren mit alle dem gute Zeiten, und ich wiederhohle das Sprüchelchen oft:

Flieht der ersten Jahre Morgen:
O so gebt es nicht mehr an,
Daß man die bestimmten Sorgen
Durch den Ball verschlagen kann.

Endlich komme ich zu meiner Bitte. Seyn Sie so gütig, mein lieber Freund, und übergeben Sie dem Herrn Grafen meinen Brief nebst der Beylage, und wenn Sie Sich um mich verdient machen wollen, so suchen Sie mir seine Gnade zu erhalten, und mein Glück seiner Vorsorge zu empfehlen. Aber, werden Sie sagen, warum bitten sie ihn nicht selbst? Es ist wahr, es ist ein Fehler von mir; doch ich kann mir nicht helfen. Ich bin zu verschämt, die Zahl der Supplicanten zu vermehren, und

einen

einen groſſen Herrn mit meinen Angelegenheiten zu beſchweren. Leben Sie wohl, bleiben Sie mein Freund, und glauben Sie gewiß, daß ich der Ihrige bin.

Sieben und vierzigſter Brief.

An den

Herrn von C**.

Sie denken etwan, ich werde es in Geduld erwarten, bis Sie Ihr Verſprechen, an mich zu ſchreiben, erfüllen? Aber, Sie ſehen doch wohl, daß ſie falſch gedacht haben? Ja, ich mahne Sie, ich verlange ohne Aufſchub Briefe von Ihnen. Und wenn Sie mir binnen acht Tagen nicht ſchreiben: ſo iſt nichts gewiſſer, als daß ich Sie noch einmal mahne, und ſo von einem Poſttage zum andern, bis Sie Ihr Wort halten. Ich habe viel zu thun, höre ich Sie ſagen! Das glaube ich. Ich muß oft in Geſellſchaft ſeyn; oft verreiſen; oft meine Mama, meinen Papa unterhalten! Das kann alles ſeyn; aber deswegen fällt mein Recht nicht weg, und das mindert mein Verlangen nach Ihren Briefen nicht, daß Sie weniger Zeit übrig haben, als ich wünſche. Bedenken Sie nur,

wie

wie lange ichs gewohnt geweſen bin, alle Tage einmal mit Ihnen zu ſprechen, und wie viel ich ſeit Michael verlohren habe, da ich Sie nicht mehr ſehe, Sie nicht mehr durch meinen Beſuch bey Ihren Büchern überfallen, nicht mehr fragen kann: Was machen Sie, mein lieber E..? Ich gehe oft recht betrübt bey Ihrer ehmaligen Wohnung vorbey. Ich ſehe in die Fenſter, nicht anders, als ob es möglich wäre, daß Sie noch heraus ſehen könnten. Habe ich ein klein Vergnügen gehabt: ſo rührt es mich ſchon weniger, daß ichs Ihnen nicht erzählen, daß ich Ihre freudige Mine darüber nicht ſehen kann; und wenn ich niedergeſchlagen bin, ſo werde ichs ſchon mehr, weil ichs Ihnen nicht ſagen kann, warum ichs bin. Erſetzen mir wohl etliche Briefe, binnen einem Monate, dieſen Verluſt? Und dieſe Briefe wollten Sie mir noch dazu verſagen, oder doch ſparſam damit ſeyn? Nein, das können Sie in die Länge nicht! Ihr Herz iſt eben ſo freundſchaftlich, als das meinige. Sie lieben mich eben ſo ſehr, als ich Sie liebe. Und wenn auch das nicht gewiß wäre: ſo werden Sie mich doch mit leichter Mühe in dieſen ſüßen Gedanken erhalten können, wenn anders Briefe, wie Sie dieſelben ſchreiben, eine leichte Mühe ſind. Wie lieb iſt mirs, daß ich Ihnen darinnen zuvor gekommen bin! Sie

haben

haben mir alſo wider Ihren Willen zu einem Vergnügen geholfen, indem Sie mir ein anders entzogen haben. Ich ſehe ſchon, wie weh es Ihnen thun wird, ſich zu entſchuldigen. Doch ich will Ihnen dieſe kleine Strafe gern erlaſſen, wann Sie mir bald und recht viel ſchreiben. Leben Sie wohl.

x.

Acht und vierzigſter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Sie haben mich durch einen ſehr ſchönen Brief mit Ihrer Freundſchaft und mit Ihrem Beyfalle beehrt, und ich würde mich für dieſes doppelte Geſchenk ſchon lange bey Ihnen bedankt haben, wenn ich nicht durch eine Menge kleiner Arbeiten und andre Hinderniße von dieſem Vergnügen wäre abgehalten worden. Aber heute ſoll mich nichts ſtören; ich will mit Ihnen reden, und Ihre Freundſchaft genießen, ohne zu unterſuchen, ob ich ſie genug verdient habe. Ein jeder neuer Freund iſt mir ein neues Glück, für das ich dem Himmel danke. Ich weis mir überhaupt kein edler Vergnügen zu machen, als wenn ich meine Freunde in Gedanken ſammle, und mich mit dieſen rechtſchaffnen Männern ſo betrachte, als ob wir eine eigne Familie in der Welt ausmachten. Wie freue ich mich, wann ich von einem zu dem andern gehe, bey jedem verſchiedne Gaben und Verdienſte, und doch bey allen einerley guten Geſchmack, bey allen ein empfindliches und großes Herz antreffe! Und wie ſtolz werde ich endlich, wenn ich mich als ein Mitglied dieſer Verſammlung anſehe, und wie erweitert ſich meine

Seele durch das Verlangen, aller dieſer Freunde werth zu ſeyn!

Dieſes Geſtändniß ſoll die Stelle der Dankſagung vertreten, die ich Ihnen für Ihre mir freywillig geſchenkte Freundſchaft ſchuldig bin. Und um gleich die Pflicht eines Freundes zu beobachten; ſo will ich Ihnen aufrichtig ſagen, was ich von Ihren Poeſien urtheile, ohne deswegen das Amt eines Richters auf mich zu nehmen, das Sie mir aus gar zu großem Vertrauen aufgetragen haben. Sie ſind ſchön, und ſie würden noch ſchöner ſeyn, wenn Sie alle die kleinen Regeln hätten beobachten wollen, aus welchen die Kunſt zu erzählen beſteht. Kurz, die Poeſie ſcheint Ihnen zuweilen einigen Zwang verurſacht zu haben, und Sie ſcheinen ſich dadurch an ihr gerächt zu haben, daß Sie manchmal von ihren eingeführten ſtrengen Geſetzen abgewichen ſind. Vielleicht würden Sie mich und viele andre im Erzählen zurück laſſen, wenn Ihnen Ihre Umſtände eine ſorgfältige Uebung und Ausbeſſerung verſtatteten, und wenn Sie einige kunſtverſtändige Freunde bey Ihren poetiſchen Arbeiten zu Rathe ziehen könnten. Meine Anmerkungen beſtehen in Kleinigkeiten, die ſich mündlich ſehr bald, ſchriftlich aber deſto übler ſagen laſſen. Indeſſen bin ich Ihnen für die Mittheilung Ihrer Poeſien gehorſamſt verbun-

verbunden. Bleiben Sie ſtets mein Freund und Gönner, und glauben Sie, daß ich mit der größten Hochachtung bin ꝛc.

Neun und vierzigſter Brief.

An einen vertrauten Freund.

Tauſend Thaler wollte ich darum geben, wenn ich Dich in dem Augenblicke mit Deiner Louiſe überfallen, und nur zwo Stunden bey Dir ſeyn könnte ... Ob ich die tauſend Thaler gleich habe? Nein, ich habe ſie nicht; aber mein Nachbar ſoll funfzig tauſend Thaler haben, und ſein Kammerfenſter geht in meinen Hof, und ich wollte .. Du verſtehſt mich doch? Ja, das wollte ich thun, wenn ich Dich und Deine liebe Frau dadurch gleich könnte zu ſehen bekommen. Lebſt Du denn recht vergnügt, recht zu frieden mit ihr? Und iſt Louiſe überzeugt, daß Sie keinen beſſern Mann, als Dich, hätte bekommen können? Ganz gewiß! Aber würdet Ihr nicht eine Freude haben, wenn ich die Eurige mit anſehen, ſie genießen, und Euch Euer Glück in meinen Augen könnte leſen laſſen? Gewiß, mein lieber B .. r, Du muſt beſſer ſeyn, als ich; weit beſſer, weil

die Liebe ſo ſehr für Dich ſorgt, und für mich gar nicht. Bald wirſt Du Dich von einem kleinen Sohne geliebt, nachgeahmt, geleſen, und künftig hergeſtellt ſehen. Bald wirſt Du eine liebe Tochter, der Mutter ähnlich, in ihrem Reize heran wachſen, und Dich von einem zärtlichen Poeten mit Thränen gebeten ſehen, ſie für ihn allein aufzuheben. Alle dieſe Freuden ſoll ich nicht haben. Was muß ich doch begangen haben, daß ich keine Louiſe finden kann? Sage mirs nur, bin ich denn gar nicht liebenswürdig? Die verzweifelte finſtre Mine . . ! aber ich ſehe ja nicht ſtets finſter aus. Ich bin ja nicht ſtets ſtumm, und ich bin es nie weniger, als bey einem Mädchen, das mir gefällt. Woran liegt es denn? Daß ich nicht ſo gar jung mehr bin? Das iſt noch die Frage. Wenigſtens glaube ich noch, daß ichs bin, oder doch zu ſeyn verdiente. Ich habe doch mit alle dem, wie mir verſtändige Leute ſagen, ein paar hübſche blaue Augen, und eine vernünftige Stirne. Wenn es nur die Schönen wiſſen ſollten, wie ſehr ich ſie allezeit gelobt habe, und noch lobe, ich wette, daß ſie mir gewogner ſeyn ſollten, als Dir. Weißt Du denn kein Frauenzimmer, die mir recht gut iſt, und der ich wieder recht gut ſeyn könnte? Schade für das Glück, berühmt zu ſeyn, wenn es nicht beliebt macht! Ich ſchreibe keine Zeile mehr für die Welt, wenn ich ohne Frau

ſterben ſoll. Das kannſt Du allen Leuten ſagen; vielleicht hören ſie dieſe drohende Nachricht gern. Grüße Deine liebe Frau von Herzen von mir. Ich bin

Dein ꝛc.

Funfzigſter Brief.

An eine Freundinn.

Mademoiſell,

Soll ich es gewiß gläuben, daß Sie ſeit meiner Abreiſe vier Briefe an mich geſchrieben haben, und daß alle dieſe Briefe verloren gegangen ſind? Sie ſagen mirs, und da mirs unmöglich fällt, in Ihr Wort den geringſten Zweifel zu ſetzen: ſo will ich mich für die verlornen Briefe eben ſo nachdrücklich bedanken, als ob ich ſie wirklich erhalten hätte. Nur erlauben Sie mir, daß ich den Poſtbedienten von hier bis B ⁘ alles Unglück wünſchen darf. Es iſt billig, daß es den Leuten etliche Wochen nicht wohl geht, die Urſache ſind, daß ich ſeit ganzen Monaten keine Zeile von Ihnen habe leſen können. Aber, liebſte Freundinn, bey wem ſoll ich mich beklagen, daß

die nunmehr erhaltne Zuſchrift von Ihnen nicht ſo zärtlich iſt, als ich wünſche? Fragen Sie mich ja nicht, worinnen ich das Zärtliche ſuche. Fragen Sie vielmehr Ihr Herz, ob es nicht bald anfangen wird, gleichgültig gegen mich zu werden. Sie wollen mir ihr Portrait nicht eher, als mit künftiger Meſſe, ſchicken. So lange ſoll ich noch warten? So lange noch? Und warum ſoll ich das Vergnügen nicht haben, es mit der erſten Poſt zu erhalten, da es bloß auf Sie ankömmt? Wundern Sie ſich ja nicht über meine ungeſtüme Anforderung. Unterſuchen Sie vielmehr bey dieſer Gelegenheit Ihre Neigung gegen mich. Denn wenn Ihnen die Heftigkeit gefällt, mit der ich Ihr Bildniß fodre: ſo wird es ein Beweis ſeyn, daß ich Ihnen noch nicht gleichgültig geworden bin. Sie fragen mich in Ihrem Briefe, wenn Sie mich wieder ſehen würden. Was ſoll ich Ihnen hierauf antworten? Wollen Sie zufrieden ſeyn, wenn ich Ihnen ſage, daß ich mir dieſes Vergnügen alle Minuten wünſche? Meine Abſichten dürften mich wohl dieſen Sommer noch in G * * * zurück halten; doch können Sie mir ohne Betheurung glauben, daß ich Niederſachſen nicht verlaſſen werde, ohne die angenehmſte Perſon noch einmal zu ſehen,

die

die ich in diesem Lande angetroffen habe. Ich werde die Ehre Ihrer Bekanntschaft stets, als den grösten Vortheil meiner bisherigen Reisen ansehen, und mich selber zu hassen anfangen, wenn ich jemals aufhöre, zu seyn ꝛc.

Ein und funfzigster Brief.

An einen Freund.

Sie sind ganz gewiß der Unbekannte, in dessen Namen mir Herr R** eine so ansehnliche Belohnung für eine geringe Arbeit überbracht hat. Er hat mir es zwar nicht gestehen wollen, und Sie werden mir es auch nicht gestehen; allein ich kann nicht irren, wenn ich Ihnen den Dank dafür abstatte. Wer könnte sonst eine so kleine Mühe so reichlich belohnen, und zugleich so bescheiden? Sie haben der Belohnung die Gestalt der Wohlthat benommen, um mich ihr Vergnügen, ohne die Unruhe der Verbindlichkeit, fühlen zu lassen. Soll ich Ihnen auch dafür nicht danken? Läugnen Sie es nicht länger, daß ich Ihnen das Geschenk schuldig bin. Sie haben Ihre Absicht erreicht; ich bin völlig überzeugt, daß Sie mir eine Freude haben machen wollen, ohne mich dadurch verbindlich zu machen; allein es gehört nunmehr selbst zu meiner Freude, daß ichs wissen muß, daß ich sie niemanden anders schuldig bin, als Ihnen. Ihr Geschenk ist mir nicht so wohl durch sich angenehm, als weil Sie mirs gemacht haben.

Und

Und so verbraucht auch dieser Gedanke ist: so empfinde ich doch seine Wahrheit zu sehr, als daß ich ihn nicht für die aufrichtigste Danksagung halten sollte. Eben itzt erfahre ich, daß es sich mit Ihrem schon so lange sterbenden Freunde etwas gebessert hat. Möchte ich doch der erste seyn, der Ihnen diese freudige Nachricht gäbe! Ich wünsche Ihnen, nebst Ihrer eignen Gesundheit, ein Leben zum neuen Jahre, und bin

ꝛc.

Zwey und funfzigſter Brief.

An eben denſelben.

Alſo haben Sie Ihren beſten Freund, Ihren L**, verlohren? Sie dauern mich unendlich, und ich wünſchte, daß ſelbſt dieſe Verſicherung etwas zu Ihrer Beruhigung beytragen möchte; denn was habe ich ſonſt, womit ich Sie aufrichten könnte? Gott! wer hätte das vor wenig Monaten bey unſrer Zuſammenkunft in Merſeburg denken ſollen, daß dieſer ſo muntre und vor uns allen belebte Freund, der erſte und nächſte zum Tode ſeyn ſollte! Und er war es in dieſem Jahre noch. Vater der Menſchen! Wie flüchtig iſt das Leben, das wir ſo ſehr lieben, und als dein Geſchenk auch lieben müſſen! Ich weine, indem ich dieſes ſchreibe; ich weine mit Ihnen, mein lieber B** und ich wünſche, daß mich niemand dieſe Stunde in meinen Thränen und in meinen menſchlichen Empfindungen ſtören mag. Wie könnte ich die letzten Augenblicke vom Jahre, die noch übrig ſind, glücklicher anwenden, als wenn ich ſie dem Mitleiden, dem Gedanken des Todes, und der Seele des Verſtorbnen ſchenke! ** Er iſt alſo in dem

Schooſe

Schooße der Ewigkeit und der unaussprechlichsten Ruhe..? Was muß ein Geist, von der Erde weggenommen, bey dem ersten Eintritte in das Land der Vollkommnen, fühlen; welche göttliche Wollust!.. Geleitet von der Hand des Allmächtigen, überschaut er die Welten der Seligkeiten; entzückt von den Stralen der Gottheit preist er den Tag der Geburt und des Todes zugleich, und fühlet, daß der Herr Gott ist.. Nun sieht er den göttlichen Erlöser, und verliert sich in dem Meere seiner Liebe, und wird trunken von den Geheimnissen der Erlösung.. Er fängt die ewigen Loblieder Gottes und der Tugend an... Die kleinste gute That auf Erden stellt sich ihm nunmehr im heiligen Lichte vor, und eine jede edle Absicht wird ihm zur Belohnung vor dem Allwissenden, und bleibt ihm ein ewiger Ruhm in dem Angesichte der Vollkommnen....

Nehmen Sie, mein lieber B.., diese Bilder der Einbildung zu Hülfe, wenn Sie mit Ihren Gedanken dem Seligen folgen. Sollte er nicht so glücklich seyn, als ich gesagt habe? Er ist es gewiß, und ich preise Gott in diesem Augenblicke, daß ers ist. Wollten Sie wohl Ihren L.., wenn es bey Ihnen stünde, von diesem Glücke auch nur eine Stunde zurück halten? Heben solche Gedanken die natürliche Empfindung, in den Stunden der

Weh-

Wehmuth, und das Verlangen nach denen, die wir lieben und lieben müſſen, nicht auf: ſo machen ſie unſre Betrübniß doch zur Tugend, indem ſie ihr die gehörigen Schranken geben. Und welcher Troſt iſt ſtärker und erhabner, als der: Der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen! Er erhalte Sie in dem Jahre, das wir anfangen, geſund und zufrieden, und ſchenke Ihnen dieſe Wohlthat noch in vielen folgenden. Er laſſe Sie die Freude der glücklichſten Väter erleben, und Sie, in den Sitten und Handlungen Ihrer Söhne, das liebenswürdige Herz einer nicht mehr vorhandenen Mutter, und ſtets den Lohn einer ſorgfältigen Erziehung erblicken. Ich wünſche dieſes mit dem aufrichtigſten Herzen, und bin zeitlebens

ꝛc.

Drey und funfzigster Brief.

Hochzuehrender Herr,

Ich müßte sehr unempfindlich seyn, wenn mich der Beyfall nicht vergnügen sollte, mit dem Sie unlängst meine Poesie beehret haben; allein ich bin auch zu gerecht, als daß ich ihn ganz für mich behalten sollte. Ich will vielmehr die Lobsprüche, die Sie mir beygelegt haben, mit Ihnen theilen. Ihr schöner poetischer Brief überzeugt mich, daß Sie ein näher Recht dazu haben, als ich. Das Geschenk Ihrer Freundschaft hingegen nehme ich mit der größten Dankbarkeit an. Und wenn man sie durch Liebe für den guten Geschmack, und durch ein gutes Herz verdienen kann: so hoffe ich derselben unaufhörlich werth zu seyn. Ich bin unzufrieden, daß mir die weite Entfernung das Vergnügen Ihres Umgangs entzieht, und ich wollte wünschen, daß Sie mir diesen Verlust durch Ihre Briefe ersetzten.

Ich bin ꝛc.

Vier und funfzigſter Brief.

An eine Freundinn.

Alſo ſind alle Hinderniſſe gehoben, die Ihre Wünſche ſo lange aufgehalten haben? Ihr Geliebter iſt mit einem anſehnlichen Glücke verſorgt, und Sie ſind binnen wenig Wochen die Seinige? Keine Nachricht in der Welt hat mich ſo vergnügt, als dieſe. Ich kann mich an Ihrem Briefe gar nicht ſatt leſen. Wer iſt glücklicher, als ich? fangen Sie ihn an. Ja, wer iſt glücklicher, als Sie? Aber, wer hat auch mehr verdient, es zu ſeyn, als Sie? Wer hat zärtlicher, tugendhafter und beſtändiger geliebt! Ich ſage es Ihnen zur Ehre, daß Sie unter allen Frauenzimmern, die ich zeitlebens gekannt, die größte Liebe, und zugleich den größten Heldenmuth bewieſen haben. Auf einen entfernten Liebhaber in dem Frühlinge der Schönheit länger, als acht Jahre, warten; einem Liebhaber mit einem noch ungewiſſen Glücke die vortheilhafteſten Gelegenheiten aufzuopfern, ohne ſie erſt anzuhören; ja, meine Freundinn, wer kann das? Ich möchte Ihren erſten Umarmungen zugeſehen haben! Doch Sie haben mir ja dieſen zärtlichen

Auftritt

Auftritt so beschrieben, daß ich ihn gesehen und gefühlt habe. Umarmen Sie Ihren Geliebten, indem Sie dieses lesen, und danken Sie ihm in meinem Namen mit tausend Küssen für das Vergnügen, das er mir durch das Ihrige gemacht hat. Ich komme gewiß auf ihre Hochzeit; gewiß; denn der Himmel ist zu gütig, als daß er mir die Freude entziehen sollte, die größte Liebe und Tugend belohnt, kurz, Sie und Ihren Mann, nach so langen Wünschen, glücklich zu sehen. Wie wird er mir in den Armen seiner Braut danken, daß ich der erste gewesen bin, der sie ihn hat kennen lehren! Also ist durch meine Freundschaft die zärtlichste, und endlich auch die glücklichste, Liebe entstanden? Stolzer Gedanke! Ich küsse Ihnen die Hand, liebste Braut, und bin in acht Tagen selbst bey Ihnen. Da will ich Ihnen durch mein Vergnügen über Ihr Glück beweisen,

daß ich vor tausend andern

bin ꝛc.

Fünf und funfzigster Brief.

An die Frau von P**.

Gnädige Frau,

Ob mich gleich Ihr Herr Gemahl versichert hat, daß Sie es gern sehen würden, wenn ich in Versen an Sie schriebe; und ob ich gleich nichts lieber thue, als was Sie gern sehen: so kann ich mich heute doch nicht überwinden, poetisch an Sie zu schreiben. Vor einigen Wochen würde ichs ohne Bedenken gewagt haben; denn damals hatte ich Ihre Gedichte noch nicht gelesen. Ich wußte, daß Sie eine Liebhaberinn von der Poesie waren; aber ich wußte nicht, daß Sie selbst so schön dichteten. Itzt weis ichs nicht allein, sondern ich fühle es noch. Und aus Furcht, keine solche Verse zu machen, als Sie verdienen, als Sie selbst machen, und als Sie vielleicht von mir hoffen, will ich heute lieber keine machen, sondern warten, bis eine Stunde kömmt, da ich mehr Herz, wenn gleich nicht mehr Glück, haben werde. Aber ich entschuldige mich nicht anders, als ob Sie etwas verlören, daß dieser Brief prosaisch, und

nicht

nicht poetisch ist. Ist dieser Fehler nicht fast eben so groß, als wenn ich ein schlechtes Gedichte gemacht hätte? Kann ich nicht von etwas wichtigern reden? Ja, Madam, erlauben Sie mir, daß ich frage, wie Ihr lieber Gemahl lebt, und ob Sie ihn nicht mit jedem Tage liebenswürdiger finden? Ganz gewiß; und dieses ist die Frucht Ihres Umgangs. Wenn Sies nur hören sollten, wie glücklich er sich preist, daß er Sie besitzt! Ich dürfte beynahe sagen, daß er mir itzt gewogner ist, als jemanden, blos weil er sieht, wie hoch ich Sie schätze, und wie sehr ich überzeugt bin, daß er keine bessre Wahl hätte treffen können. Ich sehe, daß ich in der Gefahr stehe, mehr zu sagen, als es Ihre Bescheidenheit erlaubt, ja ich fürchte, daß ich diesen Fehler, in den die eifrigste Hochachtung am leichtesten verfällt, schon begangen habe. Ich will also lieber schliessen, und Ihnen durch mein Stillschweigen die Grösse der Ehrerbietung zu erkennen geben, mit der ich vor allen andern bin ꝛc.

Sechs und funfzigſter Brief.

Mein lieber Freund,

Ich bin krank. Kann man ſich denn etwan geſund ſchreiben, wenn man an Sie ſchreibt? Sonſt konnte ich mich zuweilen geſund leſen; aber itzt hilft es auch nicht mehr. Ich habe geſtern alle Ihre Schriften hervor geſucht, ich las ſo gar meine eignen, und ich blieb immer noch mattherzig, immer noch ſchwergeiſtig. Ja, ja der Witz mag freylich nicht vor alles helfen. Wenn ichs gleich verſuchen wollte, ob ich mich an Ihrem Chriſtianchen geſund küſſen könnte. Was meynen Sie? Es kann mir wenigſtens nichts ſchaden, und Sie verlieren nichts dabey. Ich habe mir immer ſagen laſſen, daß ein Kuß von einem lieben Mädchen eine halbe Univerſalmedicin ſeyn ſoll. Ach, was müſſen nicht tauſend, nicht noch einmal tauſend, für Stärkungen geben! Ich will es alſo immer wagen, und Sie ſollen der Erſte ſeyn, dem ich meine Geſundheit melden will, wenn das Mittel anſchlägt. Was thut man nicht der Geſundheit wegen? Und was läßt ſich nicht ein guter Freund gefallen, um dem

andern

[redacted] verhelfen? Machen Sie ſich keine Sorge [redacted] keine Gewohnheit daraus werden; Sie ſollen auch nicht dabey vergeſſen werden. Ach, will ich ſprechen: noch eins, Chriſtianchen, nur noch eins, nicht für mich, für ihren Freund, für ihren lieben Damon ... Sehen Sie, ſo küßt Ihr Damon ..., doch nein, er küßt nicht ganz ſo; aber ſo ... Ich will gleich zu ihr gehen, denn es wird mir über dem Schreiben immer ſchlimmer. Itzt tritt mirs recht ans Herz. Leben Sie wohl.

Sieben und funfzigster Brief.

Madam,

Sie verlangen, daß ich die Mütter durch eine öffentliche Schrift zu einer sorgfältigen Erziehung der Töchter ermuntern soll. In der That ist Ihr Verlangen sehr gerecht; aber würde ich auch Gehör finden? Und wenn ichs fände, würden die armen Mädchen nicht dabey zu kurz kommen? Stellen Sie sich einmal vor, daß die Mütter meinem Rathe folgten, und ihre Töchter auf eine recht feine Art erziehen ließen; daß sie sie eben so wohl denken und reden lehrten, oder lehren ließen, als nähen und kochen; was würde daraus entstehen? Unter hundert Mädchen würden kaum ihrer zehn einen Mann bekommen, und unter diesen zehn Ehen würden kaum zwo glückliche seyn. Nein, Madam, so lange die meisten Mannspersonen albern sind: so würde es das größte Unglück für unverheirathete Frauenzimmer seyn, wenn sie alle klug wären. Entweder die Männer würden sie nicht haben wollen, weil sie den Fehler hätten klüger, als sie, zu seyn; oder die Mädchen, wenn auch mein Rath Gehör fände, würden sie nicht haben wollen, weil sie ihnen zu albern wären. Aber könnte denn nicht ein kluger Mann

zehn

zehn kluge Weiber nehmen? Ja, das läßt sich ganz wohl denken; aber die Polygamie hat zu viel Beschwerlichkeiten, als daß wir sie wieder einführen sollten. Ich, zum Exempel, komme außer mir, wenn ich nur ein kluges und liebenswürdiges Frauenzimmer um mich sehe; was würde mit mir werden, wenn ihrer zehn mein Herz an sich zögen? Nein, Madam, die Liebe kann ohne die Gleichheit der Gemüther nicht bestehen, lassen Sie also immer die meisten Mädchen ohne Witz aufwachsen, damit sie ihren künftigen Männern gleichen. Es ist genug, wenn eine kleine Anzahl Schönen in jedem Lande sorgfältig erzogen, und durch den guten Geschmack recht liebenswürdig, und zur Liebe fähig gemacht wird, damit die Klugen gute Weiber bekommen. Für Christianchen bin ich unbesorgt, so lange sie unter den Händen ihrer vernünftigen Mutter und ihrer lieben Tanten ist. Ihr gutes Herz wird bey so vielen Beyspielen, die besser lehren, als alle Regeln, leicht ausgebildet, und mit allen den Vorzügen erfüllt werden, die ein Frauenzimmer von der Unschuld, der Klugheit, und der Wohlanständigkeit zu erhalten pflegt. Aber, wo wird das gute Kind einen Mann finden, der ihrer werth ist, wenn sie so wird, wie sie uns hoffen läßt? Das weis ich Ihnen nicht zu sagen, wenn ich auch noch so lange herumsäme. Leben Sie recht wohl.

Acht und funfzigster Brief.

An einen guten Freund.

Ueber Ihren unwitzigen Capellan habe ich mich sehr geärgert, noch mehr aber über Ihre boshafte Erzählung, und endlich noch mehr über mich, daß ich eibern genug gewesen war, mich über jenes Unwissenheit, und über Ihre Bosheit zu ärgern, da beides mein Mitleiden hätte erwecken sollen. Was ist es denn nun, ob mich dieser unbekannte Mann kennt und liest, oder nicht? Und was ist es denn nun mit des Andern seinen Spöttereyen? So dachte ich, da ich wieder zu mir selber kam. Er will dir ungefähr sagen, daß du kein vortrefflicher Autor wärst. Gut, laß ihn reden! Er glaubt es freylich nicht,

Sed qui te vendit, Bibliopola putat,

Ist das nicht genug? Nachdem ich dieses Gedachte gesagt habe: so fühle ich sehr genau, daß ich nicht mehr böse auf Sie bin. Aber dem ungeachtet, soll mein Brief nicht länger werden, als der Ihrige, weil ich nicht sehe, warum ich mehr an Sie schreiben soll, als Sie an mich, da ich, wo nicht vornehmer, doch eben so viel bin, als Sie. Ihr

Brief

Brief iſt fünf und zwanzig Zeilen lang, und meiner, wenn Sie den Pentameter für zwo Zeilen rechnen, hat eben ſo viel Zeilen. Alſo leben Sie wohl. Es kömmt nicht bloß darauf an, daß Ihnen meine Briefe lieb ſind; nein, Sie müſſen ſie durch die Ihrigen verdienen. Gefällt Ihnen dieſe Schmeicheley?

Neun und funfzigſter Brief.

Madam,

Sie haben an mich geſchrieben, und ich bin über dieſe Höflichkeit mehr als einmal roth geworden. Man kann die Nachläßigkeit nicht höher treiben, als ich ſie getrieben habe. Zehn Jahre vorben zu laſſen, ohne an eine Perſon zu ſchreiben, die man hoch ſchätzt, das iſt ein unglaublicher Fehler, und gleichwohl habe ich ihn begangen, und ich würde noch einen größern begehen, wenn ich unverſchämt genug wäre, den erſten zu entſchuldigen. Sie haben mir in Ihrem Briefe nicht den geringſten Vorwurf gemacht, und das hat mich am meiſten geſchmerzt. Laſſen Sie es an dieſer Strafe genug ſeyn, und wenn Sie daran denken, daß ich in zehn Jahren nicht an Sie geſchrieben habe: ſo denken Sie auch daran, daß ich zwey Jahre lang beynahe alle Wochen einigemale an Sie geſchrieben, und Sie vielleicht alle Monate einmal beſungen habe. Laſſen Sie die Frau Commiſſionärinn mit der Phyllis abrechnen. Denn dieſen Ruhm können Sie mir doch nicht nehmen, daß ich ein rechter ſorgfältiger und gewiſſenhafter

Lieb-

Liebhaber gewesen bin. Aber, was muß ich Ihnen doch in allen den vielen Briefen und Gedichten gesagt haben? Das möchte ich gern wissen. Steht denn in allen nichts, als daß ich liebe? Das kann nicht möglich seyn. Bringen Sie mir doch meine Briefe auf die Messe mit, ich bitte Sie recht innständig darum. Sie werden die Ihrigen in meinem Schreibetische so sorgfältig aufgehoben finden, als kein Gelehrter sein kostbarstes Manuscript aufhebt; aber das versteht sich, daß sie ziemlich abgenutzt sind. Ich trug sie das erste Jahr aus grosser Liebe meistens bey mir. Im andern machte ich sinnreiche Anmerkungen dazu, und im dritten schloß ich sie mit vieler Bekümmerniß in meinen Schreibetisch ein, weil ich hörte, daß Sie heiratheten. Wird Ihr Herr Liebster nicht lachen, wenn er sieht, wie grausam Sie mich haben seufzen lassen! Wie lange habe ich Sie bitten müssen, daß Sie nicht mitten unter meinem kläglichen O und Ach davon liefen? Ich glaube ein ganzes Vierteljahr. Eine solche Anekdote findet man in allen Romanen nicht.

Dennoch küsse ich Ihnen nach zehn Jahren noch die Hand, und bin mit der größten Hochachtung ꝛc.

Sechzigſter Brief.

Liebſter Freund,

Alſo bin ich Ihr Beförderer, und geſchickter, meine Freunde zu verſorgen, als mich ſelbſt? Reiſen Sie ins Gebürge, und nehmen Sie Ihr Amt, als ein Geſchenk Ihres günſtigen Schickſals an, das Sie ſo lieb gehabt hat, es Ihnen durch die Hand eines Freundes, und nicht eines Gönners, zu überreichen. Schreiben Sie oft an mich, und erzählen Sie mirs, wenns Ihnen wohl geht. Dieſes ſoll die Belohnung für eine Freundſchaft ſeyn, für die ich eigentlich gar keine zu fodern habe. Ich bin Ihr lieber ꝛc.

Ein und sechzigster Brief.

Madam,

Ich will Ihren letzten Brief nicht so wohl beantworten, als Ihnen nur sagen, daß ich ihn erhalten habe. Ich setzte gern hinzu, daß ich ihn mit dem grossten Vergnügen gelesen hätte, wenn ich dieses ohne Eitelkeit von einem Briefe sagen dürfte, der grösten Theils mit meinem Lobe angefüllt ist. Doch, was soll ichs läugnen? So bescheiden ich auch bin, oder zu seyn wünsche: so sehe ich mich doch von niemanden lieber gelobt, als von einem Frauenzimmer, wie Sie sind; und ohne die Begierde, Ihrem Geschlechte zu gefallen, würde ich nicht nur überhaupt weniger, sondern auch weniger Gutes, geschrieben haben. Die beiden Gedichte, von welchen Sie reden, sind von mir. Eins davon hat mir selbst gefallen; aber ach! wie selten erlebe ich dieses Glück! Ich habe so vielmal ohne Liebe von der Liebe singen müssen, daß es ein Wunder wäre, wenn diese Gedichte etwas mehr, als die Melodie der Liebe, enthielten. Soll ich Ihnen denn nicht zum neuen Jahre gratuliren? Beynahe möchte ich Ihnen das alles hersetzen, was ich Ihnen gönne, und

was Sie verdienen; Aber, nein, Sie haben mir ja nichts gethan! warum wollte ich Sie mit einem langen Wunsche bestrafen? Leben Sie nebst Ihrem Herrn Liebsten, glücklich und zufrieden. Ich empfinde es, daß mir dieser Wunsch von Herzen geht, und daß mich schon der bloße Gedanke von Ihrem künftigen Glücke vergnügt.

Zwey und sechzigster Brief.

Mademoiſell,

Ich wills Ihnen recht aufrichtig geſtehen, warum ich Ihnen ſo lange nicht geantwortet habe. Ich bin . . was dächten Sie wohl? Krank geweſen? Nein. Verreiſt geweſen? Auch nicht. Mit Geſchäfften überhäuft geweſen? Noch weniger. Ich ſehe es wohl, Sie errathen es nicht; aber könnten Sie es denn nicht errathen, wenn Sie wollten? Bedenken Sie nur, ich bin, ohne mich zu loben, ein Poet, und von Natur . . Nicht wahr, nun wiſſen Sies? Ja, meine liebe Mademoiſell, Sie haben Recht, ich bin verliebt geworden, und deswegen habe ich Ihren Brief, und wohl noch dreyßig andre ſeit vielen Monaten unbeantwortet gelaſſen. Allein, damit ich mich gleich für meine Aufrichtigkeit bezahlt mache: ſo verlange ich, daß Sie mir in Ihrem künftigen Briefe meine Nachläſſigkeit nicht vorwerfen ſollen. Die Urſache, die mich darzu verleitet hat, iſt ja ſo menſchlich, als eine ſeyn kann. Ja Mademoiſell, wenn Sie nur das liebe Mädchen ſehen ſollten! Wenn Sie nur ihre großen blauen Augen, die unſchul-

schuldige und zugleich witzige Mine . . Doch ich darf nicht weiter an sie denken, sonst vergesse ich das Schreiben. Wie sie heißt; wollen Sie wissen? Das ist beynahe zu viel gefodert. Soll ich Ihnen denn das ganze Geheimniß sagen? Doch ich nenne den Namen gar zu gern. Sie heißt, wie Sie, Aemilie. Werden Sie nicht roth, ich will kein Wort mehr sagen, außer daß ich Ihr beständiger Freund und Verehrer bin.

Drey und ſechzigſter Brief.

An eine Anverwandte.

Meine liebſte Freundinn.

Ich bedaure es alle Tage, daß ich Sie noch nicht von Perſon kenne, und zuweilen bin ich ſo eitel, daß ich mir einbilde, es könnte Ihnen auch nicht gleichgültig ſeyn, daß Sie mich noch nicht kennen. Stören Sie mich ja nicht in dieſer ſüßen Einbildung. Sprechen Sie nicht, daß Sie Ihr Verlangen dadurch befriedigten, weil Sie von Ihrem Manne, als meinem andern Ich, auf mich ſchlöſſen. Der Einfall iſt ſehr ſinnreich; aber er gefällt mir doch nicht ganz. Es iſt wahr, ich und Ihr Mann, wir haben vieles gemein; allein wir gleichen einander doch nicht in allem. Zum Exempel, ich habe keinen von ſeinen Fehlern, ich laſſe mich weit beſſer lenken, als er; ich mache keine Spöttereyen, und rede meinen Freunden nichts Böſes nach. Ich bin ein vortrefflicher Wirth, und blos das, was ich in meinen jüngern Jahren erſparet habe, beläuft ſich ſehr hoch. Er hingegen wird Ihnen aus dieſer Zeit nicht das Geringſte aufweiſen können. Hundertmal habe ich zu ihm geſagt: Liebſter Freund, legen Sie doch etwas

zurück;

zurück; wenn Sie einmal heirathen, alsdann ist dieses Geld gefunden. Aber es half nichts. Er blieb immer leichtsinnig. Freylich wird ers leugnen, wenn Sie ihn darüber zur Rede setzen; denn wer gesteht gern seine Fehler? Verliebt ist er auch Zeit seines Lebens gewesen. Hat er Ihnen denn nichts von einem Frauenzimmer erzählt, die Callisto hieß? . . Doch ich mag nicht reden. Sie möchten böse auf ihn werden, und das wollte ich doch auch nicht gern. So viel kann ich Ihnen im Vertrauen sagen, daß er mit meiner Schwester noch bis diese Stunde eine heimliche und verbotne Correspondenz führt. Sie ist freylich schon funfzig Jahre; allein wozu ist das viele Schreiben nütze? In der That ists wahr, er schreibt sehr schön, und hat auch eine bessre Hand, als ich; er macht bessre Verse, als ich; er kann sehr tiefsinnig denken. Aber bey allen seinen schönen Versen, bey aller seiner Tiefsinnigkeit, ist er (nehmen Sie mirs nicht übel, daß ich mich wieder selber loben muß) ist er, sage ich, im Umgange doch nicht so munter, so artig, so gefällig, so gesellschaftlich, wie ich. Es sagte mir letztens noch eine Französinn zu mir, daß ich unter allen deutschen Gelehrten, die sie gesehen hätte, die meiste Vivacité (es ist ihr eignes Wort) besaße, und am wenigsten ein Pedant wäre. Leider hängt es den meisten

Leuten

Leuten aus der Studierstube an, daß sie in Gesellschaften stumm sind, ich hingegen, ob mir gleich meine Feinde das Gegentheil zeitlebens nachgesagt haben, und mit vieler Wahrscheinlichkeit noch immer nachsagen, ich bin so wenig zu diesem Fehler geneigt, daß ich so gar in der Gesellschaft der Schönen unsrer Stadt immer das letzte Wort habe; und dazu gehört gewiß viel Beredsamkeit. . . Ob ich so schön aussehe, wie Ihr Mann? das will ich eben nicht gesagt haben. Indessen habe ich mich vorigen Sommer in Miniatur abmalen lassen, und alle Welt gesteht, daß mein Gesicht im Bilde recht angenehm aussieht. Ich werde mir die Freyheit nehmen, es Ihnen mit der ersten B . . . Messe zu überschicken, damit Sie wenigstens die Bildung Ihres Verehrers und besten Freundes kennen lernen, und damit ich den kleinen Fehler nicht mehr begehen darf, mich selber zu loben, um ein Verlangen nach meiner Bekanntschaft in Ihnen zu erwecken, und Sie zu einer Reise nach Obersachsen zu bewegen. Im Vorbeygehen gesagt, meine liebste Freundinn, es sollte Ihnen bey uns so wohl gefallen, daß Sie wohl gar die Rückreise vergäßen.

Ich könnte hier meinen Brief mit gutem Gewissen schließen, wenn ich Ihnen nicht noch sagen wollte, daß das beygelegte Präsent von mir herrührte. Nicht, als ob Sie

mich deswegen zu Gevattern bitten ſollten. Nein. Ich ſagte zu meines Bruders Frau unlängſt: Frau Schweſter, ich möchte unſrer Freundinn in B . . . gern ein klein Präſent machen, wozu rathen Sie mir? Das will ich Ihnen bald ſagen, fieng ſie an. Bitten ſie die Madam St . . . daß ſie ihnen ein Taufmützchen oder Häubchen, (ich weis ſelbſt nicht wie es heißt,) macht, und ſchicken ſie es Louiſen; vielleicht braucht ſie es bald. Ihr Mann iſt viel zu unbedachtſam, als daß er an ſolche Sachen denken ſollte. Dieſes waren ihre Worte. Kurz, was man mir ſagt, das thue ich. Ich ſchicke Ihnen alſo dieſes Zeichen meiner Vorſorge, ohne daß es eben ein Beweis von der Liebe und Hochachtung ſeyn ſoll, mit welcher ich bin ꝛc.

Vier und ſechzigſter Brief.

An den Herrn von S**.

Mein lieber kleiner S ...

Ich weis Ihnen nichts zu ſchreiben, als daß ich Ihnen nichts zu ſchreiben habe. Denn daß ich Sie liebe, daß ich Sie hochſchätze, dieſes habe ich Ihnen nun ſchon zehn Jahre nach einander geſchrieben. Die Comödien kann ich Ihnen nicht ſchicken, und wenn Sie mir die Wache wollten ſetzen laſſen. Ich denke aber bald mein Wort zu erfüllen. Leben Sie wohl, und kommen Sie recht geſund aus dem Bade wieder. Ich bin wieder krank, und dennoch ſchreibe ich noch. Ja, mein lieber S ..., wenn Sie einmal merken, daß ein Sohn von Ihnen ein Autor werden will: ſo laſſen Sie ihm die rechte Hand lähmen. Es iſt ein Unglück beſſer, als das andre. Ich bin Ihr lieber ꝛc.

Fünf und ſechzigſter Brief.

An eben denſelben.

Sie haben mir einen recht ſchönen Brief geſchickt, für den ich Ihnen nicht beſſer zu danken weis, als daß ich ihn gleich in der erſten Stunde beantworte. Ich vergebe mirs nun recht gern, daß ich mein Wort nicht gehalten, und Ihnen nicht zuerſt geſchrieben habe; denn vielleicht hätte ich dieſen Brief nicht. Ich will Ihnen alſo auch nicht einmal ſagen, daß ich im Gebürge geweſen bin, daß ich meine Mutter beſucht, und alſo mehr, als ein Hinderniß, gehabt habe, nicht an Sie zu ſchreiben. Das aber muß ich Ihnen ſagen, daß ich auf meiner ganzen Reiſe recht erbärmlich krank geweſen bin; denn ihr Mitleiden iſt mir lieber, als die kluge Regel, daß man nicht immer klagen ſoll.

Sie muntern mich im Namen der fränkiſchen Schönen auf, bald den dritten Band von meinen F. and E. herauszugeben; aber ſagen Sie dieſen witzigen Kindern nur getroſt, daß ſo leicht keiner kommen wird. Ich will lieber ihren Zorn unſchuldig ertragen, als vielleicht durch

einen

einen dritten Band ihren Beyfall verlieren. Ich habe von den Stücken, die ich Ihnen einmal vorgeleſen, wenigſtens ſchon die Hälfte vertilgt; und ich bin mir dieſe Grauſamkeit ſchuldig. Unfruchtbar ſeyn, iſt immer noch beſſer, als die Welt mit mittelmäßigen Geburten beſchweren. Sie wiſſen es, daß ich itzt den gröſten Theil der Zeit ganz andern Arbeiten ſchenken muß, als denen, die mich der Welt, oder doch den Buchhändlern, bekannt gemacht haben; und wer gut ſchreiben will, kann nicht immer, und ſoll auch nicht viel ſchreiben. Schreckliche Wahrheit! Bitten Sie nur bey dieſen Schönen für mich! Ein gut Wort von Ihnen kann mehr ausrichten, als ein Band von meinen Schriften. Sagen Sie ihnen endlich, was Sie ſelbſt ſchreiben könnten, wenn Sie wollten; ſo werden dieſe Frauenzimmer die Fortſetzung von allen meinen Werken entbehren können. Und noch einmal endlich, kommen Sie bald wieder. Sie ſind nicht allein für die Schönen in Darmſtadt gemacht; nein, es warten in L . . und wenigſtens drey Meilen im Umkreis viele auf Sie; auch viele Freunde und

beſonders Ihr lieber ꝛc.

Sechs und sechzigster Brief.

Gnädige Frau,

Wenn Sie mir auch nicht die Ehre erlaubt hätten, an Sie zu schreiben: so würde ich mir sie selbst genommen haben, um Ihnen von Leipzig aus zu sagen, wie viel ich Ihnen Dank schuldig bin. Sie haben mich nicht allein acht Tage in Ihrem Hause geduldet, sondern mir zugleich so viele Gnade erwiesen, als ob ich Ihr eigner Gast gewesen wäre. Womit habe ich das alles verdient, gnädige Frau? Womit? Doch genug, daß es Ihr Charakter ist, auch gegen die gefällig zu seyn, die keinen Anspruch darauf machen können. Kann ich dadurch dankbar seyn, daß ich die Ehre niemals vergesse, die Sie mir erwiesen haben: so werde ichs zeitlebens seyn. Ich werde es wenigstens so oft seyn müssen, als ich B * * nenne oder nennen höre, und Ihnen allemal in Gedanken die Hand küssen. Dieß Gesetze will ich mir machen; und o wie leicht wird es mir zu halten seyn! Ich könnte Ihnen nunmehr eine sehr klägliche Beschreibung von meiner Rückreise machen; aber es wird genug seyn, wenn ich Ihnen sage, daß ich erst Donnerstags

Abends

Abends um eilf Uhr in Leipzig angekommen bin. Alſo habe ich über zwey und zwanzig Meilen vier Tage und drey Nächte gereiſet. Der böſe Kutſcher! Mit ihm ſoll niemand, als mein Feind, niemand, als der fahren, der was Böſes im Sinne hat. Vergeben Sie mir dieſen kleinen Eifer. Ich weis nichts mehr zu ſagen, als daß ich mit der vollkommenſten Ehrerbietung und Erkenntlichkeit bin ꝛc.

Sieben und sechzigster Brief.

Eines Frauenzimmers.

Machen Sie sich keine Sorge, Ihr Freund hat weder eine Belohnung zum voraus, noch eine bey der Ueberbringung Ihres Briefes erhalten. Ich kann mich auch nicht besinnen, daß ich ihm eine versprochen hatte; und wenn es auch geschehen wäre, so will ich mich nicht besinnen, weil er damit gepralt hat. Ueberhaupt haben Sie Recht, er ist ein bischen tückisch; so eine ehrliche Mine, als er sich auch geben kann. Was verliert er denn, wenn Sie an mich schreiben? Nichts, auf der Welt nichts. Und wenn er ja ein Recht zu haben glaubt, Sie zu hintergehen, muß er es denn zu meinem Schaden thun, und Ihnen den giftigen Rath geben, daß Sie nicht mehr an mich schreiben sollen? Aber der gute boshafte Rathgeber hat sich betrogen, und er soll unsern Briefwechsel nicht aufheben, wenn er auch zaubern könnte, und das kann er doch gewiß nicht. Ich sage Ihnen also, daß mir Ihre Briefe recht angenehm sind, und ich traue dieser Versicherung so viel zu, daß ich bald wieder einen von Ihnen erhalten werde. Und wenn

die

die meinigen dazu dienen, Ihnen einen zufriednen Augenblick mehr zu machen: ſo wüßte ich nicht, warum wir nicht zeitlebens an einander ſchreiben wollten. Ja, wir wollen es thun, wir wollen uns ſchreiben; und wenn es den ſchlauen Freund verdrießt, wollen wir uns gar gut ſeyn, und er ſoll unſre Briefe beſtellen, und unſre Freundſchaft immer wachſen ſehen müſſen, damit er nicht ohne Urſache böſe iſt. Ich kann ihn faſt gar nicht mehr leiden, und ich habe groſſe Luſt, ihn zu haſſen; wenn Sie meynen, daß man ſich an ihm eben nicht ſehr verſündigt. Doris will ich mit der Bedingung für Sie aufheben, wenn Sie als Mann noch ſo artig und fromm ſeyn wollen, als Sie als Jüngling ſind. Unſer boshafter Freund kömmt; ich will ihm den Brief dreiſt vorleſen, er kann mir doch kein finſtrer Geſichte machen, als er ſchon mitbringt. Da ſieht er kaum, daß ich recht ſehr Ihre gute Freundinn bin ꝛc.

Acht und sechzigster Brief.

Hochzuehrender Herr,

Es thut mir leid, daß ich die Ehre, die Sie mir anbieten, nicht annehmen kann. Eine Frühlingscur, und eine Reise, die ich deswegen vornehmen muß, und zwar noch diese Woche, verwehren mir, eine Vorrede vor Ihre Gedichte zu machen, und kommen meiner Bescheidenheit und Furchtsamkeit in diesem Falle zu Hülfe. Indessen danke ich Ihnen von ganzem Herzen für das besondre Vertrauen, dessen Sie mich würdigen, und ich will es den Augenblick durch eine freundschaftliche Erinnerung zu verdienen suchen. Ich wünschte nämlich, Hochzuehrender Herr, daß Sie Ihre Gedichte vor dem Drucke noch mit einigen guten Freunden und Kennern durchgehen, und hin und wieder verbessern, auch etliche gar weglassen möchten. Ich finde überhaupt viel schönes darinnen; aber auch vieles, das mir nicht gefällt; vieles, das mir in Ansehung Ihres Charakters zu frey scheint, zumal wenn ich bedenke, daß diese Schrift einem großen Gottesgelehrten dediciret ist. Doch ich kann irren, und es kömmt nicht auf meinen

Aus-

Ausspruch an, sondern auf das Urtheil der Kenner. Haben Sie dieses schon zu Rathe gezogen: so will ich mit Freuden Unrecht haben. Alles dieses sage ich Ihnen aus wahrer Aufrichtigkeit, und nicht im geringsten aus einem kritischen Stolze. Ich wünsche mir Ihre Freundschaft, und rede mit Ihnen, als Ihr Freund. Nehmen Sie mirs also nicht übel, wenn ich bey meiner Erinnerung die Worte nicht sorgfältig genug gewählt habe. Ich bin mit der größten Hochachtung ꝛc.

Neun und ſechzigſter Brief.

Meine liebe Jungfer Muhme,

Ich habe Ihr doppeltes Geſchenke erhalten. Es herrſcht in Ihrer Art, zu ſticken, eben der gute Geſchmack, der in Ihren Briefen und Geſprächen herrſcht, und ich würde ungerecht handeln, wenn ich Ihnen dieſen Lobſpruch länger verſchweigen wollte. Genug, Sie haben mich mit Ihrer Geſchicklichkeit beſchenkt; und was iſt billiger, als daß ich Sie wieder mit der meinigen beſchenke? Für zwo Stickereyen von Ihren Händen, ſchicke ich Ihnen zwey Bücher von den meinigen; einen Catechiſmus und einen Roman. Wenn Sie der letzte verderbt, ſo ſoll Sie der erſte unmittelbar wieder beſſern. Sie lachen? Wollen Sie mir etwan dadurch ſagen, daß ich mir dieſe Sorge nicht machen dürfte; daß mein Roman ſelber ein Catechiſmus wäre? Ey, ey, Jungfer Muhme, das war zu boshaft gelacht! So beißend hat mich noch kein Menſch kritiſiret. Ich vergebe es Ihnen, weil ich nicht gleich ein Mittel weis, mich zu rächen. Wir ſind nahe Freunde und * * ja; und wer weis, ob Sie ganz Unrecht haben? Wir wollen nicht mehr

daran

daran denken. Leben Sie wohl. Grüßen Sie Ihre liebe Mama und Jungfer Schweſter hundertmal von mir.

Siebenzigſter Brief.

An eine Freundinn.

Meine liebe Madam,

Ehe wir noch mit einander reden, ſo erlauben Sie mir, daß ich Ihnen in Gedanken etliche Dutzend Mäulchen geben darf; denn das kann Ihr Mann nicht ſehen, und wenn ers auch nach ſeiner Scharfſichtigkeit ſähe: ſo kann ers uns doch nicht wehren. Auf die Mäulchen will ich Ihnen nunmehr ſagen, daß ich Ihnen recht herzlich gut bin, und daß ich von Ihrer freundſchaftlichen Seele eben dieſes erwarte. Ach wenn doch der May ſchon da wäre! Den ganzen May will ich bey Ihnen zubringen; da wollen wir mit einander reden, mit einander leſen, mit einander ſcherzen, und ſpatzieren gehen, und uns freuen, daß wir lebrn, und gute Freunde ſind; da wollen wir uns ins Grüne ſetzen, und Blumen pflücken, und einander Kränze winden, und den Himmel für den ganzen Frühling danken.

Alles

Alles das wollen wir thun! Aber wo ſoll denn Ihr Mann bleiben? Ihr Mann? Der kann auch mitgehen, wenn er nicht zu ſtudiren hat. Er kann aber auch zu Hauſe bleiben, und unterdeſſen etwas poetiſches oder proſaiſches arbeiten, damit er uns bey unſrer Zurückkunft etwas vorleſen, und ſich unſern Beyfall verdienen kann. Wer geſund iſt, der muß arbeiten, und wer ſo viel Geiſt hat, wie ihr Mann, der muß für zwo Perſonen arbeiten; ein kranker Poet aber, und eine liebe junge Frau müſſen ſich für drey Perſonen vergnügen. Der Doctor hat mir ausdrücklich gerathen, daß ich den Brunnen in Ihrer Geſellſchaft trinken ſoll, und wenns der Doctor nicht geweſen iſt: ſo iſts mein eignes Herz geweſen, und beiden folge ich gern. Sie können unmaaßgeblich immer die jungen Hüner gut füttern laſſen. Gemäſtete Kälber ſollen auch ganz geſund ſeyn. Noch eins, liebe Madam, wo ſoll ich ſchlafen? Nur in keiner Kammer, wo Mäuſe ſind. Ich will lieber etliche kleine Bären und ein Rhinoceros um mich haben, als dieſe geſchwindfüßigen Unholde. Es geht doch auf Ihrem Landgute nicht etwan um? Nun, wenns auch wäre! Ich bringe einen ganz hübſchen Vorrath von ſchlechten Gedichten mit, mit denen ich die Geſpenſter auf zehn Meilen Wegs fortleſen will. Es haben ſich ſchon verſchiedne gute Freunde

zu meinen Reiſegefährten angeboten; es iſt mir aber immer, als wenn ich keinen mitnehmen würde. Ich kann nicht ſagen, warum; aber ich fühle es, daß wir ſie nicht brauchen. Ihr Mann möchte auch verdrießlich werden, wenn viele Leute unſre Vertraulichkeit mit anſähen.

Nun, das wird recht hübſch ſeyn! Aber meine liebe Freundinn, es ſind noch zween Monate bis dahin, wenn es doch nur ſo viel Tage wären! Nehmen Sie mirs nicht übel, ich muß Ihnen wieder ein Mäulchen geben. Denn ich bin von dem vielen Schreiben ganz entkräftet. Sie können mirs ja wieder geben, wenn ihr Mann Umſtände machen will. Grüßen Sie ihn, und ſagen Sie ihm, daß ich ſeine Schriften ſo gern, als Mosheims Werke, läſe, damit er mir nicht gram wird. Ich bin zeitlebens

Ihr rechter ſehr guter Freund.

Ein und siebenzigster Brief.

An einen guten Freund.

Sie wissen doch, daß heute schon der fünfte May ist, und daß Sie mir versprochen haben, den May bey mir auf dem Lande zuzubringen? Ich erinnere Sie also an Ihr Versprechen, oder vielmehr an das Vergnügen, das Sie sich selbst schuldig sind. Ich lade Sie vom neuen ein, im Namen meiner lieben Frau, im Namen der losen Doris, im Namen der Freundschaft, der Liebe und des Mays.

Das Herz der Edlen zu entzücken
Lachst du, o May, mit heitern Blicken
Aus der verschönerten Natur!
Schmückst Freunden, die dich zu geniessen,
Und dankbar zu gebrauchen wissen,
Vor andern Fluren meine Flur.

Kommen Sie, Sie sollen alles finden, was Sie von dem Frühlinge und einer gastfreyen Wirthinn erwarten können. O was machen Sie für eine unschlüßige Mine! Das ist die Mine des Unterthanen, dem der gnädige Herr einen Hoftag ansagen läßt, und nicht die Mine eines Geselligen, den seine

Freunde

Freunde zum Vergnügen rufen. Mit ihren traurigen Büchern! Ob Sie nun in Ihrem Leben vierzehn Tage mehr oder weniger ſtudiren, dabey wird die beſte Welt nicht viel verlieren. Sie und viele andre wiſſen zu viel, als daß ich glauben könnte, daß Sie noch aus Liebe für die Wiſſenſchaften und für die Welt, und nicht vielmehr aus einem weisheitsvollen Stolze ſtudiren ſollten. Im Vertrauen geredt, dieſe ganze Stelle von dem, O was machen Sie ſ ſ an, hat mir meine Frau eingegeben. Ich wollte es beſchwören, daß es zugleich eine Satyre auf mich ſeyn ſoll, und ich wollte gern böſe auf meine Frau werden, wenn ich nur könnte. Aber wo kann ich? Sie hat mir, da ſie mir die Spötterey vorſagte, eine Mine gemacht, in der mehr Freundlichkeit war, als in zehn Satyren Bosheit ſeyn kann. Sie bleibt die Frau, die ich mir nicht beſſer wünſchen kann, und die Sie, als Ihren Bruder, liebt; aber unter der Bedingung, daß Sie zu uns kommen. Sie hat unſerm Chriſtoph ſchon anbefohlen, daß er auf den Sonnabend nach L * * fahren, daß er ſein beſtes Kleid anziehen, daß er die Kutſche abputzen, daß er heute und morgen den Pferden viel zu gute thun, daß er Sie abholen, daß er nicht viel mit Ihnen reden, daß er Ihnen alles an den Augen abſehen, und ſich ja in Acht nehmen ſollte, daß Sie

nicht mitten auf dem Wege aus der Kutsche sprängen, und zu Fuße nach L * * zurück kehrten. Christoph fragte, ob denn der Herr so eigensinnig wäre. Ja doch, sagte meine Frau, er ist eben so eigensinnig, als gutwillig, um desto aufmerksamer müßt ihr seyn; kurz, es ist der Herr, in dessen Büchern ihr Sonntags immer lest. Hier verbeugte sich Christoph, und sagte, daß ihm ein ganzes Jahr Lohn nicht so lieb wäre, als daß er diesen Herrn fahren sollte. Er wird also auf den Sonnabend zu Mittage in vollem Staate, und in tiefer Ehrfurcht, vor Ihrem Hause erscheinen, und wir wollen Sie gegen Abend in der kleinen Allee, mit offnen Armen und gedeckter Tafel erwarten. Herr R * * läßt Sie ganz weichmüthig grüßen. Es ist mit dem Frühlinge eine große Veränderung in seinem Charakter vorgegangen.

Der Stolze, der vor unsern Ohren
Die Liebe tausendmal verschworen,
Verseufzt itzt seinen Tag betrübt;
Haßt, die ihn suchen aufzuwecken;
Flieht einsam in die finstern Hecken.
O May! wo ist sein Stolz? Er liebt!

Im Ernste, er liebt. Rathen Sie, wen? Sie errathens nicht. Die junge Wittwe. Diese hat durch Hülfe des Lenzes das ganze System seines hageſtolzischen Herzens

über

über den Haufen geworfen. Es ist sein Ernst, daß er sie heirathen will, und ich habe nicht viel dawider einzuwenden; sie vielleicht auch nicht. Unterdessen ist sie noch zu sehr Wittwe, als daß sie ihn unter acht Tagen anhören sollte. Kommen Sie, bringen Sie uns was zu lesen, ein offnes Gesicht, und ein offnes Herz mit.

Ich bin ꝛc.

Zwey und siebenzigster Brief.

Ein Frauenzimmer an ihren Liebhaber.

Ich habe mir alle Mühe gegeben, Sie zu vergessen, und ich hatte es, ohne Ruhm zu melden, schon weit gebracht; aber Ihr letzter Brief hat alles wieder eingerissen. Ich weis nicht, ob mein Herz zu gut ist, Sie zu vergessen, oder ob Sie zu gut sind, vergessen zu werden. Genug, ich fühle, daß Sie mir noch nicht gleichgültig geworden sind, und es würde mir gar nicht zuwider seyn, wenn ich eine Stunde um Sie seyn, und Ihrem prosaischen und poetischen Gewäsche zuhören sollte. Allein verlassen Sie Sich nicht zu sehr auf diese Versicherung. Ich stehe nicht für mein Herz. Woher weis ich, ob es den Eindruck von Ihren Verdiensten in die Länge behalten wird? Andre Leute haben auch Verdienste, und ein Verdienst kann ja wohl das andre auslöschen. Wenn ich Ihnen also recht ehrlich rathen soll, mein Geliebter, so schreiben Sie mir ja sein oft, damit ich Gelegenheit habe, mich an Sie zu erinnern, und mein Herz mit Ihnen vom neuem anzufüllen. Loben Sie mich ein bischen, reden Sie von meiner Geschicklichkeit in der Musik, im Zeichnen,

in der Poeſie. Sagen Sie, daß Ihre Verſe unter den meinigen ſind, daß Sie mir viel zu verdanken haben, daß Ihnen jede Stunde noch koſtbar iſt, die ich Ihnen aufgeopfert habe. Dieſes iſt das, was Sie mir ſchreiben ſollen. Die Art, es zu ſagen, überlaſſe ich Ihrem feinen Witze. Nun will ich Ihnen auch ſagen, was Sie mir nicht ſchreiben ſollen. Erſtlich überhaupt nichts von meinen Fehlern; denn wenn ich auch welche hätte; ſo haben Sie, als mein Verehrer, doch kein Recht, ſie wahrzunehmen. Ferner, ſchreiben Sie mir nichts von Charlotten, weder im guten, noch im böſen, denn ſie geht Sie nichts an. Ich habe es ihrem Manne geſagt, daß Sie Briefe mit ihr wechſelten, und er will deswegen an Ihre gnädige Herrſchaft ſchreiben. Wenn ich gewußt hätte, daß er die Sache ſo weit treiben würde: ſo hätte ich wohl ſchweigen können. Endlich ſchreiben Sie mir keine ſolche Verſchen mehr, als in Ihrem letzten Briefe ſtehen, ſondern warten Sie, bis ich Sie um ſolche traurige Neuigkeiten bitte. Und noch einmal endlich, fangen Sie meine Briefe nicht mehr durch: **Mein liebes Chriſtianchen**, an, oder, wenn Sie dieſes Wort ja nicht laſſen können; ſo ſetzen ſie wenigſtens: **Hochedelgebohrnes, Hochzuehrendes Chriſtianchen!** Unter dieſen Bedingungen ſollen mir Ihre Briefe allezeit lieb ſeyn.

Drey und siebenzigster Brief.

An den Herrn Baron Gr * *.

Vom Lande.

Wären Sie immer mit mir gefahren. Es gefällt mir ungemein wohl auf dem Landgute der Frau von K * *, und es würde mir noch beſſer gefallen, wenn ich weniger bedient würde, nicht ſo weich ſchlafen, und weniger vornehm ſpeiſen dürfte. Meine Wirthinn iſt die gefälligſte Frau von der Welt. Ihr Geſicht iſt ſo heiter, wie die Gegend auf ihrem Landgute, und ihre Fräulein Tochter könnte die Hälfte ihrer Reizungen und liebenswürdigen Eigenſchaften entbehren, und darum doch noch die Misgunſt der Schönen, und die gröſte Hochachtung unſers Geſchlechts verdienen. Soll ich Ihnen erzählen, wie ich meinen Tag hier zubringe? Aber warum frage ich noch? Sie haben mirs ja befohlen; ich habe es Ihnen verſprochen, und es würde mir zu viel an meinem Vergnügen fehlen, wenn ichs Ihnen nicht beſchreiben dürfte. Machen Sie ſich alſo immer zur Geduld gefaßt, Herr Baron! denn ich habe heute überaus große Luſt, zu ſchwatzen.

Ich

Ich schlafe in einem Zimmer, das auf der einen Seite in den Hof, und auf der andern in den Garten und in das Feld geht. Meistens um sechs Uhr des Morgens stehe ich schon an dem Fenster, und überschaue mit einem unersättlichen Auge den Herbst, im Felde und Garten. Der weite Himmel, davon wir in der Stadt nichts wissen, ist mir aus meinem Fenster ein ganz neues Schauspiel. Hier stehe ich nun, und vergesse mich eine halbe Stunde im Sehen und Denken. Nach diesen glücklichen Augenblicken, und ganz berauscht, von dem Geiste des Morgens, öffne ich die Thüre, um einen Bedienten zu haben; aber so glücklich wird mirs nicht. Nein, es kommen ihrer wenigstens drey auf einmal, die sich mir zu Ehren aus dem Athem gelaufen haben, und mit aller Gewalt zu meinem Befehle seyn wollen: und wenn ich den einen etwas bitte, so nimmt es der andre übel, daß ich weniger Vertrauen zu ihm habe. Kurz, ich muß mich anziehen lassen, ich mag wollen, oder nicht.

Unter dieser Beschäfftigung besuchen mich fünf bis sechs freundliche Windhunde, mit denen ich mich in ein kleines Gespräch einlasse, weil ich weis, daß sie mir nicht antworten. Indessen erzählt mir der Jäger ihre Thaten von Jagd zu Jagd, beschreibt mir das ganze Revier, und kränkt sich,

daß ich kein Liebhaber vom Hetzen bin. Weil ich ihm einigemal zu verstehen gegeben habe, daß man auch gegen die Thiere barmherzig seyn müßte: so hat er sich heimlich bey der gnädigen Frau erkundigt, ob ich ein Pietist wäre.

Nunmehr kömmt der Caffee; ich nehme ein Buch, mache eine gelehrte Mine, und den Augenblick fliehen meine Bedienten. Die Bücher, die ich zu mir gesteckt habe, sind der Terenz, der Horaz, und der Gresset. Sollten Sie wohl glauben, daß ich in diesen Dichtern auf dem Lande weit mehr Schönheiten finde, als in der Stadt? Doch warum sollten Sie sich wundern? Hier ist die Natur selbst ihre Auslegerinn, die sie begeisterte, als sie sangen. Und sie erklärt sie, wenn gleich nicht so gelehrt, doch angenehmer und deutlicher, als die angesehensten Commentatores. Die Beschreibung einer schönen Aussicht, die Gemälde von der Unschuld und Freyheit des Landlebens entzücken mich doppelt, wenn ich sie mit der Natur zusammen halten kann. Selbst die andern Schönheiten der Poeten rühren mich hier mehr, als in dem Geräusche der Stadt; hier, wo mein Verstand durch die Anmuth des Landlebens offner, und mein Geschmack lebhafter und feiner gemacht wird. Diesen Morgen fiel mir der Eynuchus in die Hand, ich wollte ihn durchlesen; aber ich kam in der ganzen Stunde

nicht

nicht weiter, als bis zu dem Ende der zwoten Scene; ſo oft bin ich durch die liebenswürdige Einfalt dieſer Auftritte entzückt und aufgehalten worden. Ich kann mir nicht helfen, ich muß Ihnen ein Stück aus der Anrede des Parmeno an ſeinen verliebten Herrn aufdringen; es iſt gar zu ſchön.

Et quod nunc tute tecum iratus cogitas:
Egone illam? quae illum? quae me? quae non?
ſine modo:
Mori me malim: ſentiet, qui vir ſiem.
Haec verba me hercule vna falſa lacrumula,
Quam, oculos terendo miſere, vix vi expreſſerit,
Reſtinguet: et te vltro accuſabis, et ei dabis
Vltro ſupplicium.

So? höre ich Sie ſagen, warum haben ſie denn eben dieſe Stelle ausgezogen? Iſt es etwan gar eine Bosheit, die mir gelten ſoll? Eine Bosheit? Nein, Herr Baron; aber fragen Sie nur Ihr Herz, ob etwas wahrers und richtigers ſeyn kann, als dieſe Stelle. Ja doch, rief ich überlaut, da ich ſie las, ja doch, eine kleine falſche Thräne! ich ſehe das Mädchen, itzt reibt ſie ſich die Augen, und zwar erbärmlich. Vortrefflich! Die kleine Thräne will nicht kommen; aber ſie muß. Und itzt löſcht dieſe Thräne alle die hitzigen Reden des Phädria aus; alle auf einmal.

So dachte und sprach ich mit mir, und schmahlte auf mich, daß ich nicht auch so klug, wie Terenz, wäre. Vergeben Sie mir diese Schulepisode. Ich will gleich von meinen Büchern zu einem andern Zeitvertreibe eilen.

Wenn ich mich bald satt gelesen habe: so warte ich der gnädigen Frau und Fräulein Tochter auf. Ich treffe sie gemeiniglich bey einem Buche, oder mit dem Verwalter über einer Rechnung an. Alles lacht mir entgegen, und so gar der Verwalter, der zwanzig Jahre ein Wachmeister gewesen ist, zwingt sich, aus seinem fürchterlichen Gesichte mir ein freundliches zu machen. In dieser Stunde, (denn so lange halte ich mich ungefähr in dem Zimmer meiner Gebieterinn auf,) verdiene ich eigentlich die Erlaubniß, mich auf ihrem Landgute zu vergnügen. Ich rede mit ihr, und unser Gespräch betrifft gemeiniglich die Erziehung ihres Sohnes, der Hoffnung ihres Geschlechts. Wenn es bald Mittag ist, so setze ich mich mitten auf den Hof, dessen oberste Hälfte gepflastert, und mit einem Geländer umgeben ist. Ich klingle mit einem kleinen Glöckchen, und darauf kömmt . . wer dächten Sie wohl? eine Heerde Federvieh, zu Fuße und im Fluge, herbey geschossen. Ich füttere also Hüner, Truthüner, Enten, Gänse, Tauben, alles unter einander, und überzähle meine Nationen. Der Tauben ist

bey-

beynahe ein unzählbares Volk. Darauf besuche ich die Rebhüner und Wachteln in ihrer Stube auf dem Taubenhause, und zugleich die jungen Tauben. Eine angenehme Scene! Hier füttert die Mutter ihre Kinder; dort brütet die andre eine noch zukünftige Nachwelt aus, und wird von ihrem Gatten ermuntert, das Nest zu verlassen, ihm Platz zu machen, und sich mit der Mahlzeit zu erquicken. Erst bittet er sanft und liebreich, dann redt er ernsthafter, und wenn sie von ihrer Pflicht noch nicht weichen will: so gebietet er mit einem täuberischen Tone, und dreht sich zehnmal in den Kreis herum, als wollte er sie nicht mehr ansehen, und ihr doch auch die Freyheit lassen, sich, unbemerkt, von ihm, aus dem Neste zu entfernen. Von da gehe ich in die Pferdeställe, und endlich von Stalle zu Stalle, und sehe die gute Ordnung, die Reinlichkeit der Ställe, und die Mühe, mit der die Menschen dem Viehe ihren Nutzen abverdienen müssen.

Um zwölf Uhr wird die Gesindeglocke geläutet, und nie bin ich froher, als wenn ich, ohne bemerkt zu werden, eine große Tafel, voll gesunder und hungriger Mägde und Knechte, speisen sehe. Wenn diese Leute auch sonst nicht so glücklich sind, als ihre Herrschaft: so sind sie doch bey Tische gewiß glücklicher. Alles ißt und redt zugleich an

ihnen. An der einen Reihe sitzt das Mannsvolk, und an der andern sitzen die Dorfschönen. Ein Brodt, so breit, wie der Tisch, ist vor der halben Stunde verzehrt. Sie können leicht denken, daß es unter diesen beiden Geschlechtern auch Zärtliche giebt, und daß sich der Knecht, wenn er in die Schüssel sehen will, zuweilen vergißt, und seiner Geliebten in die schwarzen Augen sieht. Gestern war in einem benachbarten Städtchen Jahrmarkt. Sie hatten, von ein Uhr an, die hergebrachte Freyheit, den Jahrmarkt zu besuchen. Alle waren bey Tische in ihrem völligen Staate, und jeder Knecht triumphirte mit einem Bande auf seinem Hute, wie es seine Schöne um die Haare trug. Ihre Tafel war mit etlichen Schüsseln Tauben besetzt. Alles gieng freyer und empfindlicher zu. Die Schönen scherzten mit ihren Geliebten, wer dem andern einen Jahrmarkt kaufen sollte, und brachen, um es durch das Glück auszumachen, das Schloßbein der Tauben mit einander entzwey. Die Chapeaus liessen den Schönen gemeiniglich die größte Hälfte, und diese bückten in währendem Spiele sich so vortheilhaft über die breite Tafel, daß ihre Galane entweder den Sieg vergaßen, oder ihn doch am Ende vergessen konnten;

Denn

Denn Mädchen, wenn ſie gleich das Dorf erzogen hat,
Sind wie die Mädchen in der Stadt.

Unter dieſen jungen Leuten ſitzt zu oberſt an der Tafel, ein ſchon grauer Mann, een pius Aeneas, welcher Nachtwächter von dem Herrnhofe iſt, und doch den Tag über die ſauerſte Handarbeit verrichtet. Man ißt nicht eher, bis er ſeinen Platz eingenommen hat, und ſo bald er aufſteht, folgt die ganze Schaar von zwanzig Perſonen nach. Wenn ſie Fleiſch haben, welches die Woche drey oder viermal geſchieht: ſo ißt er nur die Hälfte von ſeiner Portion, und die andre Hälfte trägt er ſeiner neunzigjährigen Mutter nach Hauſe. Und eben um dieſe zu erhalten, iſt er Nachtwächter, denn er bekömmt für jede Nacht einen Groſchen. Ein ſchreckliches Geld! Aber der gute Mann muß nicht nur von zehn Uhr bis zum Tage für dieſen Groſchen wachen, ſondern auch beſtändig beten und ſingen, damit man weis, daß er wache. Kurz, der Mann muß für das ganze Dorf und alle umliegende Gegenden beten. Er kann auch wirklich alle Pſalmen und das ganze Geſangbuch auswendig. Und in ſo weit dieſes zu ſeinem Dienſte nöthig iſt: ſo glaube ich, daß man weit eher zehn gute Gerichtsverwalter, als einen tüchtigen Nachtwächter für dieſen adlichen Hof finden kann. So wenig er ſchläft, ſo viel er arbeitet: ſo iſt er

doch

doch gesund, zufrieden, und die Freundlichkeit selbst. Sie vergeben mirs gewiß, daß ich mich so lange bey der Beschreibung dieses Mannes aufgehalten habe. Denn sind Sie nicht auch meiner Meynung, daß er eher verewiget zu werden verdient, als mancher große Mann, der sich in seinem Kupferstiche bewundert, und dessen Leben einen ganzen dicken Quartanten anfüllt?

Wenn das Gesinde gegessen hat, so geht unsre Tafel an, und ob gleich die gnädige Frau, mir zu Liebe, eine Stunde hat eingehen lassen, so sitzen wir doch noch immer zwo. Ueber der Tafel gehöre ich der gnädigen Frau an, und nach der Tafel, damit ichs kurz mache, dem Garten, dem Schache, und dem Clavecin. Der Abend, von acht Uhr an, ist für mich allein. Da lese ich noch eine Stunde, und so geht der Tag vorben. Was das meiste ist, so bin ich die ganzen acht Tage gesund gewesen. Das ist viel Glück!

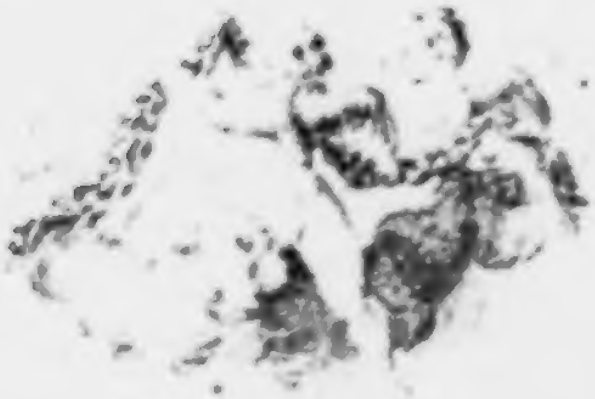
Mich deucht, Sie wissen nunmehr genug von meinem Zeitvertreibe auf dem Lande, und vielleicht mehr, als Sie haben wissen wollen. Dennoch muß ich Ihnen noch eine lustige Begebenheit erzählen, welche die Kirchenordnung in der hiesigen Gegend angeht. Diese ist sehr tyrannisch. Ich gehe am vergangnen Sonntage ganz allein in die

Kirche,

Kirche, weil die gnädige Frau Fremde bey sich hatte. Ich setzte mich unbekannt neben den ersten den besten Bauer. Ein Student stieg auf die Kanzel, und sieng über das Evangelium von den Lilien auf dem Felde eine schreckliche Predigt an. Er war so philosophisch, daß er den Bauern erklärte, was säen und erndten wäre. Die Predigt that ihre natürliche Wirkung auf mich; ich schlummerte sanft ein. Aber in dieser Kirche hat man die Freyheit nicht, über einer schlechten Predigt einzuschlafen. Mein Nachbar weckte mich mit einem ziemlichen Stoße sehr geschwind auf und rief: Der Junge kömmt! Ich wußte nicht, was er wollte, und glaubte, weil der Prediger gleich mit einer Stelle aus dem Cicero bewies, daß niemand reich wäre, der nicht eine Armee aus seinem Vermögen unterhalten könnte, daß er mich dieser gelehrten Stelle wegen aufgeweckt hätte, und also schlief ich wieder ein. Im kurzen erwachte ich zum andernmale von einem derben Schlage, und sah einen kleinen Bauerjungen mit einem ziemlich langen Stecken vor mir stehen. Er gab mir einen Verweis mit der Mine. Nun wußte ich, was mein Nachbar hatte haben wollen. Dieser Junge hat das Recht, mit seiner Lanze in der Kirche herum zu laufen, und die Leute aufzuwecken. Ich schämte mich, und wollte lieber eine elende

Predigt anhören, als mich noch einmal vor der ganzen Gemeine auf den Kopf schlagen lassen. Muß der Junge nicht lachen, wenn er in wenig Tagen den Herrn in der Kutsche der gnädigen Frau, mit vier Pferden bespannt, durch sein Dorf wird fahren sehen, den er am Sonntage seine Gewalt hat fühlen lassen? Ich bin mit dem Ende dieser Woche gewiß wieder in Leipzig. Wollen Sie aber noch zu uns kommen, so will ich bis künftige Woche hier bleiben, und mir in Ihrer Person ein neues Verdienst bey meiner Wirthinn und der Fräulein erwerben.

Ich dächte, Sie kämen!



PRO

COMOEDIA COMMOVENTE

COMMENTATIO

ORATIONI ADITIALI

D. XIV. IVL. CIↃIↃCCLI

H. IX. IN AVDIT. PHILOS.

HABENDAE

PRAEMISSA

A

CHRISTIANO FVRCHTEGOTT GELLERTO

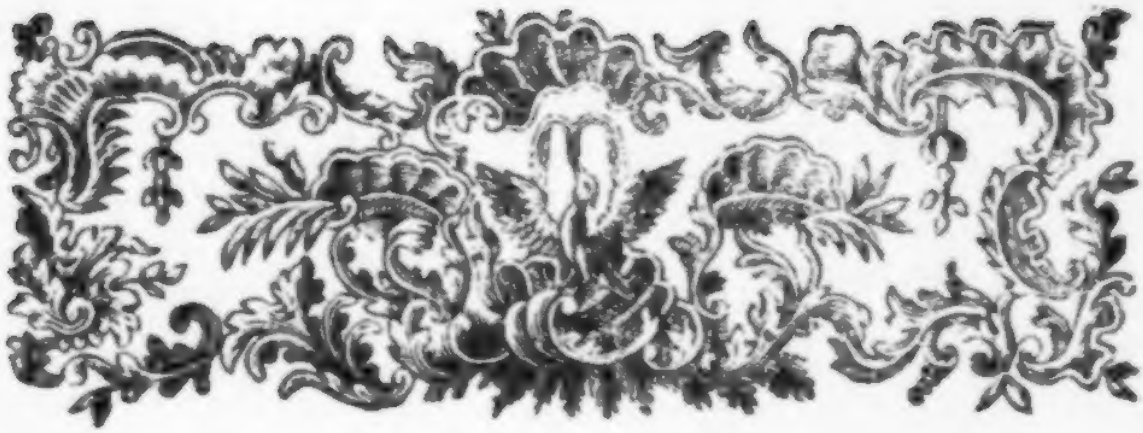
P. P. EXTRAO.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

LIPSIAE

EX OFFICINA LANGENHEMIANA.

Aesth. u. Kst. G.



Tentata eſt aetatis noſtrae ſcriptoribus, Francogallis praeſertim, eiusmodi comoedia, cuius argumentum non ad relaxandos ſolum, ſed et ad concitandos, hominum animos valeret, ita, vt non nunquam lacrumae conſequerentur. Quae quidem comoedia per ludum iocumque, Francogallico ſermone, *comedie larmoyante*, *) lacrimabunda appellari, et tanquam inepta tragoedine acmula a multis reprehendi ſolet. Mihi quidem animus non eſt, omnium et ſingularum fabularum, quae quidem in hunc cenſum venire poſſunt, patrocinium ſuſcipere; ſed inſtitui ipſum genus defendere, et, ſi fieri poſſit, efficere, vt appareat, comoediam poſſe cum laude commouere vehementius. DACIERIVS**) aliique, qui inchoatam ab Ariſtotele definitionem vberius

*) Vid. VOLTARIVS, Oper. Tom. IX. ab init. praef. *Nan.* praemiſ. edit. Dreſd.

**) In annotationibus ad Ariſtotelis Poetic. cap. V. p. 58. ed. Par. 1692. Ariſtote en faiſant la definition de la Comedie decide - quelles choſes peuvent faire le ſujet de ſon imitation. Il n'y a que celles, qui

vberius explicare voluerunt, omnem comoediae vim a ridiculo repetunt. Atqui concedendum quidem eſt, tametſi auctore VOSSIO *) et hoc dubium eſſe poſſit, maximam comoediae partem in ridiculo poſitam eſſe; tamen tenendum, non omnem in vno ridiculo eius virtutem eſſe quaerendam. Aut enim elegantiſſimae Terentii fabulae non ſint comoediae dicendae neceſſe eſt; aut comoedia ſeria quaedam interualla habet, ſeu potius habere debet, ne τὸ γελοῖον ipſa perpetuitate debilitetur. Quod enim ſine intermiſſione feſtiuum eſt, id aut minus, quam ſat eſt, ferit, aut denique fatigat animos noſtros. Neque vero quicquam aliud ex definitione Ariſtotelis intelligi poſſe arbitror, niſi qualia et quae potiſſimum vitia perſtringere debeat comoedia. Apparet enim inde, tractanda eſſe ea vitia, in quibus quis, non ſine inſigni ſuo dedecore, etſi ſine maximo ſuo, imo et aliorum, malo eſſe poſſit, vno verbo, quae riſu et ſatyra, non autem indignatione et poena publica digna ſint; quod tamen ipſum et Plautus et ii, quos ille e Graecis ſecutus eſt, non admodum curaſſe videntur. Imo confitendum eſt, eſſe vitiorum genus, quod maxime coniunctum ſit cum damno alterius, tanquam prodigalitatem, et tamen adhiberi poſſit ad comoediam, dummodo callide hoc agatur et perite; neque ego video, quid peccet comoediarum ſcriptor, qui vtilitatis ratione monitus, aliquando deſerat artis praecepta, praeſertim ſi

Habet bonorum exemplum: quo exemplo ſibi
Licere id facere, quod illi fecerunt, putat.

Sit

qui ſont purement ridicules, car tous les autres genres de méchanceté, ou de vice, ne ſçauroient y trouver place, parce qu'ils ne peuvent attirer que l'indignation, ou la pitié, paſſions, qui ne doivent nullement regner dans la Comedie.

*) Poet. L. I. c. V. p. 123.

Sit autem lepida vitiorum atque ineptiarum exagitatio praecipuum comoediae munus, vt hilaritas, coniuncta vtilitate, in animos audientium influat; ſed teneatur ſimul hoc, duplex eſſe ridiculi genus, vnum robuſtum quaſi et maxime palpabile, quod in cachinnos ſe effundat, alterum delicatius et modeſtius, quod idem moueat voluptatem et approbationem, non tamen illam, quae crumpat, ſed quae velut circa praecordia clauſa teneatur. Quod ſi effuſa ac vehemens illa hilaritas, quae ex priori genere exoritur, non facile fert grauiorem quandam animi affectionem: eam, credo, altera ſedatior feret. Deinde ſi ea delectatio, quae hilaritatis eſt, non eſt ſola, quae percipi poſſit ex imitatione vitae priuatae: quid delinquit comoedia, quae eiusmodi ſibi argumentum legit, vnde, praeter hilaritatem, quidam animi motus conſequatur, triſtitiae ille quidem ſpeciem prae ſe ferens, ſed per ſe dulciſſimus tamen? *) Quod cum commode effici poſſit, ſi non ſolum vitiorum, ſed et virtutis imaginem effingat comoedia: non video, cur illa malis perſonis bonas quoque et amabiles conſociare, ſeque eo ipſo gratiorem et vtiliorem reddere non debeat, vt quaſi reprimatur vetus illa gregis apud PLAVTVM querela:

Huiusmodi paucas Poëtae reperiunt comoedias,
Vbi boni meliores fiant.

*) Permagna enim (ait praeſtantiſſ. Anglus, IOSEPHVS TRAPPIVS) eſt diſcrepantia inter iſtam triſtitiam, quae in tragoedia dominatur, et iſtam, quae in comoediam admittitur. Illa, tanquam hiemalis tempeſtas, diem pene integrum nubibus et tenebris obuoluit; interſperſis tantum raris et breuibus lucis interuallis: haec actionem dramaticam, tanquam coelum tempore aeſtiuo plerumque ſudum, nubibus non nunquam, ſed rarius, intercipit. *Praelection. Poët.* p. 323. edit. alt. Londini 1722.

Fuerunt certe, vti Scaliger monet, veteres quidam, et Graeci, et Romani, qui duplex comoediae genus admiſerunt, eamque diuiſerunt in moratam et ridiculam, moratam dicentes, in qua mores, ridiculam, in qua ioci et ſales dominarentur. Quando autem non eius ſolum ratio eſt habenda, quod fieri ſolet in comoedia, ſed eius etiam, quod fieri debet: cur eam, auctore TRAPPIO, *) non ita definiamus, vt dicamus, comoediam eſſe poëma dramaticum, vitae communis et priuatae imaginem exhibens, virtutem commendans, et vitia quaedam atque ineptias hominum perſtringens, iocoſa praecipue ſiue lepida oratione. Hanc finitionem, confitemur, non in omnia et ſingula exempla poſſe transferri: ſed ſi eam quaeris, quae, quicquid comoediae nomine comprehendi ſoleat, exprimat, aut nullam omnino aut certe definitionis monſtrum habebis. Suffecerit nobis, hanc, quam noſtram fecimus, a fine, quem obtinere debet et facile poteſt comoedia, eſſe ductam, atque adeo inde et excuſationem et praeſidium habere oportere.

Sed vt cauſſam comoediae commouentis, niſi fat feliciter, diligenter tamen agamus, duplici accuſationi occurrendum eſt; quarum quidem altera eo redit, *tolli hoc modo diſcrimen, quod intercedere debeat inter tragoediam comoediamque;* altera autem in eo ſita eſt, *ſibi ipſi aduerſari comoediam, quae affectus inflammare velit cum cura.*

Quod ad priorem attinet rationem, mihi quidem non videtur eſſe timendum, ne fines vtriusque generis confundantur. Poteſt ad commouendum vim habere comoedia, et tamen longiſſime abeſſe ab indole tragoediae, ſi neque eosdem

*) l. c. p. 314. ſ.

dem prorſus motus excitat, neque eodem plane conſilio, neque iis rebus, quibus vtitur tragoedia. Inſaniret omnino comoedia, ſi grandem et horrendum tragoediae apparatum, caedes, deſperationes, et id genus alia, affectaret: ſed nihil horum vnquam molitur. Contenta enim facto aliquo populari, etſi rariori, neſcit actionis nobilitatem et magnitudinem; neſcit ſummorum hominum opiniones et mores, aut ſumma vel virtute, vel turpitudine excellentium; neſcit rei exitum triſtiſſimum; neſcit tragicum illud elatum atque magnificum dicendi genus. Haec omnia adeo in promptu ſunt, vt, ſi pluribus dicere velim, ea obſcurare velle videar. Neque vero eſt, quod quis dicat, comoediam, quae mouet, cum non nunquam miſericordiam excitet, vi quaſi iniuſta partes inuadere tragoediae. Quae enim comoedia vni item vel alteri perſonae accidere ſolet mala, ea quo modo vehementiſſimum illum, qui eſt tragoediae, ſenſum miſericordiae excitare poterunt? Sunt potius non niſi eius ſenſus initia, quae comoedia admittit, et ad breue tempus retinet, atque eo quidem fine, vt leuem hunc morum re aliqua optabili reprimere poſſit; quod longe ſecus fit in tragoedia. Sed veniendum eſt ad locupletiſſimum, ex quo comoedia ſolet mouere, locum, videndumque, an forſitan ab hac parte in bona tragoediae poſſeſſionemque impetum faciat. Ea comoedia, de qua quaeritur, quando mouet, nonne id plerumque efficit fingendo amore, eoque honeſto, graui, inſigni? Quid adeo intereſt inter eum amorem, quem tragoedia admittit, et hunc, quem comoedia? Immo vero permultum. Nam amor in comoedia non eſt heroicus ille amor, vinculis magnarum rerum, officii, fortitudinis, ſummae ambi-

ambitionis, aut anxie constrictus, aut infeliciter laxatus; non amor ille tumultuans, periculorum aut horrendorum criminum comitatu stipatus; non desperans ille, sed suauiter inquietus, implicitus quidem variis, quibus augeatur, aut reprimatur, impedimentis et molestiis, iis tamen, quae feliciter deniqne atque sine multo labore superentur, vt eueniat exitus, nisi singulis fabulae personis, tamen voto audientium laetissimus. Quapropter nulla artis confusio timenda videtur, cum comoedia non eundem, quem tragoedia, tractet amorem, sed, quemadmodum vi et magnitudine, ita effectis et adiunctis a tragico longe remotum. Atque sicuti amor, duplici imagine elucens, diuerso tamen modo expressus, non facile habebitur pro vno, neque adeo eandem in animos hominum vim exeret, cum v. c. vnius sunt sparsi capilli, turbata frons, oculi desperantes; alterius comtus capillus, subtriste ridens frons, et oculi suauiter solliciti: ita nec, qui in vtramque fabulam ingreditur amor, eiusdem est generis, nec eodem, vel pari modo, dici poterit mouere: Immo tantum abest, vt ab hac parte tragoediae iura violare velle videatur comoedia, vt potius nihil nisi sua tueatur. Quanquam enim iis non assentior, qui, auctoritate veterum quarundam tragoediarum moti, amorem prorsus e tragica fabula proscribunt; tamen neque omnem amorem, delicatiorem praesertim, ipsi conuenire, neque eum, qui conueniat, ibi regnare debere, inde certissimum est, quod tragoediae argumentum a solo amore peti non potest. Ille quidem grauiorum animi affectionum, a quibus actio tragoediae magnitudinem, splendorem, admirabilitatem accipit, tanquam accessio fieri potest, ita vt eas mox impellat magis,

mox

mox refrenet, non autem vt ipſius actionis caput ſit. Haec lex, tragoediae ſcripta, et a natura heroici facti repetita, ſatis declarat, vt amor actionis principium ſit, ſolius eſſe comoediae. Quicquid igitur amor, reiecta eius parte horrenda et funeſta, ad commouendum valet, illud omne iure ſuo comoedia vindicat. Praeclare monet praeſtantiſſimus CORNELIVS, in qua fabula ſolus amor, quamuis in principibus viris, dominetur, eam non eſſe tragoediam, ſed vi ſua comoediam. *) Multo minus itaque fabula, in qua regnet priuatorum hominum amor vehemens, naturam tragoediae affectare videatur. Quod autem de amore, comoediae vindicando, diſſeruimus, de reliquis quoque exiſtimo locis affirmari poſſe, qui ad concitandos animos aliquam vim habent, de amicitia, conſtantia, liberalitate, grato animo, ceteris. Quia enim hae virtutes, in quo ſunt, virum illum quidem bonum, non autem, niſi aliae accedunt, magnum et tragoedia dignum efficiunt, magisque adeo vitae priuatae, cuius imago eſſe comoedia debet, ſunt ornamenta: comoedia in iis virtutibus illuſtrandis iure ſuo verſabitur, et, quicquid ad animos ſuauiter afficiendos inde peti poterit, eius ſuo loco et tempore vtendi poteſtatem habebit. At enim tali modo ſterilis nimis atque iciuna videbitur comoedia, neque *iuuenum prodibit publica cura*, neque iis ſatisfaciet, qui ridendo latera ſua concuti volunt? Quid tum? At delectabit, (vt ait Clariſſ. WERENFELSIVS, **) ſapientes, at doctos,

*) Le Theatre de P CORNEILLE, V. Partie. à Amſterd. Premier Diſcours du Poëme Dramatique. p. 469.

**) In Oratione de *Comoediis*, p. 365. Diſſertat. var. argum. Parte altera. Amſtelaed. 1617.

ctos, probos, artisque peritos, qui non ridiculum quaerunt, sed aptum, non distortum, sed concinnum: et si non scurrae, ii certe, vt PLAVTINO verbo vtar, *qui pudicitiae praemium esse volunt, plausum dabunt.*

Venio ad alterum dubitationis caput, comoedias, quas dicimus mouentes, sibi ipsas aduersari, ita, vt, si commouere velint, aut non possint simul ridere hominum ineptias et vitia, aut, si faciant vtrumque, neque sint comoediae omnino, neque tragoediae, sed his interpositum atque medium quiddam, vt ad eas transferri possit hoc, quod OVIDIVS de *Minotauro* dicit, eum esse

Semibouemque virum, semivirumque bouem.

Hoc quicquid reprehensionis est, facile confici posse puto exemplis iis, quae frequentia habemus apud Francicos scriptores dramaticos. Si enim Destouchesius, Chaussaeus, Marivaux, Voltarius, Faganus, aliique, quorum sunt nomina et scripta regiones nostras diu peruagata, vna saltem alteraque comoedia feliciter praestant id, quod quaerimus, vt, conseruata hilaritate atque vi comica, sint etiam suo loco animi motus, ab argumento sponte profecti, in quibus sibi placeant audientes; quid amplius ad rem probandam afferri debebit? Atque, etiam si nulla nobis faueant exempla, tamen, rem commode posse fieri, pateat ex ipsa diuersa natura personarum, quas in scenam comicus producit. Cum enim, vti supra ostendimus, malis moribus bonos possit recte opponere, et illorum deformitatem horum venustate reddere

reddere insigniorem; cumque haec ipsa morum atque animi honestas, si satis declarari debeat, poscat res arduas, et ad tempus minus prosperas, quibus vim suam exerat: his materiae fabulae innexis et scienter tractatis, ea comoedia, quae in deridendis vitiis maxime versatur, nihilo minus audientium animos grauiori aliquo motu poterit demulcere. Magna omnino cautio adhibenda est, vt hoc suo loco et tempore, et, quantum satis est, fiat; imo sibi magis, quam oratori, comicus, pectora nostra inflammaturus, dictum putet, *nihil citius inarescere quam lacrumas*. Inprimis curandum est, ne, scena vna aliqua hilarissima vix dum peracta, mox ad scenam grauiorem ruamus; quo facto, animus a risu, quo quiete relaxatur, statim ad pleniorem humanitatis sensum traductus et abreptus, non minus sentiret molestiae, quam oculus, ex opaco loco in multum solem subito conuersus. Multo minus honestiori personae ea occasione, qua spectatorum animos ferit, tanquam comes, adiungenda est valde ridicula; neque quicquam, nisi animis satis ad id praeparatis, in hoc genere tentandum est, neque diutius immorandum iisdem affectibus. Reseruatis igitur scenis commouentibus commodo loco, qui ἐν τῇ ἐπιτάσει fabulae, saepissime ἐν τῇ καταστροφῇ, inueniri solet, comoedia munere suo satyrico rite fungi, nihiloque minus perturbare poterit animum. Multum omnino huc pertinet ipsius fabulae, quam doceas, constitutio et quasi structura. Si enim ea, quae praeter spem accidere finis feliciter, aut infeliciter, et quae occasionem praebent commotionibus, ita sunt reperta a moribus personarum, vt ferme aliter non potuissent euenire:

nire: tunc ſpectator, admiratione captus et veroſimilitudine, perſonae amicus aut inimicus, motui libenter ſe permittet, et cum voluptate mox iraſcetur, mox dolebit, mox vicibus eius perſonae, cui maxime faueat, prae gaudio illacrimabitur. Eo modo, quod pace b. l. afferam, affici ſolent ſpectatores eius comoediae, cui a ſortitionis teſſera nomen eſt, vltimo actu. Vxor Damonis, atque Carolina, puella, ob mores ſuos ſpectatoribus ſunt charae. Illa iam deſperauerat de recuperanda teſſera, qua ſibi decem milia thalerorum venerant, dolueratque vicem ſuam honeſtiſſime. Ecce venit Carolina, et praeter ſpem, quod perdidiſſe putauerat, affert affini ſuae, idque amantiſſimo animo. Exoritur nunc inter vtramque nobile beneuolentiae, et deinde, inter Carolinam et amatorem ipſius, amoris certamen; quod cum natura ſua, tanquam gratiſſimum ſpectaculum, ad commouendum ualeat, neque ſit e longinquo petitum, ſed in rei natura prorſus poſitum, et ab ipſis characteribus ſponte profectum, non modo ille exitus non repugnat comoediae, ſed potius, ceteris omnibus ſatis tractatis, prodeſt. Mihi certe comoedia, quae, cum ingenium audientium detinuit, ita finit, vt et animus ſuauiter commoueatur, non magis peccare videtur, ac coena, quae miniſtrato, quantum ſatis erat, vino leuiori, poculo demum aliquo fortiori incaleſcentes conuiuas dimittit.

At enim aliud genus eſt, quod magis in vitio eſſe videtur, propterea, quod ioci et ſales minus ibi dominantur, quam affectus; deinde, quod primariae eius perſonae aut

non

non ſint plebeiae et vitioſae, ſed nobilioris conditionis, moribus elegantibus et ſermone cultiori vtentes, aut ſi vel maxime habent vitia, tamen non ea, quae facile in plebem cadant. Cuius ferme generis comoediae ſunt Philoſophi amantes apud Deſtouchesium, Melanide apud Chauſſaeum, Pupilla apud Faganum, Sidney apud Greſſetum. Quoniam vero ea perſona, a qua potiſſimum fabula pendet, aut bonae notae eſt, aut tamen non in eo vitii genere poſita, quod magnopere riſum moueat, inde omnino quaeri poteſt, quanam in re conueniat eiusmodi ludus cum indole comoediae. Quamuis enim plerumque intericcti ſint hilariores characteres et quodam modo ridiculi; tamen, reliquis praeualentibus, ſatis apparet, hos appoſitos tantum eo conſilio eſſe, vt illi variarentur, non autem neceſſario, vti eos, a quibus ipſa fabula repetenda eſſet. Iam facile largior, eiusmodi fabulas non capi anguſtis illis limitibus, quibus comoedia circumſcribi ſolet, ſed illud quaero, debeantne illi limites ita promoueri ac proferri, vt huic dramatis generi locus ſit?*)

*) Si finis comoediae generatim animi libera eſt oblectatio, eaque efficitur apta imitatione vitae priuatae: facilis erit via ad inueniendas aeque ac conſtituendas diuerſas comoediae formas. Cum enim duplex ſit genus actionum humanarum, vnum quod riſum, alterum quod grauiores animi motus excitet: duplex comoediae, tanquam vitae imitatricis, erit forma; vna illa, quae riſui, altera quae grauioribus mentis motibus ciendis ſit accommodata; cum tandem actiones ſint, quae, ex diuerſis, quibus conſtant, partibus, ac diuerſis, a quibus ſuſcipiuntur, perſonis, conſideratae, vtrumque efficere poſſint: erit et mixtum comoediae genus, ex quo eſt e. c. Cyclops apud Euripidem, Glorioſus apud Deſtouchesium. Quod praeclare vidit nuper defunctus, mihique deſidera-

Quod ſi comoediae finis permittit, quid impedit, quo minus fiat? Auctoritas maiorum? Quaſi vero ſcelus eſſet, tentare aliquid, quod illi intentatum reliquerunt, aut abire a maioribus eadem de cauſſa, qua in ceteris eos ſequimur? Nonne HORATIVS adeo dicit?

> Nec minimum meruere decus, veſtigia Graeca
> Auſi deſerere.

Si non licet docere fabulas, niſi eas, quae exacte reſpondeant ARISTOPHANEIS, PLAVTINIS, imo et TERENTIANIS; valde timeo, ne parum conſulatur et bonis moribus, et aetatis noſtrae genio. Num eam fabulam, quae a vita communi euocata eſt, et ita tractatur cum virtute, vt et delectet et doceat, qui eſt finis omnis dramatis, quia comoediae definitio, a veteribus tradita, non ſatis in eam conuenit, eam igiturne theatro proſcribendam putabimus? An ea de cauſſa inepta et monſtri ſimilis erit? Iis in rebus, quae ſentiri et ſenſu iudicari poſſunt, vox naturae, opinor, haud paullo maior veriorque eſt, quam praeceptorum. Quae olim in ſcena vſu comprobata fuerant dramata, ab iis deinde regulae deſumtae ſunt. Itaque liceat nobis eodem beneficio frui, et, ſi qua eſt, praeter veterem, comoediae forma,

deſideratiſſimus amicus, SCHLEGELIVS, Profeſſor apud Danos, artis dramaticae decus perpetuum. Vide ſis, quae ex aliqua eius, caeteroquin inedita, ſuper hoc genere commentatione relata ſunt in animaduerſionibus ad BATTAEI libellum, *Les beaux Arts reduits à un même principe*, nuper conuerſum e gallica in linguam vernaculam, p. 316. edit. Lipſ.

ma, quae placeat, quae plauſum ferat, vno verbo, quae delectet et profit, ceterum communes et immutabiles dramatis leges non violet, ſed in fabula deſcribenda et diſtribuenda, atque in hominum moribus et naturis pingendis, diligenter ſeruet; cur de ea potius querendum, quam gratulandum nobis eſſe exiſtimemus? Putasne, ſi inepta iſta eſſet, de qua loquimur, comoedia, rem, tam ineptam, ſimul et prudentum et populi approbationem mouere poſſe? Scimus autem eiusmodi ludos multo cum plauſu Pariſiis, aliisque locis, iteratis vicibus, eſſe acceptos, facilemque ad animos aditum inueniſſe. Quod ſi plurimi tali dramate cum voluptate afficiuntur, paucos, qui nihil eiusmodi ſentire poſſe perhibent,*) quid multum morabimur? Sunt, quibus et hilarior comoedia nullo modo faciat ſatis, neque tamen ea de cauſſa bona eſſe definit. Aſt deprehenduntur in comoediis, quae mouentes eſſe volunt, ieiunae, ſrigidiuſculae, atque inſulſae multae? Quid tum? Mihi non eſt ſermo de quauis miſera fabella. Quin et ab altera parte multas eas-

que

*) Accommodari poſſe videtur comoediae noſtrae id quod CICERO de oratione aliqua, probanda an improbanda, contra BRVTVM diſputat. Tu artifex, *inquit*, quid quaeris amplius? Delectatur audiens multitudo et ducitur oratione et quaſi voluptate quadam perfunditur. Quid habes, quod diſputes? Gaudet, dolet, ridet, plorat, fauet, audit, contemnit, inuidet, ad miſerationem inducitur, ad pudendum, ad pigendum, *irascitur*, miratur, ſperat, timet: haec proinde accidunt, vt eorum, qui adſunt, mentes verbis et ſententiis et actione tradantur. Quid eſt quod expectetur docti alicuius ſententia? Quod enim probat multitudo, hoc idem doctis probandum eſt. Denique hoc ſpecimen eſt popularis iudicii, in quo nunquam fuit populo cum doctis intelligentibusque diſſenſio. CIC. in BRVTO. p. 569. I. edit. Elzeu.

que ineptiſſimas inuenire poſſis, quarum auctores non accuſari poſſunt, communes neglexiſſe regulas; immo vero principem regulam, vt cum BOILAVIO *) loquar, non tenuerunt. Nempe caruerunt ingenio venuſto. Iam quando idem accidit ſcriptoribus comoediae huius recentioris, culpa non in rem ipſam conferenda eſt. Vere autem ſi volumus iudicare, quale illi pretium ſit ſtatuendum, eam ad communem dramatis finem, vti monui, referamus neceſſe eſt. Sine dubio comoedia ad delectandum inuenta eſt, ſed quoniam nulla eſt delectatio, a regulis artis profecta et honeſta, cui non aliqua vtilitas adhaereſcat, comoedia quoque ad vtilitatem ſpectare dici poteſt et debet. Prius illud obtinetur tum ipſo fabulae argumento, tum perſonarum aptis, nouis, et variatis characteribus. Delectatio ex argumento fabulae gignitur primum, cum expectatio et mouetur et ſuſtinetur, deinde cum eidem ſatisfit aliter, ac ab initio viſum erat, vbique legibus veroſimilitudinis diligenter ſeruatis. Quod quidem adeo verum eſt, vt res, ſiue vere geſta, ſiue ficta, quamuis natura ſua maxime admirabilis, in ſcenam producta, tamen, ſi non ſit veroſimilis, nullo modo delectet.

> Reſpicere exemplar vitae morumque iubebo
> Doctum imitatorem.

Scilicet in omni fictione non tam ipſa fabula, quam ingeniam et artificium eius tractandae, parit voluptatem audientibus. „Is enim omne punctum fert, ait WERENFELSIVS,

*) In not. ad verſ. I. Artis Poët.

„FELSIVS, *) is delectat, qui perſonam, mores, affectus, „quoscunque demum in ſcena repraeſentare vult, optime, et „viuis, quantum fieri poteſt, coloribus depingit, ſpectato„res ſuos in rem praeſentem deducit, et quoscunque cupit, „in eorum pectoribus animi motus imprimit.„ Neque vero ſolum ideo placere dicatur comoedia, quod aliorum actiones abſurdas, et riſui mouendo aptas, oculis animisque defigit, (id enim et bona ſatyra praeſtat) ſed quod in argumento vno, et in ſe ſuaui, exponendo ita verſatur, vt ſpectatoris animum vbique expectatione ſuſpenſum habeat, eum commode detineat et exerceat, atque ita exercendo et perſuadendo voluptatem et approbationem moueat. Quo modo enim delectare potuiſſent ferme omnes, quas habemus, Fabulae Terentii, imo non nullae Plauti, tanquam Captiuei, in quibus, ob interuenientes Simones, Chremetes, Phaedrias, Hegiones, non ſolum magna pars fabulae non eſt ludicra, ſed potius ſeria. Sin autem ad hanc quaeſtionem delectationis non pertinet neceſſario actio ridicula; ſi omnis fabula, veritatis aemula, atque rebus, auditu viſuque dignis, diſtincta, demulcet animos; cur non argumentum etiam grauius, dulce tamen natura ſua, ad comoediam non nunquam adhiberi queat? „Tunc quo„que mirificam ſentimus voluptatem, **) cum arctam qua„ſi amicitiam cum certa in comoedia perſona inimus, pro „hac laboramus, pro hac ſolliciti ſumus, cum hac ami„cos inimicos communes habemus, pro hac tacita vota fa„cimus,

*) Ort. cit. p. 367. **) WERENFELS. eod. l.

„cimus, huius periculis metuimus, huius malis dolemus, „huius innocentia et virtute detecta gaudemus.„ Multa non ſunt iocoſa, neque tamen ideo triſtia. Delectabit fabula, quae nobis virum, ſummo loco atque genere ortum, cum puella infimae conditionis matrimonium inentem, ita ante oculos ponit, vt, quae inepte et abſurde in hoc amoris genere fieri poſſint, declaret. Sed mutemus ſtatum fabulae. Non ſit ineptum illud viri conſilium, ſed iuſtis de cauſſis aut laudabile, aut probabile ſaltem; minusne hic delectabit raritas et honeſtas rei, quam ibi turpitudo? Extat huius argumenti comoedia apud Voltarium, *Nanine* inſcripta, quam plauſum in theatro tuliſſe accepimus; neque negari debet, poſſe excogitari, et ad vitam priuatam accommodari eiusmodi facta, quae moueant admirationem, neque ſapiant fabulas romanenſes, vſu id ipſum comprobante.

Accedendum iam nobis eſt ad ipſos characteres bonos, qui obtinere ſolent in ea, de qua quaeritur, comoedia, atque videndum, quo modo inde voluptas delectatioque oriri poſſit. Cuius rei ratio ſine dubio in natura hominum et vi admirabili virtutis quaeratur. Etenim in noſtra poteſtate non eſt, approbare velimus, nec ne, quod recte, honeſte ac laudabiliter fiat. Naturali harum rerum pulchritudine et ſpecie ducimur: atque etiam peſſimus quisque, inuitus quaſi, ſibi placet in praeſtantia animi ſpectanda, qua neque praeditus fuit vnquam, neque, vt eſſet, elaborauit. Ii igitur, in quibus aliqua magna eaque,

popu-

popularis, virtus elucet, quemadmodum in vſu atque conſuetudine vitae, ita et in theatro cari gratique nobis eſſe ſolent. Parum tamen hoc foret, niſi alia accederent. Ipſa virtus, in ſcenam producta, magis placet, quam in vita hominum. Etenim cum inuidia, in conſpiciendo et fruendo viro bono, ſaepe vna cum admiratione naſcatur, tamen ea in ſimulacro virtutis videndo abeſt; inuidiae autem loco, excitatur in animo dulcis ſuperbiae ſenſus et amoris ſui ipſius. Intelligentes enim, ad quem praeſtantiae gradum humana natura euehi poſſit, nos nobis ipſis aliquid magni eſſe videmur. Nos itaque ipſi nobis placemus in illis fictis perſonis, eoque magis virtus in ſcena nos detinet, quod et faciles mores imponuntur bonis perſonis, et illa ipſa bonitas, vbique aequabilis et ſibi ſimilis, a natura magis donata videtur, quam labore et ſtudio parata. Verbo, ſicuti in ridiculis ſcenae perſonis, nobis ipſis plaudimus, quod non videmur eorum ſimiles: ita contra, bonos ſpectando characteres, de naturae noſtrae bonitate nobis gratulamur, id quod in virtutibus heroicis, in quibus tragoedia verſatur, minus euenire ſolet, cum nimium a communi conditione ſint remotae. Intelligo quid contra dici poſſit. Etenim dicat aliquis, quoniam quotidianarum rerum ſictio nullum ſui deſiderium aut admirationem faciat, adeoque neceſſe ſit, vt virtus in ſcena maior et ſplendidior proponatur, quam vitae conſuetudo vſusque ferat, conſequi inde videri, vt eiusmodi morum notationes, tanquam veritatem excedentes, minus, quam ſat eſt, placeant. Quod omnino timendum eſſet, niſi ars accederet, quae, quod in chara-

ctere formando exprimendoque videatur modum ac naturam ſuperare, apte iuuaret; quo fit, vt, quod vſu non frequentatur, probabile tamen videatur. Abhorreret fabula ab approbatione ſpectatorum, quae puellae infimi loci perſonam elegantiorem, ingenio moribusque conſpicuam, imponeret. Nam

> Si dicentis erunt fortunis abſona dicta,
> Romani tollent equites peditesque cachinnum.

Sed ſi fingamus, eam puellam a primis inde annis in illuſtrem aliquam familiam deductam, occaſionem morum et ingenii excolendi inueniſſe: tum, quae antea erat improbabilis perſona, fiet probabilis. Multo minus eximii mores et ſenſus animi generoſi nos offendent in illis, quos honeſta domo ortos et cum cura educatos ſciamus. Neque huius loci verosimilitudo tam veritate rei, quam hominum opinione, metienda eſt, ita, vt huc non pertineat, ſintne re ipſa, et quam multi ſint eiusmodi laudabiles homines; ſed vt ſatis ſit, multos eiusmodi quid videri eſſe. Quod etiam in vitiorum characteribus locum inuenit, qui non deſinunt nobis probari, quamuis excedant exemplar vitae communis. *) Sic Auarus in comoedia, quamuis auarior fingatur exemplis quotidianis, tamen non diſplicebit. Tanta eſt Thraſonis apud Terentium dementia, vt Gnathoni ſeruulisque, tanquam militibus, ad arma conuocatis, cum imperio praeſit, vbi ſtandum, quid cuique faciendum ſit, praecipiat,

*) Eleganter ſuper hac re diſſe- rit auctor libelli, qui inſcribitur, *Beyträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters*, p. 266. ſq.

cipiat: cuius militis glorioſi licet nullum vnquam fortaſſe extiterit exemplum, tamen Thraſonis perſona, quia reliqua cum glorioſis communia habet, ad veritatis ſpeciem ſe commendat. Idem accidit ab altera parte, vt perſonae alicuius bonitas, quae exſuperat, reliquis rebus, a veroſimilitudine non abhorrentibus, ratione aliqua adiuuetur, vel temperetur. Sunt praeterea in nobis ipſis varii ſenſus, qui faciant, vt ciusmodi characteribus fides haberi poſſit, neque appareat id, quod in iis abundet. Optamus tacite, niſi virtutis, tamen vtilitatis ſpecie capti, vt boni ſint quam plurimi; et quicquid, in imagine aliqua, cum laude tribuitur humanae naturae, nobis ipſis tribui putamus. Inde fieri ſolet, vt boni characteres, quamuis praeſtantiſſimi et omne exemplum ſuperantes, praeſidium in excellenti de nobis ipſis opinione et virtutum vtilitate inueniant. Qui characteres, ſi ob eam, quam afferunt delectationem, merito fabulis adhibentur, multo magis, vtilitatis ratione habita, admittendi ſunt. Improborum imagines ſolum declarant, quid inepte, quid peruerſe, quid turpiter fiat; bonorum autem, quid recte, quid pulchre, quid cum laude. Illae a vitiis reuocant vel deterrent, hae ad virtutem ſequendam ſpectantes cohortantur et adducunt. Et ſicuti parum eſt, ſcire, quid dedeceat, et ſibi cauere diſcere ab eo, quod in omnium reprehenſionem facile incurrat: ita maius et fructuoſius fane eſt, intelligere, quid vere pulchrum ſit, atque velut in imagine videre, qui et quales eſſe debeamus. Neque ſolum ſermones, bonis perſonis accommodati et attributi, eam vim habent; ſed ea ipſa,

quae in fabula laudabiliter ab iis acta finguntur, quae ſunt oculis ſubiecta fidelibus, nobis in rebus humanis exemplum pulchri atque honeſti ſponte adferunt. Vt itaque eiusmodi fabulae ex recepto vulgarique artis vſu nomen comoediae non poſſint iure vindicare; tamen beneficiis atque priuilegiis comoediae dignae erunt, tum quia delectare, tum quia valde prodeſſe, atque ita iis accedere poſſunt dramatibus, quae laudatiſſimus WERENFELSIVS c. l. his verbis deſiderat: "Tales denique ſint co„moediae noſtrae, quas PLATO in republica ſua tolera„ret, quas Cato cum voluptate aſpiceret, quas Veſtales ſine „pudicitiae laeſione ſpectare poſſent, et, quod caput eſt, „quas Chriſtianos homines et agere et ſpectare decet.„ Certe qui ad ſcribendas comoedias animum appulerunt, ii non male feciſſe putandi ſunt, ſi inter alia etiam id operam dederunt, vt fabulae vis ac ratio vehementiorem aliquem humanitatis ſenſum excitaret, quem vel lacrumae, teſtes commotionis, conſequerentur. Quotus enim quisque eſt, qui non nunquam eo modo perturbari nolit, qui non interdum eam voluptatem, qua animus totus quaſi perfundatur et inundetur, anteponat huic, quae non niſi ſummas animi extremitates, vt ita loquar, adluat. Lacrumae, a comoedia expreſſae, ſimiles ſunt pluuiae mitiori, quae ſegetes non ſolum laetas, ſed et frugiferas reddit. Haec omnia non eo dicta ſint, vt comoedia vetus illa hilarior de iuſta ſua poſſeſſione depellatur, (imo vero maneat illi aeterna auctoritas atque dignitas!) ſed vt in conſortium ſocietatemque veniat haec recentior, quae

quae, vulgaribus ferme exhauſtis characteribus, nouos, copioſioremque adeo fabulae materiam, praebet, ac ſermonum genus variat. Si qui ſunt, qui ea ſolum de cauſſa comoediae intereſſe velint, vt in effuſiores ſoluantur cachinnos, hos Terentii atque Deſtouchefii aliique huius generis Comici non admodum curabunt: iis vero diſplicuiſſe, quos nihil, niſi effrenata et barbara iocandi petulantia, delectet, non adeo magnum dedecus videbitur, Iudicabunt et poſt nos iudices, his quoque ſeruiendum. Fuit Flaccus, qui, auctoritate critica vſus, pronunciauit:

> At proaui noſtri Plautinos et numeros et
> Laudauere ſales; nimium patienter vtrumque
> (Ne dicam ſtulte) mirati.

Erunt fortaſſe aliquando, qui reprehendant, nos in ſerenda comoedia mouente nimium impatientes, ne dicam aſperos, fuiſſe.

Haec pro comoedia mouente, vt exiſtimatorem potius, quam magiſtrum, ediſſeruiſſe ſufficiat. Properandum enim mihi eſt ad illud officium, cuius cauſſa haec ſcriptio a me ſuſcepta eſt. Cum enim admirabili REGIS NOSTRI POTENTISSIMI, FRIDERICI AVGVSTI, PATRIS PATRIAE OPTIMI, indulgentia mihi munus, optimas artes in hac florentiſſima litteraria Vniuerſitate publice extra ordinem docendi, contigerit,

gerit: id beneficium Regium grata piaque oratione prosequendum est, cui recitandae dies XIV. Iul. est constitutus. Igitur RECTOREM ACADEMIAE, MAGNIFICVM, COMITES ILLVSTRISSIMOS, VTRIVSQVE REIPVBLICAE PROCERES, nec non, GENEROSISSIMOS ATQVE NOBILISSIMOS CIVES ET COMMILITONES, verecunde atque humanissime oro rogoque, vt me, illo die, de *vi atque vtilitate optimarum artium ad morum elegantiam vitaeque communis suauitatem*, dicturum, praesentia sua dignari atque ornare velint.

Anhang
zu der Sammlung vermiſchter
Schriften

von

C. F. Gellert.

Mit Röm. Kaiſerl. und Churfürſtl. Sächſ. allergn. Privilegiis.

Leipzig,
bey M. G. Weidmanns Erben und Reich, 1769.

Universitäts-Bibliothek Leipzig

54 - 6145

LEIPZIGER STADTBIBLIOTHEK

Von der
Vortrefflichkeit
und
Würde der Andacht.

Von der Vortrefflichkeit und Würde der Andacht.

Viele denken ſo niedrig von der Andacht, daß ſie dieſelbe nur für das Antheil kleiner und einfältigen Seelen halten; und es iſt doch nichts gewiſſer, als daß eben der Mangel der Andacht eine ſolche Seele verräth; ſo wie ihre Gegenwart nur die Eigenſchaft eines empfindlichen und edlen Herzens ſeyn kann. Dieſes zu erweiſen, darf man nur zeigen, was die Andacht iſt, woher ſie entſteht, und was ſie für Wirkungen auf die Seele und den Wandel der Menſchen hat.

Ohne eine richtige und lebendige Erkenntniß Gottes und ſeiner unendlichen Vollkommenheiten kann keine wahre Andacht ſtatt finden. Dieſe Gemüthsverfaſſung beſteht eben darinne, daß wir die Größe und Güte Gottes uns würdig denken und ſie lebendig empfinden. Sie iſt es ja, die unſern Verſtand mit den Eigenſchaften, Werken, Wohlthaten und Geboten Gottes, ſo wie ſie uns die

Natur und Offenbarung lehren, oft und lebhaft unterhält, und ihm dieſelben tief einprägt. Sie iſt es, die dadurch in unſerm Herzen die Empfindungen der Ehrfurcht und Liebe, des Vertrauens und der Dankbarkeit, der Demuth und gänzlichen Unterwerfung gegen Gott, erwecket, welche dieſe Betrachtungen ſtets begleiten, wenn ſie nur nicht allein oft, ſondern auch mit Aufmerkſamkeit und Lebhaftigkeit angeſtellt werden. Denn nicht jede auch oft angeſtellte Betrachtung Gottes iſt Andacht, oder wird zur Andacht. Nicht derjenige iſt andächtig, der nur aus bloßer Wißbegierde, oder ſeines Amts und Berufs wegen ſich mit der Betrachtung Gottes beſchäfftiget, und dabey ſo kalt bleibt, als ob er ſich mit den gleichgültigſten Gegenſtänden unterhalten hätte; ſo wenig als es der Heuchler iſt, der nur die Miene der Andacht zu ſeinen irdiſchen Abſichten mißbraucht, ohne ihren Geiſt zu haben. Doch die Andacht verlangt nicht nur eine lebhafte, ſondern auch eine wahre und richtige Erkenntniß Gottes und göttlicher Dinge. Ohne Wahrheit in unſerm Verſtande iſt auch keine Wahrheit und Richtigkeit in unſerm Herzen und in unſern Empfindungen. Sich ſelbſt mit dem Traume eines gewiſſen frommen Gefühls ſchmeicheln, ohne von Gott mit Ueberzeugung richtig, deutlich und würdig zu denken, iſt Andacht in der Einbildung und verborgne Heucheley des Herzens, oder fromme ſelbſtbetrogne Einfalt; ſo wie es ebenfalls nicht der wahre Geiſt der Andacht, ſondern fanatiſche Hitze iſt, wenn man Gott und ſeine Eigenſchaften in einem falſchen Lichte betrachtet, und in ſich dadurch gewiſſe Empfindungen erzwingt, die Gott und ſeinen Eigenſchaften nicht gemäß ſind. Wem gebühret alſo der Ruhm der wahren Andacht? Nur einem Geiſte, der Gott in

dem

dem wahren Lichte betrachtet, in dem er ſelbſt ſich uns durch die Vernunft und Offenbarung gezeigt hat; und der, zurückgezogen von der Welt und ihren Zerſtreuungen, mit geſammelten Kräften in ernſthafter Stille, bald aus der Schrift, bald aus einem andern geiſtreichen Buche, bald aus ſeiner eigenen Kenntniß das Andenken an Gott, ſeine Eigenſchaften, Werke, Wohlthaten und Gebote oft, und wirklich in der frommen und großen Abſicht erneuert, um in ſeinem Herzen diejenigen Empfindungen zu erwecken und zu unterhalten, welche dieſe Betrachtungen zu erzeugen ſo fähig ſind. Nur derjenige Chriſt iſt andächtig, der, um dieſe Abſicht zu erreichen, nicht allein überhaupt, ſondern auch insbeſondre, und mit Beziehung auf ſich ſelbſt, alles dieſes überdenkt; der dieſe Empfindungen, ſo bald er ſie fühlet, gern in ſich aufnimmt, ſein davon erfülltes Herz zu Gott ſelbſt erhebt, ſich in eine Art des Geſprächs und nähern Umgangs mit ihm verſetzet, und als vor dem Angeſichte des Allgegenwärtigen ihm ſein ganzes Herz, bald in einem anbetenden Lobe, bald in einem freudigen Danke, bald in einer kindlichen Bitte, bald in einer reuvollen Abbitte, bald in einer erneuerten Zuſage eröffnet, und ſich nicht nur von Gott, ſondern mit Gott ſelbſt unterhält.

Aber was iſt bey dieſer Verrichtung klein? Iſt es der Gegenſtand? Was iſt gröſſer, als Gott, der Unendliche, der alles, was groß und gut, was betrachtens- und liebenswerth iſt, im höchſten Grade beſitzet; als Er, der Vater aller Vollkommenheit, der Schöpfer und Herr der Natur, der Allmächtige, durch den wir ſind und leben, in deſſen Willen und Macht unſer Glück oder Elend beruhet? Dieſen Gott denken wir, wenn uns die Andacht beſeelet, in aller der anbetenswürdigen Gröſſe und Güte,

in der wir ihn nicht nur in dem lichte der Natur, sondern in dem noch höhern lichte der Offenbarung erblicken. Wir denken ihn, wie er uns wunderbar bereitet hat, und als der liebreichste Vater erhält, wie jeder Augenblick unsers Lebens sein Geschenk ist, und wie wir nichts seligers thun können, als seinen Willen erforschen und ausüben, weil sein Wille nichts als Güte und Weisheit, nichts als unser Glück ist. Wir denken und erwägen, wie jede Verletzung seines Willens Frevel und Aufruhr ist; wie heilig und gerecht Gott ist, und wie unrein und sündig wir vor seinem Angesichte von Natur sind, und welche unaussprechliche Liebe er uns durch die Erlösung seines Sohnes erwiesen. Dieses oft, mit Ernst und Empfindung denken und erwägen, kann dieß die Eigenschaft einer einfältigen Seele seyn? Wer die Erkenntniß des Allmächtigen für klein, und die Bemühung, in derselben zu wachsen, für Schwachheit ansieht, ist mehr als ein Thor; er ist der nächste zum Thiere. Und wer es für Schande hält, von Gott abzuhängen, und ihm ähnlich zu werden, wie soll man den nennen? Daß wir ohne Erkenntniß Gottes nicht edel und tugenhaft seyn können, ist eine eben so faßliche Wahrheit, als daß wir ohne Augen nicht sehen können. Was kann also thörichter seyn, als die Erkenntniß menschlicher Nichtswürdigkeiten und Eitelkeiten, mit denen sich die Neugier zu beschäfftigen pflegt, der Erkenntniß Gottes und seines Willens vorziehen? Denn derjenige hat gewiß keinen Verstand, der den wahren Werth der Sachen nicht zu beurtheilen weiß, ein Nichts für sein Glück, und das Glück eines Vernünftigen für nichts hält. Wer würde den nicht verlachen, der den Besitz einer Blume, die in wenig Stunden verwelket, dem Besitz der ganzen Welt vorzöge? Handelt

aber

aber derjenige verständiger, welcher die Kenntniß der Mittel, den Beyfall eines Menschen zu erhalten, der Kenntniß, den Beyfall Gottes zu erlangen, vorzieht?

Die Andacht erfordert, daß wir unsere Sinne von den gewöhnlichen Gegenständen abziehen, unsere Gedanken sammeln, unsere Lüste schweigen heißen, und uns über die sichtbaren Dinge erheben. Zu dieser Beschäfftigung gehöret Gewalt über sich selbst, Begierde nach Liche und Wahrheit, Achtsamkeit des Verstandes, und Schärfe der Einbildungskraft. Warum glaubt man denn, daß andächtige Seelen meistentheils einfältige und unwissende Seelen sind? Wir halten ja denjenigen nicht für einfältig, der, seinem Amte wohl vorzustehen, sich oft die Pflichten seines Amtes mit einer gewissen Stille des Geistes vorstellt, und seinen Vergnügungen entsagt, um die Wichtigkeit und die Forderungen seines Berufs in ihrem ganzen Umfange zu betrachten. Warum sehen wir es denn als eine Einfalt an, wenn ein Christ eifrig ist, die Pflichten seines Berufs und den Umfang der göttlichen Gebote, in allen besondern Fällen des Lebens, zu überdenken?

Eine der vornehmsten Pflichten der Andacht ist die Prüfung unsers Herzens. Niemand kann Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten, zu ihm um Vergebung rufen, sich seinen Beystand ernstlich erbitten, noch sich der Erlösung seines Sohnes getrösten, und sein Gewissen durch den Glauben beruhigen, ehne den Willen Gottes, der unsere Heiligung ist, auf sich selbst zu ziehen, und seine vielfältigen Abweichungen von diesem Willen zu überdenken. Aber sein Herz, das natürlicher Weise, aus Stolz und Eigenliebe, die Prüfung flieht, aufrichtig erforschen, in seine geheimsten Absichten eindringen,

und ſeine Neigungen, nach dem Geſetze der Vernunft und des Gewiſſens, und nach den Ausſprüchen der Offenbarung, ſtrenge beurtheilen, iſt gewiß keine Frucht der Einfalt. Was thut der Chriſt, wenn er ſich in der Stunde der Andacht prüfet? Er ſtellt ſich vor dem Auge des Allwiſſenden in ſeiner ganzen Blöße dar. Er erkennet ſeine Thorheit als Thorheit. Und ſo ſehr ſich deſſen natürlicher Weiſe das Herz weigert, nöthiget er ſich dennoch, eine böſe Handlung in allen ihren Folgen und Veranlaſſungen, nach dem wahren Grade ihrer Strafbarkeit, nach dem Widerſtande, den man dabey gefühlet, zu betrachten, ſelbſt jeden unreinen Gedanken zu verklagen, jedes Uebermaaß erlaubter Neigungen zu bemerken und zu beſtrafen, und die böſen, aber auch liebſten, Neigungen der Natur für das, was ſie ſind, für Krankheiten und Schande der Seele anzuſehen. Iſt aber dieß wohl das Geſchäffte eines ſchwachen Geiſtes? Und wenn er vor dem Angeſichte des Allerheiligſten fortfährt, auch das Gute, das er thut und wünſchet, in der Stunde der Andacht aufrichtig zu prüfen, ſich einer löblichen Abſicht, einer rühmlichen Verleugnung ſeiner aufgebrachten Begierden, oder einer Handlung der Liebe und des Mitleidens dankbar vor Gott zu erfreuen; wenn er, ſage ich, auch den Werth des Guten, das er ausübt, und ſein Wachsthum in demſelben, überdenkt und empfindet; und doch ſeinen Stolz zurückhält, und doch im Herzen mit Demuth auf Gott und Menſchen blicket, und doch ſeine Schwachheiten und Unvollkommenheiten beſeufzet, und ſtets wünſchet, mehr zu thun, und es herzlich bereuet, nicht genug gethan zu haben; iſt dieſes die Eigenſchaft oder die Bemühung einer gemeinen und einfältigen Seele? Was wäre Hoheit der Seele, wenn dieſes niedrige Geſinnungen ſeyn ſollten?

Man

Man ſtelle ſich noch die Früchte und Abſichten der Andacht vor, um ihr Edles und Großes kennen zu lernen. Ihr Nutzen iſt nichts Geringers, als das Wachsthum der Weisheit und Tugend, des Glaubens und der Liebe, des Eifers zum Guten und der Abneigung gegen das Böſe. Durch die Andacht erwecken wir das Vertrauen auf Gott, ſtärken unſern Muth in Gefahren, verſichern uns des Troſtes im Elende und der Mäßigung im Glücke, befeſtigen unſere Ergebung in alle Rathſchlüſſe der Vorſehung von unſern Schickſalen, von unſerm Leben und Tode. Auf dieſe Weiſe bildet uns die Andacht zu nützlichern Bürgern, und zu vorſichtigern und ruhigern Chriſten. Sie giebt uns zu allen Pflichten und Begegniſſen dieſes Lebens mehr Stärke und Wachſamkeit. Sie macht uns mit Gott vertraut, mit der Welt des ewigen Lebens bekannt, und geſchickt, den Tod zu beſiegen, und uns durch die Ausſicht eines ewigen Glücks, durch den großen Gedanken unſrer Erlöſung durch Jeſum Chriſtum, über den Bezirk der Erde zu erheben, und ſchon hier mit unſerm Herzen im Himmel zu wandeln. Und der Menſch, der eine Beſchäfftigung unternimmt, die ihm ſo große Vortheile ſchenket, ſollte dadurch ein einfältiges Herz verrathen? Wenn iſt denn die Sorgfalt für ſein Glück, und zwar für das Glück der Seelen, Einfalt geworden? Wenn der Held, der ſein Vaterland beſchützen ſoll, alles unternimmt, ſeinen Muth anzufeuern, und alle Klugheit gebraucht, den Feinden zu widerſtehen, oder ſie zu ſchwächen; wenn er ſelbſt durch die Gefahren geſetzter und durch ſeinen Verluſt weiſer werden lernet, und alſo die ſicherſten Mittel vorſichtig und herzhaft anwendet, um ſein und ſeines Vaterlandes Glück zu beſchützen: ſo heißt er mit Recht ein ruhmvoller Held. Aber der

Chriſt, der für ſein unſterbliches Glück und ewiges Vaterland, für ſich und ſeine Brüder, in dem Werke des Glaubens und der Tugend eben das thut, der ſollte ein ſchwacher Geiſt ſeyn? Verſtand und Freyheit, Gewiſſen und Offenbarung haben, und gegen ſein Glück, gegen die Reinigkeit der Seele, unempfindlich ſeyn, hingegen menſchliche Ehre, Reichthümer und Freuden der Sinne, höher ſchätzen, als Ehre bey Gott und Reichthum an guten Werken, als den Frieden eines guten Gewiſſens und die Anwartſchaft der ſeligen Unſterblichkeit, iſt eben ſo viel Thorheit, als wenn ein Regent bey dem erhabnen Berufe, wohl zu herrſchen und Millionen Menſchen zu beglücken, und bey allen dazu nöthigen großen Eigenſchaften es doch für edler halten wollte, ſich eine Fertigkeit im Ballſchlagen zu erwerben, als Menſchen ruhig und glücklich zu machen.

Will man vielleicht zweifeln, daß die Andacht dieſen gerühmten Nutzen nach ſich ziehe: ſo erinnere man ſich nur an die Natur der Seele und der Andacht. Man entferne zuerſt den unrichtigen Gedanken, als ob Gott etwas gewönne, wenn wir andächtig ſind; als ob unſer Andenken an ihn, an ſeinen Willen und ſeine Werke, ein eigentlicher Dienſt wäre, den wir ihm leiſteten; und als ob es ihm, wie den Großen der Welt, zur Ehre gereichte, wenn wir ihm unſere Ehrfurcht und Liebe, oder unſere Reue und den künftigen Eifer in ſeinen Befehlen, zu erkennen geben. Gott iſt kein Menſch. Er ſieht unſre Gedanken von ferne, und ſah aller Menſchen Herzen, in allen ihren Wegen und Abſichten, ehe ſeine Hand noch Eins bereitet hatte. Er bedarf unſrer Ehrfurcht nicht, wie der Regent der Erde der Ehrfurcht der Unterthanen bedarf. Unſre Opfer der heiligſten Gedanken und Lobgeſänge

geſänge vermehren ſeine Glückſeligkeit eben ſo wenig, als die Opfer aller Thiere und die Erbauung unzählbarer Tempel. Gleichwohl ſagt uns die Vernunft, daß wir Gott die Verehrung des Herzens ſchuldig ſind; und Gott ſelbſt befiehlt uns in ſeinem Worte das Gebet und die Andacht, als eine nothwendige Pflicht. Und warum? Nicht nur, weil die Andacht und das Gebet dem natürlichen Verhältniſſe, darinne wir gegen Gott als ſeine Geſchöpfe und Kinder ſtehen, höchſt gemäß iſt, ſondern auch vornehmlich, weil Gott, der immer unſre Pflicht zu unſerm Glücke machet, wohl ſah, daß auch die Andacht und das Gebet ein Mittel ſind, das unſer Herz weiſer und tugendhafter bilden kann.

Wenn wir oft und feyerlich vor ſeinem Angeſichte erſcheinen, an die heiligen und hohen Wahrheiten der Religion denken, und, losgeriſſen von der Erde, uns mit der Betrachtung der Güter, die uns allein in jene Welt folgen werden, unterhalten; wenn wir ſeine Liebe und Fürſorge über alles, und beſonders gegen uns ſelbſt, wie ſie mit jedem Tage wirket, erwägen; wenn wir oft den Gedanken von ſeiner Allwiſſenheit, Macht und Heiligkeit in unſre Seele rufen; wenn wir an dieſen Gott mit allen ſeinen hohen Eigenſchaften itzt nicht nur denken, ſondern uns mit ihm ſelbſt unterhalten, ſelbſt zu ihm denken, zu ihm reden: ſo wächſt nicht allein unſre Erkenntniß von ihm, ſondern ſie wird auch lebendig und kräftig in uns; ſo wie Gott ſelbſt in dieſer Art des nähern Umgangs unſrer Seele gegenwärtiger wird. Seine Eigenſchaften werden uns zu Bewegungsgründen der Tugend; und ſowohl Ehrfurcht und Liebe, als Dankbarkeit und Vertrauen nehmen gegen einen Gott zu, den wir kennen, und immer vor Augen und im Herzen haben. Sollte ein Chriſt,

Christ, der das Heil, das ihm der Sohn Gottes mit seinem Blute erkauft hat, oft und andächtig überdenkt, der seine göttliche Majestät und die freywillige Erniedrigung, um uns ewig zu beglücken, ehrerbietig erwägt, in seinem Herzen keinen Abscheu vor der Sünde fühlen, deren schreckliche Strafen Christus trug; keinen Eifer zur Tugend, die uns seine Lehre, sein Leben und sein Tod predigen, keine Liebe zu dem Erlöser und seinen Willen? Sollten die Drohungen und Verheißungen Gottes, die wir uns in der Stunde der Andacht zu Gemüthe führen, keinen Eindruck zurücklassen, heilig zu seyn, wie Er ist? Oder wird die Prüfung unsers Herzens und Wandels, die wir itzt in dem Angesichte Gottes unternommen haben, uns bey unsern täglichen Fehltritten nicht weiser, und stärker zum Kampfe gegen die Sünde machen, nicht mit demüthigem Verlangen nach seinem Beystande erfüllen?

Wenn der Christ des Morgens den Gedanken mit Ueberzeugung gedacht hat: Gott lebt, Gott regiert die Welt, nichts ist so geringe, das nicht unter seiner Anordnung oder Zulassung stehe, er hat die Haare auf deinem Haupte gezählet, und denen, die ihn lieben, soll alles zum Besten dienen: so wird dieser Gedanke, wenn er ihn des Tages bey einer bevorstehenden Gefahr, oder einem zu duldenden Verluste, wieder in seiner Seele erneuert, auch seine Kraft an ihm äußern. Er wird ihn beherzter und gelaßner machen, wenigstens dem Unmuthe und der Trostlosigkeit wehren, und sie nach und nach besiegen.

Wenn ich in den Stunden der Andacht Gott für mein irdisches und ewiges Glück danke, das heißt, bey diesen Vorstellungen seine Liebe, mein Glück und meine Unwürdigkeit empfinde; sollten diese Empfindungen nicht ein

Saame

ne des Gehorsams und der Demuth werden? Wenn
t in der Prüfung vor Gott erkenne, daß ich einen
unedlen Gedanken meiner Seele erlaubt, oder eine
nißfällige Neigung gehegt habe; wird dieses keine
, die Reue keinen Vorsatz, und der Vorsatz keine
ung wirken? Und werde ich mich in der künftigen
de der Andacht und Prüfung wieder vor sein Ange-
wagen können, wenn meine vorige Prüfung fruchtlos
ar, wenn ich diese Bestrung nicht an mir finde, und
r noch ganz mit den vorigen Fehlern vor ihm er-
?

Ein Mensch, der in den Augenblicken der Andacht,
in aller seiner Größe, und sich in seiner Niedrig-
blickt, und der durch sein Gebet selbst ein Geständ-
iner Unwürdigkeit, Ohnmacht und Dürftigkeit ab-
ein solcher Mensch wird schwerlich den Stolz noch
nem Herzen ernähren können. Er wird schwerlich,
er itzt den Gedanken in seiner Seele erneuert hat,
in Nächster von eben dem Gott erschaffen, erlöset
ewahret ist, und daß sie beide ihre Gaben, als un-
nte Geschenke, aus Einer wohlthätigen Hand er-
haben; er wird, sage ich, schwerlich diesen Näch-
wenn er mehr empfangen [illegible], verachten, und sich,
u helfen, oder ihn zu ertragen, schämen können.
die Liebe Gottes in sich erneuert und stärket, der be-
und vermehret auch zu gleicher Zeit die Liebe des
sten, und erwecket so wohl den Geist der Sanft-
und Bescheidenheit, als des Mitleidens und der
lfertigkeit.

Ist aber die Andacht ein Weg, uns in der wahren
eit und Klugheit zu erhalten, sich die hohen Wahr-
der Religion gegenwärtig und lebendig zu machen,

von ſeinen Pflichten ſich mehr zu überzeugen, ſein Herz genauer kennen zu lernen, und Furcht und Liebe gegen Gott zu beleben und zu vermehren: nun ſo iſt ſie ein ſicheres Mittel zu unſrer Gemüthsruhe und unſerm ewigen Glücke. Und ein ſolches Mittel ſorgfältig, oft, mit redlichem Herzen, in Unterwerfung gegen Gott, anwenden, und alſo andächtig ſeyn, dieſes wird ſtets ein Kennzeichen eines edlen und weiſen Herzens bleiben; ſo wie die Geringſchätzung und Unterlaſſung dieſes Mittels ein ſinnliches und niederträchtiges Herz verrathen wird.

Ich will zu dieſer Betrachtung noch einige Anmerkungen über die Art und Zeit der Andacht hinzuſetzen. Wie oft wir dieſe Pflicht ausüben ſollen, hat uns die Schrift nirgends befohlen. Allein wenn ſie uns ermahnet, daß wir am Gebete anhalten, daß wir immerdar beten ſollen: ſo verlanget ſie offenbar, daß wir oft andächtig ſeyn ſollen. Wir ſind freylich nicht hier, um unſer Leben nur in andächtigen Betrachtungen zuzubringen. Gott hat tauſend Bedürfniſſe unſrer Erhaltung und Bequemlichkeit dem Fleiße der Menſchen überlaſſen, und uns ſo viele und mannichfaltige Pflichten gegen uns ſelbſt und unſern Nächſten auferlegt. Er hat eben ſo wohl befohlen zu arbeiten, als zu beten. Es kann alſo nicht ſein Wille ſeyn, daß wir der Andacht ſo pflegen ſollen, daß wir die Geſchäffte des Lebens darüber vergeſſen. Die Mutter, die für ihr Haus ſorgen, Kinder erziehen, und ihrem Manne die Laſt ſeines Berufs erleichtern ſoll, und es doch für ihre Pflicht hält, den größten Theil des Tages der Andacht zu widmen, verſteht das Gebot der Andacht unrichtig, und hebt offenbar den Nutzen und Einfluß derſelben auf. Sie ſollte andächtig ſeyn, um eine deſto ſorgfältigere Mutter und Gattinn zu werden;

und ſie wird eine ſchlechtere Mutter, um andächtig zu ſeyn. Der Staatsmann, der zu der Stunde, wo ihn die Wohlfahrt des Landes ruft, ſich für berechtiget hält, nicht zu erſcheinen, weil er ſeine Andacht noch zu verrichten hat, verſteht ſie nicht richtiger, als ſie der Arzt verſtehen würde, der, um Gott erſt das Opfer der Andacht zu bringen, einen Kranken zu retten verabſäumte. Allein ſo viel iſt gewiß, daß Perſonen, welche Gott weniger in die Umſtände geſetzt hat, dringende und beſchwerliche Geſchäffte zu beſorgen, auch einen größern Theil der ihnen überlaſſenen Zeit zur Andacht anwenden können und müſſen. Und endlich kann wiederum kein Leben ſo beſchäfftiget ſeyn, das uns nicht des Tages, oder in der Stille der Nacht, wo nicht Stunden, doch Augenblicke zur Andacht ſchenken ſollte.

Weder die Länge, noch die Kürze, kann überhaupt unſrer Andacht einen Werth geben. Unſer Erlöſer hat die langen Gebete verboten, aber nicht ohne Ausnahme. Er ſelbſt hat zu gewiſſen Zeiten lange im Gebete beharret. Ich glaube alſo, daß es kein gutes Kennzeichen unſers Herzens iſt, wenn wir immer nur kurze Augenblicke zu unſrer Andacht finden können. Sollten wir von denen Stunden, die wir auf die Vergnügungen, oder auf müßige Beſuche verwenden, nichts abbrechen können, wenn wir den Werth der Zeit und der Andacht genug verſtünden? Niemand leugnet, daß diejenige Gutthätigkeit, da ich mir ſelbſt von erlaubten Vergnügungen etwas entziehe, um einen Elenden zu erquicken, größer ſey, als die Mildthätigkeit, da ich mich gleichſam nur meines Ueberfluſſes entſchütte. Sollte es nicht auch edler ſeyn, zuweilen ſeinem Vergnügen eine Stunde zu entziehen, und ſie der Erbauung ſeines Herzens zu heiligen?

Da wir nicht zu aller Zeit gleich geſchickt ſind, unſre Gedanken zu Gott zu erheben: ſo wird es keine nothwendige Pflicht ſeyn, ſeine Andacht an gewiſſe beſtimmte Stunden zu binden. Allein, da wir nicht dieſe Uebung ganz unterlaſſen, wenn wir uns keine Geſetze vorſchreiben: ſo würde es auch eine Vernachläſſigung der Andacht ſeyn, wenn man gar keine gewiſſe Zeit für ſie ausſetzen wollte. Der Anbruch des Tages und die feyerliche Stille der Nacht ſcheint uns vorzüglich zu dieſem Geſchäffte einzuladen. Unſre Erwachung aus dem Schlafe, in welchem wir uns unſrer nicht bewußt waren, iſt eine Art der Auferſtehung für uns; und es iſt ſehr natürlich, nach der empfundenen Süßigkeit des Schlafes, bey dem Gefühle neuer Kräfte, und dem majeſtätiſchen Anblicke der wieder aufgehenden Sonne, Empfindungen der Dankbarkeit und Ehrfurcht in ſich zu erwecken. Eben ſo muß es am Ende des Tages einem empfindlichen Herzen leicht ſeyn, ſich durch die Vorſtellung der genoſſenen Freuden und der überſtandenen Beſchwerlichkeiten, der begangenen Fehler und des vollbrachten Guten, in die Empfindungen des Dankes, der Reue und des Vertrauens auf Gott, zu ſetzen, deſſen Schutz in dem hülfloſen Zuſtande des Schlafs am meiſten in die Augen fällt. Allein ſollten deswegen nicht auch am Tage ſich gewiſſe bequeme Zeitpunkte zur Andacht darbieten, wenn wir nur begierig wären, ſie aufzuſuchen, wenn wir uns weniger mit unnöthigen Sorgen und Geſchäfften beſchwerten, weniger für die Eitelkeit und Mode lebten, und uns über gewiſſe Vorurtheile des ſogenannten Wohlſtandes, der oft nur eine Verſchwendung der Zeit iſt, hinwegſetzten? Sollte es in der Einſamkeit nicht edler gehandelt ſeyn, einen Blick in unſer Herz und unſre Abſichten, in die beſondre Vorſehung

ſetzung Gottes bey dieſem oder jenem Umſtande des Lebens zu thun, ſich mit einer großen Wahrheit der Religion zu unterhalten, als an ein Nichts zu denken, oder einer Begierde der Eigenliebe, einem Traume des Glücks und einer nichtswürdigen Neuigkeit nachzuhängen?

Vielleicht gewöhnet man ſeinen Geiſt zu wenig, an der Andacht Geſchmack zu finden; und vielleicht iſt man eben deswegen öfter aus Mangel des Verſuchs, als aus einem wahren Unvermögen, zur Andacht ungeſchickt. Wir fühlen zuweilen, wenn wir uns zu einer Arbeit des Verſtandes anſchicken, eine gewiſſe Trägheit, die uns den glücklichen Erfolg abſagt. Indeſſen verſuchen wirs, und wir finden oft am Ende, daß wir nie glücklicher gearbeitet haben. Warum ſtellen wir nicht eben dieſe Verſuche bey unſrer Andacht an? Wiſſen wirs voraus, daß ſie mißlingen werden? Und können wir nicht abbrechen, wenn wir fühlen, daß wir keine Gewalt über unſre Seele haben? Erſchöpft von ſtrengen Arbeiten, voll von dem Geräuſche einer großen Geſellſchaft, die man itzt verlaſſen, oder träge nach dem Genuſſe der Mahlzeit, oder mürriſch nach einem Verdruſſe in ſeinen Angelegenheiten, zur Andacht eilen, heißt ungeſchickt ſich zu ihr nahen. Die Würde und den Nutzen der Andacht ſich nicht vorſtellen, ehe man ſie anfängt, heißt ſich nicht gehörig dazu vorbereiten, und eben dadurch ſich ſelbſt ihres Segens berauben. Die gehabte Andacht nicht durch die Ausführung unſers angelebten Vorſatzes den Tag über fortſetzen, heißt ſich die Andacht beſchwerlich und ſchrecklich machen. Wer das Wort Gottes nicht mit einem guten Herzen hört und bewahret, bey dem bringt es keine Früchte; und wer nicht mit einem guten Herzen ſich zur Andacht vorbereitet, und ihre Kraft nicht darinne bewahret,

wird von der Andacht vergebens hoffen, daß sie ihn wei-
ser und frömmer machen soll; denn es war keine Andacht,
es war nur ein Schatten derselben. Warum hört Gott die
Sünder nicht, wenn sie beten? Weil sie kein aufrichtiges
Verlangen nach den Gütern des Heils haben, um die sie
bitten. Und wie können wir glauben, daß Gott unsre An-
dacht segnen werde, wenn er sieht, daß wir selbst kein Ver-
langen nach diesem Segen haben, und daß wir vor ihm
erscheinen, wie der Knecht vor seinem Gebieter, mit Wider-
stande und einem heimlichen Wunsche, daß man der An-
dacht überhoben seyn möchte?

Man kann leicht seine Andacht als ein verdienstliches
Werk bey Gott ansehen, wenn man glaubt, daß sie Gott
angenehm sey, und daß man ihm dadurch einen besondern
Dienst erzeige. Man denke also stets daran, daß sie un-
sre Pflicht, und zwar eine Pflicht sey, die Gott uns zum
Besten verordnet hat; und daß er Gott ist, und als Gott
handelt, ohne unser Gebet. Sind endlich alle Opfer der
Pflicht bey Gott nur geltend, wenn wir sie im Vertrauen
auf die Fürbitte und das Verdienst des Erlösers, das al-
lein unsre Mängel bedecken und uns vor Gott einen Werth
geben kann, ihm darbringen: so kann man leicht einsehen,
daß alle unsre Andacht, die von keinem **Glauben an den
Erlöser geheiliget** wird, vor Gott nichts mehr sey, als
der Laut der Musik, die wir ihm in den Tempeln bringen;
denn Gott ist nicht ein Mensch, der durch unsre Bitten
und Wünsche, durch Worte und Töne zur Gnade bewegt
würde. Weder die Menge der Gebete, noch der Betenden,
giebt eigentlich unsrer Andacht die Kraft bey Gott, sondern
die Hoffnung auf seine Barmherzigkeit, und seine Verhei-
sung, uns um Christi willen zu begnadigen und zu erhören.
Dieser Glaube muß die Seele unsrer Andacht, so wie unsers
ganzen Christenthums seyn.

Lehren eines Vaters für seinen Sohn,

den er

auf die Akademie schickt.

Lehren eines Vaters für seinen Sohn,

den er

auf die Akademie schickt.

Mein Sohn,

Ich wiederhole Dir hier die Lehren schriftlich, die ich Dir theils von den ersten Jahren an, theils zu der Zeit, da ich Dir die Akademie von ferne zeigte, gegeben habe. Laß Dir diese Schrift einen beständigen Beweis meiner Liebe gegen Dich, und auf dem Wege, der Dich nun näher zu Deinem Glücke führen soll, eine tägliche Ermunterung seyn. Du trittst in eine neue Lebensart, und in eine Dir noch fremde Welt; und ich und Deine rechtschaffnen Anführer haben Dich zu keiner andern Absicht so sorgfältig bis in Deine erwachsnen Jahre geleitet, als um Dich in den Stand zu setzen, daß Du nunmehr Dein eigner behutsamer Führer werden, und den Schritt aus Deines Vaters Hause, den Schritt in die große Welt, zu Deiner Wohlfahrt thun könnest. Ich kenne Dein gutes Herz, Deine Liebe zu mir, Deine Begierde nach Wissenschaften, und nach dem Beyfalle der Verständigen, ich kenne Deine Tugend; ich kenne aber auch die Fehler Deines Alters und Temperaments, den Mangel Deiner Erfahrung, den verführerischen Reiz des

lasters und die Gefahren der großen Welt, in denen das beste Herz unterliegen kann, wenn es sich nicht mit täglicher Vorsichtigkeit und Klugheit waffnet. Höre mich denn an, mein liebster Sohn, den ich nicht allein für diese Welt, sondern für die Ewigkeit erziehen will. Der Gott, der Dich mir gegeben hat, wird Rechenschaft von mir fordern, wie ich Dich gebildet habe; aber er wird auch von Dir Rechenschaft fordern, wie Du der unterrichtenden Liebe Deines Vaters gefolgt bist.

Eben die Jahre, in denen Du itzt stehst, sind die entscheidenden Jahre Deines Lebens. Sie sind gefährlich wegen der Heftigkeit der jugendlichen Leidenschaften, die sich so oft der Weisheit und Tugend widersetzen, und wegen der Freyheit, die Du erlangst, vieles nach Deinem Wohlgefallen zu thun, oder zu unterlassen; eine Freyheit, die so vielen auf der Akademie eine Ursache ihres Verderbens geworden ist.

Du widmest Dich den Wissenschaften, die Deinen Verstand und Dein Herz ausbilden und Dich zum Dienste der Welt, und zur Beförderung Deines eignen Glücks, geschickt machen sollen. Diese doppelte Absicht ist ein göttlicher Ruf; und dieser Ruf, der Deiner natürlichen Neigung gemäß ist, muß Deinem Studiren Leben und Würde e theilen. Studire also nie, um nur Andre an Einsichten zu übertreffen, um in der Welt mit dem Namen eines großen Gelehrten zu prangen, um hohe Würden zu ersteigen, und durch Reichthümer und Pracht Deinen Fleiß belohnet zu sehen. So lange Du in dieser Absicht studirest, so verderbest Du Dein Herz durch Eitelkeit und Stolz, zu eben der Zeit, da Du Deinen Verstand und Dein Gedächtniß mit Kenntnissen und Einsichten bereicherst, die an sich sehr nützlich sind, Dir

selbst

ſelbſt aber wenig Nutzen ſchaffen. Studire zur Ehre Gottes, das heißt, wende Deine Kräfte zur Erlangung der Weisheit und Tugend, zur beſtändigen Ausübung derſelben, und zu ihrer künftigen Ausbreitung unter den Menſchen, aus Gehorſam gegen Gott, an: ſo verherrlicheſt Du die göttlichen Abſichten, und ſo ſtudireſt Du chriſtlich ſchön. Die Religion, mein Sohn, wie Du oft von mir gehöret haſt, iſt kein bloßer Gegenſtand des unmittelbaren Gottesdienſtes und der geheimen Stunden, die wir der Andacht ſchenken. Wir entehren ſie, wenn wir ihre Uebung nur als ein Opfer betrachten, das wir Gott in gewiſſen Zeitpunkten bringen ſollen. Sie iſt eine göttliche Weisheit, die uns gegeben iſt, unſer Herz edelgeſinnt und ruhig zu machen, und die daher in unſer ganzes Leben einfließen ſoll. Wir können und ſollen die Wiſſenſchaften aus eben der Abſicht treiben, aus der wir beten, oder ein Werk der Liebe ausüben; aus der großen und auf Gott gerichteten Abſicht, unſre Pflicht zu erfüllen; die Pflicht, die er uns aufgelegt hat, alle nützliche Mittel zur Verbeſſerung unſrer mannichfaltigen Kräfte und Fähigkeiten ſorgfältig anzuwenden, um dadurch unſer eigen Glück und das allgemeine Beſte zu befördern. Setzen wir auf beiden Seiten gleichviel Luſt, Fähigkeit, Fleiß und Gelegenheit voraus, welche die Gelehrſamkeit erfordert: ſo iſt es gewiß, daß ein Studiren, welches durch eine ſo edle Abſicht belebt wird, glücklicher von ſtatten gehen muß, als die Erlernung der Wiſſenſchaften, die ihre Nahrung nur aus unſrer Eitelkeit, oder aus unſerm Eigennutze zieht. Ein Fleiß, den wir mit jedem Morgen durch die Betrachtung, daß er unſre Pflicht und unſer Glück iſt, erwecken; den wir durch Klugheit und nach den Vorſchriften erfahrner Männer des Tages

über fortsetzen; ein solcher gesetzter und in guter Ordnung durch ganze Jahre forteilender Fleiß, wird eine weit reichere und gesegnetere Erndte bringen, als der gierigste Fleiß eines eitlen und lohnsüchtigen Jünglings.

Wer nicht nur aus Geschmack, sondern auch aus Religion studiret, wird sparsamer mit seiner Zeit umgehen, die Hindernisse des Fleißes leichter überwinden, standhafter in dem Plane seiner Unternehmungen seyn, eifriger, das Beste und Nützlichste vorzüglich zu erlernen, und beflißner, sich den Rath und den Unterricht einsichtsvoller Männer zu Nutze zu machen. Wie er nicht lernt, um zu pralen, zu schimmern und die Einkünfte des ersten besten Amtes zu erbeuten: so wird er nicht voreilig in seinem Fleiße seyn, sondern seine Reife abwarten, und seine Kräfte auf wahre und gründliche Verdienste und nicht auf den Schein der Verdienste verwenden. — Ein junger Mensch mit Fähigkeiten, der auf eine so gesetzte Art studiret, wird wackern Männern und edlen Freunden nicht lange verborgen bleiben. Er wird eben dadurch mehr günstige Gelegenheiten für seinen Fleiß erlangen, mehr Rath, mehr Ermunterung und Beyfall, mehr Unterstützung durch gute Bücher, die er nicht besitzt, oder noch nicht kennt. Und der dienstfertige Verstand rechtschaffner Männer, welcher Vortheil ist er nicht für den Jüngling auf der Bahn der Wissenschaften?

Wer nicht nur aus Geschmack, sondern aus Eifer für seine Pflicht studiret, wird ruhiger studiren, als ein Andrer. Welches Glück! Er weis, daß er bemüht ist, seine Kräfte, seine Zeit und sein Vermögen nach seiner besten Einsicht und dem Rathe der Klugen anzuwenden; und dieses tröstet ihn, wenn er nicht stets das erreicht, was er wünschet, und die Fehler erblicket, denen uns die

menſchliche Schwachheit jeden Tag von neuem ausſetzet, und die zu erkennen und abzulegen ein ſo groſſes Geſchäffte einer jeden Lebensart iſt. Die Eiferſucht, daß André glücklicher fortrücken und ihre Talente einen größern Umfang haben, wird ihn ſelten, oder doch nicht lange beunruhigen können. Er gebraucht ſein Talent, es ſey gegen die Gaben der Andern auch noch ſo klein, als ein göttliches Darlehn. Er ſieht es als ein Geſchenk der Gottheit an, die ihre Gaben ſtets weiſe austheilet, und von dem, der nur Ein Pfund hat, auch nicht mehr, als den Wucher Eines Pfundes fordert. Iſt er treu in dieſer Anwendung ſeines Pfundes: ſo iſt er das, was er nach der göttlichen Beſtimmung ſeyn ſoll; und Neid und Eiferſucht über höhere Gaben werden ſein Herz nicht leicht vergiften. Und eben deswegen, weil er ſich nach ſeinen Kräften mißt und von Kennern meſſen läßt, wird er nicht fruchtlos nach dem ſtreben, was er nicht erreichen kann, ſondern ſich ſtets auf diejenige Seite wenden, wo er nach ſeinem natürlichen Charakter das Meiſte ausrichten und den größten Nutzen ſtiften kann. — Ein Menſch, liebſter Sohn, der in ſo edler Abſicht ſtudiret, der ſich täglich durch ſolche Betrachtungen zu der Pflicht des Fleiſſes anfeuert, der, ohne die Mittel der menſchlichen Klugheit zu verabſäumen, den Geber aller Weisheit um Segen zu ſeinen Unternehmungen zuverſichtlich anruft, der hat dieſen Segen auch vor Andern zu genießen. Und eben die gnädige und weiſe Vorſehung, die den Plan unſers Schickſals angelegt hat, ehe wir noch waren, wird ihm nun auch die Wege bezeichnen, die er zu ſeinem Glücke gehen ſoll.

Laß alſo dieſen Gedanken, mein Sohn, daß die Religion mit unſerm ganzen Leben verbunden ſeyn ſoll, nie

aus Deiner Seele weichen, wenn Du glücklich und ruhig ſtudiren, und nicht nur ein gelehrter, ſondern auch ein weiſer Mann werden willſt. Sey ſtets ein ungeheuchelter Freund der Tugend: ſo wirſt Du ein deſto beßrer Freund der Wiſſenſchaften und der Menſchen ſeyn! Du kannſt gelehrt werden, ohne fromm zu ſeyn; aber wiſſe, daß ein Gelehrter ohne Tugend das elendeſte und verächtlichſte Geſchöpf iſt.

Sey früh auf, mein Sohn, um die heiterſte und bequemſte Stunde den Uebungen der Andacht und dem Leſen der Schrift zu widmen, und halte den Tag für verloren, den Du aus Leichtſinn, oder einer andern ſtrafbaren Urſache, nicht mit dem Opfer des Dankes und eines demüthigen und kindlichen Gebets um die Gnade des Allmächtigen einweihſt; den Du nicht mit Betrachtungen über den Werth Deines Lebens, Deiner Religion, eines guten Gewiſſens, und mit der Erneuerung Deines Bundes mit Gott, durch die Erlöſung Deines göttlichen Heilandes, anfängſt. — Ueberdenke und ordne alsdann Deine Geſchäffte, und theile die Stunden des Tages ſorgfältig ein; und was Dir nach Deinem Plane zu thun vorkömmt, das thue mit Eifer, das thue friſch. Sind des Tages vier Stunden zu Deinen Hauptcollegien, viere zur Wiederholung, viere zu den Künſten und Leibesübungen genug: ſo kannſt du noch fünfe der Mahlzeit, der Erholung und dem Freunde, und ſieben dem Schlafe ſchenken. Der Eifer der Arbeit wirkt oft in einer Stunde mehr, als der mechaniſche ſchläfrige Fleiß in drey Stunden. Sprich zu Dir: der Fleiß iſt meine Pflicht und mein Glück, und die Trägheit iſt mein Schimpf und meine Strafe. Ich kann heute thun, was

meine

meiner Einbildung und meinen Sinnen ſchmeichelt; aber ich will thun, was mit meinem Verſtande und Gewiſſen übereinkömmt. Ich will nicht ohne dringende Urſachen von meiner Ordnung weichen. Das iſt mein Amt, daß ich ſie fortgeſetzt, und nicht nur dann und wann, beobachten ſoll.

Vergnügungen und Umgang in den Neienſtunden.

Sey vorſichtig in Deinen Vergnügungen. Du haſt durch Deinen Fleiß allezeit ein Recht zu Erholungen; und nie ſchmeckt das Vergnügen des Lebens ſüßer, als nach den vollbrachten Pflichten. Nie iſt der Scherz erquickender, als nach einem weiſen Ernſte; und die wahre Weisheit macht nicht ſchwermüthig, ſondern heiter. Genieße die unſchuldigen Freuden der Natur, der Kunſt, der Freundſchaft und des Umgangs. Ich lade Dich väterlich darzu ein; und ich befehle Dir das erlaubte Vergnügen eben ſo wohl, als den Fleiß.

Ich bin ein Greis, der nicht vergißt,
Daß er einſt jung geweſen iſt.
Ich liebe Jünglinge, die wiſſen,
Daß ſie einſt Greiſe werden müſſen.

Aber die **Wahl** und die **Mäßigung** des Vergnügens bleibt allezeit das Werk der Vorſichtigkeit und Weisheit. Wir ſollen uns auf den blumichten Auen, die wir auf unſrer Reiſe durch dieſes Leben finden, nur erholen, um neue Kräfte zu ſammeln, den Weg zu unſerm Ziele beherzt fortzuſetzen. In dieſer Abſicht kann man ſelbſt das Vergnügen zur Tugend machen; und ſo wirſt Du auch den Gefahren, die oft an der Seite deſſelben ſich verborgen halten, am erſten ausweichen. An öffentlichen

Oertern

Oertern ergötze Dich lieber an der Seite des Freundes als allein. Er wird sehen, wo Du nicht siehst; und D wachst über Dich aus Liebe für ihn, und scheust ihn au Achtung. Das Vergnügen des Spatzierganges, de Concerts, des guten Schauspiels, suchen, um sich vo seinem Fleiße zu erholen, oder sich durch ein unschuldige Spiel mit seinen Commilitonen zerstreuen, ist erlaubt Hüte Dich nur vor den gefährlichen Oertern, wo di Spielsucht wohnet, die so manchen gutartigen, aber un vorsichtigen Jüngling erst um seinen Fleiß, dann um sei Vermögen, und endlich um seine guten Sitten gebrach hat. Vor den Häusern auf dem Lande, wo die Frech heit und Völlerey ihren Sitz aufgeschlagen, brauche ic einen so guten Jüngling, als Du bist, nicht zu warnen. Sie sind zu schrecklich, als daß sie eine Versuchung für Dich werden könnten, so lange Du Deinem Charakter treu bleibst.

Sey gefällig im Umgange gegen alle, und habe doch nur wenig Freunde. Die Menge der Freunde ist gemeiniglich ein Kennzeichen, daß man keinen wahren Freund habe. Sie verräth den Mangel des Verstandes und der Erfahrung; sie verräth eine jugendliche Hastigkeit des Herzens, das von Natur unstet ist, immer in Abwechslung seyn will, und das, aus Begierde zu gefallen und Vieler Liebe zu erwerben, leicht zu Gefälligkeiten schreiten kann, die im Anfange Schwachheiten sind, im Fortgange Thorheiten werden, und oft, ach nur zu oft, in Laster sich endigen. Und wirst Du bey allzu vielen Freunden noch der Freund Deiner Pflicht, und der Herr Deiner Zeit bleiben? Der wahre Freund ist auch nicht stets der, der uns am ersten gefällt; und die besten

Eigen-

Eigenschaften des Freundes entdecken sich oft erst durch die Vertraulichkeit des genauern Umganges.

Nur dem gehört allein des Freundes edler Name,
Der unsre Sorgen theilt, betrübt bey unserm Grame
Mit uns in unserm Unglück weint;
Der, eh wir bitten, hilft, uns liebt, doch uns nicht schmeichelt,
Ja, träf ihn unser Zorn, nicht unsern Lüsten heuchelt;
Wie selten, Sohn, ist dieser Freund!

Vertraue Dich dem Freygeiste eben so wenig, als dem Heuchler, zum Umgange; und halte denjenigen stets für eben so unfähig, als unwürdig, Dein wahrer Freund zu seyn, der zu wenig Güte des Herzens hat, ein Freund Gottes zu seyn.

Aber lerne Dich auch allein vergnügen und unterhalten, es sey auf Deinem Zimmer durch die Hülfe der Musik, oder durch das Vergnügen einer angenehmen und unschuldigen Schrift, oder durch den Reiz des Zeichnens und Malens; oder es geschehe im Freyen, in der Flur, in dem Garten, in einem anmuthigen Gehölze. Habe Auge und Ohr, mein Sohn, für die Schönheiten der Natur, und lerne Dich ihrer erfreuen, so oft Du sie empfindest, und empfinde sie oft mit den Freuden der Anbetung. Unerkaufte Vergnügungen, die alle genießen können und doch die Wenigsten genießen, sind die besten und dauerhaftesten. — Lerne endlich, das edelste Vergnügen, mit Absicht recht gethan zu haben, lebhaft empfinden, und stärke täglich durch diese Freude des Herzens die Liebe zur Religion und Tugend. Sie, diese

Freude

Freude, giebt neuen Muth und ist ein tägliches Weh
ben der Seele.

Es ist kein gutes Kennzeichen, wenn ein Jüngl
nur den Umgang der Jünglinge, und nicht auch der Mä
ner, ja selbst der Greise sucht. Durch ihren Ernst m
er seinen Leichtsinn, und durch ihre Bedachtsamkeit se
Hitze mäßigen lernen. In ihrem Umgange muß se
Klugheit reifen, und durch ihren Beyfall seine Ehr
gierde genähret werden. Es ist ein Fehler großer Mä
ner, wenn sie lehrbegierigen Jünglingen den Zutritt zu s
schwer machen, oder sie kaltsinnig annehmen und eben
frostig von sich lassen. Aber es ist ein noch größe
Fehler, wenn ein Jüngling nicht die erlaubten Wege,
der genauern Bekanntschaft eines wackern Mannes zu g
langen, mit Sorgfalt und Bescheidenheit sucht. S
nie zu stolz, dieses Glück hoch zu schätzen, und dünke Di
nie zu weise, den Rathschlägen eines Kenners zu gehe
chen. Danke ihm durch Ehrerbietung, ohne ihm dur
schmeichlerische Complimente beschwerlich zu fallen. S
aufrichtig ohne Unbedachtsamkeit, und lehrbegierig oh
Schwatzhaftigkeit. So lange Dich eine bescheidne Leh
begierde beredt machet, wirst Du bey allen kleinen Fe
lern immer noch gefallen. Gewinnt er Dich werth, (u
dieses Glück erwarte mehr, als daß Du es erri gen se
test); erlaubt er Dir einen freyen Zutritt, zieht er Di
zu seinen Vergnügungen, oder zu seinen Büchern, od
zu seiner Mahlzeit: so bilde Dich zwar nach seinem Be
spiele, aber ohne er selbst seyn zu wollen, und vergi
nicht, daß die Miene des reifen Mannes den Jünglin
nicht ohne Ausnahme kleidet, und daß die Fehler Deine
Gönners das am wenigsten sind, was Du nachahme
sollst. Außer diesen Vortheilen wird Dich die Sch

vor dieſem Manne von vielen jugendlichen Vergehungen zurück halten; ſo wie die Achtung für ihn und die Geſellſchaft, in die er Dich zieht, Deine Sitten angenehmer machen wird. Denke bey einer Thorheit, die Dich reizt: Aber was würde dieſer rechtſchaffne Mann von mir urtheilen? Getraue ich mir, ſie ihm zu erzählen, ohne zu erröthen? Würde er ſich nicht meiner ſchämen; und würde ich ihm nach einer offenbaren Ausſchweifung noch mit Muth unter die Augen treten können?

Bey dem **Umgange mit dem andern Geſchlechte** kann ich Dir keine beſondern Regeln ertheilen. Sey wachſam, mein Sohn, und hüte Dich, keiner Neigung Raum in Deiner Seele zu verſtatten, die Du nicht Deinem ſtrengſten Freunde ohne Schamröthe ſollteſt geſtehen können. Die Verſuchungen dieſer Leidenſchaft, Theuerſter Sohn, ſind ſtark; aber die Waffen der Religion und der Wachſamkeit ſind ſtärker, als die Verſuchungen. Die Stimme dieſer Leidenſchaft iſt die ſüßeſte; aber die Stimme der Religion: **wie ſollte ich ein ſolch groß Uebel thun!** hat göttliche Kraft. Bedenke oft, daß der natürliche Trieb der Liebe uns von dem Allmächtigen zu weiſen und heiligen Abſichten eingepflanzet werden, die Du einſt in Deinen männlichen Jahren ohne Verletzung Deiner Unſchuld, in den ſanften Feſſeln der Ehe, zur Erhaltung der Welt, beglückt durch die Freundſchaft und Liebe der Gattinn, erfüllen ſollſt. Ich liebe Dich, wie mich; und ich würde lieber ſterben, als die entſetzliche Nachricht erleben, daß Du Dich dem Laſter Preis gäbeſt. Denke an dieſe Liebe Deines Vaters, daß ſie Dich vorſichtig und wachſam erhalte; doch denke unendlich mehr an die Liebe Deines allmächtigen Vaters im Himmel, der Du durch eine wiſſentliche Ausſchweifung auf

eine schreckliche Art entsagest. Ja, mein Sohn, (um mein ganzes Glück, so lange Du rechtschaffen bist,) beschäftige diese Seite Deines fühlenden Herzens itzt und künftig, und täglich. Beschäfftige Dich ernstlich, und auch in den Stunden der Erholung sey nie ganz müßig. Sey enthaltsam in dem Genusse der Speisen und Getränke. Hüte Dich, ich bitte Dich väterlich, vor jenen Schriften der Poesie und Beredsamkeit, wo das Laster, in den Schleyer der Anmuth gekleidet, auftritt und die Leidenschaften durch Witz überredet. Entziehe Deine Blicke wollüstigen Gemälden. Sie bezaubern die Einbildungskraft und tödten das Gefühl der Unschuld. Laß Dein Auge in dem Umgange mit dem andern Geschlechte Dir nicht gebieten; sondern sey Du sein Herr, und ersticke den unerlaubten Wunsch in seiner Geburt; dieß ist das Amt der Schamhaftigkeit.

Erzittre vor dem ersten Schritte,
Mit ihm sind schon die andern Tritte
Zu einem nahen Fall gethan.

Doch die Wollust, in der Gestalt der Wollust, wird Dich so leicht nicht verführen; ich kenne Dein gutes Herz. Aber diese Leidenschaft in der Gestalt erlaubter Freundschaft und unschuldiger Gewogenheit, diese ist einem guten Jünglinge nicht selten am gefährlichsten. Er geht oft Jahre lang mit liebenswürdigen Personen des andern Geschlechts um. Er fühlt nichts, als Hochachtung; und keine Gefahr. Er bleibt frey; die Zeit vermehret die Verbindlichkeiten des unschuldigen Umgangs; und seiner Güte sich bewußt, wird der Jüngling zuversichtlicher, ohne strafbar zu werden. Sein gesittetes Bezeigen wird mit Vertrauen belohnet, seine Bescheidenheit mit freundschaftlichen

lichen Gefälligkeiten. Er wagt eine geringe Vertraulichkeit, noch an der Hand der Unschuld. Er erlaubt sich von Zeit zu Zeit die Erneuerung derselben, nicht in einer zügellosen Absicht, davor würde er erzittern. Unbekannt mit der wahren Beschaffenheit seiner Empfindungen, glaubt er an seiner Freundinn nur die Tugend zu lieben, und liebt schon gefährlich; und so schreitet er oft fort, und sieht sich in einer unseligen Minute von einer lasterhaften Liebe unter der Gestalt der Freundschaft, gefangen, und wenn nicht ein wachsamer Freund, oder ein Gedanke der Religion noch sein Schutzengel wird, gefället. — Setze also, mein Sohn, auch bey dem erlaubtesten Umgange mit dem andern Geschlechte, der für sich den angenehmen Sitten zuträglich ist, setze, sage ich, itzt und künftig noch ein edles und geheimes Mißtrauen in Dein Herz; und zweifle nicht, daß wenn Dich die Neigung zu einer Person von der Pflicht Deines Fleißes, von der Liebe der Wissenschaften, von der Seite Deines Freundes und von dem Gebete abzieht, daß sie, sage ich, bald für Dich verderblich seyn werde, wofern sie es nicht schon ist.

Deine Fehler, so wohl auf dieser Seite, als in den übrigen Verhältnissen des Lebens und der Pflicht, zu kennen und zu verbessern, lasse Dir mit jedem Ende des Tages die Prüfung, die sorgfältige Prüfung Deines Herzens, Deiner Gesinnungen, denen Du den Tag über gefolgt bist, und alles dessen, was Du in Deinem Fleiße und in Deinen Erholungen, in Gesellschaft und in der Einsamkeit, gedacht, geredet, gethan, von mir väterlich empfohlen seyn. Wer war ich in den Vormittagsstunden; wer des Nachmittags; wer diesen Abend? Wer

war ich? War ich mein eigner Freund, der Freund
Pflicht, der Mäßigkeit, der Arbeitsamkeit, der vernü
tige und gefällige Freund des Umganges, der Freu
der Religion, und der Diener Gottes? Werde jeden T
gelehrter, werde ein Wunder der Gelehrsamkeit; nimm
Du an Tugend und Liebe Gottes ab, mein Sohn:
wirst Du jeden Tag elender.

Laß mich nun einige Erinnerungen hinzu fügen,
die Art Deines Studirens und Deiner Oekonomie näh
betreffen sollen.

Art zu stu-diren.

Setze das Lesen der Alten, in den
Sprachen und Werken Du unterrichtet bi
in Deinen akademischen Jahren so wenig bey Seite, da
Du Dir vielmehr ein Gesetz daraus machest, die beste
noch täglich zu studiren. Bestimme Dir eine Stund
darzu, und weiche nicht von dieser Regel ab, wenn D
die höhern Wissenschaften gründlich fassen willst. D
Alten sind in der Geschichte, in der Beredsamkeit un
in der Poesie, die Quellen und zugleich die Beyspiele; s
sind es auch zum Theile in der Philosophie. Je bekann
ter Du mit ihnen bist, desto glücklicher wirst Du die G
schichte und Philosophie, die kein Gelehrter entbehren
kann, erlernen; und je mehr Du ihre Sprachen verstehst
desto nützlicher und angenehmer wirst Du sie lesen. D
wirst in der Folge finden, daß die guten Schriften de
Alten nicht Werke sind, die wir nur mit einem unreife
Geiste auf den niedern Schulen durcheilen sollen, blo
um die Sprachen der Alten aus ihnen zu erlernen. Di
besten unter ihnen sind nicht nur die größten Genies, nich
ein

einsame Gelehrte, deren Welt bloß die Studirstube war, sondern Männer gewesen, die den Staat regiert und Heere angeführet, und ihren Verstand in den großen Geschäfften des Lebens gebraucht und geschärft haben. Ich weis es, daß man die Hochachtung gegen die Alten übertreibt; daß man ihre Werke vergöttert, um die Neuen zu verkleinern; daß man sie studiret, ohne sie weiter, als zur Praleren, zu nützen; daß man sie zur Wollust und aus Pedanterey, oft auf Kosten der Religion und seines eignen Herzens, liest, und ihre Schreibart so lieb gewinnt, daß man die Schreibart der heiligen Schrift darüber verachtet; daß man endlich dahin kömmt, nichts für wahr und schön zu halten, als was Homer, Plato, Xenophon, Horaz und Cicero gedacht und gesagt haben. Allein alles dieses hebt die Pflicht nicht auf, die Besten der Alten mit Fleiß und in der großen Absicht zu lesen, daß man seinen Verstand mit ihren guten Einsichten, sein Gedächtniß mit den Kenntnissen ihrer Zeiten, und seine Einbildungskraft mit ihrem lebhaften Witze bereichere, und lieber der bloß speculativen Philosophie, die den Geist anstrengt, ohne ihn zu nähren, weniger Zeit schenke. Verstehe mich wohl: ich bin kein Feind der gesunden Philosophie, ich müßte sonst ein Feind der Vernunft seyn. Ich habe Dir selbst einen Vorschmack der neuern Philosophie gegeben, und Du mußt sie hören und studiren; aber nicht auf Kosten der andern Wissenschaften. Du mußt nicht glauben, wenn Du die Regeln und Grundsätze eines Systems hast verstehen lernen, daß Du alsdann gelehrt seyst, daß du alsdann die Gabe selbst besitzest, wahr, und richtig, und schön zu denken; eben so wenig, als Du den Geist der Beredsamkeit besitzen wirst, wenn Du ihre Re-

gen gefaßt haſt. Du wirſt dereinſt viele Männer f
den, die ihr philoſophiſches Syſtem auswendig wiſſ
und die doch ſo ſchlechte Scribenten, Redner und Lehrer ſin
als hätten ſie nie Philoſophie gehört. — Lerne inſonde
heit zeitig die gefaßten Lehren der Logik praktiſch anwe
den, und treibe dieſe heilſame Uebung unter der Aufſi
eines ſcharfſinnigen Lehrers. Du wirſt ſehen, was f
ein großer Schritt von der Regel bis zur Anwendung ſe
Stelle dieſe Uebung zuerſt mit den Begriffen, Sätzen u
Beweiſen des Rechts der Natur und der Sittenlehre an
ſie ſind die faßlichſten und gemeinnützigſten. Je geſü
der und richtiger Du durch dieſe Uebung und das Le
der Alten haſt denken und urtheilen lernen, deſto ſich
vor philoſophiſchen Träumen wirſt Du Dich alsdann
das Gebiete der bloß ſpeculativen Weltweisheit und M
taphyſik wagen. Du kannſt nie zu richtig und ſcharfſi
nig denken lernen, das iſt gewiß; aber du kannſt, ve
liebt in die Geheimniſſe der Philoſophie, die der Wißb
gierde des jugendlichen Verſtandes ſo ſehr ſchmeichel
mit großer Begierde die Philoſophie ganze Jahre höre
und doch nicht denken lernen, und doch einen elend
Brief, eine abentheuerliche Abhandlung, eine leere u
kindiſche Rede niederſchreiben. Es gehören Anmerku
gen und Critiken dazu, um richtig und den einzelnen Fä
len gemäß zu denken; und Beleſenheit, Geſchmack u
Erfahrung, um überall ſchön und der Sache würdig
denken. Die Philoſophie ſeicht erlernen, benebelt m
den Geiſt und macht ſchwatzhaft; ſie gründlich u
mit eigner Einſicht erlernen, macht heiter und ve
ſichtig.

Hal

Halte Dir bey dem Lesen ein Diarium zu den schönsten Stellen, und übe Dein Gedächtniß an ihnen. Ueberhaupt weiche nicht von der Gewohnheit ab, zu der ich Dich angeführet habe, nicht vielerley, sondern viel, nicht so wohl alle, als die Besten oft und zehnmal zu lesen. Erinnere Dich im Lesen stets der Regeln, die ich Dir gegeben, daß man, um mit Vortheile zu lesen, nicht, so zu sagen, bloß mit dem Gedächtnisse, sondern mit seinem ganzen Verstande lese; daß man seinen Autor nicht mit flüchtiger Neugier durcheilen, sondern ihm mit langsamen und bedächtigen Schritten nachgehen, und selbst mit ihm fortdenken; daß man den Plan desselben sorgfältig aufsuchen, und durch das Ganze aufmerksam verfolgen; daß man die Art der Ausführung selbst genau bemerken, jeden Beweis so wohl an sich, als in der ihm gegebnen Stellung betrachten, jeden neuen oder vorzüglichen Gedanken, jede edle Gesinnung auszeichnen, und überhaupt das Beste und Wichtigste des Werkes in einem kurzen Auszug zusammenfassen müsse. Folge diesen Regeln ferner, mein Sohn: so wirst Du nicht, wie Viele, nur für das Gedächtniß, oder für die Eitelkeit, viel gelesen zu haben, sondern für Deinen Verstand, dein Herz, und die wahre Bereicherung von beiden lesen. Die Alten gehen vor; aber die Neuern folgen. Lies auch diese, aber nie auf Kosten der erstern. Lies die guten französischen Schriftsteller aus dem Ludwigischen Zeitalter. Du wirst finden, daß sie sich größten Theils durch den Geist der Alten gebildet haben; lies sie, sage ich, und belebe Dich durch ihre Art zu denken. Dieß muß auch der größte Lohn für die Mühe seyn, die Du auf die französische Sprache gewendet hast, und künftig auf die englische,

vielleicht auch auf die italieniſche verwenden wirſt. D
Leſen der franzöſiſchen Schriftſteller ſoll Dich zugleich
der Fertigkeit erhalten, dieſe ſo unentbehrlich gewor
Sprache zu ſchreiben und zu ſprechen. Als ein Gelehr
mußt Du Dich gut im Latein ausdrücken können;
ſes iſt Pflicht. Vergiß alſo nicht, Dich in dieſer Sp
che durch Schreiben und Reden zu übe; Du wirſt
Nutzen dieſer Geſchicklichkeit in Deinem künftigen Le
ſehr oft erfahren. Als ein Mann für die Welt m
Du die Sprache des Hofs in Deiner Gewalt hab
und als ein Gelehrter für Dein Vaterland mußt Du D
in Deiner Mutterſprache leicht, angenehm, regelmä
und glücklich ausdrücken können. Lies alſo auch die
ten Werke in Deiner Mutterſprache, und halte es ni
für eine Ehre, die Sprache Deines Landes nicht beſſer
verſtehen, als Dein Bedienter. Uebe Dich unter ei
guten Anführung itzt in der Schreibart der Briefe u
andrer kleinen Aufſätze, und in Deinem letzten akade
ſchen Jahre in der öffentlichen Beredſamkeit. Al
werde ja kein frühzeitiger Autor, weder in der Poeſ
noch in der Proſa. Man muß ſein Genie erſt mit W
ſenſchaften nähren, und die Begierde zu ſchreiben nicht f
die Kraft zu ſchreiben halten. Die Autorkrankheit glei
einem bösartigen Fieber; die erſten Anfälle ſind ein gew
ſer ſanfter Kützel, der ſich endlich in eine verzehrende Hi
für das Genie und denjenigen Fleiß verwandelt, den m
auf die Erlernung der Wiſſenſchaften verwenden ſollte. Li
die claſſiſchen Schriftſteller unſrer Nation, die ich Di
habe kennen lehren, und die dieſen gleichen. Aber hü
Dich vor der Krankheit, nur Journale, Wochenblätt
und gelehrte Tageregiſter zu leſen. Fliehe das Neum
diſch

tiſche und das Allzugemächliche in den Wiſſenſchaften, den Fehler unſers Jahrhunderts. Ich ſetze Dir jährlich etwas Gewiſſes zu Büchern aus. Es ſoll Dir überlaſſen ſeyn, die Bücher nach Deinem Sinne zu wählen; aber ich muß dabey auch eine Stimme haben. Traue den Urtheilen der Zeitungen nicht zu voreilig. Werde nicht ſo geizig, alle gute Bücher beſitzen zu wollen; aber ſey geizig auf die Nebenſtunden, in denen Du viele gute leſen kannſt. Ich laſſe Dich fünf bis ſechs Jahre auf Akademien. Hier ſollſt Du nicht alles leſen, ſondern das Nothwendigſte und Beſte, und ſollſt Dir nebſt dem Geſchmack am leſen, der Dich in Deinem ganzen Leben nicht verlaſſen müſſe, die Kenntniß der beſten Werke erwerben, die Du außer den Grenzen der Akademie noch leſen kannſt. Zu dieſer Kenntniß iſt der genauere Zutritt zu einer guten Bibliothek, der Umgang mit belesnen Männern, der Buchladen und ein gelehrtes gutes Tagebuch nöthig. Aber vergiß nicht, daß man in der großen Welt mehr, als die Kenntniß der Bücher verlangt, und daß Du aus Mangel geographiſcher, hiſtoriſcher und ökonomiſcher Wiſſenſchaften in dem Leben oft lächerlich und unbrauchbar werden kannſt. Man erwartet es von einem Gelehrten, daß er kein Fremdling auf der Erde ſeyn ſoll. Und ehe Du die Geographie, und das, was zu ihr gehört, vergiſſeſt: ſo lies lieber hundert witzige Schriften weniger; und ehe Du die reine Mathematik, die ich Dich gelehret habe, verlerneſt, und Deine gute Hand im Schreiben vernachläſſigeſt: ſo lerne lieber eine Sprache weniger.

Dein Diarium, was und wie Du lieſeſt, will ich alle Quartale ſehen. Du wirſt mir dieſe Freude machen und es fortſetzen, wie Du es an meiner Seite angefangen haſt. Wie wirſt Du Dich einſt in Deinem Alter erfreuen und verwundern, wenn Du das Verzeichniß Deiner geleſenen Schriften überſchauen, und Deine Anmerkungen und Auszüge bald billigen, bald verwerfen wirſt! — Mittelmäßige Schriften, ja, dieſe lies auch, um Dir einen Ekel an dem Mittelmäßigen zu erwecken. Schöne, aber gefährliche Schriften, lies, ſo gut Dein Herz auch iſt, itzo nicht. Dein Vergnügen iſt mir ſo lieb, als das meinige, und Du weißt, daß ich Heiterkeit und Feinheit des Witzes liebe; aber der Witz in einem ungeſitteten Werke, (und wäre er auch der feinſte, der Witz eines Crebillon,) iſt nichts beſſers, als die Schönheit in dem Hauſe der Unzucht, und um deſto verführeriſcher, je mehr er dem Laſter die Anmuth und Miene der Unſchuld zu geben weis. Die Zeit der Ferien und Meſſen wende vornehmlich zum Leſen und zur Wiederhölung an. Denn wenn Du nicht auch unter Deinen Büchern durch Privatfleiß und eignes Nachſinnen Dein täglicher Lehrer wirſt: ſo kannſt Du ewig die Collegia beſuchen, und doch auf der Bahn der Wiſſenſchaften nicht weit fortrücken. Fliehe die Examinatoria nicht; ſie haben mehr, als Einen Nutzen. Ueberhaupt, mein Sohn, höre hier noch eine Warnung, die Dir bey Deinem akademiſchen Fleiße ſtets wichtig und gegenwärtig ſeyn muß. Laß die Hauptwiſſenſchaft, mit der Du einſt der Welt in einem öffentlichen Amte nützen ſollſt, und die Du nach einer ſorgfältigen Prüfung Deiner Gaben und Umſtände, auf den Rath einſichtsvoller Männer, gewählt haſt, auch ſtets

das

das Hauptziel Deines Fleißes seyn. Widme ihr täglich einen beträchtlichen und festgesetzten Theil Deiner Zeit; und laß Dich die oft angenehmern Nebenstudien nie zu weit von Deiner Hauptbahn ableiten, so rauh und mühsam sie auch ist. Sey stets auf Deiner Hut, daß der Geschmack an den schönen Wissenschaften und Künsten Dir gegen Deine Hauptwissenschaft nicht einen falschen Ekel beybringe, der für dein künftiges Amt die gefährlichste Krankheit seyn würde. Wie mancher junge Studirende, der nur lauter Witz und Geschmack seyn wollte, und der itzt mit eben so viel Ungeschicklichkeit, als Abneigung, sein öffentlich Amt antritt, würde dasselbe mit mehr Brauchbarkeit, Glück und Zufriedenheit verwalten, wann er sich vor dieser Krankheit verwahret, und mehr für seine Pflicht und sein Amt, als für sein Vergnügen studiret hätte! Hüte Dich, mein Sohn, vor diesem Mißbrauche der schönen Wissenschaften um so viel mehr, je natürlicher er dem jugendlichen Herzen ist. Die schönen Wissenschaften sollen Dir den Geschmack an den nützlichern und ernsthaftern nicht benehmen, sondern Dich vielmehr stärken und geschickt machen, Deinen guten Geschmack, Deine feinere Urtheilskraft auch hier zu gebrauchen, und zu zeigen. Sie sollen Deinen Geschmack nicht verzärteln, sondern läutern; sie sollen Dich nicht zum Stutzer in der gelehrten Welt, sondern zum gesittetern und anständigern Gelehrten machen.

Oekonomie. lerne die Sparsamkeit, die nicht allein für sich, sondern wegen ihres Einflusses in höhere Tugenden schätzbar ist. Kein Fürst ist zu reich, daß ihn die Sparsamkeit nicht ehren und die Verschwendung

nicht beſchimpfen ſollte; und ein Mann, der mit dem Gelde nicht umzugehen weis, wird ſich oft in die Umſtände ſetzen, die ihm, wo nicht die nothwendigen Bedürfniſſe, doch viele Zeit, Ruhe und Kräfte des Geiſtes, und tauſend Gelegenheiten, Gutes zu thun, rauben, und ihn ſelbſt wider ſeinen Willen zwingen werden, in vielen Fällen kein ehrlicher und rechtſchaffner Mann zu ſeyn. Deswegen iſt die Sparſamkeit eine rühmliche Tugend, und, weil ſie zugleich die Tugend des jugendlichen Alters iſt, eine Pflicht, zu der ich Dich deſto feyerlicher ermuntern muß. Sey alſo haushälteriſch zuerſt in Kleinigkeiten, die einzeln wenig betragen, und um deſto leichter verführen, die aber in der Folge, zuſammen genommen, ſo gut eine anſehnliche Verſchwendung ausmachen, als hätten wir die Summe auf einmal verthan. Nicht kauffüchtig ſeyn, ſagt ein römiſcher Conſul, dem Könige gehorchten und Schätze vergebens anbieten konnten, nicht kauffüchtig ſeyn, iſt eine groſſe Einkunft. Tauſend Dinge, die ihres Geldes ſehr wohl werth ſind, aber weder von der Nothwendigkeit, noch von dem Wohlſtande anbefohlen, ſondern nur von der Mode, von der Geſchicklichkeit des Künſtlers und von dem Auge, das das Neue und Seltne liebt, empfohlen werden, gehören in die Claſſe der Ausgaben, für die Du zu arm ſeyn mußt, um reich zu Nothwendigkeiten, erleichternden Bequemlichkeiten, Wohlthaten für Arme und guten Büchern zu ſeyn. Es iſt Verſchwendung, wenn Du, um ein koſtbares Geräthe zu haben, das nur das Auge füllt, Dich arm machſt, die Koſten eines erlaubten Vergnügens, einer Spatzierfahrt und eines Aufwands für den Beſuch Deiner Freunde zu beſtreiten. Ein nützlich Buch iſt eine rühmliche Ausgabe; und oft wird dieſes Geld,

zur

zur Erquickung eines Elenden angewandt, eine weit rühmlichere Ausgabe seyn. Sey nie so arm, daß Du nichts für einen Unglücklichen ersparen könnest. Sey nie so sinnlich, daß Du Dir zuweilen nicht auch erlaubte Vergnügungen, gesetzt, daß sie noch so wenig Aufwand verlangten, versagen könntest; so wohl um Herr über Deine Neigungen, als Herr über Dein Vermögen zu seyn. An dem Vermögen Deines Vaters sollst Du mit demjenigen umgehen lernen, das Du künftig Dir selber erwerben wirst. Vor groben Verschwendungen, die unmittelbar in Schulden stürzen, warne ich Dich nicht; Du bist zu weise dazu. Allein auch die bloße Sorglosigkeit in den kleinen Ausgaben machet uns anfangs zu verschämten und endlich wider unsre Absicht zu bösen und ungerechten Schuldnern, nach der Vernunft und Religion, zu Räubern. Siehe alle Wochen und alle Monate Deine Rechnung durch. Gefällt es Dir, so schicke sie mir monatlich. Handle aufrichtig, ich verringere Dir Dein Geld wegen unvorsichtiger Ausgaben nicht; und ich erhöhe Dirs nicht anders, als freywillig, und wenn Du es bedarfst. Sey Deines Vaters durch aufrichtige Liebe werth, so wie ich des besten Sohnes durch Sorgfalt werth seyn will. Wie Dich die Sparsamkeit vom Spiele, vom Weine und der Pracht in Kleidern abhält: so wird sie Dich auch von allen den Gefahren, oder dem Lächerlichen entfernen, welches mit diesen Gegenständen verbunden ist. Ohne sie, wirst Du, auch bey dem eifrigsten Fleiße, den Ruhm der guten Lebensart nicht lange behaupten, und Deinem Fleiße selbst manches Hinderniß erschaffen: so wie Du ohne sie, auch bey der größten Gelehrsamkeit und allen andern Verdiensten, zu vielen

öffent-

öffentlichen Geschäften unbrauchbar und ein unglücklicher Hausvater seyn wirst. Unser äußerlicher Wohlstand hängt von tausend Kleinigkeiten ab, bey denen wir, so wenig sie einzeln zu sagen scheinen, Aufmerksamkeit und Sorgfalt anwenden müssen; und die keinen großen Verstand, noch weniger aber Gelehrsamkeit erfordern. Aber eben weil alle Menschen hiezu Einsicht genug haben: so ist es dem Gelehrten um desto schimpflicher, wenn er in den Fällen Verstand zu haben vergißt, wo ihn der gemeine Mann hat, und da nachläßig wird, wo sich die Nachläßigkeit mit Mangel oder Verachtung und Gelächter, selbst bestrafet. — Die Ordnung gehöret zur guten Wirthschaft, wie der Ton zur guten Aussprache; und die Ordnung ist bald eine Frucht, bald die Quelle der Sparsamkeit. Viele Bedürfnisse des äußerlichen Wohlstandes und der Bequemlichkeit behalten ihre Dauer oder ihre Schönheit länger, je nachdem wir sorgfältig und ordentlich mit ihnen umgehen; und auf diese Art ersparen, ist eine weise Kunst, und für einen Menschen, der gut denkt, eine große Pflicht. Gesetzt, Du könntest ohne den Wohlstand zu beleidigen, durch diese Sorgfalt in etlichen Jahren Dir die Kosten eines Kleides ersparen und dafür einen rechtschaffnen und armen Freund kleiden; fühlest Du nicht, daß diese Sorgfalt etwas sehr edles seyn würde? Betrachtest Du die Sparsamkeit von dieser Seite, so wird sie sehr ehrwürdig; sie ist alsdann kein bloßer Rath der Klugheit mehr, der zur Tugend führet, sondern sie ist das Werk der Tugend selbst. Das Vermögen ist ein Mittel zu unzähligen guten Absichten; und es verwahrlosen ist deswegen schon mehr, als Thorheit. Eine unbesonnene Verwahrlosung, oder ein unrichtiger Gebrauch

des

des Vermögens, ernährt alle die Begierden des Herzens, aus denen wir es verwahrlosen; es sey Trägheit, Sinnlichkeit, Eitelkeit, Leichtsinn, Liebe zur Pracht, oder eine andre schlimme Neigung. Eben daher ist eine üble Haushaltung mehr als Thorheit, weil sie das Herz unvermerkt verderbt, wenn sie auch unserm äußerlichen Glücke nicht schaden sollte. Ein Verschwender kann nie ein kluger Mann, und eben so wenig ein tugendhafter Mann seyn. Die Verschwendung aber findet bey geringem Vermögen so wohl, als bey großen Schätzen statt. Lerne also sparsam seyn, als Jüngling, um das gewisse Glück zu haben, es als Mann zu seyn. Ein junger Verschwender, wenn ihn die traurige Erfahrung weise, oder dürftig gemacht hat, wird gern ein alter Geizhals; und der Geiz, mein Sohn, entehre das Blut meines Hauses so wenig, als die Wollust und die Verschwendung! Halte Dich nicht für zu vornehm, gewisse Kleinigkeiten der Ordnung selbst zu besorgen, sondern lerne vielmehr an ihnen, in wichtigen Dingen sorgfältig zu seyn. Und wenn ich auch noch so viel Reichthümer besäße, die ich doch nicht besitze: so würde ich Dir eben diese Regeln geben, und niemals mehr zum Aufwande, als Dein Stand erfordert; denn ich liebe Dich als ein vernünftiger Vater, und als ein vernünftig gütiger Vater will ich Dich erziehen. Nicht die blinde Liebe, sondern die gewissenhafte wird mich stets bey Deinen Ausgaben leiten. — Lebe so auf der Akademie, wie Du einst in Deinem Alter gelebt zu haben, wünschen wirst! Lebe so, daß Du einst ohne Schamröthe und Zittern, daß du mit Freuden und unverletztem Gewissen in Deine akademischen Jahre zurück denken kannst! Hiermit segne ich Dich mit väterlichen Umarmungen und

bete,

bete, daß du mit den Schätzen der Weisheit und Tugend einst zurück in meine Arme und in die Dienste der Welt kehrest. Mit mehr Gelehrsamkeit, und weniger gutem Herzen werde ich Dich kaltsinnig, mit nützlichen Wissenschaften und frommen und angenehmen Sitten werde ich Dich voller Entzückungen empfangen. Sey das gröſte Genie der Erden und kein rechtschaffner Mann: so weine ich, Dir das Leben gegeben zu haben. Und hiermit lebe wohl, beſter Sohn.

Von den

Urſachen des Vorzugs der Alten vor den Neuern

in den

ſchönen Wiſſenſchaften,

beſonders

in der Poeſie und Beredſamkeit;

Eine Vorleſung,

auf hohen Befehl

Seiner Churfürſtl. Durchl.

zu Sachſen,

den 12 October, 1767,

auf der

Univerſitätsbibliothek zu Leipzig

gehalten.

Von den
Urſachen des Vorzugs der Alten vor den Neuern in den ſchönen Wiſſenſchaften, beſonders in der Poeſie und Beredſamkeit.

Auf gnädigſten Befehl unſers Durchlauchtigſten Churfürſten, der heute wieder, mit ſo vieler Gnade und Ermunterung für uns, unſere Hörſäle ſeiner Gegenwart würdiget, ſoll ich noch zum Beſchluſſe in der Kürze von den Urſachen des Vorzugs der Alten vor den Neuern, beſonders in der Poeſie und Beredſamkeit, reden. Welche Pflicht für mich, dem Krankheit und Jahre ſchon lange das Feuer entzogen

haben, das eine Rede beleben soll! Möchte ich doch diese Pflicht, durch die Liebe und den Eifer für unsern Theuersten Fürsten begeistert, auch bey dem geringen Ueberreste meiner Kräfte, so erfüllen können, wie es die Würde dieses Tages verlanget!

Die größten Gelehrten und Kenner des Alterthums gestehen mit einer gewissen Selbstverleugnung den Alten den Vorzug vor den Neuern, insonderheit in der Poesie und Beredsamkeit, zu; und man muß entweder stolz genug seyn, den Urtheilen ganzer Jahrhunderte zu widersprechen, oder man muß die Alten in dem Besitze des Vorzugs lassen, daß sie durch ihr Exempel die Lehrer des guten Geschmacks geworden. Es kann seyn, daß einige in ihrer Hochachtung gegen diesen oder jenen Dichter und Redner unter den Griechen und Lateinern zu weit gehen; daß einige da Schönheiten finden, wo keine sind; daß sie oft Schönheiten finden, weil sie solche finden wollen; daß einige, indem sie die Alten schätzen, nicht so wohl die Verdienste derselben, als die Mühe und den Fleiß schätzen, den sie selbst auf das Lesen und Erklären eines dieser alten Schriftsteller gewendet haben. Es kann seyn, daß einige die Alten nur deswegen so hoch hinaufsetzen, um sich selbst dadurch ein desto größeres Ansehen zu geben, daß sie so geschickt sind, sie zu verstehen, und ihren Werth zu empfinden; es kann seyn, daß einige den Alten den Vorzug darum einräumen, weil ihr Ehrgeiz weniger dabey verliert, daß diejenigen, die vor tausend Jahren lebten, größer waren, als wenn es die wären, die mit ihnen zu gleicher Zeit lebten; es kann seyn, daß einige, wenn sie den

Alten

Alten den Vorzug vor allen Neuern mit so freygebigen Händen austheilen, sich zugleich durch eine schmeichelhafte Ausnahme ihrer eignen Verdienste schadlos halten. Es kann endlich seyn, daß Viele den Alten den Vorzug vor den Neuern zugestehen, nicht weil sie die Alten und Neuern gelesen, empfunden und gegen einander gehalten haben; sondern weil dieses das allgemeine Urtheil ist, weil es so viele Kenner vor ihnen gesagt haben, weil man auf diese Art sich selbst leicht die Miene des Kenners geben kann; und weil es überhaupt ein gelehrteres Ansehen hat, die Alten als die Neuern zu bewundern. Allein, wenn auch einer oder der andre aus Vorurtheilen, aus Eigenliebe, aus Stolz, aus Unwissenheit, die Verehrung gegen die Alten übertrieben hätte: so sind doch in allen Jahrhunderten unpartheyische, aufgeklärte, scharfsinnige Richter und Kenner vorhanden, deren Stimmen zusammen genommen, in Ansehung des Vorzugs der Alten, die Gültigkeit des schärfsten Beweises haben. Sind gleich in den neuern Zeiten einige so dreist gewesen, ihn zu leugnen: so sind doch gegen einen Perrault, gegen einen La Motte, zehn Daciere, zehn Despreaux, zehn Popen, zehn unwiderlegliche Vertheidiger der Alten aufgestanden. Die geistreichen Schriftsteller des Alterthums haben die Prüfung der Welt ganze Jahrtausende ausgehalten; sie haben in allen Zeiten und Umständen gefallen; sie haben sich die Bewunderung ganzer Nationen erworben, die in ihren Sitten, in ihren Meynungen und Neigungen ihnen so ungleich sind. Das also, was an ihnen gefällt, muß ein Schönes seyn, das nicht willkührlich ist, ein aus den Quellen der allgemeinen Vernunft, ein aus der Natur geschöpftes Schönes.

Die Alten werden durchgängig gebilliget, oft geleſen und belohnen allezeit die Mühe des Leſens vom neuen. Die Neuern werden nur von einigen gebilliget, weder ſo gern, noch ſo oft von Kennern geleſen, und von dieſen den Alten nachgeſetzet.

Woher kömmt es alſo, daß dieſe jenen nicht gleich kommen können? Gehen ſie vielleicht nicht auf eben dem Wege einher, auf dem die Alten giengen? Oder, wenn ſie auch, wie jene, den Weg der Natur betreten, gehen ſie ihn vielleicht nicht mit gleichen Kräften, mit gleicher Vorſichtigkeit, mit gleicher Geduld, mit gleichem Fleiße, durch gleiche Ermunterungen angefeuert? Dieſes müßten vielleicht die **Urſachen** ſeyn, aus welchen ſich die Frage erklären läßt, warum die Neuern den Alten nicht beykommen. Ich werde dieſe Urſachen anführen, ohne die Verwegenheit zu begehen, einen Ausſpruch zu thun.

Liegt der Unterſchied des Vorzugs vielleicht in dem Unterſchiede der Kräfte? Haben die Neuern vielleicht nicht die Fähigkeiten der Alten? Iſt die Natur ſich unähnlich geworden? Hat ſie ſich in Hervorbringung glücklicher Geiſter erſchöpft? Iſt ſie nicht mehr ſo freygebig, als ſie vor etlichen tauſend Jahren war, oder kann ſie es nicht mehr ſeyn? Wer kann dieſes denken? Oder iſt dieſe und jene Fähigkeit, dieſe und jene beſondre Einrichtung der Seele, die zu einem groſſen Dichter und Redner erfordert wird, an ein gewiſſes Land, an einen gewiſſen Himmelsſtrich gebunden? Kann vielleicht nicht jeglicher Geiſt in jeder Himmelsgegend zur Reife und Vollkommenheit

menheit gelangen; ſo wie gewiſſe Pflanzen und Früchte nicht in jedem Boden, nicht in jeder Gegend aufkommen? Auch dieſes widerleget die Geſchichte der Litteratur, die uns beynahe aus allen Ländern und Gegenden Beyſpiele großer Geiſter darſtellt. Vorausgeſetzt alſo, daß die Natur in unſern Tagen noch eben die Fähigkeiten austheilet, die ſie vor tauſend und mehr Jahren den Sterblichen ſchenkte: ſo muß der Grund, warum die neuern Dichter und Redner die Alten nicht erreichen, in der verſchiednen Art, dieſe Fähigkeiten auszubilden und anzuwenden, enthalten ſeyn.

Die Werke der alten Dichter beweiſen, daß die Natur ihre Lehrmeiſterinn war. Von ihr entlehnten ſie den Plan zu ihren Werken, die Einrichtung des Ganzen, und auch die Ausführung deſſelben. Sie ahmten die Natur in ihrer Einheit und Mannichfaltigkeit mit einer ſorgfältigen Wahl, und mit einer liebenswürdigen Leichtigkeit nach. Sie wählten das Beſte, und zeigten es auf die vollkommenſte Art. Das Mittel, wodurch ſie nachahmten, nämlich die Sprache, erhuben ſie ebenfalls zu aller der Vollkommenheit, zu dem Nachdrucke, zu dem Wohlklange, zu der Abwechſelung der Sylben, zu der abgemeßnen Rückkehr, deren ſie nur fähig war. Auf dieſe Weiſe ſind ihre vortrefflichen Werke entſtanden.

Aber eben dieſer Weg, den ſie gegangen ſind, ſteht ja auch den neuern Dichtern offen. Warum bringen es dieſe nicht zu eben der Vollkommenheit? Und ſollten ſie es nicht noch gar höher bringen können, da ſie eine Hülfe mehr, da ſie die glücklichen Originale der Alten haben,

welche dieſe erſt entwerfen mußten? da ſie die beſten Regeln haben, welche von Zeit zu Zeit aus den Meiſterſtücken der Alten geſammelt und in die Form der Kunſt ſind gebracht worden? Es iſt wahr, daß uns die Meiſterſtücke der Alten und die Regeln der Kunſt große Vortheile bringen; doch wer weis, ob ſie nicht auf gewiſſe Weiſe ſelbſt Urſache ſind, daß wir den Alten in unſern Gedichten ſo weit nachſtehen; daß wir gezwungner und mühſamer ſind, als ſie? Jene, die Alten, welche die Werke der Kunſt erſt erfanden, giengen mit ihrem Genie auf der Bahn der Natur unbekümmert fort. Sie hatten kein anderes Muſter, als die Natur und das idealiſche Schöne, das ſich ihrem Verſtande darſtellte. Dieſes drückten ſie aus, und wußten von keinen Regeln, als von denen, welche der Geſchmack dem Künſtler vorſchreibt, und welche ihn insgeheim leiten, ohne ihn ihre Leitung fühlen zu laſſen. Wir, die wir die Werke der Alten mit Rechte verehren, da wir ſie ſo vortrefflich finden, ahmen vielleicht mehr die Copien der Natur, als die Natur ſelbſt nach. Vielleicht folgen wir nicht ſowohl dem idealiſchen Schönen in unſerm Verſtande, als dem ſchon vorhandenen in den Werken der Alten. Ihre Entwürfe, ihre Einrichtungen, ihre Ausführungen, ihre Künſte ſind in unſerm Verſtande durch das Leſen abgedruckt; nach dieſen richten wir uns im Denken, oft ohne daß wir es wollen, und noch öfter, ohne daß wir es wiſſen. Da es aber leichter iſt, ſelbſt etwas zu thun, als eben das zu thun, was ein Andrer gethan hat: ſo iſt es nicht zu verwundern, wenn die neuern Epiſchen Dichter unter dem Homer und Virgil, die Tragiſchen und Lyriſchen Poeten unter dem Euripides und Sophokles,

unter

unter dem Pindar und Horaz bleiben. Es darf uns nicht befremden, wenn wir oft ängſtlich und gezwungen werden, da unſern Verſtand die Laſt der Regeln drückt, nach welchen wir arbeiten, und da wir, um einer Regel zu folgen, uns entweder eine Schönheit entwiſchen laſſen, oder durch dieſe Bemühung die edle Hitze des Geiſtes dämpfen, und ihn in ſeiner lobenswürdigen Dreiſtigkeit und Kühnheit aufhalten; ja da wir oft ſelbſt durch eine unglückliche Anwendung der Regeln zu Fehlern verleitet werden. Die Regeln haben noch eine andre nachtheilige Wirkung auf unſern Geiſt. Indem man ſie anwendet, oder nach den Beyſpielen der Alten angewandt hat: ſo glaubt man, daß man ſeinen Werken die Seele gegeben habe; und man hat ihnen doch gemeiniglich nur die äuſſerliche Bildung verliehen, nicht aber den Geiſt, der die Schriften der Alten belebte und zum Entzücken geſchickt machte; man hat alle Regeln der Alten in Acht genommen, nur die erſte nicht, ſelbſt Genie zu haben.

Noch mehr, es giebt, wie in jeder Gattung der Kunſt, alſo beſonders in den verſchiednen Gattungen der Poeſie und Beredſamkeit, eine gewiſſe Stufe, über die man nicht hinausgehen darf. Die Alten haben, nach dem Geſtändniſſe der Welt, dieſe Stufe erreicht. Einige von den glücklichen Köpfen der neuern Zeiten ſahen dieſes, und verloren mit dem Muthe, die Alten zu übertreffen, die Geſchicklichkeit, ihnen wenigſtens gleich zu kommen. Andre ließen ſich von der Höhe, welche die Alten erreicht, nicht abſchrecken; ſie giengen darüber hinaus, und verirrten ſich in das Unnatürliche, in ein La-

byrinth, aus dem sie sich nicht wieder heraus finden konnten. Sind endlich einige seltne Geister der Neuern den Alten nahe gekommen, oder haben sie dieselben in verschiednen Arten der Dichtkunst und Beredsamkeit gar erreicht, bisweilen selbst übertroffen: so sind doch jene in dem Besitze der Erfindung. Die Neuern müssen sich stets als Nachahmer ansehen lassen, welche ohne die Originale der Alten nicht so glücklich fortgekommen seyn würden; und wie können sie das Gegentheil beweisen? Selbst dieses, daß die Alten die Ersten gewesen sind, scheint keine geringe Ursache ihres Vorzugs zu seyn. Sie haben in Ansehung des Neuen, das so viel Anziehendes an sich hat, die besten Blumen abgepflückt, und uns nur die Nachlese übrig gelassen. Noch Andre, denen es nicht an Kräften fehlte, aber deren Ehrgeiz es sich für nachtheilig hielt, den Fußtapfen zu folgen, welche die Alten betreten, suchten einen andern Weg, um groß zu werden, um den Namen der Erfinder, der Schöpfer, zu verdienen. Sie verließen den Weg der Alten, das heißt, den Weg der Natur; sie geriethen mit ihrem Witze auf Ausschweifungen, und brachten Mißgeburten hervor, bloß weil sie sich schämten, den Alten nachzugehen. Andre wollten die Alten übertreffen; sie sahen, daß es im Ganzen nicht möglich war, sie wollten es also in Theilen und Stücken thun. Eine gewisse edle Einfalt der Alten in ihren Gedanken und Ausdrücken, eine gewisse liebenswürdige Nachläßigkeit in ihren Werken, ein gewisser männlicher Schritt, mit dem sie unbesorgt ihrem Ziele zueilen; alles dieses schien ihnen eine Verbesserung zu leiden. Sie arbeiteten, sie dichteten, und dachten nicht so wohl an ihren Gegenstand, als an sich selbst.

Sie

Sie wollten bewundert werden, ſie wollten nicht ihrer Materie gemäß denken; alſo dachten ſie ſtets mit angeſtrengtem Geiſte, immerfort witzig, immerfort ſcharfſinnig, und brachten die anmuthigen und ſüßen Fehler auf, von denen Quintilian redet. Um eine gefällige Nachläſſigkeit zu vermeiden, wurden ſie lieber gezwungen ſchön. Anſtatt mit einem freyen und gleichen Schritte ſich dem Ziele zu nahen, wagten ſie künſtliche Sprünge und verloren das Ziel aus dem Geſichte. Um bewundert zu werden, ſchmückten ſie alles aus, und machten, gleich eiteln Malern, das Werk durch den Schmuck unkenntlich, und durch witzige Zierrathen räthſelhaft. So ſind die vortrefflichen Werke der Alten gelegentliche Urſachen geweſen, daß ihnen die Neuern nicht gleich kommen können.

Vielleicht iſt in der Art, wie die Alten die Künſte der Poeſie und Beredſamkeit getrieben und darinnen gearbeitet haben, auch eine Urſache enthalten, warum ihnen die Neuern nachſtehen müſſen. Wie verfertigten ſie ihre Meiſterſtücke? Vielleicht bloß in ihren Nebenſtunden, wenn ſie den Geiſt durch andre Arbeiten erſchöpft hatten? Arbeiteten ſie bloß, weil es ihr Amt mit ſich brachte, oder nicht vielmehr, weil ſie in der Arbeit ihr Vergnügen ſuchten? Arbeiteten ſie bloß, weil es ihre eigne Ehre, ihr äußerlicher Charakter erforderte, oder vielmehr, weil ſie ſich eine Ehre daraus machten, ihrer Sprache, ihrem Vaterlande, dem guten Geſchmacke ein Anſehen zu erwerben? Hatten ſie nur die Abſicht, der Menge zu gefallen, oder den Kennern? nur ihren Zeiten, oder auch den künftigen? Es iſt ein unendlicher Unterſchied unter dem

Fortgange der Arbeiten, die wir freywillig, und die wir aus Pflicht, die wir aus einem innerlichen Zuge, und die wir nur unſers Standes wegen, die wir aus einem freyen und von der Schönheit der Sache gerührten Geiſte, und die wir mit einem matten Geiſte, der von der Nothwendigkeit gepeiniget wird, ſeinem Amte genug zu thun, unternehmen. Es iſt ein unendlicher Unterſchied zu arbeiten, weil man ſich geſchickt dazu fühlt, und zu arbeiten, weil es die Eitelkeit, die Mode verlangt; zu arbeiten, wenn man will, und ſo lange man will; und zu arbeiten, weil man ſeinen Unterhalt dadurch erwerben, oder andre niedrige Abſichten erreichen will; und bloß darum in der Arbeit nicht nachzulaſſen, weil man dieſe noch nicht erreicht hat. Ein Geiſt ſey von Natur noch ſo groß, wenn er bey ſeinen Unternehmungen durch Sorgen, durch Mangel, durch die Furcht eines unbilligen Spottes, durch die Laſt verſchiedner Arbeiten gefeſſelt wird, ſo wird er ſich nie gnug erheben; und indem er ſich erhebt, wird er unter der ſchweren Bürde wieder ſinken. Er wird einem Feldherrn gleichen, der Muth, Geſchicklichkeit und Volk zu einem Treffen, aber nicht die Erlaubniß hat, ein Treffen zu wagen.

Man weis, wie langſam die Alten arbeiteten, wie ſorgfältig ſie ihre Werke ausbeſſerten, wie willig ſie der Critik Gehör gaben. Wer den Tadel der Klugen ſcheut, wer ſein Werk des Geſchmacks, das er mit Muße gearbeitet, nicht zu verſchiednen Zeiten wieder vornimmt, ihm nicht die Fehler, die er in der erſten Hitze der Arbeit nicht bemerkte, entzieht, und die noch mangelnden Schönheiten giebt, der wird, wenigſtens in großen Werken, keine Meiſterſtücke hervorbringen.

Die

Die Alten liebten ihre Mutterſprache und ſchrieben darinne, nachdem ſie ſich von Jugend auf darinne geübt hatten. Die Römer laſen die Griechen; aber nicht bloß, um griechiſch zu ſchreiben, ſondern um ihren Geiſt durch den Geiſt der Griechen zu beleben, und ihre Sprache durch die Sprache der Griechen zu bereichern. Viele von den Neuern haben in ihren erſten Jahren alle Sprachen, nur nicht ihre Mutterſprache gefaßt. Wollen ſie bey reifern Jahren ſchreiben: ſo hindert ihren Geiſt die Menge der Sprachen, in deren keiner ſie ſich leicht, natürlich, reich, ſtark und mannichfaltig genug auszudrücken wiſſen. Und wenn die Gelehrten eines Landes mehr in fremden Sprachen, als in der angebohrnen ſchreiben: ſo muß nothwendig die Mutterſprache an Worten, an Ausdrücken und mannichfaltigen Wendungen, welche eben die gute Art zu denken erſt in die Sprache bringt, unausgebildet und unvollkommen bleiben. Geſetzt, es ſtünden in einem ſolchen Lande einige große Geiſter auf: was werden ſie anfangen, wenn ſie zu ihren Bildern keine Farben, zu ihren Gedanken keine Worte haben? Sollen ſie mit einem male neue Worte, neue Wendungen und Fügungen ſchaffen, und kühn ſeyn, um unverſtändlich zu werden? Will man noch hinzuſetzen, was die größten Kenner zu behaupten pflegen, daß die Sprachen der Griechen und Römer ihrer natürlichen Eigenſchaft wegen die Sprachen der heutigen Völker bald am Reichthume, bald an Kürze, bald an Harmonie und an einer wohlklingenden Abwechſelung der Sylben übertrifft: ſo könnte die heutige Poeſie und Beredſamkeit vielleicht auch deswegen nicht ſo ſchön ſeyn, als die alte, weil das Mittel, deſſen ſie ſich bedienet,

nämlich

nämlich die Sprache, gewiſſer Schönheiten nicht fähig und ein ſprödes Wachs iſt, das oft ausſpringt, wenn man die Bilder des Geiſtes hineindrücken will; das die mannichfaltigen Züge und Wendungen der Gedanken, nicht genau, nicht fein, nicht zart genug annimmt. Daß wir den oratoriſchen und poetiſchen Wohlklang der Griechen und Römer, die freye und kräftige Verſetzung der Worte, in unſern Sprachen nicht haben; daß wir viele von ihren Arten, eine Sache kurz und lebhaft auszudrücken, in unſern Sprachen vermiſſen, ſcheint ſehr gewiß zu ſeyn. Und wenn wir dieſen Mangel nicht durch andre Schönheiten erſetzen können: ſo wird er vielleicht nicht eine von den geringſten Urſachen ſeyn, warum die neuere Poeſie und Beredſamkeit der alten weicht.

Die Sitten einer Nation haben einen großen Einfluß in den Geſchmack, in die Art zu denken und zu ſchreiben. Nachdem die Sitten frey oder gezwungen, gemäßigt oder ausſchweifend, natürlich oder übertrieben ſind; nachdem wird auch unſer Geſchmack umgebildet. Er nimmt die Figur der Sitten an. Wer in den Vergnügungen, in der Pracht, in der Höflichkeit kein Maaß, keine Ordnung zu halten weis, der wird in ſeiner Art zu denken und zu ſchreiben ebenfalls unordentlich, ausſchweifend und romanhaft werden. Sind nun vielleicht die Werke der Alten auch deswegen beſſer, weil ihre Sitten natürlicher, freyer, edler geweſen ſind? Dieſe Frage iſt ſchwer zu beantworten. Jede Zeit hat ihre Verderbniſſe gehabt; das iſt wahr; aber jede Zeit iſt doch nicht ſo weichlich geweſen, als die andre; und nichts iſt geſchickter, den Geiſt zu erſticken, als auf der einen

Seite

Seite Weichlichkeit, und auf der andern, Wildheit der Sitten, oder eine ſklaviſche Staatsverfaſſung.

In einigen von dieſen Urſachen, oder in allen zuſammen genommen, muß die Schuld in den neuern Zeiten zu ſuchen ſeyn, daß ſie in den ſchönen Wiſſenſchaften keine Scribenten, die den Alten ganz gleich kämen, haben hervorbringen können.

Vielleicht laſſen ſich davon noch mehrere angeben; vielleicht glaubt man, daß die Poeſie und Beredſamkeit in den neuern Zeiten nicht genug große Gegenſtände, noch erhabne Verehrer gefunden, oder daß ſie durch keine ſolchen Preiſe und Belohnungen aufgemuntert worden, als in den Republiken der Alten. Ich weis nicht, ob dieſe Urſachen wichtig ſind. In ſo weit die Poeſie von der Erdichtung lebt, und aus der Natur ſchöpft, kann es ihr nie am Stoffe mangeln. Einige Quellen, die Quellen der Hauptcharaktere können erſchöpft werden; aber ſie ſind bis auf unſre Zeit nicht erſchöpft worden. In ſo weit die Poeſie Verdienſte und Thaten, Helden und Patrioten beſingt; in ſo weit wird ihr jedes Jahrhundert Tugenden und Thaten geben, um Virgile und Horaze zu erwecken. Und wenn die Alten ihre Götter edel beſungen haben; ſollten die Neuern den Gott, den uns die Religion verherrlichter zeigt, den David göttlich beſungen hat, nicht unendlich erhabner beſingen können, wenn es bey unſrer Frage bloß auf die Größe des Gegenſtandes ankäme? Eben dieſes läßt ſich auch von der Beredſamkeit ſagen. Sollten die hohen Wahrheiten der Religion, welche die wahre Ruhe und das Glück des Geiſtes in mehr als Einer Welt betreffen, weniger geſchickt ſeyn,

große

große Redner zu bilden, als die Vorfälle vor den Gerichten der Alten? Giebt die Materie der Religion einem Boſſuet, Tillotſon, Saurin, Mosheim, Jeruſalem, weniger Gelegenheit beredt und groß zu ſeyn, als die Angelegenheiten des Staats einem Demoſthenes, einem Cicero gaben? Sollten nicht vielmehr eben dieſe Gegenſtände die neuern Redner über die Alten erheben? Iſt nicht das Größte, das Prächtigſte der Beredſamkeit, ſelbſt in den Werken der Schrift, in den Pſalmen und in der Schreibart der Propheten enthalten? Sollten wir, wenn die Frage von den Lobreden iſt, keine Ueberwinder, keine Regenten, keine Trajane, keine Friedrich Chriſtiane haben, die einen Cicero, einen Plinius beleben könnten? Blüht nicht in verſchiednen Ländern, in Frankreich, in England, in der Schweiz, in Dännemark, die gerichtliche Beredſamkeit noch, wenn ſie auch daſelbſt eingeſchränkter iſt, als ſie in den Griechiſchen und Römiſchen Republiken war? Doch wenn wir auf die geiſtliche Beredſamkeit allein ſehen wollen: ſo wird ſie auch in Anſehung des Großen, des Erhabenen, des Rührenden, den Vorzug vor der weltlichen davon tragen können.

So demüthigend vielleicht dieſe Gedanken für die neuern Zeiten ſind: ſo dürfen ſie uns doch gar nicht den Muth und Eifer benehmen, in der Dichtkunſt und Beredſamkeit, gleich dem Alterthume, groß zu werden. Nein, ſie ſollen uns lehren, daß die Hinderniſſe, die uns von dem Gipfel der Alten entfernen, ſo groß ſie auch ſind, doch nicht unüberwindlich ſind. Sie ſollen uns mit der Hochachtung gegen die Alten zugleich den ſtolzen

Wunſch,

Wunsch, die edle Eifersucht, es ihnen nachzuthun, einflößen. Sie sollen uns auf die Bahn zurücke weisen, auf welcher es jenen glückte, in den Tempel der Unvergeßlichkeit einzugehen. Die Alten sind allerdings unsre Lehrmeister in den schönen Wissenschaften. Wir wollen also dankbar seyn, und von ihnen lernen; wir wollen uns ihre Sprache sorgfältig bekannt machen; uns in ihre Zeiten, in ihre Sitten versetzen; ihre Absicht bey ihren Werken erforschen, und sie darnach prüfen; ihre Schönheiten bemerken, fühlen, bewundern, auswendig behalten, nachahmen. Wir wollen uns durch ihren Geist erhitzen und beleben, und durch ihren Geschmack den unsrigen verbessern. Aber können wir nicht zu dankbar, nicht auf eine ungereimte Art dankbar seyn? Ja, wenn wir sie zu knechtisch nachahmen. Wir können ungerecht gegen die Natur, gegen uns selbst werden, wenn wir unsern eignen Geist verdrängen, um den ihrigen mit ungeschickter Hand an seine Stelle zu setzen. Sie bildeten die Natur mit einer liebenswürdigen Leichtigkeit und sorgfältigen Genauigkeit nach; hierinnen müssen wir ihnen folgen. Allein die Natur ist unerschöpflich an Reichthümern, unendlich an Gegenständen, und diese drücken sich auf tausendfache Art in unsern Geistern ab. Wir müssen es also nicht genug seyn lassen, nur die Alten nachzuahmen. Die Natur war ihre Lehrmeisterinn; und so soll sie auch die unsrige seyn! Wir müssen es nicht bloß den Alten gleich thun wollen, und ihnen nur Schritt vor Schritt folgen, wir werden sonst eben deswegen unter ihnen bleiben. Wir haben mehr zu wagen. Sie zu übertreffen, sey unser Ziel, wenn wir es auch nie erreichen; auf diese Art werden wir ihnen wenigstens glei-

chen. Was that Virgil; ſuchte er nicht den Homer, den Theocritus zu übertreffen, wo er zu übertreffen war? Was thaten die Plautus, die Terenze, wann ſie den Ariſtophanes, den Menander vor Augen hatten? Was that Sophokles, mit dem Aeſchylus verglichen? Was thaten Sophokles und Euripides, die zugleich lebten? Wollten ſie alle auf Eine Art, auf eben dieſelbe Art ſchön ſeyn? Wollte Cicero nichts ſeyn, als was Demoſthenes war? Wir werden den glücklichſten Weg wählen, wenn wir die Schönheiten der großen Männer in Einer Gattung vereinigen, wenigſtens in Gedanken vereinigen, um ein vollkommenes Bild des Schönen zu haben, das uns entzücke, und uns die Kühnheit gebe, unſre eignen Kräfte zu verſuchen. So wählte Zeuxis, als er den Crotoniaten eine Helena malen wollte, die größten Schönheiten zu ſeinem Muſter, und entwarf aus einzelnen Hauptzügen der Schönheit durch ſeinen Geiſt ein vollkommnes Werk der Natur und Kunſt.

Es giebt in dem Reiche der ſchönen Wiſſenſchaften, wie auf der Erdkugel, unangebaute, auch ganz unentdeckte Gegenden; und kein großes Genie darf verzagen, daß es nichts neues werde unternehmen können. Wo war das chriſtliche Heldengedichte vor den Miltonen; das Gloveriſche vor dem Glover; das Comiſche vor dem Boileau und Pope? Iſt la Fontaine nicht anmuthiger, als Phädrus? Iſt Moliere nicht lachender, als Terenz, und feiner als Plautus? Wo war ehedem die Art der Gedichte, die Fontenelle uns unter dem Namen der Schäfergedichte gegeben hat? Wo waren die Melaniden, die Gouvernanten, die Orakel, ehe

de la Chauſſee und Saint-Foix ſie werden hießen? Wo waren die Clariſſen und Grandiſone, ehe Richardſon ſchrieb? Aber vielleicht verwundert man ſich, daß ich nur Ausländer nenne. Haben die Deutſchen keine einheimiſchen Beyſpiele, die uns Muth machen könnten? Haben ſie keinen Witz, keine Beredſamkeit, keine Werke des Geſchmacks? In verſchiednen Gattungen der Beredſamkeit, in verſchiednen Arten der Poeſie ſind auch wir in dieſem Jahrhunderte glücklich geweſen. Deutſchland hat ſeine Mosheime, ſeine Hagedorne, ſeine Schlegel, gehabt; und wer kennt nicht die noch lebenden Scribenten, welche die Ehre unſrer Zeiten ſind? Es ſcheint, das günſtige Jahrhundert des guten Geſchmacks ſey für die Deutſchen erſchienen, und habe inſonderheit das ſchädliche Vorurtheil vertrieben, das ſie ehedem zurückgehalten; das Vorurtheil, als ob die ſchönen Wiſſenſchaften ſich mit den Geſchäfften des Staats, mit den Arbeiten großer Aemter nicht vertrügen, und als ob man müßig ſeyn müſſe, um witzig zu ſeyn. Der Geiſt, der in der Beredſamkeit und Poeſie ſpricht, ſpricht auch in Geſchäfften und öffentlichen Bedienungen. England und Frankreich haben an ihren Höfen in ihren größten Staatsmännern oft die geiſtreichſten Scribenten bewundert. Doch die Welt braucht nur wenig gute Schriftſteller; aber der Geſchmack bedarf Kenner und Beſchützer. Dann wird er in Deutſchland ſiegen, wenn ihn die Großen in die Cabinetter der Fürſten, und die Gelehrten in die Geſellſchaften des bürgerlichen Lebens einführen. Dann wird der Aberglaube in den ſchönen Wiſſenſchaften verſchwinden, und die Ketzerey in dem Geſchmacke. Man wird das Grobe und Plumpe nicht

mehr für das Natürliche, das Leere nicht mehr für da
Leichte, das Gezwungne nicht mehr für das Feine; ma
wird giftige Spöttereyen, freygeisterische Einfälle, ung
sittete Gemälde nicht mehr für Witz, für Salz, fü
Munterkeit, sondern für das, was sie sind, für Verw
genheit, Tollkühnheit und Unverschämtheit halten. S
werden selbst Weisheit und Tugend mit dem Geschm
cke wachsen; und je mehr wir diese durch den Dienst de
schönen Wissenschaften zu befördern suchen, desto rein
und rühmlicher wird der Geschmack werden. Und j
mehr Männer, mit Talenten, Wissenschaften und G
schmacke begabt, ihre Kräfte und ihren Fleiß der Ver
waltung öffentlicher Geschäffte widmen werden; und j
mehr die Fürsten selbst, durch Geschmack und Wisse
schaften zur Liebe des Geschmacks und der Wissenscha
ten gebildet, Männer, die eben so groß durch Talen
und Wissenschaft, als durch Rechtschaffenheit und Tu
gend sind, aufsuchen, vorziehen und zur Verwaltung ö
fentlicher Geschäffte erheben werden: desto mehr werde
nicht nur die Geschäffte und der Staat selbst dabey g
winnen, sondern desto mehr wird auch die Liebe und de
Geschmack für die Wissenschaften bey jeder Nation e
weckt und verbreitet werden.

Wieviel also, Durchlauchtigster Churfürst, wi
viel hat nicht die glückliche Nation Ihrer Sachsen fü
die Wissenschaften von der Liebe, deren Sie dieselbe
würdigen, von dem Schutze und der Vorsorge, die Si
ihnen gnädigst angedeyhen lassen, von dem Eifer, m
dem Sie sich der Kenntniß derselben auf eine Fürsten
rühmliche Art erwerben, itzt und künftig zu hoffen! We
che glückliche Aussichten! Welche allgemeine Erwartu

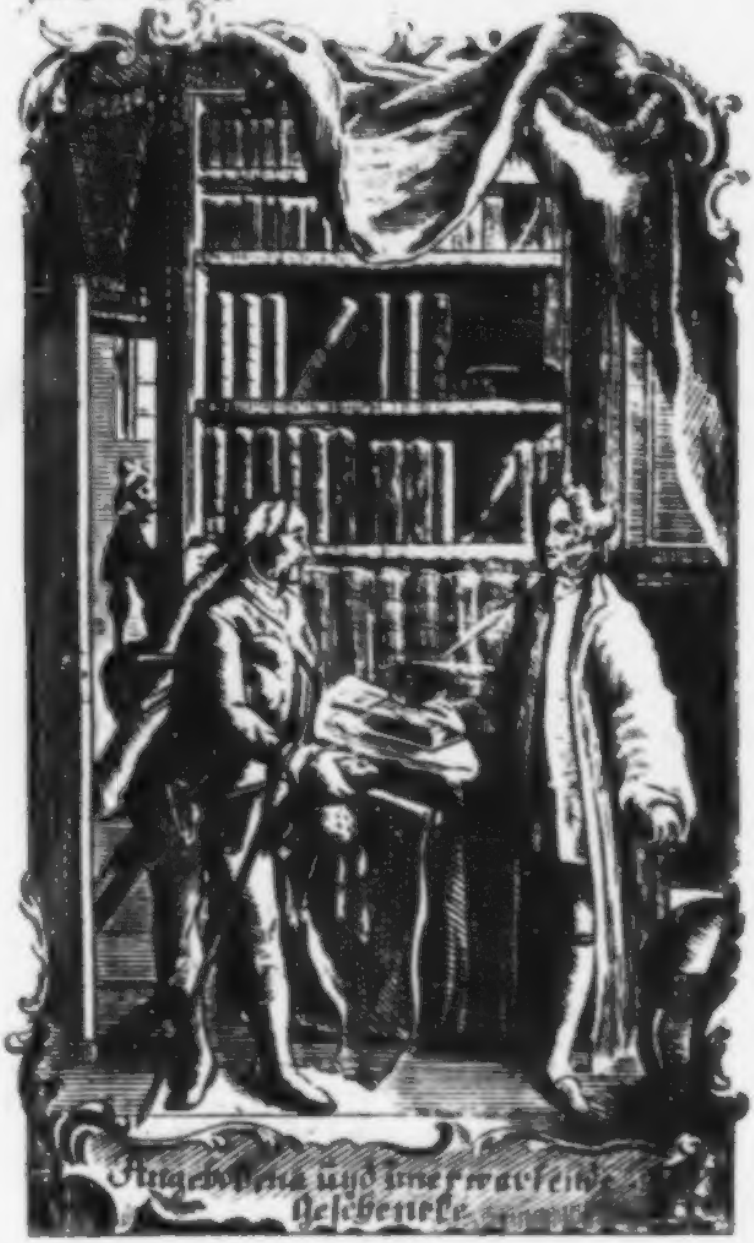
gen

gen! O daß Gott ſie erfüllen wolle! O daß er den Geiſt Dero glorwürdigen Herrn Vaters ganz und immerdar auf Ihnen ruhen laſſe! Dann ſind ſie erfüllt, dieſe Erwartungen; dann ſind die heilſamen Vorſchläge, mit denen ſich die heutigen Vorleſungen angefangen, durch Sie ausgeführt. Ja, Gnädigſter Churfürſt, das Beyſpiel Dero glorwürdigſten Herrn Vaters, des Kenners und Beſchützers der Künſte und Wiſſenſchaften; das Beyſpiel Dero Durchlauchtigſten Frau Mutter, der Kennerinn und Beſchützerinn der Künſte, der Wiſſenſchaften und des Geſchmacks, der glücklichen Verfaſſerinn geiſtreicher Werke; das Beyſpiel des preiswürdigſten Adminiſtrators, des Kenners und Beſchützers der Wiſſenſchaften, müſſe Dero Eifer für die Aufnahme der Künſte und Litteratur in Dero Landen immerdar beleben. Ihnen müſſe die Ehre vorbehalten ſeyn, daß man das glückliche Jahrhundert der Litteratur, ſo wie man es in Rom vom Auguſtus, und in Frankreich von Ludwig XIV benannt, in Sachſen von Friedrich Auguſt, dem Sohne Friedrich Chriſtians, benenne; und nie müſſe es Dero Staaten an groſſen und rechtſchaffnen Männern zur Verwaltung der Geſchäffte, zum Flore der Schulen und Akademien, und zur würdigen Erhebung Dero fürſtlichen Verdienſte, Dero Weisheit und Tugend mangeln. Wie groß, ſagt Syrach, wie groß iſt der, ſo weiſe iſt; aber wer Gott fürchtet, über den iſt Niemand! Dieſe doppelte Hoheit, Durchlauchtigſter Churfürſt und Herr, dieſe Hoheit der Weisheit und Gottesfurcht, ſey, wie ſie es ſchon itzt iſt, immerdar Dero Verdienſt, Dero Größe, und, in einer langen ruhigen Regierung, der Segen Dero Lande!

Und Sie, lehrbegierige Jünglinge dieſer Akademie wie könnten Sie das Glück, in ſolchen Zeiten gebohren zu ſeyn, und unter einem ſolchen Fürſten ſich den Wiſſenſchaften zu widmen, rühmlicher anwenden; wie könnten Sie Ihren Dank für das Glück des heutigen Tages würdiger zeigen, als wenn Sie von heute an, ſelbſt durch das Beyſpiel Ihres jungen Fürſten ermuntert, mit neuem und verdoppelten Eifer ſich beſtreben, wirklich einmal große, Ihrem Fürſten und dem Vaterlande nützliche Männer zu werden?

Und wir, Väter und Lehrer dieſer Akademie wie können wir dankbarer für die Ehre ſeyn, die unſer Fürſt den Wiſſenſchaften erzeigt, dankbarer für die gnädige Gegenwart und Aufmerkſamkeit, deren er unſre Bemühungen in dieſen Tagen abermals gewürdiget hat, als wenn wir unſern Eifer verdoppeln, dem Fürſten und dem Vaterlande ſolche nützliche rechtſchaffne Männer zu bilden? Gott wolle unſre Arbeiten beglücken, und unſern hoffnungsvollen Fürſten mit Kraft aus der Höhe mächtiglich ausrüſten, und bey langem Leben, bey langem Leben, väterlich erhalten!

Zur 5.ten Seite



B
Uni

Zur 24igsten Seite.

oth.
citatis
ensis
94

Sechs Briefe,

von

C. F. Gellert

und

G. W. Rabener.

Leipzig und Stralsund,
bey Gottlieb August Lange.
1770.

Der
erſte Brief.

Gnädiges Fräulein!

Ihr zweyter Leib-Medicus, Herr Kadelbach, hat mir verſichert, daß Sie wieder in den Umſtänden wären, einen Brief von mir zu leſen, und dieſes iſt mir ſchon genung einen zu ſchreiben. Aber, womit werde ich Sie unterhalten? Gnädiges Fräulein! mit Ihrer ausgeſtandenen Krankheit! Das wäre ſehr grauſam! mit meinen Collegiis? das wäre noch grauſamer!

ſamer! Nein, mein Brief ſoll ein kleines Krieges-Diarium aus dem ſchwarzen Brete enthalten: denn ich weiß doch, daß Sie gütig genug ſind an meinem Schickſale Theil zu nehmen.

Den achtzehnten November ließ ſich ein Huſaren-Lieutenant, von dem Gefolge des General Malachowsky, ſehr ungeſtüm bey mir melden. Der Gewalt, dachte ich, kann niemand widerſtehen, faſſe dich und nimm den Beſuch an, es begegne dir auch was da will.

Sogleich trat ein hagerer ſchwarzer Mann mit drohenden Augen, kothigten Stiefeln und blutigen Sporen haſtig auf mich zu; ſein gelbes Haar war in einen großen Knoten, und ſein Bart in etliche kleine geknüpft, mit der linken Hand hielt er einen fürchterlichen Säbel, und in der rechten (den Arm mit dazu genommen) den Stock, ein paar Piſtolen, die Mütze und eine Karbatſche mit Drath durchflochten. Was iſt

zu Ihren Befehl, Herr Lieutenant? fragte ich mit Zittern an; haben Sie Ordre mich zu arretiren? ich bin unschuldig. Nein mein Herr, sind Sie der berühmte Bücherschreiber und Professor Gellert? Ja, ich bin Gellert. Nun, es freuet mich, Sie zu sehen und zu umarmen! (O wie zitterte ich bey dieser Umarmung!) ich bin ein großer Verehrer Ihrer Schriften, sie haben mir in meinen Feldzügen viele Dienste gethan, und ich komme Ihnen zu danken/ und Sie meiner Freundschaft zu versichern. Das ist zuviel Ehre für mich, Herr Lieutenant, mehr konte ich vor Schrecken noch nicht aus mir hervor bringen, haben Sie die Gnade und lassen Sie sich nieder. Ja, das will ich gerne thun, sagen Sie mir nur, wie Sie es anfangen, daß Sie so viel schöne Bücher schreiben können? Ob meine Bücher schön sind/ Herr Lieutenant, das weiß ich nicht; aber wie ich es mit meinen Büchern angefangen habe, das kann ich Ihnen sagen.

Wenn ich Luſt und Zeit zum Schreiben hatte, ſo dachte ich ein wenig nach, was ich ſchreiben wollte. Alsdenn ſetzte ich mich hin, vergaß alles andere, dachte nur an meine Materie, und ſchrieb was mir dieſe eingab, ſo gut ich konnte. War ich fertig, ſo fragte ich ehrliche Leute, ob ſie das Werk für gut hielten, und was ſie zu erinnern hätten? Sagten ſie, es wäre gut, ich ſollte es hin und wieder verbeſſern und alsdann drucken laſſen; ſo beſſerte ichs und ließ es drucken. Dieſes, Herr Lieutenant, iſt die Geburth meiner Schriften, die das Glück haben Ihnen zu gefallen. Nun das will ich mir merken, verſetzte er: ich habe Luſt und Zeit zu ſchreiben, und ſobald die verteufelte Ruſſen aus dem Lande ſind, will ich einem Verſuch nach ihrer Weiſe machen, itzt aber biete ich Ihnen ein Andenken von meiner Beute an. Sie haben doch wohl keinen Rubel in Ihrer Chatoulle, Herr Profeſſor? Leſen Sie

ſich alſo einen aus, dieſe hier ſind von einem Coſacken-Obriſten, den ich bey Zorndorf vom Pferde hieb: und dieſe da, von der Frau eines Rußiſchen Officiers, die in der Flucht mit dem Pferde ſtürzte.

Es lief mir bey dieſer Erzählung und bey dem Präſente, eiskalt über dem Leib: Das ſey ferne, daß ich Ihnen ein Theil ihrer Beute entziehen ſollte! Mein lieber Herr Lieutenant, behalten Sie ihre Rubel, ich habe genug an der Gewogenheit, aus der Sie mir dieſelben anbieten. Aber Sie müſſen ein Andenken von mir nehmen. Herr Profeſſor gefallen Ihnen dieſe Piſtolen, es ſind Sieberiſche, und dieſe Peitſche, das iſt eine Knuthe, beydes iſt zu ihren Dienſten. Ich habe noch treffliches Gewehr erbeutet, Türkiſches und Tartariſches, es ſtehet bey Eulenburg, und was Sie verlangen, will ich Ihnen ſchicken. Ein Wort ein Mann, der Soldat hat nichts koſtba-

rers, als Beute mit ſeinem Blute erfochten: Warum gefallen Ihnen die Piſtolen nicht? Es iſt auserleſenes Gewehr; hier nahm ich ihn bey der Hand, und führete ihn an meine Bücher-Schränke, dieſes iſt mein Gewehr, Herr Lieutenant, mit dem ich umzugehen weiß, und kaum; denn einen Theil verſtehe ich nicht, den andern brauche ich ſelten, und den dritten könnte ich zur Noth entbehren; aber um gelehrt zu ſcheinen, muß ich ſolche Waffen haben. Wollen Sie ſich ein Andenken von meiner gelehrten Beute auslesen? Ja! Geben Sie mir Ihre gelehrte Troſtgründe wider ein ſiechtes Leben; wenn ich etwa noch von den Ruſſen bleſſirt würde; Denn ach! die Ruſſen, das iſt ein ſchreckliches Volk, ſie ſtehen wie die Berge ſo feſte, und man arbeitet ſich müde und todt, ehe man ſie zum Weichen bringt. Nunmehr wollte er mir die letzte Bataille erzehlen; aber zu meinem Glücke ſchlug es, meine Zuhörer kamen haufenweiſe, und ich ſagte dem

Herrn

Herrn Husaren-Lieutenant daß ich ein Collegium hätte, er both mir nochmals sein Gewehr an, umarmte mich herzlich und war unzufrieden, daß ich nichts annehmen wollte, besahe meinen Catheder, wünschte mir viel Gutes, und gieng mit seinen Pistolen und seiner Knuth-Peitsche, die ihm ein Husar, der die Treppe nebst etlichen andern Cameraden besetzt hielt, abnahm. Peter, rief der Lieutenant, das ist der Herr, der die Schwedische Gräfin geschrieben hat! Peter sahe mich starre an, grieff ehrerbietig an die Mütze, und lächelte mir seinen milden Beyfall zu: die andern Husaren bückten sich auch sehr tief, und unter diesen Umständen begleitete ich den Lieutenant die Treppe hinunter. Kann ich Ihnen, war sein letztes Wort, noch bey dem General Malachowsko auf irgend eine Weise dienen? Im geringsten nicht: oder auch bey dem General Dohna, oder auch bey dem Könige? Nein, Herr Lieutenant empfehlen Sie Ihm den Frieden in

meinem Namen fußfälligſt, und ſchnell entflohe ich dem Huſaren.

Den neun und zwanzigſten Nov. an dieſem Tage ließ ſich der junge Graf Dohna, Adjutant bey ſeinem Vater, dem General, melden, ich erſchrack wieder, aber ohne Urſache. Nein, gnädiges Fräulein! das war ein gutes Kind von neunzehn Jahren, mit einer ſanften frommen Mine, wie die Ihrige, der alle meine Schriften, und ſelbſt den Grandiſon, auswendig wuſte, der mich verſicherte, daß der wahre Helden-Muth im Treffen ein gutes Gewiſſen und das Vertrauen auf GOtt ſey, daß die Frey-Geiſter in der Schlacht die verzagteſten Geſchöpfe wären, und daß er mich inſonderheit wegen meiner Lieder ſehr lieb hätte, aber fuhr er fort, ich habe eine Bitte an Sie; werden Sie mir ſolche wohl abſchlagen? Was verlangen Sie? daß ich dann und wann an Sie ſchreiben darf: von Herzen gerne Herr Graf!

Ein

Ein so junger lieber Officier wie Sie, kann alles von mir bitten. Nun, rief er, so möchte ich Sie wohl um ein Frauenzimmer bitten, wie die Schwedische Gräfin, oder Lottchen in den zärtlichen Schwestern ist: Sie müssen doch solche Personen kennen, die sie so gut abgeschildert haben. Ja, Herr Graf, ich kenne ein recht liebes Fräulein, Sie ist jetzt krank, und so lange nicht Friede ist, sage ich Ihnen ihren Namen nicht. So weit waren wir, als ein Corporal herein trat, die sämtlichen Ober-Officiers, fieng er an, von dem Beverschen Regimente sind vor der Thüre, und wollen Sie, Herr Professor, lesen hören. Wer? rief ich, und schon traten zwölf und mehr Officiers nebst einem Feld-Prediger herein, (es war Mittwochs um eilf Uhr) und ich muste also vor der halben Armee lesen.

So kriegerisch, gnädiges Fräulein, geht es im schwarzen Brete zu, und ich werde es

nicht

nicht lange mehr aushalten, ich flüchte entweder nach Wölke, oder wie ich schon versprochen habe, nach Bonau. Wie viel könte ich Ihnen nicht noch erzehlen, wenn ich mich nicht schämete, den dritten Bogen zu nehmen. Vergeben Sie mir meine Schwatzhaftigkeit und leben Sie wohl, und sagen Sie es der gnädigen Mama nicht, daß ich so ofte an Sie schreibe ꝛc. ꝛc.

Gellert.

Der zweyte Brief.

Liebſter Freund!

Bald werden Sie glauben müſſen, daß mein gutes freundſchaftliches Herz mit verbrannt ſey; da ich ſo lange Zeit, ſeit meinem erlittenen Unglücke, an meinen liebſten Freund Färber nicht geſchrieben und Ihm meine Noth nicht geklagt habe. Mitten in meiner gröſten Beängſtigung habe ich tauſendmal an Sie gedacht, und da ich endlich erfuhr, daß ich alles verlohren hatte, ſo fiel mir zu meiner gröſten Beruhigung ein, daß mir doch die Freundſchaft meines Färbers übrig ſey. Es war ganz natürlich, daß mir dieſes einfiel, da ich, Sie wiſſen es wohl, Sie von ganzem Herzen liebe, und

da ich die Nachricht von meinem ganzen Verluſt eben damals in Gegenwart der Mademoiſelle Schweſter erfuhr, die ich unendlich und doppelt hoch ſchätze, weil ſie Ihre Schweſter und meine Freundin iſt; Sie wird Ihnen von Hohenſtein aus von meinem Schickſale etwas gemeldet haben. Erlauben Sie mir, daß ich es hier wiederhole, unſere Briefe ſind ſo oft vergnügt und ſcherzhaft geweſen, dieſer mag einmal ein trauriger ſeyn. Nicht allzutraurig, ich gebe Ihnen mein Wort, denn mein Verluſt, ſo wehe er mir auch thut, hat mir doch nicht eine Thräne gekoſtet und keine unruhige Minute gemacht, mir ſelbſt iſt das unbegreiflich, es war weder Unempfindlichkeit noch Philoſophie, nur Gnade von GOtt war es, ich erkenne es dafür! daß ich mit der gröſten Gelaſſenheit mein Haus brennen ſahe, und hernach mit eben der Gelaſſenheit erfuhr, daß alles verlohren ſey.

Der neunzehnte Jul. war dieſer ſchreckliche Tag: ſchon am vierzehnten, da unſere Noth angieng, war mein Haus der Gefahr am meiſten ausgeſetzt. Früh um fünf Uhr zerſchmetterte eine Haubitz-Granate das Zimmer meines Bedienten und zündete, wir löſchten damals noch das Feuer, ich ließ meine Sachen ſo gut als möglich zuſammen packen, und theils in ein Gewölbe, theils in den Keller ſchaffen, weil es mir feſte genung zu ſeyn ſchien; weil ſich aber die Gefahr vermehrte, und es Kugeln und Carcaſſen auf die Gegend meiner Wohnung regnete, vermuthlich in der Abſicht, fünf hundert Centner Pulver, ſo zwanzig Schritte von meinem Hauſe unterm Walle lagen, in die Luft zu ſprengen, ſo flüchtete ich noch ſelbigen Tages Abends um ſieben Uhr nach Neuſtadt zu Solingen; meinen Bedienten aber ließ ich mit ſeinem guten Willen zurücke.

Neuſtadt ward vom funfzehnten an auch beſchoſſen, und zwey Zwölf-Pfünder fuhren durchs Dolingſche Haus, aber wir waren doch daſelbſt mit Feuereinwerfen verſchont.

So gefährlich und ängſtlich dieſer unſer Aufenthalt war, ſo viel comiſche und lächerliche Auftritte kamen doch dabey vor, die Zortheim mit ihrer Bedienung und ich, waren die meiſte Zeit bey Hamolon in ſeiner Stube, die Sie kennen, und da ſchlieſen wir auch, das war das klügſte was wir thun konnten, hinten im Hofe im zweyten gemeldeten Stübchen ſteckte die ganze Dolingſche Familie und noch vierzig Perſonen, alt und jung, die Fenſter-Laden waren mit Miſt bedecket, und mit eben ſo viel Miſte der ganze Hof beſtreuet, unter dieſem Miſte lagen alle die Perſonen; einige waren ſtille und verdrüßlich, einige beteten, und man ſahe es ihnen am Maule an, wie ſie mit ihrem GOtt zanketen, daß er es doch ſo weit habe kommen laſſen, ungeachtet ſie ihm,

nun ſeit vier Jahren die Ehre angethan, und fleißig gebetet. In einem andern Winkel ſaßen einige politiſche Kannengieſſer und machten für Daun einen Operations-Plan, wurden aber ſehr uneinig, weil ſie ſich um den kleinen Neben-Umſtand nicht vergleichen konnten, ob ſie den König von Preuſſen mit ſeiner Armee wollten zu Krieges-Gefangenen machen, oder über die Klinge ſpringen laſſen? Ich war für das letzte, aber ich ward überſtimmet. Eine Prieſter-Wittwe kriegte mich auf die Seite, ziſchelte mir ins Ohr, wir ſolten GOtt danken, um der lieben Religion halben ſchöſſe uns der König von Preuſſen todt, und unſere Häuſer in Grund; Aber zum Teufel Madame, was haben denn meine Peruquen mit der Religion zu thun, (denn kurz vorher hatte ich erfahren, daß eine dreyßigpfündige Granate meinen ganzen Apparatum von Peruquen zerſchmettert habe,) laſſen ſie es gut ſeyn, antwortete ſie mir, es

wird ſich ſchon geben; danken ſie GOtt dafür. Die verwünſchte fromme Frau hat mich grauſam gepeiniget. Ich und ein paar gute Freunde vertrieben uns die Zeit in des Hamolons Stube mit Eſſen und Trinken, und mich deucht, das war noch am ſolideſten gedacht, unter dergleichen Abwechſelungen und Unruhen brachten wir den neunzehnten heran, den ſchrecklichſten Tag meines Lebens! ſchon um zwey Uhr Nachmittags ſtand die Kreutz-Kirche, das Amt-Haus und meine Wohnung in voller Flamme; Ich lief vorerſt in das Gouverneur-Haus, hier war es eben, wo ich die Frau Mama und ihre Babet antraf, und ſahe dieſem Greuel der Verwüſtung zu, ich blieb einige Zeit dort, und gegen fünf Uhr kam mein ehrlicher Bedienter, mit der Nachricht, daß mein Haus niedergebrannt, das Gewölbe von den Bomben eingeſchmiſſen, und darinn alles verbrannt, der ganze unbeſchädigte

digte Keller aber von denen zum Löſchen commandirten Soldaten rein ausgeplündert ſey; das that wehe! mein lieber Färber, ſehr wehe! Alle meine Meublen, Kleider, Wäſche, Vorräthe, alle meine Bücher, Manuſcripte, alle Briefe, die ich von Ihnen und andern guten Freunden ſo ſorgfältig geſammlet; alles war verlohren, von Sachen, die ich ſowohl auf die drey tauſend Reichs-Thaler rechnen kann, habe ich nicht zehn Reichs-Thaler werth gerettet, der älteſte Zeug-Rock, den ich anzog, um deſto bequemer zu löſchen: eine abgelebte Peruque, die ich in eben der Abſicht aufgeſetzet; ein paar alte Hemden, die ich ſchon für meine Bedienten beſtimmet hatte, und ein Schlafrock! das war meine ganze Garde-Robe. Die witzigen Manuſcripte, die nach meinem Tode ſollten gedruckt werden, ſind zum kräftigen Troſt der Narren künftiger Zeit, alle, alle mit verbrannt. Nun ver-

lohnet es ſich beynahe nicht der Mühe, daß ich ſterbe, weil nach meinem Tode weiter nichts gedruckt werden kann. Dieſer Gedanke hat mich bishero noch beruhiget, wenn ich an den Tod gedachte, aber nun will ich noch immer leben bleiben, und mich in die Welt ſchicken, ſo gut ich kann. Meine ſchönen Bücher dauren mich ſehr, aber manchmal dauren mich meine Hemden noch mehr, und meine Kleider und meine Betten: Kurz, Färber ich bin ſo bettelarm, wie ein Poete. Ein Glück für mich, daß ich meine Wechſel und Documenten gerettet habe; an baaren Gelde habe ich nicht viel über vierzig Reichs-Thaler verlohren: aber wie viel baares Geld hat denn ein Steuer-Secretair, der ein Jahr im Preußiſchen Depot, und zwey Jahr unter der Vormundſchaft der theureſten Landeshaupt-Deputation geſtanden? Das ſchmerzet mich am meiſten, was ich durch die

Plün-

Plünderung verlohren habe; unsere Freunde, unsere Hülfsgenossen, unsere apostolisch-catholische Erretter, Leute die sich das gröste Gewissen machen würden am Char-Freytage Schweine-Braten zu essen, die plündern uns selbst in der gröstenBeängstigung, und brechen die Keller auf, in welchen man vor der Wuth der Flammen und der Feinde noch etwas retten können, und man soll auch nicht einmal davon reden; das ist zu grausam! Sagen Sie es auf mein Wort in Warschau nach, daß uns die Feinde zwey Drittel verbrannt, und unsere Freunde ein Drittel gestohlen haben; aber sagen sie es auch zum Ruhme unsers Commendanten, daß er die strengste Ordre gestellet, diesem Unwesen zu steuren, doch hat es nichts geholfen, denn einen Spitzbuben macht der Galgen nicht ehrlich.

Den Sonntag frühe ward in der Neustadt angesagt, daß, wer sich aus der Stadt retten wollte, es bald thun mögte: eine neue

Angſt! Um acht Uhr frühe, gieng ich mit meinen Bedienten zum Schwarzen-Thore hinaus. In einem Ueberzuge von einem Kopfküſſen ſtack mein ganzer Reichthum. Wir wanderten bey der grauſamſten Hitze durch den Sand bis auf Saavens Weinberg, das that ich in Geſellſchaft der Dohlingſchen Familie, welche wie die Salzburger emigrirten. Es ſchlug zwölf Uhr, und ſie hatten noch nicht Anſtalt gemacht etwas zu eſſen; zu trinken war noch weniger da. Ich verſicherte die Geſellſchaft, daß mich hungerte und durſtete, und ich als ein Abgebrandter ſahe wohl: daß man nichts von der Welt habe, als was man mit dem Maule heraus bringet. Ich wünſchte mir alſo zu eſſen und zu trinken, und weil die löbliche Gewohnheit abgekommen wäre, das Volk in der Wüſten mit Manna zu ſpeiſen, ſo wollte ich mich der Geſellſchaft empfehlen, und ſehen, wo ich einen guten Freund fände, der ſich nicht ſo ſehr

auf

auf die göttliche Vorsehung verliesse, als sie. Ich gieng zum grösten Aergernisse dieser gläubigen Seelen, welche GOtt vertraueten, und von ganzen Herzen hungerten und dursteten. Ich kam nach Loschnitz zu einem guten Freund, bey dem ich willkommen und ziemlich gut versorget war; hier blieb ich bis Mittwochs frühe, wo ich ein Pferd bekam und nach Hohenstein ritte. Seit dem berühmten Morgen, als der Ritter von der traurigen Gestalt sein Schloß verließ, um die göttliche Dulcinea zu suchen, ist kein so abendtheuerlicher Ritter gesehen worden als der meinige.

Stellen Sie sich einen hohen Gaul vor, dessen eigentlicher Beruf seit funfzehn Jahren gewesen war im Karren zu ziehen, auf diesem Gaul den Steuer-Secretair Rabener noch nicht völlig drey Ellen lang, und der schweren Zeiten ungeachtet anderthalb Ellen im Durchschnitte, diesen Secretair in ein paar zerrissenen Schuhen, schwarz seidenen

denen Strümpfen, gestrickten Beinkleidern, einen weissen beschmutzten alten und Lebenssatten Zeug-Rock, einer Haarbeutel-Peruque, welche seit der Belagerung nicht ausgekemmet, und nicht viel seit der Preußischen Invasion gepudert war; hinter ihm einen Kornsack, in welchem der Rest seines Vermögens geflüchtet war, auf diesem Kornsack einen buntstreifigten Schlafrock, welcher im Fall es regnete, zum Roquelaure dienen sollte, zur Rechten gieng mein Bedienter, so eine Schachtel mit Brod und Braunschweiger Wurst trug, zur Linken der Monarch des Gauls, dem er von Zeit zu Zeit Muth zusprach, und wenn er stolperte, ihn mitleidig aufrichten muste. In diesem Aufzuge kam ich endlich zum Amts-Steuer-Einnehmer in Hohenstein, wo ich sehr wohl aufgenommen wurde, denn Sie müssen wissen, daß wir Steuer-Secretairs ein geschenktes Handwerk haben, weil wir in allen Städten einen Einnehmer finden. Mein Logis

bekam ich im Städtchen, wo die Wirthin eine bejahrte dienſtfertige Frau war, voll des Ceremoniels, wie es unter Johann George des IVten Regierung mogte gebräuchlich geweſen ſeyn.

Der Wirth ein feiſter Mann, mein alter Schul-Cammerad, und ſeine Tochter ein friſches rundes Mädchen, welche gute Hofnung machte, daß ſie ihren künftigen Eheherrn wird ohne Hoſen herum laufen laſſen. Hier wohnete ich; aber faſt eine halbe Stunde vom Städtchen, in einem Vorwerk wohnete der Steuer-Einnehmer, und ſo weit muſte ich allemal über die Berge wegklettern, wenn ich eſſen wollte, die meiſte Zeit brachte ich auf dem Schloſſe zu, wo ich das Vergnügen hatte, die Frau Aſſiſtenz-Einnehmern mit ihrer Familie, und gar unvermuthet ihre Mademoiſelle Schweſter zu finden. In dieſer vortreflichen Geſellſchaft habe ich zehn Tage lang mich ſo wohl und

ver-

vergnügt befunden, daß ich zu manchen Zeiten gar vergaß, daß ich abgebrannt war, der Amtman und seine Frau sorgten für mich und unsere Bequemlichkeit: beyde waren sehr dienstfertig und gastfrey, auch hatte sie GOtt mit zeitlichen Vermögen ziemlich, und mit Hunden und Katzen sehr reichlich gesegnet.

Am zweyten Aug. fuhr ich mit der Frau Schwester wieder zurück, und bedaurete, daß unser Exilium nicht länger gewähret hätte. Nun bin ich hier, und wohne zur sonderbaren Erbauung der Stadt, bey der Dohnerin, welche um ihren Geruch der Heiligkeit ferner wie bishero zu erhalten, mir das ganze Logis eingeräumet, und sich bis Michaeli nach Pförten begeben hat, alsdann kommt sie zurück, und ich beziehe ein neues Quartier.

Da haben Sie, mein liebster Färber, meine lange Beschreibung meiner Abend-

theuren,

theuren, das übrige wünsche ich Ihnen mündlich zu erzehlen, und wenn? Bleiben Sie mein guter Freund, ich liebe Sie ewig, und küsse Sie Millionenmal in Gedanken. Dero Herrn Papa empfehlen Sie mich gehorsamst, versichern Sie meine Ergebenheit allen Bekannten, welche sich ihres abgebrannten Freundes nicht schämen. Leben Sie wohl ꝛc.

Rabener.

Der

dritte Brief.

Mein liebſter Freund!

Um mich wieder aufzumuntern, will ich von Ihnen reden; was machen Sie mein guter, beſter Gellert? Elegien? Hum! Ein Philoſoph wie Sie, das wäre ſehr unexemplariſch, wenn er ſich die gegenwärtige Noth zu ſehr niederſchlagen lieſſe, aber geſund Sie doch gewiß, das will ich Ihnen rathen, denn ich bin ſehr geſund, und kann es nicht leiden, daß meine Freunde krank ſind.

Man verſichert mich, daß der König Befehl gegeben habe, Ihnen ihre Penſion richtig auszahlen zu laſſen. Wie groß kam mir unſer Feind, der König von

Preuſ-

Preuſſen, in dem Augenblick vor, als ich dieſes hörete; vor Vergnügen vergaß ich, daß er mir ſelbſt meine Beſoldung zurücke halten läſſet.

Haben Sie etwann auch gehöret, daß ich in Preußiſche Dienſte gehen werde? Hier ſagen es unſer Hof und die Stadt, aber Hof und Stadt ſagen ein Märchen; Ich würde es am wenigſten jetzt thun, da ein ſolcher Endſchluß mehr als eine Deſertion, als eine erlaubte Verbeſſerung meiner Glücks-Umſtände ſcheinen würde.

Aber ich will Ihnen den Schlüſſel zu dieſem Räthſel geben. Ich habe hier viele Bekanntſchaft mit Preußiſchen Officiers und Beamten gemacht, weil ich bey vielen ein vernünftiges Betragen, einen feinen Geſchmack, eine gute Beleſenheit und ein redliches Herz gefunden.

Ich bin bey dem Prinz Heinrich länger als eine halbe Stunde geweſen, und bin

mit wahrem Vergnügen bey ihm geweſen: Ich habe ſo viel es der Wohlſtand erlaubte, lebhaft mit ihm geſtritten, da er die deutſche Sprache, und unſere Litteratur wenig ſchätzet, aber er ſchätzet Sie, mein guter Gellert, und dieſes macht ſeinen Fehler verzeihlig.

Er kannte den Poeten Gellert, aber ich lehrete ihn auch den redlichen Menſchen-Freund Gellert kennen, und zu meiner Belohnung ſagte ich ihm trotzig, daß eben dieſer Gellert mein älteſter Freund ſey; denn auch bey Prinzen thue ich mit ihrer Freundſchaft groß.

Sie können wohl glauben, daß ich als ein deutſcher Patriot mit dieſem liebenswürdigen Prinzen geſprochen, und ihm Einwürfe gemacht habe, die ihm unerwartet zu ſeyn ſchienen; die wichtigſten Beweiſe hebe ich vor den König auf. Seit vierzehn Tagen ſtehe ich mit dem Könige in Tracta-

ten,

ten, wer Ihm mich vorſtellen ſoll. Der Marquis d'Argens verlanget es zu thun, und hat mich darum anſprechen laſſen. Muß es denn eben ein Franzoſe ſeyn, der mitten in Deutſchland einen deutſchen Autor mit einem deutſchen Könige bekannt macht? Wahrhaftig mein lieber Gellert das thut mir wehe! Ich habe mich bey dem Marquis entſchuldigen laſſen, daß ich nicht durch ſeine Vermittelung würde den König ſehen können, da ich nicht geübt genug ſey, Franzöſiſch mit ihm, und noch weniger mit dem König zu ſprechen. Der Baron von Cocceji iſt dieſer Sache wegen unſer Adjutant.

Ich fand nöthig einen Brief zu ſchreiben, und mich darin alſo auszudrücken:

Je ſuis bien faché Monſieur,
que ſois trop allemand
& Monſieur le Marquis

d'Argens trop françois, pour que je puisse profiter de la permission, de rendre mes respects a ce sçavant, que j'estime d'autant plus, qu'il est peut-être le seul de sa nation, qui permette à nous autres allemands, d'avoir de l'esprit, & que pis est, & me rend veritablement confondu, c'est que par cette même raison de me voir tout a fait privé de l'honneur, d'etre presenté par Monsieur le Marquis au Roi & de me jetter aux pieds de sa Majesté, je vous conjure Monsieur de

me-

menager cette affaire la ſi bien, que Monſieur le Marquis ne me croie pas abſolument barbare. Il faut être abſolument mon ami pour n'en point être ennüié, auſſi ſuis je trop diſcret pour vouloir incommoder Monſieur le Marquis par un tel jargon. Voila la ſeule raiſon, qui m'empeche de me preſenter a lui &c.

Ueberſetzung dieſes Briefes.

Es iſt mir ſehr unangenehm, mein Herr, daß ich zu deutſch bin, und der Herr Marquis

d'Argens zu franzöſiſch iſt, und daß ich daher von der Erlaubniß dieſem Gelehrten, den ich um ſo höher halte, weil er vielleicht der einzige von ſeiner Nation iſt welcher uns armen Deutſchen erlaubet, Witz zu haben, gehorſamſt aufzuwarten, nicht Gebrauch machen kann. Und was noch ſchlimmer iſt und mich wahrhaftig in die äuſſerſte Verlegenheit ſetzet; ſo muß ich ſehen, daß ich aus .ben dieſem Grunde nicht die Ehre haben kann, durch den Herrn Markis dem Könige vorgeſtellet zu werden, und mich zu den Füſſen Sr. Majeſtät nieder zu werfen.

Ich

Ich beſchwere Sie, mein Herr, dieſe Sache ſo einzurichten, damit der Herr Markis nicht glauben möge, daß ich ein völliger Barbar ſey.

Nur ein wahrer Freund von mir, wird darüber nicht verdrüßlich werden. Ich ſelbſt bin ſo beſcheiden, und will dem Hrn. Markis mit dergleichen unangenehmen Gevlander nicht beſchwerlich fallen.

Dies iſt die einzige Urſach, welche mich abhält, Ihm meine Aufwartung zu machen, u. ſ. w.

Der Marquis d'Argens ſoll es alſo nicht ſeyn, welcher mich zu den Füſſen des Königs legt; der König iſt ſo gnädig ſich meine Weigerung gefallen zu laſſen; Er will

(wird das wohl die Nachwelt glauben?) deutſch, deutſch, will der groſſe Friederich mit mir reden. Hat wohl jemals Auguſt mit dem Horatz in ſeiner harten Mutter-Sprache geredet? Wohl niemals; denn das Griechiſche war die allgemeine Sprache der Welt und des Hofes; nur der Pöbel und die trauriae Pedanten in Rom, ſprachen Latein; alſo iſt die Sprache feſt geſtellet, in welcher der König mit mir reden will. Ich erwarte täglich ſeine Befehle, durch wen endlich dieſe Vorſtellung geſchehen ſoll.

Wie, deutſch will ich mit dem König reden? Wie viel gelehrte und witzige Brandenburger, ſo gelehrt und witzig als Voltaire und Baumelle, wenigſtens treuer und dankbarer als Voltaire und Baumelle, will ich ihm nennen, die Er und ſeine Franzoſen nicht kennen.

Ich

Ich bin durchaus muthig, wenn es mir einfällt daß ich zum Besten meiner Mutter-Sprache dem tapfersten und noch nicht überwundenen Könige dieser Zeit, (ach wäre dieser König nur unser Freund!) den deutschen Witz predigen soll.

Aber ich weiß es schon, ich predige den Brandenburgern eine Aergerniß, und den Franzosen eine Thorheit. Nun werden Sie es begreiffen können, lieber Gellert, wie es möglich ist, daß man hier glaubt ich sey in Preußische Dienste getreten.

Daß muß ich Ihnen noch sagen, daß vor einem Jahre schon der König den Einfall in Potsdam geäussert hat, mich in seine Dienste zu ziehen, daß vielleicht bey seinem Hof-Staat auch hier davon gesprochen worden ist, und daß viele von denen Preussen gewiß glauben, Er werde mir noch seine Dienste antragen.

Ich glaube es nicht, ich wünſche es auch nicht, denn je gnädiger er dabey wäre, je verlegener würde ich ſeyn, meinen Entſchluß zu erklären, ohne ihn zu beleidigen.

Im Ernſte wünſchte ich mit dem Könige zu ſprechen, und auſſer meinem beſten Könige, iſt es vor allen Königen nur dieſer, und einer noch, die ich zu ſprechen wünſchte.

Aber wenn mir auch einfällt, wie man hier auch ſchon jetzt davon urtheilet, und was für einen nachtheiligen Eindruck es in künftigen Zeiten wider mich machen könne: ſo vergeſſe ich meine Wünſche, und werde ſtumm, um nichts bitteres von dieſer argwöhniſchen Denkungs-Art zu ſagen.

Küſſen Sie mich, guter Gellert, küſſen Sie ihren freundſchaftlichen Plauderer tauſendmal; denn das ſchmeichele ich mir, daß Sie weder an den Obriſten Mannſtein, noch an ihre Hypochondrie die ganze Zeit

über

über gedacht haben, als Sie diesen meinen langen Brief geleſen.

Noch etwas und zwar etwas ſehr luſtiges; können Sie ſich wohl vorſtellen daß unſer Gleim den unerwarteten Einfall hat, eine Geſchichte des gegenwärtigen Krieges, und die neuen Siege ſeines Königes zu ſchreiben? Gleim, der Menſchen-Freund, der Freund der Freuden und des Weins, unternimmt aus freyen Willen, einen blutigen Krieg, und die traurige Zerſtöhrung ſo vieler tauſend Menſchen, die auch trinken und ſcherzen und küſſen können, zu beſchreiben. Durch ſeinen und meinen Freund den Herrn E. habe ich ihm ſagen laſſen, daß ich ihm dieſen grauſamen Witz unter keiner Bedingung verzeihen würde, als unter dieſer, daß er den ganzen traurigen Krieg in anacreontiſchen Verſen beſchreibe, und ſeine Mord-Geſchichte anſtatt der Capitel in Trink-Lieder eintheile.

Sa-

Sagen Sie mir, mein Freund, woher kommt es, daß Könige so gerne Dichter zu ihren Herolden haben; Boileau, Racine, Voltaire, drey Dichter, und unser Gleim, der taumelnde Gleim, die sollen für die Nachwelt Zeugen seyn; Zeugen in Sachen die sie selbst nicht glaubten, vor denen sie selbst erzitterten.

Warum verlangen die Könige nicht mich zu ihren Herolde? Aber vielleicht fürchten sie sich, daß die historische Lobschrift ihrer unsterblichen Thaten der fünfte Theil zu meinen Satyren werden möchte. Leben Sie wohl, mein stiller, mein friedfertiger, mein bester Gellert ꝛc.

Rabener.

Der

Der vierte Brief.

Mein beſter Freund!

— — Panſion? guter Rabener! nein, es wird mir keine ausgezahlet; ich habe auch ohne die geringſte Unruhe, meine Quittung, die mir von Meiſſen zurück geſchickt wurde, in mein Pult gelegt; das kränkt mich nicht, ob michs gleich nicht erfreuen kan.

Könte ich meinem Vaterlande den Frieden, und beſſere Zeiten durch den Verluſt von hundert Rthlr. jährlich erkaufen, ich, der ich ſo bald ich nicht mehr arbeiten kann, auch nichts mehr habe; o, mit Freuden!

B. hat mir durch C. den Antrag thun laſſen, ob ich mich zur Erziehung des Kron-

prinzen

prinzen wolte brauchen laſſen? Aber mein liebſter Freund, ſo lange ich nicht wegen meiner nothdürftigen Erhaltung gedrungen bin mein Vaterland zu verlaſſen, ſo will ich glauben, daß ich eine Pflicht habe, auch in einem unglücklichen Vaterlande zu leben; ſo denken ſie auch, ja denken ſie ewig ſo, wenn es möglich iſt. Sachſen verliehret, (dies kann und muß ich ſagen) zu viel mit ihnen, ein Mann für Geſchäfte, für den Staat, ein Autor! Sie müſſen unſer bleiben.

Bey mir hat es wenig Gefahr, halb krank, an die Stube gewöhnt, wahrſcheinlicher Weiſe nicht lange mehr zu leben, nur für einige junge Leute gut! O, ich kann bleiben wo ich bin, und mein Wunſch iſt die Einſamkeit, das Land und noch ein gutes moraliſches Buch nach meinem Tode.

Sie ehren mich, wie ichs verdiene, wenn ſie dem Prinz Heinrich ſagen, daß ich ihr

älteſter

älteſter und beſter Freund bin, und ich würde Ihm zu meinem Anſehen eben das geſagt haben.

Ja, daß ſie, Gärtner, Schlegel, Cramer, Gieſecke meine Freunde geweſen, dieſes ſehe ich als meine Glückſeeligkeit des Lebens an; dieſes ſoll mir bey der Nachwelt ſo gewiß Ehre, Beweis meines guten Herzens, Sicherheit meines Geſchmacks ſeyn, als es Racinen Ehre iſt, daß Boileau und Moliere ſeine Freunde geweſen. Unſere Periode, die jetzige, wird in der Litteratur der Deutſchen nicht weniger merkwürdig ſeyn, als es der Zeitpunkt, des Boilau im Franzöſiſchen iſt.

Gehen ſie immer zum Könige, Er ſoll ſie ſehen und bewundern, ich will es haben.

Ich verlange meine Penſion nicht, aber Er ſoll Ihnen geben, was Ihnen von rechtswegen gehöret; Er ſoll beſſere Gedan-

ken von den Deutſchen und unter dieſen von den Sachſen, in Anſehung des Witzes bekommen, und ſie ſollen ihm ſtatt aller Demonſtration ſeyn, und ſollen ihm, wanns möglich iſt, den Geiſt des Friedens inſpiriren und meine Furchtſamkeit.

Aber laſſen Sie ſich durch nichts feſſeln.

Ueber Gleims Unternehmen ärgere ich mich. Leben Sie wohl, ſtets wohl, ich bin ihr guter

Gellert.

Der fünfte Brief.

Liebſter Gellert!

Läſe ich es nicht in den auswärtigen Zeitungen, daß Sie noch lebten, ſo würde mich ihr unausſtehliches Stillſchweigen vorlängſt auf die traurige Vermuthung gebracht haben, daß Sie geſtorben, oder doch durch Ihre finſtere Hypochondrie ſo menſchenfeindlich geworden wären, daß Sie Ihren guten Freund Rabener ganz vergeſſen können, und ſich in das dunkelſte Gebüſche zu Störmthal geflüchtet hätten um einſiedleriſch über das unglückliche Vaterland und Ihren verderbten Magen zu ſeufzen. Aber, werden Sie mit Ihrer hohlen und keuchenden Stimme ſo einſylbig als möglich

ſprechen: Lieber GOtt — weiß denn der Rabener gar nicht — und das könnte er lange wiſſen — wiſſen könnte ers — alle Kinder wiſſen es — freylich — der König hat mit mir geſprochen! — O mein Hochgelehrter Herr Profeſſor! freylich viel Ehre für Sie und den Witz! aber das giebt ihrem Stolze kein Recht, Ihren alten wahren Freund Rabener ganz zu vergeſſen. Der König hat mir mein Haus weggebrannt, das will noch mehr ſagen, als daß er mit Ihnen geſprochen hat, und doch bin ich nicht einen Augenblick ſtolz darauf geweſen, ſo wenig ſtolz, als daß ich ſo gleich an meinen liebſten Gellert ſchrieb, und es ihm mit vieler Demuth meldete. Hätten Sie es nicht auch ſo machen ſollen? Hüten Sie ſich, ich rathe es Ihnen, Gellert, hüten ſie ſich! Ich bin ihr Freund, aber, aber, ich bin auch ein Autor, und wenn ein beleidigter Autor — verſtehen Sie mich, Gellert; kurz, ich erwarte mit

der

der nächſten Poſt einen Brief von Ihnen. Man erzehlet hier ſo ungeräumte Sachen von Ihrer Unterredung mit dem Könige, daß ich große Luſt habe die Leute zu verſichern, es ſey alles wahr, was man davon erzehlet, wenn Sie mir nicht bald antworten, und alles aufs umſtändlichſte melden, was der König zu ihnen geſagt hat. Noch einmal warne ich Sie, ſäumen Sie nicht oder ich werde es dem Publico ins Ohr ſagen, daß dieſer Gellert, der von nichts als Vaterland und Menſchenliebe ſpricht, — ja, wie geſagt, daß dieſer ſtille und friedliebende Gellert dem Könige bey ſeiner Unterredung mit ihm einen weitläuftigen und Finanzmäßig ausgearbeiteten Plan mit aller Demuth eines Poeten überreichet habe, worinnen er gezeiget, wie der Krieg wenigſtens noch zwey Jahre könne fortgeführet werden, ohne die Brandenburgiſchen Unterthanen im mindeſten zu beläſtigen, — ja, ja, mein Herr, das iſt mein ganzer

Ernſt, und haben wir einmal Friede, ſo ſollen Sie, — zittern ſollen Sie, mehr ſage ich nicht!

Wie ich mich befinde? O ich bin viel zu ergrimmt, als daß ich Ihnen darauf antworten könnte. Unmöglich kann Ihnen viel daran liegen, ob ich krank oder geſund bin, Sie würden mich ſonſt lange darum gefragt haben. Aber ich merke es ſchon. Schmollen kann ich mit Ihnen unmöglich. Mitten in meiner patriotiſchen Wuth liebe ich Sie von ganzem Herzen, und wenn es mir einfällt, daß ich binnen acht Tagen einen Brief von Ihnen bekommen werde, ſo mögte ich Sie für Freuden tauſendmahl umarmen!

Ich bin vollkommen geſund, heiter und zufrieden. Ich genieſſe die ruhigen Augenblicke, die wir jetzt noch als eine Beute davon tragen, und erwarte die unruhigen Tage ohne zu ängſtliche Sorge.

Lesen Sie die Innlage an unsern Cramer in Coppenhagen, so werden Sie noch mehr wissen. Mein ganzes Herz ist darinnen, denn seit meinem erlittenen harten Unglücke, ist mir alles ziemlich gleichgültig, und ich kann in einer Viertelstunde mit eben der Munterkeit von meinem Tode reden, mit der ich gegen meine Freunde scherze, wie ich jetzt mit Ihnen, mein bester Gellert, geschertzet habe. Heben Sie diese beyde Briefe auf, vielleicht machen sie, wenn ich heuer noch sterbe, eine merkwürdige Anecdote in meiner künftigen Lebens-Beschreibung, die desto mehr in die Augen fallen muß, da ich in meinem ganzen Leben, wenn ich ein paar Schmähschriften ausnehme, nichts wichtiges gethan, als dieses, daß ich meinen Freund Gellert von ganzem Herzen geliebet habe.

Tausend Empfehle an unsern lieben Commißionsrath und seine redliche Frau. Melden Sie Ihnen, daß unser Hochachtungs-

würdiger Freund L. auf künftige Mittwoche Hochzeit hat. Ich bin (wie man in Leipzig ſpricht) ganz Zufriedenheit und ganz Freude über die Verbindung zweyer Perſonen, die GOtt, wie es ſcheinet, dazu erſchaffen hat, um ſich durch ihre beyderſeitige Tugend und Rechtſchaffenheit glücklich zu machen. Leben Sie wohl. Führt ſich ihr Herr Bruder beſſer auf, als ſonſt, ſo können Sie ihn von mir auch grüſſen, aber daß es nicht jemand merkt.

Rabener.

Der
ſechſte Brief.

Liebſter Rabener!

Sie mögen mit mir machen was Sie wollen, ſo werde ich Ihnen doch diesmal keine ausführliche Antwort ſchreiben. Denn ich bin ſchon ſeit vierzehn Tagen von einem Huſten, und an Schmerzen in der linken Hüfte krank. Es iſt wahr, daß ich in der Mitte des Wintermonats vorigen Jahres durch einem Major zu dem Könige gerufen worden bin; daß er ſich von vier Uhr bis Dreyviertel auf ſechs Uhr mit mir von den ſchönen Wiſſenſchaften der deutſchen Litteratur und der Methode, womit er ſeine Hypochondrie curiret, und mit der ich die meinige curiren ſollte, unterredet, daß er mir ſehr gnädig begegnet; daß ich wider allen

meinen Character, ohne die geringſte Furcht, ohne Begierde zu gefallen, blos das, was Wahrheit und Ehrerbietung befohlen, geredet, und eben deswegen gefallen habe. Am Ende des Geſprächs fragte er mich: ob ich keine von meinen Fabeln auswendig könnte? Nein Sire — Beſinne er ſich doch, Herr Profeſſor, ich will etliche mal in der Stube auf und ab gehen — Endlich fiel ich ohne zu wiſſen, warum, auf den Mahler, die letzte im erſten Theile. Nun ſagte Er, das iſt gut, nein, das iſt ſehr gut, natürlich gut, kurz und leicht. Das habe ich nicht gedacht. Wo hat er ſo ſchreiben lernen? — In der Schule der Natur — Hat er den la Fontaine nachgeahmet? — Nein, Ihro Majeſtät, ich bin ein Original, aber darum weiß ich noch nicht, ob ich ein gutes bin — Nein, ich muß ihn loben. Und da ſagte Er zum Major, der dabey ſtund, noch viel zu meinem Lobe, das ich in der That nicht hören wolte, — Komme

er

er wieder zu mir, und ſtecke er ſeine Fabeln zu ſich, und leſe er mir welche vor — Allein, guter Rabener, ich bin nicht wiedergekommen, der König hat mich nicht wieder rufen laſſen, und ich habe an Sirachs Worte gedacht: Dränge dich nicht zu den Königen — Er hat mich den Tag darauf bey der Tafel gegen den Obriſt-Lieutenant Marwitz, auch den Engliſchen Geſandten, den Marquis d'Argens, den Lecteur Catt, und andere, die mir es wieder geſagt, mit einem Lobſpruch gelobet, den ich nicht herſetzen will, weil es doch eitel ſeyn würde. Der Engliſche Geſandte, der ein vortreflicher Mann iſt, mag wohl die wahre Urſach geweſen ſeyn, warum mich der König ſehen wollen. Denn der Geſandte hat mit Strauben in Breslau meine Fabeln gröſtentheils geleſen, und iſt ſehr vor ſie eingenommen. Der König ſprach bald deutſch bald franzöſiſch, ich meiſtentheils deutſch und nur im Nothfall franzöſiſch. Den ausführlichen Inhalt einem

Briefe anzuvertrauen, würde wenigſtens wider die Klugheit ſeyn. Warten Sie, bis ich Sie ſpreche. Gott gebe, daß dieſes bald geſchehe, und daß ich Sie geſund und zufrieden umarmen kann, wo es auch ſey. Das Ende ihres Briefes, liebſter Rabener, iſt ſehr ernſthaft, allein ihr Ernſt iſt mir ſo ſchätzbar als kaum ihr Scherz. Sie reden von Ihrem Tode. Ja, davon ſolten wir alle reden, und getroſt, wie Sie reden. Gott laſſe uns leben, um wohl zu ſterben, zu der Zeit, da ers beſchloſſen hat. Menſchlich zu urtheilen, müſſen Sie mich lange und weit überleben. Ihren Brief an Cramern, der auch treflich iſt, hebe ich allerdings auf. An den Herrn Cammerrath L. würde ich geſchrieben und ihm zu der ſo glücklich getroffenen Wahl meinen Wunſch recht von ganzer Seele abgeſtattet haben, wenn ich nicht zeithero zu allen Verrichtungen und Pflichten der Geſellſchaft ungeſchickt geweſen wäre.

Ich umarme Sie, liebe Sie, und bin ewig der Ihrige,

Gellert.

Ich habe alle Tage noch mehr zu diesem Briefe schreiben wollen, und nicht gekomt, morgen soll er also fortgehen. Eins können Sie noch anhören. Der König fragte nach den guten deutschen Schriftstellern, und die ersten die mir einfielen, waren Sie und Cramer. Er schmelte auf die Härte und Unförmlichkeit der deutschen Sprache — aber warum nöthigen uns die Deutschen nicht durch solche gute Bücher, wie die Franzosen, daß wir sie lesen müssen! — Vielleicht, Sire, fehlt uns noch die Zeit, vielleicht auch noch Auguste und Louis XIV — Sachsen hat ja schon zween Auguste gehabt, — Ja, Sire, und wir haben auch schon einen guten Anfang in der schönen Litteratur gemacht. Als die Griechen aufhöreten zu schreiben, fiengen die Römer an. Wir hoffen ruhigere

Zeiten

Zeiten, — So? gefallen ihm dieſe Zeiten nicht? Sinds böſe Zeiten? — Ich wünſche ruhigere Zeiten, und wenn ich der König von Preuſſen wäre, ſo hätten die Deutſchen Frieden, — So? ſteht dies bey mir? Drey wider Einen? — Ich wiederhole es noch einmal, Sire, wollte Gott! Sie gäben uns den Frieden? — Ja! ja!

Auszug
eines Briefes aus Leipzig vom 27. Januar. 1761.

Der achtzehnte December vorigen Jahres war der merkwürdige Tag, an welchem der Herr Professor Gellert Nachmittages um drey Uhr in einem Schlafrocke, in einer weiſſen Mütze emballirt und gar nicht wohl an ſeinem Pulte ſaß, und jemand an ſeine Thür pochte; Herein! Ich bin der Quintus Icilius, und freue mich, Sie kennen zu lernen. Ihro Majeſtät der König verlangen Sie zu ſprechen, und haben mich hergeſchickt, Sie zu ihm zu bringen.

Gellert. Herr Major: Sie müſſen mir anſehen, daß ich krank bin: es wird dem Könige an einem kranken Manne, der nicht reden kann, nicht viel gelegen ſeyn.

Der Maj. Es iſt wahr, Sie ſehen nicht wohl aus, ich werde Sie auch nicht nöthigen,

thigen, heute mit zu gehen. Aber das muß ich ihnen ſagen, wenn Sie ſich mit dieſer Ausflucht ganz von dem Gange loß zu machen gedenken, ſo irren Sie ſich, ich muß morgen wiederkommen, und wenn Sie dann nicht beſſer ſind, übermorgen, und das ſo fort, bis Sie mitgehen können. Entſchlieſſen Sie ſich alſo, ich laſſe Ihnen eine Stunde Zeit, um vier Uhr werde ich wieder anfragen, ob ich Sie heute oder ein andermal mitnehmen ſoll.

Gellert. Ja das thun Sie, Herr Major, ich will ſehen, wie ich mich alsdenn befinde. Nun iſt alſo der Herr Major fort, und der Herr Profeſſor, der zum Unglück ſeinen Herrn B. — nicht zu Hauſe hat, ſchafft ſich mit vielem Verdruß und großen Umſtänden, Barbier und einen Peruquier, und iſt um 4 Uhr fertig. Der Herr Quintus kömmt, und ſie gehen nach dem Apeliſchen Hauſe. In dem Vorzimmer fanden ſich zwey, drey Perſonen, welche

che voller Freuden waren, den Herrn Professor kennen zu lernen. Jetzt aber geht die Thür zu Ihro Majestät Zimmer auf. Sie treten ein und bleiben mit dem Könige die ganze Zeit über allein.

Der König. Ist er der Professor Gellert?

Gellert. Ja, Ihro Majestät.

Der König. Der Englische Gesandte hat mir viel gutes von ihm gesagt; wo ist er her?

Gellert. Von Hänichen bey Freyberg.

Der König. Hat er nicht noch einen Bruder in Freyberg?

Gellert. Ja, Ihro Majestat.

Der König. Sage er mir doch, warum wir keine gute deutsche Schriftsteller haben?

Der M. Quint. Ihro Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben, und den deutschen La Fontaine nennen.

Der König. Das ist viel, hat er den La Fontaine gelesen?

Gellert

Gellert. Ja, Ihro Majestät, aber nicht nachgeahmet: ich bin ein Original.

Der König. Gut, das ist einer, aber warum haben wir denn nicht mehr gute Autores?

Gellert. Ihro Majestät sind einmahl gegen die Deutschen eingenommen, —

Der König Nein, das kann ich nicht sagen, —

Gellert. Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller.

Der König. Das ist wahr! Warum haben wir keine gute Geschichtschreiber?

Gellert. Es fehlt uns auch daran nicht, wir haben einen Mascov, einen Cramer, der den Bossuet fortgesetzet hat.

Der König. Wie ist das möglich, daß ein Deutscher den Bossuet fortgesetzt hat?

Gellert. Ja! und glücklich; einer von Ihro Majestät gelehrtesten Professoren hat gesagt / daß er ihn mit eben der Beredsamkeit, und mit mehrerer historischer Richtigkeit fortgesetzet habe.

Der

Der König. Hats der Mann auch verſtanden?

Gellert. Die Welt glaubt es.

Der König. Aber warum macht ſich keiner an den Tacitum, den ſollte man gut überſetzen?

Gellert. Tacitus iſt ſchwer zu überſetzen, und wir haben auch ſchlechte franzöſiſche Ueberſetzungen von ihm, —

Der König. Da hat er recht.

Gellert. Und überhaupt laſſen ſich verſchiedene Urſachen angeben, warum die Deutſchen noch nicht in allen Arten guter Schriften ſich hervorgethan haben; da die Künſte und Wiſſenſchaften bey denen Griechen blüheten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht iſt jetzo das kriegeriſche Seculum der Deutſchen. Vielleicht hat es Ihnen auch an Auguſten und Louis XIV. gefehlet?

Der König. Er hat ja zwey Auguſte im Sachſen gehabt?

Gellert. Wir haben auch in Sachſen einen guten Anfang gemacht.

Der König. Wie will er denn einen Auguſt in ganz Deutſchland haben?

Gellert. Nicht eben das: ich wünſche nur, daß ein jeder Herr in ſeinem Lande die guten Genies aufmunterte, —— ——

Der König. Iſt er gar nicht aus Sachſen weggekommen?

Gellert. Ich bin einmal in Berlin geweſen.

Der König. Er ſollte reiſen!

Gellert. Ihro Majeſtät: dazu fehlet mir Geſundheit und Vermögen.

Der König. Was hat er denn für eine Krankheit, etwan die gelehrte?

Gellert. Weil ſie Ihro Majeſtät ſelbſt ſo nennen, ſo mag ſie ſo heiſſen, in meinem Munde würde es zu ſtolz geklungen haben.

Der König. Ich habe ſie auch gehabt, ich will ihn curiren. Er muß ſich Bewe-

gung

gung machen, alle Tage ausreiten, und alle Woche Rhabarbe nehmen.

Gellert. Dieſe Cur möchte wohl eine neue Krankheit für mich ſeyn. Wenn das Pferd geſünder, wäre als ich, ſo würde ichs nicht reiten können, und wäre es eben ſo krank, ſo würde ich auch nicht fortkommen.

Der König. So muß er fahren?

Gellert. Dazu fehlt mir das Vermögen.

Der König. Ja, das iſt wahr, das fehlet immer den Gelehrten in Deutſchland, es ſind wohl jetzo böſe Zeiten?

Gellert. Ja wohl, und wenn nur Ihro Majeſtät Deutſchland den Frieden geben wollten.

Der König. Wie kann ich denn! Hat ers denn nicht gehöret, es ſind ja dreye wieder mich?

Gellert. Ich bekümmere mich mehr um die alte, als neue Geſchichte.

Der König. Was mennet er, welcher iſt ſchöner in der Epopée, Homer oder Virgil?

Gellert. Homer ſcheinet wohl den Vorzug zu verdienen, weil er das Original iſt.

Der König. Aber Virgil iſt viel polirter.

Gellert. Wir ſind ſo weit vom Homer entfernt, als daß wir von ſeiner Sprache und Sitten richtig genung ſollten urtheilen können, ich traue darinnen dem Quintilian, welcher Homero den Vorzug giebt.

Der König. Man muß aber auch nicht ein Sclave von den Urtheilen der Alten ſeyn?

Gellert. Das bin ich nicht, ich folge ihnen nur alsdann, wenn ich wegen der Entfernung ſelbſt nicht urtheilen kann.

Der Major Quintus. Er hat auch deutſche Briefe herausgegeben?

Der König. So! Hat er denn auch wider den Stylum Curiæ geſchrieben?

Gellert. Ach ja! Ihro Majeſtät.

Der

Der König. Aber warum wird das nicht anders? es iſt was verteufeltes, Sie bringen mir ganze Bogen, und ich verſtehe nichts davon.

Gellert. Wenn es Ihro Majeſtät nicht ändern können, ſo kann ich es noch weniger; ich kann nur rathen wo Sie befehlen. —

Der König. Kann er keine von ſeinen Fabeln auswendig?

Gellert. Ich zweifle, mein Gedächtniß iſt mir ſehr ungetreu.

Der König. Beſinne er ſich, ich will unterdeſſen herumgehen. Nun hat er eine?

Gellert. Ja, Ihro Majeſtät:

Ein kluger Mahler in Athen,
Der minder weil man ihn bezahlte,
Als weil er Ehre ſuchte, malte,
Ließ einen Kenner einſt den Mars im Bilde ſehn,
Und bat ſich ſeine Meinung aus.
Der Kenner ſagt ihm frey heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht ſchön zu ſeyn,

Weit minder Kunſt verrathen ſollte.
Der Maler wandte vieles ein:
Der Kenner ſtritt mit ihm aus Gründen,
Und konnt ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein,
Und nahm das Bild in Augenſchein.
O rief er bey dem erſten Blicke,
Ihr Götter welch ein Meiſterſtücke!
Ach welcher Fuß! O wie geſchickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Was lebt durchaus in dieſem Bilde.
Wie viele Kunſt, wie viele Pracht,
Iſt in dem Helm und in dem Schilde,
Und in der Rüſtung angebracht.

Der Maler ward beſchämt gerühret,
Und ſah den Kenner kläglich an.
Nun, ſprach er, bin ich überführet:
Ihr habt mir nicht zu viel gethan.
Der junge Geck war kaum hinaus;
So ſtrich er ſeinen Kriegsgott aus.

Der König. Und die Moral?

Gellert. Gleich Ihro Majeſtät:

Wenn deine Schrift den Kenner nicht gefällt;
So iſt es ſchon ein böſes Zeichen:

Doch

Doch wenn ſie gar des Narren Lob erhält,
So iſt es Zeit ſie auszuſtreichen.

Der König. Das iſt ſchön; recht ſchön: er hat ſo was galantes in ſeinem Weſen. Das verſtehe ich alles: Da hat mir aber Gottſched eine Ueberſetzung der Iphigenia vorgeleſen, ich habe das Franzöſiſche darbey gehabt, und kein Wort verſtanden: ſie haben mir noch einen Poeten, den Pietſch gebracht, den habe ich weggeworfen.

Gellert. Ihro Majeſtät: den werfe ich auch weg.

Der König. Nein, wenn ich hier bleibe, ſo muß er öfter wiederkommen, und ſeine Fabeln mitbringen, und mir daraus vorleſen.

Gellert. Ich weiß nicht, ob ich ganz gut leſe, ich habe ſo einen ſingenden gebürgiſchen Thon.

Der König. Ja, wie die Schleſier; nein, er muß ſeine Fabeln ſelbſt leſen, ſie verlie-

lier'n ſonſt — Nun! komme er bald wieder.

Ungeachtet deſſen, was der König am Ende ſagte, ſo iſt doch der Profeſſor nicht wieder gekommen / und geruffen worden. Da er weggegangen, hat der König geſagt: Das iſt ein ganz anderer Mann als Gottſched, und den andern Tag bey der Tafel:

C'eſt le plus raiſonnable de tous les ſavans allemands.

Ueberſetzung.

Das iſt der vernünftigſte unter allen deutſchen Gelehrten.

Siebenter bis Achtzehnter Brief,

von

C. F. Gellert.

Berlin und Stralſund
bey Gottlieb Auguſt Lange.
1770.

Der ſiebente

Brief.

Hochwohlgebohrner

Hochzuehrender Herr Hauptmann!

Sie erweiſen meinen Fabeln durch Ihre Ueberſetzung viel Ehre, und geben zugleich einen Beweis, wie glücklich der Officier iſt, der auſſer ſeiner Hauptwiſſenſchaft ſich mit den ſchönen Wiſſenſchaften zu unterhalten gelernet

hat. Möchten doch viele von Ihrem Stande das Vergnügen des Lesens und des Studierens in denen Winterquartieren kennen, und dadurch ihr Herz auf diejenige Zeit stärken, wo sie vor denen Waffen nicht mehr lesen können. Von der Uebersetzung selbst, kann ich, Hochzuehrender Herr Hauptmann, als ein Teutscher, nicht zuverläßig urtheilen. Allein nach meiner Empfindung sind die überschickten Fabeln gröstentheils schön, und weit richtiger, als die Strasburger Uebersetzung. Der Herr von Puiveri in Paris hat auch viele von meinen Fabeln übersetzet; und ich weis nicht, ob Ihnen dieses Werk bekannt seyn wird. Es führet den Titel: Fables et Contes. Paris, 1754. in 12mo. Uebrigens danke ich Ihnen ausserordentlich für die Mittheilung Ihrer Poesien, versichere Sie meiner Hochachtung

achtung auf die vollkommenſte Art, und wünſche Ihnen von Herzen in dem bevorſtehenden Feldzuge Geſundheit, und in allen Gefahren den Schutz Gottes. Ich verharre Zeit Lebens mit aller Ergebenheit und Freundſchaft

Ew. Hochwohlgebohren

Leipzig,
den 2 May 1760.

gehorſamſter
C. F. Gellert.

Der achte

Brief.

Hochzuehrender Herr Hauptmann!

Sie können also aus einer vielfachen Erfahrung sagen: Ob tausend fallen zu meiner Seiten, und zehen tausend zu meiner Rechten: so wirds doch mich nicht treffen. Ja, wiederum in einen blutigen Treffen bey dem Leben erhalten, und nur leicht verwundet. Zu welcher Frendigkeit gegen Gott, und zu welchen muthigen Vertrauen in künftigen Gefahren muß Sie nicht diese Errettung ermuntern; und welche Wollust muß es seyn, nach einem vielstündigen Tode sich auf dem Schlachtfelde gesund erblicken, und seine Augen von der blutenden Erde das erstemal zum Himmel erheben. O! wie muß

ein

ein Trunk Waſſer in dieſen Augenblicken, eine unbegreifliche Erquickung, und ein Stück Brod, mit Dank zu Gott, mehr als alle Freuden der Erde ſeyn. Ich kann dieſe Vorſtellung nicht verlaſſen, ohne zugleich mit Ihnen den zu preiſen, deſſen allmächtiger Schutz Sie bewahret, und in Ihnen mir einen ſo theuren und rechtſchaffenen Freund erhalten hat. Aus Verlangen Sie bald zu ſehen, würde ich Sie ermuntern, nach Leipzig zu kommen, ſo bald Sie von ihren Wunden wieder hergeſtellet wären. Allein, ich fürchte, daß ich dieſes Vergnügen nicht genieſſen ſoll. Zwey Lazarethe, liebſter Herr Hauptmann! eines zur Rechten, und eines zur Linken, das iſt ein zu ſchrecklicher Anblick, und eine zu angſtvolle Nachbarſchaft, als daß ich ſie ſo lange ſollte aushalten können. Einen Elenden vor

seinem Fenster sehen müssen, ist schon viel. Aber hundert Elende sehen müssen, ihre Klagen hören, und den giftigen Geruch derer eingekerkerten Kranken in sich ziehen müssen; leiden sehen, ohne helfen zu können; das thut schrecklich weh, und würde mich in kurzen selbst zum Elenden machen.

Ich komme zu ihren kleinen Commissionen. Was soll ich mit Ihrem Petschaft anfangen? der beste Meister ist durch die Unruhen des Krieges seit einiger Zeit von hier vertrieben worden, und der andere, der noch hier ist, sticht schlecht, am schlechtesten in Stahl. Kurz, ich habe noch kein Petschaft für Sie. Die beyden Uebersetzungen haben jede ihre Schönheiten; und ohne auszumachen, welche besser ist, danke

ich

ich Ihnen für beyde, und empfehle mich sowohl ihrem würdigen Herrn Vater, als dem Herrn Hauptmann von C*** gehorsamst, und verharre mit aller Hochachtung und Freundschaft ꝛc.

Leipzig,
den 17 Nov. 1760.

Der neunte

Brief.

Hochwohlgebohrner
Hochzuehrender Herr Hauptmann!

Endlich kommt das Petschaft, und zwar zu meinem Glücke sauber gestochen, von einem Manne, der mit seiner Kunst im Dunkeln lebt, weil er zu bescheiden ist. Es kostet freylich drey Thaler. Aber dieses ist mehr die Schuld der Münze, als des Künstlers. Kurz, Sie werden mit meiner Commission zufrieden seyn, und ich werde verführet werden, mir auch ein Petschaft stechen zu lassen. Ich habe die Uebersetzung des Herrn von C*** und ihres Herrn Vaters noch einmal gelesen. Mir kommen sie sehr schön vor; und

ich

ich bewundere die Mühsamkeit und das Glück der Poesie eines Geistes, der doch Ihr Herr Vater ohnstreitig sehr seyn muß. So weit in Eile. Gott gebe Ihnen baldige Gesundheit, und einen bessern Aufenthalt, bald eine ruhigere Lebensart. Ich bin mit der größten Hochachtung und Ergebenheit ꝛc.

Leipzig,
den 18 Dec. 1760.

Der

Der zehente

Brief.

Hochzuehrender Herr Hauptmann!

Ich kann vor denen Beſuchen und Gegenbeſuchen kaum darzu kommen, Ihnen zu ſagen, wie hoch ich Sie ſchätze, und wie ſehr ich Sie liebe. O! was iſt der Name für eine Laſt!

„Ja ſelig, wen ſein gut Geſchicke
„Bewahrt vor groſſen Ruhm und Glücke;
„Der, was die Welt erhebt, verlacht;
„Der frey von Kummer die Geſchäfte
„Des Leibes und der Seelenkräfte
„Zum Werkzeug wahrer Tugend macht.

So denke ich oft mit Hallern, wenn mich das Geräuſch der groſſen und kleinen Welt betäubet, und wenn ich des

Abends

Abends fühle, daß mein Herz eitler und leerer iſt, als es am Morgen war. Wollte Gott! ich könte auf das Land fliehen, und da im Stillen etwas nützliches thun! Aber ich ſoll, ich ſoll nicht. Ich ſoll Demuth und Gedult ausüben lernen. Dieſes iſt jetzt mein Beruf; und Ihr Beruf, liebſter Herr Hauptmann, iſt jetzt, daß Sie durch Ihre Güte die Laſt des Krieges mindern helfen; und o! wie rühmlich thun Sie dieſes; und wie ſehr werden wir Ihnen Zeit Lebens dafür danken müſſen. Das S—K— Haus iſt voll von Lobſprüchen auf ſeinen guten lieben, frommen Officier, den beſten Gaſt, den es vielleicht jemals gehabt hat; und wie glücklich ſind Sie, daß Sie überall geliebt werden, wo Sie hinkommen, und überall Gutes ſtiften, auch wo Sie wider Willen Strafen vollziehen müſſen. Gott laſſe es Ihnen

wohl

wohl gehen, immerdar wohlgehen, und beſonders das neue Jahr, das wir angetreten, eines derer glücklichſten Ihres ruhmvollen Lebens ſeyn.

Er beſchütze Sie, er halte ſeine Hand über Sie in Gefahren, und laſſe Sie das Glück des Friedens, und derer ſämtlichen Freuden noch in einem langen Alter genießen.

Unſere Umſtände in Leipzig darf ich Ihnen wohl nicht erſt berichten. Vorgeſtern hat der Rath aus meinem kleinen Geburtsort ein Schreiben an mich ergehen laſſen, daß ich zu ſeinem Beſten bey dem König reden ſoll. Ich armer Menſch! wie könnte und dürfte ich das wagen! wenigſtens haben ſie verlangt, daß ich bey den Herrn geheimden Kriegesrath von F*** der die Sache im Erzgebür-

gebürge dirigiret, eine Vorbitte einlegen, und ihnen einigen Erlaß von der Summe von funfzehn Tausend Thalern auswürken möchte, weil es unmöglich wäre, sie zu schaffen. Wirklich sind meine Landsleute nichts anders, als arme Flanelmacher; und das ganze Städtgen ist vielleicht nicht zwanzig tausend werth. Aber die Sachen sind reguliret, und ich weis, daß niemand helfen kann. Freylich verschonete Alexander der Grosse die Stadt Theben, weil sie der Geburtsort des Poeten Pindarus war. Und wenn ich gleich kein Pindarus bin: so habe ich doch geistliche Oden und Lieder geschrieben, die gewiß unendlich nützlicher sind, als seine Heldenoden.— Nichts mehr.— Den Herrn Hauptmann von O*** – habe ich seit acht Tagen nicht gesehen.

Leben

Leben Sie wohl, theuerſter Herr Hauptmann, grüßen Sie Ihre liebe Wirthin, und meine Jungfer Pathe, und laſſen Sie ſich ferner mit Ihrer Güte herunter. Ich werde Zeit Lebens mit der aufrichtigſten Hochachtung und Freundſchaft verharren ꝛc.

Leipzig,
den 7 Jan. 1761.

Der

Der eilfte

Brief.

Liebſter Herr Hauptmann!

Es iſt kein junger T*** wohl aber ein junger, ſehr junger von B*** unter denen ſiebzehn gefangenen ſächſiſchen Officiers, die hieher, und von hier bereits nach Magdeburg gebracht worden. Dieſes melde ich Ihnen, und danke Ihnen zugleich für die viele Freundſchaft, die Sie mir und der Frau von Z*** bezeugen. Der Beſuch, den Sie bey ihr abgeleget, und die gütigen Anerbietungen, die Sie dieſer Dame gethan, ſind eine große Wohlthat für ſie in ihren jetzigen traurigen Umſtänden geweſen. Ach, wie gern möchte ich zu meiner Erholung einige Wochen freyere, und geſunde Luft ſchöpfen! und wie gern

möchte in N*** ich mich ausheitern! Aber, obgleich meine Arbeiten gegen Ostern zu Ende gehen: so bin ich doch krank, als daß ich reisen könnte, oder zu reisen wünschte, oder denen nicht zur Last fallen sollte, zu welchen ich reisete. Gedult ist unsere Pflicht, und unser Glück. Gott gebe Ihnen Gesundheit, und beschütze Sie in dem bevorstehenden Feldzuge, wie er Sie vier Jahr schon beschützet hat. Ich wünsche es, grüße Ihren Wirth, oder vielmehr sein Haus, und bin Zeit Lebens mit aller wahren Hochachtung ꝛc.

Leipzig, den 3 März, 1760.

Der

Der zwölfte

Brief.

Beſter Herr Hauptmann!

Sie haben mir geſund aus einem Lager geſchrieben, und ich antworte Ihnen ziemlich krank aus einem Garten, wo ich ſeit etlichen Tagen den Pyrmonter Brunnen mit Milch trinke, dieſe meine Cur berechtigt mich, nicht viel zu ſchreiben; und mein Medicus freuet ſich, wenn ich klage, daß ich ſo viel Briefe müſſe unbeantwortet liegen laſſen. Dennoch kann ichs nicht von mir erhalten, den Ihrigen länger darunter zu ſehen, und unempfindlich gegen ſo viele Freundſchaft zu ſcheinen, als Sie mir darinnen bezeugen. Ich danke Ihnen alſo dafür durch herzliche Wünſche für Ihre Geſundheit, und langes Leben,

und beſtändige Zufriedenheit. Gott der Allmächtige wolle Sie auch aus dieſem Feldzuge glücklich wieder zurück bringen. , Das Geſpräch mit dem König, das Sie mir überſchickt haben, und das ich ſehr flüchtig, und nicht ohne Furcht geleſen habe, hat freylich verſchiedene Züge, die hiſtoriſch wahr ſind; allein die Art und Weiſe eines Geſpräches, der Zuſammenhang, die Ausdrücke, wie ſehr gehört das zur Wahrheit einer Unterredung, und noch darzu einer Unterredung von anderthalb Stunden. Man verändere, oder laſſe gewiſſe Umſtände weg, oder ſetze unvermerkt etwas hinzu: ſo wird die wahrhaftigſte Geſchichte unzuverläßig. Ich könnte mirs gefallen laſſen, wenn die ganze Welt das Geſpräch wüſte; der König würde nichts von dem Ruhme ſeiner Einſichten dadurch verlieren, und ich würde wenigſtens

ſtens dadurch gewinnen, daß er ſich gegen mich ſehr gnädig herabgelaſſen, und mich gelobt hat. Allein es iſt der Ehrfurcht zuwider, die man Königen ſchuldig iſt, daß man ihre Geſpräche in Zimmern zu Zeitungsnachrichten werden läſſet: und ich würde den Verdacht der Eitelkeit auf keine Weiſe vermeiden können, wenn ich dieſes Geſpräch ſelbſt aufſetzen wollte. Und würde ich wohl alles ſo genau, und mit eben denſelben Worten ſagen können?

Ich bin etlichemal bey dem Markgrafen Carl hier in Leipzig auf ſeinem Befehl geweſen. Wir haben lange, von wichtigen Dingen, auch ſehr mit offenherzigkeit geſprochen. Er und ich haben kein Geheimniß daraus gemacht; und ſiehe, kein Menſch redet und ſchreibt von dieſem Geſpräch. Woher muß das kommen?

Das Gedicht des Herrn von B*** als eine Empfindung der Freundschaft gegen Sie, hat seinen Werth, wenn es auch in der Eil versertiget ist.

In Brüg hat ein Grenadier, ein Franzose, meine Briefe übersetzt, und vorige Messe drucken lassen. Ich glaube nicht, daß er stets getreu übersetzt hat. Aber Sie werden noch besser davon urtheilen können als ich; und daher bitte ich Sie, diese Uebersetzung aus Brüg kommen zu lassen. Mir hat er sie nebst einem Brief zugeschickt. Wenigstens würde ich den Mann zu mehr als einen gemeinen Soldaten machen, wenn ich Obrister wäre.

Ich umarme Sie, und bin mit wahrer Hochachtung ꝛc.

Leipzig, den 29 Jul. 1761.

Der

Der dreyzehnte

Brief.

Liebſter Herr Hauptmann!

Nur ein paar Worte auf Ihren letzten vortreflichen Brief. Sie ſind ein ſehr guter lieber Mann, deſſen Güte und Vorſorge für ſeine Freunde ich nicht anders zu belohnen weis, als daß ich Ihnen ſage, daß Sie mir der beſte Soldat ſind, den ich kenne, und der dienſtfertigſte Freund, den ich lieben muß, und im Stillen tauſendfaches Gutes wünſche. Ihr Wirth und ſein Haus werden den Namen eines feindlichen Hauptmannes, der im Jahre ſechzig und ein und ſechzig die Winterquartiere bey ihnen hatte, nicht vergeſſen können. Das weis ich gewiß. Darf ich Sie liebſter Herr von G*** um eine neue

Wohlthat bitten, indem ich für die erstere danke? so besuchen Sie die Frau von Z*** eine würdige Dame, meine gröſste Freundin und Wohlthäterinn, die sich jetzt in N*** aufhält, und die mich zur Zeit der Roßbacher Schlacht ein ganzes Jahr auf ihrem Landgute als einen Kranken gepflegt und gewartet hat. Sie ist eine angenehme, leutselige und fromme Frau; und vielleicht können Sie ihr irgend worinnen einen Rath ertheilen, oder einen Beystand leisten. Berufen Sie sich nur getrost auf mich. Ich habe ihr schon von Ihnen geschrieben, daß sie den redlichsten Mann an Ihnen findet.—

Ich bin noch krank, mehr als gewöhnlich krank. Aber es ist ein köstlich Ding, geduldig seyn, und auf die Hülfe des Herren hoffen. Leben Sie wohl!

grüßen

grüßen Sie das Haus, in welchem Sie ſind, und den Mann, deſſen Brief ich in meinen jetzigen Umſtänden nicht beantworten kann. Ich bin Zeit Lebens ꝛc.

Leipzig, den 30 Auguſt, 1761.

Der vierzehnte

Brief.

Hochzuverehrender Herr Major,
Theureſter Freund!

Ich will mich nicht entſchuldigen, warum ich Ihnen ſo lange nicht geſchrieben habe. Meine Entſchuldigungen, ſo wahr ſie auch immer wären, würden den Ton derer Klagen bey ſich führen; derer Klagen über Krankheit und Arbeit; und dieſen unzufriedenen Ton will ich mir auf keine Weiſe erlauben. Genug, Sie trauen mir zu, daß ich Ihr Freund bin, und es ewig bleiben werde. Ja Sie trauen mir es zu, daß ich an Ihrem Glücke Theil nehme, auch wenn ich verhindert werde, es Ihnen ſo oft zu ſagen, als ich es wünſchte, und Sie gerne ſähen. Ich habe dieſen ganzen Winter über meine

Corre-

Correſponden; gröſtentheils unterbrechen, und zufrieden ſeyn müſſen, wenn ich die gewöhnlichen Geſchäfte meines Berufes habe verrichten können. Nehmen Sie alſo meinen ſpäten, aber doch herzlichen Glückwunſch zu Ihrer höhern Bedienung eben ſo gütig auf, als wenn er einige Monate früher geſchrieben wäre. Seinen Freunden, um die man ſich ſonſt nicht verdient machen kann, Gutes gönnen, und oft wünſchen, das iſt eine leichte Pflicht, die auch der Kränkſte noch ausüben kann und ſoll.

Möchte doch die Hofnung zu einem baldigen und erwünſchten allgemeinen Frieden, von dem Ihr Brief ſo nachdrücklich ſpricht, bald erfüllet werden! O! das, das gebe Gott, wenn es möglich iſt.

Ihr ehemaliger Wirth in N*** und groſſer Verehrer lebt mit ſeinem Hauſe

nach

noch gesund, und erinnert sich Ihrer noch sehr oft. Weniger wohl befindet sich die gute Frau von Z***.

Daß Sie, liebster Herr Major, meine Briefe Ihren Freunden und Gönnern zeigen, ist mir nicht ganz lieb, weil sie nicht zu dieser Absicht geschrieben sind. Indessen muß ich der Frau Gräfinn von N*** für das gütige Urtheil, das sie von meinem Character, vermöge dieser Briefe fället, sehr verbunden seyn. Ich könnte eben das von Ihr sagen, was Sie von mir sagt, wenn Sie es nicht schon ohne mich thun würden. Leben Sie wohl, immerdar wohl, in allen Umständen und Schicksalen Ihres künftigen Lebens wohl. Das wünsche ich Ihnen von Gott, und bin mit aller Hochachtung und Freundschaft ꝛc.

Leipzig,
den 20 März 1762.

Der

Der funfzehnte

Brief.

Hochgeſchätzter Herr Major!

Herr B*** hat mich heute zum erſten male beſucht, und vieles von Ihnen erzählet, aber wenig Hofnung gemacht, daß Sie ſelbſt nach Leipzig kommen würden. Um deſto mehr habe ich Urſache, den Fehler einer längſt ſchuldigen Antwort, den ich mündlich verbitten wollte, zu verbeſſern, und Ihnen meine Hochachtung und Dankbarkeit für das beſondere gütige und freundſchaftliche Andenken zu bezeugen, deſſen Sie mich in Ihrem letztern Briefe wieder ſo nachdrücklich verſichert haben.

Sie

Sie leiden, wie ich durch B*** erfahren, an Ihren Augen. Ein groſſer Verluſt der Ihnen drohet! und um den ich Sie noch mehr beklage, als um den Verluſt des beſten Vaters. Dieſer war nothwendig und vorher geſehen. Seyn Sie indeſſen getroſt! Es iſt kein Unglück ſo groß, oder klein, das nicht unter der Vorſehung ſtehet, das wir nicht durch Gedult tragen, und deſſen Linderung, oder Abwendung wir nicht hoffen, und das nicht zu unſern Beſten dienen könnte. Vielleicht ſollen Sie Ihre künftigen Tage entfernt von denen Waffen, in Ruhe und ſtiller Beſchäftigung zum Beſten der Ihrigen verleben. Dieſes wünſche ich Ihnen herzlich, und ſchlieſſe mit dieſem Wunſch, als ein Kranker, der nur erſt ſeit wenigen Tagen wieder ausgegangen, und zu Geſchäften

ſchäften immer noch ungeſchickt iſt! Aber Dank ſey Gott auch für dieſe leibliche Geſundheit. Denn alles iſt Wohlthat, die niemand verdienet. Leben Sie wohl!

Leipzig,
den 21 Jan. 1763.

Der sechzehnte

Brief.

Theuerster Herr Major!

Sie verlangen meine Meynung in einer Sache, welche Sie selbst besser als ich, zu entscheiden im Stande sind. Aber, was kann ich anders thun, als Ihre Absicht rühmlich, und lobenswürdig nennen, die Sie bey Ihrem Vetter haben. Ihr Wille ist, er soll sich denen Musen widmen, und seine Neigung ist auf den Soldatenstand gerichtet. Freylich würden Sie sich einen Verdienst um ihn erwerben, wenn Ihnen Ihr Endzweck gelingen könnte. Sie würden einmal wenigstens von diesem Jünglinge sich Dankbarkeit verdienen, wenn er einst durch Ihre Vermittelung und durch die Wissenschaften glück-

glücklich würde. Allein seine Neigung kämpfet einmal wider Ihre Absicht; und können Sie diese nicht ändern: so ist es nicht rathsam derselben ferner Gewalt anzuthun. Lassen Sie ihn den Weg gehen, den er sich vielleicht zu seinem Glücke gewählet hat. Vielleicht will es die Vorsehung so haben, und dann ändert der Mensch einen solchen Endschluß nicht. Wer weis, zu welchen Unternehmungen er bestimmt ist; wer weis, wie viel die Vorsehung mit ihm vor hat, wie viel sie durch ihn einst ausführen will. Vielleicht wird er einst ein Erretter seines Vaterlandes, eine Hülfe derer Nothleidenden. Vielleicht auch als Soldat ein Beschützer der Armen, ein Trost der Unglücklichen. Und bestätiget es nicht die tägliche Erfahrung, daß sich gemeiniglich die Bestimmung eines Menschen in denen

jugendlichen Neigungen ſchon äuſſert, und daß, wenn von andern wollten ſolche unterdrücket, und die Mittel benommen werden, wodurch ſolcher Neigungen zu Folge, das Glück eines Menſchen könnte gebildet werden, ein ſolcher hernach oft auf ſeine künftigen Tage unglücklich, ja unverſchuldet unglücklich wird, wenigſtens ſich dünket, unglücklich zu ſeyn. Aber das wiſſen Sie ſchon alles ſelbſt am beſten. Prüfen Sie alſo nochmals das Herz, die Neigung Ihres Vetters auf das ſorgfältigſte. Iſt die Urſache dieſer Neigung nicht eine tadelnswürdige, ſondern eine anſtändige und gegründete, welche vielmehr des Lobes nicht unwürdig iſt, und können Sie ſein Herz nicht zu Ihrer Abſicht bewegen: warum wollen Sie alsdenn noch ferner etwas vergebliches thun, und vielleicht die Beſtimmung eines Jünglings noch bey ihrem

Anfang

Anfang vereiteln. Hier haben Sie, wertheſter Herr Major, meine Meynung.

Daß Sie wegen Ihrer Augen nun nichts mehr befürchten, freuet mich eben ſo ſehr, als wenn ich an Ihrer Stelle ſtünde; und ich vereinige meinen Dank zu der Vorſehung mit dem Ihrigen, für Ihre wiederhergeſtellete Geſundheit. Wollte doch Gott, daß ich auch ſo von meiner Krankheit könnte befreyet ſeyn, damit ich meinen Freunden nicht mehr mit der Sprache eines Elenden beſchwerlich fallen dürfte. Doch, ich bin ja noch nicht elend. Ich ſoll nur geduldig ſeyn, ich ſoll durch eine langwierige Prüfung dem Herrn bewähret werden. Darum legt er mir eine Laſt auf, aber er hilft ſie mir auch tragen. Leben Sie nun wohl, mein theureſter Freund! Leben Sie allemal wohl.

Leipzig am 1. März 1763.

Der siebenzehnte

Brief.

Wertheſter Herr Major!

Meinen Bekannten, meinen Freun den, meiner Krankheit, und mei nen Arbeiten können Sie die Verzöge rung der Antwort auf Ihren letzten Brief zuſchreiben. Sie hätten meinen Glückwunſch einige Wochen eher erhal ten ſollen. Allein Sie ſind auch ſchon überzeugt, wie viel Gutes ich Ihnen gönne, und daß mein ſpäter Glückwunſch eben ſo aufrichtig iſt, als käme er noch früh. Sie haben ſich verheyrathet und ſchätzen ſich glücklich, eine Wahl getroffen zu haben, die Ihnen die ange nehmſte iſt. O wie glücklich ſind Sie theureſter Herr Major! vor vielen an dern, die dieſen Stand erwählen

Si

Sie haben ſich eine Gattinn ausgeſucht, von der Sie überzeugt ſeyn, daß Sie das edelſte Herz beſitzet. Ja eine ſolche mußte Ihnen der Himmel ſchenken, da Sie ſelbſt die edelſte Seele in Ihrer Bruſt nähren. Mit welchem Entzücken müſſen Sie an Ihren neuen Stand denken! Unter wie viel Freuden müſſen Sie nicht Ihre Tage in der Geſellſchaft Ihrer glücklichen Gattinn dahin leben! Mit wie viel Beruhigung müſſen Sie nicht die Annehmlichkeiten der Ehe fühlen; und wie leicht muß es Ihnen nun ſeyn, die Beſchwerlichkeiten, die der Menſchen Leben begleiten, zu tragen, da Sie die treueſte, die tugendhafte Gefährtinn an Ihrer Seite haben, welche Vergnügen und Traurigkeit, Glück und Unglück mit Ihnen theilet! Wie leicht muß es Ihnen nun ſeyn, etwas unangenehmes zu ertragen, wenn

Sie an das Glück Ihrer Ehe denken! Ja genieſſen Sie, theureſter Herr Major, dieſes Glück ungekränket in einer langen Zukunft fort. Seyn Sie zugleich mit Ihrer würdigen Gemahlinn glücklich, immerdar glücklich! Leben Sie mit derſelben unter dem allſehenden und wachenden Auge der Vorſicht Ihre Tage ungeſtöhrt, in dem Genuß alles desjenigen, was den Namen Glückſeligkeit verdienet, langſam, und ohne ſie ſatt zu werden, dahin. Ich danke mit Ihnen zugleich der unendlichen Güte für Ihr Glück, an welchem ich Theil nehme. Sie laſſe es Ihnen wohl gehen, immerdar wohl gehen. Lieben Sie aber auch unter dem Genuß Ihrer Glückſeligkeit mich noch ferner als Ihren Freund. Leben Sie wohl!

Leipzig, den 14. May, 1763.

Der

Der achtzehnte

Brief. *)

Madame!

Da die Ueberſetzung der Schwediſchen Gräfinn aus ſo guten Händen kömt, und da Sie durch dieſelbe den Druck einer ſchlechten verhindert haben: ſo würde ich ſehr unbillig handeln, wenn ich Ihre Bemühung nicht mit allem Dancke erkennen und Ihnen Glück dazu wünſchen wolte. Ich zweifle nicht, daß die Ueberſetzung eines ſo geſchickten und berühmten Mannes, als der Herr Profeſſor Formey iſt, nicht ſollte geſucht und mit Vergnügen geleſen werden.

Daß

*) Antwort an die Verlegerin, la Comteſſe Suedoiſe ou Memoires de Madame de G*** 2 Tom. 8 Berlin, welcher verſchiedene Ueberſetzungen von dieſen Buche angetragen ſind.

Daß Sie die schlechten Ueberſetzun-
gen nicht in Verlag genommen, dadurch
haben Sie mir den größten Dienſt von
der Welt erwieſen, und ich erſuche Sie
inſtändig, mir dieſe Wohlthat ferner zu
erzeigen.

Zugleich danke ich Ihnen für das
überſchickte Exemplar ergebenſt und ver-
harre mit der ſchuldigſten Hochachtung

Madame

Leipzig,
den 9 April 1754.

Ihr verbundenſter Dien

C. F. Gellert.

C. F. Gellerts
Moraliſche Vorleſungen.

Erſter Band,

nach des Verfaſſers Tode herausgegeben

von

Johann Adolf Schlegeln

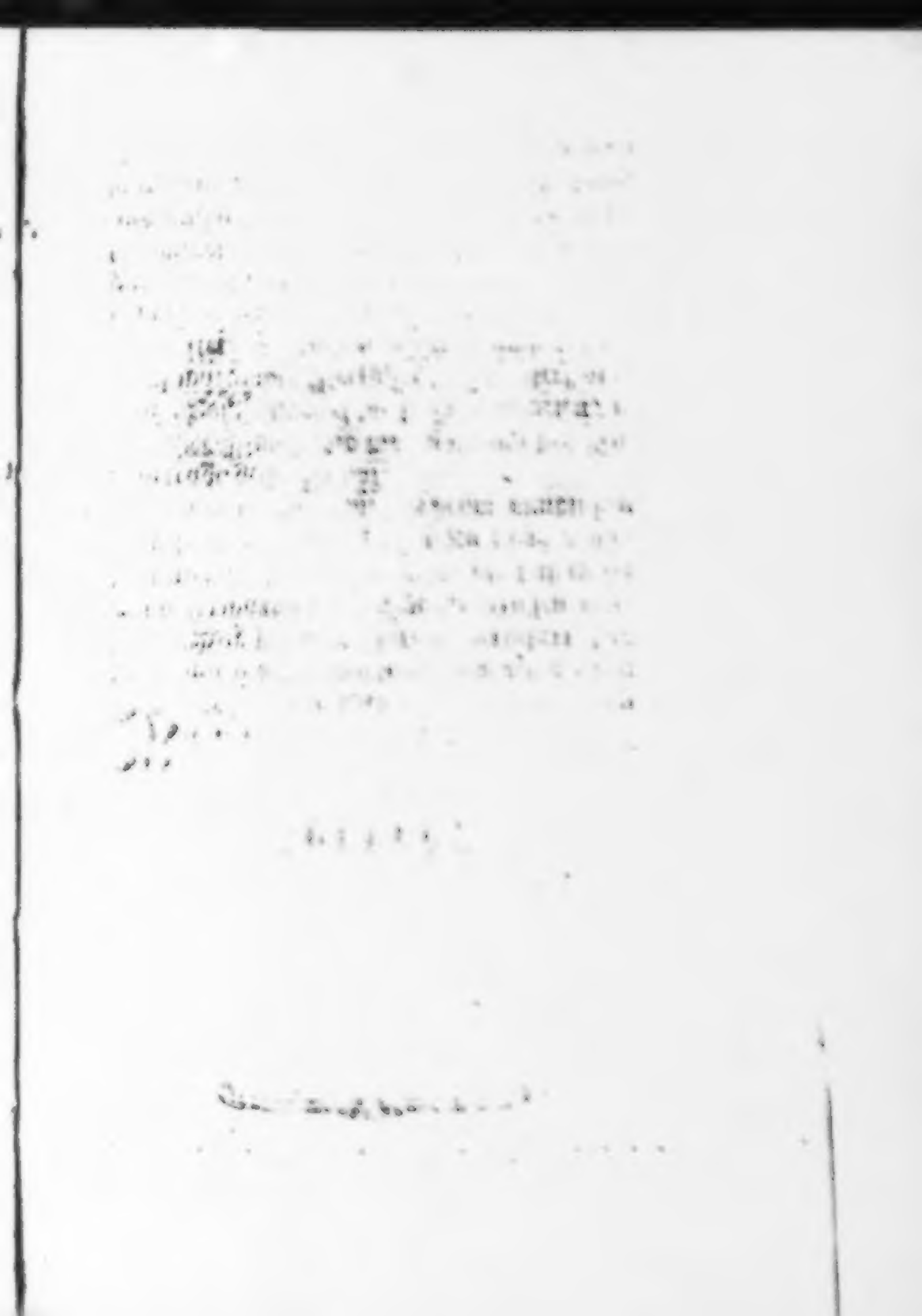
und

Gottlieb Leberecht Heyern.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK

Churfürſtl. Sächſ. Privilegia.

Leipzig,
bey M. G. Weidmanns Erben und Reich, 1770



Vorrede.

Wir liefern hier dem Publico ein Werk des seligen Gellerts, dem es schon lange mit vieler Erwartung entgegen gesehen hat. Wir sind zum Voraus versichert, daß es die Erwartung des Publici erfüllen werde, und wünschen nichts mehr, als daß es im Drucke eben den großen Nutzen schaffen möge, den es bekanntermaßen beym mündlichen Vortrage geschaffet hat.

Der Wunsch und die Hoffnung des Nutzens ist ohne Zweifel die Ursache gewesen, so wohl warum der Verfasser dieses Werk ausgearbeitet, als auch warum er noch auf seinem Sterbebette durch seinen letzten Willen, durch welchen er uns zu seinen Herausgebern bestimmet, die Bekanntmachung desselben ausdrücklich verordnet hat, da er in Ansehung seiner übrigen Papiere die Entscheidung

unſern Einſichten, und unſerm gemeinſchaftlichen Gutfinden überlaſſen. Auch in einem ſchriftlichen Aufſatze, worinnen er bereits vor geraumer Zeit einen von uns ſich zum Herausgeber erſehen, und diejenigen Schriften angezeiget, deren Ausgabe er geſtatten wolle, wofern ſie des Druckes würdig geachtet würden, ſteht ſeine Moral oben an; nur daß er daſelbſt hinzugeſetzet, daß man, wenn etwan das Ganze dazu nicht tüchtig genug befunden würde, einzelne Vorleſungen, die man für die beſten halte, daraus wählen und herausgeben könne.

Vielleicht fragt man, warum er bey ſolchen Geſinnungen ſeine Moral nicht ſelbſt ans Licht geſtellet. In der That geſchahen deswegen öftere, und nicht ſelten ſehr dringende Anforderungen an ihn. Noch bey der letzten Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Schriften riethen ihm verſchiedne von ſeinen Freunden dazu. Dennoch trug er aus einigen nicht unerheblichen Gründen noch immer Bedenken, dieſem Rathe Gehör zu geben. Der ungemeine Beyfall, den dieß Werk gefunden, und darinnen es ſich ſo viele Jahre erhalten, konnte ſeine Zweifel nicht ganz überwinden, ob es auch Werth genug habe, der Nachwelt überliefert zu werden; denn er war überzeugt, daß die bloße Nutzbarkeit für ſich allein noch kein hinlängliches Recht dazu gebe, und wußte wohl, daß man gemeiniglich

meiniglich und zwar mit Grunde im Leſen mehr fodere, und ſtrenger urtheile, als im Hören. Der kränkliche Zuſtand, mit dem er faſt ſein ganzes Leben hindurch zu ringen gehabt, war in ſeinen letzten Jahren ſo hoch geſtiegen, daß er ſeine Kräfte für allzu geſchwächt hielt, als daß er ſein Werk durch eine ſorgfältigere Ausarbeitung zu derjenigen Reife zu bringen hoffen dürfte, um die ſich billig jeder Schriftſteller aus Achtſamkeit für das Publicum bewerben ſollte. Ueberdieß traute er, unter ſolchen Umſtänden eine neue Ausarbeitung eines brauchbaren moraliſchen Collegiums ſich noch weniger zu. Gleichwohl durfte er bey den Beweiſen, die er davon hatte, nicht zweifeln, durch ſeine moraliſchen Vorleſungen der Akademie, auf der er lebte, Nutzen zu ſchaffen. Der Nutzen war ſichtbar; und um deſto größer, da ſein bekannter ungefärbter Eifer für Gottesfurcht und Tugend ſeinem mündlichen Vortrage keinen geringen Nachdruck gab. Dieſes gewiſſern Vortheils wollte er ſich nicht gern gegen den ungewiſſern Nutzen begeben, der etwan von dem Drucke ſeiner Moral zu erwarten ſtünde. Dieſe und einige andre Urſachen waren es, die er, wie ſich aus ſeinen Briefen leicht belegen ließe, den wiederholten Vorſchlägen ſeiner Freunde entgegenſetzte.

Indeſſen gewann er doch aus den günſtigen Urtheilen ſeiner Freunde mehr Zuver-

ſicht zu dieſem Werke als aus dem lärmreichen Lobe des großen Haufens, das ſo oft übertrieben zu ſeyn pflegt; und ſie fiengen auch an, ſeine allzufurchtſamen Zweifel zu überwiegen. Denn zu ſeiner Ehre müſſen wir ſagen, daß er, ſeitdem er einſehen gelernet, was für ſchwere Pflichten dem Autor obliegen, nämlich gleich bey dem erſten Buche ſeiner Fabeln, darinnen ſich ſein Genie zuerſt in ſeiner völligen Stärke zeigte, gegen die Kritik allezeit ſehr folgſam geweſen, und auf die Einſichten aufrichtiger und kritiſcher Freunde immer mehr gebauet, als ſelbſt auf die ſeinigen. Dieß iſt für den Schriftſteller der ſicherſte Weg; denn von ſeinen eignen Arbeiten urtheilet er leicht, bald wenn er eben ſeines darauf verwandten Fleißes, oder des Enthuſiaſmus, in welchem er ſchrieb, ſich lebhaft bewußt iſt, allzu kühn, bald wenn er mit dem Ideale, das er ſich entworfen hatte, und doch nicht ganz zu erreichen vermochte, ſeine Arbeit vergleicht, allzuſchüchtern.

Den ſeligen Gellert bewogen daher die Ermunterungen ſeiner Freunde ohngefähr ein halbes Jahr vor ſeinem Abſterben zu dem ernſten Entſchluſſe, ſeine Moral, ſo viel in ſeinem Vermögen wäre, durch eine ſorgfältigere Durchſicht in den Stand zu ſetzen, daß ſie wenigſtens nach ſeinem Tode ohne Hinderung dem Drucke überlaſſen werden könnte. Da er, nach ſeinem freundſchaftli-

chen

chen Zutrauen zu uns, bey der Ausgabe ſeiner Werke uns ſchon mehrmals wegen der Verbeſſerungen, die etwan dienlich ſeyn möchten, zu Rathe gezogen; ſo war er ſolches auch dießmal zu thun geſonnen. Er hatte in dieſer Abſicht den Anfang gemacht, eine neue Abſchrift ſeines Manuſcripts verfertigen zu laſſen, und dem einen von uns bereits die fünf erſten Vorleſungen zugeſchickt, um ſeine Kritiken darüber zu vernehmen. Sein Tod hat, wie das Publicum mit uns bedauren wird, eine gänzliche Ausführung ſeines Vorſatzes verhindert; und er hat deswegen uns das Geſchäffte aufgetragen, die Ausgabe des Werkes zu beſorgen. Ein Auftrag, der uns vor der Welt nicht anders, als zur Ehre gereichen kann; aber durch die vertrauliche Freundſchaft, welche ein Gellert dadurch noch auf ſeinem Sterbebette gegen uns blicken laſſen, uns noch werther iſt. Wir haben alſo wohl kaum nöthig, das Publicum zu verſichern, daß wir uns aufs eifrigſte befliſſen haben, dem zu uns gefaßten Zutrauen Gnüge zu thun. Wir ſind die davon vorhandnen Handſchriften genau durchgegangen. Wir haben ſie ſorgfältig mit einander verglichen, um überall diejenigen Lesarten zu wählen, die uns die beſten zu ſeyn dünkten. Die überflüſſigen Stellen, die vom Verfaſſer ſelbſt bemerket waren, haben wir weggeſtrichen, einige Anmerkungen, wo ſie

zur allgemeinern Brauchbarkeit dienlich schienen, beygefüget, und überhaupt die Vorschriften, die unser verstorbner Freund uns wegen dieses Werkes in seinen Briefen gegeben hatte, aufs gewissenhafteste befolget.

Was man von diesem Werke sich versprechen dürfe, und aus was für einem Gesichtspunkte man es zu betrachten habe, das können wir mit des Verfassers eignen Worten sagen; denn unter seinen Papieren hat sich ein Aufsatz befunden, der zum Vorberichte vor seiner Moral bestimmet war. Hier ist er:

„Man hat seit vielen Jahren in mich „gedrungen, daß ich die moralischen Vor„lesungen, die ich vor meinen Zuhörern ge„halten, in den Druck geben möchte, und „ich habe mich geweigert, es zu thun, weil „ich sicher wußte, daß man von meinen „Vorlesungen mehr erwartete, als sie lei„sten würden, und, weil ein Unterricht, „der der studirenden Jugend nützlich seyn „kann, darum noch kein Werk für das „Publicum ist. Da man aber nicht mü„de wird, dieses Verlangen zu wiederho„len; da man selbst dem Publico eine „Schrift, die meine moralischen Vorle„sungen vorstellen sollte, übergeben hat; „und da ich nicht mehr im Stande bin, „diese Vorlesungen selbst zu halten, oder

„sie

„ſie zu verbeſſern; ſo überlaſſe ich ſie hier-
„mit dem Drucke, ſo wie ich ſie mündlich
„gehalten habe, mit allen ihren Mängeln.
„Es iſt nie meine Abſicht geweſen, ein voll-
„ſtändiges Syſtem der Moral zu entwer-
„fen; ein Werk, zu dem ich viel zu wenig
„Tiefſinn beſitze; ſondern ich habe meinen
„Zuhörern das Vornehmſte aus der Sit-
„tenlehre auf eine faßliche und praktiſche
„Art in zwanzig bis dreyßig Stunden vor-
„zutragen/und bey dieſem Vortrage, wo
„ich es meinen Abſichten gemäß fand, die
„moraliſchen Schriften eines Mosheims,
„Baumgartens, Cruſius und Jeruſalems,
„eines Hutcheſons, Fordyce, und ande-
„rer ſcharfſinnigen und beredten Männer
„zu nützen geſucht. Aus dieſem Geſichts-
„punkte wird man das gegenwärtige Werk
„beurtheilen, und mir die Nachſicht, die
„ich wenigſtens durch meine gute Abſicht
„zu verdienen ſcheine, nicht verſagen.
„Gott aber laſſe, was nützlich an dieſer
„Schrift iſt, es gehöre mir oder Andern
„an, zur Ausbreitung der Weisheit und
„Tugend gereichen, und das Mangelhafte
„derſelben unſchädlich ſeyn. Leipzig ꝛc.“

Die Leſer werden daraus abnehmen, daß ſie hier keine in allen ihren Theilen vollſtändige Abhandlung der Moral nach ihrem ganzen Umfange, keine Umbildung der Mo-

ral in ein neues, bequemeres, beſſer verbundnes Lehrgebäude, keine neuen Entdeckungen in dieſer Wiſſenſchaft, keine Beantwortungen ſpitzfündiger Zweifel, keine glücklich ausgedachten Hypotheſen, keine Auflöſungen problematiſcher Fragen, keine ſtrengern Demonſtrationen ſuchen dürfe. Nicht theoretiſcher ſondern praktiſcher Nutzen iſt es, was die Verfaſſung des Werkes zur Abſicht gehabt. Es ſoll die Sittenlehre nicht dem Verſtande von derjenigen Seite darſtellen, von der ſie ſeine Kräfte zu ſchärfen, und ſeine Wißbegierde zu befriedigen am fähigſten iſt; ſondern es ſoll ſie hauptſächlich dem Herzen aufs nachdrücklichſte empfehlen. Sein eigentliches Verdienſt beſteht alſo in der Wahl des Brauchbarern, in der ſteten Rückſicht, die der Verfaſſer dabey auf die chriſtliche Religion nimmt, und in der Einkleidung.

Die Einkleidung iſt, ſo viel wir wiſſen, neu. Wenigſtens iſt uns in Deutſchland unter den gedruckten moraliſchen Werken keines von dieſer Art bekannt. Wie verdient macht man ſich aber durch eine neue Einkleidung um die Sittenlehre! Andern Wiſſenſchaften wird ein allzu öfterer Wechſel in der Methode leicht zum Nachtheile gereichen; ihr hingegen könnte nichts vortheilhafter ſeyn. Unter den menſchlichen Wiſſenſchaften findet ſich wohl keine, welche mehr Leichtigkeit, allgemeine Faßlichkeit und Gewißheit

wißheit hat, und doch öfter bearbeitet seyn will, als die Sittenlehre; keine, welche weniger Aenderungen im Wesentlichen gestattet, und doch mehr Neuheit im Vortrage begehret, als eben sie. Ihre Bestimmung fodert es, daß sie sehr oft wiederholet werde; und wie leicht erwecket gleichwohl die Wiederholung derselben Lehren, wenn man nicht ihren Vortrag durch Lebhaftigkeit, und zuweilen auch durch Neuheit würzet, Ekel und Ueberdruß! Es ist also, wie uns dünket, ein glücklicher Einfall des Verfassers, die Sittenlehre in moralischen Vorlesungen vorzutragen; in solchen ganz ausgearbeiteten Vorlesungen, wie ohngefähr Lowths Vorlesungen über die biblische Poesie sind, und wie sie überhaupt auf den engländischen Universitäten nicht ungewöhnlich zu seyn pflegen. Es sind Abhandlungen in einer halbrednerischen Form, oder, wenn man lieber will, Reden, wie sie beschaffen seyn müssen, wenn man, nicht Affecten zu erregen, sondern bloß einen faßlichen und auf die Entschließungen wirkenden Unterricht zu ertheilen, zum Endzwecke hat.

Damit daß wir diese Einkleidung für einen glücklichen Einfall erklären, wollen wir sie gar nicht für die einzige oder doch beste Methode anpreisen, nach welcher die Moral allezeit bearbeitet werden sollte. Methoden haben fast immer bey ihren Vorzügen auch

ihre

ihre Unbequemlichkeiten, und ihr Werth muß meistentheils aus den Absichten und Umständen, um derentwillen man sie gewählet hatte, beurtheilet werden. Keine Wissenschaft kann der systematischen Form ganz entbehren; wenn sie nicht ihre Genauigkeit und Gründlichkeit, ihre Zuverlässigkeit und Vollständigkeit in Gefahr setzen, oder eine strengere Prüfung schwer machen will. Daraus folget indessen das nicht, daß sie, um gründlich und zuverlässig zu bleiben, jederzeit in der systematischen Forme vorgetragen werden müsse.

Auch die gegenwärtige Methode unsers seligen Freundes, die Moral abzuhandeln, giebt dem Verfasser den großen Vortheil, gleichsam stets mit uns in Gesellschaft und Unterredung zu bleiben. Wir sehen ihn als vor unsern Augen da stehen, und zu uns reden. Dieß dienet, so wohl unsre Aufmerksamkeit zu erhalten, als auch die Wahrheit eindringender zu machen. Er kann in einem herzlichen Tone zu uns sprechen, und, indem er seine Anrede immer unmittelbar an uns richtet, verhütet er, was in der Moral vornehmlich zu verhüten ist, und doch in ihr so leicht geschieht; nämlich daß man darüber nicht mit allzukaltem Blute, als über eine fremde Sache, philosophiret. Immer werden wir von neuem erinnert, daß dieß alles

uns

uns zunächſt angeht, und daß wir die Anwendung davon zuvörderſt auf uns zu machen haben.

Doch wir wollen über die Vorzüge eines Werkes, deſſen Ausgabe wir zu beſorgen gehabt, uns nicht weiter ausbreiten. In unſerm Munde möchte das Lob deſſelben zu partheyiſch klingen, und die Schriften eines Gellerts bedürfen auch unſerer Anpreiſung nicht. Wir haben bloß um derer willen, die hierinnen einiger Anleitung bedürfen möchten, angezeiget, wie man dieſe Moral zu betrachten und zu nützen habe. Dazu erachteten wir uns bey einem Werke verbunden, das ſich Leſer von allerhand Gattung verſprechen darf, und deſſen wirkliche Vorzüge, ſo bald ſie in einem falſchen Lichte betrachtet werden, leicht als Mängel erſcheinen könnten. Sich von ſeiner Güte zu überzeugen, das können wir ſicher der Empfindung eines jeden Leſers überlaſſen.

Noch dürfen wir nicht vergeſſen, daß unſer ſeliger Freund, als er ſich zur künftigen Bekanntmachung ſeiner Moral entſchloß, einige Beſorgniß darüber äußerte, daß er zuweilen ganze Stellen aus andern Scribenten, die ihm vorzüglich gefallen, mit eben denſelben Worten ſeinen Vorleſungen einverleibet hatte, nun aber ſelber dieſe Stellen nicht alle anzugeben wußte, wenigſtens

ungewiß

ungewiſs blieb, ob er ſie alle würde auffinden können. Bey ſeinen Vorleſungen galt es gleichviel, ob er die Tugend mit ſeinen eignen oder mit fremden Worten empfählе, wenn es nur paſſende, wohlgefaßte und geiſtvolle Worte waren. Aber bey dem Drucke verändert ſich die Sache; denn hier gewinnt es das Anſehen, als ob man ſich des Eigenthums eines andern bemächtigen wolle. Wir haben uns befliſſen, die der Moral eingewebten fremden Stellen, auch da, wo ſie nicht angezeigt waren, zu entdecken, und ſie entweder wegzuſtreichen, oder, wo ſie etwan wegen des Zuſammenhangs nicht gut gemißt werden konnten, den Verfaſſer, dem ſie zugehören, anzuführen. Dem ohngeachtet iſt es gar wohl möglich, daß noch dieſe oder jene fremde Stelle von uns nicht entdecket worden ſey. Wir erinnern das darum, daß ſich es niemand befremden laſſe, wenn er etwan noch, wie wir doch kaum vermuthen, auf dergleichen Stellen ſtoßen ſollte. Wer den Verſtand und das Herz unſers Gellerts kennet, und mit einige Billigkeit beſitzt, der wird ohnedieß den Argwohn nicht faſſen, daß er fremde Arbeit für die ſeinige ausgeben wollen.

Am Schluſſe wird man einen Anhang von Charakteren finden, und man wird die Meiſterhand, mit der ſie gezeichnet ſind, nicht ver-

verkennen. Der ſelige Gellert pflegte ſie ſeinen Vorleſungen hier und da einzuſchalten; aber in dem Verzeichniſſe von dem Innhalte ſeines Werkes hat er ihnen ihren Platz in einem Anhange angewieſen. Dieſe Stelle haben wir ihnen nach reifer Ueberlegung gelaſſen, da ſonſt ein Werk, dem es ohnedieß nicht an Charakteren fehlet, damit zu ſehr würde überhäuft worden ſeyn.

Ehe wir ſchließen, erwarten die Leſer ohne Zweifel unſre freymüthige Erklärung über diejenigen Schriften, die, als gellertiſche, nach dem Tode unſers Freundes ans Licht geſtellet ſind, aber, wie wir ſchon im zehnten Bande der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, a. d. 322 u. f. S., und in verſchiednen Zeitungen öffentlich bekannt gemacht haben, nicht aus ſeinen hinterlaßnen Papieren.

In der Neujahrsmeſſe dieſes Jahres erſchienen bereits bey Herrn Büſchel zu Leipzig auf einigen Bogen **Freundſchaftliche Briefe von C. F. Gellert**, und kurz darauf ein **Anhang zum freundſchaftlichen Briefen von C. F. Gellert.** Geſetzt auch, daß viele, daß die meiſten, daß vielleicht alle von unſerm ſeligen Freunde geſchrieben wären, welches wir nicht entſcheiden wollen: ſo ſind es doch größtentheils alltägliche Briefe über alltägliche Dinge, auch in einer ſo nachläſſigen

Schreib-

Schreibart, als einem vielbeſchäfftigten Manne, bey Briefen beſonders, unvermeidlich ſeyn wird, aufs Papier hingeworfen. Und wer verlangt die zu ſehen?

Wir wiſſen gar wohl, daß auch Privatſchreiben eines großen Mannes, wenn ſie ſchon nicht für das Publicum geſchrieben waren, dennoch für daſſelbe einigen Werth, ja ſo gar einen großen Werth haben können. Doch alsdann müſſen ſie entweder durch das Eigne der Schreibart ſich auszeichnen, oder durch die behandelten Materien wichtig werden, oder auch dadurch ſich empfehlen, daß ſeine wahre Denkungsart ſich darinnen auf eine unverholnere Art, als in ſeinen andern Schriften kund giebt, daß ſein Charakter ſich darinnen mit neuen unbekanntern Zügen ſchildert, wenigſtens daß die zweifelhaftern Züge darinnen kenntlicher und zuverläſſiger erſcheinen.

Und was findet ſich von dem allem in dieſen Briefen? Das Eigne von des ſeligen Gellerts Briefſtile kennen wir aus ſeiner herausgegebnen Sammlung beſſer, als uns flüchtig hin geworfne Briefe davon belehren, wo etwan Eilfertigkeit oder Mangel an Heiterkeit des Geiſtes den Verfaſſer hier und da nöthigen, bey dem erſten Ausdrucke, der ihm vorkömmt, ſo unzufrieden er ſelber damit iſt, es bewenden zu laſſen; nicht zu gedenken, daß

daß dieſe Briefe nicht einmal richtig abgedruckt ſind, und durch die grammatiſchen Fehler, die gewiß genug von dem Verfaſſer nicht herrühren, leicht Anfängern ſchaden können. Der Innhalt iſt mehrentheils ſehr unerheblich, oder doch nicht intereſſant genug bearbeitet. Und wenn ſchon die Güte ſeiner Denkungsart und ſeines Charakters auch in dieſen Briefen ſich nicht verläugnet; wer kennet nicht ſchon das ſanfte, milde, fromme, für Tugend und Religion warme Herz des Verfaſſers, ohne es erſt aus Papieren, die des Druckes nicht ſonderlich würdig waren, lernen zu müſſen? Oder wer zweifelt daran, um einer ſolchen Bekräftigung, die von einer andern Seite ſeiner Ehre nicht genug ſchonet, zu bedürfen?

Es iſt auch vergeblich, daß der Herausgeber von dem Anhange zu den freundſchaftlichen Briefen fragt: „Iſt nicht al„les, was Gellert denkt und ſchreibt, und „ein Muſter? Sollte Gellert nicht immer „Gellert ſeyn?“ — Es iſt von der menſchlichen Natur zu viel gefodert, daß ein Genie überall, als Genie, ſich zeigen ſoll. Genie iſt es nur in ſeiner Anſtrengung, ſie ſey nun ſtärker oder geringer; nur in den glücklichen Augenblicken ſeines Enthuſiaſmus. Aber welcher Geiſt kann eine unabläſſige Anſtrengung aushalten? Und wie

bald würde ein stets fortdauernder Enthusiasmus seine Kräfte verzehrt haben? Auch das gröſste Genie handelt, denkt, redet, schreibt in vielen Fällen, wie ein andrer gewöhnlicher Mensch. Denen, die das wissen, und zu billig sind, falsche Schlüsse daraus zu ziehen, ist nichts daran gelegen, in ihm den gewöhnlichen Menschen zu sehen. Ihre Aufmerksamkeit richtet sich bloſs auf das, was das Genie von dem gewöhnlichen Menschen unterscheidet, bloſs auf die Beschaffenheit und das Maaß seiner Kräfte. Diejenigen hingegen, die von Vorurtheilen sich regieren lassen, stoſsen sich daran. Ihre Achtung gegen das Genie verliert dadurch eben so, wie ihre Ehrerbietung vor Monarchen und Helden sich verringern würde, wenn sie sie immer in den geringfügigen Handlungen dieſes Lebens, die sie mit den Niedrigsten gemein haben, erblicken sollten. Diese Betrachtung wird hoffentlich diejenigen, welche Briefe von unserm seligen Freunde in den Händen haben, zurückhalten, nicht aus einem wohlgemeynten aber unüberlegten Eifer, der Welt zu dienen, dieſelben vorzeitig ans Licht zu wagen. Von den beträchtlichern Briefen sind unter seinen Papieren Concepte oder Abschriften vorhanden; und was etwan darunter des Druckes in jeder Betrachtung würdig seyn sollte,

wollen wir der Welt im geringsten nicht vorenthalten; denn für seinen wahren Ruhm hat gewiß niemand mehr Eifer, als wir.

Der Ehre unsers seligen Freundes noch nachtheiliger ist ein Werk, welches in der verwichnen Ostermesse in der Fritschischen Buchhandlung zu Leipzig in Medianoctav unter dem Titel **vermischte Gedichte von Gellert**, und zugleich in klein Octav als ein **Anhang seiner sämmtlichen Schriften** erschienen ist. Das Vertrauen, das unser sterbender Freund auf uns gesetzet, **verpflichtet** uns, wenn wir demselben **auf eine gewissenhafte Art** Genüge thun wollen, daß wir uns hierinnen, wie die Ehre des Schriftstellers, auch das Beste des Publici mit verdoppeltem Eifer angelegen seyn lassen. Wir hoffen daher auch von unsern Lesern Verzeihung zu erhalten, wenn wir uns hier über die erwähnte Sammlung in eine umständlichere Erörterung einlassen, die uns so wohl wegen derer, die der Sache unkundiger sind, als auch wegen der Nachwelt nöthig scheint, wenn sichs etwan durch einen sonderbaren Glücksfall fügte, daß ein Exemplar von dieser Maculatur auf die Nachwelt käme.

Wir halten uns in dieser Betrachtung für **schuldig**, die Anzeige, die wir dem

Publico bereits sowohl in der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften, als auch in verschiedenen Zeitungen gethan, um derer willen, denen sie nicht zu Gesichte gekommen seyn möchten, hier nochmals zu wiederholen, daß wir nicht nur an der Herausgabe der itzerwähnten Gedichte, ob sie schon für einen Anhang zu seinen sämmtlichen Schriften ausgegeben werden, keinen Theil haben; sondern auch auf alle Weise dieselbe zu hintertreiben gesucht. Vorläufig zugegeben, daß sie alle ohne Ausnahme von dem seligen Gellert herrühren; so ist das schon genug wider sie, daß sich in der eigenhändigen schriftlichen Nachricht unsers verstorbnen Freundes, deren wir bereits erwähnt haben, nicht die geringste Spur davon findet.

Hieraus mag man von selbst abnehmen, wie ungegründet das Vorgeben in dem Vorberichte dieser Sammlung sey, als ob die Aufbehaltung der darinnen befindlichen Stücke von dem seligen Gellert selbst veranstaltet worden. Eine solche veranstaltete Aufbehaltung setzet die Absicht voraus, daß sie dereinst bekannt gemacht werden sollen. Würde aber nicht auf diesen Fall unser Freund uns an diejenige Person, der er diese Gedichte vertrauet, verwiesen haben? Und wie kann man das eine veranstaltete Aufbehaltung

nennen,

nennen, wenn man einer Bekannten aus Gefälligkeit von dem, woran ſie Belieben findet, ein Exemplar oder eine Abſchrift mittheilet?

Wir können auch aus der Sammlung ſelbſt Beweiſe führen, daß der ſelige Gellert die Aufbehaltung dieſer Verſe zu einer ſolchen Abſicht auf keine Weiſe veranſtaltet habe. Schon in ſeinen Briefen, alſo vor beynahe zwanzig Jahren, hat er hier und da einzelne Stellen davon eingerücket. So findet man aus dem 19 Stücke der Sammlung vermiſchter Gedichte auf der 70 Seite einen beträchtlichen Theil in ſeinem 24 Briefe; aus dem 26 Stücke auf der 90 u. f. S. wieder einen beträchtlichen Theil, und zwar verändert in dem 3 Briefe; und noch aus dem 28 Stücke auf der 99 Seite ein paar Strophen, gleichfalls verändert, in dem 29 Briefe. Was hielt ihn denn alſo in einer ſo langen Zeit ab, die ganzen Stücke ſeinen Gedichten beyzugeſellen, wenn er ſie für würdig ſchätzte, im Ganzen auf die Nachwelt aufbehalten zu werden. Aber er wußte wohl, daß ein guter Einfall ſeinen Werth verlöre, wenn man ihn zu einem ganzen langen Gedichte ausdehnte, und daß eine ſchöne Stelle nothwendig verdunkelt werden müßte, wenn ſie unter mittelmäßigen und ſchlechten Stücken, als vergraben, ſteckte.

Das 35 Stück der angezeigten Sammlung iſt das Hochzeitgedicht auf ſeinen Freund, den Herrn Hofprediger Cramer. Dieſes hat Gellert ſchon vor geraumer Zeit ſelber ſeinen Gedichten beygefüget. Es befindet ſich im zweyten Theile ſeiner ſämmtlichen Schriften auf der 74 Seite. Gleichwohl wird es hier der Welt, als ein neues Geſchenk dargelegt. Indeſſen kann es doch der Welt wenigſtens den Dienſt thun, ſie zu überzeugen, wie unbegründet es ſey, daß die Aufbehaltung dieſer Verſe vom ſeligen Gellert veranſtaltet worden, um ſie dereinſt der Nachwelt zu übergeben. Dadurch daß er dieß Eine Stück der Sammlung ſelber ſeinen Werken einverleibet hat; eben dadurch hat er ganz offenbar alle übrige verworfen.

Aber dieß hatte er in ſeinem eignen Namen verfertiget; bey vielen andern hingegen wird ihn die Rückſicht auf die Perſonen, für welche er dieſelben verfertiget, davon abgehalten haben. — So giebt man vor; doch ſehen wir nicht, mit was für Grunde? Es iſt ja von alter Zeit her die hergebrachte Gewohnheit geweſen, Verſe, die man in fremdem Namen verfertiget hatte, dann zu ſammeln, und der Welt

unter

unter seinem eignen Namen vorzulegen. Fast alle Sammlungen von Versen vor Gottscheden, so wie noch die gottschedische, bestehen aus so genannten Gedichten in fremdem Namen. Das würde auch, wenn sie nur sonst die erfoderliche Güte hätten, am wenigsten daran zu tadeln seyn. Wer auf irgend einen Vorfall von einem andern für sich Verse aufsetzen läßt, der will deswegen nicht für den Verfasser dieser Verse angesehen seyn, sondern bloß auf eine übliche Art seine Ergebenheit, seine Freundschaft, seinen Antheil an diesem Vorfalle zu erkennen geben. Keine Verse machen können, ist keine Schande; aber Schande würde es seyn, fremde Arbeit sich zuzueignen, und vor der Welt eine Eigenschaft sich anzudichten, die man nicht besitzt. Wir finden auch nicht, daß dieser an sich ungültige Grund über unsern Freund etwas vermocht habe. Wir haben nur eben erst verschiedne in fremdem Namen verfertigte Stücke angeführet, aus denen er lange und kurze Stellen seinen Briefen eingerücket. Der selige **Wille** war selber Gellerts Freund und ein junger Dichter. Von ihm findet man in den **vermischten Schriften von den Verfassern der bremischen Beyträge** im II Theile auf der 278 bis 280 Seite

ein paar kleine Gedichte, die ihm Ehre machen, und denen er auch seinen Namen dazumal beygesetzet haben würde, wenn sichs nicht die Verfasser zum Gesetze gemacht gehabt, keinen zu nennen. Er war alles dessen, was der selige Gellert in seinem Gedichte auf ihn sagt, vollkommen würdig. Dieß Gedicht indessen, das im zweyten Theile der sämmtlichen Schriften auf der 77 u. f. Seite steht, ist in fremdem Namen aufgesetzt. Im ersten Theile der sämmtlichen Schriften auf der 52 Seite findet man die bekannte Erzählung **Damötas und Phillis**; und auch diese hatte ehedem ein Hochzeitgedicht in fremdem Namen abgegeben.....

Die wahre Ursache, warum der selige Gellert Bedenken getragen, die übrigen dieser, so genannten Gedichte seinen Werken einzurücken, ist die, weil es jugendliche Stücke, und noch überdieß, Gelegenheitsgedichte ganz auf den gewöhnlichen Schlag, sind. Wie wenig er geneigt gewesen, jugendliche Stücke für die seinigen zu erkennen, das weiß das Publicum schon aus seiner strengen **Beurtheilung einiger seiner Fabeln in den Belustigungen.** Gleichfalls ist der Welt itzt mit Gelegenheitsgedichten von der gewöhnli-

wöhnlichen Art nichts gedient. Daß, gleich ſo manchen andern großen Dichtern, auch der ſelige Gellert dergleichen ehedem unter ſeinen Probeſtücken gemacht, das wird ihm bey einem billigen Publico nicht zum Nachtheile gereichen. Genug, daß er zu viel Achtung für daſſelbe gehabt, als daß er ihm damit beſchwerlich fallen wollen. Und da man nun dennoch die Unbeſcheidenheit gehabt, die Welt damit zu beſchweren, ſo wird man ihm auch das nicht zum Vorwurfe machen, daß dieſe Gedichte (wenn man ſie, ohne die Rechte der Poeſie zu kränken, ſo nennen mag,) ohngefähr ſo beſchaffen ſind, wie es ihre beſondre Beſtimmung erfodert. Denn gemeiniglich würden ſie ihre Abſicht nicht erfüllen, wenn ſie ſo geſchrieben wären, wie ſie es für die Nachwelt ſeyn müſſen. Was zur Abſicht hat, und haben ſoll, für einzelne Perſonen und Familien intereſſant zu ſeyn, das intereſſiret darum nicht das ganze gegenwärtige Publicum, und noch weniger die Nachwelt. Ein reicher Aufwand von Genie würde dabey eine wahre Verſchwendung ſeyn.

Aber, ſo wendet man vielleicht ein, **wie kann darüber ſo große Beſchwerde geführet werden, daß das, was ſchon**

durch den Druck gemein gemacht war, von neuem gedruckt wird? Hat nicht auf dieſe vermiſchte Gedichte, da ſie alle bey gewiſſen Vorfällen gedruckt worden, das Publicum ſeine Rechte erlanget, die der Verfaſſer ſelbſt kaum wieder zurücknehmen kann? Steht nicht alſo jedem Mitgliede des Publici frey, damit nach Belieben zu ſchalten? — Das läugnen wir. Selbſt das Publicum wird es, dem Verfaſſer Dank wiſſen, wenn er, bloß aus Achtung gegen daſſelbe ſchon herausgegebne Schriften wieder zu unterdrücken ſucht; und wer ſie alsdann von neuem hervorzieht, der hat es bey dem Publico ſo wohl, als bey dem Verfaſſer zu verantworten. Aber waren denn wohl dieſe vermiſchten Gedichte, ehe man die gegenwärtige Sammlung davon veranſtaltet hatte, durch den Druck gemein gemacht? — Wo waren ſie in Verlag oder Commiſſion gegeben? Wo ſind ſie öffentlich feil geweſen? Gedruckte Gelegenheitsgedichte ſind nicht anders anzuſehen, als Abſchriften für die Verwandten, die Hochzeitgäſte, die Leichenbegleiter und dergleichen; Abſchriften, die um mehrerer Bequemlichkeit willen durch den Druck gemacht worden. — Und auch dieß bey ſeite geſetzt; kann man ein Recht haben, das, was ohne den Namen des

Verfaſſers gedruckt war, nun mit ſeinem Namen drucken zu laſſen, wofern er ſich nicht etwan anderwärts ausdrücklich dazu bekannt hat? Zwar iſt das freylich itzt die herrſchende Mode, wo ſo gar mehrmals mit der zuverſichtlichſten Miene dem oder jenem Werke zugeeignet werden, von denen ſo manchem zuverläſſig bekannt iſt, daß ſie ganz andre Verfaſſer haben. Man laſſe es Mode ſeyn; iſts denn auch billig?

Bey der Sammlung, von der hier die Rede iſt, haben wir gleichfalls gegründete Urſache, zu zweifeln, ob ſie alle von dem ſeligen Gellert herrühren. Wir wiſſen, daß er bey dem vielen Anlaufe, den er hatte, in fremdem Namen Verſe zu machen, nicht ſelten ſich genöthiget geſehen, ſie von andern jungen Leuten unter ſeiner Aufſicht verfertigen zu laſſen. Zum Beweiſe, daß auch bey der gegenwärtigen Sammlung dieß kein leerer Verdacht ſey, dürfen wir uns nur auf das 64 Stück berufen. Es enthält verſchiedne glückliche Züge und poetiſche Wendungen, durch die es ſich von vielen andern Stücken der Sammlung vortheilhaft ausnimmt; und in dieſer Abſicht alſo hätten wir eben nicht nöthig, es von unſerm Freunde abzulehnen. Aber der müſte gewiß

gewiß mit der gellertiſchen Poeſie ſehr unbekannt ſeyn, der nicht gleich bey der erſten Durchleſung das ſehen ſollte, daß es von Gellerten ſchwerlich, faſt mögen wir ſagen, gewiß nicht ſeyn könne. Falſche Reime, dergleichen Seligkeiten und Freuden, begleiten und Freuden, Freuden und Ewigkeiten, weinte und Freunde ſind; Hiatus in keiner geringen Anzahl, als ſtellte ihm, Sein Engel führte ihn, er folgte ihm, lange Ewigkeiten; eine ſo harte Cäſur, als der Vers hat,

Er blüht früh auf, bald, wie | die Roſen, ihn vergehen;

die ungewöhnliche Quantität des wie in der Zeile,

Ach wie ſchwer wird es mir ſein fromm Geſpräch zu miſſen;

die rauhe Eliſion in den Worten, und wein' noch eine Zähre; wer iſt die von Gellerten gewohnt, ſeit er ſich eine Verſification eigen gemacht, die durch die Leichtigkeit ſich ſo kenntlich unterſcheidet? Und gleichwohl ſoll dieß Trauergedicht 1753, folglich zu einer Zeit, wo ſeine Verſification ſich ſchon längſt völlig ausgebildet hatte, von ihm verfertiget ſeyn. Wer mag das ſich überreden?

Die Ausgabe dieſer Sammlung von vorgeblichen Gedichten des ſeligen Gellerts hat man übrigens dadurch zu beſchönigen geſucht, daß ſie die Geſchichte ſeines Genies, Geſchmacks und Charakters vollſtändiger zu machen dienen könne und ſolle. Ein ſeltſames Vorgeben! Was haben Genie und Geſchmack mit Gelegenheitsgedichten von der gewöhnlichen Art zu ſchaffen? Oder wie kann der Charakter eines Mannes aus dem beurtheilet werden, was er in fremdem Namen ſchreibt, und wobey er alſo eine andre Perſon an ſich nehmen muß? Eher möchten ſie zum Beweiſe dienen, wenn es eines Beweiſes davon bedürfte, wie ſehr die unglückliche Mode, die ſo lange in Deutſchland geherrſchet hat, alle Hochzeiten, Promotionen und Sterbefälle, auch wenn ſie ſich durch nichts auszeichnen, zu beſingen, der Poeſie nachtheilig, die Folter des Genies, und das Verderbniß des Geſchmacks ſey.

Noch müſſen wir von dem Anhange von Liedern, der den Schluß der angeführten Sammlung macht, ein paar Worte ſagen. Zwar iſt derſelbe ſo gar ſchlecht, daß er es an ſich nicht werth ſeyn würde, ſeinetwegen nur Ein Wort zu verlieren; aber die uns ſo werthe Ehre unſers Freundes geſtattet uns nicht, gänzlich davon zu ſchwei-

ſchweigen. Wir müſſen alſo zu ſeiner Entſchuldigung ſagen, daß dieſe Lieder von ihm gar nicht für das Publicum, ſondern bloß aus Gefälligkeit für zwo Schweſtern, wie ſolches auch im Vorberichte nicht geläugnet worden, zu ihrem Privatgebrauche aufgeſetzt ſind; daß ſie auf vorhandne Clavierſtücke verfertiget worden, welches den Verfaſſer einem großen Zwange unterwerfen müſſen; daß ſie noch aus der Zeit der Beluſtigungen ſich herſchreiben, alſo aus einer Zeit, wo die richtigen Einſichten in das wahre Weſen der Poeſie, ihre Regeln und Foderungen noch ſehr ſelten waren, nur erſt ſich aufzuklären anfiengen; und daß der Verfaſſer auch ſo gar zu dieſer Zeit, wo er doch ſo manches drucken laſſen, was er nachher ſelbſt für ſchülerhaft und ſchlecht erkannt, ſich dennoch nicht getrauet hat, ſie unter ſeinem Namen den Beluſtigungen einrücken zu laſſen.

Wir wollen denen, welche an der Herausgabe der Sammlung von Gellerts vermiſchten Gedichten Theil genommen, nicht Schuld geben, daß ſie zur Abſicht gehabt, den ſeligen Gellert, deſſen Ehre der Welt in ſo vielen Betrachtungen ſchätzbar iſt, noch in ſeinem Grabe zu beſchimpfen. Aber wir fragen alle Kenner und Leſer

von

von Geſchmack, ob man, wenn man dieſe Abſicht ſich ausdrücklich vorgeſetzt gehabt, auf eine zur Erreichung derſelben gemäßere Art hätte zu Werke gehen können?

Wie man übrigens bey einer ſolchen Sammlung, die auf ſolche Art im Drucke erſchienen iſt, noch in dem Vorberichte die Kühnheit haben könne, **von Unbilligkeit und Eigennutz derer zu reden, die der Bekanntmachung derſelben tadeln würden**; das iſt uns ein unbegreifliches Räthſel. Wir ſind uns deſſen bewußt, daß bloß Billigkeit und Uneigennützigkeit, bloß Eifer in der Freundſchaft und Eifer für das Publicum uns die Nachrichten, welche wir dieſer Sammlung in den Zeitungen entgegen geſetzt, und auch die gegenwärtige umſtändlichere Beantwortung aller dafür vorgebrachten Gründe abgenöthiget haben. Wir ſprechen für einen Freund, der für ſich ſelbſt nicht mehr ſprechen kann. Wir haben auch zu dem Publico das Zutrauen, daß dieß eben alſo davon urtheilen wird, da die Sache ſelbſt redet. Freylich müſſen wir es einem jeden freyſtellen, in wiefern er nun noch dieſe Sammlung des Anblicks und der Durchleſung würdigen will. Dawider aber proteſtiren wir aufs feyerlichſte, daß man ſie nicht für gellertiſche Schriften

ausgebe,

ausgebe, noch ihre vielen Mängel unſerm ſeligen Freunde zur Laſt lege.

Was und wie viel die Welt von ſeinen ächten Schriften aus ſeinen hinterlaßnen Papieren noch zu erwarten habe, das können wir itzt noch nicht anzeigen, da die Sorgfalt, welche wir auf die Ausgabe ſeiner Moral gewandt, uns bisher nicht dazu kommen laſſen, ſeine Papiere mit einer genauen Prüfung durchzugehen. Wir erneuern bloß die Verſicherung, daß wir alles, was des Drucks und des gellertiſchen Namens würdig gefunden wird, ans Licht zu ſtellen, weder zu ſäumig noch zu eilfertig ſeyn werden. Hannover, am 10 Auguſt. Wölkau, am 25 Auguſt, 1770.

Johann Adolf Schlegel.
Gottlieb Leberecht Heyer.

Innhalt

Innhalt
des erſten Bandes.

Vorerinnerung an ſeine Zuhörer. S. 1

Erſte Abtheilung,
welche die Erklärung der Gründe und Eigenſchaften der Moral überhaupt enthält.

Erſte Vorleſung.
Einleitung in die Moral; oder Abriß derſelben nach ihrer Beſchaffenheit, ihrem Umfange und ihrem Nutzen. S. 9

Zweyte Vorleſung.
Von der natürlichen Empfindung des Guten und Böſen, des Löblichen und Schändlichen. S. 33

Dritte Vorleſung.

Von dem Vorzuge der heutigen Moral vor der Moral der alten Philoſophen, und von der Schrecklichkeit der freygeiſteriſchen Moral. S. 53

Vierte Vorleſung.

Von dem Unterſchiede der philoſophiſchen Moral und der Moral der Religion. S. 90

Fünfte Vorleſung.

In wie fern die Tugend der Weg zur Glückſeligkeit ſey, und worinnen das Weſen der Tugend beſtehe. S. 109

Zweyte Abtheilung.

Von den allgemeinen Mitteln zur Tugend zu gelangen und ſie zu vermehren, die in kurzen Regeln vorgetragen und erläutert werden.

Sechste Vorleſung.

Allgemeine Mittel, zur Tugend zu gelangen und ſie zu vermehren. S. 132

Erſte und zweyte Regel.

Erſte Regel: Bemühe dich, eine deutliche, gründliche und vollſtändige Erkenntniß deiner Pflichten zu erlangen. S. 138

Zweyte

Zweyte Regel: Setze die Bemühung, deine Pflicht zu erkennen, sorgfältig fort, und bewahre die erlangte Erkenntniß vor Irrthümern. S. 148

Siebente Vorlesung.

Allgemeine Mittel, zur Tugend zu gelangen und sie zu vermehren.

Dritte und vierte Regel. S. 162

Dritte Regel: Wende die Erkenntniß deiner Pflichten beständig auf dein Herz und Leben an; bereite dich zu jedem Tage weislich vor, und prüfe dich am Ende desselben sorgfältig. S. 163

Vierte Regel: Suche immerzu ein lebhaftes und würdiges Bild von den Vollkommenheiten Gottes in deiner Seele zu entwerfen, dir dasselbe gegenwärtig zu erhalten, und es nie ohne Ehrfurcht zu betrachten; auch verbinde täglich dieses Mittel mit dem Gebete. S. 177

Achte Vorlesung.

Allgemeine Mittel, zur Tugend zu gelangen und sie zu vermehren.

Fünfte Regel. S. 189

Fünfte Regel: Bemühe dich früh von deinen ersten Jahren an, die Welt, die Menschen und dich selbst

ſelbſt kennen, und immer genauer kennen zu lernen. S. 189

Neunte Vorleſung.

Allgemeine Mittel, zur Tugend zu gelangen und ſie zu vermehren.

Sechste, ſiebente und achte Regel. S. 207

Sechste Regel: Wehre den Eindrücken der Sinne, den Blendwerken der Einbildungskraft, mäßige deine Neigungen, wenn ſie an und für ſich erlaubt ſind, halte die unerlaubten zurück, und begegne den unrichtigen Vorſtellungen, die den Affecten das Leben geben, durch den Verſtand. S. 207

Siebente Regel: Dich in der Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit der Tugend zu ſtärken, und dein Vermögen zur Tugend zu vermehren, gehe den ſichern Weg der innerlichen Erfahrung und der fortgeſetzten Ausübung deiner Pflichten. S. 223

Achte Regel: Suche den Umgang mit guten und rechtſchaffnen Menſchen; fliehe die Geſellſchaft der Laſterhaften. S. 228

Zehnte

Zehnte Vorleſung.

Allgemeine Mittel, zur Tugend zu gelangen und ſie zu vermehren.

Neunte Regel. S. 232

Neunte Regel: Lerne Weisheit aus dem Unterrichte der Verſtändigern, und aus dem Leſen nützlicher Bücher für den Verſtand und das Herz. S. 232

Dritte Abtheilung.

Von den vornehmſten Pflichten des Menſchen.

Eilfte Vorleſung.

Von der Sorgfalt für die Geſundheit des Körpers. S. 257

Zwölfte Vorleſung.

Von den Fehlern, welche der vernünftigen Sorge für die Geſundheit des Leibes entgegen ſtehen, desgleichen von der Sorgfalt, einen feſten und dauerhaften Körper zu erlangen. S. 279

Dreyzehnte Vorleſung.

Von der Sorge für die Wohlanſtändigkeit und äußerliche Sittſamkeit. S. 298

Vierzehnte Vorleſung.

Von den Pflichten in Abſicht auf die äußerlichen Güter des geſellſchaftlichen Lebens, und zwar zuvörderſt in Abſicht auf guten Namen und Ehre. S. 318

Funfzehnte Vorleſung.

Fortſetzung von den Pflichten, in Abſicht auf die geſellſchaftlichen Güter, und zwar in Abſicht auf Vermögen, bürgerliches Anſehen, und Macht. S. 342

Erſte

Vorerinnerung an ſeine Zuhörer.

Meine Herren, die Abſicht bey meinen moraliſchen Vorleſungen, die ich Ihnen dieſen Sommer, ſo Gott will, zu halten gedenke, geht nicht bloß dahin, Ihnen die Sittenlehre von derjenigen Seite vorzutragen, wo ſie den Verſtand als eine Wiſſenſchaft unterrichtet, aufklärt und überzeugt; eine Arbeit, die ſchon viel ſcharfſinnige Männer vor mir glücklich unternommen haben; ſondern Ihnen die Sittenlehre vornehmlich von der Seite zu zeigen, wo ſie das Herz rührt, bildet und beſſert.

Die Weisheit, die uns durch Grundſätze der Vernunft fromm und ruhig, die uns zu Freunden unſrer ſelbſt, andrer Menſchen, und zu Freunden und Verehrern Gottes machen ſoll, iſt nach der Erziehung, die wir zu unſern Zeiten genießen, nicht ſchwer zu faſſen. Wie viel Lehrbücher giebt es nicht, darinne ſie deutlich und ſtrenge vorgetragen wird! Und wie viel Studirende müßten

Schulen und Akademien mit einem edlen Herzen und mit gebeſſerten Sitten verlaſſen, wenn die Tugend bloß auf der Kenntniß eines moraliſchen Lehrgebäudes beruhte; wenn ſie bloß ein Werk der Vernunft und nicht der Religion; bloß ein Werk der Erziehung und nicht einer göttlichen Veränderung unſers Herzens wäre! Aber vielleicht iſt doch die Trockenheit ſelbſt, mit der wir die Moral vortragen, eine von den Urſachen, daß uns ihr natürlicher Werth nicht genug rührt. Vielleicht iſt auch dieſes die wichtigſte Urſache, daß wir die Wahrheiten der Moral nur mit dem Gedächtniſſe, höchſtens mit dem Verſtande faſſen. Wir ſchmeicheln uns, indem wir ſie erlernen, daß ſie uns beſſer und tugendhafter mache, weil ſie uns in gewiſſen Stücken einſichtsvoller machet. Wir ſchmeicheln uns, daß wir von der Schönheit der Tugend überzeugt ſeyn; und oft ſind wir es nur von der Güte unſers Syſtems. Wir rechnen die Mühe, die wir auf die Kenntniß der Sittenlehre und ihrer Beweiſe wenden, der Tugend ſelbſt als eine Mühe an, die wir auf ihre Erlangung und die Ausübung ihrer Geſetze gewandt hätten. Gleichwohl bleibt

das Herz bey aller unſrer Weisheit leer, und beſtehem geringſten Widerſtande ungeneigt, ſich nach ihr zu richten; und oft handeln wir in der nächſten Stunde wider diejenige Pflicht, die wir kurz vorher auf eine demonſtrative Art erwieſen haben.

Ich will es alſo verſuchen, ob ich Ihnen die vornehmſten Theile der Sittenlehre auf eine lebhaftere Art, nicht bloß durch Beweiſe der Vernunft, ſondern zugleich durch die Ausſprüche des Herzens und die Stimmen der innerlichen Empfindung und des Gewiſſens, durch Beyſpiele und Gemälde, vortragen und erläutern kann. Und o! wie glücklich werde ich mich ſchätzen, wenn ich dieſe Abſicht erreichen, und mich um Ihre Tugend, das iſt, um Ihre höchſte Wohlfahrt in jeder Stunde verdient machen kann! Möchte ich doch dieſen Eifer lebhaft fühlen, ſo oft ich vor Ihnen auftrete; und möchte er mich doch beredt machen, Ihnen die Pflichten der Moral als die liebenswürdigſten und heiligſten Geſetze unſrer Wohlfahrt abzubilden.

Ja, Jüngling, wer du auch ſeyſt, vom Blute der Hohen oder der Niedern entſproſſen, vergiß nicht, warum du lebeſt und ſtudi-

reſt. Die Gelehrſamkeit iſt dein Beruf auf der Akademie.“ Ein wichtiger Beruf! Aber wiſſe, daß Gelehrſamkeit ohne Tugend, daß Verſtand ohne ein gebeſſertes Herz, daß Wiſſenſchaft und Geſchmack ohne Unſchuld und Frömmigkeit weder für dich noch die Welt Glück ſey, nicht Ehre, ſondern Schande für deinen unſterblichen Geiſt. Suchſt du die wahre Weisheit und Zufriedenheit?“ ſo ſuche ſie von deiner Jugend an in der Kenntniß und täglichen Ausübung der Religion, der allgemeinen und der beſondern Pflichten des Menſchen.

Denk, daß nichts ſelig macht, als die Gewiſſensruh,
Und daß zu deinem Glück dir Niemand fehlt, als du.

Allein, meine Zuhörer, verlaſſen Sie ſich bey Ihrer Tugend auch auf die beſte Moral der Vernunft nicht. Sie iſt gut, aber nicht zureichend, das verdorbene Herz zu ändern und umzubilden. Dieſes thut allein die göttliche Kraft der Religion. Ich werde daher in meinen Vorleſungen von Zeit zu Zeit den Unterſchied und die Grenzen der Tugend der Vernunft und der Tugend der Religion zu beſtimmen, und Sie in der Verehrung der Religion

dadurch

dadurch zu beſtärken ſuchen. Eine nöthige Vorſicht, theuerſte Commilitonen! Denn wir, die wir uns den Wiſſenſchaften widmen, fangen nicht ſelten an, aus einer ungemeßnen Liebe gegen alles, was Licht der Vernunft heißt, und aus einem philoſophiſchen Stolze auf unſere eignen Kräfte, das Licht der Offenbarung und die höhere Kraft der Gnade nicht für ſo nöthig zu achten; ſondern wir ſchmeicheln vielmehr uns ingeheim, daß wir durch die Hülfe der Vernunft, durch ihre Beweiſe und Bewegungsgründe, weiſe und tugendhafte Menſchen werden können. Nein, das Auge der Vernunft, welches das Licht der Religion nicht vertragen kann, iſt gewiß ein blödes Auge.

Bey meinem Vortrage ſelbſt, werde ich keinem beſondern Lehrgebäude folgen, wohl aber die moraliſchen Schriften eines Mosheim, Baumgarten, Cruſius; eines Hutcheſon, Fordyce und anderer ſcharfſinnigen und beredten Männer zu Ihrem Vortheile zu nützen ſuchen. Der Innhalt meiner Vorleſungen wird ſich am bequemſten unter **drey** Abtheilungen bringen laſſen. In der **erſten** werde ich in einigen Abhandlungen von der Natur und Abſicht der Moral; von ihrem doppelten Erkenntniß-

grunde, nämlich der Vernunft und den Empfindungen des Herzens und Gewiſſens; von Pflicht, Tugend und Glückſeligkeit; von dem Vorzuge der Moral unſrer Zeiten vor der Moral der alten Weltweiſen; und von dem Unterſchiede zwiſchen der Sittenlehre der Vernunft und der Sittenlehre der Religion reden. In der **zweyten** Abtheilung will ich die **allgemeinen Mittel zur Tugend zu gelangen,** in einigen kurzen Regeln vortragen, ſie zu erläutern und auf das Leben anzuwenden ſuchen. In der **dritten** werde ich endlich von den vornehmſten Pflichten **gegen uns,** die **Welt,** und **Gott** ebenfalls auf eine praktiſche Art handeln.

Ich fange alſo meine Vorleſungen mit dem herzlichen Wunſche an, daß ſie Ihnen nützlich, in Ihrem ganzen Leben nützlich, auf mehr als Ein Leben heilſam ſeyn mögen. Das gebe der Urheber aller unſrer Weisheit, Tugend und Glückſeligkeit, und laſſe in unſern Seelen die Liebe des Guten und den Abſcheu des Böſen täglich lebendiger und kräftiger werden, zur Verherrlichung ſeines Namens und zu unſrer immerwährenden Wohlfahrt!

Erſte

Erſte Abtheilung,

welche die Erklärung der Gründe und Eigenſchaften der Moral überhaupt enthält.

Erſte Vorleſung.

Einleitung in die Moral; oder Abriß derſelben nach ihrer Beſchaffenheit, ihrem Umfange, und ihrem Nutzen.

Die Moral, oder die Kenntniß von der Pflicht des Menſchen, ſoll unſern Verſtand zur Weisheit und unſer Herz zur Tugend bilden, und durch beides uns zum Glücke leiten. Niemand wird ein Glück ſuchen, das er nicht kennet, noch die Mittel dazu anwenden können, wenn er ſie eben ſo wenig kennet, oder nicht überzeugt iſt, daß ſie die beſten und einzigen ſind. Die Moral ſoll uns alſo lehren, was unſer wahres Glück, oder unſer höchſtes Gut ſey, das iſt, was für ein Geſchöpf, das aus einem unſterblichen Geiſte und aus einem hinfälligen Körper beſteht, am zuträglichſten, der Ruhe der Seelen und der äuſſerlichen Wohlfahrt am gemäſſeſten ſey, und auf was für einem Wege wir am ſicherſten zu dieſem Ziele gelangen können.

Wir ſind, wenn wir auf uns ſelbſt blicken, mit mannichfaltigen Kräften, Fähigkeiten, und

natürlichen Neigungen verſehen; wir ſind mit künſtlichen und wunderbaren Werkzeugen des Körpers ausgerüſtet; wir entdecken tauſend Bedürfniſſe, ohne die wir nicht leben können, und die wir ſuchen müſſen. Wir fühlen alle einen unwiderſtehlichen Trieb zum Leben und zum Vergnügen; wir ſind mit vielen Uebeln umringet, vor denen wir uns eben ſo natürlich ſcheuen; wir ſehen tauſend Gegenſtände, die uns an ſich locken, die uns Anfangs vergnügen und bald darauf beſtrafen. Wir finden, daß nicht alle Vergnügungen, denen wir nacheilen, von einerley Würde ſind; daß einige flüchtig, andre dauerhaft, daß einige mehr unſerm Körper, andre mehr unſrer Seele angemeſſen ſind; daß wir einige, wenn wir ſie genoſſen haben, mit einem geheimen Beyfalle billigen, auf andre hingegen mit Reue, Scham und Unwillen zurück ſehen; daß wir unſre Kräfte und Neigungen bald auf dieſe, bald auf jene Art, bald zu unſerm Vortheile, bald zu unſerm Schaden, anwenden können.

Wir ſehen uns ferner mit **Menſchen** umgeben, deren Hülfe und Geſellſchaft wir nicht entbehren, und die auch die unſrigen nicht miſſen können; die unſer Vergnügen, ſo wie wir das ihrige, bald befördern, bald ſtören können. Wir fühlen Neigungen gegen ſie, die ein innerliches Bewuſtſeyn bald für gut und edel, bald für unerlaubt und verwerflich erkläret, und die das Urtheil des Verſtandes bald mit Gründen rechtfertiget, bald verbeut. Wir finden Handlungen, die nach dem

Aus-

Ausſprüche eines innerlichen Richters bald gut, bald böſe ſind; und ſo lange wir nicht durch Leidenſchaften aufgebracht werden, erklärt ſie unſer Herz, ohne groſſe Beweiſe des Verſtandes, ohne lange Unterſuchung, für das, was ſie ſind, für löblich, oder ſchändlich.

Wir finden endlich, wenn wir uns, Andre, die Natur mit ihren Auftritten, die Welt mit ihren Wundern, mit ihrer Ordnung, Mannichfaltigkeit, Schönheit, Weisheit, Pracht und Vollkommenheit, in den Theilen und im Ganzen, im Groſſen und Kleinen, in ihren Abſichten und Mitteln, von der Seite des Nutzens und des Vergnügens, betrachten, wir finden ſo viele Spuren eines weiſen, gütigen und allmächtigen Schöpfers, daß es nicht auf unſern Willen ankömmt, ob wir ihn erkennen, und an ihn glauben wollen, oder nicht. Hat er uns gemacht, uns alle Kräfte und Neigungen, die wir beſitzen, gegeben: ſo wird er auch eine weiſe Abſicht gehabt haben, zu der wir ſie anwenden ſollen. Sollte der Menſch wohl das gröſte Werk der Schöpfung, und doch kein mit ihr übereinſtimmendes Werk ſeyn?

Auf dieſe göttliche Abſicht geht die Moral der Vernunft zurück, und ſucht ſie in der Natur des Menſchen, oder die Beſtimmung deſſelben in ſeinen Kräften und Neigungen auf. Dieſe Beſtimmung oder Abſicht, wird theils durch die natürliche Beſchaffenheit unſrer Eigenſchaften, welche uns die Vernunft entdecket, theils durch ein geheimes Gefühl des Herzens, oder den Trieb des Gewiſ-

ſens

ſens offenbaret, der nicht nur unſern Verſtand nöthiget, ein göttliches Geſetz überhaupt zu erkennen, ſondern der uns auch fühlbar wahrnehmen läßt, ob etwas ſeiner Natur nach recht oder unrecht, erlaubt oder ſtrafbar, rühmlich oder ſchändlich ſey. Die Abſicht alſo, zu der wir von Gott erſchaffen ſind, zu bemerken und zu erforſchen, und die Mittel, die wir anwenden müſſen, jene zu erreichen und auszuführen, lehret die philoſophiſche Moral. Dieſe höchſte Abſicht kann nichts geringers ſeyn, als eine dauerhafte und allgemeine Zufriedenheit und Glückſeligkeit der Menſchen, durch einen freywilligen Gehorſam gegen unſern Herrn und Schöpfer. Dieſe von ihm geordnete Glückſeligkeit mit Unterwerfung, Treue und Eifer ſuchen und befördern, iſt Pflicht, Weisheit und Tugend; und ſo wie die Pflichten, die uns die Natur lehret, Mittel zu unſerm wahren Glücke ſind; ſo ſind ſie auch unveränderlich, und in dem ewigen Willen Gottes und in ſeiner Heiligkeit gegründet. Denn einen Gott denken, der bloß gütig und allmächtig, nicht aber zugleich heilig und gerecht iſt, der es nicht achtet, ob wir ſeinem Willen, den er uns in dem Gewiſſen und in der Vernunft offenbaret, gehorchen oder nicht, heißt Gott ſchänden und ſein Weſen aufheben. Die Moral lehret uns alſo heilige Pflichten, und für uns ſelige. Sie lehret uns den Unterſchied des Guten und Böſen, des Edlen und Unedlen, des Rühmlichen und Schändlichen erkennen, damit wir deſto leichter das Gute

ſuchen,

ſuchen, und das Böſe verwerfen. Wie willig ſollten wir daher ihre Befehle erlernen und ausüben, da wir unaufhörlich das Verlangen fühlen, glücklich zu ſeyn!

Allein die Neigungen und Leidenſchaften, die uns Gott zu Triebfedern unſers Glücks, zur Erreichung deſſelben, oder zur Abwendung des Uebels, gegeben hat, ſind Kräfte, die eine freywillige und ihren Gegenſtänden gemäße und ſorgſame Anwendung erfordern. Zu heftig oder zu ſchwach begehren und verabſcheuen, entfernet uns beides von unſerm Glücke. Das Gute verlangen, das Böſe ſcheuen, und doch die Mittel, jenes zu erhalten, dieſes zu vermeiden, nicht ſuchen und gebrauchen wollen, iſt ein kindiſches, widerſprechendes und rebelliſches Verlangen nach Glückſeligkeit.

Ferner; unſre Neigungen und Bedürfniſſe ſind mannichfaltig. Eine Neigung, die zu unſerer Natur gehöret, ſo befriedigen, daß wir die andern unerfüllt laſſen, oder beleidigen, iſt wider die Eintracht unſrer Seele und wider das Syſtem des Glücks. Wir ſind auch vieler Vergnügungen fähig, die einander dem Werthe nach untergeordnet ſind, und die wir nicht alle zugleich genießen können; vieler Schmerzen, die ebenfalls von verſchiedener Größe ſind, und die wir nicht alle von uns entfernen können. Fehlen wir nun hier bey unſrer Wahl; wählen wir nicht das größere Gut, wenn wir ein kleineres zugleich nicht erreichen können; wählen wir nicht das kleinere Uebel, um dem größern zu entgehen;

wollen

wollen wir gleichsam Frühling und Sommer, Saat und Erndte, zugleich in unsrer Seele haben, eine bittere Arzney mehr scheuen, als die Krankheit: so handeln wir wider die Natur, und wider unser Glück, dessen Wesen durch unsern Willen nicht kann geändert werden.

Alles dieses setzt einen Anführer, den Verstand, voraus, und eine Achtsamkeit auf seine Stimme und auf den Ausspruch eines innerlichen Gefühls dessen, was gut ist, oder nicht. Aber den Verstand gehörig fragen und anhören, seine Aussprüche mit unserm Gewissen vergleichen, dazu gehöret **Aufrichtigkeit, Lehrbegierde, und eine Stille der heftigen Leidenschaften.** Ist es also zu verwundern, wenn wir ihn, diesen Verstand, oder die Stimme des Herzens oft gar nicht, oft dunkel und irrig verstehen? — Wir müssen den Befehlen des Verstandes oft dadurch gehorchen, daß wir ihnen eine süße Neigung entweder ganz aufopfern, oder die unordentliche Selbstliebe doch mäßigen. Beides ist Arbeit, und eine Gewalt, die wir uns selbst anthun müssen. Wird es also nicht gewiß seyn, daß die Tugend, daß unser Glück, ohne Mühe, ohne fortgesetzte Mühe, weder erlanget, noch erhalten werden kann, und daß also die Moral ein Werk unsers ganzen Lebens, des jugendlichen, des männlichen, des höhern Alters, daß sie keine müßige Weisheit der Schulen, keine kraftlose Nahrung des Gedächtnisses, keine pralende Wissenschaft sey, um in Gesellschaften oder Büchern damit zu glänzen, sondern ein Unterricht, dem wir in unserm Herzen

und

und ganzen Wandel, in der Stille und im Geräuſche, in den Stunden der Arbeit und der Erholung, im Glücke und im Unglücke, in geſunden und kranken Tagen, nahe am Tode und fern vom Grabe, in allen Verhältniſſen des Lebens, als Kind, als Vater, als Bruder, als Gatte, als Freund, als Lehrer, als Regent, als Unterthan, als Bürger des Vaterlandes, und als Bürger der Welt und der Ewigkeit folgen ſollen? Denn wo iſt ein Gemüthszuſtand, ein Zeitpunkt, ein Fall zu erdenken, der nicht eine gehörige, moraliſche und freye Anwendung unſrer Kräfte erforderte? Und wo iſt ein Fall, da es beſſer wäre, wider die heilige, unveränderliche Anordnung eines allwiſſenden, gütigen, gerechten und allmächtigen Weſens zu handeln, in welchem ſich alles zu unſerm Glücke, oder zu unſerm Verderben vereiniget?

Die Moral iſt, gleich der Sonne, ein Licht, das unſern Geiſt erleuchtet; ſie breitet ihren Glanz über die ſittlichen Gegenſtände aus, und kläret dem Auge des Menſchen die mannichfaltigen Schuldigkeiten und Abſichten ſeines Daſeyns aus ſeinen Fähigkeiten und verſchiedenen Beſtimmungen auf. Allein ſie iſt nicht bloß ein Licht, das erleuchtet, ſie ſoll auch das Herz beleben. Sie ſoll den Saamen der natürlich guten Neigungen erwärmen, daß er ſeine Früchte, die Früchte der Tugend und Glückſeligkeit für uns und Andre trage. Unſer Geſchmack am Guten nimmt zu, je mehr wir die Schönheit und Göttlichkeit der Tugend und ihren wohlthätigen Einfluß in alle Verhältniſſe des

Lebens

Lebens kennen lernen. Wir fangen an, das Löbliche, das Rechtschaffne und Gesetzmäßige der Gedanken, Neigungen und Handlungen lebhaft, geschwind und in seinen verschiedenen Graden zu empfinden. Und diese Empfindung, wenn wir sie warten und pflegen, begleitet uns durch alle Umstände des Lebens, ermuntert uns zu unsrer Schuldigkeit, und macht uns sinnreich und eifrig, sie auf die beste Art zu beobachten. Diese fortgesetzte Beobachtung fließt wieder in unsre Neigung ein, und stärkt sie dankbar mit neuen Kräften. Es wird uns leichter, gut zu seyn, weil wirs schon ofe gewesen sind. Ein geheimes Vergnügen, recht gethan zu haben, breitet sich in unserm Herzen aus, und macht uns muthig, froh für uns, froh für Andre, freudig gegen Gott; denn der Tugendhafte, wie der weiseste König es ausgedrückt hat, ist getrost, wie ein junger Löwe. *) Dieses stille Vergnügen, der erste Segen der Tugend, durchströmt, gleich einem sanften Bache, das Herz und tränket seine edlen Neigungen; sie schlagen Wurzel, und wachsen. So wächst auch der Abscheu gegen das Laster. Wir erkennen seine Häßlichkeit, seinen schändlichen Einfluß, seinen Streit mit der Vernunft und dem Gesetze Gottes; wir fühlen an unsren eignen Thorheiten und Vergehungen die bestrafende Last des Bösen, und lernen es hassen. Dieser Haß begleitet uns in die Versuchungen, und hilft uns siegen. Wir finden an den Beyspielen und dem Umgange der Rechtschaffnen

*) Sprüche Sal. 28, 1.

ſchaffnen ein Gefallen; unſer Herz eifert ihnen nach, und wird durch ſie edler. Wir bemerken die Beyſpiele der laſterhaften mit Miſſfallen; unſer Herz verſchließt ſich ihrem Umgange, und ſchätzt das Gute deſto höher. So macht ein glückliches Gemälde der Kunſt, das neben einem häßlichen aufgeſtellt iſt, unſern Geſchmack an dem S..'nen nur lebhafter; und das Mißfallen an dem Schlechten erhöht die Liebe zu dem Schönen. — Auf dieſe Weiſe bildet und beſſert die Moral das Herz.

Allein die Moral zeigt uns auch vornehmlich unſer Verhältniß mit dem Ewigen, dem Vater der Geiſter und aller Vollkommenheit. Ihn kennen, dieſes muß auf unſer Herz den ſeligſten Einfluß haben. Ihn kennen heißt zugleich ihn lieben, verehren, anbeten, ſich ſeiner erfreuen, ſich ſeinen Befehlen und Schickungen ohne Ausnahme unterwerfen, Dankbarkeit und Vertrauen gegen ihn fühlen, und Bewundrung und Liebe gegen ſeine Vollkommenheiten und Werke. Erweckt und befeſtiget die Moral dieſe Erkenntniß und dieſe Neigungen: ſo iſt offenbar, daß ſie unſer Herz zur höchſten Stufe der Würde und Glückſeligkeit, deren wir von Natur fähig ſind, erhebt. Dieſe Erkenntniſſe und Neigungen ſind durch ihren Gegenſtand groß; und darum erheben ſie das Herz. Sie vereinigen uns mit der Quelle der Vollkommenheit; und darum machen ſie unſer Herz ruhig und zufrieden. Sie geben unſern Privatneigungen und den geſelligen Pflichten

Ordnung und Leben, und werden die heiligsten und mächtigsten Bewegungsgründe zur Rechtschaffenheit ohne Zeugen, ohne irdische Belohnungen des Ruhms und Eigennutzes, bloß aus einem ehrwürdigen Gehorsame gegen die Gottheit. Sie stärken uns, unsre eignen Vortheile zu vergessen, und der Tugend auch schwere Opfer zu bringen, so bald unser eignes Vergnügen mit unsern Pflichten nicht bestehen kann. Sie stärken uns, Ruhe, Bequemlichkeit, Güter, Gesundheit, ja selbst das Leben, wenn es die Gottheit verlangt, großmüthig zu verleugnen, und auch aus ihrer Hand Elend mit Dank, und Schmerzen mit Geduld und höhern Hoffnungen eines künftigen glückseligern Lebens, anzunehmen. Dieses ist der höchste Zug des moralischen Charakters, nämlich die Gewißheit einer ewigen Fortdauer, welche unser Herz wünschet, die Einrichtung unsrer Seelenkräfte verspricht, und der Begriff von der Güte, Macht, Weisheit und Heiligkeit Gottes unterstützet. Die Moral, die unsern Geist zur Tugend bildet, ist also eine Wissenschaft für mehr als Ein Leben; und unser moralisches Glück ist das einzige, das uns mit unserm Herzen in die Unsterblichkeit folget. In diesem Leben keimt unsre Tugend, die Ewigkeit bringt sie zur Reife, und ist die Erndte unsers Geistes. Aber welches sind die Gesetze der Moral?

Der Gesetze der Weisheit und Moral sind nicht viele; nur der Erklärungen, Beweise und Anwendungen dieser Gesetze giebt es viele. Thue, so

lautet

lautet das Hauptgeſetz der Moral, thue, aus Gehorſam und mit Aufrichtigkeit des Herzens gegen deinen allmächtigen Schöpfer und Herrn, alles, was den Vollkommenheiten Gottes, was deinem eignen wahren Glücke und der Wohlfahrt deiner Nebenmenſchen gemäß iſt; und unterlaß das Gegentheil. Dieſe Geſetze und die Verbindlichkeit, ihnen zu gehorchen, ſind für eine durch die Offenbarung aufgeklärte Vernunft nicht ſchwer zu erkennen. Denn ohne das Licht der Religion würden auch wir in der Lehre von Gott und der Tugend nicht heller ſehen, als die Weltweiſen des Alterthums, welches doch die ſcharfſinnigſten Männer waren; und gleichwohl weis in unſern Tagen das geringſte Dorf mehr von dem Einigen Gott und den Pflichten des Menſchen, als die Städte, worinne Künſte und Wiſſenſchaften ſo vorzüglich blühten, als Athen und Rom wußten. Dieſe Geſetze der Moral alſo zu erkennen und zu beweiſen, iſt für uns keine ſchwere Weisheit; aber ſie in allen Umſtänden, zu aller Zeit, und in allen Verhältniſſen, aus Ehrfurcht gegen Gott, auszuüben trachten, dieß, dieß iſt die ſchwerſte und höchſte Weisheit. Das Herz hat eigentlich nur Eine Tugend, und dieſe iſt der lebendige, kräftige, von dem Gewiſſen und der Vernunft erzeugte Vorſatz, überall gut und der göttlichen Beſtimmung ohne Ausnahme gemäß zu handeln, weil wir nichts ſeligers thun können. Aus dieſer Tugend des Herzens fließen, gleich als

aus einer reichen Quelle, viele Ströme einzelner Tugenden und Pflichten.

Die vornehmsten dieser Tugenden, als die letzten und höchsten Güter des Menschen, in deren Besitze er Ruhe und Zufriedenheit, und die wahre Hoheit des Geistes findet, sind Ehrfurcht und Liebe gegen Gott; Mäßigung und Beherrschung seiner Begierden; Gerechtigkeit und Liebe gegen die Menschen, unsre Brüder; Fleiß und Arbeitsamkeit in seinem Berufe; Gelassenheit und Geduld im Unglücke; Demuth, Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, und Ergebung in ihre Schicksale. Diese Güter sind das Einkommen des Gewissens und einer wohl angewändten Vernunft. Deutlicher zu reden, wir fühlen Neigungen zum Guten, die das Gewissen eingiebt, und die Vernunft rechtfertiget; wir fühlen Neigungen des Herzens zum Bösen, deren Schändlichkeit das Gewissen aussagt, und die Vernunft durch Gründe erweist. In dem Mangel dieser unerlaubten Neigungen, und in der größern Anwesenheit der guten, in der Regierung der natürlichen Triebe und Begierden des Willens nach den erkannten göttlichen Gesetzen und Absichten, in der Beherrschung unsrer Sinne und Unterdrückung der Leidenschaften, in dem Bewußtseyn, daß wir das sind, was wir nach dem Plane und der Anordnung Gottes seyn sollen, oder vielmehr, daß wir uns aufrichtig und eifrig bestreben, so gut zu seyn, als wir seyn sollen; —

darinne

darinne muß unſre höchſte Pflicht und das höchſte Glück der Seele beſtehen.

Daß aber die Herrſchaft über ſeine Begierden und Leidenſchaften, zu welcher Wachſamkeit und Vorſicht gehören; daß die Liebe und der Eifer für das Gute, daß Gerechtigkeit, Güte und Menſchenliebe, die allezeit mit unſerm und Andrer Glücke in Verwandtſchaft ſtehen, und uns der Gottheit am ähnlichſten machen; daß Unerſchrockenheit, Gelaſſenheit und Geduld bey den mannichfaltigen Gefahren und unvermeidlichen Unfällen des Lebens; daß Demuth, ohne welche der Menſch eine ewige Lügen iſt; daß Liebe, Ehrfurcht und Vertrauen zu Gott, und die ſtille und beſtändige Ergebung in ſeine weiſen Schickungen, Güter der Seele vom höchſten Werthe, und alſo unſre höchſte Pflicht ſind, das heißt, daß wir ohne ſie kein wahres Verdienſt, kein beſtändiges Glück beſitzen, dieſes läßt ſich empfinden und beweiſen.

Der Böſewicht, der dieſe Güter nicht beſitzt, erklärt ſie durch ſeine Unruhen und ſchreckensvollen Empfindungen für die höchſten. Warum zittert er, wenn ihm ſein Glück nicht mangelt? Der Gute erklärt ſie durch ſeine Zufriedenheit und ein geheimes Bewußtſeyn für die höchſten. Warum wäre er in ihrem Beſitze ruhig, wenn noch gröſſere Güter für ſein Herz vorhanden wären? Unſer Gewiſſen kündiget mit einer unwiderſtehlichen Beredtſamkeit uns dieſe Eigenſchaften als edel und liebenswürdig, und die entgegen geſetzten als ſchrecklich und ſtrafwürdig an. Man denke ſich

selbst in aller Herrlichkeit der äußerlichen Güter, im Ueberfluß der Ehre, des Reichthums und der Hoheit, mit allen Vergnügungen der Einbildungskraft umgeben, mit aller Erkenntniß der Künste und Wissenschaften bereichert, und mit dem trefflichsten Verstande begabt; und zugleich denke man sich mit einem Herzen, dem die obengenannten Güter, dem Mäßigung seiner selbst, Rechtschaffenheit und Gottesliebe fehlen; wird uns unser Gewissen für glücklich erklären? Man stelle sich vor, daß ein höherer Geist, der unsre ganze Bestimmung übersähe und dieses Herz in uns offen erblickte, den Ausspruch von unserm Werthe thun sollte, würde er uns wohl mit seinem Beyfalle beehren können? Er sähe in unsrer Seele da, wo Güte und Wohlwollen herrschen sollte, einen kriechenden Eigennutz, anstatt der Ehrfurcht und des Vertrauens gegen Gott eine kindische Eigenliebe und Vergötterung unsrer selbst; würde er uns bey allem äußerlichen Glücke, bey allen Gaben des Verstandes, bey aller irdischen Hoheit, nicht für die armseligsten Thoren halten, denen Ordnung und Uebereinstimmung fehlte? Wird uns wohl der rechtschaffne Mann in diesem unserm Charakter, wenn er ihn kennt, seiner Achtung und Liebe würdig finden? Und die Gottheit selbst, mit welch einem Auge wird sie auf ein solches Herz herab sehen? Ist Gott nicht ein gerechterer Richter, als der frömmste Mensch und der höchste Engel? Läßt sichs ohne Lästerung denken, daß er, die Quelle alles Guten, die Rechtschaffenheit des Her-

zens

zens weniger ſchätzen und fordern ſollte, als Menſch und Engel? daß er die böſe Beſchaffenheit unſers Herzens, die ihm ſtets offenbar iſt, und die ſeinem heiligen Weſen und ſeinen Abſichten mit uns widerſtreitet, nicht haſſen und beſtrafen ſollte? Es muß alſo das moraliſche Gut des Herzens ſeyn, was unſerm Geiſte die höchſte Würde, das höchſte Vergnügen und den höchſten Beyfall ſchenkt. Und ſo wenig ſich der Menſch ohne Geſundheit wohl befindet; ſo wenig kann er ohne die Güte des Herzens ruhig und glückſelig ſeyn; die Tugend iſt die Geſundheit der Seele. Dieſes Gut, wie es in dieſem Anfangszuſtande der Hauptinhalt unſers Glücks und unſrer Beſtimmung iſt, muß zugleich der Keim der Glückſeligkeit auf eine ewige Fortdauer ſeyn, da unſre Seele daſſelbe nie, ohne ihr Weſen zu verlieren, verlieren kann.

Dieſe Eigenſchaften und Güter des Herzens können ferner von allen Menſchen geſucht und durch fortgeſetzte Beſtrebungen in einem gewiſſen Maaße erlangt werden; ein offenbarer Beweis, daß ſie die vornehmſten ſind. Die übrige Glückſeligkeit ſteht ſelten ganz in unſrer Gewalt. Es gehören zu ihrem Beſitze beſondere Umſtände und Zeiten. Hohe Einſichten und Wiſſenſchaften zu beſitzen, Geſundheit, Ehre und Macht zu haben, und beſtändig zu haben, kömmt nicht auf unſern Willen, nicht auf unſre Bemühung und Vorſichtigkeit allein an; ſie hängen oft von der Geburt, und oft von Umſtänden ab, die wir weder herbey rufen, noch vorher ſehen können. Sie ſind nie

ganz unser. Aber die Güter des Herzens bieten sich allen Sterblichen an. Jeder kann sich die wahre Güte der Seele erwerben, die in der Anwendung der Gesetze der Vernunft und des Gewissens besteht. Er kann im Stillen ein König seyn, und weise über seine Neigungen regieren. Er kann seinen Begierden die angewiesnen Grenzen setzen, seine Leidenschaften unterdrücken, daß sie das Reich der Ordnung und die Wohlfahrt des Geistes nicht umstürzen. Er kann den Mißbrauch der natürlichen Triebe, die auf die Erhaltung des Lebens und die Fortdauer des menschlichen Geschlechts abzielen, verhüten, und sie durch ihre rechtmäßige Absicht, zu der sie die Vorsehung uns eingepflanzet hat, regieren; das heißt, er kann **mäßig, enthaltsam** und **keusch** seyn. Er kann die geringern Uebel um eines höheren Gutes willen beherzt über sich nehmen, seine Unruhe über den Mangel gewisser Güter des Lebens besänftigen, und die Last der größern Unfälle und Leiden, die von der menschlichen Natur nicht können getrennet werden, durch weise Betrachtungen schwächen; er kann also **großmüthig, gelassen** und **geduldig** seyn.

Der Mensch kann sein Vergnügen in dem Glücke der Andern erneuern, es durch Handlungen befördern, ihren Schmerz durch Mitleiden verringern, durch Hülfe und Rath heben, und wissen und fühlen, daß er **gütig** und **gerecht** ist, daß er liebt und wieder geliebt wird, daß er ein Freund und Beförderer der Wohlfahrt der Menschen ist.

Die

Die gröſste Wolluſt des Herzens! Er kann ſeinem guten Herzen den Adel der Demuth und die Verfaſſung geben, ſich nicht für würdiger zu halten, als er iſt, und Andre nicht für geringer, als ſie ſind; Andrer gute Eigenſchaften und Talente zu ſchäzen, und von den ſeinigen ein beſcheidnes Urtheil zu fällen; endlich ſeine Unwürdigkeit gegen den zu erkennen, welcher ihm und Andern der gütige Geber aller Vorzüge und Gaben des Geiſtes, des Körpers und des Glücks iſt. Dieſe Tugend der Demuth, die ihn erniedriget, wird ihn nicht niederſchlagen, ſondern ihm den edlen Muth geben, immer beſſer und würdiger zu werden, und ihn vor den lügenhaften Eingebungen des Stolzes bewahren, der alle Wahrheit des Herzens aufhebt. Sie wird ihn vor der Verachtung gegen Andre, und vor dem Neide, der unedelſten Leidenſchaft, ſchüzen, ihn ſanftmüthig, gelinde und gütig gegen Andre bilden, und ihn eben dadurch zu den Dienſten und Freuden der Geſelligkeit und Freundſchaft fähiger machen. Der Menſch kann Ehrfurcht, Vertrauen, Liebe und Dankbarkeit gegen den Vater und Erhalter aller Geſchöpfe in ſeiner Seele erzeugen und nähren, und ſich dadurch die höchſten Freuden erſchaffen, die ein Herz fühlen muß, das die ganze Welt als eine groſse Familie anſieht, die von dem weiſeſten, und mächtigſten, und gütigſten Weſen regieret wird, das über alle wacht, und deſſen Liebe unendlich iſt. Jeder Sterbliche, ſage ich, kann dieſe Güter, als ein Eigenthum beſizen; und ſie zu erlangen, zu

beſchützen und zu vermehren, giebt uns die Natur in allen Altern des Lebens, Mittel und Gelegenheiten. Der Knabe, der Jüngling, der Mann und der Greis können, obgleich mit verſchiednen Kräften, nach dem Beſitze dieſer Eigenſchaften und Güter des Herzens trachten; und ſie ſelbſt dürfen uns in keinem Auftritte, in keinen Umſtänden des Lebens, ohne Verluſt unſrer Zufriedenheit, ganz fehlen. Sie verſchönern das äußerliche Glück, und geben ihm noch mehr Reiz für uns. Sie ſind in traurigen Stunden Beruhigung, und in Unfällen Troſt und Schutz. Der Weiſe, iſt ohne ſie ein lebloſer Zeiger, der die Stralen der Sonne auffängt, und ſie auf ſeiner Oberfläche, ſich ſelbſt unnütze, von fremden Augen bemerken läßt. Der Schwächſte am Verſtande wird durch dieſe Tugenden nützlich und glücklich. Der Hohe und der Niedrige, keiner kann ſie entbehren, ohne in ſeiner Sphäre eine Mißgeburt zu ſeyn, die ſich, und andern mißfällt, und dem Schöpfer ein Greul iſt. Der letzte Auftritt des Lebens, da wir alle die andern Güter verlaſſen müſſen, erklärt endlich die Güter des Herzens für die würdigſten. Sie verſüßen das Schrecken des Todes, und machen den Augenblick, in dem auch Helden zittern, für uns zum troſtvollen und ruhigen. So glücklich kann die Moral und die Ausübung ihrer Pflichten jeden Sterblichen, auch den Niedrigſten machen; wie viel glücklicher für ſich und die Welt, den Fürſten, den Beherrſcher eines ganzen Landes! Er kann und er ſoll der Gottheit am ähnlichſten werden.

Daß

Daß wir dieſes rühmliche Geſchöpf zu ſeyn, uns bemühen, daß wir dieſe Güter zu erlangen, uns beſtreben ſollen und können; dieſes iſt nach der Vernunft gewiß. Aber daß unſre natürliche Tugend ſehr unvollkommen bleibt, daß wir oft tauſend Bemühungen, uns zu beſſern, fruchtlos anwenden, daß wir eine Neigung zum Böſen, die ſowohl durch die Geburt, als durch die Erziehung und durch Beyſpiele erzeugt iſt, in uns tragen, daß ſie der beſte Menſch nie ganz bekämpfen kann, daß wir eine groſſe Trägheit und oft ein Unvermögen zum Guten fühlen, dieſes lehret uns die Erfahrung.

Und daß wir dieſes Verderben, dieſes Unvermögen, nicht durch die bloßen Kräfte der Natur, ſondern durch einen höhern göttlichen Beyſtand überwinden können, dieſes lehret uns die Religion; und ein Blick in unſer Herz, in unſer Leben beſtätiget dieſe Lehre. Wenn alſo der Menſch keine, als die natürliche Religion, empfangen hat: ſo iſt das Syſtem, von dem ich itzt geredet, wahr und gut, und er muß ihm folgen. Hat er aber eine nähere Offenbarung von Gott und ſeinen Pflichten, wie ſie der Chriſt hat, und höhere Mittel, ſeinen Verſtand zu erleuchten, und ſein Herz zu beſſern und zu bilden, als die Mittel der Natur ſind: ſo muß ihm die natürliche Religion die Führerinn zur geoffenbarten werden, oder er treibt den ſchändlichſten Mißbrauch mit der Vernunft, und wird ein Rebell gegen die Weisheit und Güte Gottes.

Die allgemeinen Hülfsmittel aber, die uns die Natur darbeut, zur Tugend zu gelangen und uns in derſelben zu befeſtigen, laſſen ſich von einem forſchenden Verſtande leicht entdecken. »Erwirb »dir, ſo lehret die Vernunft und die Erfahrung, »erwirb dir eine deutliche, überzeugende und voll»ſtändige Erkenntniß deiner Pflichten, ihrer Noth»wendigkeit und Vortrefflichkeit; erneure und be»feſtige dieſe Erkenntniß oft, bewahre ſie vor Irr»thümern, und wende ſie ſorgfältig auf das Leben »und die Ausübung an, und lerne es empfinden, »daß deine Pflicht, auch die ſchwerſte, dein Glück »iſt. — Wache über deine Leidenſchaften und »deine Sinnlichkeit, ſie verführen dich; ſetze da»her ein weiſes Mißtrauen in dich ſelbſt, und prüfe »täglich dein Herz und deinen Wandel mit Auf»richtigkeit; denn jeder neuer Tag iſt ein neues »Leben für dich. — Denke oft, in feyerlicher »Stille, mit Ehrfurcht an Gott, und ſuche in der »Betrachtung ſeiner Vollkommenheiten und Wer»ke, und in den Spuren ſeiner beſondern Vorſe»hung und Liebe gegen dich, den heiligſten Antrieb, »überall rechtſchaffen zu handeln; weil er dich »überall bemerket. Laß dich dieſe Betrachtung »zum demüthigen Danke und zum willigen Gebete »um ſeine Hülfe und Gnade leiten; denn was »wäreſt du ohne ſie? — Lerne, wie dich ſelbſt, ſo »auch die Menſchen, mit denen du umgeben biſt, »und die Welt, die du bewohneſt, mit ihren Gü»tern und dem wahren Werthe derſelben, immer »ſorgfältiger erkennen. — Denke fleißig an die

»große

»große Abſicht, zu der du auf Erden lebſt, oft an »die Kürze deines Lebens, an die Würde und Un»ſterblichkeit deines Geiſtes, an die Belohnungen »der Tugend und an die Beſtrafungen des Laſters, »nicht allein auf dieſes Leben, ſondern auf eine »ganze Ewigkeit hinaus. — Unterdrücke nie »den Trieb deines Gewiſſens und die innerliche »Schamhaftigkeit vor dem Böſen; ſie ſind die »Schutzengel des Guten. — Beſtrebe dich früh »in deiner Jugend gewiſſenhaft zu leben, ehe ſich »dein Herz gegen das Gute verhärtet. — Suche »dich ſtets nützlich zu beſchäfftigen, und lerne »Mühe über dich nehmen; denn ohne Mühe iſt »kein Glück, und kein Verdienſt, und keine Tu»gend. — Verſage dir oft auch erlaubte Ver»gnügungen, um die Herrſchaft über deine Nei»gungen zu behaupten. — Flieh den Umgang »der laſterhaften, ſuche die Geſellſchaft guter Men»ſchen, lerne Klugheit aus ihren Beyſpielen, und »Weisheit aus dem Unterrichte der Verſtändigern, »und aus dem Leſen nützlicher Schriften für den »Verſtand und das Herz. — Dieſes thue, und »fahre fort, es zu thun, ſo wirſt du an Tugend »und Glückſeligkeit wachſen.« Dieß ſind die vornehmſten Rathſchläge der Vernunft.

Es iſt indeſſen wahr, wir können die ganze Glückſeligkeit des Menſchen nicht bloß in die gute Verfaſſung des Herzens ſetzen. Der Menſch, der nicht Geiſt allein, ſondern auch Körper iſt, und durch ſeine Sinne ſo viel angenehme Empfindungen genießen kann, bedarf auch der äußerlichen

Gegenſtände

Gegenſtände des Glücks. Bequemlichkeit, Geſundheit, Dauerhaftigkeit und Stärke des Körpers, ein guter Name, Freyheit und Sicherheit, Anſehn und Reichthum ſind wünſchenswerthe Güter; aber doch nur die kleinern. Krankheit, Niedrigkeit, Armuth, Verachtung, Mangel der Bequemlichkeiten, ein gebrechlicher Körper ſind Uebel, gegen die wir nie ganz gleichgültig ſeyn können; aber es ſind doch nur die geringern. Die größten Böſewichter haben oft alle Macht, alle Reichthümer beſeſſen, und ſich doch für unglücklich erklären. Den Beſten und Frömmſten unter den Menſchen hat oft das äuſſerliche Glück gemangelt; und ſie haben durch ihre Zufriedenheit doch bewieſen, daß ſie nicht unglücklich waren, und daß ihre Tugend ſie ſchadlos hielt. Man frage ſein Herz aufrichtig, wen es für glücklicher hält, einen ruhig ſterbenden Sokrates, oder einen ungerechten Richter, der ihn zum Tode verdammt? Einen unſchuldig gefangenen Joſeph, oder das glückliche Laſter, das ihn in Feſſeln ſchlägt? Einen freudigen Paulus in Ketten, oder einen Felix, der vor ſeiner Beredſamkeit zittert? Vermindern wohl Würden und Reichthümer die Pein eines erwachten Gewiſſens und die Furcht des Todes? Wir ringen nach ihnen, wir erreichen ſie, und werden gieriger, derſelben noch mehr zu erreichen. Sie ſtillen unſre Wünſche nie ganz; denn unſre Wünſche ſind unerſättlich. Und wenn wir ſie auch mäſſigen, kömmt denn die Befriedigung dieſer gemäßigten Wünſche nur auf uns, und nicht

auf

auf günſtige Erfolge an, die nicht von uns abhängen.

Erlangen wir dieſe äußerlichen Güter nicht, indem wir ſie ſuchen, ſo verwandelt ſich die verfehlte Hoffnung in Unruhe. Hingegen das moraliſche Gut (welche ſelige Eigenſchaft!) erfüllt uns auch noch zu der Zeit, wenn wir darnach trachten, und es nicht gleich, oder nicht im höchſten Maaße erhalten, doch mit innrer Beruhigung und ſtillem Beyfalle. Die Herrſchaft über meinen Zorn, die ich itzt zu behaupten ſuche, glückt mir nicht ganz, oder doch nur ſpät. Dennoch bin ich mir meiner guten Abſicht bewußt; und dieſes tröſtet mich. Ich habe lange nach der Geduld geſtrebt, und ich ſehe immer noch dieſes Gut nicht ganz mein. Dennoch beruhiget mich der Gedanke: du haſt ſie nicht vergebens geſucht, du haſt deine Pflicht gethan. Ich will eine heilſame Anſtalt befördern helfen. Das Mittel iſt gut, das ich wähle; aber mein Fleiß und meine Mühe bringen den erwünſchten Ausgang nicht hervor. Dennoch ſind ſie nicht verloren. Das Andenken der guten Abſicht, des redlichen Fleißes, belohnet mich, ob ich gleich die Frucht nicht erreicht ſehe. Ich bin doch beſſer geworden, weil mein Herz etwas Gutes gewollt hat; und keine Zeit, kein Urtheil der Menſchen, kein Zufall kann mir dieſen Vortheil entreißen. Wie weit trefflicher und höher ſind alſo die moraliſchen Güter, ihrer Beſchaffenheit nach, als die übrigen Güter! Welche erquickende Belohnung iſts, ſich von einer niedern Stufe der Weisheit

und

und des Guten auf die höhere fortgerückt, ſich von dieſem, von jenem Fehler losgeriſſen ſehen, einer unerlaubten Begierde widerſtanden, eine ſtürmiſche Leidenſchaft beſiegt haben, ſich vorſichtiger und wachſamer, mäßiger und keuſcher, beſcheidner und gelaßner, in Gefahren muthiger und entſchloßner, im Unglücke getroſter erblicken, und ſich des hohen Beyſtandes der Vorſehung und ihrer ewigen Gnade getröſten dürfen!

So ſey dein liebſtes Gut ein frommes weiſes Herz!
Dieß mehre deine Luſt, dieß mindre deinen Schmerz,
Dieß ſey dein Rang, dein Stolz, dein höchſtes Glück auf Erden!
Sonſt alles, nur nicht dieß, kann dir entriſſen werden.
Zu wiſſen, es ſey dein, zu fühlen, daß dus haſt,
Dieß Glück erkaufſt du nicht durch aller Güter Laſt;
Und ohne dieſes Herz ſchmeckt noch ſo viel Vergnügen,
Es iſt ein Rauſch; und bald, bald wird der Rauſch verfliegen.

Zweyte Vorleſung.

Von der natürlichen Empfindung des Guten und Böſen, des Löblichen und Schändlichen.

Meine Herren, es giebt auſſer dem Unterrichte, den uns die Vernunft von unſern Pflichten anbeut, noch eine andere Belehrung, die uns das Herz durch eine angebohrne Empfindung von dem, was gut oder böſe iſt, ertheilet. Dieſe Empfindungskraft des Herzens unterſtützet den Verſtand in der Beurtheilung der Pflicht, und kömmt ihm nicht ſelten zuvor; oder anders ausgedrückt: wir haben in unſrer Natur nicht nur das Licht der Vernunft, das uns nöthiget, ein göttliches Geſetz der Tugend zu erkennen, ſondern wir beſitzen in unſerm Herzen auch ein Vermögen, durch welches wir empfinden können, ob etwas edel oder unedel, erlaubt oder strafbar, rühmlich oder ſchändlich ſey. Dieſes Vermögen, dieſe Empfindung des Herzens iſt der Grund des Gewiſſens, das eigentlich nur durch den Ausſpruch über unſre Handlungen, ob ſie gut

oder böſe ſind, ſich offenbaret. Von dieſer natürlichen ſittlichen **Empfindung** wollen wir itzt beſonders reden. Laſſen Sie uns alſo den Menſchen in ſeinen verſchiedenen Neigungen, Geſinnungen und freyen Handlungen **gegen ſich ſelbſt**, gegen **andre Menſchen**, und gegen **Gott** betrachten. Fragen Sie Ihr Innerſtes, was Sie an ihm billigen oder mißbilligen, lieben oder haſſen, hochachten oder verabſcheuen, für recht oder unrecht erklären; und warum Sie dieſes thun; und verſuchen Sie, ob wir auch auf dieſem **Wege** zu den Kennzeichen des moraliſchen Guten und Böſen gelangen können.

Damon ſorgt für nichts, als wie er ſeine Wünſche und Leidenſchaften befriedigen will. Er liebt eigentlich nichts, als was ſeinen Sinnen ſchmeichelt; und ſeine Arbeit beſteht darinne, die angenehmſten Speiſen und Getränke, ſo oft und ſo lange er kann, zu ſich zu nehmen und neue Reizungen des Geſchmacks zu erfinden. Die körperliche Wolluſt iſt ſeine tägliche Gefährtinn. Er ſchläft, um wieder den Genuß dieſer ſinnlichen Vergnügungen zu erneuern; und er erneuert ihn, um wieder ſchlafen zu können. Billiget Ihr Herz dieſe Handlungen und Neigungen? Sehen Sie mit einem geheimen Beyfalle auf dieſen Menſchen? — Setzen Sie ſich an ſeine Stelle. Wird Ihnen das Nachdenken über dieſe Handlungen eine gewiſſe Selbſtzufriedenheit gewähren?

Eben der Damon treibt ſeine Sinnlichkeit ſo hoch, daß er ſeine Geſundheit ſchwächt und ſich unleidliche

unleidliche Schmerzen verursachet. Wird er Ihnen nicht noch verächtlicher? Er geht in dem Genusse seiner sinnlichen Erregungen so weit, daß er die Kräfte seines Geistes schwächt und erstickt. Seine Familie, seine Freunde brauchen seiner Hülfe und seines Rathes. Aber er kann nicht denken; er ist zu träge zum Nachsinnen; er scheut die geringste Mühe, und bezeigt keine Neigung für das Glück der Seinigen. Er will ganz dem Geschmacke, der Trägheit und Weichlichkeit leben; er will bloß für sich da seyn. Nimmt Ihre Abneigung gegen diesen Menschen nicht zu? Wollten Sie wohl an seiner Stelle seyn?

Dieser Damen, der seine Begierden nicht mehr ohne gewaltsame Mittel befriedigen kann, bricht seinen Freunden das Wort, hintergeht sie durch List, leugnet ein anvertrautes Gut, beleidiget seinen Wohlthäter, und verräth sein Vaterland. Können Sie diesen Mann ohne Abscheu denken? Und was verachten und hassen Sie denn an ihm? Dieses, daß er ohne Regel und Ordnung, daß er nur für sich selbst lebt: daß er seine sinnlichen Begierden nicht einschränken will; daß er, um seine Wünsche zu erfüllen, Andre hülflos lassen, oder wohl gar unglücklich machen will.

Aber was verursacht es, daß Sie die Handlungen dieses Damens verachten oder verabscheuen, je nachdem Sie ihn auf den verschiednen Stufen seiner Lebensart als bloße Zuschauer betrachten? Ist seine Lebensart nur Ihrer Selbstliebe und Ihrem eignen Vortheile zuwider? Aber er

ſoll in einem fremden Lande, er ſoll in einem andern Welttheile leben, oder lange vor Ihnen geſtorben ſeyn! — Iſt bloß das Urtheil Ihres Verſtandes die Urſache, daß Sie die Aufführung dieſes Mannes mißbilligen? Aber die Urtheile des Verſtandes geben für ſich allein einer Sache den innerlichen Werth oder Unwerth nicht. Der Verſtand iſt nur das Licht, das dieſen Werth oder ſein Gegentheil an den freyen Handlungen, Abſichten und Geſinnungen entdecket. Wir fühlen, wenn wir uns dieſen Damon vorſtellen, ohne daß wir erſt lange unſern Verſtand ausfragen dürfen, eine gewiſſe innerliche Abneigung gegen ſeine Handlungen und Geſinnungen, die nicht auf unſern Willen ankömmt, und die uns nöthiget, dieſen Charakter zu mißbilligen; ſo wie wir uns genöthiget finden, ein Geſicht, dem die edelſten Theile, dem Augen und Lippen fehlen, mit Widerwillen zu betrachten.

Gehen Sie noch einen Schritt weiter. Es wird Ihnen von eben dem Damon erzählet, daß er keine Ehrfurcht, keine Liebe und Dankbarkeit, keinen Gehorſam gegen das höchſte und vollkommenſte Weſen, gegen Gott, habe, ſondern vielmehr die entgegengeſetzten Empfindungen in ſich ernähre, und ſie durch ſeine Handlungen ungeſcheut zu erkennen gebe. Wird Ihnen dieſer Charakter nicht noch ſchrecklicher? Stellen Sie ſich vor, als ob Sie ſelbſt ihn annehmen ſollten. Können Sie dieß mit Gelaſſenheit denken? Und was iſt es denn, warum Sie dieſe Gemüthsverfaſſung verabſcheuen? Iſt es der gekränkte Vor-

theil

theil Gottes? Aber Gott gewinnt und verliert nichts durch alle unſre Hochachtung und Abneigung. Er iſt und bleibt Gott!

Denken Sie ſich nunmehr einen Menſchen von entgegengeſetztem Charakter. Semnon genießt die ſinnlichen Ergetzungen mit einer gewiſſen Einſchränkung, damit er geſund bleibe. Wir billigen ihn mehr, als den Damon; aber wir haben noch keinen Wohlgefallen an ihm. Vorher verſchloß er ſich einſam bey dem Genuſſe ſeiner Mahlzeiten und ſeines Weines. Jetzt öffnet er ſeinen Tiſch den Freunden; und er wird dem Auge des Geiſtes ſchon erträglicher. Er wendet ſeine Reichthümer zu Schmuck und Bequemlichkeiten an, weil ſich ſeine Freunde daran vergnügen und ihm danken — Semnon gefällt ſchon mehr.

Semnon vergnügt ſich an Künſten und Wiſſenſchaften, und füllt durch dieſes Vergnügen einen Theil ſeiner leeren Stunden aus. Wir ſehen ihn in Gedanken lieber bey den Werken der Natur, der Malerey, Baukunſt und Muſik beſchäfftiget, als bey den koſtbarſten Mahlzeiten, bey denen er nur den Geſchmack ſeiner Zunge befriedigte.

Er verbeſſert ſeinen Geſchmack und ſeine Einſicht ſo ſehr, daß er Andre dadurch vergnügen kann; und es iſt ſeine Abſicht, ſie zu vergnügen. Wir fühlen ſchon mehr Wohlgefallen an ihm.

Er kömmt ſo weit, daß er mit ſeinem Verſtande auf nützliche Bemühungen für das gemeine Beſte fällt. Unſre Hochachtung für ihn wächſt.

Er hat ſich durch Uebung eine gute und geſchwinde Beurtheilungskraft, ein fertiges Gedächtniß, einen feinen Witz erworben; Fähigkeiten, die ihn vollkommner machen, indem ſie ihn gemeinnütziger für die Welt machen. Er ſchränket ſeine ſinnlichen Vergnügungen noch mehr ein, und iſt unermüdet in Beſchäfftigungen, die ſeiner Nation nützen, ob ſie ſich gleich nicht auf unſern eignen Nutzen erſtrecken. Fühlen wir nicht etwas anders gegen ihn, als gegen einen Damon, der weder Verſtand, noch Geſchmack, noch Arbeitſamkeit beſitzet?

Semnon ſieht Menſchen, die elend ſind. Es iſt ihm unangenehm, daß ſie es ſind. Er wünſchet, ſie wären es nicht. Er iſt beſſer, als Damon; wir fühlen es. — Er freut ſich, daß es ſeinem Hauſe und ſeinen Freunden wohlgeht. Er iſt nach unſrer Empfindung beſſer, als der gleichgültige Damon. — Er ſorgt für das Glück der Seinigen, weil ihm das eine natürliche Liebe befiehlt. Wir billigen es. — Er ſorgt aber bloß für das Glück der Seinigen. Er hat Kräfte und Gelegenheiten, auch Andern zu dienen; und er thut es nicht. Wir mißbilligen es. — Er fängt an, auch Andern zu dienen. Wir achten ihn ſchon höher.

Er hat einem Bekannten das Leben gerettet. Wir bewundern die That. Aber ſie hat ihn wenig Mühe, wenig Gefahr gekoſtet. Wir bewundern ſie weniger. Er hat es vielleicht gethan, weil er wiſſen konnte, daß ihn der Andre reichlich belohnen,

belohnen, oder daß er ſich einen Namen dadurch erwerben würde. — Unſere Hochachtung fällt. Der Verdacht des Eigennutzes verringert den Werth ſeiner Handlung.

Er hat das Glück einer Perſon durch viele Mühe befördert, ohne Abſicht auf ſeinen eignen Vortheil. Wir beehren ihn für ſolche That mit Beyfalle. Sie ſetzet eine uneigennützige Neigung, eine gütige Geſinnung voraus. — Er hat mit noch größrer Mühe das Glück vieler Familien, einer ganzen Nation, er hat es mit Aufopferung ſeiner Kräfte, ja ſeines Lebens, zu befördern geſucht; er hat es gethan, weil er es für eine göttliche Pflicht gehalten, ſich um die Wohlfahrt der Menſchen verdient zu machen; und weil es ſein Wunſch und ſeine Abſicht war, dieſen göttlichen Willen zu erfüllen. — Hier fühlen wir den höchſten Grad des Wohlgefallens an einem Semnon, in ſo weit wir ihn im Verhältniſſe gegen ſeine Mitmenſchen betrachten.

Warum können wir alſo dieſer ſeiner Handlung unſern Beyfall nicht verſagen? Weil ſie uneigennützige Geſinnungen, Regungen des Wohlwollens und einer Güte vorausſetzet, die edel in ihrer Abſicht, und nach ihrem Umfange, in ſo weit ſie ſich auf Viele erſtrecket, groß iſt. Wir wollen unter dieſe Vielen itzt nicht gehören. Alſo iſt die That, in ſo weit wir Zuſchauer derſelben ſind, nicht unſers Eigennutzes wegen ſchön, ſondern wegen ihrer innerlichen Güte; nicht des Vor-

theils wegen, den ſie dem Semnon gebracht, weil ſie ſeinen eignen Vortheil nicht zum Grunde hatte, ſondern demſelben vielmehr entgegen war. Wie könnte ſie uns alſo gefallen, wenn ſie an und für ſich keine Würde hätte? Wie könnten wir ſie billigen, Alle ſie billigen, wenn nicht eine Kraft, eine Empfindungskraft in unſern Herzen verſchloſſen wäre, gewiſſe Neigungen und Handlungen, als löblich oder ſchändlich, als gut oder böſe zu empfinden, ohne daß es bey dieſer Empfindung bloß auf unſern Willen, oder unſre Urtheile ankäme?

Setzen Sie zu dem Charakter des Semnon noch einen Hauptzug. Er iſt von der Macht, Weisheit, Güte und Heiligkeit eines höchſten Weſens, als dem Urſprunge der ganzen Natur, und der Quelle alles Schönen und Guten, vollkommen überzeugt. Er fühlt gegen dieſen allmächtigen Vater die Empfindungen der höchſten Liebe und Dankbarkeit, des kindlichſten Vertrauens und einer uneingeſchränkten Unterwerfung. Er ſtrebt nach dem Beyfalle dieſer höchſten Güte und Weisheit, verläßt ſich im Glücke und Unglücke auf ihre erhaltende und ſchützende Macht, und tröſtet ſich im Tode mit der glücklichen Fortdauer ſeiner Seele und mit der unaufhörlichen Gnade Gottes. Billigen Sie dieſe Gemüthsverfaſſung nicht? Scheint Ihnen Semnons Herz nicht ehrwürdig? Halten Sie ihn nicht für ſo gut in Ihrer Empfindung, als ein Menſch ſeyn kann? und wünſchten Sie ſich nicht in ſeine Stelle? Aber wer nöthiget Sie dazu,

dieſen Mann, ſeine Geſinnungen, ſeine Handlungen hochzuſchätzen? Ein innerliches Gefühl, das Ihnen die Güte ſeines Charakters zu empfinden giebt.

Dieſe ſittliche Empfindungskraft des Guten und Edlen iſt der Vernunft, bey ihren Unterſuchungen von Pflicht und Tugend, zur Gehülfinn gegeben. Aber man erinnere ſich auch, daß dieſer moraliſche Geſchmack, wie alle Fähigkeiten und Kräfte der Seele, ſeine Ausbildung und Anwendung verlanget; daß er zwar in keinem Herzen ganz fehlet; aber daß er durch Sinnlichkeit, Sorgloſigkeit und vorſetzliche Unterdrückung kann verderbt und zurück gehalten werden. Doch wie wir, wenn wir wiſſen wollen, was klug und anſtändig iſt, nicht den Unwiſſendſten, ſondern den Klügſten fragen werden: ſo müſſen wir auch das Gefühl des rechtſchaffenſten Mannes, der uns durch ſeine Handlungen bekannt wird, in der Frage von dem, was moraliſch ſchön und gut iſt, unendlich mehr hören, als die Empfindungen eines Menſchen, der von Jugend auf ohne Erziehung ſich den Eindrücken der Sinne und den Ausſchweifungen der Begierden überlaſſen hat. Wir können den Geſchmack an der Moralität eben ſo bilden und beſſern, wie wir den natürlichen Geſchmack an dem Schönen in den Werken der Natur und Kunſt erhöhen. Je mehr wir uns mit den Werken des Schönen bekannt machen, ihren Eindruck auf uns wirken laſſen, ihre Theile und die Uebereinſtimmung derſelben betrachten,

gegen einander vergleichen, und darüber nachdenken; deſto mehr wächſt er. So wächſt auch der Geſchmack an dem moraliſchen Guten, wenn wir uns edle, rühmliche Neigungen, Abſichten und Handlungen denken; ſie oft, in ihrem Einfluſſe auf das Glück der Menſchen, in ihrer Vortrefflichkeit und in ihrer Uebereinſtimmung mit unſrer Natur, als einem Werke Gottes, denken, ihr Schönes zu empfinden, und durch alles dieſes den Abſcheu gegen das entgegengeſetzte Böſe zu ſtärken ſuchen.

Der Begriff alſo der Tugend und des Laſters, oder deſſen, was den wahren Werth und die wahre Schande des Menſchen ausmacht, ſtützt ſich zwar zuförderſt auf Ausſprüche und Gründe der Vernunft, aber doch auch dabey auf eine moraliſche Empfindung, oder auf einen Trieb des Herzens und Gewiſſens, der uns belehret und fühlen läßt, ob gewiſſe Neigungen, Entſchließungen und freywillige Handlungen eine innerliche Verbindlichkeit und Vortrefflichkeit haben, oder nicht. Jeder frage ſich aufrichtig, ob nicht ſeinem Herzen ein Unterſchied des Guten und Böſen eingedrückt ſey, der ihn nöthige, ohne lange Beweiſe des Verſtandes, dieſe oder jene That, dieſe Abſicht, dieſe Begierde als gut und edel, oder als ſchändlich und ſtrafbar zu empfinden. Es iſt ſelbſt nach der Analogie unſrer übrigen Empfindungskräfte höchſt wahrſcheinlich, daß wir ein ſolches moraliſches und richteriſches Vermögen zu empfinden, und durch die Empfindung zu entſcheiden, beſitzen müſſen.

Wir

Wir haben ein Gefühl des Schicklichen und Unschicklichen, welches uns, in Ansehung des äußerlichen Wohlstandes, unterweist; des Unstreitigwahren und Ungereimten, das unserm Geiste, bey der Anwendung der Kraft zu denken, zum Führer dienet; des Schönen und Schlechten, welches das Genie leitet, bey seinen Nachahmungen der Natur, fast ohne daß es sich dessen bewußt ist, nach den Regeln der Natur zu arbeiten. Sollten wir nicht auch für Kräfte und Handlungen von noch gröſsrer Wichtigkeit ein **unterscheidendes Gefühl**, nicht auch ein **unmittelbares Wohlgefallen** an solchen Neigungen und Handlungen in unser Herz eingedrückt erhalten haben, welche die Vernunft zwar **rechtfertiget** und als **billig** und **gut erweist**, aber doch, wenn sie durch nichts unterstützt würde, in tausend Fällen viel zu **langsam** und für die meisten Menschen viel zu **unvernehmlich** beweisen würde? Wenn wir aber unpartheyisch auf das merken, was uns eine innerliche Empfindung unsrer Natur für recht und gut zu halten nöthiget, und den Begriffen des Guten nachdenken: so werden wir dadurch zu dem Bewußtseyn der höchsten natürlichen Gesetze und allgemeinen Verpflichtungen gelangen; »nämlich: »Thue das, was mit der Vollkommenheit Gottes, »mit der Wohlfahrt deiner eignen Natur und an»drer Menschen übereinstimmt, weil du dich dazu »verbunden fühlst; und unterwirf alle deine Nei»gungen, Absichten und Handlungen dem Ge»wissen und eben dadurch dem Gehorsame gegen

»Gott.

»Gott. Unterlaß das Gegentheil, weil es wider »die Verbindlichkeit ſtreitet, die dir dein Gewiſſen »auferlegt. — Unterlaß alles, was dieſen Ge»horſam mittelbar oder unmittelbar hindern kann. »Thue alles, was ihn erleichtern, verſtärken und »befeſtigen kann.«

So ſehr wir von dem Daſeyn und den Vollkommenheiten des höchſten Weſens überzeugt ſind, eben ſo zuverläſſig wiſſen wir auch, daß die moraliſche Beſchaffenheit unſrer Natur ſein Werk iſt. Was können wir alſo anders daraus ſchließen, als daß es ſein Wille ſey, daß wir uns in diejenige Verfaſſung des Gemüths ſetzen, und diejenige Art, zu wollen und zu handeln, erwählen ſollen, welche den ſo offenbaren Abſichten und Beſtimmungen unſrer Natur, als eines Werkes von ihm, am gemäßeſten iſt; und daß alſo eben hierinnen unſere Pflicht, und in dieſer Pflicht die beſondre und allgemeine Glückſeligkeit und Vollkommenheit beſtehen muß? Durch dieſe innerliche Verbindlichkeit werden andre Verbindlichkeiten, in Abſicht auf den Willen Gottes und auf die Wirkungen ſeiner Gnade oder ſeiner Strafe in dieſer oder in einer andern Welt, nicht überflüßig. *) Nein, alles, was uns die Erkenntniß und Ausübung der Tugend erleichtern oder einſchärfen kann, der Tugend, von der wir ſo leicht abweichen, und die in den meiſten Herzen durch ihre innere

*) S. die Vorrede zu Hutcheſons Sittenlehre p. 15. in der Anmerkung.

nere Vortrefflichkeit so wenig Eindruck macht, alles dieses gehöret mit zur Verbindlichkeit; alle Gründe der Vernunft. Und wenn ich erkenne, daß über das natürliche Gesetz noch ein von Gott geoffenbartes da ist: so gehören auch die Gründe dieser Offenbarung dazu, und zwar vorzüglich. Wenn endlich Gott für Laster und Tugend, außer den natürlichen Strafen und Belohnungen in diesem Leben, noch andre Strafen und Belohnungen in einer künftigen Welt bestimmt hat: so werde ich auch verbunden seyn, beides zu glauben, und diesen Glauben zum höchsten Antriebe der Tugend anzuwenden. Denn ein Gesetz ohne Strafen und Belohnungen kann nicht Statt finden, weil es ohne sie vergeblich wäre; obgleich diese Strafen und Belohnungen weder die Natur des Gesetzes, noch der moralischen Verbindlichkeit ausmachen, sondern bloß nothwendige Folgen des Gesetzes sind.

Wenn also die Bestimmung des Menschen und seine wahre Würde in liebreichen Neigungen und Handlungen gegen die Menschen, und in der höchsten Ehrfurcht und Liebe gegen Gott besteht: wenn sie darinne besteht, daß wir die natürliche Liebe zu uns selbst nebst ihren Wünschen und Begierden so regieren und mäßigen, damit sie uns an der Verehrung Gottes, an den Neigungen und Handlungen für das allgemeine Beste und für unsere eigne höchste Wohlfahrt nicht hindern

dern können: so ist es gewiß, daß dieses die Tugend ist, und daß wir eine natürliche Verbindlichkeit in unsern Herzen dazu fühlen, sie durch die Vernunft erkennen, und also eine Pflicht haben, tugendhaft, das ist, so gut, so vollkommen und glücklich zu werden, als es der Mensch nach der göttlichen Anlage seyn kann. *)

Ja,

*) Nämlich in dem Stande der Ordnung der Natur sollte der Mensch seinen Schöpfer über alles verehren und lieben, gegen seinen Nebenmenschen liebreich, gerecht und aufrichtig seyn, die Kräfte und Güter, die ihm die Vorsehung verliehen, weislich und mäßig gebrauchen. Auf diese Weise würde der Mensch sich den Absichten seines höchsten Wohlthäters gemäß verhalten, sich selbst vollkommner machen, und die allgemeine Wohlfahrt befördern helfen. Dieses ist der Innhalt des Naturgesetzes, welches uns das Gewissen und die Vernunft, wenn wir sie fragen, deutlich lehren. Gleichwohl zeigt uns die alte und neue Geschichte und die tägliche Erfahrung das menschliche Geschlecht in einer ganz andern Gestalt. Anstatt daß bey ihm das Gute, wo nicht beständig herrschen, wenigstens die Oberhand haben sollte, so herrschet das Böse; und anstatt daß ein gewisser Grad von Bosheit so selten als eine Mißgeburt in der Natur seyn sollte, so finden wir ihn nicht nur oft, sondern oft bey ganzen Völkern und in ganzen Jahrhunderten in aller seiner schrecklichen Stärke. Ein deutlicher Beweis, wie wahr dasjenige sey, was uns die Offenbarung von dem Verfalle der menschlichen Natur lehret, und

wie

Ja, die Tugend iſt keine eigenwillige Erfindung der Vernunft:

Sie iſt kein Wahlgeſetz, das uns die Weiſen lehren;
Sie iſt des Himmels Ruf, den nur die Herzen hören;
Ihr innerlich Gefühl beurtheilt jede That,
Warnt, billigt, mahnet, wehrt, und iſt der Seele Rath.
Wer ihrem Winke folgt, wird niemals unrecht wählen;
Er wird der Tugend nie, noch ihm das Glücke fehlen!

Wollen Sie ſich kürzer überzeugen, was wahre Würde der Seele, was Tugend ſey: ſo ſtellen Sie ſich einen Menſchen vor, der leer von aller Ehrfurcht und Liebe gegen Gott, von allen

wie ſehr wir bey allem dem, was uns Vernunft und Gewiſſen von der Nothwendigkeit und Schönheit der Tugend ſagen, des höhern Beyſtandes der Religion bedürfen, um wirklich zu dieſer Tugend zu gelangen. Indeſſen bleibet die Verbindlichkeit zur Tugend auch in dem Stande des natürlichen Verderbens nothwendig, weil ſie in dem unveränderlichen Willen Gottes und in der erſten göttlichen Anlage der menſchlichen Natur gegründet iſt. Und dieſe Nothwendigkeit, ſollte ſie uns nicht nach der Hülfe der Religion deſto begieriger machen? Anmerkung des Verfaſſers.

allen guten Neigungen gegen andre Menſchen iſt; der alles, was er thut, bloß aus Eigennutz, oder aus Ehrſucht, oder aus ſinnlichen, ja wohl thieriſchen Trieben thut; der ſich keiner vernünftigen Einſchränkung ſeiner Begierden, keiner göttlichen höhern Beſtimmung bey ſeinen Fähigkeiten und dem Gebrauche ſeiner Kräfte unterwerfen will; können Sie ihn für gut halten? Widerſteht Ihnen nicht Ihr eignes Gefühl? Geben Sie dieſem Manne die größten Gaben des Verſtandes, die feinſten Einſichten in alle menſchlichen Künſte und Wiſſenſchaften, das glücklichſte Gedächtniß, die lebhafteſte Einbildungskraft, die größten Reichthümer, den ſchönſten Körper, die feſteſte Geſundheit und Stärke, Muth, Tapferkeit und Entſchließung in Gefahren. Aber denken Sie ihn ſich dabey, wie er alle dieſe Eigenſchaften und Gaben nur für ſich anwendet, keinem Menſchen dienet, ſo bald es ihn nur die geringſte Mühe koſtet, Niemanden, auch ſeinen Freund nicht, glücklich macht, unempfindlich gegen die Majeſtät Gottes iſt, ihr ſein Daſeyn nicht zu verdanken haben, gegen ſie nicht demüthig ſeyn will. Denken Sie ihn ſich, wie er, anſtatt die Aufwallungen des Neides, der Habſucht, der Rache, der Wolluſt zu unterdrücken, ihnen vielmehr ſklaviſch gehorcht. Iſt es Ihnen möglich, dieſen Menſchen für [illegible] zu halten? Denken Sie ihn ſich endlich, daß er alle dieſe Vorzüge der Natur anwendet, [illegible] um ihr Glück, ihre Geſundheit,

heit, ihre Ehre und ihr Leben zu bringen, so oft es sein eigner Vortheil befiehlt, — denken Sie nicht ein Ungeheuer? Die Tugend muß also nicht in den Eigenschaften des Verstandes oder in körperlichen Vollkommenheiten bestehen, sondern in den Neigungen des Willens, in liebreichen und gütigen Neigungen gegen Andre; in einer freyen und demüthigen Unterwerfung unter den Willen des höchsten Wesens; in einer willigen Anwendung unsers Verstandes auf das, was uns von unserm Gewissen als gut empfohlen wird; in der Beherrschung aller unsrer Begierden nach der von uns erkannten göttlichen Regel. Hierinnen muß die Tugend bestehen, weil alles dieses die höchste Vollkommenheit in sich schließt, zu der ein Vernünftiger nach seiner eignen Empfindung zu gelangen wünschen kann. Sie wird stets Achtsamkeit und Ueberwindung erfordern; denn wenn sie uns so leicht und natürlich wäre, als der Schlaf oder der Hunger: so würde sie kein Werk der Freyheit und des Geistes seyn. Sie wird stets darinne bestehen, daß wir nichts vornehmen dürfen, wovon wir fühlen oder schließen, daß es wider den Plan der Natur, das ist, wider die Absichten Gottes streitet; und also wird sie auch darinne bestehen, daß wir diese göttlichen Absichten sorgfältig erforschen, sie als heilige Kenntnisse, die zu unsrer Wohlfahrt unentbehrlich sind, in unserm Verstande bewahren, und die Ueberzeugung davon beständig erneuern müssen, weil sie sonst

erlischt; ferner daß wir diese Kenntniß auf unsern Willen wirken lassen und die Hindernisse vermeiden müssen, die sie unfruchtbar machen. Sie wird stets darinnt bestehen, alle unsre Neigungen, Fähigkeiten und Kräfte so zu verbessern und anzuwenden, wie es das vernünftige Verlangen, glücklich zu seyn, befiehlt. Und welcher Mensch, der einen Gott glaubt, und ihn zu erkennen aufrichtig bemüht ist; der folglich nicht nur seine Güte, sondern auch seine Heiligkeit erkennet; welcher Mensch getraut sich wohl ohne Ehrfurcht und Gehorsam gegen ihn, und also auch ohne Menschenliebe gut und glücklich zu werden? Welcher Mensch getraut sich, wenn er die Quaal der Leidenschaften in sich fühlet, auf eine andre Art ruhig und glücklich zu werden, als wenn er sie einschränkt, das ist, die Aussprüche der Vernunft und des Gewissens mehr bey sich gelten läßt, als den flüchtigen Kützel der Sinne, der Einbildungskraft und zügelloser Begierden? So bald wir einen Gott, welcher Liebe und Heiligkeit ist, annehmen: so ist kein Fall, kein einziger Fall, keine Regung des Herzens, keine angenehme Empfindung der Seele oder der Sinne, kein irdischer Vortheil zu erdenken, wo es besser wäre, nicht tugendhaft zu seyn, das heißt, wider den erkannten Willen Gottes, der allein das höchste Gut, dessen Beyfall allein das wahre Glück, dessen Mißfallen an uns nothwendiger Weise das größte Elend ist, zu handeln, und also ein Rebell in

der

der Schöpfung Gottes zu ſeyn, um dadurch glücklich zu werden.

Theuerſte Commilitonen, prägen Sie ſich dieſen Grundſatz der Sittenlehre tief in Ihr Herz. Alles beweiſt ihn; der Gedanke an Gott und das Gefühl des ruhigen Herzens. Laſſen Sie dieſe Wahrheit Ihren Liebling, Ihre höchſte Vernunft ſeyn: Es iſt kein Fall zu erdenken, wo es beſſer wäre, nicht tugendhaft zu ſeyn, kein Fall ohne Ausnahme; ſo gewiß eine belohnende und rächende Vorſehung, und ſo gewiß unſre Seele unſterblich iſt. Ja, es iſt noch eine ewige Welt; und darum iſt kein Fall in der gegenwärtigen, wo es beſſer wäre, nicht tugendhaft zu ſeyn. Das liebenswürdigſte alſo, das Göttlichſte am Menſchen, was iſt es? Gehorſam und Tugend! Wozu iſt uns das Leben gegeben? Zur beſtändigen Ausübung unſrer Pflichten.

– O Jüngling, faß doch dieſe Lehren,
Itzt iſt dein Herz geſchickt dazu.
Dem kleinſten Laſter vorzuwehren,
Die Tugend ewig zu verehren,
Sey Niemand eifriger, als du.
Durch ſie ſteigſt du zum göttlichen Geſchlechte,
Und ohne ſie ſind Könige nur Knechte.

Sie macht dir erſt des Lebens Anmuth ſchön.
Sie wird im widrigen Geſchicke
Dich über dein Geſchick erhöhn;
Sie wird im letzten Augenblicke,
Wenn alle traurig von dir gehn,
In himmliſcher Geſtalt zu deiner Seite ſtehn,
Und in die Welt der Herrlichkeiten
Den Geiſt, den ſie geliebt, begleiten.
Sie wird dein Schmuck vor jenen Geiſtern ſeyn,
Die ſich ſchon auf dein Glück und deinen Umgang
freun.
O Menſch, iſt dir dieß Glück zu klein,
Um ſtrenge gegen dich, um tugendhaft zu ſeyn?

Dritte Vorleſung.

Von dem Vorzuge der heutigen Moral vor der Moral der alten Philoſophen, und von der Schrecklichkeit der freygeiſteriſchen Moral.

Unſere heutige Moral, (wir verſtehen darunter zugleich die Wahrheiten der natürlichen Theologie und des Rechts der Natur,) hat vor der Moral der alten Griechen und Römer keinen geringen Vorzug; einen Vorzug, der leicht in die Augen fällt, wenn man ſich nicht durch eine übermäßige Verehrung des Alterthums ſelbſt blendet.

Die Begriffe von der Gottheit ſind bey den Meiſten der alten Weltweiſen, hier unvollkommen und finſter, dort abentheuerlich und ſchrecklich. *)

*) Man wird wohl hier keinen ausführlichen und vollſtändigen Unterricht von der Moral der heidniſchen Weltweiſen erwarten. Dergleichen Unterricht würde offenbar gegen die Abſicht und ganze Anlage dieſes Werkes ſtreiten. Die Moral iſt darinnen nicht als eine gelehrte Wiſſenſchaft, ſondern als eine Wiſſen-

Bald bevölkern sie den Olymp mit vielen Göttern, bald lassen sie ihn von einem müßigen Gott bewohnet

Wissenschaft für das Herz ganz praktisch vorgetragen. Auch bey der gegenwärtigen Vorlesung setzet der selige Verfasser die Kenntniß von der Moral der alten Philosophen voraus, und führet deßwegen nur so viel an, als nöthig war, um Folgerungen daraus herzuleiten. Bey dem gewählten Vortrage fand auch in der Vorlesung selber, wenn sie gehalten wurde, eine weitere Belehrung von der Richtigkeit dieser Voraussetzungen nicht Statt; aber bey dem Drucke derselben hat es eine andere Bewandniß. Dieser erlaubet einige Allegaten, wo man sich von der Wahrheit dessen, was der Verfasser vorausgesetzt, mit mehrerm unterrichten kann; und die Verschiedenheit der Leser scheinet dieselben zu verlangen. Wir halten uns daher um so viel mehr dazu für verbunden, da unser seliger Freund selbst dazu geneigt schien, als er in seinem letzten Jahre den Entschluß faßte, den ihn sein Tod auszuführen gehindert hat; nämlich seine Moral völlig in den Stand zu setzen, daß sie allezeit zum Drucke fertig läge. Indessen glauben wir, allem, was bey einem Buche dieser Art von uns verlangt werden kann, Genüge zu thun, wenn wir vornehmlich auf das große Bruckerische Werk, als das Hauptbuch in dieser Materie verweisen, und aus diesem die nöthigen Citate beyfügen. Da übrigens die Moral eines Gellerts sich auch solche Leser versprechen darf, denen diese Kenntnisse fremder sind, so glauben wir, ihnen schuldig zu seyn, so wohl bey den Allegaten durch Anführung des Rollins

und

bewohnet werden, *) bald ſetzen ſie ein unvermeidliches Schickſal **) auf den Thron; bald

 laſſen

und ähnlicher Bücher auf ſie gleichfalls Rückſicht zu nehmen, als auch hier und da kleine Erläuterungen beyzufügen, die andern der Sache kundigern Leſern nicht anders, als überflüßig, ſcheinen können. Anmerkung der Herausgeber.

*) Dieß geſchah bekanntermaßen von der Sekte der Epikurer. Wie ſie ihren Göttern eine den Menſchen ähnliche Geſtalt beylegten, ſo bildeten ſie ſich dieſelben auch darinne den Menſchen ähnlich, daß ſie beſorgten, Geſchäffte möchten ihnen zu läſtig ſeyn, und ihre Seligkeit ſtören. Dieſe Götter waren daher auch, nach ihrem Syſteme, weder die Werkmeiſter, noch die Regenten und Vorſteher der Welt, ſondern genoſſen in den Zwiſchenwelten, als ihrer Wohnung, einer ſüßen Ruhe. Sie wollten ſie wohl verehrt wiſſen, aber bloß um ihrer Vortrefflichkeit willen; denn ſie hielten ſie weder des Zornes noch der Gnade fähig, weil, ihren Grundſätzen zufolge, mit dem allem keine Glückſeligkeit beſtehen konnte. BRUCK. Hiſt. Crit. Philoſ. T. I. P. II. L. II. cap. 13. §. 11. n. 87. und §. 12. n. 5-11. Rollins Geſch. alt. Zeit. u. Völk. XIII. Th. 35. u. f. S. Anm. der Herausg.

**) Dieß that Zeno, der Stifter der ſtoiſchen Sekte. Er unterwarf nicht etwa nur die Untergötter, die nach ſeinem Syſteme aus dem höchſten Gotte ausgefloſſen waren, und dereinſt in ihn zurückfließen ſollten, dem Schickſale oder Fato; ſondern ſelbſt ſeinen höchſten Gott. Seneca ſagt davon: „Selbſt

„der

laſſen ſie die ganze Natur Gott ſeyn, *) bald haben ſie gar keinen Gott, und das Ungefehr tritt an

„der Werkmeiſter und Regierer aller Dinge hat die „Geſetze des Verhängniſſes zwar geſchrieben, aber „er folget ihnen. Er gehorchet allezeit, und hat „nur einmal befohlen.“ Desgleichen anderwärts: „Er iſt ſich ſelbſt ſeine Nothwendigkeit.“ BRUCK. T. et l. cit. c. 9. ſect. 1. §. 7. 11. 17-22. Rollins angef. Hiſt. XIII. Th. 24. u. f. 44. u. f. S. Anm. der Herausg.

*) Ein ſolcher Vorwurf ſcheint beſonders verſchiedene Philoſophen der ioniſchen Sekte zu treffen, deren Stifter Thales war. Der Stifter zwar lehrte, daß Gott derjenige Verſtand ſey, der aus dem Waſſer, welches dieſer Weiſe zum Grundweſen aller Dinge annahm, alles gemacht habe. Er drücket ſich aber ſo dunkel davon aus, daß man ihn ſelber der Atheiſterey verdächtig gehalten. Sein Nachfolger, Anaximander, meynte; das Grundweſen und Element aller Dinge ſey ein einziges Unendliches, das zwar in den Theilen ſich verändere, aber im Ganzen unveränderlich ſey; aus ihm habe alles ſeinen Urſprung, und in ihm ſeine Endſchaft; aus ihm entſprängen auch Götter, die hinwieder untergiengen, nämlich unzählige Welten. Eben ſo behauptete ſein Schüler, Anaximenes; das Grundweſen aller Dinge ſey die Luft; aus ihr entſpringe alles, und in ſie kehre alles durch ſeinen Untergang zurück; die Luft ſey Gott; ſie ſey ſtets in Bewegung, und unendlich, da hingegen alles, was aus ihr den Urſprung habe, endlich ſey. Wenigſtens haben dieſe Philoſophen ihre Gottheit der Materie ſo eingewebet, daß ſie uns in

an ſeine Stelle. *) Auch ein Sokrates, der die reinſten Begriffe von der Gottheit zu haben

in Ungewißheit laſſen, ob dieſelbe die Natur ſelber ſeyn ſolle, oder nur eine Weltſeele, die durch die ganze Natur ſich ergieße. Noch ſchlimmer philoſophiret Xenophanes, der Stifter der eleatiſchen Sekte, von der Gottheit. Er ſaget; Gott ſey ewig, einzig, ſich ſelber allenthalben gleich, eingeſchränkt, (nämlich dem Raume und der Ausdehnung nach) kugelrund, und in allen ſeinen Theilen fühlbar. Seine göttliche Kraft, die er annimmt, iſt keine beſondere Subſtanz, ſondern vielmehr eine Eigenſchaft der Materie, die in der einzigen Subſtanz ſich befindet. Sein Nachfolger, Parmenides, nennet Gott einen Kranz, und lehret von ihm, daß er als ein feuriger Luftkreis den Himmel umſchließe, und die Welt in ſich enthalte. Für den eleatiſchen Zeno iſt ſchon dieß ein ſchlimmes Zeichen, daß von ſeinem Satze, es gebe ein einiges Weſen, und das ſey Gott, ſich ſchwerlich entſcheiden läßt, ob ſeine Worte im ſpinoſiſtiſchen Verſtande, oder in einem geſunden Sinne zu nehmen ſind. BRUCK. libr. cit. cap. I. §. 2. §. 14. n. 2. §. 17. n. 1-3. cap. II. §. 5. n. 10. §. 9. n. 6. §. 15. n. 2-9. Rollin ebend. 18, 19, 21. S. Anm. der Herausg.

*) Hieher gehöret Strato von Lampſakus aus der peripatetiſchen oder ariſtoteliſchen Sekte. Dem Cicero zufolge verſichert er ausdrücklich; er bedürfe zum Weltbaue der Hülfe der Götter nicht; alle göttliche Kraft liege in der fühlloſen Natur, die von aller Hervorbringung, Zunahme und Abnahme den Grund in ſich habe. Cic. de Nat. Deor. libr. I. c. 13. Quaeſt. Acad.

ſcheint, will, daß man den eingeführten Göttern ſeines

Acad. libr. IV. c. 38. Nach ſeinen Lehrſätzen hatte alle Materie ihre Kraft ſchon in ſich; dieſe Kraft aber mußte erſt durch einen Glücksfall erweckt werden, und dann bildete ſich alles nach Geſetzen der Schwere und Bewegung. Er forderte daher zum Urſprunge der Welt dreyerley; das Ohngefehr, die Natur, oder die Kraft, die in der Materie ſteckt, und mechaniſche Bewegung. Mit Rechte mag deſſen auch Demokritus beſchuldiget werden. Er nahm zwey unendliche Dinge an, den leeren Raum, der der Größe nach unendlich ſey, und die Atomen, die es der Zahl nach wären; und aus dem Zuſammenſtoße der Atomen im leeren Raume ließ er die Welt entſpringen. Zwar redete er auch von Göttern, aber allem Anſehen nach bloß in der Abſicht, durch ein Blendwerk ſolcher Art bey dem Volke dem Verdachte der Atheiſterey zu entgehen. Denn was waren es für Götter, die er zugab? Schattengeſtalten von menſchlicher Bildung, nur ungleich größer als Menſchen. Sie beſtunden aus den ſubtilſten Atomen, konnten zuweilen vernehmliche Worte von ſich hören laſſen, und die Zukunft weißagen; auch waren ſie, gleich den Menſchen, obwohl nicht ſo leicht als dieſe, dem Tode unterworfen, und unterſchieden ſich in gütige und ſchädliche Weſen. Den Epikurern, die dem Demokritus ſeine Atomen abgeborgt haben, wird man gleichfalls nicht unrecht thun, wenn man ſie in dieſe Claſſe ſtellet, da es zum wahren Begriffe von der Gottheit nicht hinlänglich iſt, daß man in ihr ein vortreffliches Weſen ehret, ſondern da nicht weniger dieß

dazu

seines Vaterlandes opfern soll; *) und wer sind diese Gottheiten der Alten?

Des

dazu erfordert wird, daß sie mit der Welt und den Bewohnern derselben in einem Verhältnisse stehe. BRUCK. ibid! cap. 7. Sect. 1. §. 5. et cap. II. §. 21. et 22. Rollin ebend. a. d. 21, 24. S. Anm. der Herausg.

*) Sokrates ist unstreitig die Ehre des Heidenthums. Wer weiß es nicht, daß ihm die Bestreitung des abgöttischen Aberglaubens das Leben gekostet? Er kannte den wahren Gott, und hatte anständigere und erhabnere Begriffe von demselben, als vor seiner Zeit irgend ein griechischer Philosoph. Dennoch war selber seine Theologie vom Aberglauben nicht ganz rein. Er verwarf zwar die in vielen Stücken so gottlose Fabellehre der Griechen, aber er nahm doch Untergötter an, oder geistige Wesen von einer edlern Natur, als die menschliche. Diese waren, ihm zufolge, von dem Werkmeister und Beherrscher der Welt der Regierung menschlicher Angelegenheiten vorgesetzt; und jede Gegend hatte ihren eignen Schutzgott. Daraus floß denn natürlicher Weise der Grundsatz, daß man den Göttern jedes Landes nach desselben Landes Weise opfern müsse; wie er denn auch den Göttern seines Vaterlandes so wohl bey öffentlichen Feyerlichkeiten, als auch für sich insbesondre geopfert. Es ist gleichfalls von ihm bekannt, daß er noch mit sterbenden Lippen zu einem seiner Freunde gesagt, daß er dem Aesculap einen Hahn zu opfern schuldig wäre. Die beste Deutung dieses ihm so oft vorgerückten Wortes scheint zwar die zu seyn, daß er sich dadurch

eines

Des Witzes Fürſt, Homer, ſingt ſeines Gottes Rechte.
Wer iſt ſein Zevs? Ein Gott, der ich nicht werden möchte.
Ihn kleide noch ſo ſchön die Pracht der Dichtkunſt ein;
Ich bin zu ſtolz, ſein Freund und auch er ſelbſt zu ſeyn.

Aus falſchen Begriffen von Gott müſſen falſche Grundſätze in die Moral übergehen. Sie bleibt, wenn ſie auch noch ſo gut geformt wird, ein Körper mit einer kranken Seele. Jeder der alten Weiſen ſchuf ſich beynahe einen eigenen Gott, einen Gott nach ſeiner Phantaſey und ſeinem natürlichen Charakter, und legte ihm die Eigenſchaften und Neigungen bey, die ſein Temperament und

eines gewöhnlichen Sprüchwortes bedienet, um anzuzeigen, daß er ſeiner Geneſung und Freyheit nun nahe ſey. Aber wird man es nicht dennoch, wenn man ſchon dem Worte die beſte Deutung giebt, deren ſie fähig iſt, allezeit einem Bekenner des einigen Gottes, und Märtyrer für dieſe theure Wahrheit unanſtändig finden, daß er ſich in ſo ernſten Augenblicken, zu eben der Zeit, da er als ein Verehrer der wahren Gottheit den Tod erlitt, eines Sprüchwortes bedienet, welches gerade von demſelben abgöttiſchen Aberglauben, wider den er gezeuget, entlehnet war? BRUCK. ibid. cap. 2. §. 5. et 14. Rollins anc. ſ. Hiſt. IV. Th. 474, 550. S. XII. Th. 604. S. XIII. Th. 33. S. Anm. der Herausg.

und ſeine Erziehung am meiſten billigten. Er ließ ihn ſtreng, gelind, ſinnlich, hereiſch geſinnet ſeyn, nachdem er es ſelbſt war, oder nicht war.

Ihre Lehre von der Natur der Seele iſt ein Irrgarten von Vermuthungen und Träumen. Wer kann die ſpitzfündigen Erklärungen und ewigen Zänkereyen der griechiſchen Weiſen von dem Weſen der Seele, auch wenn ſie ein beredter Cicero erzählet, *) ohne Mitleiden oder Unwillen leſen?

Selbſt die Klügſten unter ihnen vermutheten und wünſchten die Unſterblichkeit des Geiſtes mehr, als daß ſie ſolche mit Gewißheit in ihren Lehrgebäuden feſtgeſetzet hätten; was konnten ſie alſo Gewiſſes von dem Zuſtande künftiger Belohnungen und Strafen, oder von ihrer Beſchaffenheit und Dauer, zum Antriebe der Tugend, lehren? Der gelehrte Engländer, Warburton, hat in ſeinem Werke von der göttlichen Sendung

*) Cic. Quaeſt. Tuſc. cap. 9-11. Sein Verzeichniß der verſchiedenen Meynungen, welche die alten Philoſophen von dem Weſen der Seele gehabt, beſchließt Cicero, nach ſeiner Zweifelſucht, als ein ächter Akademiker, mit den Worten: „Welche von dieſen „Meynungen die wahre ſey, mag ein Gott wiſſen; „und auch das iſt eine ſchwere Frage, welches die „wahrſcheinlichſte ſey.“ Eben dieß Verzeichniß theilet aus dem Cicero Rollin mit in ſ. Hiſt. alt. Z. n. V. im XIII. Th. a. d. 61-64. S. Anm. der Herausg.

dung des Moſe *) gründlich erwieſen, daß alle griechiſche Weltweiſen von der Unſterblichkeit der Seele und von den Belohnungen und Strafen eines künftigen Lebens nichts geglaubt, ob ſie gleich davon, als von einem Unterrichte geredet, der der menſchlichen Geſellſchaft zuträglich ſey. Wenigſtens kannten ſie keine andre Unſterblichkeit der Seele, als diejenige, die aus dem an die Atheiſterey grenzenden Lehrſatze floß, daß Gott die Weltſeele, die menſchliche Seele aber ein Ausfluß derſelben ſey. **)

Ihre Begriffe von der Tugend ſind oft mangelhaft, oft unnatürlich; und mußten ſie dieſes nicht

*) III. Buch. II. III. u. IV. Abſchn.

**) Die Stoiker waren unter ſich ſehr darüber getheilet, ob die Seele ſterblich oder unſterblich ſey; alle aber hielten dieſelbe für ein Theilchen der Gottheit oder der Weltſeele. Die, welche eine Unſterblichkeit lehrten, ſahen ſie bloß für das Antheil der Guten an; da hingegen die Seelen der Böſen bald nach dem Tode zerflatterten. Ihre Unſterblichkeit, die beym Cicero zum Spotte eine Krähenewigkeit genannt wird, dauerte nur bis zu ihrer allgemeinen Verbrennung, die von dem Weltende, welches die chriſtliche Religion lehret, ſehr weit unterſchieden iſt. Ihre Seligkeit aber beſtund bloß in der Betrachtung des Laufes der Geſtirne. Selbſt Plato, der ſich ſo vorzüglich angelegen ſeyn laſſen, die Unſterblichkeit der Seele zu beweiſen, leitete ſie vorzüglich daraus her, daß die Seele ein Ausfluß der Gottheit ſey. BRUCK. ibid. cap. 9. Sect. 1. §. 9. n. 70. et 74. et cap. 6. Sect. 1. §. 26. n. 16. et 19. Rollin in angef. Hiſt. XIII. Th. a. d. 16. u. 17. S. Anm. der Herausg.

nicht seyn, wenn sie aus ihren Begriffen von Gott und der Natur der Seele herflossen? Was ist die Tugend, wenn ihr Wesen nicht in der Uebereinstimmung unsrer Handlungen mit dem Willen des Schöpfers, als unsers Herrn und Gesetzgebers, bestehe? Mit dem Willen, den wir aus seinen Vollkommenheiten, aus der Einrichtung der Natur und den dadurch vorgezeichneten Endzwecken erkennen sollen, und dessen Erkenntniß die erste Pflicht unsers Verstandes ist? Wenn gründete ein Plato, Aristoteles, oder Zeno das Wesen der Tugend auf die große Wahrheit, daß Gott unser Gesetzgeber und Richter sey? *) Was war der Stoiker

*) Plato legte bey seiner Tugend zum Grunde, daß der Leib ein Kerker sey, aus dessen Gefangenschaft die Seele befreyet werden müsse, um zu dem höchsten Gute, oder zu dem Anschauen jener Grundideen, jener Urbilder aller Dinge zu gelangen, von denen er lehrte, daß sie aus dem göttlichen Verstande ausgeflossen wären, und ihre eigene Existenz hätten. Vom Aristoteles läßt sich hierinnen noch weniger erwarten, da sein Gott, um die Menschen unbekümmert, bloß mit dem Anschauen seiner selbst sich beschäfftiget; die Seele aber, nach seinen Grundsätzen, sterblich ist; und überdieß ein moralischer Scepticismus von ihm begünstiget wird. Des Zeno Grundsatz war; man müsse der Natur gemäß leben. Das nannten die Stoiker auch; man müsse Gott folgen. Aber diese schönen Worte dürfen uns nicht täuschen. Sie sind aus ihrer Physik zu erklären, nach welcher alle Dinge, als Theile, zusammen ein Ganzes ausmachten,

Stoiker bey seiner eingebildeten Tugend, als sein eigener Gott? Er hatte, wie er sagte, der Gottheit und ihrer Hülfe nicht nöthig, um tugendhaft zu seyn. *) Wenn sie also auch einen wesentlichen Unterschied des Guten und Bösen erkannten: so erkannten sie doch nicht, daß dieser Unterschied in dem Willen Gottes und in seiner Herrschaft über die Menschen, als über seine Geschöpfe und Unterthanen, gegründet sey, und leiteten ihre Tugend nicht aus dem Gehorsame gegen Gott, sondern bloß

machten, und die menschliche Seele eine Partikel der Gottheit war. BRUCK. Ibid. cap. 6. Sect. I. §. 30. n. 7. et 18. cap. 7. Sect. I. §. 19. et cap. 9. Sect. I. §. 10. Rollin angef. Hist. XII. Th. 804. u. f. S. Anm. der Herausg.

*) Einer von den stoischen Lehrsätzen war: „Ein rechtschaffnes und gutes Gemüth ist Gott in einem „menschlichen Leibe." Ein andrer war: „Die Seele „ist frey, daß sie thun kann, was sie will, indem „außer ihr nichts ist, was sie zwingen könnte." Daher behauptete diese Sekte, daß die Menschen zwar die äußerlichen Güter und Bequemlichkeiten dieses Lebens von den Göttern empfiengen, niemand aber noch jemals seine Tugend einer Gottheit zu verdanken gehabt. Seneca erdreistete sich so gar, zu sagen; der Weise hebe sich darinnen noch über Gott, daß es dieser der Beschaffenheit seiner Natur verdanke, frey von Furcht zu seyn, der Weise aber solches bloß seinen eignen Bestrebungen zu verdanken habe. BRUCK. Ibid. cap 9. Sect. I. §. 10. n. 10. et 27. Rollins angef. Hist. XII. Th. a. d. 817. u. 818. S. Anm. der Herausg.

bloß aus der natürlichen Schönheit des Guten und der natürlichen Häßlichkeit des Laſters her. Plato entkräftet den Körper und ſteigt durch die Tödtung der Sinne mit der Seele zu dem Vater der Geiſter empor; *) dieß iſt ſeine Tugend. Wohlklingende Worte! Zeno lehret uns, um uns die Tugend zu lehren, die natürlichen Triebe und Neigungen erſticken, das Vergnügen der Sinne für kein Vergnügen, den Schmerz für keinen Schmerz halten. **) Alſo ſind wir tugendhaft, wenn wir aufhören, Menſchen zu ſeyn? Prächtige Worte! Wer ſich vor allem verwahret, was der Seele irgend Unruhe und dem Körper Schmerzen erwecken kann, iſt nach der Lehre des Epikurs ein Tugendhafter. ***) Wer ſich nach den Meynungen der Klügſten und den Geſetzen des Landes in ſeinen Sitten und Betragen richtet, iſt nach dem Syſteme des Ariſtoteles tugendhaft. †)

Der

*) BRUCK. Ibid. cap. 6. Sect. I. §. 30. n. 15 - 22. Anm. der Herausg.

**) BRUCK Ibid. cap. 9. Sect. I. §. 10. n. 12. 13. 23. 25. Rollin ebend. 808 - 812. S. Anm. der Herausg.

***) BRUCK. Ibid. cap. 13. §. 15. n. 6 - 26. Rollin ebend. 789. u. f. S. Anm. der Herausg.

†) Seine ganze Sittenlehre war deswegen ſehr mager, weil ſie faſt bloß auf eine bürgerliche Glückſeligkeit abzielte. Es war die Sittenlehre eines Weltmannes, der ſeine Tugend oft nach dem Hofleben bequemte. BRUCK. Ibid. cap. 7. ſect. I. §. 19. Anm. der Herausg.

Der glaubt an ein Gedicht, und jener eignen Tand;
Den macht die Tummheit irr, und den zu viel
Verstand.

Das Verzeichniß ihrer einzelnen Tugenden oder Pflichten ist unvollständig und mangelhaft. Wenn auch der weise Heide, in Ansehung der Pflichten gegen Andre, so weit gekommen ist, daß er die verbietende Regel als billig erkannt hat: Was du nicht willst, das dir Andre thun sollen, das thue ihnen auch nicht! so ist er doch nicht bis zu der gebietenden Richtschnur der Religion empor gestiegen: Was du willst, das dir die Menschen thun sollen, das thue ihnen auch: was du nach den Regeln der Gerechtigkeit, Liebe und vernünftigen Nachsicht wünschen würdest, das dir der Andre, wenn er in deinen Umständen sich befände, und du in den seinigen wärest, thun soll, das thue ihm itzt! In diesem Gebote ist das erste, aber in dem ersten nicht dieses enthalten. Ich kann mich enthalten, den Andern zu beleidigen, ohne ihm deswegen zu dienen, sorglos bey seinem Elende und ohne Bestreben seyn, sein Glück ihm zu erhalten oder es zu verbessern. Diese höchste Regel der Pflicht ist nie die Regel der sich selbst gelaßnen Vernunft gewesen. — Die alten Weisen steckten die Schranken der Mäßigkeit und männlichen Keuschheit sehr weit. Der strenge Cato pries die Hurerey als ein Gegenmittel wider den Ehebruch an. *) — Einige hielten

*) Horaz erzählet solches vom Cato Censorius, dem man auch den Zunamen des Weisen gab; und das stimmet

hielten die Trunkenheit für kein sonderliches Laſter. *) — Der Haß und die Verfolgung der

 Feinde

ſtimmet auch ſehr wohl mit derjenigen gar unanſtändigen Begebenheit überein, welche, wie Plutarch im Schluſſe ſeiner Lebensbeſchreibung meldet, in ſeinem hohen Alter zu ſeiner zweyten Verheirathung Anlaß gab. HORAT. Serm. libr. I. ſat. 2. v. 31. *ſeqq.* Wer wird es des Cicero nicht unanſtändig finden, wenn er in der Vertheidigung des Cölius auf eine ſophiſtiſche Art die Hurerey vertritt, nur mit der Bedingung, daß es, wenn man ſich dieſelbe erlaubt, ſelten und mit einer gewiſſen Würde geſchehe. CIC. Orat. pro Coelio cap. 20. *ſeqq.* Dem Plato, dieſem großen Lehrer der Tugend, hat es, nach des Cicero Berichte, ſchon Dicäarch vorgeworfen, daß er einer ſtrafbaren Liebe das Wort geredet. CIC. Quaeſt. Tuſc. libr. IV. cap. 30. Anm. der Herausgeb.

*) Ein Exempel davon finden wir am Seneca. Er preiſet zur Erholung und Erſtattung der Gemüthskräfte unter andern auch einen reichern Trunk an. Man meyne nicht, daß dieſer Ausſpruch eine andere Deutung leide. Er ſetzet ausdrücklich hinzu: Manchmal möge es auch wohl zu einem Rauſche kommen; nicht ſo, daß er den Geiſt ganz erſäufe, aber doch ihn untertaucht. Er verlangt bloß, daß es nicht oft geſchehen ſolle; und beſtätiget außerdem eine ſo ſchlüpfe Sittenlehre mit den Beyſpielen des Solons, des Arceſilas, des Cato; und ſaget ſo gar in Anſehung dieſes letztern: „Wer dem die Trunkenheit vorrücket, der wird es „leichter dahin bringen, daß man dieſes Laſter für „ehrbar,

Feinde einer Familie war in Rom Tugend, und ſelbſt ein Cicero begünſtigte die Rache. *) — Der Selbſt-

„ehrbar, als daß man den Cato für laſterhaft halte.“ SEN. de tranquill. an. cap. 15. ed. Lipſii pag. 168. Anm. der Herausg.

*) Es geſchieht dieß nicht etwan in einer Rede, wo er bisweilen Wahrheit und Tugend einem redneriſchen Kunſtgriffe aufopfert; ſondern in Briefen an einen vertrauten Freund, dem er ſein Innerſtes aufſchließt. Wie heftig drückt ſich nicht ſeine Rachbegierde aus: „Ich haſſe den Menſchen, und werde „ihn immer haſſen. Wollte der Himmel, daß ich „mich an ihm rächen könnte!“ Ad Attic. libr. IX. ep. 12. Aber man möchte einwenden, dieſe Worte wären ihm in der Hitze der Leidenſchaft entſchlüpft; es ſpreche nicht der Philoſoph, ſondern der Menſch. Doch er äußert eben ſolche Geſinnungen auch in Lehrſchriften, die doch mit kaltem Blute verfaſſet werden. In ſeinem Werke vom Redner behauptet er, es ſey nothwendig, ſich ſtets gerüſtet zu halten, damit man, wenn man gereizt würde, das Unrecht rächen könne. De Orat. libr. I. cap. 8. Ja, was in Verwunderung ſetzen muß, und gar keine Ausflucht geſtattet, man findet ſo gar in einem Lehrbuche von Pflichten eine ähnliche Lehre: „Ein recht„ſchaffner Mann, ſagt er, iſt derjenige, der ſo vielen, „als er kann, nützet, und keinem ſchadet, als dem, „der ihn durch Beleidigungen gereizet hat.“ De Offic. libr. III. c. 19. Wir wollen indeſſen nicht verſchweigen, daß ſich bey ihm dennoch Spuren finden, wo die Ausſprache des Gewiſſens und der Vernunft über die Stimme der verderbten Natur die Oberhand

Selbſtmord war eine erlaubte Freylaſſung, und wird oft mit den prächtigſten Lobſprüchen zur heroiſchen Tugend erhoben. *) — Die ſo gerühmte

Oberhand gewonnen. De inuent. libr. II. c. 27. Orat. pro Sext. Roſcio cap. 24. Anm. der Herausgeb.

*) Der Selbſtmord wurde von den Stoikern nicht nur entſchuldigt oder aus Nachſicht geſtattet, ſondern in ihrer Sittenlehre ausdrücklich vorgetragen und angeprieſen. Seneca ſaget: „Der Weiſe lebt, nicht „ſo lange er kann, ſondern ſo lange er ſoll. Stoßen ihm viele Beſchwerlichkeiten auf, die ſeine Ruhe „ſtören; ſo läßt er ſich aus ſeinem Kerker los; „und das zwar thut er nicht etwa bloß in den äußerſten Nöthen, ſondern auch wohl, ſo bald ihm das „Glück verdächtig zu werden anfängt. Es gilt „gleich viel, ob man ein Ende nimmt, oder ſich daſſelbe macht.“ SEN. ep. 2[illegible]. Desgleichen: „Wer „zu ſterben erlernet hat, der hat dadurch verlernet „zu dienen. Er iſt über alle Gewalt; wenigſtens „außer Gewalt. Was achtet er Kerker, Wachten, „Schlöſſer? Ihm ſteht allezeit ein freyer Ausgang „offen. Nur Eine Kette hält uns gefeſſelt. Das „iſt die Liebe des Lebens. Die iſt zwar nicht abzuwerfen, aber doch ſo zu ſchwächen, daß uns, wenn „es die Noth erfordert, nichts abhalte, nichts hindere, gleich zu thun, was zu thun iſt, und wenn es „zu thun iſt.“ III. ep. 26. Daher rühmet auch Epiktet am Cato von Utika, daß er ſich in Freyheit geſetzt, und durch ſein Schwerdt die Thüre zur Glückſeligkeit geöffnet. BRUCK. Hiſt. Crit. Ph. T. I. P. II. Libr. II. cap. 9. ſect. I. §. 54. T. II. P. I. Libr. I. [illegible].

Tugend der Alten, die Liebe des Vaterlandes, was ist sie oft als eine partheyische und schwärmerische Hitze für die Ehre und den ewigen Namen ihrer Nation, zum Untergange der Freyheit und des Glücks andrer Völker? — Wo ist die allgemeine Menschenliebe? Wo die Mildthätigkeit in der Tugendlehre der Alten? Barmherzigkeit, so lehret Seneka, ist eine Gemüthskrankheit; das Mitleiden ist der Fehler eines kleinen Geistes, der bey dem Anblicke fremder Leiden den Muth sinken läßt, und ist den niedrigsten Gemüthsarten vorzüglich eigen. *) Aristoteles hält die Sanftmuth für eine Gemüthsschwachheit, und Geduld bey erlittenen Beleidigungen für etwas sklavenartiges. **) Wo ist

cap. 1. §. 23. Lessens Beweis der Wahrheit der christl. Relig. §. 38. a. d. 609. S. Anm. der Herausg.

*) Clementiam mansuetudinemque omnes boni praestabunt; misericordiam autem vitabunt. Est enim vitium pusilli animi, ad speciem alienorum malorum succidentis. Itaque pessimo cuique familiarissima. SEN. de Clement. libr. II. c. 5.

**) Δοκεῖ γαρ (ὁ πρᾷος) οὐκ αἰσθάνεσθαι, οὐδὲ λυπεῖσθαι· μὴ ὀργιζόμενός τε οὐκ εἶναι ἀμυντικός. Τὸ δὲ προπηλακιζόμενον ἀνέχεσθαι, καὶ τὴς οἰκείης περιορᾶν, ἀνδραποδῶδες. ARIST. Ethic. libr. IV. cap. 5. Zwar nimmt auch Aristoteles eine Tugend an, die er Sanftmuth (πρᾳότης) nennt, da er hingegen den Fehler mit dem Namen der Gelassenheit, der Zornlosigkeit (ἀοργησία) belegt. Aber er

iſt die Demuth in der Moral der Alten? Iſt nicht der Stolz, ein kleiner Gott ſeyn zu wollen, der Mittelpunkt der ſtoiſchen Sittenlehre?

er erkläret ausdrücklich, daß für die Tugend, von der er reden will, kein Name in der Sprache vorhanden ſey; denn die Sanftmuth bezeichne eigentlich nicht die Mitte, in welche er das Weſen aller Tugend ſetzet, ſondern ſie neige ſich auf denjenigen Abweg, wo man der Sache zu wenig thue. Und worinnen beſteht denn die ariſtoteliſche Sanftmuth? Ihm zufolge iſt derjenige ſanftmüthig, welcher zürnet, worüber er ſoll, gegen wen er ſoll, wie, wenn und wie lange er ſoll. „Dieſer, ſagt er, iſt ſanft„müthig, in ſo fern Sanftmuth (πραότης) löblich „iſt.“ Das iſt indeſſen bloß der pflichtmäßige Zorn, welcher die Tugend der Sanftmuth in ihre gehörige Grenzen einſchränkt, daß ſie nicht zu weit ſich ausdehne. Aber wo bleibt diejenige Sanftmuth, welche ſelber einen erlaubten Zorn im Zaume hält, oder ganz erſticket? Denn die Sanftmuth beſteht nicht bloß in der Enthaltung von einem unrechtmäßigen Zorne, ſondern auch in einer Langſamkeit zum Zorne, wenn man gereizet wird. Da zürnen, wo man ſoll und muß; das heißt nicht ſanftmüthig ſeyn, ſondern nur, ſeine Sanftmuth nicht zum Nachtheile andrer Pflichten übertreiben. Sanftmüthig ſeyn, das heißt, eines theils niemals ohne Urſache, noch zu viel zürnen, anderntheils öfters auch da nicht zürnen, wo man, die Sache an und für ſich betrachtet, zürnen dürfte, wo man Urſache dazu hätte. Gleichfalls kehret ſich Ariſtoteles an den Unterſchied zwiſchen Sanftmuth und Gelaſſenheit, den er erſt feſtgeſetzt

Die Sittenlehre der Alten zeigt kein sichres Mittel der Beruhigung in den mannichfaltigen Leiden und Uebeln dieses Lebens, keinen wahren Trost, der allein in einer demüthigen Ergebung in die Hand des Allmächtigen, und in der Versicherung besteht, daß denen, die ihm gehorchen und vertrauen, alles zur Wohlfahrt dienet, und daß er unsre Schicksale mit Güte und Weisheit von Ewigkeit her geordnet hat und täglich regieret. *)

Unsere heutige Moral hat alle diese Mängel nicht, hat würdige und erhabene Begriffe von Gott; richtige und edle von der Menschenliebe, von der Einschränkung und Mäßigung unsrer Begierden; sie hat auch mehr Gewißheit von der Unsterb-

gesetzt hat, wenig. Er saget: „Der Sanftmüthige „(ὁ πρᾶος) will sein Gemüth keiner zu heftigen Lei„denschaft Preis geben; aber er scheint mehr darin„nen zu fehlen, daß er der Sache zu wenig thut; „denn er ist nicht zur Rache, sondern vielmehr zur „Verzeihung geneigt. Er scheint unempfindlich zu „seyn; unfähig, gekränkt zu werden." Dann folget die oben angezogene Stelle. So tief aber Aristoteles die leidende Tapferkeit, welche Beleidigungen verschmerzen kann, heruntersetzet; so hoch erhebt er dagegen die thätige Tapferkeit. ARIST. *Ethic.* libr. III. c. 6-9. Anm. der Herausg.

*) Ueber die Vorzüge der christlichen Moral vor der Moral der heidnischen Philosophen kann man nachlesen Lessens Beweis der Wahrheit der christl. Relig. §. 38. a. d. 597-622. S. Anm. der Herausgeb.

Unſterblichkeit der Seele, und den mit ihr verknüpften Strafen des Laſters und Belohnungen der Tugend. Woher kömmt uns dieſes Licht? Waren die alten Philoſophen nicht ſcharfſinnige Männer? Sind ſie nicht unſre Lehrmeiſter in der Kunſt zu denken und ſich auszudrücken? Warum haben ſie nicht richtiger und wahrer in der Moral gedacht? Wandten ſie nicht den größten Fleiß an? Warum übertreffen wir einen Sokrates, Plato, Xenophon, Epictet, Ariſtoteles, Cicero, Seneca an Einſichten in der Sittenlehre? Sind wir größre Geiſter, als ſie? Warum ſind die heidniſchen Philoſophen und Poeten in den Lehren von der Verehrung eines Einigen Gottes, von den Pflichten der allgemeinen Liebe, der Liebe gegen die Feinde, von dem Urſprunge des Guten und Böſen, von der Unſterblichkeit der Seele, ſo tief unter der Gewiſſheit, die wir heut zu Tage in allen dieſen Lehrpunkten haben?

Es iſt offenbar, daß wir dieſen Vorzug in der Moral, dem Lichte, das uns die chriſtliche Religion angezündet hat, zu danken haben; ſo ſehr ſich auch einige Philoſophen ſchmeicheln mögen, daß ſie dieſe Ueberlegenheit ihrem Scharfſinne ſchuldig wären. Durch den Unterricht, den wir von Jugend auf in den Wahrheiten der Religion empfangen, macht unſre Vernunft dieſelben ſich eigen, ohne daß wirs wiſſen. Wir finden ſie, wenn wir anfangen ſelbſt zu denken, in unſerm Gedächtniſſe; und ſo meynen wir, daß wir ſie, ſo wohl nach ihrem Umfange als nach dem Grade der Gewiſſheit,

allein dem Lichte der Vernunft zu danken hätten. In der That ſind auch die Sittenlehren der Religion das Sittengeſetz, das die Vernunft billiget und gröſsten Theils für ihre eigene Stimme erkennet. Aber warum waren gleichwohl dieſe Geſetze der Vernunft und des Gewiſſens in dem Verſtande der gröſsten Geiſter unter den Alten mit ſo vielen Finſterniſſen überzogen, oder warum fehlten ihnen einige gar in ihren Lehrgebäuden? Nachdem die Offenbarung der chriſtlichen Religion die Vernunft wieder in ihre Rechte eingeſetzet, und ihr das verlorne Licht, das ſich ſo wohl mit den ihr zurück gebliebnen Stralen verträgt, ertheilet hat: ſo ſchmeichelt ſich unſer Stolz, daſs dieſe Verbeſsrung der Moral, dieſer Sieg über die abergläubiſchen und ungläubigen Meynungen, die Frucht unſers Fleiſses, unſers Tiefſinns, und unſrer gründlichern Methode ſey, und daſs alſo der Vorzug unſrer heutigen Moral der gereinigten Philoſophie angehöre. Aber die Frage bleibt ſtets: Was hat denn dieſe Philoſophie ſo gereiniget? Warum iſt kein Einziger unter den alten Philoſophen zu finden, der ſich von allem Aberglauben ſeiner Nation befreyet hätte? Warum wäre es ihnen ſo unmöglich, ſich bey ihren Lehrgebäuden von den Eindrücken der Erziehung und den Feſſeln hergebrachter Meynungen, loszuarbeiten? Iſt es nicht offenbar, daſs auch wir ohne das Licht der chriſtlichen Religion nicht weiſer in den Sitten geworden ſeyn würden, da die Welt ſo viele Jahrhunderte hindurch, vor der Ankunft des Erlöſers,

ſich

ſich von den Finſterniſſen des Aberglaubens und der Abgötterey nicht hatte befreyen können? Die Feinde der geoffenbarten Religion rühmen ſich in unſern Tagen, daß ſie die Pflichten der natürlichen Religion deutlich zu erklären, die Eigenſchaften Gottes aus der Vernunft zu beweiſen, und aus dem Verhältniſſe, in dem wir als Geſchöpfe mit ihm ſtehen, die Pflichten herzuleiten wiſſen, die wir ihm und den Gliedern ſeiner groſſen Familie ſchuldig ſind. Sie rühmen ſich mit Recht; aber warum konnten dieſes das ſcharfſinnige Athen und Rom, und die vor dieſen durch die Wiſſenſchaften aufgeklärten Welttheile, nicht auch? Woher haben ſie alſo ihre richtigern Kenntniſſe der philoſophiſchen Moral? Aus der Quelle der Religion, deren ſie ſich ſtolz ſchämen, und die ſie undankbar verſpotten.

Du ſpotteſt ſtolz der Schrift, nennſt ſie den Witz der Blöden;
Doch laß die Sokraten von Gott und Tugend reden.
Spricht einer ſo gewiß, mit ſo viel Kraft und Licht,
So zuverſichtlich ſchön, als ein Apoſtel ſpricht?

Die Lehren des Sokrates, des beſten Sittenlehrers der Alten, wurden von den gröſten Philoſophen und beredteſten Männern fortgepflanzet. Aber warum haben ſie gleichwohl die Verbeſſerung der natürlichen Religion und Sittenlehre in den vier Jahrhunderten, die von ihm bis auf die Erſcheinung

ſcheinung des Erlöſers verſtrichen ſind, nicht gewirket? Sind dieſe Jahrhunderte nicht diejenigen geweſen, worinnen alle Wiſſenſchaften und Künſte bey den Heiden aufs höchſte getrieben worden? Rom erlernte die Philoſophie von den Griechen; ward es dadurch tugendhafter? Hörte es auf, fremden Königen mit einem ſchnöden Stolze zu begegnen? *) Menſchen zu Sklaven zu erniedrigen, deren Leben für nichts geachtet wurde; beſiegte Heerführer, ja zuweilen ſo gar Könige zu ermorden; **) und an grauſamen Schauſpielen, wo Menſchenblut zur Luſt vergoſſen ward, ſich zu ergetzen? ***) Blieb das aufgeklärte Griechenland nicht unmenſchlich, wenn es ſeine Kinder wegſetzte? †) Und welche Schandthaten wur-

den

*) Rollins Römiſche Hiſtorie VII. Th. 255. u. folg. S. Anm. der Herausg.

**) HUG. GROT. *de Jure Belli et Pacis libr. III. cap. XI. §. 7. n. 2. et 3.* auch die *Annotata* darzu. Anm. der Herausg.

***) LACTANT. *Inſt. divin. libr. VI. cap. 20. n. 10-13.* Anm. der Herausg.

†) LACTANT. *Ibid. libr. VI. cap. 20. n. 23-25.* MIN. FELIC. *Octav. cap. 30.* Verlangt man ein Exempel eines Philoſophen, der ſich, als ihm wegen der Wegſetzung ſeines eigenen Sohnes Vorwürfe gemacht worden, mit dem unanſtändigſten Leichtſinne verantwortet, ſo wird man dergleichen am Ariſtipp finden; und ſich dabey des äußerſten Unwillens und Abſcheues nicht enthalten können. DIOG. LAERT.

ben nicht in den Tempeln der Götter, als ein Theil der Religion, ausgeübt? *) Behielten nicht selbst die Laster in Athen und Rom ihre Tempel? **) Ist es nicht unleugbar, daß wir unsre beßre und gründlichere Sittenlehre den Lehren der christlichen Religion zu danken haben? Der Philosoph bildet seinen Verstand durch Wahrheiten der Religion, welche die Vernunft billiget, so bald sie solche erkennet, und welche sie doch ohne die Offenbarung bald nur undeutlich, bald gar nicht sieht. Diese Grundsätze nimmt er bey seinem Systeme an, und sucht die Beweise und die Verbindung der Pflichten aus der Natur Gottes und des Menschen auf, welches einer geübten Vernunft nicht schwer fällt, weil es unendlich leichter ist, den Beweis zu schon entdeckten Wahrheiten zu finden, als die Wahrheit selbst zu entdecken. Die christliche Sittenlehre hat endlich Wahrheiten, die der Verstand ohne eine besondere Offenbarung nicht wissen konnte;

Laert. *in vit. Aristippi Segm. 81.* Anm. der Herausg.

*) Baniers erläut. Götterlehre I. Band 526. u. 808. Anmerkung a. d. 552. und 736. S. III. Band a. d. 295. S. Anm. der Herausg.

**) Zu Athen stund ein Tempel der Unverschämtheit und der Verläumdung; zu Rom ein Tempel des Fiebers, auch ein Tempel des Unglücks. cic. de leg. libr. II. cap. 11. Mehr vergötterte Laster und böse Wesen findet man in Baniers erläutert. Götterlehre, im III. Bande, im IV. Buche, im II. Cap. a. d. 744. u. folg. S. Anm. der Herausg.

konnte; dieſe ſetzet der Philoſoph bey Seite. Und nunmehr ſieht das Gemälde ſeiner Moral dem Gemälde der Religionsſittenlehre nicht ganz ähnlich; und doch ſind die beſten Züge, wiſſentlich oder unwiſſentlich, aus ihr entlehnet. So verfuhren gewiſſe Maler, welche die Zimmer einer ſchwediſchen Königinn ſchmückten. Sie ſonderten von den Gemälden eines Raphaels die Geſichter ab, ſetzten ſie künſtlich auf Tapeten, und malten alsdann die übrigen Theile des Körpers nach dem Befehle des Geſichts dazu.

Mich deucht, dieſe Anmerkungen ſind geſchickt, uns in der Hochachtung gegen die Religion und in der Ueberzeugung von ihrer Vortrefflichkeit und Göttlichkeit zu befeſtigen; uns zu lehren, wie unvollkommen und geſchwächt auch der beſte natürliche Verſtand, und wie undankbar der chriſtliche Menſch ſey, der ſich eines höhern Lichts, das ihn zur Weisheit und Tugend leiten will, ſchämet. — »Ja, die Tugend und Religion hat dem Chriſten»thume unendlich viel zu danken. Es ſchärft nicht »nur die natürliche Religion ein, es dringt auch »auf die Beſſerung des Herzens, auf eine Tugend »um Gottes willen; es lehret unbeſchreiblich wich»tige Pflichten, die vorher kein Weltweiſer gelehret hat, kräftige Gründe zur Tugend, die man »bey dieſen vergeblich ſucht. Das Chriſtenthum »allein hat die Abgötterey mit allen anhangenden »Greueln geſtürzt, die Ruhe in dem Staate befeſtigt, die Pflichten der Liebe, des Mitleidens und »der Gutthätigkeit in Schwang gebracht. Nur

»das

»das Christenthum hat den Unterricht in der Reli-
»gion allgemein und durch Gründung einer sichtba-
»ren Kirche zugleich dauerhaft gemacht.« *)

Meine Herren, nachdem wir eine Vergleichung zwischen der Moral der alten und neuern Zeiten angestellet, und dabey gezeiget haben, wie viel die neuere Philosophie, zur Verbeßrung ihrer Moral, aus der göttlichen Offenbarung geschöpfet: so lassen Sie uns ihr noch die Moral der Freygeisterey an die Seite setzen; gleich dem Maler, der um die Anmuth einer schönen Landschaft zu heben, ihr das Bild einer andern entgegen stellt, die der Krieg ihres Schmuckes und Segens beraubt hat.

Das System der freygeisterischen Moral ist nicht schwer zu entwerfen. Der niedrigste Mensch, der sich seinen Leidenschaften ungestört überläßt, prediget es in seinen Handlungen; und seine Handlungen lassen sich leicht in Grundsätze auflösen. — »Suche dein Vergnügen. Was dieses befördert, »ist erlaubt und weise; was dich davon abhält, ist »Thorheit, Furchtsamkeit und Aberglaube. Die »Selbstliebe ist dein Gesetz; folge ihr, so lange »dich keine offenbare Gewalt abhält, und fürchte »nichts, als den Arm des Henkers. Nichts ist »für sich gut, nichts böse. Die Gottheit achtet »der niedrigen Handlungen des Menschen nicht, »und seine Natur befiehlt ihm, nach dem einge-
»pflanzten

*) S. Rößelts Auszug aus der Vertheidigung der Wahrheit und Göttlichkeit christlicher Religion, III. Abschn. II. Hauptst. I. Abth. §. 132. a. d. 71. S.

»pflanzten Instincte zu handeln. — Der ist »frey, der thun darf, was er wünschet; und was »er wünschet, nur das ist sein Glück: Vergnügun»gen der Sinne und der Einbildungskraft, Freu»den der Wollust, der Ehre und des Reichthums.« Dringt, ruft der Freygeist uns zu,

Dringt durch des Aberglaubens Nacht,
Folgt der Natur, genießt, was sie euch schenket;
Sucht nichts, als was ihr wünscht, flieht nichts, als was euch kränket;
Denkt frey, und gebt nicht auf die Thoren Acht.
Der Pöbel ist der größte Hauf' auf Erden,
Von diesem reißt euch los. Er weis nicht, was er glaubt,
Hält jeden Trieb für unerlaubt,
Und sieht nicht, daß er sich sein Glück aus Mißsucht raubt.

Drum faßt den kurzen Unterricht:
Was Viele glauben, glaubet nicht.

Folgt der Natur. Sie ruft, was kann sie anders wollen,
Als daß wir ihr gehorchen sollen?
Die Furcht erdachte Recht und Pflicht,
Und schuf den Himmel und die Hölle;
Setzt die Vernunft an ihre Stelle,
Was seht ihr da? den Himmel und die Hölle!
O nein, ein weibisches Gedicht.

Laßt

Laßt doch der Welt ihr kindiſches Geſchwätze.
Was jeden ruhig macht, iſt jedem ſein Geſetze;
Mehr glaubt und braucht ein Kluger nicht.

Dieſes Syſtem verdienet keine Widerlegung. Es erwecket Abſcheu, ſo bald man es in ſeinen Folgen denkt; und das nicht ganz verderbte Herz empört ſich mit ſeiner natürlichen Güte wider die Frechheit des Unglaubens. Wie elend würde der Freygeiſt ſeyn, wenn er eine Republik Menſchen zu ſolchen Philoſophen umbilden könnte, als er ſelbſt iſt, oder ſeyn will! Wie würde es mit ſeinem vergötterten Vergnügen, mit dem Beſitze der Güter und Perſonen, die er zu ſeinem Wunſche bedarf, mit ſeiner Sicherheit und ſeinem Leben ſtehen? Ich und alle ſind alsdann, wie er, geſinnet. Wir kennen auch keinen Unterſchied des Guten und Böſen. Unſer Gott iſt der Eigennutz, die Selbſtliebe, und das Vergnügen der Sinne. Werden wir ihm nicht ſeine Freuden mit Liſt oder Gewalt entreißen, ſo bald es unſer Vergnügen befiehlt? Was iſt mir an ſeiner Ruhe gelegen, wenn ich die meinige durch die Zerſtörung der ſeinigen befördern kann? Ich raube ſie ihm. Aber er wird ſich widerſetzen? So widerſetze ich mich auch. Er bietet Liſt und Tücke, Gift und Meuchelmord auf, zu ſeinem Ziele zu gelangen; ich auch. Ewiger Krieg des Eigennutzes und der Frechheit! Iſt kein gerechter Gott, keine Tugend, keine Unſterblichkeit der Seele, und alſo keine ewige Belohnung oder

Strafe; was ſoll mich abhalten, ſo oft ich kann, der Stimme meiner erhitzten Leidenſchaften zu gehorchen?

Dann hätt' ich Luſt ein Böſewicht zu ſeyn,
Und würde, wär kein Gott, auch keinen König ſcheun!

So iſt denn, nach dem Syſteme des Freydenkers, der ſchwärzeſte Undank, wenn er mein Vergnügen befördert, kein Laſter? So darf ich meinen Nächſten heimlich plündern, wenn es meine Ruhe alſo verlangt, und den Nachbar mit Gifte aus dem Wege räumen, wenn ich mich ſeiner Gattinn nicht anders bemächtigen kann? So ſind Betrug, Verrätherey und Meyneid erlaubt, ſo bald ſie ein Mittel ſind, die Befehle meines Eigennutzes zu befriedigen? So ſind die Bande der Familie und der Freundſchaft nichts als abergläubiſche Feſſel? So darf man mir meine Gattinn, die ich, wie mich, liebe, rauben; meine Tochter, die Freude meines Hauſes, entehren; meinen Sohn, die Hoffnung meines Lebens, zum Ungehorſamen, zum Böſewichte, zum Läſtrer Gottes machen? So iſt nichts mein? So iſt keine äußerliche Sicherheit, als durch Liſt und Gewalt? So hat der Obere kein Geſetz, als die Stillung ſeiner unmäßigen Begierden? Und ich ſoll ihm gehorchen? So hat der Niedere kein Geſetz, als die Gewalt, wo er kann, von ſich abzuwenden, und das Leben des Obern ſeinem Eigennutze aufzuopfern? Und ich ſoll regieren?

gieren? So iſt keine Treue, kein Band der Liebe, das die Menſchen verknüpft: und nur der Eigennutz iſt ihr höchſtes Geſetz? Und in dieſe Geſellſchaft der Betrüger, der Undankbaren, der Meyneidigen, der Räuber, der Mörder, der Blutſchänder, der Gotteslengner, wollet ihr uns verſetzen, ihr Freygeiſter? O Feinde der Menſchen und Gottes! Iſt dieſes die Welt der Zufriedenheit, o ſo ſey der Tag unſrer Geburt verflucht!

Meine Herren, dieſes Gemälde der freygeiſteriſchen Moral muß uns nothwendig in der Verehrung der Tugend ſtärken, die uns eine erleuchtete Vernunft, das Gewiſſen und die Religion anpreiſen. Aber vielleicht ſcheint Ihnen dieſes Gemälde nicht getreu genug zu ſeyn. Und es iſt wahr, nicht alle Feinde der geoffenbarten Religion nehmen ganz dieſe ſchreckliche Moral an. Die äußerlichen Umſtände, in welchen ſie ſich befinden, ihr perſönlicher Charakter und ſelbſt die wohlthätigen Eindrücke, welche der erſte Unterricht in der Religion in ihren Herzen, ohne daß ſie es erkennen wollen, zurückgelaſſen hat, ſchränken dieſelbe in einzelnen Fällen ein. Aber iſt es bey dem allen nicht eben ſo wahr, daß es die Moral vieler Freygeiſter iſt; und daß die Freygeiſterey, wenn auch nicht auf einmal, doch nach und nach auf eine ſolche Moral abführet? Beweiſen dieß nicht ſo manche deiſtiſche Schriften zur Genüge? Man verlaſſe nur auf dem

Wege der Pflicht die leitende Hand der Offenbarung; und bald werden sich die verderbten Neigungen des Herzens zu Führerinnen anbieten, und reizen, noch einen Schritt weiter zu wagen, bis man endlich über alle Grenzen der Pflicht hinaus ist. Wenigstens setzt man sich allezeit einer so großen Gefahr aus, wenn man in dem hellsten Lichte der Offenbarung, anstatt sie gehörig zu prüfen, sich entschließen kann, lieber ein Deist zu seyn. Bewahren Sie also, meine Herren, Ihre noch zarten Seelen vor den Grundsätzen der Freygeisterey, die, so schrecklich sie überhaupt sind, dennoch einzeln in einem uns natürlichen Hange zum Laster oft ihren Schutz finden; vor den freygeisterischen Meynungen, die von den Thronen der Großen schon in die Hütten der Niedern sich verbreiten, gleich der Pestilenz, die im Finstern schleicht, und der Seuche, die im Mittage verderbt. Saurin, der vortreffliche Saurin, saget, *) er habe keinen Freygeist, keinen ohne Ausnahme, gekannt, der nicht auf seinem Todbette sein System widerrufen und verabscheuet hätte; und Sie finden viele solcher lehrreichen Beyspiele in einem Werke des dänischen frommen und gelehrten Bischoffs, Pontoppidan, aufgestellet. **)

Ja,

*) S. Saurins Predigten über die Leidensgeschichte Jesu und andre damit verwandte Materien, II. Th. XI. Pred. 272. S. in der neuen Uebersetzung.

**) S. Pontoppidans Kraft der Wahrheit den Unglauben zu besiegen.

Ja, bey den Kräften einer dauerhaften Gesundheit, in dem Taumel der Leidenschaften, in der täglichen Erneuerung der Wollüste, in den Zerstreuungen und Gesellschaften ausschweifender Menschen, benebelt vom Weine, unterwiesen in den Geheimnissen der Zweifelsucht und des Spottes über die heilige Schrift, läßt sich der Verstand zwingen, Unsinn als Wahrheit zu glauben; und das Gewissen, gleich einer geschändeten Unschuld, verhüllt sich einige Zeit. Aber bey der Annäherung einer gefährlichen Krankheit, losgerissen von den Vergnügungen, an die der Ausschweifende gefesselt war, frey und genöthiget zum Nachdenken, erblickt er die Gegenstände in einem ganz andern Lichte. Die Vernunft, vom aufgewachten Gewissen gedrungen, behauptet die Rechte der Wahrheit. Die Schrecken des Todes, der Gedanke der Ewigkeit, der Gedanke eines heiligen Gottes, den kein Freygeist aus seinem Herzen vertilgen kann, dringen mit aller Macht auf ihn, und sind die Folter seiner Seele, die ihr das Bekenntniß abnöthiget, daß sie sich wider Gott empöret hat; daß sie unselig ist.

Wir haben in unsern Tagen so viele Lehrer der Freygeisterey: und damit uns weder ein frecher Britte, noch ein spottender Gallier umsonst unterrichten möge: so breiten wir zum Danke dafür ihre Geheimnisse aus, und ersinnen nur Farben, den Unglauben zu schmücken. Hüten Sie sich vor solchen Schriften und Menschen, theuerste Freunde! Sie treten in die große Welt, und viele von Ihnen

eilen vielleicht bald in fremde Länder, bald in die Gefahr, mit den Grundsätzen des Unglaubens vertrauter zu werden. Das Ansehen eines sonst gelehrten und scharfsinnigen Mannes, eines Mannes von feiner Lebensart, der angenehm und gesucht in Gesellschaft ist, dem Viele gehorchen müssen, dessen Schutz wir nicht entbehren können, macht seinen Unglauben oft glänzend in unsern Augen; und der Freygeist im Ordensbande lehrt immer eindringender, als der im Schulrocke, ob sie schon Beide gleich elend lehren.

Ich bitte Sie, meine Herren; denn was kann ich anders thun, als bitten? Ich bitte Sie, als Ihr Freund, bey allem, was Ihnen schätzbar ist, auf Erden und im Himmel; bey der Liebe des Blutes, aus dem Sie entsprossen sind; bey der Ruhe des Herzens, die Sie alle suchen; bey dem Glücke der Nachwelt, die von Ihnen entspringen soll; und bey wem soll ich mehr bitten? Bey Gott, dem Allmächtigen! — widerstehen Sie den Verführungen der Freygeisterey und des Lasters. Bewahren Sie ihr empfindliches Gewissen von Jugend auf, und wehren Sie durch Ihr standhaftes Beyspiel der Ungebundenheit in den Meynungen und Sitten, wie Sie rühmlich thun. Erinnern Sie sich oft der schreckensvollen Worte: »Gleichwie sie nicht geachtet haben, »daß sie Gott erkenneten: hat sie Gott dahin »gegeben in verkehrten Sinn.« *)

Denken

*) Röm. 1, 28.

Denken Sie, wenn Sie einen freygeiſteriſchen König mit ſeinem Unglauben triumphiren ſehen, an einen rechtſchaffenen Antonin, der doch noch lange kein Chriſt war. Denken Sie, wenn Sie dereinſt in den Gemächern der Groſſen, einen Rocheſter, einen Hobbes, einen Bolingbrocke und Schaftesburn der Religion ſpotten hören, denken Sie an einen Verulam, Addiſon, Littleton und Weſt, die ſie durch ihre Schriften und Sitten verherrlichten. Der gewiſſenhafte Miniſter, der ſonſt Gaben des Geiſtes und Geſchicklichkeit zu öffentlichen Geſchäfften beſitzet, wird an allen Höfen, wo noch ſo wenig Religion herrſchet, dennoch der ehrwürdigſte bleiben — Irren Sie die Sophiſtereyen eines Bayle, die er mit einem ſpitzfündigen Scharfſinne und einer ruhmredigen Gelehrſamkeit unterſtützet: o ſo denken Sie an ſo viele groſſe Männer, welche die Vernunft über die Begierde ſinnreich und gelehrt zu ſcheinen, und den Glauben über Beide herrſchen ließen. Ein gelehrter Erasmus oder Melanchthon, gehe bey Ihnen weit über einen gelehrten Bayle. Was iſt der Witz eines la Mettrie, mit dem er frech über das Heiligſte ſpottet, gegen den Geiſt eines Hallers, mit dem er die Religion und die Rechte der Vernunft vertheidiget. *) Vergleichen Sie den Verſtand, der aus der Sittenlehre eines Mosheims ſpricht,

*) S. ſeine vortreffliche Vorrede zu dem von ihm überſetzten Werke: Prüfung der Sekte, die an allem zweifelt.

mit dem Verſtande, der aus der Schrift vom glückſeligen Leben *) redt: ſo iſt der erſte der Verſtand eines Engels, und der andre der Verſtand eines unſaubern Geiſtes. Leſen Sie die vortrefflichen Werke eines Squire, eines Möſſelt und Jeruſalem, die ſie zur Vertheidigung der Wahrheit und Göttlichkeit der Religion aufgeſetzet, und wodurch ſie unſern Zeiten eine wahre Wohlthat erwieſen haben.

Schämen Sie ſich nie, Religion zu haben. Die edelſten Seelen haben ſie für ihre Ehre und ihr Glück gehalten. Widerlegen Sie den Unglauben durch ein geſittetes Leben, und wo es nöthig iſt, durch Gründe und edle Freymüthigkeit. Aber, was wird die große Welt von mir denken, wenn ich ſo gewiſſenhaft mich ihren Neigungen und Beyſpielen entgegen ſtelle? Wird ſie mich nicht mit dem Namen eines Schwermüthigen, eines Milzſüchtigen, eines Schwärmers, eines Menſchen, der nicht zu leben weis, dem der Schulſtaub den Kopf verfinſtert hat, beſtrafen? Und wie ſehr fürchtet ſich ein empfindliches Herz vor dieſen Namen? Es iſt wahr, die Verachtung iſt ein fürchterlicher Feind; und ihr zu entgehen, haben Tauſend der Religion entſaget, die, wenn man ſie ihnen durch Gewalt hätte entreiſſen wollen, lieber ihr Vermögen und ihr Leben ſelbſt Preis gegeben hätten. Aber um deſto

*) Traité de la Vie Heureuſe par Seneque, vom La Mettrie.

deſto mehr müſſen wir uns wider dieſe falſche Schande waffnen, und uns durch den Beyfall des Gewiſſens über den Spott hinaus ſetzen. Endlich giebt es ja noch überall Rechtſchaffne und Freunde der Religion, die uns durch ihre Hochachtung ſchadlos halten. Und geſetzt, es gäbe ihrer wenige oder gar keine; was iſt die Geringſchätzung der Sterblichen? Auch der Vornehmſte unter den Thoren dieſer Erde?

Was iſt der frechſte Spott,
Den oft die Tugend leidet?
Ihr wahrer Ruhm! Denn wer das Böſe meidet,
Das Gute thut, hat Ruhm bey Gott!

Vierte Vorlesung.

Von dem Unterschiede der philosophischen Moral und der Moral der Religion.

Wir legen aus übergroßer Liebe zur Weisheit unsrer Vernunft, und aus einer geheimen Abneigung gegen die Religion, leicht der philosophischen Moral mehr Verdienste und Kräfte bey, als sie in der That besitzt, und öffnen uns durch eine tiefsinnige Schulweisheit den Weg zu einer deistischen Tugend, bey der wir uns selbst genug sind, und also keiner Offenbarung, keines höhern Lichts und keiner andern Kraft, als die wir von Natur haben, zu unsrer Tugend und Glückseligkeit bedürfen. Uns vor diesem Irrthume, der schon Viele zu einem stolzen Unglauben verleitet hat, zu bewahren, lassen Sie uns itzt den Unterschied zwischen der Moral der Vernunft und der Moral der Religion, zwischen der Tugend der Philosophie und der Tugend der Religion, erklären.

Die

Die natürliche und die geoffenbarte Sittenlehre haben von der einen Seite vieles mit einander gemein, und sind von der andern doch sehr weit unterschieden. Sie gleichen einander, wenn ich mich des Gleichnisses ohne Fehler bedienen darf, wie die Beredsamkeit und Poesie. Diese grenzen beide nahe an einander, sie haben oft einerley Absicht, zu unterrichten und zu rühren; und dennoch ist die Beredsamkeit nicht Poesie, und die Poesie noch mehr als bloße Beredsamkeit. So grenzet die Moral der gesunden Vernunft nahe an die Moral der Religion; sie haben die meisten Pflichten und die Absicht, Tugend und Glückseligkeit zu befördern, mit einander gemein; und dennoch ist die Moral der Vernunft so wenig die Moral der Religion, als die Beredsamkeit Poesie ist.

Sie entfernen sich beide von einander, erstlich in Ansehung der Quelle, aus der sie ihre Pflichten schöpfen. Die Quelle der natürlichen Sittenlehre ist die Vernunft und das moralische Gefühl des Guten und Bösen. Was mit den Wahrheiten der Vernunft und den Empfindungen des Gewissens, mit der Natur der Menschen und der Wohlfahrt der Welt, übereinstimmt, ist recht und gut; und alles, was durch eine richtige Folge daraus hergeleitet werden kann, ist Pflicht; und die absichtsvolle Ausübung dieser Pflicht aus Gehorsam gegen Gott, ist Tugend. — Die christliche Sittenlehre hat mit der natürlichen dieses Gesetz der gesunden Vernunft gemein; aber sie hat über dasselbe noch eine höhere Quelle, aus der sie schöpft,

die

die Offenbarung. Jene, die Vernunft, kann irren, und hat oft geirret; diese kann nicht trügen, wenn sie richtig verstanden wird. Alles was in der Offenbarung ein klares und deutliches Sittengesetz ist, das ist Pflicht; die Vernunft mag nun diese Pflicht durch ihr eignes Licht einsehen können oder nicht. Die Liebe der Feinde ist eine Pflicht der christlichen Sittenlehre, wenn auch die Vernunft sie nicht gebeut; wenn es ihr auch schwer wird, die Nothwendigkeit dieser Pflicht zu erkennen; genug die Religion gebeut sie. Das Gebet ist eine beständige Pflicht der christlichen Moral; es scheine der Vernunft auch noch so unnöthig. Die Demuth gegen Gott und Menschen ist eine beständige Pflicht der Sittenlehre der Religion; der Stolz der Vernunft lehne sich auch noch so sehr wider diese Tugend auf.

Die natürliche und christliche Moral vereinigen sich zweytens in dem gemeinschaftlichen Zwecke, die Sitten zu bessern; allein die letzte geht viel weiter, als die erste. Sie will nicht bloß das äußerliche Betragen des Menschen einrichten, und ihn zum vernünftigen Bürger machen, der die öffentliche Ruhe befördert. Sie hat eine höhere Absicht, nämlich sein ganzes Herz zu ändern und zu erneuern. Sie hat auch höhere Mittel. Sie fordert Buße und Glauben auf eine Art, von der die Vernunft schweigt. Sie macht durch den Glauben die Liebe Gottes und des Nächsten zu Grundfesten, auf welchen das ganze Gebäude der Pflichten ruht. Ihre Wahrheiten sind mit einer

göttlichen

göttlichen Kraft verbunden; und das ist vorzüglich der hohe Punkt, worinnen die Vernunft und Religion unterschieden sind, daß jene, wenn sie uns auch die Nothwendigkeit und Vortrefflichkeit unserer Pflichten gelehret hat, uns dennoch nicht sagen kann, woher wir die herrschende Neigung und Kraft, das Böse zu überwinden und das erkannte Gute willig auszuüben, empfangen sollen. Die Moral der Religion gebeut nicht bloß die äußerliche Beobachtung der Pflichten; sie dringt auf die beständige Tugend des Herzens, auf die Willigkeit der Seele gegen das göttliche Gesetz, und auf die Reinigkeit aller unsrer Neigungen und Absichten. Sie lehret uns, daß alle gute Thaten, so sehr sie äußerlich mit den Gesetzen übereinkommen, so nützlich sie in ihren Erfolgen, so schwer und ruhmwürdig sie in der Ausführung sind, dennoch den Namen der Tugend nicht verdienen, wenn sie nicht aus einer überwiegenden Liebe und Ehrfurcht gegen Gott und unsern Erlöser, und aus einer wahren Liebe gegen die Menschen fließen. — Sie ist so vollständig, daß sie dem Herzen keine Ausnahme verstattet. Sie lehret, daß wer Ein Gebot wissentlich übertritt, gewissermaßen die ganze Summe der göttlichen Gesetze übertreten habe. Die Sittenlehre der Religion droht den stillen Lastern, dem Neide, dem Geize, der Verleumdung, der Lieblosigkeit, dem Müssiggange, der Unmäßigkeit und Weichlichkeit eben die Strafen, womit sie von den Lastern abschreckt, welche die öffentliche Ruhe und das Beste der Welt stören: sie schließt

sie

ſie von dem Reiche Gottes aus. Kann das Herz, ſo lange es dieſe Ausſprüche für göttlich hält, noch Ausnahmen machen? Die chriſtliche Moral verbeut nicht nur das Laſter, ſie will auch die Quellen des Laſters, die Begierden, verſtopfen. Du ſollſt, ſo befiehlt ſie, in deinem Herzen auch nicht wider das göttliche Geſetz begehren. So weit geht die philoſophiſche Moral nicht.

Die Tugenden der Vernunft gleichen drittens den Tugenden der Religion, wenn wir auf ihre Natur ſehen. Die Mäßigkeit der Vernunft ſtimmt mit der Mäßigkeit der Religion überein; und dennoch unterſcheiden ſie ſich in Anſehung der Quelle und der Abſicht weit von einander. Die Tugend der Erziehung und des Temperaments gleicht der Religionstugend; aber welcher Unterſchied, bloß aus Liebe zur Geſundheit und zum Leben, bloß des guten Namens und ſeines äußerlichen Glücks wegen, mäßig ſeyn; und hingegen eben dieſe Tugend aus der erhabenſten Abſicht, aus Liebe und Ehrfurcht gegen Gott, aus einem Herzen, das der Glaube geadelt, ausüben? Ich kann gutthätig ſeyn, weil ich ſo erzogen bin, weil ich ein empfindliches und weichliches Herz habe, weil die Gutthätigkeit Ruhm und Freunde erwirbt, weil ich Clienten und Lobredner ſuche; aber ich kann auch aus Liebe und Dankbarkeit gegen Gott, aus einem edlen Verlangen, Menſchen glücklich zu machen, weil ſie Gottes Geſchöpfe ſind, gutthätig ſeyn. Dieſe Gattung der Gutthätigkeit iſt die Tugend

gend der Religion; ſo wie die uneigennützige allgemeine Menſchenliebe die Hauptfarbe in dem Gemälde der chriſtlichen Sittenlehre iſt, und ſich dadurch über die Syſteme der Vernunftweiſen aus den alten Zeiten eben ſo weit erhebt, als eine grüne blumichte Flur über eine ſandichte Haide, aus der nur einzelne dürftige Pflanzen hervorragen. — Die natürliche Moral lehret die Verachtung der äuſſerlichen Güter, in ſo fern ſie mit der Ruhe des Herzens nicht beſtehen können; die chriſtliche befiehlt über dieſes die Pflicht der Verleugnung, durch die wir die Liebe zu uns, zur Welt und zum Leben, der Liebe zu Gott und zu dem Nächſten aufopfern müſſen, wenn die Ehre Gottes und die geiſtliche Wohlfahrt des Menſchen nicht anders befördert werden kann. Die Demuth iſt beſonders eine eigenthümliche Tugend der chriſtlichen Moral: und ſie allein beweiſt beynahe den himmliſchen Urſprung der Religion, und den groſſen Unterſchied der philoſophiſchen und chriſtlichen Sittenlehre. Der Menſch, der ſtolze Menſch, der, an ſich betrachtet, ein Nichts iſt, und doch gern ein Gott wäre, ſollte der die Demuth lehren, wenn er ſich eine Moral ausdenkt; die chriſtliche Demuth lehren? Das heiſſt, die Tugend des Herzens, die aus der Ueberzeugung entſteht, daß alle unſre Gaben, Vorzüge und Verdienſte, die Gaben der Religion und der Natur, der Seele, des Körpers, des äuſſerlichen Glücks, freye und unverdiente Geſchenke Gottes ſind, die wir ſorglos und undankbar gemiſsbraucht und verderbt haben, die wir noch itzt bey

allem

allem unſern guten Willen mißbrauchen? Die Demuth der Religion, welche uns dreiſt ſaget, daß wir nicht durch unſre Kräfte können tugendhaft und glückſelig werden? Sollte dieſe Tugend eine Frucht ſeyn, die auf dem Boden der ſtolzen Vernunft entſpröſſe? Sie iſt eine eigenthümliche Tugend der chriſtlichen Moral.

Die Beweiſe der chriſtlichen und philoſophiſchen Moral ſind viertens in Anſehung der Deutlichkeit, Stärke und Allgemeinheit ſehr verſchieden. Es iſt gewiß, die Vernunft kann die Schönheit der Tugend und ihren glücklichen Einfluß auf die Wohlfahrt des Menſchen erweiſen; allein ſie braucht viel Mühe und Kunſt, alle Pflichten aus gewiſſen Grundſätzen herzuleiten, ſie unter einander freundſchaftlich zu verbinden und in ein übereinſtimmendes Lehrgebäude einzuſchlieſſen. Dieſe Methode, den Menſchen von ſeinen Pflichten zu überzeugen, ſo gut ſie iſt, iſt doch nur für Wenige, nicht für die Welt. Sie erfordert, um ihr in ihren Beweiſen folgen zu können, Scharfſinn, und einen geübten Verſtand, der nur das Antheil weniger Menſchen iſt. — Die chriſtliche Moral hingegen iſt mit einer ſo weiſen Einfalt, Deutlichkeit und Kürze vorgetragen, daß ſie von dem ſchwächſten Verſtande kann begriffen, und von dem ungeübteſten Gedächtniſſe behalten werden. Ihre Beweiſe ſind eben ſo helle, als ihre Pflichten, und ſo ſtark, daß ſie keinen Einwurf leiden, weil ſie göttliche Ausſprüche ſind. Du ſollſt deinen

nen Nächsten lieben, als dich selbst, ihn nicht beleidigen, für sein irdisches und ewiges Glück sorgen; denn Gott dein Vater, Schöpfer und Erhalter, und Erlöser, der Gott der Liebe und Gnade, liebt ihn, wie dich; die Liebe ist deine Pflicht, weil sie eine Nachahmung Gottes und dein Glück ist. Die christliche Moral zeigt Gott überall als das liebreichste und heiligste Wesen, und entlehnet die Beweise unsrer Pflichten von diesen göttlichen Vollkommenheiten. — Was ihr thut, sagt die christliche Moral, so thut es alles zu Gottes Ehre; *) thut es so, daß Andre aus euren Thaten und Werken auf die Vorstellungen, die ihr von den göttlichen Eigenschaften habt, auf eure Ehrfurcht gegen seine Vollkommenheiten und auf euren Gehorsam gegen seine Befehle schließen und einen Antrieb daher nehmen können, in ihrem Wandel auch so zu verfahren. Wird ein so unterrichteter Schüler der christlichen Sittenlehre noch ungewiß seyn können, ob er, und warum er zu allen Zeiten, in allen Handlungen seines Lebens, an allen Orten, in jedem Alter, in der Jugend so wohl als am letzten seiner Tage, in jedem Stande, im höchsten so wohl als im niedrigsten, in jedem Auftritte des Lebens, im Glücke so wohl als im Unglücke, mäßig, enthaltsam, gerecht, liebreich, gutthätig, keusch, treu, wahrhaft, bescheiden und geduldig seyn, oder doch aufrichtig suchen soll, es zu seyn? Wir hätten Ursache, nicht vortheilhaft von der christlichen

*) 1 Kor. 10, 31.

chen Moral zu denken, oder deutlicher zu reden, ſie nicht für göttlich zu halten, wenn ſie in der Methode und Sprache der Philoſophen vorgetragen wäre. Sie könnte alsdann kein Unterricht für alle Seelen ſeyn; und ſollte ſich Gott eines Mittels bedienen, die Menſchen weiſe und fromm zu machen, das ſich für ihren Verſtand und die nothwendigen Geſchäffte dieſes Lebens nicht ſchickt? Dieſes läßt ſich ohne Entheiligung Gottes nicht denken.

Die Vernunft hat große **Bewegungsgründe** und Ermunterungen zur Tugend; aber die chriſtliche Moral hat **fünftens** außer dieſen noch höhere, und giebt den Bewegungsgründen der Vernunft mehr Licht und Stärke. Was dieſe von der Unſterblichkeit der Seele vermuthet, oder doch ſo tiefſinnig vorträgt, daß es nur Wenige überzeugen kann; das ſagt die Moral der Religion mit hoher Zuverſicht und auf das Anſehen Gottes. Der Menſch, **welcher** glaubt, daß ſeine Seele unſterblich iſt, **weil es** unmöglich iſt, daß ihn Gott hintergehen kann, der weis es überzeugender, als ein Philoſoph durch ſeine ſchärfſten Beweiſe. — Die Belohnungen und Strafen der Ewigkeit, dieſer Schimmer des Lichts in der Philoſophie, iſt in der Religion ein heller Mittag. Alles fließt in dieſen Mittelpunkt zuſammen: Gott iſt ein Richter der Lebendigen und der Todten, der alles ans Licht bringen, von dem jeder empfahen wird, nachdem er gehandelt hat bey ſeinem Leben, es ſey gut

oder

oder böse. *) Alle göttliche Eigenschaften sind in der Religion Bewegungsgründe zur Tugend und Abhaltungen vom Laster; und diese Eigenschaften erkennet die Philosophie nie in dem hellen Lichte, in welchem sie die Religion zeigt.'

Man erwäge nur den so mächtigen Antrieb, der aus der erkannten Liebe des Erlösers der Welt auf unser Herz und unsere Tugend wirket. Diese Liebe des Erlösers, wenn sie lebendig geglaubt wird; und der Geist Gottes wirket diesen Glauben durch die Wahrheiten der Schrift; muß nothwendig das Herz mit höherer Liebe gegen Gott erfüllen, als die natürliche Liebe ist, die wir gegen den Allmächtigen fühlen, wenn wir ihn bloß als unsern Schöpfer und Erhalter betrachten; und sie muß also auch ein stärkerer Antrieb zur Tugend seyn. Einen Erlöser glauben und anbeten, durch den alles gemacht ist im Himmel und auf Erden, der Gott und unser einziges Heil ist, der für uns Mensch ward, die Strafen unsrer Sünden auf sich nahm, für unser ewiges Heil den schrecklichsten Tod starb, der die Tugend befiehlt und das Laster verbeut, der erschien, uns nicht nur zu erlösen, sondern auch zu heiligen, und an dessen Gnade und Verdienste wir ohne Heiligung keinen Antheil haben; dieses lebendig glauben, und doch keinen Antrieb spüren, seinen Geboten zu gehorchen; wer kann solches ohne Widerspruch denken? Dieser Bewegungsgrund aber, über den der Himmel nichts höhres hat, ist in der christlichen Moral

*) Kor. 5, 10.

nicht nur ein Antrieb zur Beſtändigkeit in der Tugend, ſondern auch die Quelle und die Kraft der Tugend. Die Liebe zu Gott, die aus dem Glauben erzeugt wird, daß wir, ungeachtet aller unſrer Strafwürdigkeit, durch das Verdienſt eines göttlichen Mittlers aus Gnaden unendlich glücklich ſind, beſeelet das Herz mit einer göttlichen Kraft, ſeine böſen Neigungen zu überwinden. Sie breitet Wohlwollen und Liebe gegen alle Menſchen in demſelben aus. Sie adelt unſre Abſichten und macht Gottes Willen dem Herzen, das von Natur gern ungefeſſelt ſeyn will, angenehm. Es empfindet die Göttlichkeit der Tugend und fühlet, daß ſeine Pflicht, ſo ſtrenge ſie auch ſcheint, doch nichts, als ſein Glück und die Vereinigung mit der Quelle aller Vollkommenheit und Glückſeligkeit iſt. Er fühlet den innerlichen Frieden, der höher iſt, denn alle Vernunft.

Dieſe Kraft zur Verbeſſerung des Verſtandes und des Herzens entbehret die Moral der Vernunft. Ihre Verheißungen, wodurch ſie zur Tugend beweget, ſind äußerliche Wohlfahrt, eine gewiſſe Stille und Ruhe des Herzens, und ein dunkler Schimmer ewiger Glückſeligkeit. Die Moral der Religion verſpricht ihren Schülern Gerechtigkeit, Friede und Freude in dem heiligen Geiſte hier in dieſer Welt, und in der ewigen mit der gröſten Gewißheit überſchwengliche Herrlichkeit, und gewähret uns ſchon den Vorſchmack derſelben in gewiſſen ſeligen Stunden. Es iſt wahr, die Moral der Vernunft lehret uns vieles, das uns die Of-

fenbarung nicht lehret, als da ſind die Regeln und Mittel der Klugheit. Aber eben, weil das die Vernunft für ſich einſehen kann, übergeht es die Schrift, deren Hauptabſicht iſt, gefallne und ſündige Menſchen zur Seligkeit weiſe und geſchickt zu machen. Hingegen geben die groſſen Beyſpiele der Tugend, die uns die Schrift verſtellet, und beſonders das vollkommenſte Muſter unſers Herrn und Erlöſers, der chriſtlichen Sittenlehre einen unendlichen Vorzug.

Die chriſtliche Moral läßt ihren Schüler, den gebeſſerten Menſchen, noch unvollkommen. Er bleibt ſchwach, weil er ein Menſch bleibt, und weil ihm das Böſe, das er beſtreitet, noch immer anklebt und ihn zum Guten träge macht; allein ſie erhebt ihn doch auf eine weit höhere und herrlichere Stufe der Tugend, als die philoſophiſche Moral. Wer kann dieſes leugnen, wenn er die Religion und die Vernunft kennet?

Die chriſtliche Moral lehret, daß Gott unſre unvollkommene und fehlerhafte, aber doch aufrichtige Tugend, um einer göttlichen uns erworbnen Gerechtigkeit willen, als vollkommen annehmen und ewig belohnen will. — Die Moral der Vernunft wünſchet und hoffet nur, daß Gott einen unvollkommenen, aber aufrichtigen Gehorſam, und eine tägliche Beſtrebung, beſſer zu werden, mit Wohlgefallen anſehen und die begangenen Uebertretungen ſeiner Geſetze, und die mannichfaltigen Laſter nicht ewig ahnden werde.

Laſſen Sie uns Beide, den Tugendfreund der Vernunft und der Religion, in Eine Stellung bringen. Sie ſind am Ende ihres Lebens und richten ſich Beide in der Stunde des Todes mit Hoffnungen auf.

Ich überſehe itzt, fängt der philoſophiſch Tugendhafte an, ich überſehe itzt die vollendete Bahn des Lebens, die mir der Urheber der Welt angewieſen hätte. Ich habe mich aufrichtig bemüht, ſeinen Willen zu erkennen, und die Pflicht gegen ihn, gegen mich und die Welt zu erfüllen. Aber habe ich dieſe Pflicht genug erkannt, ſtets, und auf die beſte Art, ſo wohl in meinem Herzen, als in meinem Wandel, ausgeübt, um des Beyfalls eines allwiſſenden Zeugen und ſeiner Gnade würdig zu ſeyn? Er iſt die Quelle der Vollkommenheit; habe ich ihn am meiſten geliebet, und mehr, als alles, verehret? — Ich ſehe einzelne Tugenden des Jünglings, des Mannes und des Greiſes in meinem Leben. Dieſes Zeugniß kann ich mir am Rande des Grabes ertheilen; und du, o Gott, du willſt das Gute, und biſt ſein Freund und Belohner! Doch wie ſchwach und unvollkommen ſind meine Tugenden! Wirſt du auch die belohnen, die ich mehr aus Menſchenfurcht, aus Ehrgeiz und Erziehung, aus Temperament und Eigenliebe, als aus Ehrfurcht gegen dich, ausgeübet habe? — Ich ſehe gute Abſichten und Unternehmungen in meinem Leben, Dienſte der Menſchenliebe. Aber ich ſehe in allen Auftritten meines Lebens auch viele Gebrechen;

chen; hier Thorheiten und Ausschweifungen der Jugend, dort Laster der männlichen Jahre und Gebrechen des höhern Alters: in der einen Waagschale das versäumte Gute und das bewilligte Böse; wie viel ist dessen! in der andern das vollbrachte Gute und das besiegte Böse; wie wenig ist dessen! Ich fühle Bestrafungen des Gewissens. Gott kennt alle meine Fehler, auch die geheimsten der Gedanken und Neigungen; sie sind Empörungen wider seine Gesetze, die er mir durch die Vernunft und das Gewissen entdeckte. Wird er diese Vergehungen in einer zukünftigen Welt ewig bestrafen? Er ist Heiligkeit! — Wird er mich mit Gnade beglücken? Er ist Liebe! — Werde ich ewig dauern? Aber ich bin Staub und ein Sünder! — Werde ich nicht ewig dauern? Aber ich bin Gottes Geschöpf, und fühle das Verlangen in mir, unendlich zu leben! Wer entreißt mich dieser Ungewißheit; und zugleich der Furcht? Die Vernunft? — Redte sie doch entscheidender! Der Tod wird meine Zweifel auflösen. Ich trete also in eine andre Welt ein; auch in eine ewige und glückliche? Das wolle Gott! Er sagts, und stirbt.

Lassen Sie den Tugendhaften nach der Religion auch auf dem Lager des Todes das Bekenntniß seines Glaubens und seiner Hoffnung ablegen. Stützt er sich auf seine schwachen Tugenden, um den Schritt in die Ewigkeit beherzt zu thun? Ist nicht durch den Glauben an den Erlöser ein göttliches Verdienst sein, das ihm

bey Gott Vergebung der Sünden, und ſelbſt für ſeine unvollkommne Tugend Belohnung erwarb? Hat er keine höhern Hoffnungen, als die, welche ihm die Stralen der geſunden Vernunft entdecken? Laſſen Sie ihn reden. Er überſieht ſein Leben und blickt mit ſeinem Geiſte über das Grab hinaus, in die Ewigkeit. Der Arzt hat ihm ſchon ſein nahes Ende verkündiget. Er richtet ſeine Gedanken auf Gott, und ſpricht voller hohen Zuverſicht:

So iſt, Allmächtiger, denn meine Hülfe nah!
Du rufſt. Hier bin ich, Herr! Preis und Hallelnja
Sey dir, der ſeine Hand ſtets über mich gebreitet,
Dir, Gott, der bis ans Grab mich wunderbar geleitet!
Wie oft vergaß mein Herz ſein Heil und ſeine Pflicht!
Noch giengſt du, Heiliger, nicht mit mir ins Gericht.
Vernimm des Dankes Lied, das ich dir ſterbend bringe:
Ich bin viel zu gering, der Treu viel zu geringe
Und der Barmherzigkeit, die du an mir gethan.
Lobſingend bet ich dich mit allen Himmeln an,
Dich, Heil der ganzen Welt! Erfülle mein Vertrauen
Und deine Herrlichkeit laß meine Seele ſchauen.

Du

Du bist die Lieb, o Gott, und Gnade für und für;
Mein Geist wird selig seyn: denn ihn befehl
ich dir.
Mit allen Heiligen von Herrlichkeit umgeben,
Unsterblich, Engeln gleich, werd ich dich schaun,
und leben.
Und du, mein bester Freund, der sich den Ruhm
erwirbt,
Im Tod es mir zu seyn, leb wohl! — Er sprichts,
und stirbt.

Wer hat den höchsten Trost? Der Fromme nach der Vernunft; oder der Fromme nach der Religion? Dieser stirbt nach seinem Glauben mit einem demüthigen Heldenmuthe, und jener nach seinem Glauben mit Hoffnung und Furcht zugleich. Denn das beunruhigte Gewissen kann durch die Vernunft nie ganz gestillet werden. Wodurch soll ich das Bewußtseyn und die Folgen böser Thaten aufheben? Durch gute? Aber hören jene darum auf, zu seyn? Bin ich nicht zu diesem Guten, das ich nun thue, ohnedieß schon verbunden? Und wenn ich einen belohnenden Gott glaube, muß ich nicht auch einen bestrafenden Gott glauben? Ist Gott nur Güte? Das beruhigte Gewissen in der Religion ist die Frucht eines göttlichen Glaubens und einer zugerechneten unendlichen Gerechtigkeit, die den Frieden mit Gott wirket. Das gute Gewissen nach der Philosophie erlangen wir durch unsre

Tugend; und die beſte Tugend iſt ſehr unvollkommen. Das gute Gewiſſen nach der Religion iſt ein Geſchenk des Himmels und eine Frucht eines geheiligten Herzens. Wie groß iſt dieſer Unterſchied! Wie geſchickt iſt er, den Stolz der Vernunft zu demüthigen, und die chriſtliche Moral dem Auge des Verſtandes ehrwürdig zu machen! Aus dieſer Urſache habe ich ihn gezeigt. Denn ob ich Ihnen gleich nur die Pflichten der Vernunft vorzutragen willens bin: ſo werde ich doch nie vergeſſen, daß ich und Sie Chriſten ſind; und daß es die Hauptpflicht der Vernunft iſt, wenn eine nähere göttliche Entdeckung der Tugend und unſers Glückes vorhanden iſt, ſie dankbar zu verehren, und anzunehmen. »Die der chriſtlichen Re»ligion ganz eigne Lehre von der Vergebung unſe»rer Sünden um desjenigen willen, was Jeſus »für uns gethan und gelitten hat, die Verheißung »aller davon abhangenden Wohlthaten und Dar»reichung göttlicher Kräfte zum Guten, iſt eben »der Natur einer göttlichen Offenbarung recht an»gemeſſen; thut auf einer Seite der höchſten Ober»herrſchaft, der Ehre Gottes und ſeiner höchſten »Eigenſchaften, ſeiner unwandelbaren Gerechtig»keit, ſeiner unerſchöpflichen Güte, ſeiner unver»letzten Heiligkeit ein vollkommenes Gnüge; und »befeſtiget auf der andern die wahre Tugend und »Gottſeligkeit ſo wohl als die Ruhe unſers Gewiſ»ſens ungemein, da ſie eine vollkommene Heiligkeit »und einen unermüdeten Eifer im Guten erfordert, »und doch zugleich unſre Seligkeit nicht unſern

»Werken

»Werken oder Verdienſten, ſondern allein dem »Glauben an Gott und Jeſum Chriſtum zuſchreibt; »uns übernatürlichen Beyſtand und freye Verge»bung um des Verdienſtes Chriſti willen verheißt. »Welche Religion iſt je geweſen, oder läßt ſich aus»denken, die einen vortrefflichern und beſſer zuſam»menhangenden Unterricht von unſerer Seligkeit gä»be?« *) — Auch den Feinden der Religion, wenn ſie billig ſind, muß die chriſtliche Sittenlehre Beyfall und Ehrerbietung abnöthigen. Die Vernunft iſt allerdings ein hohes göttliches Geſchenke; und ſie aufrichtig anwenden, um die moraliſche Natur des Menſchen kennen zu lernen, und aus ſeinen Kräften, Fähigkeiten, Bedürfniſſen, und den Verhältniſſen gegen Gott und unſre Brüder, zu beſtimmen ſuchen, was wir nach ihrem Befehle und nach dem Ausſpruche des Gewiſſens zu thun, oder zu laſſen ſchuldig ſind, das iſt die wichtigſte Pflicht. Für Heiden, die keine nähere Offenbarung hatten, war das Naturgeſetz auch das höchſte Geſetz. Aber für Chriſten iſt die philoſophiſche Moral der Schritt zur Moral der Religion; und in dieſer Ausſicht iſt es gewiß, daß ein vernünftiger und aufrichtiger Deiſt die höchſte Anlage zum Chriſten hat. Selbſt die Apoſtel, wenn ſie die Heiden zum Chriſtenthume führten, fiengen ihren Unterricht mit der natürlichen Erkenntniß von Gott an. Wer, nach ihrem Ausſpruche, zu Gott kommen, das iſt, ein Chriſt werden

*) S. Neſſelts Auszug aus der Vertheidigung der Wahrheit und Göttlichkeit chriſtl. Relig. III Abſchn. II. Hauptſt. II. Abtheil. §. 176. a. d. 102. S.

werden will, der muß glauben, daß Gott ſey und denen, die ihn ſuchen, ein Vergelter ſeyn werde. *) Ein frommer Hauptmann, Cornelius, fürchtete Gott nach der Vernunft; und gleichwohl war dieſe Frömmigkeit, nach der Bekanntmachung der chriſtlichen Religion, nicht zu ſeinem Heile zureichend. Aber ſie führte ihn doch zum Glauben an den Erlöſer der Welt; und in ſo weit war ſie ein Gehorſam, der Gott angenehm ſeyn mußte. Nun ſehe ich mit Wahrheit, ſagte der Apoſtel, daß Gott die Perſon nicht anſieht, ſondern wer ihn fürchtet, und recht thut, iſt ihm angenehm. **) Wer Gott, nach der Vorſchrift, die er ihm gegeben hat, mit ganzem Herzen fürchtet und recht thut, iſt ihm angenehm; — dieß ſey unſer höchſter Grundſatz; und die beſtändige Ausübung deſſelben unſre einzige Ehrbegierde! Gott, der Allmächtige iſt unſer Freund; in unſrer Seele wohnet Friede; und die ganze ewige Zukunft wird Seligkeit ſeyn; — dieſes iſt der größte und würdigſte Gedanke eines Vernünftigen, den er denken, und den er höher als den Beſitz der ganzen Welt halten ſoll.

*) Hebr. 11, 6.

**) Apoſtelg. 10, 34. 35.

Fünfte Vorleſung.

In wie fern die Tugend der Weg zur Glückſeligkeit ſey, und worinnen das Weſen der Tugend beſtehe.

Wenn die Glückſeligkeit in dem Genuſſe des höchſten und dauerhafteſten Guten beſtehet, deſſen ein Menſch fähig, und in der Befreyung von den gröſsern und kleinern Uebeln, deren Abwehdung in unſerer Gewalt iſt: ſo lehret uns alles, die Vernunft, unſer Herz und die Erfahrung, daſs die Tugend der einzige und ſichre Weg zu unſrer Glückſeligkeit ſey; oder daſs uns der Beſitz und die Ausübung der Tugend die höchſten und beſtändigſten Freuden gewähre, und die gröſsten Uebel entweder abwende, oder uns doch die Laſt derſelben erleichtern helfe. Hiervon wollen wir in der gegenwärtigen Stunde reden.

Wir ſind, wenn wir uns auf der doppelten Seite, des Körpers und der Seele, betrachten, verſchiedener Freuden fähig; verſchiedenen Uebeln ausgeſetzet.

ausgeſetzet. Wir finden Vergnügungen und Schmerzen des Körpers, Vergnügungen der Einbildungskraft, Vergnügungen des Verſtandes, Freuden des Herzens, und Unruhen und Vorwürfe deſſelben; Freuden, die theils der Lebhaftigkeit und Dauer, theils der Güte und Würde nach, ſehr verſchieden ſind.

Die ſinnlichen Freuden, die aus der Stillung der körperlichen Begierden entſtehen, ſind die flüchtigſten und zugleich die unedelſten; denn wir haben ſie mit den Thieren gemein. Ihr Genuß läßt nichts in unſrer Seele zurück, über das wir mit Beyfalle nachdenken könnten. Die herrlichſte Mahlzeit gehalten zu haben, iſt kein Gedanke, deſſen ſich unſer Geiſt im Stillen rühmet, kein Troſt, der unſre Seele im Elende aufrichtet. Die Freuden einer bloß körperlichen Liebe, ohne den Geiſt verſtändiger Freundſchaft und einer keuſchen Ehe, ſind, wie die kürzeſten, alſo auch die niedrigſten dem Range nach. Selbſt die unſchuldigſten Freuden der Sinne gleichen den Blumen; ſie ſterben, ſo bald ſie gebrochen ſind.

Wir nehmen ferner wahr, daß die Vergnügungen der Sinne, nur in einer gewiſſen Maaße genoſſen, mit unſrer Natur übereinſtimmen; daß uns die Uebermaaße derſelben, Schmerzen des Körpers, Schwachheiten und Krankheiten erwecket, die Kräfte des Lebens verzehret, die Fähigkeiten des Geiſtes ſchwächet und unterdrücket. Wir nehmen wahr, daß dieſe natürlichen Neigungen zum ſinnlichen Vergnügen durch eine uneingeſchränkte

ſchränkte Befriedigung zu ſtürmiſchen Leidenſchaften werden, die uns zum Gegenſtande der Luſt hinreißen, den Verſtand blenden und in dem Herzen das Gefühl des Rühmlichen und Nützlichen erſticken. Wir nehmen wahr, daß die Begierde der Selbſtliebe, der Liebe zum Leben und zur Geſundheit; daß das Verlangen nach Ruhm, Macht und Anſehen, nach Reichthume und Pracht, nach Ruhe und Bequemlichkeit, wenn ſie zu ſtark anwachſen, ihre anmuthige Seite verlieren, ſich in unſer Unglück verkehren, und die Fieber der Seele werden, die wir Zaghaftigkeit, Wolluſt, Geiz, Ehrſucht, Eitelkeit, Trägheit und Faulheit nennen. Wenn wir alſo von dieſer Seite geſichert ſeyn, uns nicht ſelbſt zuwider handeln, und nicht die gröſſern Vergnügungen aus einem ſinnlichen Kützel uns rauben wollen: ſo entſteht die erſte Pflicht, ſich ſelbſt und ſeine natürlichen Neigungen in ihren von dem Gewiſſen und der Vernunft angewieſenen Schranken zu halten. Die Ausübung dieſer Pflicht iſt die **Tugend** der **Mäßigung.**

Die Freuden der Einbildungskraft, die uns die Gegenſtände der Natur oder der Kunſt durch ihre Anmuth, durch das Nachdenken über ihre Schönheit, Ordnung und Mannichfaltigkeit, durch den Genuß des Auges oder des Ohres gewähren, ſind dauerhaftere Freuden, als die bloß ſinnlichen. Wir können ihren Genuß oft und ohne Ekel wiederholen, und einen großen Theil unſers Lebens mit demſelben ausfüllen. Das Vergnügen eines tobenden Rauſches und einer ſanften Muſik; wie

ſehr ſind ſie, der Güte und den Folgen nach, von einander unterſchieden! Dieſe Freuden der Einbildung ſind alſo ein höherer Grad des Vergnügens, und unſerm Geiſte mehr angemeſſen. Ihre Erinnerung belebt, wenn ſie ſchon vorüber ſind, das Herz noch mit einem Wohlgefallen; und ſie ſind ſo lange gut, als ſie uns an keinem größern Glücke hindern.

Ehre und Beyfall, in ſo weit ſie eine Frucht der Verdienſte ſind, geben ein großes und dauerhaftes Vergnügen. Reichthümer und Macht verſchaffen es nicht durch ſich, ſondern durch den weiſen Gebrauch. In der Hand des Tugendhaften werden ſie Glück, in der Hand des laſterhaften Unglück.

Die Uebung und Verbeſſerung der Kräfte des Geiſtes und Verſtandes, hilft uns zu einer neuen Vergnügung. Wir bewundern einen durchdringenden Verſtand, und die Werke, die er ſchafft. Wir ſchätzen einen unermüdeten Fleiß, je nützlicher ſeine Einflüſſe dem gemeinen Beſten ſind. Wir ſchätzen ein treues Gedächtniß, einen lebhaften Witz, eine große Beurtheilungskraft, an uns und Andern, und ehren die Werke, worinne wir die Spuren eines geübten Geiſtes finden, mit unſerm Wohlgefallen. Wir bewundern ſo gar die Fertigkeiten des Körpers, die durch Fleiß und regelmäßige Uebung erreicht werden, die Geſchicklichkeit zu tanzen, zu ringen, zu Pferde zu ſitzen. Wenn bewundern wir aber die Gemächlichkeiten eines Menſchen, der, auf dem Bette der Trägheit

und

und Weichlichkeit ausgestreckt, sein Leben unter allerhand Belustigungen verträumt?

Ein noch höheres Vergnügen entsteht aus gewissen Neigungen und Handlungen, die mit der Wohlfahrt der Andern, als Ursachen oder Wirkungen, im Verhältnisse stehen. Wir fühlen eine Neigung des Mitleidens gegen Personen, die wir unglücklich sehen, vornehmlich die wir lieben, und ein unruhiges süßes Verlangen, sie von ihrem Unglücke zu befreyen. Wir empfinden ein Vergnügen an dem Glücke derer, denen wir gewogen sind, und ein Verlangen, ihnen dieß Glück zu erhalten. Und eben diese gesellschaftlichen Empfindungen der natürlichen Zuneigung, des Mitleidens, der Freundschaft und eines allgemeinen Wohlwollens sind es, die wir so wohl in uns als in Andern, ohne große Anleitung des Verstandes, zu billigen und zu lieben uns gedrungen finden. Eben dieses Vergnügen, an Anderer Wohlfahrt Theil zu nehmen, ihren Uebeln abhelfen zu können; das Bewußtseyn, ihnen gedient und genützet, und so viel wir gekonnt, sie glücklich gemacht zu haben; selbst der Gedanke, daß wir es ernstlich gewollt haben, ist das edelste Vergnügen für den Geist. Diese menschenfreundlichen Neigungen und die daraus fließenden freyen Handlungen; so wohl die, durch die wir uns in den Stand setzen, Andern zu dienen, als die, durch die wir ihnen wirklich dienen; sind nicht allein die Quelle des edelsten, sondern auch des dauerhaftesten Vergnügens, weil diese Neigungen selbst bis an unsre letzten Augenblicke dauern, und be-

ſtändig von der Wohlfahrt der Menſchen verlanget werden. Mein Nächſter bedarf meines Wohlwollens, meiner uneigennützigen Bemühungen; und wenn ich beydes zurück halte, ſo widerſtehe ich den Abſichten meiner Beſtimmung, und raube mir dadurch die innerliche Zufriedenheit, indem ich mich, wider die göttliche Einrichtung der Natur, als ein Geſchöpf verhalte, das nur zur Stillung ſeiner ſinnlichen Begierden da iſt. Ernähre ich gar die Neigung des Unwillens und des Haſſes, ſo entſteht ein nothwendiger Streit dieſer Leidenſchaft mit dem natürlichen moraliſchen Gefühle, und alſo Unruhe und Vorwürfe des Gewiſſens.

Dieſe dem Herzen eingedrückte Neigung, ſich für das Glück der Andern zu bemühen, ihrem Elende zu wehren, ſo viel gütige Handlungen auszuüben, als wir können, und das zwar ohne Eigennutz, um den Beyfall unſers Gewiſſens und des allwiſſenden Zeugen zu erlangen; dieſe Neigung kann das allgemeine Wohlwollen, und die Ausübung deſſelben die Tugend der Menſchenliebe und Gerechtigkeit genennet werden.

Einen Gott erkennen, (und ihn nicht erkennen, heißt eben ſo viel, als ihn nicht erkennen wollen,) einen Gott erkennen, ihn als das vollkommenſte, heiligſte, weiſeſte, mächtigſte und liebreichſte Weſen in der Einrichtung der ganzen Natur, in ſo viel tauſend wunderbaren Geſchöpfen, in ſo viel Millionen Gutthaten und weiſen Veranſtaltungen, in ſo viel Abſichten und angewandten Mitteln, die auf das allgemeine und beſondre Beſte des menſch-

lichen

lichen Geschlechtes abzielen, in den Fähigkeiten unsrer Seele; in den Regungen unsers Gewissens, in den Wundern unsers Körpers und der Empfindungen, die uns eigen sind, ihn da erkennen; einen Gott erkennen, der alles regiert, alles trägt, alles liebt, in dessen Hand unser höchstes Glück und unser höchstes Elend stehen muß; einen Gott, ohne den wir nichts wären, einen allmächtigen Vater, durch den wir alles in jedem Augenblicke sind, der unsrer nicht bedarf, der nichts als unser Glück wollen kann, oder er ist nicht Gott; einen solchen Gott erkennen, und doch keine Neigung der tiefsten Anbetung und Unterwerfung gegen ihn fühlen, ihn nicht über alles verehren und lieben, ihm nicht gehorchen, ihm nicht vertrauen, sich seiner Regierung nicht ohne alle Ausnahme unterwerfen wollen, ihn nicht als den Zeugen unsrer Absichten, als den Zuschauer unsrer Handlungen, als den Richter, der allein Belohnungen und Strafen mit Recht austheilen kann, betrachten, nicht seines Beyfalls würdig seyn wollen; dieß ist kein Charakter eines Vernünftigen; dieß ist das Bild des verworfensten Geistes, den jemals der Verstand denken und das Herz verabscheuen kann. Nein, der vernünftige Mensch erkennet und verehret einen Schöpfer und Gott;

Er, er erhebt die Hand zum Danken,
Und preiset den, der ihn gemacht;
Gott ist der größte der Gedanken,
Die sein erstaunter Geist gedacht!

Aus der Erkenntniß Gottes und den Empfindungen der Liebe, der Ehrfurcht, des Vertrauens und der Dankbarkeit schöpft die Seele die heiligsten und erhabensten Freuden. Ohne Gott ist unser Herz nie beruhiget, und unsre Wohlfahrt nie gesichert. „Aber seiner Gnade gewiß seyn, sich seiner Liebe, seines allmächtigen Schutzes bewußt seyn, sich mit dem Vertrauen auf ihn trösten können, welche Ruhe kann uns da mangeln! Und welches Glück läßt sich über diese Gemüthsverfassung hinaus denken? Wie Gott der höchste Gedanke ist, so ist er auch der reichste an Wonne und für das Herz der seligste. »Einen Gott erkennen, »sagt ein frommer Schriftsteller, ist der Freude »Anfang; einen Gott anbeten, ist der Freude »Wachsthum; einen Gott lieben, ist der Freude »völlige Reife.« *) Ihn aber erkennen, und Empfindungen der Seele gegen Ihn haben, die dieser Erkenntniß gemäß sind, und das thun, was diese Empfindungen uns empfehlen, dieses ist die **Anbetung Gottes, das Wesen und das Glück der Religion, die höchste Tugend und daher die höchste Staffel der menschlichen Glückseligkeit.**“

In dieser ehrfurchtsvollen Gemüthsverfassung gegen die Gottheit, und in den gütigen Gesinnungen gegen die Menschen; in der Ausübung der Handlungen, die uns durch diese Empfindungen angepriesen werden, und folglich auch in der Beherrschung unsrer sinnlichen Begierden, und unsrer Selbstliebe, daß sie uns von dieser Bestimmung nicht

*) S. Youngs Nachtgedanken, Achte Nacht.

nicht entfernen, beſteht die ganze Summe der Pflicht und Tugend, und alſo auch die Summe unſrer Glückſeligkeit.

Wir können nicht alle Beſchwerden und Leiden, die mit der Natur verbunden ſind, von uns entfernen; und alſo können wir auch in dem gegenwärtigen Leben nicht vollkommen glücklich ſeyn. Wenn wir die Claſſe der Schmerzen des Körpers und der Seele durchgehen, und ſie in Anſehung ihrer Größe und Dauer unter einander betrachten: ſo finden wir zwar, daß die körperlichen Schmerzen groß und langwierig ſeyn können; allein ſo bald ſie aufhören, unterſcheiden ſie ſich doch von den moraliſchen dadurch, daß ſie kein Gefühl eines Uebels zurück laſſen. — Krankheit und Dürftigkeit, Unehre und Schande, ſind Quellen groſſer Schmerzen; allein nur alsdann am meiſten, wenn wir ſie uns ſelbſt zugezogen haben. Die Schmerzen der Mitleidenſchaft, die aus dem Unglücke der Perſonen, die wir lieben, auf uns eindringen, ſind auch ſehr groß; allein wir haben in der Betrachtung der göttlichen Vorſehung, die allezeit weiſe und gnädig unſre Schickſale zu unſerm Privatglücke und dem allgemeinen Beſten einrichtet, ein kräftiges Mittel wider dieſe Schmerzen; und wir finden eine Art der Befriedigung darinnen, uns ihnen willig zu überlaſſen, weil ſie aus dem Wohlwollen des Herzens entſpringen, und mit Liebe vermiſcht ſind. Die gröſte und dauerhafteſte unter allen Martern der Seele iſt eben diejenige, von der die Tugend am meiſten befreyet, ich

meyne die Gewiſſensangſt, oder die peinlichen Vorwürfe ſeines eigenen Herzens, wiſſentlich wider die Befehle der Natur und Gottes gehandelt zu haben. Allein ſo gewiß es iſt, daß wir vielen körperlichen Schmerzen und den quälenden Verwürfen des Gewiſſens durch Wachſamkeit und Mäßigung ausweichen können: ſo bleiben doch noch ſtets Uebel übrig, die wir nicht ganz aufheben, ſondern deren Eindruck wir nur ſchwächen können. Wir ſind nämlich Uebeln der Natur, Uebeln unſrer eigenen Verſchuldung, Uebeln durch die Schuld Andrer ausgeſetzet. Unſre guten Abſichten glücken nicht allezeit; das beſte Herz hat ſeine ſchwache Seite und fällt oft in Fehler, die von ihm hätten vermieden werden können, und die ſein Glück ſtören; unſre Freunde, die wir als einen Theil unſers Glückes lieben, leiden, oder werden uns entriſſen; unſre Geſundheit geht verloren; unſre Güter und Reichthümer verkehren ſich oft in Mangel und Armuth; unſer guter Name wird betunehret; der Tod ſelbſt nähert ſich uns täglich: — was ſoll uns in dieſen Umſtänden beruhigen? Der große Gedanke von Gott, unſerm Schöpfer und Erhalter, der Glaube an ſeine weiſe und gnädige Regierung unſrer Schickſale, das Bewußtſeyn einer überwiegenden Liebe zu ihm und zum Guten, und die Hoffnung einer ewigen glückſeligen Fortdauer. Können wir alſo die Uebel dieſes Lebens nie ganz von uns entfernen: ſo können wir doch unſre Seelen durch Gelaſſenheit und Standhaftigkeit ſtärken, und durch eine völlige Ergebung in

die

die göttlichen Rathſchlüſſe den Eindruck des Elends mindern, und der Furcht widerſtehen. Dieſe Tugend oder Hoheit der Seele, die uns im Leben und im Tode ſo unentbehrlich iſt, wird aus der Betrachtung der göttlichen Liebe und Vorſehung, aus dem Zeugniſſe eines guten Gewiſſens, und aus der feſten Verſicherung von der Unſterblichkeit und Glückſeligkeit unſers Geiſtes, erzeuget; daher iſt der Gerechte, mit der Schrift zu reden, getroſt wie ein junger Löwe. *)

Laß Erd und Welt,
So kann der Fromme ſprechen,
Laß unter mir den Bau der Erde brechen,
Gott iſt es, deſſen Hand mich hält.

Dieſes iſt die Anordnung der Natur, nach welcher der Menſch glücklich werden kann und ſoll. Er wird es, wenn er ſeine natürlichen Neigungen, die auf die Erhaltung des Lebens und den Genuß der ſinnlichen Freuden gerichtet ſind, den höhern Neigungen immer unterwirft, die auf die Güter der Seele abzielen. Er darf und ſoll ſich lieben, aber nach einer gewiſſen Einſchränkung. Er darf die Freuden der Sinne genieſſen; aber ſie müſſen den höhern Freuden des Geiſtes und der Ruhe der Seelen nicht Abbruch thun. Er muß mäßig ſeyn, ſeine Begierden nach dem Befehle der Vernunft beherrſchen, ſeine Fähigkeiten und Kräfte üben und verbeſſern, und die Freuden der eingepflanzten Menſchenliebe und der Liebe Gottes, als das größte

*) Sprüchw. 28, 1.

ſhut, ſuchen und ſchmecken. — So bald wir uns bloß der Selbſtliebe, dem Eigennutze und der Sinnlichkeit überlaſſen: ſo folgen ſtürmiſche Leidenſchaften und Verfinſterungen der Vernunft. Wir verlieren die edlen Geſinnungen des Herzens gegen Menſchen und Gott, und die Luſt zu guten Handlungen. Unſre ſinnlichen Begierden zu ſtillen, werden wir ihre Knechte, Sklaven der Wolluſt und andrer ſchändlichen Ausſchweifungen, und dadurch zugleich Zerſtörer unſers Körpers. Unſre Leidenſchaften zu befriedigen, und dem Eigennutze zu gehorchen, werden wir liebloſe, Niederträchtige, Betrüger, Gewaltthätige, Menſchenfeinde. Für einen thieriſchen Kützel der Sinne entſagen wir den höchſten Freuden der Religion. Wir entfernen den Gedanken von Gott aus unſrer Seele und mit ihm die edelſten und ſüßeſten Neigungen der Ehrfurcht, der Liebe und des Vertrauens, und rauben uns das Bewußtſeyn ſeines Beyfalls. In ſo weit iſt es gewiß, daß kein laſterhafter glücklich ſeyn kann. Je mehr hingegen der Menſch die Ordnung der Vernunft und des Gewiſſens beobachtet; deſto mehr iſt er das, was er ſeyn ſoll, mit ſich zufrieden und in ſich glücklich, wenn gleich nicht vollkommen.

Stellen Sie ſich einen Mann vor, der die Güter des Lebens nach ihrem wahren Werthe ſchätzt und ſucht, nicht mehr begehrt, als er nöthig hat, ſeine Begierden nach dieſer Regel ordnet, und Andern ſo viel Gutes gönnt und ſchafft, als er kann; einen Mann, der es ſich bewußt iſt, daß er

der

der Vernunft und dem Gewiſſen, und durch ſie dem Willen der Vorſehung folgt; einen Mann, der ſich mit ihrer Liebe, mit ihrem allmächtigen Schutze im Herzen tröſtet, und ſeine Schickſale ihrer Weisheit überlaſſen kann; ſollte der nicht ſo glücklich ſeyn, als ein Menſch werden kann? Er befreyt ſich von den Quaalen des Geizes, der Ehrſucht, des Stolzes, der Wolluſt, des Neides, von der nagenden Furcht, von der Pein der Rachſucht und den Gefahren der Tollkühnheit. Wird es ihm ſo leicht an den nothwendigen Bedürfniſſen des Lebens fehlen? Er iſt ja arbeitſam, ſparſam und genügſam. Wird ihm die Geſundheit, die Frucht der Mäßigung und Arbeitſamkeit, ſo leicht mangeln? Sind nicht die Leidenſchaften die gefährlichſten Feindinnen des Körpers und der Seele? und von dieſen befreyt er ſich ja. — Wird ihm die Achtung und Freundſchaft und der Beyſtand der Menſchen mangeln? Ihm, der ſich aufrichtig bemüht, das natürliche Geſetz der Liebe durch Dienſtfertigkeit, Treue, Rath, Mitleiden und Beyfreude zu erfüllen, und der es um deſto mehr erfüllt, je minder er einer unordentlichen Selbſtliebe folgt? Liebt und ehret man ein ſolches Herz nicht wieder; und wird man gegen einen ſolchen Mann ſo leicht undankbar, ungerecht und ſchmähſüchtig verfahren? So verderbt iſt die Natur ſelten; und ſelbſt das Laſter will einer beſtändigen und nützlichen Tugend noch immer wohl. — Und wenn auch der Tugendhafte ſeine Sicherheit nicht immer ſchaffen, ſeine äußerliche Wohlfahrt nicht immer erhalten

kann, wenn er Schmerzen und Krankheiten nicht ſtets von ſich abzuwehren, ſich den Beleidigungen oder der Verachtung der Boshaften und Unverſtändigen nicht immer zu entziehen vermag; kann er ſich denn ſeine Beſchwerden und Leiden nicht verſüßen, und durch Gelaſſenheit ihre Schwere mindern? Das kann der Laſterhafte nicht! Iſt der Gedanke, daß der Fromme ſein Elend nicht verſchuldet hat, kein mächtiger Troſt für ihn? Hat er nicht den Beyfall ſeines eigenen Herzens, der ihn ſtärket? Und iſt ein ruhiges Gewiſſen nicht das Glück, das er für keine Welt hingäbe? Hat er nicht die Gewogenheit und die Hülfe der Rechtſchaffenen; und iſt nicht ihr Mitleiden ſein Ruhm? Hat er nicht das Vertrauen zu Gott, deſſen Macht und Güte nichts Grenzen ſetzet? Wir ſind nicht eher glücklich, als bis wir glauben, daß Niemand, auch unter beſſern äußerlichen Umſtänden, im Grunde glücklicher ſeyn könne, als wir. Und kann dieß der Tugendhafte nicht glauben? Wie könnte er glücklicher werden, wenn er, über die Ruhe dieſes Lebens, noch die frohe Ausſicht in eine glückſelige Unſterblichkeit vor ſich hat? Wird ihn ſeine Liebe zum Guten und ſein Vertrauen zu Gott im Tode verlaſſen? Wenn er ſchlecht gekleidet, mäßig geſpeiſet, und von den Lobrednern ungerühmt, einſt von der Bühne des Lebens abtritt; wird er darum glauben können, daß er in der Pracht des Purpurs, an der Tafel des Ueberfluſſes, und unter den Lobeserhebungen der Erde, weiſer, ruhiger und zufriedner geweſen ſeyn, oder es in einer künf-

tigen

tigen Welt mehr werden würde? Er konnte von Wenigem ſein Leben erhalten; und der Begüterte kann mit ſeinem Ueberfluſſe eben nicht mehr ausrichten. *)

In

*) Anmerk. Wenn die Tugend uns alle dieſe Vortheile bringt: ſo iſt ſie gewiß unſer höchſtes Glück, und, da wir alle von Natur einen unauslöſchlichen Trieb zur Glückſeligkeit fühlen, auch unſere höchſte und immerwährende Schuldigkeit. Dieſer Satz iſt zu vernünftig, als daß man ihn nicht für wahr halten ſollte, ſo bald man ihn denkt. Wenn alſo die Beweisgründe von der Schönheit, Vortrefflichkeit und Nutzbarkeit der Tugend zu einer beſtändigen Tugend hinlänglich wären: ſo bedürften wir nichts weiter, als uns recht lebhaft von unſrer Schuldigkeit und dem glücklichen Einfluſſe der Tugend, oder der erkannten auszuübenden Pflicht zu überzeugen, dieſe Ueberzeugung ſtets gegenwärtig im Verſtande zu erhalten, und die unordentlichen, unmäßigen und anziehenden Begierden und Leidenſchaften dadurch zurück zu halten."

Allein wie traurig iſts, daß uns die Erfahrung lehrt, daß wir dieſe Vorſtellungen nicht immer lebhaft in uns erhalten und durch dieſelben in unſern Willen wirken können; daß alſo auch die beſten Menſchen nie ſo tugendhaft ſind, als ſie ſeyn ſollen und ſeyn können! Wir fühlen vielmehr in tauſend Fällen einen natürlichen Widerſtand gegen die Tugend und ein Unvermögen, dem Lichte der Vernunft zu gehorchen.

Ferner: Das Licht der Vernunft bleibt doch mit vielen Wolken und Finſterniſſen in Anſehung unſrer

Pflichten,

In ſo fern die Tugend der Natur als ein Eigenthum der Seele betrachtet wird, ſo iſt ſie die aufrichtige und eifrige Beſtrebung, alle erkannte Geſetze der Natur zu aller Zeit und auf die beſte Weiſe zu beobachten, weil ſie göttliche Anordnungen ſind, und ſtets unſer und Andrer Glück zum Grunde haben. Alles alſo, was nicht aus einer vernünftigen Ueberzeugung und einem edlen Gefühle unſrer Schuldigkeit, und aus der Abſicht, der göttlichen Beſtimmung gemäß zu handeln, ſeinen Urſprung nimmt, iſt für uns eigentlich keine Tugend; es mag in ſeinen Folgen uns oder Andern auch noch ſo heilſam ſeyn. Eine tugendhafte oder moraliſch gute Handlung ſetzet allezeit eine innerliche Verbindlichkeit der Vernunft und des Herzens voraus, die wir wiſſentlich und freywillig ausüben. — Der Schauplatz unſrer Neigungen

Pflichten, und mit vieler Ungewiſſheit umhüllt. Unwiſſenheit und Vorurtheile, die aus den Begierden und Leidenſchaften erzeugt werden, verführen unſern Verſtand zu falſchen Urtheilen von dem, was gut und böſe, tugendhaft und laſterhaft iſt.

In der geoffenbarten Religion ſind, wie in den vorhergehenden Vorleſungen umſtändlicher gezeigt worden, die Wahrheiten der Schrift ein höheres und göttliches Licht für den Verſtand, und eine göttliche Kraft für das Herz; ſie ſind ſo wohl eine Arzney der Seele, als auch die Nahrung und Speiſe derſelben. Die Buße oder die göttliche Sinnesänderung der Schrift iſt daher das einzige Mittel zur wahren Tugend, ohne welches wir ewig verderbt bleiben werden. Anmerkung des Verfaſſers.

gungen und Absichten liegt mitten in unsrer Seele. Wir können eben so wohl wissen, was in uns bey gewissen Handlungen vorgeht, als wir durch unser Auge die äußerlichen Gegenstände und ihre Wirkungen von den Ursachen unterscheiden können. Wir können es fühlen, ob wir eine an und für sich gute Handlung wissentlich und freywillig aus Ueberzeugung ihrer Vortrefflichkeit, aus Ehrfurcht gegen den göttlichen Willen thun, wenigstens deswegen zu thun wünschen und suchen, oder nicht. Wir können uns bewußt werden, ob unsre Selbstliebe, oder das Wohlwollen gegen das Beste der Andern; ob der Eindruck des Eigennutzes, oder der Eindruck des göttlichen Ansehens; ob das Verlangen nach Ehre und Vergnügen, oder das Verlangen der Rechtschaffenheit der einzige Antrieb unsrer Entschließungen und guten Unternehmungen sey, wenigstens die Oberhand in unserm Herzen habe. Vieles also kann äußerlich das Gepräge der Tugend führen, ohne den innern Gehalt derselben zu haben.

Das Gute und Nützliche thun, nicht so wohl, weil es gut ist, sondern bloß, weil es mit unserm Temperamente, unsrer Erziehung, der eingeführten Gewohnheit, und mit unserm Stande übereinkömmt, ist für unser Herz keine Tugend. Wir werden dadurch nicht besser, nicht edelgesinnter, nicht zufriedner mit uns selbst, nicht übereinstimmender mit den göttlichen Absichten; und was ist die Tugend, wenn sie diese göttlichen Folgen nicht hat? Wenn nichts mehr als Selbstliebe und Eigennutz

genuß zu einem rechtschaffenen Herzen gehöret, wie kann es dem Menschen zum Ruhme gerechnet werden? Warum achten wir den mühsamen und vortheilhaften Fleiß eines Geizigen nicht hoch? Warum belohnen wir einen Helden, der aus Herrschsucht die glücklichsten Eroberungen macht, und mit unglaublicher Mühe einen ganzen Welttheil bezwingt, nicht mit unserm Beyfalle?

Göttliche Bücher von der Tugend schreiben, um sich den Ruhm eines vortrefflichen Schriftstellers zu erwerben; seinem Amte wohl vorstehen, um ein noch einträglicheres dadurch zu erhalten; von jedermann Gutes reden, um wieder von jedermann gelobet zu werden; sein Vermögen zu Gutthaten anwenden, um den Namen des Freygebigen und Wohlthäters zu erlangen; bey großen Verdiensten demüthig seyn, um seine Verdienste noch bewundernswürdiger zu machen; die Rache ersticken, weil man zaghaft ist; die Ausschweifungen der Wollust fliehen, bloß weil man die Schande der Wollust scheut, und die guten Sitten lieben, weil man in einem Hause lebt, wo sie angesehen machen; die Religion mit seinem Blute vertheidigen, bloß weil man darinne erzogen worden; Dienstfertigkeit und Treue beobachten, weil sie Freunde und Gönner erwecken; Witwen und Waisen ernähren, um Gott zu gewinnen, daß er uns noch mehr segnen soll; den Ehrgeiz fliehen, weil man die Bequemlichkeit liebt, und den Geldgeiz, weil man die Ehre liebt; den Eigensinn, weil er uns lächerlich, und die Schmähsucht, weil sie uns bey

Andern

Andern verhaßt macht; den Trunk meiden, weil er uns eine tödtliche Krankheit zugezogen; und verträgsam werden, um ſich keine neuen Feinde zu erwecken; — tauſend und aber tauſend ſolche Handlungen, die die Geſtalt der Tugend haben, ſind in Abſicht der Quelle, aus der ſie flieſſen, nichts weniger als Tugend, ſind oft ſtrafbare Handlungen, und nichts als eine geſchmückte Selbſtliebe. Ich erinnere Sie hier an den Ausſpruch eines Apoſtels, der den Gebrauch der rühmlichſten Eigenſchaften und Wundergaben, und die Ausübung der gröſten Thaten zum Beſten der Andern, welche die Welt als Tugend bewundert, für elend erkläret, wenn ſie bloß aus eigennützigen und ſelbſtliebiſchen Abſichten vernichtet werden. — Wenn ich mit Menſchen- und mit Engelzungen redte, ſagt er, *) und hätte der Liebe (gegen Gott und Menſchen) nicht; ſo wäre ich ein tönend Erz, oder eine klingende Schelle — und wenn ich weiſſagen könnte, und wüßte alle Geheimniſſe und alle Erkenntniß, und hätte allen Glauben, alſo daß ich Berge verſetzte, und hätte der Liebe nicht: ſo wäre ich nichts — und wenn ich alle meine Haabe den Armen gäbe, und ließe meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht: ſo wäre mirs nichts nütze —— So herrlich hat kein Vernunftweiſer auf Erden von der Quelle der Tugend jemals geredet.

Wie oft würden wir vor uns und Andern erſchrecken, wenn wir unſere moraliſchen Handlungen ſtets in dem Gefolge ihrer Abſichten erblicken ſollten;

*) 1 Kor. 13, 1. 2.

ſollten; und erblicket ſie nicht das allſehende Auge in dieſem Lichte? — Sagt es uns nicht unſre Empfindung, daß bloße Selbſtliebe keine Tugend iſt? Sagt es uns nicht das Urtheil der Welt, ſo bald ſie unſre kriechenden Abſichten bemerket? Wer ſieht bey ſich an, eine beſcheidne uneigennützige Gutthätigkeit, die nicht giebt, um geſehen zu werden, die, aus Begierde zu dienen, dienet, weil ſie ſich dazu verbunden erkennt, weil ſie glücklich machen und Andrer Elend mindern will; wer ſieht an, ſie mit einem innerlichen Beyfalle zu ehren, und hingegen eine lohnſüchtige Liebe geringe zu ſchätzen? — Geſetzt, meine Herren, Sie könnten in der Seele des Einen dieſe Abſicht leſen: »ich bin keuſch, weil ich die Schande ſcheue, die »mir das entgegengeſetzte Laſter bringen würde;« und in der Seele des Andern: »ich bin keuſch, »weil mirs die Vernunft und das Gewiſſen befeh»len, wenn ich auch der Schande entgehen könnte; »ich will es ſeyn, weil ich nichts heiligers und edlers »weis, als der göttlichen Anordnung zu gehor»chen, wenn es auch noch ſo viel Ueberwindung »koſtete;« — welcher Seele würden Sie Ihren Beyfall ertheilen, und welche für tugendhaft erklären? Ja, das moraliſche Gefühl irret ſelten in ſeinen Ausſprüchen, wenn wir es nicht durch böſe Gewohnheiten und Leidenſchaften partheyiſch gemacht haben. Es ſagt laut, daß es bey der Tugend nicht auf die äuſſerliche Handlung, ſondern auf die Güte der Quelle und der Abſicht, nicht auf die Mühe der That, ſondern auf das Vewußtſeyn

einer

einer göttlichen Verbindlichkeit, nicht auf den Glanz der Handlung, ſondern auf die Neigung, mit der wir ſie unternehmen, auf das Herz, mit einem Worte, auf den Gehorſam und die Ehrfurcht gegen den Willen der Gottheit, von der wir mit allen unſern Kräften abhängen, ankomme; und daß die Handlungen, die ſich auf unſer Beſtes und auf unſre Selbſterhaltung beziehen, wenn ſie Tugend ſeyn ſollen, zugleich wiſſentliche und freywillige Ausübungen einer höhern Verbindlichkeit, das iſt, Gehorſam gegen Gott ſeyn müſſen. Auf dieſe Weiſe können unſere geringſten freyen Handlungen Werke des guten Herzens und ein edler Gehorſam werden, der mit dem Plane Gottes übereinſtimmt; und darum ſind ſie in ſich gut. Denn wird wohl die Unmäßigkeit erſt dann unedel, wenn ſie Krankheit, Armuth und Verachtung gebiert; und iſt ſie alsdann wohl edel, wenn ſie dieſe ſchlimmen Wirkungen nicht nach ſich zieht? Iſt die Wahrheitsliebe alsdann keine Pflicht mehr, wenn ſie mir Haß zu Wege bringt? Oder die Liebe für das Vaterland keine Tugend mehr, wenn ſie mich das Leben koſtet? Nur dann eine, wenn ich durch ſie Lorbern erringe? Die Tugend iſt die Uebereinſtimmung aller unſrer Abſichten, Neigungen und Unternehmungen mit der göttlichen Anordnung, die ſich ſtets auf unſer Glück und das Beſte unſrer Nebenmenſchen bezieht. Wie geneigt ſollten wir alſo ſeyn, ſie auszuüben, und wie wenig ſind wirs, wenn wir uns aufrichtig prüfen! Sollten nicht unſre Seelen ein gewiſſes Verderben er-

litten haben, da wir von Natur ſo wenig Luſt und Kraft zur Tugend fühlen, und in tauſend Fällen vielmehr einen Hang zum Laſter? Die Tugend fordert Nachdenken, Wachſamkeit, Einſchränkung und Mäßigung der Begierden; und dieſe Opfer ſcheuen wir? Es iſt ſchwer, ſeinen Sinnen zu gebieten, ſeine liebſten Neigungen zurück zu halten, und die angenehmen Blendwerke der Einbildung zu zerſtreuen. Die Tugend verlangt, daß wir unſer Innerſtes prüfen; und dieſe Prüfung erfordert Mühe, und zeigt uns die Fehler, die wir ablegen ſollen, und die wir doch lieben. Anſtatt die edlern Neigungen unſrer Seele von Jugend auf zu nähren und auszubilden, unterdrücken wir ſie durch ſinnliche Lüſte und ſchwächen das natürliche Gefühl des Guten und Edlen, das uns Gott ins Herz gedrückt hat, und gewöhnen unſern Verſtand an Vorurtheile und falſche Vorſtellungen von dem, was Glück iſt. Die Tugend fordert ein immerwährendes Andenken an Gott, eine lebhafte Vorſtellung ſeiner Eigenſchaften, um uns in der Liebe des Guten zu ſtärken. Allein unter den Bezauberungen der Sinne und der Einbildung, unter den blendenden Reizungen der Ehre und der Reichthümer, unter den Sorgen der Eitelkeit und den Zerſtreuungen des Lebens, erliegt die Kraft unſers Geiſtes; die Vorſtellung Gottes, unſers Vaters und Geſetzgebers, die uns in der Tugend befeſtigen ſollte, wird dem Verſtande dunkel, und dem Herzen, das keinen Zeugen haben, und gern ungebunden ſeyn will, beſchwerlich; und ſo artet unſer

Herz

erz immer mehr aus, verliert die Empfindungen
e Anbetung und Liebe Gottes, des Wohlwollens
gen Andre, wird ſinnlich und wird laſterhaft.
eichwohl, meine Herren, iſt kein andrer Weg
e Glückſeligkeit, als der Weg der Tugend, ſo
ühſam er auch ſeyn mag; ſo wie hingegen der
eg des Laſters der Weg zum Verderben iſt, ſo
genehm er auch in ſeinem Anfange ſeyn mag.

Des Laſters Bahn iſt Anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen;
Allein ſein Fortgang wird Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen.
Der Tugend Pfad iſt Anfangs ſteil,
Läßt nichts als Mühe blicken;
Doch weiter fort führt er zum Heil,
Und endlich zum Entzücken.

Zweyte Abtheilung,

Von den allgemeinen Mitteln, zur Tugend zu gelangen und sie zu vermehren.

Sechſte Vorleſung.

Allgemeine Mittel, zur Tugend zu gelangen und ſie zu vermehren.

Erſte und zweyte Regel.

Alle Tugend, wie wir in der vorhergehenden Vorleſung erinnert haben, ſetzet eine gewiſſe Ueberwindung voraus, wir mögen ſie von der Seite des Verſtandes, oder des Herzens betrachten. Sie ſetzet Kenntniſſe und Einſichten des Verſtandes voraus, welche Mühe und Aufmerkſamkeit fordern. Sie verlanget Aufrichtigkeit des Herzens, dieſe Einſichten anzunehmen, und Entſchließung und Luſt, ihnen zu gehorchen. Unſer Wille aber gehorchet nicht leicht, wenn ihn der Verſtand nicht überzeugt; und unſre Ueberzeugung von unſrer Schuldigkeit wird unkräftig, wenn wir ſie nicht oft erneuern. Wir müſſen ferner unſern Verſtand gebrauchen, nicht allein um die Pflicht des Menſchen überhaupt kennen zu lernen, ſondern auch um die allgemeine Regel des Guten und Rechtſchaffenen auf die beſondern Fälle unſers Lebens überall anzuwenden. Unſer

ganzer

ganzer Wandel muß Tugend oder Gehorsam gegen unsre Pflicht seyn, wenn es gewiß ist, daß in der Tugend unser Glück besteht. Also gehört eine fortgesetzte Aufmerksamkeit des Verstandes zur Tugend. Gleichwohl sind Sorglosigkeit und Unachtsamkeit gewöhnliche Fehler des Menschen, die ihn entweder in der Unwissenheit schlummern lassen, oder die ihn blenden; an der Seite der Wahrheit Irrthümer und gefährliche Einbildungen zu dulden. Der Mensch muß also der Tugend kostbare und mühsame Opfer des Verstandes bringen. Traurige Wahrheit! Aber dieser Dienst wird leichter, je öfter wir ihn leisten; er wird selbst durch die Ausübung angenehm. Erfreuliche Wahrheit!

Unser Herz, oder unser Wille hat Neigungen, Begierden und Wünsche, die oft der Tugend ganz zuwider sind, und unterdrückt werden müssen; andre, welche von dem Verstande regieret, gemäßiget und geordnet werden müssen. Die meisten sind ein Theil von uns selbst, sind von unsrer Eigenliebe, unserm Stolze, dem Eigennutze und den unrichtigen Meynungen von dem, was wir für Glück oder Elend halten, erzeugt. Wie schwer werden diese Begierden zu bezwingen seyn! Sie sterben nach allen Siegen, die wir über sie erhalten, nie ganz aus, werden durch tausend Gegenstände der Sinne und der schaffenden Einbildungskraft wieder erreget, und wachsen durch die Befriedigung zu herrschenden Gewohnheiten und zu stürmischen Leidenschaften an, die uns die Freyheit

rauben, dem Lichte des Verſtandes zu folgen, oder die dieſes Licht verdunkeln, damit es nicht leuchte. Die Kraft der ſchlimmern Beyſpiele; (und wer kann leugnen, daß die meiſten Menſchen ſchlimme Beyſpiele geben?) geſellet ſich zu dem Gewichte der natürlichen Neigungen und entkräftet die Regel des Guten. Der Menſch muß alſo von der Seite des Herzens der Tugend koſtbare und oft mühſame Opfer bringen; ſeine Sinnlichkeit, ſeine Trägheit zur Pflicht, oft ſeine liebſten Neigungen und das Vergnügen, das ihro Befriedigung verſpricht, ihr aufopfern. Er muß der Gewalt der Sinne und der Kraft des Beyſpiels widerſtehen, das uns natürlicher Weiſe zur Nachahmung reizet. Er muß über ſich ſelbſt herrſchen und der ſtrenge Handhaber der Geſetze ſeyn. Schwere Herrſchaft! Aber dieſe Herrſchaft wird durch die Ausübung leichter, und verwandelt ſich immer mehr und mehr in Freude und Ruhe. Großer Troſt eines Herzens, das der Tugend aufrichtig nachſtrebt!

Wie gelangen wir alſo unter Anleitung der Vernunft dahin, daß wir unſre Pflichten willig und ſtandhaft ausüben, und die Hinderniſſe überwinden lernen, die ſich ihr in uns ſelbſt, oder von außen, widerſetzen? Wie bekommen wir Luſt und Kraft zur Tugend, einen Geſchmack an ihren Reizungen, und einen Abſcheu vor den falſchen Süßigkeiten des Laſters? Niemand zweifelt, daß man die Tugend beſtändig fortſetzen müſſe; gleichwohl ſind wir nicht immer geneigt dazu. Eine oder etliche geſetzmäßige, gute Handlungen ſind nicht

der

der tugendhafte Charakter ſelbſt. Nein, dieſer Charakter iſt der beſtändige, lebendige, thätige Vorſatz, ſtets gut und fromm zu ſeyn und es immer mehr zu werden. Wie gelangen wir zu dieſer überwiegenden Geneigtheit der Seele, zur Rechtſchaffenheit?

Die Vernunft ſchlägt uns allgemeine Mittel vor, die ſich auf die moraliſche Natur der Menſchen und auf die Natur der Tugend gründen. Von dieſen wollen wir reden. Sind ſie richtige Folgen aus den Grundſätzen der Vernunft, und Stimmen des Gewiſſens: ſo ſind es göttliche Mittel, die wir anzuwenden verbunden ſind, wenn es uns ein Ernſt um Tugend und Glückſeligkeit iſt. Die vornehmſten dieſer Mittel von der Seite des Verſtandes und des Herzens ſind folgende: »erſtlich eine »deutliche, überzeugende und vollſtändige Kennt»niß unſrer Pflichten, die wir immer fortſetzen, »erneuern und vor Irrthümern bewahren, auf »das Leben und die Ausübung anwenden und mit »einer beſtändigen Prüfung unſers Herzens und »Wandels verbinden müſſen: das Andenken an »Gott, oder die ſorgfältige Betrachtung ſeiner »Eigenſchaften und Vollkommenheiten, welche »der gröſte Antrieb zur Tugend ſind (dieſe Be»trachtung iſt eine Anleitung zum Gebete, oder »ſchon ſelbſt ein Schritt dazu): die Kenntniß un»ſrer ſelbſt, und der Menſchen, mit denen wir »umgeben ſind: die ſorgfältige Betrachtung der »Welt, in der wir leben, der Abſicht, zu der wir »leben, und der Ewigkeit, in die wir durch dieſes

»Leben eingehen: die öftere Erweckung des Ge»wiſſens oder moraliſchen Gefühls, das iſt, der »natürlichen Empfindung von der Schönheit des »Guten und dem Schrecklichen des Laſters: der »Umgang mit tugendhaften Perſonen, und das Le»ſen guter Schriften für den Verſtand und für »das Herz; endlich die ſorgfältige und aufrich»tige Unterſuchung und Prüfung, ob uns Gott »nicht, außer dem Lichte der Vernunft noch eine »nähere Offenbarung ſeines Willens und des We»ges zu unſrer Glückſeligkeit gegeben habe. Man »ſagt uns, daß eine ſolche Offenbarung vorhanden »ſey; und es iſt alſo unſre höchſte Pflicht, die »Gründe ihrer Göttlichkeit zu unterſuchen, und »ihnen auch ſo gar dann, wenn wir ſie bloß wahr»ſcheinlich finden ſollten, wie doch nach einer un»partheyiſchen Prüfung nicht zu beſorgen ſteht, »unſern Beyfall und Gehorſam keinen Augenblick »zu verſagen.«

Von dieſen Mitteln will ich ausführlicher re»den, und ſie in beſondern Regeln in einigen Stun»den vortragen. Die Religion billiget und ge»beut dieſe Mittel, in ſo weit ſie den richtigen Ge»brauch der Vernunft und des Gewiſſens gebeut. Allein ſie lehret uns zugleich, daß eine bloß natür»liche Kenntniß unſrer Pflichten nicht genug zur wahren Tugend ſey; noch mehr, daß eine bloß menſchliche Erkenntniß auch der geoffenbarten Re»ligionswahrheiten nicht genug dazu ſey; ſondern daß eine höhere Ueberzeugung, durch den Geiſt Gottes gewirket, unſern Verſtand erleuchten und

unſer

unser Herz heiligen müsse, und daß wir ohne diesen Beystand weder Lust noch Kraft zum Guten besitzen; daß Gott in uns beides, das Wollen und Vollbringen, durch das Wort der Wahrheit wirke,*) wenn wir nur demselben glauben und gehorchen wollen. Sie lehret uns, daß wir bey der Erforschung, Betrachtung und Anwendung der göttlichen Wahrheiten um diesen höhern Beystand, als das größte Gut der menschlichen Seele, in Demuth bitten und uns desselben in allen Fällen versichert halten müssen. »So ihr, die ihr arg seyd, »(sagt unser Erlöser,) könnet euren Kindern gute »Gaben geben; wie viel mehr wird der Vater im »Himmel denen den heiligen Geist geben, die ihn »darum bitten!« **)

Dieses ist eine Grundwahrheit der christlichen Moral, und eben dadurch unterscheidet sich die bloß natürliche Tugend von der Tugend der Religion unendlich weit. Und so gut eine bloß philosophische Kenntniß unsrer Pflichten ist: so ist es doch für Christen nach den Aussprüchen der heilgen Schrift gewiß, daß der Mensch ganz verändert werden muß, wenn er tugendhaft, glückselig, und Gott ähnlich und gefällig werden soll. Das Mittel dieser Veränderung wird die Buße genannt. Diese ist die Wirkung der göttlichen Gnadenkraft in den verderbten Seelen der Menschen, durch welche die Hindernisse, die uns zum Guten und zur Tugend untüchtig machen, gehoben, und die

 Kräfte

*) Philip. 2, 13.

**) Luc. 11, 13.

Kräfte dazu verliehen werden, so weit es die Schwachheit unsrer Natur zuläßt. Da indessen die Religion mit uns als mit vernünftigen Geschöpfen umgehet: so schließt sie den Gebrauch der natürlichen Hülfsmittel zur Tugend so wenig aus, daß sie ihn vielmehr zum voraus setzet. Es ist also unsere Schuldigkeit, uns um dieselben zu bekümmern. Wenn wir endlich mit einem Verstande, der durch die Wahrheiten der Religion aufgeklärt ist, der Tugend, ihren Pflichten, Absichten, Mitteln und Hindernissen nachspüren: so können wir allerdings viel nützliche Entdeckungen machen; das kann nicht geleugnet werden. Lassen Sie uns also die vornehmsten dieser natürlichen Mittel in einigen Regeln vortragen.

Erste Regel: **Bemühe dich, eine deutliche, gründliche und vollständige Erkenntniß deiner Pflichten zu erlangen.**

Zu einer deutlichen und gründlichen Einsicht in die Pflichten, gehören richtige Begriffe und kräftige Beweise und Bewegungsgründe. Wenn ich nicht weiß, wie viel mir obliegt, wenn ich Tugend und Laster mehr dem Namen, als ihrer Natur und ihren Kennzeichen nach, kenne, wenn ich die irrigen Begriffe, die unsre Einbildung und unser Herz, das alles scheut, was seine Neigungen fesselt, von Pflicht und Tugend sich zu entwerfen pflegt, wenn ich diese Begriffe nicht zu widerlegen weis, wenn mein Verstand nicht von der Schönheit

heit und Vortrefflichkeit der Gesetze der Tugend überzeugt ist; wie werde ich den Vorsatz in mir erwecken, sie zu erfüllen, und meinem Herzen die Kraft erwerben, die zur Erfüllung nöthig ist? Man stelle sich also seine Pflichten oft, mit ihren Ursachen und in ihrer hohen Würde vor; das ist, man suche sich lebhaft zu überführen, daß sie in dem ewigen heiligen Willen der Gottheit gegründet sind, und wie vortrefflich sie mit unserer Natur, mit unserer innerlichen und äußerlichen Glückseligkeit, und mit der Wohlfahrt des ganzen Geschlechts der Menschen übereinstimmen.

Man nehme, um nach dieser Regel zu verfahren, die Gesinnungen und Pflichten gegen den Urheber unsers Lebens, und denke sie mit ihren Gründen und Ursachen. Wird es schwer seyn, diese Gründe zu finden? Sind sie nicht in Gott und in uns selbst enthalten? Warum soll ich Empfindungen der Ehrfurcht, der Liebe, des Vertrauens, der Dankbarkeit, gegen die Gottheit haben? Ist dieses so schwer zu entdecken? Wer ist Gott? Wer ist der Mensch? Was wäre der Mensch ohne Gott? Wer ist die Quelle unsers Daseyns und unsrer Erhaltung? — Finden wir nicht einen natürlichen Widerstand in unserm Herzen, keinen Gott zu verehren? Tragen wir nicht ein Gefühl in unsern Seelen, das die ehrerbietigen Neigungen gegen Gott billiget? Und sind wir nicht gezwungen, einen Menschen zu verabscheuen, der sie erstickt zu haben scheint? Fühlen

wir

wir hingegen nicht, daß diese Empfindungen vortrefflich mit dem natürlichen Zuge nach Beruhigung und Glückseligkeit übereinstimmen, und eine stärkende Nahrung für dieses Verlangen sind?

Man braucht zu einer solchen Untersuchung beinahe nichts, als Aufrichtigkeit und Stille der Leidenschaften. Der Verstand wird in diesem Falle von dem Gewissen erleuchtet; und die Ueberzeugung des Verstandes von der Nothwendigkeit und Heiligkeit der Gesetze, wirket gegenseitig wieder an, das Gewissen. Beide rufen uns zu:

Ein Mensch, der Gott verläßt, erniedrigt sein Geschicke;
Wer von der Tugend weicht, der weicht von seinem Glücke.

Auf eben diesem Wege können wir auch zur Ueberzeugung von der innern Vortrefflichkeit und Heiligkeit der Pflichten gegen Andre und uns selbst gelangen. Und warum soll ich denn also Niemanden schaden, und so vielen nützen, als ich kann? Warum soll ich denn frei von Hasse, vom Neide, vom Ungestüme, von Habsucht, von Ehrsucht, von Verleumdung, von Verachtung und Geringschätzung Andrer; warum gerecht, liebreich, gutthätig, mitleidig, dankbar, verträglich seyn? — Weil es die Vollkommenheit unserer Seele, und die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft, die Gott will und wollen muß, befiehlt; weil ich mich in dem Innersten meiner Seele genöthiget

nöthiget fühle, gütige Neigungen gegen das Beſte der Andern und ſolche Handlungen, die davon zeugen, zu billigen, das Gegentheil aber zu verabſcheuen; weil ich erkenne, daß die Welt ein Himmel wäre, wenn wir uns beſtändig nach dieſer Ordnung richteten, und daß ſie eine Wüſte voll Elend und Marter ſeyn würde, wenn jeder dieſes Geſetz der Natur zu übertreten unternähme.

O wenn nur aller Menſchen Ehre
Die Neigung Andre zu erfreun,
Die Zärtlichkeit und Liebe wäre,
Welch Glück wär es, ein Menſch zu ſeyn!
Wenn ſie einander froh umfiengen,
Und nie durch Tücke hintergiengen,
Durch Neid und Rachgier nie entſtellt;
Wenn niemals andre Thränen flöſſen,
Als welche Lieb und Dank vergöſſen,
Wie göttlich wäre dann die Welt!

Warum ſoll ich mäßig, keuſch, arbeitſam, genügſam, ſtandhaft, geduldig ſeyn? Gott will es, weil er Gott iſt, weil er mein Glück will, weil die Ruhe der Seele, die Wohlfahrt meines Lebens, die Erhaltung meiner Geſundheit, das Glück meines Nächſten, und alſo meine ganze Beſtimmung, zu der mich die Hand Gottes gebildet hat, dem ich aus Liebe zu gehorchen verbunden bin, ohne dieſe Neigungen und ihre Ausübungen nicht beſtehen können.

Zur Ueberzeugung von ſeiner Schuldigkeit gehöret alſo die Einſicht, daß ſie der Wille der Gottheit, der ewige, unveränderliche, weiſeſte und väterlichſte Wille ſey, der mein und aller Vernünftigen Glück zum Gegenſtande hat; die Einſicht, daß ich, ſo oft ich von irgend einem erkannten Geſetze der Tugend abweiche, eine gute Neigung, die ich fühle, erſticke, eine unerlaubte, die ich als unerlaubt gefühlt habe, befriedige, daß ich, ſage ich, alsdann ein Rebell wider Gott und mein eigner Feind bin.

Zu einer vollſtändigen Erkenntniß gehöret endlich, daß wir unſre Pflichten in ihrem ganzen Umfange und in ihrer Verbindung unter einander überſehen, daß wir die ganze Summe unſers Verhaltens, wie es ſich durch unſer Leben und alle ſeine Umſtände verbreiten ſoll, kennen lernen; daß wir die beſondern Pflichten und ihre mannichfaltigen Arten, die aus der allgemeinen Pflicht eben ſo, wie die verſchiedenen Aeſte, Zweige, Blüthen und Früchte aus der Wurzel eines fruchtbaren Baumes, hervor wachſen, erkennen und auf das Leben anwenden lernen. Das Geſetz mag gebieten oder unterſagen; ſo iſt es gewiß, daß wo uns die Vernunft Eine Art des Laſters verbeut, wir auch alle Arten deſſelben dazu rechnen müſſen, die mit ihm in Verwandtſchaft ſtehen; und daß, wo ſie uns Eine Art der Tugend befiehlt, wir auch alle Arten dazu zählen müſſen, die mit jener zu einerlen Geſchlechte gehören. Man kann dieſes

durch

durch Beyſpiele ſich leicht erklären. Wir wollen einige wählen.

Ich ſoll, ſo ſagt mir die Vernunft, nicht unmäßig ſeyn. Bin ich das nur alsdann, wenn ich meinen Körper mit ſo viel Speiſe und Trank beſchwere, daß er krank wird? Nicht auch, wenn ich dadurch meinen Geiſt erſticke, und mich zu Geſchäfften ungeſchickt mache? Iſt die Uebermaaße im Schlafe, in Vergnügungen, in Sorgen nach Ehre oder Reichthum, nicht auch Unmäßigkeit; nicht ſelbſt die Uebermaaße in Arbeiten?

Ich ſoll mein Vermögen nicht verſchwenden. Geſchieht dieſes nur, wenn ichs zur Ueppigkeit, zur Pracht anwende? Kann ichs nicht durch Trägheit und Sorgloſigkeit eben ſo wohl verwahrloſen? Kann ichs nicht zu überflüßigen Bequemlichkeiten verwenden? Ob ich mit dem Golde mir den Lobſpruch des Schmeichlers, die Ehre, daß ich die beſte Tafel halte, die reichſten Kleider trage, oder auch den Namen des Freygebigen erkaufe; iſt dieſes nicht einerley Verſchwendung? Iſt nur der Mißbrauch des Vermögens Verſchwendung, nicht auch der Mißbrauch der Zeit? Und kann ich die Zeit verſchwenden, ohne zugleich gewiſſe Kräfte der Seele und des Körpers unnütz oder ſchädlich anzuwenden?

Die Vernunft ſagt mir: Vertraue Gott! Er iſt die Vollkommenheit, bey ihm iſt Hülfe; ohne ihn biſt du nichts. Sagt ſie mir alſo nur, daß ich mein Vertrauen nicht auf die Hülfe des Großen ſetzen, ihn nicht als meinen Gott anſehen ſoll?

Kann

Kann ich nicht eben ſo wohl auf die Liebe eines Freundes, oder einer Freundinn, zu viel Vertrauen ſetzen? Nicht auf mein Gold, auf meinen Stand, auf meine Schönheit, auf meine Geſchicklichkeit, auf meinen großen Verſtand, auf meine Weltklugheit, auf meine Ehre bey der Welt, auf mein gutes Herz?

Ich ſoll nicht ungerecht ſeyn. Iſt es alſo genug, wenn ich Niemanden Gewalt anthue? Giebt es keine feinern Ungerechtigkeiten? Wenn ich aus Neid, aus Geiz, aus Ehrſucht alle die Mittel an mich ziehe, wodurch ſich mein dürftiger Nächſter erhalten könnte, iſt dieſes keine Ungerechtigkeit? Wenn ich ihn fühllos darben laſſe, da ich weit mehr habe, als ich bedarf; wenn ich ihn darben laſſe, weil er zu verſchämt iſt, mich anzuſprechen; wenn ich ihn durch Verſprechungen meiner Hülfe, oder durch die Verweigerung derſelben, künſtlich nöthige, daß er mir einen Theil ſeiner Dienſte oder ſeines nothdürftigen Vermögens bewilligen muß; wenn ich gewiſſe Güter, oder Dienſte von ihm unter der Bedingung, ihm wieder zu dienen, erhalte, und es nicht thue; öffentliche Belohnungen des gemeinen Weſens, für die ich arbeiten ſoll, annehme, und nicht arbeite; ſind dieſes nicht Ungerechtigkeiten?

Bin ich nur ungerecht, wenn ich des Andern Vermögen kränke? Nicht auch, wenn ich ſeine Geſundheit durch unmäßige Dienſte aufreibe, und ſeine Ruhe durch ſtolze Härte ſtöre? Nur, wenn ich ſeinen guten Namen verletze? Nicht auch, wenn

ich unterlaſſe, ihn zu retten, da ich es könnte? Iſts nur Ungerechtigkeit, wenn ich ihm ſeinen Freund, ſeine Gattinn, ſein Kind entziehe? Iſts keine, wenn ich ihm ſeine Tugend, ſein gutes Gewiſſen raube; wenn ich ihn in Irrthümer ſtürze, ihn durch mein Beyſpiel, durch meine Lehren um die Erkenntniß der Wahrheit und die Empfindung des Guten, um die Liebe gegen das höchſte Weſen und gegen Andre bringe? Iſt dieß nicht das höchſte Glück?

Bin ich ſchon gütig, wenn ich Andern Nahrung und Kleider gebe? Iſt mein Nächſter nur Leib? Soll ich nur für die Erhaltung ſeines Lebens ſorgen? Sind ſeine Irrthümer, ſeine unerlaubten Neigungen ein geringeres Elend, als der Mangel der Lebensmittel? Bedarf er alſo nicht meines Unterrichts, meiner Ermunterung, meines Raths, des Vorſchubs guter Gelegenheiten, ſich nützlich zu beſchäfftigen, um dem Müßiggange zu entgehen und durch Arbeit ſein eignes Brodt zu gewinnen? Bedarf er nicht meines Beyſpiels im Guten?

Sind die Perſonen, denen ich Hülfe ſchuldig bin, nur die, die mir durchs Blut, oder durch Stand und Lebensart, und Neigungen verwandt ſind? Iſt nicht jeder Menſch, auch der, der weit unter mir, oder über mir ſteht, in tauſend Fällen mein Nächſter? Muß er nur vorzügliche Gaben haben, wenn ich ihm dienen ſoll? Iſt nicht der Einfältigſte noch ein Menſch? Muß er mich bloß durch ſein Aeußerliches, durch ſeine Miene zum Mitleiden und zur Hülfe einladen? Iſt es nicht

auch alsdann meine Pflicht, ihm zu dienen, wenn mir sein Aeußerliches mißfällt? Bin ich nicht so gar denen Dienste schuldig, die wider mich sind? — Soll ich nicht wünschen und suchen, daß alle Menschen so glücklich seyn mögen, als sie es nach dem göttlichen Willen seyn können?

Wer eine einzige Pflicht der Tugend nicht kennen, nicht ausüben will, der ist nicht aufrichtig gesinnet, der will nicht weiter tugendhaft seyn, als es seine natürliche Neigung erlaubt.

Man muß sich ferner überzeugen, daß mit einem jeden Laster nicht allein alle seine Arten, sondern auch die Begierden verboten sind, aus denen sie entspringen; daß mit einer jeden Tugend nicht allein alle ihre Arten geboten sind, sondern auch die guten Neigungen, als die Quellen, aus denen sie fließen. Noch mehr, alles ist verboten, was das Erste veranlassen kann, und alles geboten, was das Andre befördern kann. Welcher Umfang von Pflichten!

Zum Umfange unsrer Pflichten gehören ferner alle Pflichten, die wir in den verschiedenen Altern, Ständen, Verhältnissen und Vorfällen dieses Lebens zu beobachten haben. — Kein Alter, kein Stand, keine Lebensart ohne Tugend. In diesem Verstande haben der Knabe, der Jüngling, der Mann und der Greis, der Hohe und der Niedrige, der Begüterte und der Arme, der Gesunde und der Kranke, der Glückliche und der Unglückliche, der Gatte und die Gattinn, der Vater und das Kind, der Bruder und der Freund, der Wohlthäter

thäter und der Schuldner, der Weiſe und der Einfältige, ihre beſondern Pflichten. Dieſe müſſen wir aufſuchen; und dieſe Gelehrigkeit, die wir durch Aufſuchung derſelben beweiſen, iſt ſelbſt die erſte Pflicht.

Soll die Tugend ein Gut ſeyn, ſo muß ſie es immer; in allen Umſtänden des Lebens muß ſie es ſeyn. Auf dieſe Weiſe können wir, oder ſollten wir doch ſtets tugendhaft ſeyn; und auch die gleichgültigſten Handlungen zur Tugend machen.

Sein Anſehen zeigen, das uns ein Amt giebt, iſt keine Tugend; aber es thun, weil es unſre Pflicht iſt, weil wir die Wohlfahrt der Andern und die Ordnung der Welt zu erhalten ſuchen, weil wir dem göttlichen Willen gehorchen wollen; das kann Tugend werden. — Ein Vergnügen genießen, iſt an und für ſich keine Tugend; allein es genießen, um ſich aufzuheitern, neue Kräfte zur Arbeit zu ſammeln, Andre mit ſich zugleich zu erfreuen, weil auch die Freude unſre Pflicht iſt; das kann zur Tugend werden. — Ihnen die Moral leſen, iſt an und für ſich keine Tugend. Geſetzt, ich thäte es aus Eitelkeit, Ruhmſucht, Eigennutze, um meine Einſicht, meine Tugend zu zeigen, ſo würde es nichts weniger als Tugend ſeyn. Aber es kann zur Tugend werden, wenn ich es aus Neigung für Ihr Glück, aus Begierde meine Pflicht zu erfüllen, und aus Ehrfurcht gegen den thue, der uns die Moral ins Herz gedrückt hat.

Zweyte Regel: Setze die Bemühung, deine Pflicht zu erkennen, sorgfältig fort, und bewahre die erlangte Erkenntniß vor Irrthümern.

Wir gelangen nicht auf einmal zu einer überzeugenden und vollständigen Erkenntniß unsrer Pflichten; wir müssen sie also beständig fortsetzen. Wir gelangen nicht ohne Mühe und Anstrengung des Verstandes dazu; wir müssen diese Mühe nicht scheuen.

Gesetzt, wir hätten uns die richtigsten Begriffe von den Pflichten erworben, wir wären mit der Natur der Tugenden und Laster vollkommen bekannt, wir wüßten ihre Kennzeichen und Grenzen zu bestimmen, wir kennten die Gründe, worauf sie ruhten, und wären im Stande, die verschiedenen Pflichten daraus zu erweisen und sie untereinander zu einem ganzen Gebäude aufzuführen, da jeder Theil seinen gehörigen Platz einnähme; (und zu dieser Geschicklichkeit gelangen wir doch nur stufenweise und langsam) so sind wir dennoch nie sicher, daß unser Verstand sich in dem ungestörten oder ungekränkten Besitze dieser Erkenntniß erhalten werde, und also auch nie sicher, daß wir die innerliche Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Vortrefflichkeit der Tugend stets besitzen werden. Tausend Dinge stören oder schwächen die Ueberzeugung des Verstandes, die wir uns erworben haben; wir müssen also, wenn wir auch diesen Gegenständen selbst nicht entfliehen können, wenigstens

ſtens ihrem Eindrucke widerſtehen. Aber auch unter den unſchuldigen und nothwendigen Geſchäfften des Lebens verliert ſich ein Theil der Ueberzeugung, die wir uns von der Würde der Tugend erworben haben. Die klärſten Begriffe löſchen allmählig aus, weichen neuen Vorſtellungen; und Irrthümer treten an die Stelle der Wahrheit; wir müſſen alſo unſere Erkenntniß oft erneuern und reinigen.

Unſere Begierden ſtehen ſehr oft mit unſern Pflichten im Streite. Wir fühlen den Zwang, den wir uns anthun müſſen, und wünſchten, ihn nicht nöthig zu haben. Die Neigungen erwachen und laden uns durch ihre Annehmlichkeiten ein, da wirs am wenigſten dachten. Wir ſcheuen uns zwar, ihnen ſo gleich zu gehorchen. Der Verſtand zeigt ſie uns als unerlaubt, das Herz als angenehm. Sollte kein Mittel ſeyn, den Verſtand und das Herz zu vereinigen, ohne daß Beide ihre Rechte verlören? Schon zieht ſich eine kleine Wolke vor unſere Erkenntniß. Wider unſre Pflicht, dawider wollen wir nicht handeln; o nein! Indeſſen unterlaſſen wir, das Bild unſrer Pflicht unverfälſcht in unſrer Seele zu erhalten. Wir laſſen einige von den Hauptzügen auslöſchen, oder ſetzen unvermerkt einige dazu, die ſich mit ihnen zu vertragen ſcheinen; das heißt, wir nehmen Irrthümer auf, die in dem Schooße unſrer Begierden erzeugt und von den angenehmen Empfindungen der Sinne genährt werden. Dieſe Irrthümer vereinigen wir mit den Begriffen unſrer Tugend,

ſo gut wir können. Zum Unglücke ſehen wir ſie oft nicht, weil wir ſie nicht ſehen wollen. Die Beyſpiele andrer Menſchen rechtfertigen das, was wir heimlich als erlaubt wünſchen; und dieſe Beyſpiele werden gefährliche Beweiſe für uns. Indeſſen tröſten wir uns, daß wir der Tugend nicht untreu werden wollen, machen im Stillen kleine Ausnahmen, fehlen erſt verſchämt, dann dreiſter.

So gehen wir oft Tage, oft Monate, oft vielleicht den größten Theil des Lebens, bald ſtark, bald ſchwach, bald überzeugt, bald nicht überzeugt, dahin.

Um ein Beyſpiel anzuführen: das Vergnügen des Geſchmacks und der angenehmen Empfindungen iſt an und für ſich durch die Vernunft erlaubt; nur die Uebermaaße iſt verboten. Allein unſre natürliche Neigung dazu möchte gern kein Ziel haben. — So lange wir ein richtiges Bild von der Mäßigkeit und von ihrer Vortrefflichkeit in uns aufbewahren, werden wir nicht leicht in dem Genuſſe der Speiſen oder der Getränke ausſchweifen. Allein man ſetze zu dieſem Bilde einige falſche Züge, oder man ſehe es nur auf Einer Seite an, oder ſetze dem Gedanken von der Vortrefflichkeit der Mäßigkeit die angenehme Empfindung des Geſchmacks entgegen; und ſchon wird die helle Erkenntniß, die man ſich ehedem davon erwerben, verfinſtert.

Was heißt mäßig ſeyn? Nicht mehr Nahrung zu ſich nehmen, als der freye Gebrauch der

Kräfte

Kräfte der Seele und des Leibes verſtattet. Kann man dieſen Begriff aufrichtig haben und ſich ſo leicht mit Wein überfüllen, der zu Verrichtungen ungeſchickt, und zu vielen Thorheiten fähig macht?. Nein! Aber das Maaß läßt ſich doch ſo vollkommen nicht beſtimmen. Dieß mißbraucht Kratipp, der gern ſeinem Geſchmacke folgen, und doch nicht wider ſeine Einſicht handeln möchte. Wie geht dieſes an? Er betrachtet die Tugend der Mäßigkeit itzt auf der Seite des Körpers allein. Er hat ſo und ſo viel Getränke vertragen können, und iſt nicht ungeſund worden, er befindet ſich vielmehr wohl; alſo iſt er nicht unmäßig, wenn er täglich nicht mehr als dieſes Maaß Wein zu ſich nimmt. Ob die Kräfte ſeiner Seele gehemmt oder geſchwächt, und zur Arbeit unfähiger werden, ob ſeine Neigung Gutes zu thun, nach und nach entſchläft; ob er dieſen Aufwand des Geldes nicht beſſer anlegen könnte; nach dieſer Regel mißt er itzo ſeine Mäßigkeit nicht ab. — Das iſt freylich ſchändlich, ſpricht er, trinken und ſich ſeines Verſtandes berauben; aber das werde ich mir auch nicht geſtatten. — Er ſitzt den folgenden Tag an der Seite eines Freundes. Unter allerhand angenehmen Geſprächen und den Begeiſterungen der Freundſchaft und des Scherzes reizt ihn der Wein mehr, als gewöhnlich. Die Begierde lebt auf. Er denkt heimlich an die Mäßigkeit. Er ſucht ihr Bild und kann es nicht finden. Doch nein, er findet es in einer veränderten Geſtalt; es hat etliche fremde Züge angenommen.

Unmäßig im Weine seyn, das heißt itzo nach Kratipps Sittenlehre, sich vornehmen, nicht eher vom Weine zu gehen, bis man seiner Sinne und seines Verstandes beraubet ist. Wer wird so ein Unmensch seyn? Nein, aber an der Hand seiner Freunde darf man wohl die Freuden des Lebens genießen und sie mit ihnen theilen; der Wein ist ein Geschenk der Vorsehung; seine Vernunft durch den Wein zu betäuben, das wäre etwas schreckliches; — — Und so trinkt dieser Redner unter den Eingebungen seiner Begierde, nach denen er seine Vernunft stimmet, sich heute um den Gebrauch seines Verstandes.

Wir wissen alle, daß der Hang zu einer Sache durch die öftere Befriedigung wächst, und daß das Gleichgewichte des Verstandes und des Willens durch die Leidenschaften aufgehoben wird. Nehmen Sie also an, daß wir oft unter so falschen Aussichten des Verstandes unsern Neigungen folgen: so ist es nicht zu verwundern, wenn wir entweder im Verstande uns falsche Begriffe von der Tugend erschaffen; oder wenn ihn die Leidenschaft zurück hält, uns unsre Schuldigkeit und die Schönheit der Tugend zu zeigen. Niemand wird mit einem male der Lasterhafteste; aber nach und nach geräth man in das Unglück, Licht und Einsicht in die Gesetze der Vernunft, und die feine Empfindung des Edlen und Guten zu verlieren.

Es ist ferner keine böse Neigung, die wir befriedigen und zur herrschenden Gewohnheit werden lassen, die nicht andre unerlaubte Neigungen zur

Gesellschaft

Gesellschaft nähme. Auf diese Art verheeren wir nach und nach das Herz, und stürzen das ganze Gebäude aller Pflichten ein. Indessen schmeicheln wir uns, daß wir nur Einer Thorheit ergeben sind und hingegen viele Tugenden an uns zählen.

Es ist wahr, denkt Cleon, der von Natur zur Wollust geneigt ist, ich könnte diese Begierde mehr einschränken. Aber sie hindert mich nicht an meiner Gesundheit, nicht an meinen Geschäfften, nicht an der Dienstfertigkeit und Gutthätigkeit, nicht an meinem ehrlichen Namen; ich bin also immer noch nicht lasterhaft.

Welche falsche Begriffe hat Cleon von der Wollust! Nur angenommen, daß er sie ohne andre Laster nicht befriedigen kann, so wird er diese bald auch begehen. Er wird sich eben so wohl schmeicheln, daß es keine Laster sind; er wird ein Verschwender oder Geizhals werden, je nachdem es die Wollust befiehlt; er wird hart und ungerecht werden, ein Verleumder, ein seiner Räuber, weil es seine Hauptneigung gebeut.

So kann Eine Neigung zum Laster, der wir mit Wissen nachhängen, den ganzen Grund der Tugend umstoßen, und unsre Erkenntniß von unsern Pflichten, so gut sie auch Anfangs war, verfinstern und verfälschen. — Und welcher Mensch ist ohne eine Schooßneigung? Wie werden wir also bey so vielen Anfällen der Begierden, bey den äußerlichen Versuchungen, das Bild von der Schönheit und Vortrefflichkeit der Tugend getreu und lebhaft in uns erhalten können, wenn wir es

nicht immer in unſerm Verſtande erneuern, nicht die verlornen Züge hinzuſetzen, und die verloſchenen wieder aufmalen, nicht immer unſre Einſicht erweitern, unſre Ueberzeugung durch Gründe erwecken und befeſtigen? Thun wir dieſes täglich? — Wir behalten oft die Namen einer Sache, die Namen der Tugend und Pflicht, wir nennen ſie, und denken eigentlich nur den Schall des Wortes, nicht die Begriffe; gleichwohl meynen wir, daß wir z. E. an die Mäßigkeit gedacht hätten, weil wir ihren Namen oder eine dunkle Vorſtellung derſelben gedacht haben.

Wir können ferner die Gründe der Tugend, den Hauptbewegungsgrund, daß ſie göttlicher Wille iſt, aus den Gedanken verlieren. Die innerliche Güte der Tugend beſteht darinne, daß ſie der Wille des Schöpfers iſt, der nie anders als gut für uns ſeyn kann. Gleichwohl haben Tugenden und Laſter auch ihre natürlichen Folgen, ihre Belohnungen oder Strafen. Es giebt ferner eine Neigung zu gewiſſen Tugenden, und eine Abneigung von gewiſſen Laſtern, die nicht von einem freywilligen Entſchluſſe unſrer Seele, ſondern nur von unſerm Temperamente, oder von einer glücklichen Gewohnheit, die wir unſrer Erziehung zu danken haben, herrühret. Wenn wir nun bloß aus dieſen Urſachen oder Abſichten das Gute thun, oder das Böſe vermeiden; bloß darum, weil es die Geſundheit befördert, das Leben, den guten Namen und das äußerliche Glück erhält; weil jene Tugend uns auf eine mechaniſche Art leicht wird,

oder dieſes Laſter uns von Natur zuwider iſt: ſo dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir falſche Vorſtellungen von der Tugend in uns erzeugen, ohne daß wirs wollen oder denken.

Stellen Sie ſich, meine Herren, dieſen Begriff von der eigenthümlichen Abſicht der Tugend, damit Sie ihn deſto lebhafter und praktiſcher denken, in einigen Charakteren und Beyſpielen vor.

Kleanth iſt gutthätig, nicht aus Menſchenliebe; dieſer edlen Neigung iſt er ſich nicht bewußt. Er giebt gern, weil er von Natur weichlich und ſinnlich iſt, und einen geheimen Schmerz fühlt, wenn er Elende ſieht oder klagen hört. Er denkt an keine Gutthätigkeit, wenn er nicht durch das Gefühl eines ſichtbaren Elendes daran erinnert wird. Kann ſeine Mildthätigkeit eine Tugend ſeyn? Iſt ſie denn eine wiſſentliche freywillige Ausübung einer erkannten und gefühlten Pflicht, zu der er ſich aus Gehorſam gegen Gott für verbunden hält? Sie iſt ihm ſo natürlich wie der Schlaf. Er dienet eigentlich nicht dem Andern, nicht ſeiner Pflicht, ſondern nur ſeinem Blute und Temperamente. Kann ihn ſein Gewiſſen oder die Güte Gottes dafür belohnen? Iſt er um das Geringſte edler im Herzen geworden, wenn er dieſe Handlung tauſendmal ausgeübet hat? Leichter kann ſie ihm werden, ſie kann Andern nützen; dieſes iſt es alles. Ich will indeſſen dadurch nicht behaupten, daß wir uns in jedem einzelnen Falle der guten Abſicht ſtets deutlich bewußt ſeyn müſ-

ten;

ten; aber ſie muß doch wirklich in uns vorhanden und thätig ſeyn.

Doris iſt von keuſchen Eltern geboren und unter den Beyſpielen der Unſchuld erwachſen. Sie hat von Jugend auf einen Ekel vor allen Merkmalen der Unverſchämtheit bekommen. Sie hat ihre liebenswürdige Mutter nachgeahmet, und frühzeitig gelernet, daß ein Frauenzimmer durch Sittſamkeit und Schamhaftigkeit am ſicherſten Hochachtung und Liebe erwerben kann. Sie iſt vor gefährlichem Umgange ſorgfältig bewahret, und gegen alle Künſte der Verführung unterrichtet und aufmerkſam gemacht worden. Sie flieht allen verdächtigen und freyen Putz; denn er iſt nicht anſtändig. Sie erröthet über jedes zweydeutige Wort; denn in ihrem Hauſe hat ſie nie ungeſittet reden hören. Sie fühlt keine Neigung des Laſters, das die Unſchuld tödtet; denn ſie iſt gewöhnet, dieſes Laſter für das ſchimpflichſte ihres Geſchlechtes, für die äußerſte Entehrung ihrer Familie und ihres Namens, und für ein ewiges Hinderniß einer künftigen Ehe anzuſehen. — Iſt Doris, wenn ſie nichts mehr iſt, in der That keuſch? Iſt dieſe ihre Tugend nicht mehr Erziehung, als freywilliges Beſtreben? Iſt ſie nicht künſtlich abgerichtete Natur, die den Gang fortgeht, in den man ſie von Jugend auf geſetzet hat? Es iſt ein Glück für ſie, ſo ſorgfältig erzogen zu ſeyn; aber ihr Herz hat eigentlich dieſe Tugend ſich nicht wirklich eigen gemacht, ſondern nur durch Nachahmung äußerlich angenommen. Liebt ſie

die

die Unschuld nicht, weil sie dieselbe für eine göttliche Zierde der Seele mit Ueberzeugung erkennt, weil sie die Verbindlichkeit dazu in ihrem Gewissen wahrnimmt: so hat sie zwar die Miene der Keuschheit, aber nicht die Seele derselben. — Doris versuche es und sage der Welt aufrichtig, warum sie keusch ist; und die Welt wird ihre Tugend nicht hochschätzen, und sie für eben so natürlich halten, als ihre angenehme Stimme zu singen, zu der sie durch Kunst frühzeitig gewöhnet worden. Ich will damit nicht leugnen, daß aus dieser Erziehungstugend eine eigenthümliche werden kann, und daß die äußerlichen Bewegungsgründe ein Antrieb zur Tugend seyn können und dürfen, ob sie gleich der Tugend nicht das Leben ertheilen.

Arist hasset den Geiz, weil er leichtsinnig und sehr gesellschaftlich ist. Er denkt lieber an den Genuß des Vergnügens, als daß er an die Mühe des Sammlens denken sollte. Er kann gar nicht begreifen, wie man geizig seyn könne, da das ja eben so viel sey, als ob man ausdrücklich den Vorsatz habe, sich vor aller Welt lächerlich, und in Gesellschaften verhaßt, und zu seinem eignen Diebe zu machen. Er ist von Natur freygebig, und sein Bruder Damon ist geizig. Alle Welt haßt den Damon und preist Arists Freygebigkeit. In der That ist dieser nicht tugendhafter, als jener; aber seine Leidenschaft ist besser und bequemer für die Welt, vor der Vernunft hingegen keine Tugend. Er geizt nach Vergnügen und Ansehen, und jener nach den Mitteln des Vergnügens und

Ansehens.

Ansehens. Man lasse Aristen die Wahl, ob er lieber, ungesehen und ungerühmt, hundert Thaler zur Erziehung eines Waisen hergeben, oder sie zu einer Gasterey für seine Freunde anwenden will; und die wahre Gestalt seines Herzens wird sich bald verrathen. — Aber er ist doch wirklich freygebig und dienstfertig. Ja, weil er das Geld nicht achtet. Er giebt lieber mit Freuden etliche Thaler hin, jemanden zu dienen, als daß er eine Stunde seinen Vergnügungen entziehen und sie zur Ertheilung eines guten Rathes, um den ihn ein Unglücklicher bittet, anwenden sollte. Er sey also immer nicht geizig; es ist Natur. Er sey also immer freygebig; es ist auch Natur. Sein Hang zum Vergnügen leidet den Geiz nicht, und befiehlt die Freygebigkeit. Ist Sinnlichkeit die Quelle der Tugend?

Damis ist enthaltsam in Speisen und Getränken, mäßig in Vergnügungen und im Schlafe; aber er ist es, weil er das Geld sehr, und die Gesundheit und das Leben über alles liebt. Er würde aufhören, mäßig zu seyn, wenn sein Magen besser verdaute, der Wein weniger kostete, und die Krankheit abgekauft werden könnte. — Er verschwendet keine Zeit bey der Tafel; denn das Sitzen ist der Gesundheit nachtheilig. Aber er verschwendet die Zeit mit Freuden im Spatziergehen oder Fahren; denn dieses hält er für gesund. Er hütet sich vor dem Zorne, und mäßigt ihn, weil er das Blut erhitzt; aber die Schadenfreude erlaubt er sich, weil sie keine Krankheiten

nach

nach ſich zieht. Er redet von Niemanden Böſes, weil er furchtſam iſt und Ahndungen ſcheuet; aber er hört gern über die Fehler der Menſchen ſpotten, um zu lachen; denn das Lachen befördert die Geſundheit. Er verachtet Rang, Titel und Ruhm; denn er will gemächlich leben und ſein Leben nicht durch die Ehrſucht verkürzen. Damis hält ſich bey dieſer Lebensart für einen Freund der Mäßigkeit; und in der That thut er ſich auch viele Gewalt an, und beobachtet eine fortgeſetzte Strenge gegen ſich. Aber wer wird glauben, daß ſeine Mäßigkeit Tugend ſey, außer er, der es wünſchet, und diejenigen, welche die Quelle ſeiner Mäßigung nicht kennen? Geld, Geſundheit und Leben ſind ſeine Tugend und ſein höchſtes Gut. Soll er aber geſund ſeyn und lange leben, um geſund zu ſeyn, und lange gelebt zu haben? Oder haben Geſundheit und Leben ihre höhern Abſichten? Warum iſt er nicht mäßig, um Herr über ſeinen Geiſt, über die nützliche Anwendung ſeiner Kräfte und ſeiner Zeit zum Beſten der Welt und zur Beförderung ſeines eigenen wahren Glücks, aus Gehorſam gegen den göttlichen Willen, zu ſeyn?

Sarkaſt treibt ſeinen Handel mit unglaublichem Fleiße; aber er treibt ihn bloß, um ſeinen Kindern Reichthümer zu hinterlaſſen und ſeinem Hauſe einen höhern Stand zu verſchaffen. Er bedienet ſich keiner unerlaubten Mittel; dieſes würde ſeinen Credit ſchwächen und den Seegen des Himmels hindern. Er hält ſtrenge über Treue und Glauben, wacht und ſinnt, wenn Andre

ſchlafen,

ſchlafen, und ſpeiſet ſehr mäßig, um deſto muntrer in ſeiner Schreibeſtube arbeiten zu können. Er verſagt ſich auch die erlaubteſten Vergnügungen, um keine Gelegenheit zu einem rechtmäßigen Gewinne zu verſäumen. Die Welt rühmt ihn als ein Beyſpiel eines arbeitſamen und gewiſſenhaften Mannes, der ſein Vergnügen und ſein Leben ſeiner Pflicht aufopfert. Aber welch Geſetz der Vernunft ſaget, daß er den Handel darum ſo ſorgfältig treiben ſoll, um ſeine Kinder reich und vornehmer zu machen? Iſt die gute Erziehung nicht mehr, als der Reichthum? Und dieſe giebt er ihnen nicht. Iſt die ſorgfältige Regierung ſeines Hauſes keine höhere Pflicht, als die Pflicht, ihm Reichthümer zu ſammeln? Was iſt denn ſeine Seele am Ende des Lebens, wenn ſie funfzig Jahre aus dieſer niedrigen Abſicht ſich angeſtrenget hat, beſſer und edler, als Anfangs? Alle Mühe der Welt über ſich genommen haben, um reiche und vornehme Kinder zu hinterlaſſen, kann natürliche Liebe, kann Eitelkeit, aber keine Tugend heißen.

Eben deswegen, weil wir uns, und was uns angeht, ſo ſehr lieben, ſo verfälſchen wir leicht die Begriffe der Tugend, indem wir alles zur Tugend machen, was uns erlaubte Vortheile bringt, oder was uns vor dem Verluſte der Geſundheit, der Ehre, des Glücks und des Lebens bewahret. Wir dienen alſo oft nur unſern Leidenſchaften, indem wir der Tugend zu dienen meynen. Wir werden andre Menſchen, aber nicht beſſer, nicht frömmer.

Wer daher von der Schönheit der Tugend überzeugt seyn will, muß sie kennen, muß seine Pflicht auf den heiligen und unwandelbaren Willen Gottes zurücksetzen, und sie darnach abmessen; sonst wird er in tausend Fällen sich nicht überwinden, oder doch nur eine Scheintugend haben. Er muß seine Ueberzeugung oft und täglich durch ein stilles Nachsinnen, und durch die Ausübung des Guten erneuern und stärken, und seine Erkenntniß von den Irrthümern reinigen, die sich unvermerkt zur Wahrheit gesellen. Auf diese Weise wird die Erkenntniß dem Verständigen leicht; aber der Unachtsame und der Spötter, der die Mühe scheut, und nur flüchtig, und zerstreut und selten der Weisheit nachdenket, suchet Weisheit und findet sie nicht. *)

*) Sprüch. Sal. 14, 6.

Siebente Vorlesung.

Allgemeine Mittel, zur Tugend zu gelangen und sie zu vermehren.

Dritte und vierte Regel.

Meine Herren, lassen Sie uns in der Erklärung der allgemeinen Mittel, durch welche die Tugend erlanget, beschützet und vermehret werden kann, fortfahren. – Die erste Regel war: **Erwirb dir eine deutliche, vollständige und überzeugende Erkenntniß deiner Pflichten und ihrer Vortrefflichkeit.** Die zweyte, eine Folge der ersten: **Setze diese Erkenntniß sorgfältig fort und bewahre sie vor Irrthümern.** Allein welche mangelhafte und müßige Wissenschaft würde die Erkenntniß unsrer Pflichten seyn, wenn wir sie mehr im Verstande beschauen und uns lieber an ihrem Bilde belustigen, als sie ausüben

ben wollten? Wende alſo, und dieſes iſt die dritte Regel, die wir itzt erklären wollen, wende die Erkenntniß deiner Pflichten beſtändig auf dein Herz und Leben an; bereite dich zu jedem Tage weislich vor, und prüfe dich am Ende deſſelben ſorgfältig. Dritte Regel.

Unſere Erkenntniß des Guten ſey noch ſo richtig und vollſtändig, ſie wird unfruchtbar bleiben, wenn wir uns ihrer nicht oft, nicht täglich, nicht eben zu der Zeit erinnern, da es die Umſtände erfordern. Wir ſind oft in der Stille, auf unſern Zimmern, in der Stunde der Betrachtung, weiſe, gutgeſinnt, völlig überzeugt. Aber ein Blick in die Welt, ein Eintritt in Geſellſchaften, eine Gelegenheit zur Verſuchung, eine unvermuthete Aufwallung unſrer Begierden, ein geringer Vortheil, der uns lockt, ein Vergnügen, das uns die Einbildungskraft mit ihren zauberiſchen Farben abmalet, ein Nichts macht uns nicht ſelten unweiſe und verführt uns, daß wir wider unſre vorige Ueberzeugung handeln. Wir ſehen itzt die Regel des Guten nicht mehr, oder doch nur dunkel. Unſere feſte Entſchließung wanket; und was iſt gleichwohl ſonſt für ein Mittel auszufinden, das uns in der Beobachtung unſrer Schuldigkeit ſtärken und unſern Vorſatz kräftig erhalten könnte, als die Vorſtellung von der Heiligkeit und Vortrefflichkeit unſrer Pflicht und die Erinnerung derſelben in den vorkommenden Fällen? Allein es würde zu ſpät ſeyn, wenn man ſich mit den

Waffen der Tugend nur erſt alsdann ausrüſten wollte, wenn die Gefahr ſchon vorhanden iſt. Man ſtelle ſich alſo täglich und ehe man die verſchiedenen und abwechſelnden Scenen des Lebens betritt, ſeine Pflicht in ihrer Wichtigkeit und Unverletzlichkeit, mit allem ihrem Einfluſſe auf unſer Glück, vom neuen vor. Man gewöhne ſich, keinen Tag, der allezeit mit neuen Veränderungen erſcheint, und für uns ein neues Leben iſt, ohne eine ſolche Ueberlegung anzufangen, und keinen wichtigen Schritt in ſeinem Laufe zu thun, ohne ſich ſelbſt zu fragen: »Was fordert deine Pflicht »und der ſelige Wille Gottes von dir? Biſt du »feſt entſchloſſen, ihn auch heute, gern und freu»dig zu vollbringen? Wird dich nichts in deinem »Entſchluſſe wankend machen? Was können dir »hier oder da für Gelegenheiten, edel oder unedel, »gut oder thöricht zu handeln, begegnen, und wie »willſt du dich dabey verhalten?«

Ferner iſt eine tägliche Prüfung unſrer ſelbſt ein unentbehrliches Mittel zur Tugend. Wer begeht keine Fehler; und wer wird ſie ablegen, ohne ſie zu kennen; und wer wird ſie gewahr werden, ohne ſie aufrichtig aufzuſuchen? Dieſes Geſchäffte iſt ſchwer; aber zum Wachsthume im Guten iſt es nothwendig, und es vergilt uns unſre Mühe mit herrlichen Vortheilen. Zu dieſer Prüfung wird eine gewiſſe Stille der Seele und ein feyerlicher Ernſt erfordert. Man entferne ſeine Geſchäffte und andre Zerſtreuungen, und heiße ſeine Begier-

den

den schweigen. Man denke nach einem vollbrachten Tage, vielleicht auf seinem Lager, wie Sokrates die Gewohnheit gehabt, an seine Handlungen, an die Absichten, die man dabey gehabt, an die Empfindungen, die unser Herz den Tag über gefühlet hat. Man denke an seine Vergehungen, an die Gelegenheiten zu denselben, an den geringen oder starken Widerstand, den wir dabey zu überwinden gehabt. — Man fühle das Uebereilte bey seinen Reden und Thaten, das Eigennützige, das Schimpfliche oder Nichtige seiner Neigungen und Absichten. — Man stelle sich bey seinen Fehlern und Vergehungen, die man erblickt, den Einfluß vor, den sie auf unser Herz, auf unsre Ruhe, in Ansehung der Gnade und Liebe des Unendlichen, deren wir uns durch sie unwürdig gemacht; den Einfluß den sie auf unsre Gesundheit, auf unsern guten Namen und unser äußerliches Glück, durch den Schaden, welchen sie nach sich ziehen, gehabt, oder doch haben können; den unglücklichen Einfluß, den sie auf unsre Freunde, oder überhaupt auf Andre haben können.

Man bemerke eben so sein gutes Verhalten, fühle das Edle und Erquickende desselben, erfreue sich, in Demuth und Dank vor Gott, seiner Siege über sich selbst und über die Hindernisse der Tugend, und stärke dadurch die Liebe zur Rechtschaffenheit und den Ekel gegen das Böse.

Seneca hat schon die Wichtigkeit dieses Tugendmittels erkannt. „Man muß, sagt

»er, *) täglich ſich ſelbſt zur Rechenſchaft fordern. »Dieß that Sextius. Welchen Fehler haſt du »heute abgelegt? Welchem Laſter haſt du wi»derſtanden? Worinnen biſt du beſſer gewor»den? So fragte er am Schluſſe eines jeglichen »Tages ſein eigen Herz aus. Was kann ſchöner »ſeyn, als wenn man ſich gewöhnet, jeden Tag einer »ſolchen Prüfung zu unterwerfen! Ich folge dieſer »Regel, und rechte täglich mit mir ſelbſt. Wenn »die Nacht einbricht, ſo denke ich das ganze Leben »des verfloßnen Tages wieder durch; ich unterſu»che alle meine Handlungen und Reden, ich ver»heele mir nichts, ich übergehe nichts.« Hielt dieſes der heidniſche Philoſoph für eine Pflicht; wie vielmehr muß es der chriſtliche dafür halten!

Dieſe aufrichtige und tägliche Prüfung wird uns unſre Hauptneigungen und die ſchwache Seite entdecken, auf der wir uns am meiſten befeſtigen müſſen. Sie wird uns die Gelegenheiten kennen lehren, die uns am gefährlichſten ſind, und die Mittel, die wir insbeſondere anwenden müſſen,

*) Quotidie ad rationem reddendam de ira vocandus eſt animus. Sextius, conſummato die: quod hodie malum tuum ſanaſti? cui vitio obſtitiſti? qua parte melior es? interrogabat animum ſuum. — Quid pulchrius hac conſuetudine excutiendi totum diem? Vtor hac poteſtate et quotidie apud me cauſſam dico. Cum ſublatum e conſpectu lumen eſt, totum diem mecum ſcrutor, facta ac dicta mea remetior, nihil mihi ipſe abſcondo, nihil tranſeo. SEN. L. III. de ira.

müſſen, uns in unſrer Pflicht zu befeſtigen. Ein groſſer Vortheil! Ja, ohne dieſe fortgeſetzte Prüfung werden wir auf der Bahn der Tugend nur ſehr langſam fortſchreiten; denn das iſt eben des Klugen Weisheit, daß er immer auf ſeinen Weg merket, wie Salomo ſagt. *)

Laſſen Sie uns dieſe Regel der täglichen achtſamen Vorbereitung zu ſeiner Lebensart, und der Prüfung ſeiner ſelbſt, durch das Beyſpiel des Oreſts, eines liebenswürdigen und weiſen Jünglings, deſſen Geſchäffte die Erlangung der Wiſſenſchaften und guten Sitten iſt, erläutern. Er hat eine glückliche Erziehung genoſſen und früh gewagt, ſich ſelbſt zu regieren. Sein Verſtand iſt gut unterrichtet, und noch iſt ſein Herz von Ausſchweifungen frey. Er begeht Fehler, und kennt ſie, und verbeſſert ſie. Er iſt ſtreng gegen ſich, und genießt doch tauſend Freuden. Er iſt lebhaft, ohne ausgelaſſen zu ſeyn. Er iſt geſellig, und doch ein ſorgfältiger Haushalter ſeiner Zeit und ſeines Vermögens.

Damon fragt ihn, wie er ſich in dieſer Ordnung erhalten könne. Oreſt antwortet ihm: Meiſtens dadurch, daß ich mir jeden Tag mit Gott vernehme, nicht von ihr abzuweichen, und dieſen Vorſatz oft erneure, ſo oft es möglich iſt, ausführe, und wenn ich darwider gehandelt, es mir ſchwerlich vergebe.

Früh, fährt er fort, ſo bald ich die Pflichten der Andacht und Anbetung beobachtet, und Gott

*) Sprüchw. 14, 8.

um Weisheit und Gnade angerufen habe, denke, ich so fort an mich, an die Geschäffte, Begebenheiten, Gesellschaften, Versuchungen, die mich gewiß, oder wahrscheinlich, erwarten. Zu dieser Tugend, wenn es eine ist, hat mich mein erster Anführer, so bald ich denken konnte, gewöhnt.

Fangen Sie, sagte dieser liebreiche und wackre Mann,

1.) **keinen Tag an, ohne sich vorher Ihre Beschäfftigungen vorzustellen.** Der Fleiß ist Ihre Pflicht, aber auch Ihr Glück; machen Sie sich ihn durch die Ausübung zur angenehmen Nothwendigkeit, und durch die Absicht zur Tugend. Studiren Sie, um ein rechtschaffener und nützlicher Mann zu werden, und freuen Sie sich, daß Sie Fähigkeiten dazu haben, und daß Ihr Glück mit Ihrem Fleiße verbunden ist. — Sie haben itzt noch kein Amt; aber das Amt des Jünglings ist, sich zu einem künftigen Amte vorzubereiten. Der sorgfältige Gebrauch der Zeit, der Gelegenheit, der Kräfte Ihrer Seele, und Ihres Körpers, das ist Ihr Amt; ein wichtiges Amt, das Ihnen Gott schon durch die Vernunft aufgelegt hat. Richten Sie es mit Treue und Eifer aus, und seyn Sie ruhig, wenn Sie sich dieses Zeugniß am Abende geben können; gesetzt, daß Ihr Fleiß auch nicht allemal glückt, gesetzt, daß Sie nicht so viel Genie oder Fortgang in den Wissenschaften haben, als einer Ihrer Freunde. Ihr Fleiß soll Sie nicht bloß gelehrt, er soll Sie zum geduldigen, arbeitsamen, gewissenhaften Jünglinge, zum freudigen

Jünglinge,

Jünglinge, dereinſt zu eben dieſem Manne, zu eben dieſem Greiſe machen, und Sie von allen Gefahren der Trägheit und des Laſters abhalten. — So denken Sie, Oreſt, früh bey ſich ſelbſt, und gehen Sie mit dieſen Gedanken der Pflicht, als mit Ihren Schutzengeln, an Ihre Arbeiten!

2.) fuhr er fort, denken Sie an die Vergnügungen, die den Tag über Sie erwarten. Sagen Sie zu ſich ſelbſt: Werde ich ſie mäßig genießen, ſo, daß ich dadurch neue Kräfte ſammle? Werde ich ſie dankbar genießen? Werde ich mich freuen, ſie Andern mittheilen zu können? Werde ich an mich halten, wenn mich der Geſchmack am Sinnlichen zur Ausſchweifung verleiten wollte? — Wie werde ich das Glück des Umgangs und der Freundſchaft genießen? Werde ich meinen Leichtſinn im Reden feſſeln? Wird mein Scherz noch gewürzt ſeyn? Werde ich als ein redlicher Mann ſprechen, was ich denke, und beſcheiden ſeyn, indem ich aufrichtig bin?

3.) Wie werde ich in den kleinen und gröſſern Verſuchungen, die mir begegnen können, mich verhalten? Ich gefalle gern. Werde ich dieſes Glück heute durch eine Schmeicheley erkaufen? — Ich ſpotte gern. Werde ich mir heute keine Gewalt anthun? — Man wird mir vielleicht das Glück eines Andern erzählen; werde ich groß genug ſeyn, mich darüber zu erfreuen; edel genug, es ihm zu gönnen, wenn ich auch weis, daß er mein Feind iſt? — Ich fühle zuweilen ein mürriſches und unfreundliches Weſen.

Werde ich ihm heute nicht widerſtehen? Wie werde ich die Fehler der Andern vertragen? Auch ſo, wie ich wünſche, daß ſie meine dulden mögen? — Ich laſſe mich im Umgange leicht vom Zorne übereilen. Dieſen Fehler will ich mir ſo wenig erlauben, als den Geiſt des Eigennutzes. — Werde ich an der Seite des andern Geſchlechts mich unſchuldig ihres Umganges, ihrer Schönheit, ihres Witzes erfreuen; und keine Neigung mit mir zurück nehmen, die ich nicht dem ehrwürdigſten Manne geſtehen wollte?

4.) Es können mir Verdrüßlichkeiten und Unfälle begegnen. Waffne ich mich auch ſchon vom Anfange des Tages mit Muth, mit Gelaſſenheit, mit Ergebung in den Plan der weiſen Vorſehung? Ich bin ein Menſch, zur Ewigkeit geſchaffen; Gott iſt der Herr von meinen Tagen — Vielleicht iſt ihr Ziel nahe. Aber ſollte ich darüber zittern? Nein, ſo lange ich recht thue, iſt der Tod mein Glück und das Leben meine Freude — Vielleicht beleidiget mich ein Freund durch ſeine Schwachheit. Werde ich ihm nachgeben? Vielleicht dulde ich einen Vorwurf an meinem guten Namen! Es wird ſchmerzen; aber Glück genug, wenn ichs nicht verdiene. Vielleicht leide ich einen Verluſt an meiner Geſundheit! Werde ich meine Unruhe darüber mäßigen?

5.) Was werde ich in der Stunde der Einſamkeit denken? Vielleicht die Bewegungsgründe zu einer Pflicht, die mir ſchwer wird?

Einen

Einen groſſen Gedanken der Religion, der das Herz ſtärkt und erhebt? Eine ſchöne Stelle eines Dichters oder Redners, die zur Gewiſſenhaftigkeit, zur Menſchenliebe, zum Muthe wider das Laſter ermahnet? Wird kein ſtiller Augenblick für mich verflieſſen, da ich die Natur, die Wunder der Erde und des Himmels, und die mannichfaltigen Geſchenke Gottes dankbar betrachte, die Spuren ſeiner erhaltenden Vorſehung bemerke, und mit einer lebendigen Vorſtellung den Tod, das Gerichte und die Ewigkeit, zu meiner Weisheit und Ruhe, denke? — Werde ich nicht daran denken, jemanden durch Rath oder Fürſpruch, oder doch durch Mitleiden zu beglücken? Werde ich mich ernſtlich daran erinnern, daß die Tugend das gröſte Geſchenke des Himmels und mein Glück iſt; daß ſie nichts trauriges iſt, auch da, wo ſie Mühe fordert?

Mit dieſen Gedanken, ſagte mein Führer, die Sie erweitern oder verkürzen können, fangen Sie jeden Tag Ihrer Jugend an; und Sie werden vor tauſend Verſuchungen ſicher und zu Ihrer Pflicht geſchickter ſeyn. Dieſer Regel, ſagte er, bin ich ſelbſt von meinen jüngern Jahren bis in meine höhern gefolgt; und ich habe es, Dank ſey es Gott! ſo weit gebracht, daß mich meine Fehler behutſam und demüthig, und mein Fortgang in der Weisheit und Tugend muthiger und ſtandhafter gemacht. Wenigſtens kann ich Ihnen die Verſicherung geben, daß ich in keine Tage meines Lebens ruhiger zurück ſehe, als in diejenigen, die ich auf dieſe bedachtſame Weiſe angefangen und zu en-

digen

digen gesucht habe. So schaut der Wandrer, wenn er sich dem Gipfel des Berges, den er erreichen will, immer mehr nähert, froh zurück auf die erstiegenen Beschwerlichkeiten, und gewinnet Muth, die neuen zu besiegen; denn auf der Höhe lacht ihm sein Glück entgegen.

Dieser mein Führer, setzt der junge Orest hinzu, gieng so freundschaftlich mit mir um, daß er mir entweder meine Fehler liebreich entdeckte, wenn er sie bemerkt hatte, oder mir selbst das Bekenntniß derselben am Abende gütig abzulocken suchte. — Ich war wegen meiner natürlichen Lebhaftigkeit besonders denen Neigungen ausgesetzet, die meiner Unschuld gefährlich zu werden schienen. Ich entdeckte ihm meine Schwachheiten und bat um seine Hülfe. Er umarmte mich oft wegen meiner Aufrichtigkeit. O sagte er, nur getrost! Sie fallen nicht, so lange Sie über Ihr Herz wachen. Ist es Ihnen nicht lieb, daß Sie den Sieg heute über Ihre Neigung davon getragen? Sind Ihnen die unerlaubten Wünsche, die Sie gefühlt, nicht zuwider? Würden Sie nicht mit Schrecken auf Ihr Lager gehen, wenn Sie Ihre Tugend entehret hätten? Nun so denken Sie dieses itzt, fühlen Sie Ihr Glück, danken Sie Gott, wenn Sie in Ihrem Zimmer sind, und bitten Sie ihn um seinen fernern Beystand auf dem Wege der Tugend. Ich habe so viel Verlangen, Sie zu schützen und mich um Ihr Glück verdient zu machen; und Gott, der die Liebe ist, sollte nicht so gütig gesinnet seyn, als ein Mensch? nicht unendlich hülfreicher?

Brauchen

Brauchen Sie alle menschliche Mittel, Fleiß in Geschäfften, und Mäßigkeit; widerstehen Sie dem ersten Gefühle der Neigung, widerstehen Sie dem ersten Bilde der Einbildungskraft, und fliehen Sie die gefährliche Einsamkeit, die diese Bilder ausmalet. Seyn Sie schamhaft nicht bloß in Gesellschaft, sondern auch in dem Umgange mit sich allein. Die Schamhaftigkeit ist die Hüterinn, die uns die Vorsehung zur Bewahrung der Unschuld ins Herz gesetzet hat. Wir würden der Wollust, die so vielen Reiz hat, ohne diesen Schutzgeist schwerlich widerstehen können. Vertreiben Sie diesen Engel nicht aus Ihrer Seele; er hilft Ihnen siegen. Sie sind zwar zu edel, als daß Sie sich erst durch den Gedanken: Die Wollust kann meine Gesundheit verletzen, mir Makeln und Schändungen des Körpers zubereiten! zurück halten müßten; und dennoch vergessen Sie der tragischen Beyspiele derer nie, die auf dem Pfade der Wollüste zu einem frühen und schrecklichen Tode geeilet sind. — Ich weis es, lieber Oreſt, wie schwer diese Opfer der Tugend sind. Die reizendsten Neigungen der Natur dämpfen; o das ist mehr, als Wälle ersteigen und Heere erlegen! Aber bedenken Sie, die unschuldigen Freuden der Liebe sind Ihnen nicht versagt, nur die zügellosen. Sie sollen nicht fühllos seyn. Sie sollen die Freuden der Liebe und der Freundschaft künftig in den Armen einer schätzbaren und Sie liebenden Gattinn erwarten, und ein desto glückseligerer Mann werden, je unschuldiger der Jüngling gewesen ist.

Sagen

Sagen Sie mir alles, als Ihrem beſten Freunde; aber ſagen Sie mir auch, als Ihrem aufrichtigen Freunde. — Werden Sie nie ſicher; denn der fällt am erſten, wer ſtolz genug iſt, in ſeine Tugend kein Mißtrauen weiter zu ſetzen.

Da dieſe Seite Ihre ſchwache Seite iſt: ſo verwahren Sie den Eingang dazu mit jedem Morgen beſonders. — Die Religion, mein Oreſt, hat eine Kraft, die alle Vernunft nicht hat. Wenn Sie früh die Schrift leſen und es rührt Sie eine Stelle beſonders: ſo drücken Sie ſolche in Ihr Gedächtniß, und machen Sie dieſelbe des Tages über zu einer göttlichen Rüſtung. Geſetzt, Sie läſen in der Geſchichte Joſephs die Worte: *) **Wie ſollte ich ein ſolch großes Uebel thun, und wider Gott ſündigen!** ſo wenden Sie ſolche auf ſich an: Und ich, würde ich nicht wirklich dieſes Uebel thun, wenn ich meiner Neigung nachgeben wollte? Geſetzt, Sie läſen die Stelle: **So hoch der Himmel iſt über der Erde, ſo läßt er ſeine Gnade walten über die, ſo ihn fürchten!** **) ſo ſagen Sie zu ſich ſelbſt: So lange ich alſo Gott fürchte, ſo habe ich das, was mehr iſt, als Himmel und Erde, die Gnade und das Wohlgefallen des Unendlichen, die ganze Summe der Glückſeligkeit. So lange ich ihn fürchte, darf ich mich vor nichts fürchten; und wer Gott nicht fürchtet, der muß ſich vor allem fürchten. — Wohlan denn! Ich will mein Gewiſſen auch dieſen

*) 1. Moſ. 39, 9.
**) Pſ. 103, 11.

ſen Tag ſorgfältig bewahren. Der Gott der Himmel und der Erden, der Vater aller Geiſter, waltet über mir mit ſeiner Gnade:

Den majeſtätiſchen Gedanken
Geb ich für alle Welten nicht!

Vergeſſen Sie nie das vortreffliche Gebet Sirachs: Herr Gott, Vater und Herr meines Lebens, behüte mich vor unzüchtigem Geſichte und wende von mir alle böſen Luſte. Laß mich nicht in Schlemmen und Unkeuſchheit gerathen. *)

Halten Sie ſich, wenn Sie Zeit genug dazu gewinnen können, ein Tagebuch über Ihr eigen Herz, und ſtellen Sie wenigſtens einmal in der Woche eine genaue Prüfung Ihres Verhaltens an. Verſchweigen Sie ſich keinen Fehler, keine unerlaubte Neigung, keinen unedlen Gedanken. Bemerken Sie die Gelegenheiten Ihrer Fehler, die Siege über ſich ſelbſt, Ihre guten Schritte auf der Bahn der Tugend; und dieſes thun Sie, nicht als vor meinen Augen, ſondern als vor den Augen des Allwiſſenden. — Sie werden ſtrauchlen, vielleicht, das Gott nicht wolle! in eine offenbare Ausſchweifung fallen; aber Sie werden bald mit Reue und Scham, und neuem Muthe, und gröſſrer Demuth, wieder von Ihrem Falle aufſtehen. — Gott vergiebt Ihnen unendlich mehr, als ich; aber er vergiebt uns, damit wir ihn fürchten und ſeine

*) Sir. 23, 4. 5. 6.

seine Befehle, als Befehle der Wohlfahrt, halten. Er hat uns die Tugend nicht zur Marter gegeben; nein, zur Ruhe, zur Freude, mein lieber Oreſt. Sie hat die Verheißung dieſes und des zukünftigen Lebens, und iſt zu allen Dingen nütze, zum Troſte im Elende, zur Vorſichtigkeit im Glücke, zur Ruhe im Tode. Seyn Sie beherzt! Erinnern Sie ſich jeden Tag Ihres Lebens der kürzeſten und ſicherſten Sittenlehre: Sey fromm! — und das Uebrige ſtelle der Vorſehung anheim. Erinnern Sie ſich oft des erhabenen Ausſpruchs eines Sirachs: Wie groß iſt der, ſo weiſe iſt! Aber wer Gott fürchtet, über den iſt Niemand. *) Ich liebe Sie bey allen Ihren Fehlern; denn Sie haben ein gutes Herz, Aufrichtigkeit und Wachſamkeit; und Gott ſieht das Herz an.

Durch die Hülfe dieſer Erziehung, beſchließt der junge Oreſt, durch eine fortgeſetzte Beobachtung dieſer Lehren, durch eine tägliche Uebung der Andacht, in der ich die Vorſtellung und den Glauben der großen Wahrheiten der Religion in mir erwecket und belebet habe, durch eine tägliche Vorbereitung auf die Pflichten des Lebens, durch eine aufrichtige Prüfung am Ende des Tages, bin ich, zwar nicht frey von Schwachheiten und Thorheiten, aber doch, Dank ſey Gott! von wiſſentlichen oder fortgeſetzten Laſtern, bis an meine männlichen Jahre fortgerückt. Und ich weis es gewiß, ich weis es aus der Erfahrung, der Weg der Tugend, ſo mühſam er uns oft ſcheint, oder wird, iſt der ſchönſte,

*) Sir. 25, 13. 14.

schönste, den der Mensch betreten kann; und eine hülfreiche unsichtbare Hand leitet und stärkt uns, wenn wir nicht träge stille stehen, nicht verdrossen widerstreben, oder gar zurück treten. Ich weis es aus der Erfahrung, was Einer der vernünftigsten Heiden schon gesaget hat: *) »Ein einziger »Tag, an dem man tugendhaft und weislich ge»lebt, ist mehr werth, als eine ganze in Sünden »verbrachte Ewigkeit.«

Der mächtigste Antrieb zum Guten ist in den göttlichen Eigenschaften enthalten. Siehe Regel. **Suche also immerzu ein lebhaftes und würdiges Bild von den Vollkommenheiten Gottes in deiner Seele zu entwerfen, dir dasselbe gegenwärtig zu erhalten, und es nie ohne Ehrfurcht zu betrachten; auch verbinde täglich dieses Mittel mit dem Gebete.**

Wir bedürfen Muth, die Mühe der Tugend zu überwinden, und Kraft, dem Reize des verbotenen Lasters, wenn es uns fesseln will, zu widerstehen. Diesen Muth, diese Kraft, den Gesetzen zu gehorchen, gewähret uns vornehmlich die Betrachtung der Würde und Majestät des Gesetzgebers. O wie mächtig, Theuerste Freunde, ist nicht der Gedanke: Der Allmächtige, der Herr so vieler Millionen Welten und Geister, der Ewige,

*) Vnus dies bene et ex praeceptis sapientiae actus, peccanti immortalitati anteponendus est.

ge, der Allwiſſende, Er, der Heilige und Gütige, ſieht, bemerket und billiget dich, iſt dein Freund, wenn du recht thuſt, iſt dein Beſchützer und Belohner! Ohne ſeinen Beyfall iſt kein Glück; ohne Gehorſam gegen ihn keine Ruhe der Seele; er belohnet die Tugend in Ewigkeit; er ſtrafet das Laſter in Ewigkeit; und er würde nicht Gott ſeyn, wenn er zwiſchen dem Guten und Böſen keinen Unterſchied machte. Er iſt der Herr der Geſetze; und das Leben verlieren, iſt unendlich weniger, als mit Wiſſen und Vorſatz ein Geſetz Gottes übertreten — .

Gott, den wir mit ſterblichen Augen nicht ſehen können, hat uns ſeine Vollkommenheiten in den Werken und Wundern der Natur ſinnlich gemacht. Dieſe Wunder, darunter wir ſelbſt das vornehmſte ſind, müſſen wir oft und aufmerkſam betrachten, um das Bild von ſeiner Macht, Weisheit, Güte und Heiligkeit in unſerm Verſtande lebhaft und groß zu erhalten. Welches Wunder, welcher Lehrer der Gottheit iſt nicht in uns ſelbſt, der Gedanke, und das Vermögen, Andern durch Worte dieſen Gedanken mitzutheilen!

Gedanke, kannſt du dich ergründen?
Du nur vermagſt, dich zu empfinden,
Und ſiehſt dich mit Erſtaunen an.
O du, durch den ich will und wähle,
Selbſt deine Schöpferinn, die Seele,
Erſtaunt, daß ſie dich ſchaffen kann;

Die

Sie wäre nicht eh, daß sie dich zeuget,
Bis du durch sie geworden bist.
Gedanke, wenn sonst alles schweiget,
Lehrst du, wie groß die Gottheit ist!

Alles prediget Gott und seine Vorsehung. Unser Verstand sagt es uns, daß er die Quelle unendlicher Vollkommenheiten ist, und unser Herz fühlt es, daß Gott Liebe und Heiligkeit ist. Wir sind daher verbunden, so viel an uns ist, alle Dinge anzuwenden, daß wir uns dadurch in der Anbetung und Liebe Gottes stärken, die Gelegenheiten aufzusuchen, die uns zu seiner Betrachtung führen, und heilsame Lehren und Antriebe daraus herzuleiten, die uns bewegen, das Gute um Gottes willen zu thun. Unsre guten und bösen Schicksale müssen uns an unsre Abhängigkeit von Gott und an unser Vertrauen auf ihn erinnern. Himmel und Erde, Gestirne, Meere, Berge und alles, was unserm Auge groß ist, muß uns die Größe Gottes zu Gemüthe führen. Die beständige Erneuerung und Abwechselung der Natur muß in uns das Bild der Weisheit und Vorsehung Gottes erwecken. Und wie oft können uns nicht Speise und Trank, die wir zu uns nehmen, die Gesundheit, die wir genießen, der gute Name und die Ehre, die uns folgen; wie oft können uns nicht auch die Freuden einer tugendhaften Liebe, der Freundschaft und eines vertrauten Umgangs, zu Vorstellungen der unendlichen Liebe und Güte Gottes dienen, die unsere Dankbarkeit und Gegen-

liebe erwecken und beſeelen, und uns lehren ſollen, einem ſo gütigen Vater mit allen unſern Kräften zu gehorchen; ſo gut zu ſeyn, wie er iſt; und in der beſten Ordnung und Uebereinſtimmung, wie er, ſeine Gaben anzuwenden, als weiſe Haushalter, die nach der verſchiedenen Anwendung der anvertrauten Güter entweder ewig glücklich oder unglücklich ſeyn werden.

Indeſſen müſſen wir bekennen, daß es ſchwer ja unmöglich iſt, die Vorſtellungen des unendlichen Geiſtes unter den irdiſchen Geſchäfften und ſinnlichen Zerſtreuungen dieſes Lebens immer rein und lebendig in unſern Seelen zu erhalten. Die hellſte Vernunft leidet ihre Finſterniſſe, und der beſte Wille erliegt oft unter ſeiner natürlichen Trägheit, wenn der Menſch einen bloß geiſtigen Gegenſtand ſich vorzuſtellen ſuchet. Dennoch bleibt dieſe Vorſtellung, ſie ſey noch ſo ſchwer, wenn ſie anders ein Mittel zur Tugend iſt, unſre beſtändige Pflicht; und wir müſſen dieſes Andenken an Gott nur um deſto öfter erneuern, je leichter es ſich aus unſerm Geiſte zu verlieren pflegt. Dieſe Begriffe müſſen nicht nur lebhaft, ſondern auch Gottes würdig; die höchſten; rein von dem Zuſatze aller menſchlichen Unvollkommenheiten ſeyn; wenn ſie auf unſre Tugend mit Nachdruck wirken ſollen. Denn was kann den Geſetzen in den Augen deſſen, der ihnen gehorchen ſoll, mehr Anſehen und Majeſtät verleihen, als die Vorſtellung der Hoheit und Liebenswürdigkeit des Geſetzgebers? Es iſt wahr; die Tugend iſt unſer Glück, unſer höchſter Vortheil;

theil; und das Laſter iſt unſre Strafe, unſer höchſtes Elend. Aber nicht alle Tugend belohnet unmittelbar, nicht jedes Laſter beſtrafet unmittelbar. Die Ausübung vieler Tugenden kann auf einige Zeit mit Verluſt und Mühſeligkeit, und die Ausübung vieler Laſter mit einem anſcheinenden Glücke verknüpft ſeyn. Und was wird in dieſer Ausſicht den Menſchen, der ſein Glück keinen Augenblick miſſen will, und doch oft ſein wahres Glück nicht kennt, was wird ihn, wenn ſeine Pflicht ein irdiſches Glück zum Opfer fordert, und die göttlichen Geſetze ſeinen Neigungen und Wünſchen widerſtreiten, in dem Gehorſame gegen dieſe Geſetze ſtärken, als das erhabene Bild des Geſetzgebers, der nichts befehlen kann, als was weiſe und gut iſt, wenn unſer Herz auch noch ſo viel dawider einwenden wollte, und wir auch die Urſachen ſeiner Geſetze gar nicht einſehen könnten? Selbſt die Belohnungen und Strafen, die mächtigen Triebfedern eines gehorchenden Herzens, erhalten ihre Kraft von der Vorſtellung der Heiligkeit, Güte und Gerechtigkeit des unendlichen Geſetzgebers. Wie wenig wird den ein noch künftiges ewiges Glück, oder ein ewiges Elend ſeines Geiſtes rühren, der Beides nicht in der unwandelbaren Liebe und Gerechtigkeit des Ewigen gegründet erblickt? Wie unrein und lohnſüchtig wird endlich unſer Gehorſam gegen die göttlichen Geſetze bleiben, wenn er nicht durch die Betrachtung der göttlichen Vollkommenheiten belebt, ſondern bloß von dem Eigennutze gewirket wird? Unſre Tugend wird Sklavendienſt

und nicht eine Willigkeit der Seele seyn, welche Liebe, Ehrfurcht und Dankbarkeit voraus setzet; so wie hinwieder diese Empfindungen ein lebendiges Erkenntniß Gottes in unserm Verstande voraus setzen.

Diese Bemühung des denkenden Menschen, den Schöpfer in dem wundervollen Baue der Welt, in so viel unzähligen Wohlthaten, die aus seiner Hand strömen, in der Regierung so wohl unsrer besondern als der allgemeinen Schicksale, in der Erhaltung unsers Lebens, in der Einrichtung unsrer Seele, in den Empfindungen des Gewissens und den Aussprüchen der Vernunft, zu bemerken und anzubeten; diese Andacht des Herzens, so wie sie die Pflicht des Vernünftigen und die erhabenste Freude ist, ist zugleich, wenn wir sie täglich fortsetzen, das stärkste Mittel, uns in einer willigen Unterwerfung gegen die Gesetze Gottes zu erhalten; und wer Gott nicht denken mag, denkt allezeit bey seiner Tugend niederträchtig, oder hat vielmehr gar keine Tugend.

Ja, er, zu dessen Licht kein irdisch Auge steigt,
Ließ keinem Sterblichen sein Wesen unbezeugt.
Sieh auf, so siehst du ihn; hör nur, willst du ihn hören,
Im Donner redet er und in der Vögel Chören.
Du magst seyn, wo du willst, ihm kannst du nicht entgehn.
Wo du bist, ist auch Gott, dein Gott wird vor dir stehn.

Sein

Sein Odem ſchafft, entſeelt, und ſchafft es dann
aufs neue;
Er trägt der Welten Bau, ohn Arbeit, ohne Reue.

Die Religion gebeut das beſtändige Gebet als ein heilſames Mittel zur Tugend; und ſchon die Vernunft hat Licht genug die Vortrefflichkeit dieſes Mittels einzuſehen, und es uns anzupreiſen.

Diejenigen, die das Gebet geringe ſchätzen, kennen es unſtreitig nicht. Sich täglich in einer ſtillen und feyerlichen Stunde mit dem Verlangen eines ehrerbietigen Herzens zu dem Unendlichen nahen, ſeine Gedanken auf ihn ſelbſt richten, ſie von allen fremden Vorſtellungen reinigen, ihn, als die Quelle alles Guten, um Segen und Gnade anrufen, ſeine Wohlthaten erkennen und ihn gerührt dafür preiſen; ſeine Mängel und Schwachheiten in dem Lichte Gottes und in der Anrede an ihn entdecken und bekennen, die Vergebung derſelben im Glauben ſuchen und erhalten; welch Geſchäffte kann ehrwürdiger und geſchickter ſeyn, die Tugend des ſchwachen Menſchen zu beſchützen und zu verſtärken? Es iſt wahr, Gott bedarf unſers Gebetes nicht. Er kennt den geheimſten Wunſch unſrer Herzen, ohne daß wir ihn ſolchen mit Worten entdecken. Er iſt geneigt, uns glücklich zu machen, ohne daß er erſt durch unſer Gebet dazu müßte bewegt werden. Er iſt ſtets Gott, ohne unſer Gebet. Aber der Menſch bedarf des Gebetes; und ſeine Tugend lebt, wenn ich ſo reden darf, von dem Gebete. Es iſt ein Mittel, in der

Weisheit und Tugend zu wachsen; und von dieser Seite müssen wir hier das Gebet betrachten. Es ist wahr, wir gewinnen in unsern Seelen durch die Betrachtung der göttlichen Eigenschaften schon viel; aber diese Betrachtung dringt tiefer in unsern Geist, wenn wir das Gebet selbst damit verknüpfen.

Wer kann mit Wahrheit beten, ohne sich und sein Inneres zugleich zu prüfen? Diese Prüfung ist von derjenigen, die wir in dem Vorhergehenden angepriesen, der Stärke nach unterschieden. Wir gehen bey einer allgemeinen Prüfung gern partheyisch mit uns um, und schmeicheln uns wegen eines geringen Gehorsams oder wegen einzelner guten Thaten mit dem Namen der Tugend. Die Eigenliebe verdeckt oder verkleinert unsre Fehler, wenn wir bloß mit uns selbst zu rechten haben. Aber mit seinem Geiste auf Gott gerichtet, frey von irdischen Vorstellungen und unruhigen Begierden, in einer feyerlichen Anrede an den Unendlichen, der alles weis, der auf unser Herz merke, der von keinem Scheine geblendet, von keinem leeren Tone bewegt wird; sich so prüfen, dieses muß mehr Aufrichtigkeit bey der Prüfung, mehr Selbsterkenntniß, mehr Reue über seine Fehler wirken. Diese Prüfung stärkt unsre Demuth, und befestiget unsre heilsamen Entschließungen, zu gehorchen. Ist das Gebet also nicht ein Glück für uns?

Wer sich der Pflicht zu beten schämet,
Der schämt sich, Gottes Freund zu seyn.

Wer

Wer kann mit Wahrheit beten, ohne zugleich das Bild der göttlichen Vollkommenheiten in seinem Geiste zu erneuern? Und wird die Vorstellung seiner Güte, Weisheit, Heiligkeit und Allmacht, die wir in dem Gebete so feyerlich, und einzig mit Gott beschäfftiget, unternehmen, nicht tiefer in unsern Geist eindringen, als das allgemeine Andenken an Gott? Werden diese Betrachtungen, die das Gebet theils voraus setzet, theils zugleich in sich schließt, nicht die Empfindungen der Ehrfurcht und Liebe, der Dankbarkeit und des Vertrauens zu Gott erwecken, beleben und stärken? Und diese Empfindungen, sind sie nicht die höchste Tugend und die Quellen alles Gehorsams? Das Gebet ist also ein Segen für unsre Tugend, und erwärmt gleich der Sonne, den guten Saamen in unserm Herzen. Wie können wir ferner um die Gnade und Liebe des allmächtigen Vaters bitten, und doch den Vorsatz behalten, das zu unterlassen, was uns dieser Gnade würdig machen kann? Können endlich Menschen, die vor Gott ihre Unwürdigkeit, ihr Unvermögen, ihre Fehler täglich bekennen, und bereuen, und die Vergebung derselben suchen, sich noch immer vom Stolze beherrschen lassen, noch immer ohne Demuth bleiben, und ohne Liebe gegen die Glieder der Familie des Gottes, den sie als den gemeinschaftlichen Vater und Wohlthäter anbeten?

Der Spitzfindige wende noch so viel wider die Nothwendigkeit des Gebetes ein. Die ein-

fältigſte Vernunft erkennet es, durch die Religion aufgeklärt, als ein heilſames und nothwendiges Mittel, zur Tugend zu gelangen, und in derſelben zu wachſen. Ja, Theuerſte Freunde, ſo lange wir aufrichtig dieſe Pflicht ausüben, ſo lange können wir von unſerer Tugend viel Gutes hoffen, und von Gott alles. Je mehr der Ekel gegen das Gebet wächſt, deſto näher ſind wir dem Laſter. Wir fühlen uns bereits, und ſcheuen uns vor den Augen deſſen, der das Unrecht verbeut. Wir wünſchen heimlich, er möchte uns nicht bemerken, und entziehen uns kindiſch ſeinen Blicken, als ſähe er uns nicht, wenn wir uns mit unſerm Geiſte und Gebete nicht mehr zu ihm nahen. Auch ein halbes Gebet, wenn ich ſo reden darf, wird ſelten ein Herz ganz von der Tugend fallen laſſen. Ich berufe mich, ſtatt aller Beweiſe, getroſt auf unſere Erfahrung. Welche Tage haben wir am leichtſinnigſten, am eitelſten und ſtrafbarſten, und welche am bedachtſamſten und nützlichſten zugebracht? Dieſe, da wir früh, oder in andern ſtillen Augenblicken, an Gott unſern Schöpfer und Vater, im Gebete mit tiefſter Unterwerfung dachten, uns unſere Pflichten lebendig vorſtellten, ihm unſern Eifer wörtlich gelobten, ihn zum Zeugen unſrer aufrichtigen Geſinnungen anriefen, um ſeinen mächtigen Beyſtand demüthig und zuverſichtlich baten? Oder jene, da wir dieſe Pflicht ganz unterließen?

Ich weis es, Sie kennen dieſe Regeln der wahren Weisheit vielleicht ſo gut, als ich; ſie liegen alle in dem Gebiete der Vernunft und der Religion vor unſern Augen entdeckt; und ſie zu ſehen, iſt nicht ſchwer. Aber ſie auszuüben, Theuerſte Freunde, das iſt die höchſte Weisheit; und eben zu dieſer Ausübung will ich Sie gern ermuntern und leiten, und mich des Vertrauens bedienen und würdig machen, das Sie in mich ſetzen. Verfahren Sie täglich nach den Regeln, die ich Ihnen itzt und zeither vorgetragen habe, und Sie werden es empfinden, wie heilſam ſie in ſich ſind. Ich kenne die Wenigſten unter Ihnen; und ich ſehe Sie vielleicht in wenig Jahren alle nicht mehr; und alsdann wohl niemals in dieſem Leben wieder. Aber Sie gehören doch alle mit mir zu der groſſen Familie Gottes, deren Glück mir werth ſeyn, und um das ich mich auf alle Art verdient machen ſoll. Möchte ich doch dieſe Pflicht in dieſer Stunde mit Abſicht und Nachdruck erfüllt und der Tugend auch nur Einen frühen Verehrer gewonnen, oder ihr einen näher zugeführet haben; wie glücklich wollte ich mich preiſen! Dieſe einzige That, wäre ſie nicht ſchon eines ganzen Lebens werth? Ja, ich, Theuerſte Jünglinge, ich trete menſchlichem Anſehen nach bald, und viel eher von dem Schauplatze dieſes Lebens ab, als Sie; allein in wenig Jahren, (denn was ſind dreyßig und funfzig flüchtige Jahre?) vereiniget uns alle die Ewigkeit wieder.

der. Da wird es für uns erwieſen ſeyn, wie glücklich der iſt, der es früh gewagt hat, mit Gott tugendhaft zu ſeyn, oder es zu werden, wenn er es noch nicht war. Da dankt mir vielleicht Einer unter Ihnen, ſo wie ich dem Freunde danken werde, der mich den Weg der Weisheit geleitet;

Da ruft, o möchte Gott es geben!
Auch mir vielleicht ein Jüngling zu:
Heil ſey dir, denn du haſt mein Leben,
Die Seele mir gerettet, du!
O Gott, wie muß das Glück erfreun,
Der Retter einer Seele ſeyn!

Achte Vorleſung.

Allgemeine Mittel, zur Tugend zu gelangen und ſie zu vermehren.

Fünfte Regel.

A

Je weniger wir, meine Herren, dieſe Welt, uns ſelbſt und andre Menſchen kennen, deſto mehr ſteht unſer Verſtand in Gefahr, mit Irrthümern und Vorurtheilen erfüllt zu werden, und deſto mehr iſt unſer Herz den Neigungen und Leidenſchaften unterworfen, die der Weisheit und Tugend ſich widerſetzen und uns unvermerkt auf die Bahn des Leichtſinns und des Laſters leiten. Daraus folgt die nothwendige Regel:

Bemühe dich früh, von deinen erſten Jahren an, die Welt, die Menſchen und dich ſelbſt kennen und immer genauer kennen zu lernen. Fünfte Regel.

Viele

Viele verleben oft, unter immerwährenden Zerstreuungen, die Hälfte ihrer Jahre, ohne mit Ernst daran zu denken, was die Welt ist, und warum sie auf der Welt sind. Aus den Handlungen der meisten, und noch nicht der schlimmsten, Menschen zu urtheilen, müßte man glauben, sie hielten sich deswegen von Gott auf diese Erde gesetzet, um ihren Sinnen und ihrer Einbildung zu schmeicheln, oder die Kräfte ihres Geistes und Leibes so anzuwenden, damit sie Bequemlichkeit, Ueberfluß, Ehre, Aemter und Würden erbeuten möchten. Wir kommen selten oder doch spät dahin, daß wir diese Welt und die künftige mit unsern Gedanken als etwas verbundenes betrachten lernten; und wir sollten uns doch, wenn wir weise seyn wollten, von Jugend auf gewöhnen, also zu denken: »Diese Welt ist ein Ort der Vorberei»tung, dieses Leben ein Stand der Prüfung, wo »wir uns durch Gehorsam gegen unsern Schöpfer »zu einer künftigen unendlich herrlichern Welt ge»schickt machen sollen. So unterschieden die Men»schen hier an Gaben, Ständen, Verrichtungen »und Glücksgütern sind: so haben sie doch alle Ein »Amt, Eine Pflicht, nämlich nach dem ihnen zu»gefallenen Loose, ihren Gehorsam und ihre Liebe »gegen die Vorsehung zu üben. Dieses soll der »Hohe und Niedrige, der Reiche und Arme, der »Weise und Einfältige, der Gelehrte und der »Handwerksmann, der Glückliche und der Ge»plagte thun. In diesem Punkte versammeln sich »alle Linien des Zirkels der Welt. Wer in der

»Pflicht,

»Pflicht, in die er geſetzt iſt, treu iſt, und bey »dieſer Treue auf die Verſehung zurück ſieht, der »hat ihren Beyfall, ihren Schutz, und in der »künftigen Welt die Belohnung ſeines Verhaltens »zu genieſſen: Wer ſich dieſer Pflicht weigert und »den Abſichten Gottes widerſteht, der widerſteht »ſeinem eignen gegenwärtigen Glücke, verachtet »die göttliche Gnade und eilt ewigen Strafen ent»gegen.«

Dieſe Vorſtellung von der Welt, wenn wir ſie von den erſten Jahren an tief in unſre Seele drückten und zur Grundfeſte unſrer ſittlichen Handlungen machten, würde unſre Tugend in allen Umſtänden unterſtützen helfen. Sie würde uns im Glücke Mäßigung, im Unglücke Gelaſſenheit, in den höchſten Würden Demuth, in dem niedrigſten Stande Edelmuth, und überall Weisheit lehren, die Hinderniſſe der Tugend leichter zu überwinden, uns nicht bloß von den Sinnen leiten zu laſſen und unſer Glück mehr in uns ſelbſt zu ſuchen.

Wir lernen gemeiniglich bey unſerm Eintritte in die große Welt die Menſchen in einem ſehr falſchen Lichte kennen. Aus dieſen Vorſtellungen entſpringen mannichfaltige Irrthümer und Blendwerke der Einbildung, welche den betrügeriſchen Begierden, die ſchon in uns da ſind, gleichſam das Leben ertheilen, und uns zu einer thörichten Nachahmung andrer Menſchen verführen.

Wir unterſcheiden ſelten das, was der Menſch wirklich iſt, von dem, was er zu ſeyn ſcheint, und zu ſcheinen ſich bemüht. Was iſt der Menſch von

Natur?

Natur? Sein Verſtand iſt durch Unwiſſenheit und Einfalt verfinſtert, ſein Herz mit böſen Neigungen und einer unmäßigen Selbſtliebe erfüllt; und ſein Körper iſt ein zerbrechliches, ſchwaches und ungeſundes Wohnhaus für ſeine Seele. Und was iſt der gröſte Theil der Menſchen, auch wenn er durch Zucht und Kunſt verbeſſert worden? Meiſtens eine Vermiſchung von Schwachheit und Stärke, von Weisheit und Thorheit, von Tugend und Laſter, von Ruhe und Unruhe. Bald ſieht der Menſch ſeine Mängel des Geiſtes und Körpers, und verbirgt ſie; bald will er ſie nicht ſehen und beſſer ſcheinen, als er iſt. Eigenliebe, Stolz und Eigennutz ſind die gemeinſten Quellen ſeiner Handlungen, wenigſtens in der ſo genannten groſen Welt. Aus ihnen entſpringen ſo wohl die Mittel, die er zu ſeinem Glücke wählet, als die Art, wie er ſie anwendet, und der fehlerhafte Eifer, mit dem er bey dieſer Anwendung verfährt.

Der Menſch will beſſer, reicher, weiſer, vornehmer, als Andre ſeyn, weil er ſich übermäßig liebt. Er will in Andern Achtung und Bewunderung erwecken, weil er ſtolz iſt, weil dieſer Stolz ſeiner Einbildung ſchmeichelt, weil Achtung und Bewunderung ihm Unterwürfige, Dienſtfertige und Sklaven ſeiner Leidenſchaften verſchaffen. Was dieſe Abſichten befördert, hält er für Klugheit; und dieſe Klugheit ahmen wir blindlings nach.

Wer weis nicht, daß das Kleid, der Aufzug, das Gefolge, der Stand, das Geſchlecht, die Miene,

das

das Geſpräch, die äußere Lebensart, nicht der Menſch, nicht das Selbſt des Menſchen, nicht ſeine wahre Würde, und alſo auch nicht ſein wahres Glück iſt? Und gleichwohl, wie oft laſſen wir uns von dieſem Scheine blenden! Wie oft, nicht allein in unſern frühern Jahren, ſondern auch wohl noch in den ſpätern, laſſen wir unſer Auge, unſer Ohr von dem Werthe des Menſchen und ſeines Glücks urtheilen, und täuſchen uns mit Träumen der Einbildung, und mit dem Wunſche, unſer Glück nach dieſen Träumen einzurichten!

Wir treten in eine große Geſellſchaft, in eine Geſellſchaft der Vornehmen; und was erblicken wir da? Weiſe, ehrwürdige, tugendhafte, bewundernswürdige und glückliche Geſchöpfe, die wir zu ſeyn wünſchen, deren Sitten wir nachahmen, deren Meynungen wir begierig annehmen, ohne ſie erſt zu unterſuchen. Und was würden wir oft ſehen, wenn wir nicht nach den Sinnen urtheilten?

Damis, dieſer Große, ſpricht. Alles hört ihn als ein Orakel an. Er redt von den Geſchäfften des Staats mit einſichtsvoller Beredſamkeit. Wie angenehm und nachdrücklich iſt ſein Ton, und wie beredt und edel ſeine Miene! Alles iſt Anſtand an ihm. Die Pracht ſeiner Kleidung erhebt ſein Anſehn, und wo er hintritt, folgen ihm Aufwärter und Verehrer. Man bewundert ihn überall; denn auch Kleinigkeiten erhalten einen Werth durch ihn. Dieſer Mann beehret mich mit einer günſtigen Miene. Welch ein Glück! Er nähert ſich mir, um mit mir zu ſprechen. Meine Ant-

worten gefallen ihm. Er klopft mich beyfallsvoll auf die Schulter — Ich zittre vor Freuden. Er lobt meine Bescheidenheit öffentlich; er rühmt meine Wissenschaften, verspricht mir seine Gnade, in kurzem seine Freundschaft. O wie glücklich bin ich! und wie ehrwürdig ist dieser Große! — — Betrogner Jüngling!

Wer ist der Große, der dich ehrt?
Sprich! kennt er der Verdienste Werth?
Setz ihn aus seinem hohen Stande;
Vielleicht wird dir sein Beyfall klein;
Vielleicht hältst dus, ihm werth zu seyn,
Nunmehr für eine Schande.

Wie würdest du erschrecken, wenn du diesem Manne in das Innerste seines Herzens folgen könntest! — Trenne das von ihm, was nicht sein ist. Folge ihm in sein Zimmer, wo er sein Ordensband, sein blendendes Kleid, seine blitzenden Diamanten ablegt. Ist dieses noch der bewundernswürdige Körper? Vielleicht siehst du einen Leib, durch Laster und Ausschweifungen entkräftet und geschändet. Vielleicht schmückte er sich, um seine Gebrechen zu verbergen.

Folge ihm in seine Seele nach. Höre ihn reden und denken. Ist er der Weise, der Glückliche, der er dir zu seyn schien? Verschlossen in seinem Zimmer spricht er von denen, die er stürzen, und von denen, die er zu seiner Sicherheit erheben

erheben will. Seine Staatskunst ist eine arbeitsame List, sich bey dem Regenten beliebt, und sein eigen Glück immer größer und fester zu machen!

Was ist die Weisheit sonst, durch die sein Geist gestiegen?
Nichts als die Wissenschaft, den Fürsten zu vergnügen,
Durch Scenen stolzer Lust ihn glücklich zu zerstreun,
Und, um sich groß zu sehn, des Fürsten Knecht zu seyn.

Ist dieses der weise und vergötterte Minister? Einer seiner Lieblinge kömmt und kündiget ihm ein neues Schlachtopfer der Wollust an. Wie? Dieser gesetzte und ehrwürdige Mann, ist ein Sklave der niederträchtigsten Leidenschaft? Dieser Mann lobte deine Bescheidenheit; und er ist ein Wollüstling? Er lobte deine Wissenschaft; und das erste Buch, das er itzt ergreift, ist ein unzüchtiger Roman? Was hättest du, nach der Miene und den Reden dieses Mannes zu urtheilen, von ihm gedacht, daß er in seinem Cabinette am Ende des Tages vornehmen würde? Dieser Mann denkt nicht an sich, nicht an seinen Beruf, nicht an seine Pflicht, nicht an Gott? Er thut das Gegentheil. Und wenn er also noch höher, wenn er der größte Monarch wäre, wer ist er? Ein Thor, ein lasterhafter, der sich durch Kunst in etwas verstellt, das er nicht ist. Elender Damis!

Der Sklave, der den Staub von deinen Füßen kehret,
Iſt gegen dich ein Gott, wenn er die Tugend ehret.

In eben dieſer Geſellſchaft ſieht der Jüngling eine Dame, der man den Ruhm der Anmuth, der Tugend und der Lebensart ertheilet. Wie glänzt ihr Anzug, und mehr, als alle ihre Juwelen, ihr belebtes Auge! Alles iſt Geſchmack in ihrer Kleidung und in ihrem Betragen. Sie ſcherzt; und man bewundert ſie. Man redt einige Augenblicke von ernſthaften Vorfällen, von der Erziehung eines jungen Fräuleins; und dieſe Dame redt Weisheit, ſpricht göttliche Sittenſprüche, und athmet Verſtand. Sie tanzet; und ihre Perſon gefällt noch mehr. Alles iſt frey und groß. Sie ſpielt, und thut es mit einem Anſtande, der dem Spiele das Anſehen einer edlen Beſchäfftigung giebt. Welche liebenswürdige Perſon des ſchönen Geſchlechts, denkt der Jüngling, und preiſt ihren Gemahl, den ſie oft beſcheiden anlächelt, glückſelig!

Aber dieſe große Perſon auf dem Theater der Welt, wer iſt ſie, entfernt von dem Zwange der Geſellſchaft, entkleidet von dem trügenden Schmucke, befreyt von den Feſſeln des Standes, und der Begierde zu gefallen; wer iſt ſie in ihrem Zimmer, bey ihren Kindern, bey ihrem Gemahle, bey ihren Bedienten?

Sie eilt nach Hauſe. O wie hat ſie durch ihren Schmuck ſo viele Fehler und Gebrechen ihres Körpers zu bedecken und durch künſtlichen Anſtrich die bleiche kranke Farbe des Geſichts in eine friſche

geſunde

geſunde zu verwandeln gewußt! Sie wollte alſo ſeyn, was ſie nicht war. Sie hintergieng das Auge aus Eitelkeit. Dieſe verſtändige Dame ſpricht mit ihrer Kammerfrau von einigen Fehlern, die ihr heutiger Anzug gehabt, ſehr hitzig; und ich hätte geglaubt, ſie würde ſich itzt nach der Aufführung ihrer Kinder erkundigen. Sie überlegt mit ihr, welches Kleid ſie morgen anlegen ſoll, und fängt an, auf den Antenor giftig zu ſchmähen, (denn er hat ihr zehn Ducaten im Spiele abgewonnen,) den Klitander hingegen zu bewundern, und ihrem jungen Sohne ſein Genie zu wünſchen; denn er hat trefflich getanzet. Iſt das die verſtändige weiſe Lesbia? Dorimene, die zufallsweiſe die oberſte Stelle in der Geſellſchaft eingenommen, iſt nunmehr in Lesbiens Munde eine Närrinn, eine Buhlerinn. Lesbia redt endlich ſpöttiſch von ihrem Gemahle, der ſie zu bürgerlich liebt; befiehlt, man ſoll ſie morgen vor zehn Uhr nicht wecken, und den Vormittag keines von ihren Kindern vor ſie laſſen, weil ſie um Ein Uhr angekleidet ſeyn müßte. Mitten unter dieſen Betrachtungen eilet ſie zur Ruhe, und läßt ſich von ihrer Kammerfrau ein Abendgebet vorleſen, um dabey einſchlafen zu können. Das iſt alſo die würdige Lesbia, die in Geſellſchaft ihrem Verſtande eine gewiſſe feine Richtung, ihrem Herzen eine ihm fremde Güte, und ihrer Geſtalt eine eben ſo fremde Anmuth zu ertheilen weis? Eigentlich hat ſie weder Verſtand noch Tugend. Sie pranget mit erborgten Sittenſprüchen, und mit Neigungen,

die ſie ihrem Herzen eben ſo, wie die Kleider ihrem Körper, anlegt.

Die Geſellſchaft, von der wir geſprochen, iſt in dem Hauſe eines vornehmen Reichen, eines Reichen von Geſchmacke. Der Jüngling ſchließt aus ſeiner Pracht, aus dem Ueberfluſſe, aus dem Gefolge, aus der Achtung, die ihm Andre bezeugen, auf ſein Glück, und faßt die Meynung, wer ſo leben könne, wie Lupin, ſey glücklich. Iſt ers wirklich oder ſcheint er es nur zu ſeyn? Laſſen Sie uns ſeinen Zuſtand entwerfen, und ſein Bekenntniß hören.

Seht hier den glücklichen Lupin!
Er glänzt und alles glänzt in ſeinem Haus um ihn.
Er führt mich ſelbſt herum. Mehr kann man nicht erblicken,
Mehr Kunſt und mehr Geſchmack, erſonnen zum Entzücken.
Hier herrſcht Bequemlichkeit, vereint mit kluger Pracht;
Was Künſtlern wihig glückt, was Mahler ewig macht,
Was ſeine Wolluſt heiſcht, dieß lachte mir entgegen;
Und nichts gebrach an dem, was Menſchen wünſchen mögen.
Wie glücklich, fieng ich an, wie glücklich ſind Sie nicht!

Und

Und eine Röthe ſtieg Lupinen ins Geſicht.

Was kann man, fuhr ich fort, noch mehr als dieß begehren?

Ich glücklich? ſprach Lupin, und ſchon entwiſchten Zähren.

Mein Sohn, ein Böſewicht, den ich nicht beſſern kann;

Mein Weib, das mich nicht liebt — Ich unglückſeliger Mann!

Was hilft mir mein Pallaſt? Was helfen Millionen?

Würd ich dieß Elend los, in Hütten wollt ich wohnen.

Und gleichwohl, wie oft preiſen wir nicht, durch den äußern Glanz geblendet, die Lupine glücklich, und ſtreben nach ihrem Glücke, als nach der größten Zufriedenheit des Lebens? Wie ſchwer wird es uns, die Tugend im Staube, und das Verdienſt in der Hütte zu erkennen und zu ſchätzen, wenn wir uns gewöhnet haben, beides nur im äuſſerlichen Schimmer und in dem Anſehen des Standes und der Würden zu ſuchen! Wie ſchwer wird es uns, zu glauben, daß man ohne Pracht und Reichthümer und ausgeſuchte Bequemlichkeiten, ohne eine herrliche Tafel, ohne Würden, ohne Gefolge und Bewundrer, ohne Palläſte, ohne die äuſſerlichen Merkmale der Verdienſte, ruhig und glücklich genug ſeyn könne! Wie ſchwer wird uns

die Ueberzeugung, daß der Reiche oft arm bey seinem Reichthume, und der Arme reich bey seiner Armuth, daß ein guter Muth, auch ohne die Tafeln des Ueberflusses, ein tägliches Wohlleben sey;*) daß der Weg der Tugend des Frommen Freude sey, auch im Staube; und daß der lasterhafte, umringt mit allem Glücke der Hoheit, dennoch elend und blöde sey! Wie schwerlich kann man sich überreden, daß ein unbekanntes Leben viel natürlicher und bequemer sey, als ein großer Ruhm; daß der, der sich in Aemter und Würden drängt, und nach Gewalt bey dem Könige ringt, oft nur nach den Ketten der Sklaverey ringt; »daß, wie Young sagt,**) der Neid, »und die Eifersucht gegen die, die uns glücklich »scheinen, eine doppelte Thorheit sey; Thorheit »als eine Sünde, Thorheit als ein Irrthum; weil »es gar keinen Neid auf Erden geben würde, »wenn wir wüßten, wie wenig andre Menschen »besitzen, oder genießen!« Wie schwerlich kann man sich überreden, daß die wahre Größe und Hoheit des Menschen nicht sichtbar, nicht sinnlich sey, und ganz allein für das Auge des Verstandes gehöre; daß Weisheit, Güte, Gerechtigkeit und Kenntniß derjenigen Wahrheit, die uns Gott, seine Vollkommenheiten, seine heiligen Absichten und Wege richtig kennen und verehren lehret, daß die Beförderung der wahren immerwährenden Wohlfahrt

*) Sprüchw. Sal. 15, 15.

**) In seiner Abhandlung von dem wahren Werthe des menschlichen Lebens.

Wohlfahrt vernünftiger Geschöpfe, die Errettung der Menschen von ihrem Verderben: daß dieses allein große und wahrhaftig erhabne Gegenstände und Güter der Seele seyn; und daß alles andre dagegen, aller äußerlicher Glanz klein und nichts sey, keine Hochachtung verdiene, keine wahre Hoheit geben könne!

Eben dieser Jüngling, von dem wir geredet haben, tritt den andern Tag von dem Landhause, wo die Gesellschaft gewesen, in die Hütte eines Greises, von dem er gehöret, daß er neunzig Jahr alt und sehr zufrieden sey.

Aber seine Hütte, von den fleißigen Händen seiner alten Hausfrau nur landmäßig geschmückt, welcher Unterschied gegen das Schloß, das er itzt verlassen! Er redt mit dem Alten und fragt ihn, was er mache. Ich, spricht er, baue und reinige die Bäume in dem Garten meines Herrn, so lange mich meine abgelebten Füße halten; außerdem sitze ich gemeiniglich hier auf meiner Ruhebank, auf der ich schon als Knabe gesessen, und denke an meinen Tod, und erwarte ihn alle Stunden, und danke Gott im Himmel, daß er mir in meinem Leben so viel Gutes erwiesen hat. — Worinne hat denn euer Gutes bestanden, lieber Alter? — Daß ich von Jugend auf gesund gewesen bin, und bis in mein neunzigstes Jahr habe arbeiten können; daß ich mein Brodt bis heute gehabt, auch oft eine Erquickung; daß mich Gott eine fromme Frau hat finden lassen, die friedlich mit mir zum Grabe und zum Himmel geht, die mich liebt, mich

versorgt, und von der ich zwey wohlgerathne Kinder gehabt habe, die Gott vor etlichen Jahren zu sich genommen. Endlich, lieber Herr, meine größte Glückseligkeit auf Erden ist diese, daß mich Gott vor Sünden wider das Gewissen bewahret und mir ein zufriedenes Herz gegeben hat, und die Hoffnung der ewigen Seligkeit. Ich sterbe gern und habe keinen Kummer, als daß meine alte Gattinn sich zu sehr um mich grämen wird.

Der Greis, denkt der Jüngling, indem er ihn eine Wohlthat reicht, ist bey aller seiner Niedrigkeit nicht unglücklich. Aber die kleine Hütte, das töpferne Tischgeräthe, der leinene Rock, von den Händen seiner Gattinn gesponnen, die Schaale Milch, mit schwarzem Brodte vermenget, die der Alte isset, das zwar reinliche aber doch einfältige Lager des Alten, sein arbeitsames Leben bis ins neunzigste Jahr, sein von der Sonne verbranntes Gesicht, seine Hand, von der Arbeit hart, sein zitterndes Haupt, benehmen dem Glücke und der Tugend des Alten viel von ihrer Würde in des Jünglings Augen. Denn was sind alle diese Gegenstände für die Sinne? Was, so denkt seine Einbildung, ist ein ruhiges Leben ohne Bequemlichkeit, Ueberfluß und feine Lebensart? Gleichwohl ist dieser Greis, der kurz nach seinem Abschiede, in den Armen seiner Hausfrau, ruhig entschläft, eines der glücklichsten, der weisesten Geschöpfe, so bald wir ihn jenseit des Grabes denken.

Wie wenig wir von Jugend auf angeführt werden, uns selbst kennen zu lernen, unsre Schooßneigungen,

neigungen, unſre Schwachheiten und guten Eigenſchaften, die Kräfte, die wir zu den Geſchäfften des Lebens empfangen haben, den Mißbrauch derſelben, dem wir ſo leicht ausgeſetzet ſind, die beſondre Lebensart, die wir wählen ſollen, und die doch einen großen Einfluß in unſer Glück, oder Unglück haben wird, je nachdem wir verſtändig oder betrüglich wählen; dieſes iſt durch die Erfahrung nur zu ſehr beſtätiget. Und wie wenig wir oft dieſen Fehler in den reifern Jahren, wenn unſer Verſtand ſchon zu einer unrichtigen Denkungsart verwöhnt, und unſer Charakter durch eine fehlerhafte Erziehung und durch einen unbehutſamen Umgang mit der Welt übel gebildet iſt, wie wenig wir dieſen Fehler alsdann verbeſſern, oder zu verbeſſern im Stande ſind; möchte doch dieſes keine ſo gewiſſe Erfahrung ſeyn!

Die Geſchichte, wenn wir ſie auf eine weiſe Art ſtudiren, verkürzet den langen und mühſamen Weg, den Menſchen und uns ſelbſt kennen zu lernen. Der Menſch iſt in allen Weltaltern, nur unter verſchiednen Geſtalten, eben derſelbe. Seine Neigungen und Geſinnungen laſſen ſich aus ſeinen Thaten und Handlungen beſtimmen, und dieſe aus jenen erklären. Aber wie oft erlernen wir die Geſchichte nur für das Gedächtniß; höchſtens zum Gebrauche des Verſtandes und zur Zierde der Beredſamkeit! Wie ſelten für unſer Herz! Wie ſelten von der Seite, wo ſie der Spiegel der göttlichen Vorſehung und die Auslegerinn alles deſſen iſt, was uns die Religion von der Beſchaffenheit des menſchlichen Herzens lehret!

Wie

Wie zuträglich würde es zu dieſer Abſicht ſeyn, wenn wir viel umſtändliche und mit Einſicht geſchriebene Lebensbeſchreibungen, nicht allein der Großen, ſondern auch der merkwürdigen Perſonen des mittlern, und der tugendhaften des niedrigen Standes, leſen könnten. Aber dieſe Lebensbeſchreibungen müßten uns die Großen nicht bloß auf ihren glänzenden Thronen, nicht bloß in ihren erſiegten Lorberkränzen; die Staatsmänner nicht bloß in ihren Cabinettern, wie ſie in Berathſchlagungen begriffen ſind; die Gelehrten nicht bloß auf ihren Studirſtuben zeigen, wie ſie ſich den Wiſſenſchaften aufopfern. Sie müßten ſie uns auch, um uns ihren ſittlichen Charakter kennen zu lehren, in den Angelegenheiten ihres Hauſes und Herzens, in dem vertrauten Umgange mit ihren Freunden, und mit ihrer Familie, in dem Verhalten gegen ihre Untergebenen, in den geheimen Rollen, die ſie frey von aller Verſtellung im Glücke und Unglücke geſpielt, in den Lieblingsfehlern ſehen laſſen, die ſie bald glücklich, bald unglücklich beſtritten haben. Wir müßten ſie darinnen, ohne redneriſche Vergrößerungen ihrer guten Eigenſchaften, in ſo aufrichtigen Gemälden erblicken, als uns die heilige Schrift von ihren großen Männern macht, die bey aller ihrer Frömmigkeit immer noch Menſchen ſind, unvollkommene und doch im Guten nachahmungswürdige Beyſpiele. Solche Nachrichten würden nützlich ſeyn, uns die Kenntniß des Menſchen erleichtern und uns unſer eigenes Bild in Andern ſehen laſſen.

Wenn

Wenn groſse und rechtſchaffne Männer aufrichtige Anekdoten ihres geheimen Lebens aufſetzten und ſie den Händen ihrer Freunde überlieſsen, aus denen ſie zu der Zeit, da es die Klugheit erlaubte, der Nachwelt mitgetheilet würden; wie lehrreich würden ſie nicht dem denkenden Leſer, und wie demüthigend oft für ihn ſeyn! — Wie glänzend iſt Ludwig, der Groſse, wenn ihn uns die Geſchichte von ferne auf dem Throne, in ſeinen Eroberungen und auf dem Theater königlicher Anſtalten zeigt! Wie glücklich ſcheint er zu ſeyn! Und doch wie ſehr ein Menſch, wie klein, wie unglücklich wird er uns, wenn wir ihn in der Nähe, auf ſeinem Zimmer, in der Gewalt verſtellter Lieblinge, an der Seite unglücklicher Kinder, unter der Laſt ſeiner Leidenſchaften, in den Feſſeln der Wolluſt, unter den Zurufungen der Schmeichler, unter der Unruhe ſeiner leeren Stunden, und endlich an der Hand einer Maintenon voller Schaam über ſeine Vergehungen erblicken, und um den Herrn aller Herren zu ſeinem Freunde zu machen, ihn, in der falſchen Meynung die Religion zu beſchützen, gegen ihre aufrichtigſten Bekenner mit einem blutdürſtigen Schwerdte wüten ſehen! Ihn von der erſten Seite kennen, heiſst ihn nur nach einem betrüglichen Scheine kennen; ihn von der andern Seite kennen, muſs einen Prinzen Weisheit und Kenntniſs ſeiner ſelbſt lehren. Einen Racine, einen Addiſon nur als Dichter kennen, iſt wenig; ihn als Freund, als Vater, als Clienten, ihn als Jüngling, als Mann bey Hofe, ihn als einen Chriſten, ihn im Tode kennen, dieſes iſt Kenntniſs für das Herz. Wenn der Jüng-

ling in dem Leben des Addiſon lieſt: »Als Addiſon »die Aerzte und alle Hoffnung des Lebens aufgege»ben, ließ er einen jungen nahen Anverwandten, »dem er noch ſterbend nützen wollte, zu ſich rufen. »Anfangs ſchwieg der ſterbende Addiſon. Nach »einer beſcheidnen und anſtändigen Pauſe ſagte der »Jüngling: Theuerſter Herr, Sie haben mich ru»fen laſſen. Ich glaube und hoffe, daß Sie mir »etwas befehlen wollen. Ich werde Ihre Befehle »heilig beobachten. Darauf ergriff Addiſon des »Jünglings Hand, drückte ſie und ſprach ſanft zu »ihm: Siehe, in welchem Frieden ein Chriſt »ſterben kann! Er ſprachs mit Mühe aus und »ſtarb bald darauf.« Wenn ein Jüngling dieſe Nachricht lieſt, ſollte ſie nicht den Wunſch in ſeinem Herzen erwecken, auch einſt ſo glückſelig und lehrreich zu ſterben, und täglich ſo zu leben, damit er einſt auf dieſe Art ſterben könne? Laſſen Sie dieſe Erzählung einen tiefen Eindruck auf Ihr Herz machen, theuerſte Commilitonen. In dieſem Frieden ſterben können, das iſt die wahre Hoheit des Menſchen und Chriſten, das iſt Ruhm und Seligkeit. *)

*) Dieſe Ermahnung wird auf die Leſer einen um ſo viel tiefern Eindruck machen, wenn wir ſie verſichern, daß der ſelige Verfaſſer die Wahrheit ſeines Ausſpruchs in ſeinem ſo erbaulichen Tode durch ſein eignes Exempel beſtätiget hat. Anm. der Herausg.

Neunte Vorleſung.

Allgemeine Mittel, zur Tugend zu gelangen und ſie zu vermehren.

Sechſte, Siebente und Achte Regel.

Die Leidenſchaften oder Affecten ſind ein mächtiges Hinderniß der Weisheit und Tugend. Sie entſtehen von der natürlichen Begierde nach Glückſeligkeit. Sie werden durch die Sinne, durch die Einbildungskraft, durch innerliche angenehme Empfindungen, durch falſche Vorſtellungen eines moraliſchen Werths oder Unwerths, den wir mit den Gegenſtänden verknüpfen, erregt und unterhalten. — Wer kann daraus nicht die Regel ziehen, die uns alle Sittenlehrer anpreiſen, daß man den Eindrücken der Sinne, den Blendwerken der Einbildungskraft wehren, ſeine Neigungen, wenn ſie an und Sechſte Regel:

für sich erlaubt sind, mäßigen, die unerlaubten sogleich zurück halten, und den unrichtigen Vorstellungen, die den Affecten das Leben geben, durch Verstand begegnen muß.

Jeder kennt die übeln Folgen der heftigen Leidenschaften. Er sieht und fühlt, daß sie den Verstand blenden, den Willen zum Sklaven machen, daß sie durch die Befriedigung bey nahe unbezwinglich werden, daß sie dem Leben und der Gesundheit, der Ehre, dem gemeinen Wesen und der Glückseligkeit der Andern schaden; und doch bringen es nur Wenige durch diese Bewegungsgründe dahin, sich von ihnen loszureißen. Ein sichrer Beweis, daß unsre Natur ein allgemeines Verderben müsse erlitten haben, weil die ordentlichen Mittel, sie zu bessern, so wenig ausrichten.

Die Hauptursachen, warum wir zu heftig begehren oder verabscheuen, sind die Sinnlichkeit, die Gewalt der Einbildungskraft und die Verknüpfung gewisser Nebenbegriffe von Vortrefflichkeit und moralischer Güte, die wir den Gegenständen der Sinne und der Einbildungskraft unvermerkt beylegen.

Die erste dieser Ursachen ist die Sinnlichkeit, oder der starke Eindruck, den die gegenwärtigen Gegenstände auf unsre Empfindung haben. Wir sind in den ersten Jahren unsers Lebens beynahe nichts, als Sinn. So lange unsre Vernunft noch nicht erwacht, vertritt die Empfindung die Stelle der Vernunft; und wenn sich diese regt, hat jene schon bey den Meisten ihre Herrschaft aufgerichtet.

gerichtet. In der Minderjährigkeit des Verstandes, da diejenigen, die für unsre Erziehung zu sorgen haben, unsre Begierden bilden und uns gewöhnen sollten, mäßig und richtig zu empfinden, uns vornehmlich solche Gegenstände zeigen sollten, von denen wir einen edlen Eindruck annehmen könnten, werden wir vielmehr den Sinnen und ihrer Gewalt überliefert. Die Beyspiele unterrichten uns stillschweigend, werden die Philosophie unsrer Begierden, und stecken uns mit vielen falschen Begriffen des Vergnügens und Mißvergnügens an. Also verstreichen unsere ersten Jahre. Nunmehr wird es uns schwer, Sachen des Verstandes zu denken, da wir so lange nichts als die Gegenstände der Sinne gedacht und empfunden haben. Wir können unsrer Vernunft schwerlich gebieten, wenn wir ihr gebieten sollten. Wir wissen die Güte unsrer Empfindungen nicht anders zu bestimmen, als nach dem angenehmen oder widrigen Eindrucke, den die Sinne erreget haben; und angenehme Empfindungen scheinen uns allein gute zu seyn. Alle Begierden wachsen dadurch, daß sie oft befriediget worden; und so wächst die Gewalt der Sinnlichkeit; das Nachdenken wird uns beschwerlich; und wir urtheilen von dem Werthe oder Unwerthe einer Sache nach dem Auge, dem Ohre, dem Gefühle.

Was ist das System unsrer ersten Jahre? Was hält der unausgebildete Jüngling für gut, für edel, für nicht gut, für schädlich? Wie urtheilet er? — Nach der Vernunft?

Die traurige Vernunft! Wie könnte die erfreun?
Die Weisheit, die er kennt, ist Lerm und Spiel und Wein.
Wir wollen, jauchzet er, die Zeiten froh gebrauchen;
Und lassen ohne Lust die Geister nicht verrauchen.
Mit Rosen, die der May den Jünglingen erlaubt,
Und Greisen nur versagt, bekränzen wir das Haupt.
Der Alten spotten wir, und spotten ihrer Lehren;
Philosophirten sie, wenn sie so alt nicht wären?

Und wie urtheilet der Mann? Was sind seine Wünsche; und welches sind die Güter, die er für suchenswerth hält, und nach denen er so ängstlich und arbeitsam ringet? Sind es nicht Reichthümer und Bequemlichkeiten, Pracht und Ansehen, Ehre und Würden?

Die Gewalt der Einbildungskraft wird ebenfalls ein groſses Hinderniß der Weisheit und Tugend. Unsre angenehmen oder unangenehmen Empfindungen werden in der Einbildungskraft aufbewahret; und so oft uns die Sache oder ein Theil und Umstand derselben einfällt, erneuert auch die Einbildung das dabey genoſsne Vergnügen; oder Mißvergnügen. Wir erblicken in der Natur, oder in Gedanken, einen Ort, wo wir Freude oder Verdruß gefühlet; und schon fällt uns beides mit seinen Ursachen und Folgen ein, und das Verlangen darnach, oder die Abneigung, wacht plötzlich in uns auf. Diese Bilder der Einbildungskraft sind gemeiniglich nicht die getreuſsten; daher sind auch

die

die Empfindungen, welche durch sie erwecket werden, ihnen an Untreue ähnlich. Wir vergrößern in der Einbildung den Reiz eines Gegenstandes, der uns angenehm gerührt hat, und vermindern seine Mängel. Wir vergrößern unvermerkt das Beschwerliche an einer Sache, die uns unangenehm war, und vermindern das Gute, das sie bey sich hatte oder haben konnte. Mit einem Worte, unsre Einbildungskraft, bestochen von unsern Neigungen, setzet bey ihren Gemälden hinzu und läßt hinweg, gleich einem schmeichlerischen und ungetreuen Maler. — Amynt ist vor einiger Zeit in einer Gesellschaft gewesen, wo man ihn mit Lobsprüchen und Ehrenbezeugungen überhäufet hat. Die Einbildung stellet dem ehrsüchtigen Amynt diese Scene des Vergnügens itzt wieder vor. Sie malet ihm die lächelnden und ehrerbietigen Mienen seiner Bewundrer, ihr Bestreben, ihm zu gefallen, sichtbar ab; sie läßt den lauten Beyfall in seinen Ohren vom neuen erschallen. Welch Vergnügen giebt ihm nicht diese Vorstellung! Aber ist dieses Bild, mit dem ihn die Einbildung entzücket, und sein Verlangen nach dieser Gesellschaft und nach dem Genusse des Beyfalls wieder anfeuert, denn auch getreu? Nichts weniger. Sie unterdrückt die beschwerlichen Umstände, und vergrößert die angenehmen. Die Gesellschaft hat ihn bewundert, das ist wahr. Aber es ist auch wahr, daß er sich bey dieser Gesellschaft viel Zwang aktthun, sich kriechend nach ihren Meynungen und Einfällen richten, und viel falsche Urtheile von den Fehlern oder

Verdienſten der Andern, anhören mußte. Dieſe Züge läßt die Einbildung in ihrem Gemälde aus. Sie zeigt dem Amynt die Lobſprüche als ein freywilliges Geſchenk, und läßt hinweg, daß er ſich den größten Theil derſelben durch ein Gegenlob und durch demüthige Dankſagungen erkaufte. Sie zeigt ihm ſeinen erhaltenen Beyfall, als den billigen Tribut ſeiner Verdienſte, und läßt in der Vorſtellung hinweg, was er doch ſelbſt in der Geſellſchaft fühlte, daß dieſe Perſonen ihre Bewunderung übertrieben, und gewiſſe Gefälligkeiten von ihm dafür verlangten. Sie zeigt ihm nur die vortheilhafte Seite, und läßt die beſchwerlichen Umſtände bey dieſem genoßnen Glücke, die ermüdenden Complimente, die Länge der gehaltenen Tafel, die übereilten Reden, zu welchen die Ehrſucht den Amynt verlitet, den Stolz, mit dem dieſe Geſellſchaft ſein Herz vergiftet, die verlornen Stunden, die er weit vernünftiger hätte anwenden können, alles dieſes läßt ſie hinweg. Durch dieſes ungetreue Bild erwacht in ihm die Begierde nach der Erneuerung des Beyfalls, und der Wunſch nach der vorigen oder jener ähnlichen Gelegenheit. Je öfter dieſe Vorſtellungen in ihm Platz nehmen, je williger er ſich ihnen überläßt; deſto mehr wächſt ſein Verlangen nach Beyfall, ſo daß es bis zur Stufe der Leidenſchaft ſteiget. Dieſe Zaubereyen der Einbildungskraft, die uns in die Geſchäffte ſo wohl, als in die Einſamkeit folgen, die uns ſtets mehr ſehen laſſen, als wir in dem Genuſſe der Sache antreffen, die uns mehr auf-

die

die Stärke des Vergnügens, als auf seine Dauer, aufmerksam machen, die uns nur die vorübereilende Belustigung malen, nicht aber die Empfindungen der Seele, welche auf ein falsches Vergnügen folgten, die uns nur das gegenwärtige Uebel an einer Sache, nicht aber das künftige Gute, nur den Schmerz, sich wegen einer Beleidigung nicht zu rächen, aber nicht die Ehre, die Rache besiegt zu haben, zeigen; diese Blendwerke der Einbildung, sage ich, sind beständige Zuflüsse unordentlicher Begierden. Und eben diese Blendwerke müssen wir durch das Licht des Verstandes zerstreuen, wenn wir an Weisheit wachsen und nicht wider unser Glück begehren, oder verabscheuen wollen. In der Stunde der heftigen Leidenschaft, sie entstehe nun durch die Einbildung, oder durch einen Gegenstand, der auf unsre Sinne wirket, verliert der Verstand seine Stärke. Die angenehme Empfindung, oder auch die unangenehme, nöthiget ihn, in das Verlangen des Herzens zu willigen. Man muß also dem ersten Gefühle zeitig durch Gründe der Weisheit und Tugend widerstehen, sich aus seiner eigenen Erfahrung, oder aus fremden Beyspielen belehren, wie betrüglich das Urtheil der Sinne und der Einbildungskraft sey. Man muß sich in den Stunden der Ruhe und Freyheit durch Nachdenken und Ueberlegung waffnen, indem man die Gelegenheiten und Gefahren, die uns übereilet haben, oder hätten übereilen können, überdenkt, sich die Gelegenheiten, die uns heute oder morgen begegnen

können, verstellet, und Weisheit daraus lernet, wie man sich dabey verhalten soll. Nicht weniger muß man den Vorsatz, dieser Weisheit zu gehorchen, oft in sich erwecken und so bald die Gelegenheit sich zeigt, ihn standhaft, so schwer er auch dem Herzen werden mag, ausführen. — Man gewöhne sich daher, gegen alles, was wir nicht geprüft haben, mißtrauisch zu seyn, und so bald wir den Aufruhr der Leidenschaft merken, uns von ihr loszureißen. Der Wein, den ich itzt vor meinen Augen sehe, oder den mir die Einbildungskraft zeigt, erweckt in mir die Vorstellung des angenehmen Gefühls, mit dem er begeistert. Ich schmecke ihn im voraus; aber ich weis, er ist meiner Gesundheit, oder doch meinem Herzen gefährlich. Er verleitet mich zur Unbedachtsamkeit, zu Ausschweifungen, oder unordentlichen Begierden. Meine Einbildung redt wahr, wenn sie mir sein Vergnügen anpreist; aber mein Verstand sagt mir, daß ich über diesem Vergnügen ein weit größeres verlieren werde. Wem soll ich glauben? Man erinnere sich also, wenn man sich unbedachtsam von einer heftigen Neigung hinreißen lassen, an das größere oder dauerhaftere Gute, das man durch ein flüchtiges Vergnügen der Leidenschaft verloren, an das äußerliche oder innerliche Uebel, welches man sich dadurch zugezogen, daß man der Pflicht ein kurzes Vergnügen nicht aufopfern, oder einen geringern Schmerz dem größern Gute zu Ehren, nicht erdulden wollen. — Ein unbändiger Zorn, was hat er dir oder Andern für

Verdruß

Verdruß und Unruhen erregt! — Eine Befriedigung der ſchmeichleriſchen Wolluſt, mit welchen Vorwürfen hat ſie dich oder Andre beſtraft? Welche Unordnung in deinem Leben und in deinem Herzen, welch Uebel in der Geſellſchaft geſtiftet, und mit welcher Schande dich vor dem Angeſichte deines Schöpfes bedecket? — Was ſind die Folgen einer ſinnlichen Trägheit, der du dich überläſſeſt, der beſtändigen Zerſtreuungen in neue Vergnügen, denen du nacheileſt, des Müßigganges, dem du dich ergiebſt; ſind es nicht Unehre, Mangel, Unzufriedenheit mit dir ſelbſt, und Anweiſungen zu neuen Thorheiten und Laſtern?

Allein ſo gewiß es iſt, daß die unordentlichen Neigungen und Begierden durch die Blendwerke der Einbildung und durch unrichtige Vorſtellungen des Verſtandes erhalten und verſtärkt werden: ſo gewiß iſt es auch, daß dieſe Vorſtellungen durch jene oft, und vielleicht ſtets, zuerſt erzeugt werden. Ehe noch der Verſtand geſchickt iſt, ſich durch falſche Vorſtellungen blenden zu laſſen, äußern ſich die unerlaubten Begierden ſchon; und gewiſſe Neigungen der Eltern pflanzen ſich meiſtens auf das Herz des Kindes fort. So erbt der Zorn, der Geiz, die Rache, die Wolluſt nicht ſelten auf die Kinder. Verrathen nicht Thaten zarter Kinder, die noch nicht denken können, bösartige Neigungen? Man kann endlich einen Rachgierigen, Wollüſtigen, Geizigen leicht überführen, daß er ſich von einem Scheine der Einbildung hintergehen läßt; wird er aber deswegen ſich in einen ſanftmü-

thigen, freygebigen und enthaltſamen Mann verwandeln? Und wie lange behauptet dieſe Ueberzeugung ihre Kraft? Er fällt, ohne zu wiſſen, wodurch, wieder in ſeine vorigen Feſſeln zurück. Alſo ſind nicht bloß unſre falſchen Meynungen, ſondern oft unſre falſchen Begierden zuerſt zu bekämpfen, die eben den irrigen Vorſtellungen das Leben ertheilen; ſo wie dieſe dankbar jene wieder unterſtützen.

Die Verknüpfung gewiſſer Nebengriffe von Vortrefflichkeit und von moraliſcher Güte, oder auch von dem Gegentheile, die wir den ſinnlichen und andern Gegenſtänden der Einbildungskraft beylegen, und zu denen wir theils durch die Erziehung, theils durch den Umgang mit der Welt gelanget ſind, dieſe Verknüpfung, ſage ich, iſt eine neue Nahrung vieler unrichtigen Begierden und Affecten.

Warum begehren wir Reichthum, Ueberfluß, Anſehen, Pracht, Bequemlichkeit, das Koſtbare in Mahlzeiten, Kleidern und andern Dingen ſo heftig? Warum halten wir ſie ſo ſehr für Glück? Warum halten wir das Gegentheil, einen niedrigen, unbekannten Stand, Armuth und Dürftigkeit, ſo ſehr für Elend? Iſt das Erſte an und für ſich, ſeiner Natur nach, Glück, oder der Anwendung nach? Iſt das Andre an und für ſich, ſeiner Natur nach, Elend, oder nur in der Art, wie wirs ertragen? Wir verknüpfen Begriffe von einem moraliſchen Werthe oder Unwerthe mit dieſen Gegenſtänden, der ihnen nicht weſentlich iſt.

Es iſt wahr, Reichthum iſt ein treffliches Mittel, viel Gutes auszurichten. Aber brauchen wir ihn zu dieſer Abſicht? Wünſchen wir ihn deswegen ſo ſehr? Wir wünſchen ihn mehr aus Eigennutz. Wir geſtehen, daß ſein Beſitz nicht glücklich macht, daß er ungewiß iſt, daß er nicht ſo liebenswürdig iſt; aber wir denken zugleich dunkel mit ſeinem Beſitze den rühmlichen Gebrauch, und erhitzen und rechtfertigen dadurch unſre Begierde nach Reichthümern.

Dieſe dunkeln Begriffe von moraliſcher Vortrefflichkeit, oder moraliſchem Uebel, ſind oft die geheimen Triebfedern unſrer heftigen Begierden. Wir ſehen, daß die Reichen und Vornehmen mehr geſchätzet werden, als die Andern; und ſo denken wir den Reichthum und den vornehmen Stand, als verknüpft mit moraliſcher Güte; mit Verdienſt, mit Einſicht, mit Lebensart, mit Tugend, mit Hoheit der Seele verknüpft.

Wir ringen nach Ehre; und weil Ehre Verdienſt vorausſetzet, ſo denken wir mit der Ehre das Verdienſt als verknüpft, das doch ſelten an ihr zu finden iſt. Dieſer berühmte Mann hat ſo viele löbliche Thaten gethan; du willſt auch berühmt werden; der Ruhm iſt etwas vortreffliches. Aber eigentlich rührt uns nur der Kützel des Ruhms, und nicht ſeine wahre Würde.

Eraſt ſucht nichts ſo ſehr, als Pracht. Weis Eraſt nicht, daß die Pracht an und für ſich kein Gut iſt? Er weis es; aber er denkt die Pracht nicht bloß von der Seite der Bequemlichkeit, oder

des Schimmers. Er denkt sie, wie sie Freunde und Bewundrer macht, uns den Ruhm des Geschmacks und der Lebensart erwirbt, den Ruhm des Verstandes; wie die Tafel, an der wir kostbar unsre Gäste speisen, uns den Ruhm zuwege bringt, freygebig und von der großen Welt zu seyn. An statt, daß er sich diese Eigenschaften erwerben sollte, will er sie bequem und ohne viel Mühe in seinen Besitz bringen; und in der Pracht erblickt er sie. Diese falschen Begriffe hat er aus dem Umgange angenommen, ohne sie gehörig zu prüfen.

Cotill verbindet mit der Vorstellung von der Schönheit der Person, die er heftig liebt, verschiedene Begriffe von moralischer Güte, die seine Liebe so feurig und in seinen Augen so edel machen. Er denket mit dem Begriffe der Schönheit zugleich, daß die heitre und liebliche Miene auch ein sanftes und leutseliges Herz voraussetze, daß da mehr Verstand sey, wo Artigkeit und einnehmendes Wesen ist, daß der vornehme Stand und das Vermögen seiner Geliebten seine Liebe um so viel rühmlicher und ihn um so viel glücklicher mache; daß Andre aus der Liebe dieser Person auf seinen Geschmack, auf seinen Verstand, auf seinen Vorzug schließen würden.

Meran hält seinen niedern Stand für Elend. Und warum denn? Kann er in diesem Stande kein Gutes thun? Ist sein Haus nicht Welt genug für ihn, die er sich täglich verbinden kann? Hat Niemand Ehre, als wer die Welt mit großen Thaten und einem großen Namen erfüllt? Hat

nicht

nicht der ſtille Beyfall der Rechtſchaffnen und der wenigen Klugen, der gegründete Beyfall unſers Herzens einen weit größern Werth, als der geräuſchvolle, unſichere Beyfall der Welt? Und der Beyfall der Gottheit, iſt er nicht der erhabenſte Ruhm, nach dem man ſtreben kann? Iſt ſein Stand Elend in Anſehung der ſinnlichen oder andrer Freuden? Kann Neran bey dem mäßigen Genuſſe der einfältigſten Speiſen keine Freuden der Sinne empfinden? Gehört zum Geſchmacke bloß die Koſtbarkeit? Wird er nicht, wenn er mit ſeinem Vergnügen hauszuhalten weis, oft mehr Vergnügen haben, als der Vornehmere? Erſetzet nicht die Dauer ſeines Vergnügens den Grad der Empfindlichkeit, den er zu entbehren ſcheint? Hat es nicht die Vorſehung ſo eingerichtet, daß die natürlichen Triebe der Erhaltung leicht und überall befriediget werden können?

Iſt das allgemeine Vergnügen, das aus dem Anblicke der Natur und ihrer Betrachtung auf uns einfließt, dem Neran nicht eben ſo wohl und mehr offen, als den Vornehmern? Muß er die Dinge, darinnen Kunſt und Pracht ſich zeigen, ſelbſt beſitzen, um ſich daran zu vergnügen? Macht nicht der Beſitz und der tägliche Genuß das Herz gegen ſolche Reizungen gleichgültig?

Kann Neran die Freuden der Freundſchaft und der Liebe, des Wohlthuns und der Dankbarkeit, dieſer edelſten und zugleich empfindlichſten Neigungen; kann er die geheimen und erhabnen Freuden der Religion, und ihre ſo kräftigen Trö-

ſtungen

ſtungen nicht fühlen? Muß er deshalb erſt in einen hohen Stand rücken?

Neran verknüpft in Gedanken mit einem niedern Stande, mit der Armuth, gewiſſe moraliſche Uebel, die Geringſchätzung von Andern, den Vorwurf, daß er nicht Verdienſte genug habe, den Mangel an Freunden und Gönnern, den Mangel an Gelegenheiten, edle Thaten zu thun. Er glaubt, man würde ſein gutes Herz nicht bemerken; und tauſend ſolche Vorſtellungen mehr, die gemeiniglich aus einer übertriebenen Selbſtliebe entſpringen, helfen ihn ſich ſelbſt täuſchen. Daß Marull von ſeinem Vermögen einen Waiſen kann erziehen laſſen, und daß es Andre als einen Beweis ſeines guten Charakters anſehen, dieſes verknüpft er mit dem Begriffe des Reichthums. Aber iſt denn der niedrigſte Stand dieſer edlen Geſinnungen und Thaten nicht auch fähig? Siegmund, der die Pferde des Marulls beſorgt, ruft ein elternloſes Kind, das er täglich auf der Straße ſich ſelbſt überlaſſen, und ohne Erziehung aufwachſen ſieht, heimlich in den Stall, und lehrt es leſen und ſchreiben, und bringt ihm die Grundſätze der Religion bey; und bittet ſeinen Cameraden um einige Wohlthaten für die Erziehung dieſes Kindes. Wer thut mehr Edles, Marull in ſeinem hohen, oder Siegmund in ſeinem niedern Stande?

Es iſt ſchwer, dieſe Verknüpfung der Begriffe, an die wir von Jugend auf gewöhnet werden, und nach denen wir unvermerkt den Werth der Gegenſtände zu beſtimmen pflegen, auszurotten; und

dennoch

dennoch ist es die Pflicht des Menschen, durch Nachsinnen und durch Versuche des Gegentheils, diese Vorstellungen, die bloß zufällig mit einander verbunden sind, von einander zu trennen, wenn wir nicht unrichtig urtheilen, nicht nach einer falschen Einbildung begehren, und die Gegenstände nicht mit gebietrischen Leidenschaften erkaufen wollen.

So bald wir nicht richtig und wahr urtheilen; so müssen wir auch unrichtig und falsch begehren und empfinden. Empfinden aber müssen wir, und unser Herz kann nicht müßig seyn. Vergißt es seiner Bestimmung zu edlen und bessern Gegenständen, so müssen sich unedlere seiner bemächtigen. Das Herz liebt, billiget, sucht alsdann, was die Sinne, die Mode, die Beyspiele der großen Welt, die elenden Urtheile derer, denen es gefallen will, billigen. Wie könnten sonst die Jagd, der Tanz, das Reiten und gewisse andre Uebungen des Leibes, gewisse Gebräuche und Ceremonien die Neigungen der Jugend und des Alters oft ganz an sich ziehen? Wie könnte man es auflösen, daß Vernünftige ihre Würde in der Geschicklichkeit viel zu trinken, in der Kunst sich zu schlagen, in dem Verdienste sich reicher als Andre zu kleiden, suchen könnten; wenn wir nicht mit diesen Dingen in Gedanken einen moralischen Werth verbänden, den sie doch selten haben?

Man lerne also überhaupt ein edles Mißtrauen in seine Urtheile, in seine Vergnügungen, und in das was man scheut, setzen. Man gebiete seinen

Sinnen,

Sinnen, widerſetze ſich den Empfindungen durch die Stärke der Vernunft, und ſehe nicht allein auf den Grad, ſondern noch mehr auf die Dauer des Vergnügens, oder Mißvergnügens. Man rechne den Werth eines Gutes, oder ſeinen Unwerth ſtets ſo aus, daß man das Vergnügen, ſo darauf folgt, oder das Elend, das damit verknüpft iſt, auch in die Summe bringe. Man bedenke endlich oft, wie ungewiß und unbeſtändig alle Vergnügen ſind, welche von äußerlichen Dingen abhängen; daß wir niemals allen Schmerzen entgehen können, weder denen, die uns insbeſondere, noch denen, die uns in der Verbindung mit Andern treffen, und daß wir ohne Religion nie ruhig werden. *)

Uns

*) Mittel, wider die Unordnungen, die von den Affecten herrühren:

I. Wider die Unordnungen im Verſtande.

a) Man muß die Uebereilung vermeiden und nicht mit ſeinem Urtheile zu ſchnell ſeyn.

b) Man muß bis zur Quelle ſeiner Auferziehung zurückgehen, um die Fehler derſelben zu entdecken, und die Vorurtheile, zu denen man dadurch verwöhnt worden, deſto williger abzulegen.

c) Man muß ſich einen Freund wählen, der verſtändig genug iſt, die Wahrheit zu erkennen, und großmüthig genug, ſie zu ſagen.

II. Wider

uns in der Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit der Tugend zu stärken, Siebente Regel.

II. Wider die Unordnungen in den Sinnen.

a) Man muß sich hüten, daß man die Sache, die den Affect erregt nicht oft wiederhole.

b) Man muß den Müßiggang fliehen.

c) Man muß den Sinnen etwas Gewalt anthun.

III. Wider die Unordnungen in der Einbildung.

a) Man muß der Einbildung gewisse Bilder eindrücken, die man zu Hülfe rufen kann, wenn der Affect Bilder in uns erweckt, die zum Bösen reizen.

b) Man suche sich zu dem Ende aus den Wahrheiten der Religion diejenigen aus, die uns am geschicktesten zu seyn scheinen, die Herrschaft über die Seele zu behaupten; z. E. man denke oft an den Tod, das Gericht, die Ewigkeit, so wohl die glückselige als unglückselige an die Allgegenwart Gottes.

IV. Wider die Unordnungen im Herzen.

a) Man muß der Unruhe und Unersättlichkeit seines Herzens nach neuen Gegenständen dadurch abhelfen, daß man alle Creaturen, alles, was wir so übermäßig schätzen, und oft so ängstlich wünschen, in die Classe der Eitelkeit setze.

b) Man muß öfters von den Geschöpfen zu dem Schöpfer hinauf steigen und sich gewöhnen, überall Gott zu finden.

S. Saurins Predigten, II. Th. IX. Pred. Anm. des Verf.

ken, und unſer Vermögen zur Tugend zu vermehren, haben wir alle einen ſichern Weg, den Weg der innerlichen Erfahrung und der fortgeſetzten Ausübung unſrer Pflichten; was wird alſo gewiſſer ſeyn, als daß wir dieſen Weg gehen müſſen?

Unſer Herz hat eine urſprüngliche Empfindung des Guten und Böſen, des Erlaubten und Unerlaubten, die ſichrer iſt, als alle Demonſtration. Allein wie wir dem Lichte der Vernunft widerſtehen und es verfinſtern können; ſo können wir auch das innerliche ſittliche Gefühl ſchwächen und zurück halten. Wie wir auf die Ausſprüche der Vernunft merken müſſen: ſo müſſen wir auch auf die Billigung oder Mißbilligung unſers Herzens, oder Gewiſſens, merken. Seinen Eingebungen zum Guten widerſtehen, ſeinen Vorwürfen über das Böſe kein Gehör geben, heißt das Herz gegen das Gute und Böſe unempfindlich und ſich des getreuſten Rathgebers unwürdig und verluſtig machen. Nicht wiſſen wollen, was in unſerm Herzen vorgeht, das bringt uns endlich dahin, daß wirs nicht wiſſen können; und an der Hand der Unachtſamkeit und der Zerſtreuung dahin gehen und das Gefühl des Guten nicht in ſich erwecken, das iſt eben ſo viel als es erſticken und vernichten. Läßt ſich der Werth der Tugend empfinden, und iſt dieſe Empfindung ein kräftiger Antrieb zur Tugend: ſo iſt kein gewiſſeres Mittel, dieſes ſelige Gefühl zu verſtärken, als daß wir keine Gelegenheit verſäumen, unſre Pflicht aus-

zuüben,

zuliben, und des innerlichen Beyfalls uns bewußt zu werden. Der glückliche Erfolg unſrer Pflicht, der uns mit uns ſelbſt zufrieden macht, vermehret unſern Geſchmack an der Tugend, giebt uns Muth und Luſt zu neuen Unternehmungen, und erwecket zugleich den Ekel am Böſen. Dadurch wächſt das Vermögen, recht zu thun, die Mühe wird immer leichter und die Pflicht, die uns mit dem Beyfalle des Herzens belohnet, angenehmer. Wir erfahren, daß der Weg der Pflicht der Weg zur Ruhe und eben deswegen ein göttlicher Weg ſey; und in dieſer Ueberzeugung wacht der Vorſatz, ihn ohne Ausnahme zu gehen, immer mit neuen Verſtärkungen in unſerm Herzen auf. — Eine böſe Neigung erſtickt, eine Leidenſchaft beſiegt, eine unerlaubte That unterlaſſen haben, und dann die Freude über ſeinen Sieg empfinden, und das Schändliche, das durch allen Reiz des Laſters durchdringt, in ſeiner Seele fühlen, dieſes überzeugt unwiderſtehlich, daß die Tugend von Gott ſey, und erneuert den Entſchluß, ſich ſträfliche Neigungen weder durch die Einbildung, noch durch die Ausübung, zu erlauben. Das Herz gelanget zu der Stärke, keine unedle Regung zu dulden, weil es fühlet, daß durch dieſe Duldung die Neigung zum Laſter wächſt, und daß Leidenſchaften, die wir oft und ohne Widerſtand fühlen, eben dadurch ſtärker und durch die Ausübung noch unerſättlicher werden. Wenn wir ſo gleich von den erſten Jahren unſers Lebens an uns aufrichtig bemühren, die Neigung zur Sinnlichkeit und Wolluſt, zum Ei-

genutzte, zur Unmäßigkeit, zum Stolze, zum Neide, zur Unwahrheit, zur Härte und Grausamkeit zurück zu halten; wie viel liebenswürdiger würde uns die Tugend werden, wie viel lasterhafte Handlungen unsers künftigen Lebens würden wir dadurch verhindern, und wie stark würde die Stimme des Guten in uns reden! Dürfen wir uns verwundern, daß wir in dem männlichen Alter so wenig Neigung zur Tugend fühlen, wenn wir sie in den jüngern Jahren nicht gepflegt, oder sie durch Ausschweifungen gar unterdrückt haben? Dürfen wir uns verwundern, daß uns die Pflichten des Mannes unerträglich werden, wenn wir die Pflichten des Jünglings nicht ausgeübt haben? Nimmt nicht die Liebe zum Guten durch die Unterlassung des Guten ab? Wächst nicht die Neigung zum Bösen durch die Ausübung? Wird nicht die Gewohnheit zum Gesetze der Natur? — Gedenke daher, o Jüngling, an deine Pflichten, in deiner Jugend, ehe denn die bösen Tage kommen, ehe die Kräfte der Seele abnehmen, ehe die Lebhaftigkeit deines Geistes erlischt, ehe das Herz durch die Gewohnheit im Bösen hart wird. Was ist schöner, als der gewissenhafte Jüngling, der den Frühling seines Lebens mit Unschuld schmücket und die Tugend früh lieben lernet? Seine Wissenschaft ist Freude, und seine Kunst Sittsamkeit; denn die Freude begleitet gern ein Herz, das recht thut. Wie weit wird er in seinen männlichen Jahren auf der Bahn der Tugend fortgerückt, und wie glücklich wird er als Greis seyn,

wenn

wenn er in die durchlebten Alter ſeiner Tage nicht bloß ohne Schauer und Schrecken, ſondern mit Freuden der Seele und mit dem Beyfalle des ewigen Geſetzgebers zurück blicken kann! Was rührt uns auf dem Geſichte einer angenehmen Perſon beider Geſchlechter am meiſten? Sind es nicht die Empfindungen der Unſchuld, der Heiterkeit und Güte des Herzens, die ſich in den Mienen abdrücken und uns die verborgene Seele malen? Wie ſehr muß alſo die Tugend die Seele verſchönern, da ſie der Schmuck des Geſichtes iſt, und wie ſehr muß das Laſter die Seele verunſtalten, da ſeine böſen Züge, in dem Geſichte abgedrückt, das Auge mit Abſcheu erfüllen!

Der falſche Gedanke, der ſo viele von ihrer Pflicht entfernet, als ob die Tugend die Freuden des Lebens aufhübe und man aufhören müßte ein Menſch zu ſeyn, um tugendhaft zu leben, läßt ſich nicht glücklicher widerlegen, als durch die innerliche Empfindung des Guten, das man ſtandhaft und fortgeſetzt ausübt. Eben ſo falſch iſt die Schamhaftigkeit, wenn man ſich bey ſeiner Pflicht vor den Vorwürfen ſeiner Gefährten und vor ihrer Verachtung fürchtet; wenn man bey einer ſtrengen Tugend ſich ſelbſt fraget: »aber was »wird die Welt von dir denken, wird ſie dich nicht »für einen Sonderling, für einen Milzſüchtigen »und Heuchler hälten?« Schon oft hat dieſe betrügeriſche Schamhaftigkeit den Jüngling fehlgeführet, und das Herz des Mannes wankend gemacht. Auch ſie kann am beſten durch das Ge-

gentheil, durch die Empfindung der Würde der Tugend, die wir aus einer langen Erfahrung kennen, zurück gehalten werden. Man kann es empfinden, daß die wahre Ehre im Beyfalle unsers Gewissens, und nicht in den betrüglichen Urtheilen der Andern, bestehe. Man kann durch eine aufrichtige Beobachtung seiner Pflichten, zur Empfindung der erhabensten Freude und des Trostes gelangen, daß der Allmächtige unser Freund ist; und wird uns dieser Trost nicht Muth zur Beharrlichkeit in der Tugend geben?

Achte Regel. Die Beyspiele haben eine erstaunende Kraft auf unsern Verstand und auf unser Herz; die Vorstellung derselben und der Umgang mit rechtschaffnen Leuten ist daher ein kräftiges Mittel, uns in der Weisheit und Tugend zu befestigen und zu erhalten.

Wir ahmen alle von Natur gern nach und nehmen die Neigungen und Gesinnungen derer, die wir hochschätzen, und mit denen wir Umgang pflegen, unvermerkt an; und wie wir von den Stralen der Sonne, in der wir gehen, Farbe und Wärme empfangen, ohne daß wir daran denken: so bildet auch der Umgang, ohne daß wir daran denken, unsern Geschmack und unsre Sitten. Wer mit den Weisen umgehet, wird weise, wer aber der Narren Geselle ist, wird Unglück haben. *) Unter allen Versuchungen, die

*) Sprüch. Sal. 13, 20.

die uns von der Tugend ableiten und unvermerkt dem Laster zuführen können, ist die böse Gesellschaft die gefährlichste; und daher ist die Pflicht, uns vor derselben zu hüten und ihr zu entsagen, so groß. Niemand schmeichle sich auch, daß er den wahren Vorsatz habe, gut zu seyn oder zu werden, und sich vor dem Laster zu hüten, der die Versuchungen und Gelegenheiten dazu nicht sorgfältig vermeidet. Sind wir schon in schlimme Gesellschaften verwickelt, so ist die Flucht zwar sehr schwer, aber doch ist sie unumgänglich nothwendig. **Wandle den Weg nicht mit ihnen, o Jüngling, wehre deinem Fuße vor ihrem Pfade — denn der Gottlosen Weg ist dunkel und sie wissen nicht, wo sie fallen werden.** *) Hingegen ist es mehr, als wahrscheinlich, daß wir in guten Gesellschaften, weniger Gelegenheit zu Versuchungen und öftere zu guten Handlungen finden. Dieser Vortheil allein genommen, sollte schon stark genug seyn, uns anzutreiben, daß wir die Gesellschaft der **Vernünftigen** und **Rechtschaffnen** suchten, und uns auf alle Art bestrebten, ihrer Gewogenheit würdig zu werden.

In diese Classe gehört insonderheit der rechtschaffne und tugendhafte Freund, der uns an gegenseitiger Liebe und an Jahren gleicht. Welcher Vortheil, an seiner Hand mit Liebe geleitet, durch sein Beyspiel ermuntert, durch seinen Beyfall belohnet, durch seinen Rath unterstützet, durch seine Bitten, oft durch seinen Blick gewarnet und gestärkt,

*) Sprüch. Sal. 1, 15. 4, 19.

ſtärkt, auf der Bahn des Guten fortſchreiten zu können! Einen weiſen und frommen Freund finden, iſt ein unſchätzbares Glück, eine der größten Wohlthaten, die uns die Vorſehung auf der Welt erzeigt; einen ſolchen Freund aber ſuchen, iſt eine der größten Pflichten; und ihn ſchätzen und nachahmen, der einzige wahre Dank, wodurch wir uns eines ſolchen Glückes würdig machen können.

Sich endlich überhaupt die guten Beyſpiele ſeiner oder der verfloßnen Zeiten, oft vorſtellen, ſie ſtudiren und durch ſie zu gleichem Eifer im Guten ſich bilden; ſich an die Beyſpiele derer oft erinnern, die durch das Laſter ſich ſichtbar beſtrafet, und an ihrem Unglücke das Elend des Laſters erkennen und fühlen lernen; wer kennet dieſes Mittel der Weisheit nicht, und wer kann es nicht ausüben! Jeder Stand, jedes Alter, jedes Geſchlecht, hat ſeine Beyſpiele der Tugend, und nur gar zu gewiß auch ſeine fürchterlichen Beyſpiele, die uns ſagen, was wir nicht ſeyn ſollen. Dieſe Beyſpiele ſich zu Nutze zu machen, iſt wie allezeit, ſo vornehmlich in unſern jüngern Jahren, ein Glück für unſre Sitten und der größte Lobſpruch unſers Charakters. Plinius rühmt in einem ſeiner Briefe *) von

*) Omnia mihi ſtudia, omnes curas, omnia avocamenta exemit, excuſſit, eripuit dolor, quem ex morte Junii Aviti graviſſimum cepi — cujus haec praecipua prudentia, quod alios prudentiores arbitrabatur; haec praecipua erudi·io, quod diſcere volebat. Semper ille aut de ſtudiis aliquid, aut de officiis

von dieſer Seite her einen gewiſſen Jüngling, Junius Avitus, der ihm durch den Tod entriſſen worden. »Seine gröſßte Klugheit (ſpricht er, nachdem er zuvor ſeinen Verluſt beklagt hat,) beſtund »darinnen, daß er Andre für klüger als ſich ſelbſt »hielt; und ſeine gröſßte Gelehrſamkeit darinnen, »daß er von Andern lernen wollte. Immer fragte er etwas, das entweder die Wiſſenſchaften oder »die Pflichten des Lebens betraf. So kehrte er »ſtets durch das, was er gehört, oder gefragt hatte, »gebeſſerter zurück.« — Dieſes Gemälde, von der Hand eines groſßen Gelehrten und geſitteten Staatsmannes, kann Ihnen, meine Herren, nicht gleichgültig ſeyn. Und wenn es erlaubt wäre, das öffentlich zu ſagen, was man in einem vertrauten Briefe ohne Fehler ſagen darf: ſo würde ich ein groſßes Theil dieſes Lobes auf einen ruhmvollen jungen Avitus anwenden, den ich unlängſt, und in dem, vielleicht viele von Ihnen einen trefflichen Freund verloren, auf einen Brave. Sein Andenken beſchlieſße dieſe Stunde!

officiis vitae conſulebat. Semper ita recedebat, ut melior factus; et erat factus, vel eo, quod audierat, vel quod omnino quaeſierat. *Plin.* Ep. L. VIII. ep. 23.

Zehnte Vorlesung.

Allgemeine Mittel, zur Tugend zu gelangen und sie zu vermehren.

Neunte Regel.

Wir beschließen in dieser Stunde die Lehre von den allgemeinen Mitteln der Vernunft, zur Tugend zu gelangen, die wir zeither in gewissen Regeln vorgetragen haben. Die letzte war von der Kraft der Beyspiele und dem Umgange mit rechtschaffnen Leuten hergenommen. Zu diesem Umgange rechne ich auch den **Umgang mit guten Schriften für den Verstand und das Herz**, in welchen Einsicht und Beredsamkeit sich vereinigen, die Sache der Wahrheit und Tugend zu führen, und die Aufmerksamkeit des Lesers sich zu erwerben.

Ihnen, meine Herren, darf ich die Werke der Weisen des Alterthums, die Schriften eines Plato, Xenophon, Theophrast, Cebes, Epictet, Antonin,

Antonin, die Schriften eines Cicero und Seneca nicht erst empfehlen. Sie sind von mehr als einer Seite schätzbar, bald als ehrwürdige Ueberreste der gesunden Vernunft, bald als Beweise von der Schwäche der Vernunft, wenn sie von keiner Offenbarung unterstützet wird. Der Eifer, Wahrheit und Tugend zu finden, von dem diese Werke oft zeugen; der Fleiß, die Beredsamkeit und die natürliche Güte des Herzens, womit sie oft geschrieben sind, verdienen und belohnen die Aufmerksamkeit der Leser. Aber mitten unter den Bemühungen, uns weise und tugendhaft zu machen, können sie uns statt der Tugend leicht einen Stolz einflößen, der sich bloß mit dem Scheine der Tugend schmücket. Dieses gilt besonders von der stoischen Sittenlehre. Ihre prächtigen Sittensprüche blähen das kranke Herz auf, schmeicheln ihm mit einer Stärke, die es nicht hat, und überlassen es seiner natürlichen Ohnmacht.

Wir haben aus unsern Zeiten viel treffliche Sittenschriften, wo sich das Licht der Religion mit dem Lichte der Vernunft vereiniget, oder worinne die durch die Religion aufgeklärte Vernunft unterrichtet und rühret. Ich will einige derselben erwähnen, *) nicht als ob ich glaubte, sie wären Ih-

*) Man wird also ein vollständiges Verzeichniß aller Schriften, die sich bey dieser Gelegenheit anführen ließen, hier um so viel weniger erwarten, da dergleichen ohnedieß mit der Absicht des gegenwärtigen Werkes nicht überein kommen würde. Aber vielleicht

nen ganz unbekannt, sondern um Ihre Achtung für diese Werke durch meinen Beytritt zu bestärken,

leicht wundert man sich, daß man unter den genannten Schriften einige vermißt, deren Empfehlung man mit Rechte erwarten konnte, weil sie von bekannter Güte sind. Und auch das wird man sich nicht wundern lassen, viel weniger so auslegen, als ob der selige Verfasser ihnen dadurch, daß er von ihnen geschwiegen, ihren Werth streitig machen wollen; wenn man nur daran gedenkt, daß diese Vorlesung schon seit geraumer Zeit aufgesetzet ist. Manche moralische oder der Moral verwandte Schriften, die gleichfalls angepriesen zu werden verdienten, sind erst nachher im Drucke erschienen; und ob der selige Verfasser wohl zuweilen einige davon nachgetragen, so hieng er doch in seiner Arbeit allzusehr von dem kränklichen Zustande seines Körpers ab, als daß er solches immer und durchgängig hätte thun können. Indessen dürfen wir nicht unangezeigt lassen, was er einige Monate vor seinem Ende gegen einen seiner Freunde mündlich geäußert; daß er nämlich bey der Ausführung seines Entschlusses, diese moralischen Vorlesungen zum Drucke in völligen Stand zu setzen, seinen Fleiß absonderlich an diese Vorlesung wenden, und so wohl dem Verzeichnisse der Schriften mehr Vollständigkeit geben, als auch die Urtheile darüber in dem und jenem noch genauer bestimmen wolle. In seinem Manuscripte finden sich auch wirklich einige Spuren, daß er mit dieser Arbeit einen Anfang gemacht. Die Leser werden wünschen, daß er damit zu Ende gekommen seyn möchte; und wir wünschten es mit ihnen. Wem würde es nicht angenehm seyn,

ken, und Ihnen eine kleine und nicht koſtbare moraliſche Bibliothek zu entwerfen und zu empfehlen.

Mosheims Sittenlehre — nach meiner Empfindung ein ſehr ſchätzbares Werk; bey der Weisheit der Religion, zugleich voll gründlicher Weisheit der Vernunft und voll trefflicher Abhandlungen aus dem Reiche der Wiſſenſchaften; und neben der Kenntniß des menſchlichen Herzens, die darinnen herrſchet, zugleich voll Beredſamkeit, die den Leſer vergeſſen läßt, daß er fünf ſtarke Bände lieſt, und ihn am Ende faſt unzufrieden macht, daß ihrer nicht mehr ſind; ein Werk des Genies und der Gelehrſamkeit, das Werk eines Mannes, der die Ehre unſers Jahrhunderts war, und den Jahrhunderte noch nützen und bewundern werden,

von

ſeyn, ſeine Urtheile durch die Urtheile eines Gellerts beſtätigt zu ſehen, oder ſie mit denſelben vergleichen zu können? Indeſſen geht der Güte und Brauchbarkeit der gegenwärtigen Vorleſung dadurch, daß er durch ſeinen Tod verhindert worden, ſeinen Vorſatz ganz auszuführen, nichts ab, als etwan ein kleiner Grad mehrerer Vollkommenheit. Zu einer brauchbaren und nicht ſehr zahlreichen moraliſchen Bibliothek, die der ſelige Verfaſſer hier entwerfen wollen, wird nicht erfordert, daß alle gute Schriften, oder doch alle vorzüglich gute Schriften dieſer Art nahmhaft gemacht werden; ſondern nur dieß, daß eine hinlängliche Anzahl derſelben vorgeſchlagen werde, und daß unter den vorgeſchlagenen keine ſich finde, die nicht gut und zu der Abſicht, zu welcher ſie empfohlen wird, beſonders brauchbar ſey. Anm. der Herausg.

von deſſen Namen vielleicht unſre Nachkommen, wenn ſie das Zeitalter des guten Geſchmacks in der deutſchen Beredſamkeit beſtimmen wollen, es das Mosheimiſche nennen werden; ſo wie man die ſchönſte Periode der griechiſchen Philoſophie die Sokratiſche zu nennen pflegt. Ich ermuntre inſonderheit diejenigen von Ihnen, die ſich der Kanzel widmen, die Moral dieſes Mannes achtſam zu leſen und ſich auch wohl Auszüge daraus zu machen. Ja ich bitte Sie inſtändig, es künftig in ihren Aemtern noch zu thun, und mit ſeinen Einſichten, ſeiner Gelehrſamkeit, ſeinen gründlichen Schriftforſchungen, ſeiner Kenntniß des Menſchen und ſeiner Beredſamkeit und Anmuth Ihre Einſicht und Beredſamkeit zu nähren. Der ſelige Geßner nennt dieſes Werk mit Recht einen Schatz für geiſtliche Redner. Wer es mit deſto größerm Nutzen leſen will, der mache ſich zuerſt den ſummariſchen Auszug des Herrn Doctor Millers wohl bekannt.

Baumgartens und **Cruſius** Sittenlehre — obgleich beide Werke nur in der Sprache der Katheder, die oft noch mündliche Erklärungen vorausſetzet, abgefaßt ſind, und nicht eigentlich in unſer Verzeichniß gehören: ſo haben ſie doch zu viele Verdienſte der Gründlichkeit, Vollſtändigkeit und der Güte des Herzens, als daß ich ſie unempfohlen übergehen könnte. Sie werden inſonderheit denen nützen, die Andre wieder von den Pflichten der Vernunft und Religion unterrichten wollen.

Hutchesons

Hutchesons und **Fordyce Sittenlehre der Vernunft.** Diese beiden Engländer erklären und vertheidigen die Rechte der Tugend, die Anforderungen des Gewissens und der Vernunft, in einer sehr faßlichen Methode. Sie führen überall den Menschen zur Liebe der allgemeinen Vollkommenheit und zur Anbetung und Liebe Gottes, als zu seinem höchsten Gesetze und zu seinem angemeßnen Glücke zurück. Ihr Eigenthümliches besteht vornehmlich darinnen, daß sie nicht so wohl die Pflicht und das Herz der Menschen aus Grundsätzen, als vielmehr seine Pflicht und Tugend aus den Grundlinien des Herzens, aus seinen moralischen Empfindungen des Guten und Bösen, zu erklären und gleich den Naturforschern aus Beobachtungen und Erfahrungen das sittliche System aufzurichten suchen. Aber beide, insonderheit der erste, bauen in ihrer Sittenlehre wohl zu sehr auf den moralischen Geschmack, (Sens morale) den Schaftesbury zuerst durch seine Schriften bey den Engländern in Aufnahme gebracht. Fordyce ist Hutchesons Schüler gewesen, und sein Werk schlint der Kürze wegen einen Vorzug vor dem Werke des Lehrers zu haben. Hutcheson hat auch eine kleinere Moral lateinisch geschrieben, die ich seinem größern Werke vorzuziehen geneigt wäre.

Richard Lucas sichrer Weg zur wahren Glückseligkeit — aus dem Englischen übersetzt, 3 Theile; ein lehrreiches Werk, das eher zu ausführlich als zu unvollständig ist.

Basedows,

Basedows, Professors zu Altona, praktische Philosophie für alle Stände; ein nützliches und wo nicht für Gelehrte, doch für wißbegierige Leser, in den meisten Capiteln sehr brauchbares Buch. Er unterrichtet die Welt von ihren Pflichten eben so leicht, als gründlich, und weis durch die Mannichfaltigkeit und Wichtigkeit der Materien, durch Reichthum und Kürze, durch einen populären Vortrag auch der tiefsinnigern Gründe, durch eine nachdrückliche Schreibart und durch einen überall hervor leuchtenden Eifer für Wahrheit und Tugend, für Pflicht und Religion, für das Beste der Welt, die Aufmerksamkeit des Lesers zu gewinnen und zu erhalten. Der Hofmann, der Kaufmann und Bürger, und selbst das andre Geschlecht, können vieles aus diesem Werke nützen. Er denkt oft aus sich selbst, oft neu, zuweilen zu kühn; aber er schämt sich auch nicht, der Schüler eines Pufendorf, Baumgarten, Mosheim, Crusius, Hutcheson und Montesquieu zu seyn. Vielleicht hätte er sich in der Ordnung der Materien dem Systeme, ohne ängstlich zu werden, mehr nähern, die meisten Charaktere aus dem Toussaint entbehren, die Schreibart hin und wieder verschönern und einige harte Sätze unterdrücken können. Und wie sehr würde er sich das deutsche Publicum verbindlich gemacht haben, wenn er anstatt seiner so anstößigen Philalethie, *) diese seine

*) Man wird hieraus von selbst ermessen, daß der selige Gellert noch weit weniger mit denjenigen Schriften

seine praktische Philosophie umgearbeitet hätte, die vor ihm Niemand so gemeinnützig eingerichtet. Noch brauchbarer für Jünglinge ist seine **Sittenlehre aus natürlicher Erkenntniß Gottes und der Welt**, die er für seinen Sohn (1768) aufgesetzet und in das Werk: **Die ganze natürliche Weisheit im Privatstande der gesitteten Bürger** — eingerücket hat.

Die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion in zehn Abhandlungen auf eine begreifliche Art gerettet und erkläret; eine Schrift des seligen Professors **Reimarus** in Hamburg, die sich beides durch die Güte des Innhalts und der Schreibart empfiehlt. Auch **Buttlers**, Bischofs zu Derham, **Analogie der natürlichen und geoffenbarten Religion aus dem ordentlichen Laufe der Natur** ist wegen der Neuheit des Beweises für die christliche Religion, den er aus der Analogie mit der Natur führet, lesenswürdig, und bey allem dem Tiefsinne, mit dem darinnen gedacht ist, und ohne allen Schmuck der Schreibart, der hier nicht statt haben konnte, dennoch eben so unterhaltend als lehrreich für einen aufmerksamen Leser. — Und da es insonderheit eine hohe, ja die höchste Pflicht unsers Verstandes ist, sich von der Wahrheit und Gewißheit der göttlichen Offenbarung aus Gründen zu überzeugen, um dieselbe ehrerbietig als die Regel unsers Glaubens

ten des Herrn Basedow über die Religion, welche der Philalethie gefolgt sind, zufrieden gewesen seyn könne. Anm. der Herausg.

bens und Verhaltens in unſerm ganzen Leben anzunehmen: ſo gehören in unſre Bibliothek vornehmlich einige der trefflichen Werke aus dieſer Claſſe, aus welchen ich Ihnen itzt nur zwey kleine anpreiſen will: nämlich

Doct. **Samuel Squire Vorſtellung der Gewißheit, Wichtigkeit und Uebereinſtimmung der natürlichen und geoffenbarten Religion** (von Herrn Zollikofer 1764.) hier in Leipzig überſetzt; — und noch mehr empfehle ich Ihnen

Herrn Doct. **Röſſelts** in Halle **Auszug aus der Vertheidigung der Wahrheit und Göttlichkeit der chriſtlichen Religion.** Sie werden kaum etwas gründlicheres und kürzeres, faßlicheres und ſchöneres in dieſer Art finden, als den gedachten Auszug, und das gröſsere Werk dieſes ſcharfſinnigen Theologen.

Laws Ermunterungen an alle Chriſten zu einem frommen und ſeligen Leben — Ich nenne dieſes Buch vornehmlich wegen einer glücklichen Methode, deren ſich der Verfaſſer bedienet hat, durch Charaktere und Gemälde die chriſtliche Sittenlehre aufzuklären und für das Leben anzuwenden. Möchten ihm doch die Sittenlehrer, die für die Welt und nicht für die Schulen ſchreiben, auf dieſem trefflichen Wege folgen! Wir wiſſen oft die allgemeinen Regeln der Tugend genau, und kennen doch ihren Umfang und ihre Anwendung zu wenig. Wir kennen oft die Thorheiten und Laſter der Menſchen überhaupt, und kennen ſie doch nicht in den verſchiedenen Geſtalten, die ſie im Leben annehmen,

nehmen, nicht in den geheimen Gängen und Wendungen, durch welche sie ihr Ziel zu erschleichen suchen. Ich gestehe es, daß der rechtschaffne Law seine Sittenlehre dann und wann zu hoch treibt und die strenge Eingezogenheit zu sehr empfiehlt; aber diesen Fehler seines Werks hat er durch viele Verdienste vergütet. Ich setze dieser Schrift das Werk eines noch bekanntern Englischen Theologen,

Des **Doddridge** Anfang und Fortgang der wahren Gottseligkeit in der menschlichen Seele; an die Seite. Nicht so wohl der Geist einer starken Beredsamkeit, als der Geist der Erbauung, macht dieses Buch schätzbar; und sein deutlicher und kurzer Unterricht nähert sich dem Charakter und den Umständen aller Leser, welche aufrichtig und begierig genug sind, fromm zu seyn und es immer mehr zu werden. Es ist beynahe in alle lebende Sprachen übersetzet. Es sey nun dieses oder ein andres Buch, das unserm Geschmacke noch mehr gefällt; (und wie vortrefflich würde nicht das Werk des gottseligen **Arnds** in dieser Absicht seyn, wenn es stets mit eben so vieler Genauigkeit und Bestimmung geschrieben wäre, als es mit einem frommen Herzen geschrieben ist!) es sey, sage ich, dieses oder ein andres Werk, z. B. **Die ganze Pflicht des Menschen** — **Bernards Abhandlung von der Vortrefflichkeit der christlichen Religion**, ein herrliches Buch, in bequeme Abschnitte eingetheilet; — **Cramers Andachten in Betrachtungen, Gebeten und Liedern über Gott, seine Eigen-**

ſchaften und Werke; oder Seilers Geiſt und Geſinnungen des vernunftmäßigen Chriſtenthums, eine gute Schrift zur Erbauung, unlängſt (1769) erſchienen; — ſo bleibt der öftere wo nicht tägliche Gebrauch eines lehrreichen und erbaulichen Handbuchs ein heilſames Mittel zur Stärkung in der Religion und Tugend.

Früh, wenn die Seele noch heiter und gleichſam durch den Schlaf verjüngt iſt, nimmt ſie die Vorſtellungen und Eindrücke der Wahrheit und des Guten deſto williger und lebhafter an; und dieſer Eindrücke bedürfen wir mit jedem Tage. Sie müſſen immerzu in uns erneuert werden, damit ſie uns gegenwärtig ſeyn, wenn wir träge in unſern Pflichten werden, oder in die Verſuchung zu Fehltritten fallen. Und iſt denn das Geſetz, der Bildung und Pflegung ſeines Herzens und der Erbauung die beſte halbe Stunde des heitern Morgens und der ſtillen Nacht zu ſchenken, ein ſo ſtrenges Geſetz? Ein jeder Morgen iſt für uns eine neue Auferſtehung zum Leben. Wie heilſam wird es ſeyn, die erwachte Seele in der Weisheit und Tugend zu ſtärken, ſie in der Ueberzeugung von der Wahrheit ihres Glaubens, von ihrer Erlöſung, von der Vergebung ihrer Sünden und von der Heiligkeit und Wohlthätigkeit ihrer Pflichten zu befeſtigen? Ein jeder vollendeter Tag iſt ein kurzes vollendetes Leben der Seele. Wie heilſam wird es ſeyn, von ihr Rechenſchaft zu fordern und ſie mit der Weisheit zu nähren, die uns gewiſſenhaft und zur Ewigkeit geſchickt machen ſoll! Eine jede

Nacht

Nacht iſt für uns eine offenbare Aehnlichkeit des Todes; wir leben, um zu ſterben — ein jeder Morgen eine offenbare Aehnlichkeit der Auferſtehung; wir ſterben um wieder aufzuleben. Sollten dieſe Zeitpunkte nicht vorzüglich geſchickt ſeyn, unſern Geiſt in den mannichfaltigen Auftritten des Lebens zu ſeinen Pflichten zu ſtärken und zu dem letzten und größten ernſthaft und feyerlich vorzubereiten? Ein gutes Buch, das uns in dieſer Bemühung unterſtützet, iſt von dieſer Seite betrachtet, noch mehr als ein weiſer Freund. Dieſen kann man nicht immer, nicht gerade in den beſten Stunden haben. Welcher göttliche Segen für die Seele ſind nicht in ſolchen Augenblicken, viele unſrer geiſtlichen Geſänge, inſonderheit der alten! Wie kurz und nachdrücklich erinnern ſie nicht den Verſtand, und wie ſtärken ſie nicht das Herz zum Fortgange in der Tugend, und zum Siege in der Stunde der Verſuchung!

Einige Werke, die zur Erkenntniß und Verehrung Gottes aus der Natur führen.

Derhams Aſtrotheologie und Phyſicotheologie. Obgleich die Schreibart dieſes doppelten Werkes keine beſondre Anmuth hat: ſo kann es doch einen wißbegierigen Leſer ſehr unterrichten und ſein Herz von den Wundern der Natur zur Verehrung ihres Schöpfers und Erhalters führen. Der ſel. Fabricius in Hamburg hat es überſetzet und mit einem langen Verzeichniſſe der

Schriften aus dieſer Claſſe bereichert, die aber gröſtentheils nur für die gelehrte Wißbegierde geſchrieben ſind.

Der Schauplatz der Natur vom Abt Pluche; ein gröſtentheils nützliches Buch. Noch nützlicher würde ein guter Auszug ſeyn.

Sulzers moraliſche Betrachtungen über die Werke der Natur und ſeine Unterredungen über die Schönheiten der Natur; ein kleines mit Beredſamkeit und Geſchmack geſchriebenes Buch, deren wir mehr haben ſollten.

Hervens erbauliche Betrachtungen über die Herrlichkeit der Schöpfung — ſie würden vielleicht noch eindringender ſeyn, wenn ſie weniger ſchematiſch und allegoriſch wären.

Nieuwentyts rechter Gebrauch der Weltbetrachtung zur Erkenntniß der Macht, Weisheit und Güte Gottes; von Prof. Segnern 1747 frey überſetzet. (in gr. 4.) Dieſes Werk eines Holländers iſt bey aller ſeiner Gröſe doch weit angenehmer zu leſen, als des Engländers Ray Spiegel der Weisheit und Macht Gottes, welches zwar viel Güte der Materien, aber auch viel gelehrten Ueberfluß und eine langweilige Schreibart hat. Dieſes letztere iſt ſchon 1717 in unſrer Sprache überſetzet. — So auch Wolfs Schriften von den Abſichten der natürlichen Dinge — und von dem Gebrauche der Theile im Menſchen, Thieren und Pflanzen, können uns mit nützlichen Einſichten in die Natur bereichern; noch mehr aber

Bonnets

Bonnets Betrachtungen über die Natur, von dem Herrn Prof. Titius überſetzt, (gr. 8. Leipzig 1766.) Dieſes Werk eines noch lebenden berühmten Naturforſchers in der Schweiz iſt eines der nützlichſten, faßlichſten und angenehmſten in ſeiner Claſſe. Es beſteht aus einer Reihe von Gemälden der Geſchöpfe des Erdbodens, im kleinen gezeichnet; und der Verfaſſer entwirft hier gleichſam eine kurze Univerſalhiſtorie der Natur, in der Hauptabſicht, den groſſen Zuſammenhang aller Naturwerke, die beſtändige Kette und die genaue Einförmigkeit derſelben in allen ihren Wirkungen, dem Leſer darzuſtellen, und ihn überall den mächtigen und weiſen Urheber der Natur erblicken und verehren zu laſſen. Es reizt die Wißbegierde des Leſers, ohne ſie zu ermüden und ohne ſeine Aufmerkſamkeit ſehr anzuſtrengen.

Ueberhaupt wünſchte ich einen recht ſchönen Naturcatechismus für die Welt, das iſt, einen kurzen Innbegriff der Wunder der Natur, und eine Anleitung, wie jeder vernünftige Zuſchauer der Natur mit ſeinen eignen Augen ihrer Weisheit, Ordnung, Schönheit und Pracht nachſpüren und ſich von dem gewöhnlichen Fehler der Unempfindlichkeit befreyen möchte, in den wir bey dem täglichen Anblicke der Wunder des Himmels und der Erde zu gerathen pflegen. Des Pluche Schauplatz der Natur iſt vielleicht ſchon der groſſe Catechismus, wenigſtens iſts doch ein Werk von acht Bänden. Ich wünſchte lieber einen kleinern, mit dem lebhaften Geiſte eines Fontenelle und dem

gottſeligen Herzen eines Derhams geſchrieben. Cramer hat in ſeinen Andachten vieles von dieſem Wunſche erfüllt. In dem Reiche der Natur und Sitten, und in dem Arzte ſind auch viele Betrachtungen und Zergliederungen der Werke der Natur enthalten, die für den gemeinen Verſtand faßlich und lehrreich ſind.

Einzelne Moraliſche Schriften, die gröſtentheils mit Witz und Scharfſinn abgefaßt ſind.

Der Ernſt der Moral verwirft nicht alle Heiterkeit des Witzes. Sie nimmt, um deſto gefälliger zu erſcheinen, oft eine lächelnde Miene an und kleidet ihren Vortrag in das Anmuthige ein. Sie unterrichtet bald in kurzen ſinnreichen Sätzen, bald in Charakteren und ſittlichen Dichtungen, bald in ſatyriſchen Gemälden, bald in kurzen Abhandlungen, worinne ſie das Nützliche mit dem Anmuthsvollen verbindet, und das Trockne, das die Gründlichkeit mit ſich zu führen pflegt, durch Lebhaftigkeit verbirgt. Laſſen Sie uns einige ſolcher Schriften nennen.

Die Charaktere des **la Brüyere**; ſie ſind bey nahe ein Jahrhundert in dem Beſitze des Beyfalls. — Auch des Abts *Trublet* Eſſais de Litterature et de Morale ſind wegen verſchiedener kleiner moraliſchen Aufſätze noch leſenswerth.

Die Maximen des Herrn von **Rochefoucault** und der Marquiſinn **de la Sable**. So ſinnreich die erſten ſind, ſo würden ſie doch nützli-

cher ſeyn, wenn der Witz des Verfaſſers weniger arbeitete, die menſchliche Tugend bloß zu Ehrgeiz und Eigennutz zu erniedrigen. Die Madame de la Sable denkt wahrer, wenn ſie auch nicht ſo ſinnreich denkt, als ein Rochefoucault.

Die Beſtimmung des Menſchen von dem Herrn Probſt Spalding; — eine kleine Theorie der Moral, ſchön durch die Einfalt des Plans und die Lebhaftigkeit des Vortrags; eine Moral der Vernunft, die aber eſt aus der Moral der Religion geſchöpft hat.

Rabeners Satyren, inſonderheit der erſte, zweyte und vierte Theil. Der Charakter dieſes Mannes verdienet eben ſo viel Hochachtung als ſein Genie. Lernen Sie an ſeinem Beyſpiele, daß man ein Originalautor und doch zugleich für die Geſchäffte des Vaterlandes der arbeitſamſte und brauchbarſte Mann ſeyn kann.

Thomas Abbt vom Verdienſte. (Berlin, 1765. 8.) Dieſes Werk iſt mit Scharfſinn, Beredſamkeit, Freymüthigkeit und mannichfaltiger Beleſenheit geſchrieben; es unterrichtet und vergnügt. Auch da, wo wir die Meynungen des Autors nicht annehmen mögen, gefällt er doch durch die Art, mit der er ſie geſagt hat, die nicht ſelten originalmäßig iſt. — Montesqvieu ſcheint zu ſehr ſein Held zu ſeyn; hingegen weis er den Rouſſeau mit ſeinem Emile glücklich zu demüthigen. Kurz es ſind ſcharfſinnige Betrachtungen über den Werth der Verdienſte des vernunftigen Menſchen und Bürgers. Ich wünſchte, daß er

dieſes Verdienſt mehr und öfter in dem Lichte der Religion betrachtet, und von dieſer Seite gezeigt, und Beyſpiele des Ruhmwürdigen aus der Schrift und Kirchengeſchichte angeführt und ſein Werk, das lehren ſoll, in einer weniger ſinnreichen und abgebrochnen Schreibart aufgeſetzt hätte. Er verwirrt ſich oft in ſeiner Schreibart in Gleichniſſe und nicht ganz richtige Metaphern, und brauche neuerfundne Wörter und Wortfügungen, wodurch manche Stelle dunkel und räthſelhaft wird. Der zweyte Theil dieſes Werkes iſt faßlicher, als der erſte.

Cramers moraliſche Abhandlungen, die er unter dem Titel: **Vermiſchte Schriften**, herausgegeben. Ich darf meinen Zuhörern die Schriften eines Mannes nicht erſt empfehlen, der als Dichter, als Redner, als Geſchichtſchreiber, der überall Wahrheit, Tugend und Religion mit ſeinem Genie und Geſchmacke verherrlichet!

Desgleichen enthalten die **Bremiſchen Beyträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes** und die **Vermiſchten Schriften von den Verfaſſern der Beyträge**, viele treffliche proſaiſche und poetiſche Stücke zum Beſten der Sitten und des Herzens, daß ich mirs nicht vergeben würde, wenn ich ſie unerwähnt ließe.

Ich rechne ferner einige **Wochenblätter** hieher, den **Zuſchauer**, den **Aufſeher oder Vormund**, den **Jüngling**, den **Fremden**, den **Nordiſchen Aufſeher**, den **Freund**, den **Arzt**.

Der Zuſchauer. So nützlich dieſes Werk dem Geſchmacke und der Kritik iſt: ſo heilſam iſt

es

es in vielen Blättern den Sitten. Für mich iſt es eines von denen, die ich vorzüglich liebe, und die in meiner Jugend meinen Geſchmack und ſelbſt mein Herz haben bilden helfen. Wenn ich höre, daß ein Jüngling den Zuſchauer gern lieſt: ſo ſehe ich ihn ſchon mit Vertrauen an. Steele, Tikel, zuweilen Pope, vorzüglich aber Addiſon waren die Verfaſſer dieſer Blätter; Addiſon, einer der Gelehrteſten ſeiner Nation, ein Staatsmann, ein Kenner des menſchlichen Herzens, ein Freund der Tugend und des Geſchmacks. Dieſes Wochenblatt, das für beide Geſchlechter, für Leſer von allerley Stande, ein angenehmes Lehrbuch iſt, hat leider viel unglückliche Nachahmungen hervor gebracht.

Der Aufſeher (Guardian) ebenfalls eine vortreffliche Wochenſchrift von Steelen, jünger als der Zuſchauer, und nicht ſtärker, als zween Bände.

Der Fremde; eine Wochenſchrift, die der ſel. Prof. Schlegel ehedem noch als Legationsſekretair in Copenhagen geſchrieben; ein Freund, deſſen Umgang ich in meinen akademiſchen Jahren genoſſen, und deſſen Verdienſte ich zeitlebens ſchätzen werde; in ſeiner Sphäre ein großes Genie, und wenn er länger gelebt hätte, ein deutſcher Corneille.

Der Jüngling. Dieſes Wochenblatt, das mit ſo vielem Geſchmacke geſchrieben und ſchon 1746 hier in Leipzig herausgekommen iſt, verdiente, jungen Leſern bekannter zu ſeyn, als es iſt. Ich bin nicht ſehr dafür eingenommen, daß man

in ſeinen akademiſchen Jahren ſchon ein Autor wird. Aber wenn man es mit ſo vielem Glücke und mit ſo ſtrenger Kritik der Freunde wird, wie ehedem die beiden vornehmſten Verfaſſer des Jünglings, die nachher berühmte geiſtliche Redner geworden ſind, ſo leidet es eine rühmliche Ausnahme.

Der Nordiſche Aufſeher gehört vorzüglich in unſer Verzeichniß, weil er ſich größtentheils mit den Gegenſtänden der Moral und der geſellſchaftlichen Tugenden beſchäfftiget. Cramer in Copenhagen iſt der Herausgeber und der Hauptverfaſſer; und ſeine Stücke unterſcheiden ſich beynahe, wie die Stücke des Addiſon im Zuſchauer, durch Leben und blühendes Colorit; ein ſchätzbares Wochenblatt.

Der Freund. Ich würde dieſer Wochenſchrift, die vor wenig Jahren in Anſpach herausgekommen, itzt eben ſo, wie vieler andrer, nicht erwähnen, wenn mich nicht mein Herz ermunterte, von einem Verfaſſer derſelben zu reden, den ich außerordentlich geliebt habe, und mit dem die Welt viel verloren hat. Er beſaß Genie und ein edles Herz. Er las und ſchrieb faſt alle lebende Sprachen, und wußte die beſten Schriftſteller auswendig. Nichts als die Reife mangelte ſeinen Talenten; denn er war fünf und zwanzig Jahre alt, als er ſtarb. Doch nicht dieſes, theuerſte Commilitonen, daß er ſchön geſchrieben, iſt ſein Hauptverdienſt; nein, ſondern daß er tugendhaft gelebt; und ohne dieſes würde jenes ſein Schimpf

ſeyn.

ſeyn. Nie entfalle der Name eines Cronecks meinem Andenken; und lange ſey er die Aufmunterung des Jünglings!

Moraliſche Gedichte.

Youngs Nachtgedanken. Unter den moraliſchen Lehrgedichten weis ich faſt keines, wo der Verſtand, der Witz und das Herz glücklicher und erhabner für Religion und Tugend gearbeitet hätten. Es iſt wahr, man muß dieſe Nachtgedanken mehr als einmal leſen, um alle ihre Schönheit und Stärke zu fühlen; aber ſie vergüten bey dem wiederholten Durchleſen die Mühe reichlich. Geſegnet ſey ein Gedicht, das den Freygeiſt mit einer göttlichen Stärke zur Aufmerkſamkeit und zum Zittern bewegt, den trägen Chriſten belebt, und den empfindlichen die Seligkeit fühlen läßt! Man hüte ſich indeſſen, daß man die Schreibart, die Youngs Genie eigen iſt, nicht bis zur unbehutſamen Nachahmung liebgewinne; ſie hat ihre Fehler. Sein Centaur verdient daher weit weniger, empfohlen zu werden.

Thomſons Jahrszeiten, das Meiſterſtück dieſes großen engliſchen Dichters, von deſſen Muſe einer ſeiner Landsleute mit Wahrheit gerühmet, daß ſie ſich glücklich beeifert, den Verſtand zu erwecken und das Herz zu beſſern. *)

Hallers

*) To awake the ſoul by tender ſtrokes of art,
To raiſe the Genius and to mend the Heart.

Hallers und Hagedorns Lehrgedichte gehören vorzüglich in unſre Bibliothek; auch

Racinens Gedichte von der Religion.

Zu dieſer Claſſe zähle ich ferner die guten proſaiſchen Gedichte, beſonders die Clariſſa und den Grandiſon. Aber wie? Romane von dem philoſophiſchen Katheder anzupreiſen? Ja, wenn es Werke eines Richardſons ſind, ſo halte ich ihre Empfehlung für Pflicht. Doch die ſchrecklichen Charaktere in der Clariſſa, können ſie nicht das Herz der Jugend verderben? Das kömmt auf uns an, die wir leſen. Eigentlich ſind ſie eingerichtet, uns einen Abſcheu vor dem Laſter zu erwecken, und ſie haben ihr Gegengift bey ſich. Ich verweiſe Sie auf die Kritik und den Lobſpruch des Herrn von Haller über dieſes Buch, die Sie in ſeinen kleinen Schriften finden, und die vielleicht in ganz Deutſchland unter den großen Gelehrten nur ein Haller hat verfertigen können. Es giebt leere und freye Stunden, in denen wir dieſe Werke ohne Vorwurf und mit vielem Nutzen leſen können. Ich habe ehedem über den ſiebenten Theil der Clariſſa und den fünften des Grandiſons mit einer Art von ſüßer Wehmuth einige der merkwürdigſten Stunden für mein Herz verweinet; dafür danke ich dir noch itzt, Richardſon!

Eine vorzügliche Stelle in unſrer kleinen Bibliothek verdienen auch die heiligen Reden eines Tillotſon, Delany, Saurin, Moſheim, Jeruſalem, Cruſius, Cramer, Schlegel, Giſecke, Spalding und andrer geiſtreichen Männer;

Männer; Reden, denen wir ja wohl eine Stunde von dem Tage ſchenken können, der insbeſondre den Uebungen der Religion gewidmet werden ſoll.

Für die niedre Welt, welche kurz und doch nachdrücklich und ſinnlich von ihren Pflichten unterrichtet ſeyn will, iſt unter den moraliſchen Büchern wohl kaum ein ſchöneres, als die Sittenlehre des Sirachs. — —

Die ganze Pflicht des Menſchen — Dieſes Werk eines unbekannten Engländers, das von ſeiner Nation mit unglaublichem Beyfalle aufgenommen und in die meiſten europäiſchen Sprachen überſetzet worden, iſt beſonders zum Unterrichte der Einfältigen geſchrieben; und ſolcher giebt es im hohen Stande ſo wohl, als im niedrigen, und im Alter der höhern Jahre ſo wohl, als im Alter der Jugend. Der Verfaſſer beſchreibt die Pflichten der Religion gegen Gott, gegen uns ſelbſt und den Nächſten, nebſt den Mitteln, die ihre Ausübung erleichtern, und ſein Werk iſt in der That ein treffliches Hausbuch, womit Hausväter und Hausmütter ihre Untergebenen verſorgen ſollten.

Endlich, theuerſte Commilitonen, laſſen Sie ſich weit über alle andre Bücher, den Schatz aller Wahrheit und Erkenntniß, die uns allein weiſe, tugendhaft und glücklich machen kann, die Quelle der wahren Beruhigung und des höchſten Troſtes im Leben und im Tode, den Schatz der heiligen Bücher der Schrift empfohlen ſeyn. Studiren Sie die Wahrheiten derſelben, mit aller Achtſam-

keit

keit des Verſtandes, mit aller Willigkeit und Demuth des Herzens, mit ſorgfältiger Anwendung der Hülfsmittel, die uns die Einſicht in die Offenbarung erleichtern können, mit Gebet zu Gott um Erleuchtung und Gehorſam gegen die erkannte Wahrheit. Lernen Sie die Offenbarung als die größte Wohlthat, die Gott dem menſchlichen Geſchlechte von der Schöpfung der Welt an erwieſen hat, mit tiefſter Ehrfurcht und Anbetung aufs dankbarſte erkennen. Was das natürliche Licht der Sonne dem Auge des Leibes iſt, (und wie elend würde nicht der Aufenthalt auf Erden ohne die Sonne ſeyn!) das iſt ſie, die Offenbarung der Schrift, dem Auge des Geiſtes. In welcher heidniſchen Finſterniß des Irrthums und Aberglaubens würden wir nicht, bey allen Bemühungen der Vernunft, ohne das Licht der Schrift geblieben ſeyn! Ich habe mir angelegen ſeyn laſſen, das Beſte zu leſen, was die klügſten und vernünftigſten unter den alten Weiſen von Gott, Religion und Tugend, von den Mitteln zur Ruhe und Zufriedenheit und dem höchſten Gute des Menſchen gelehret haben; und ich bezeuge Ihnen auf mein Gewiſſen, daß alle ihre Weisheit, gegen den Unterricht der Offenbarung gehalten, Schatten und Ungewißheit, höchſtens ein dunkler Schimmer, öfters aber ſo gar Finſterniß, Thorheit, Aberglaube und Unſinn iſt. Was die gereinigte Weltweisheit unſrer Tage in dieſen Lehrſtücken richtigers und anſtändigers vorträgt, das hat ſie alles der Lehre der Schrift zu danken. Wer waren aber die Alten, die ſo frucht-

los und unglücklich ganze Jahrhunderte an der Erforschung der Wahrheit und Weisheit zur Tugend gearbeitet haben? Waren es nicht die tiefſinnigſten und gelehrteſten Männer unter den beiden heidniſchen Völkern, bey denen die Wiſſenſchaften am meiſten getrieben und verehret wurden? Und wer waren die Verfaſſer der Bücher der Schrift? Waren es nicht Männer, die in den menſchlichen Wiſſenſchaften ganz ungeübt und meiſtens bey einer niedrigen Lebensart, unter einem ungelehrten und verachteten Volke, bey dem Hirtenſtabe und Fiſchneße erzogen waren? Nun lehren gleichwohl ihre Schriften die Erkenntniß eines Einigen Gottes, Weisheit und Tugend, unendlich reiner und vollkommener, als jene Werke der Weltweiſen. Sollten alſo die Bücher der Schrift nicht einen göttlichen Urſprung haben, und ſollte es nicht der ſchändlichſte Undank und die gröſte Verſündigung ſeyn, ſie geringe zu ſchätzen? Laſſen Sie mich ein aufrichtiges Geſtändniß ablegen, theuerſte Freunde. Ich habe funfzig Jahre gelebt und mannichfaltige Freuden des Lebens genoſſen. Keine ſind dauerhafter, unſchuldiger, und glückſeliger für mich geweſen, als die mein Herz, von den ſanften Feſſeln der Religion eingeſchränkt, nach ihrem Rathe geſuche und genoſſen hat; dieſes bezeuge ich auf mein Gewiſſen. Ich habe funfzig Jahre gelebt, und mannichfaltige Mühſeligkeiten des Lebens erduldet; und nirgends mehr Licht in Finſterniſſen, mehr Stärke, mehr Troſt und Muth in den Leiden gefunden, als bey der Quelle der Religion; dieſes bezeuge

ich

ich auf mein Gewiſſen. Ich habe funfzig Jahre gelebt, und bin mehr als einmal an den Pforten des Todes geweſen; und habe es erfahren, daß nichts, nichts ohne Ausnahme, als die göttliche Kraft der Religion die Schrecken des Todes beſiegen hilft; daß nichts, als der heilige Glaube an unſern Heiland und Erlöſer, den bangen Geiſt bey dem entſcheidenden Schritte in die Ewigkeit ſtärken und das Gewiſſen, das uns anklagt, ſtillen kann; dieſes bezeuge ich, als vor Gott. Gilt das Anſehn eines Freundes und Lehrers bey Ihnen: o ſo laſſen Sie das meinige zu der Zeit bey ſich gelten, wenn Ihnen der ſtolze Vernünftler die Lehren der Schrift geringſchätzig machen, und der verſchlagene Freygeiſt Ihnen Ihren heiligen Glauben entreiſſen will. Nie müſſe denn unter dir, Volk chriſtlicher Jünglinge, ein Verächter oder Spötter des beſten aller Bücher erfunden werden!

Verehre ſtets die Schrift. Sie iſt dein Glück auf Erden,
Und wird, ſo wahr Gott iſt, dein Glück im Himmel werden.
Verachte chriſtlich groß des Bibelfeindes Spott;
Die Lehre, die er ſchmäht, bleibt doch das Wort aus Gott.

Dritte Abtheilung.

Von den vornehmsten Pflichten des Menschen.

Eilfte Vorleſung.

Von der Sorgfalt für die Geſundheit des Körpers.

Von den vornehmſten Pflichten des Menſchen.

Die Summe der menſchlichen Glückſeligkeit beſtehet aus vielen einzelnen Gütern, die ſich bald auf Bedürfniſſe unſers Körpers, bald auf unſre geſellſchaftliche Wohlfahrt, bald auf das Glück der Seele beziehen. Die innerliche Anleitung des Gewiſſens und der Vernunft, dieſe Güter zu behaupten und dem Endzwecke, zu dem ſie uns von Gott gegeben ſind, gemäß anzuwenden, heißt überhaupt die Pflicht des Menſchen, und die regelmäßige Ausübung dieſer Pflichten aus der rechten Abſicht, heißt Tugend. Das allgemeine Amt des Menſchen beſteht alſo darinne, dieſe Pflichten, ſo wohl nach ihrer Abſicht, als nach ihren Mitteln aufrichtig zu erforſchen, ſie als den göttlichen Willen zu verehren, und dieſelben immerdar und in allen Vorfällen, in ſeiner Seele durch Einwilligung und

Vorſatz, aber auch in äußerlichen Handlungen durch die That auszuüben. Ich darf in der Einleitung zu dieſen Pflichten kurz ſeyn, da ich das Vornehmſte ſchon in den erſten Vorleſungen erinnert habe.

Unſer **Körper** hat ſeine Güter. Wir lieben die Geſundheit und Dauerhaftigkeit deſſelben, und ſuchen die Mittel zur Beſchützung und Erhaltung unſers Lebens. Krankheit und Schwächlichkeit ſind nicht nur die Zerſtörer unſers Lebens, ſie ſind auch gern die Peiniger unſrer Seele. Sie machen uns zu den erlaubten Freuden des Lebens, zum Dienſte der Welt, zum Umgange, und ſelbſt zur Erwerbung unſrer Bedürfniſſe ungeſchickt. Und ein geſunder feſter Körper, wie viel Freude und Vortheile verſchafft er uns und der Welt! Die Sorge für die Güter des Körpers iſt alſo Pflicht, ſo lange ſie uns von keinem größern Gute abhält.

Wir lieben und ſchätzen aber auch vermöge unſers natürlichen Verlangens nach Glückſeligkeit diejenigen Gegenſtände, die auf unſre **äußerliche** oder **geſellſchaftliche Wohlfahrt** einen Einfluß haben; wir wünſchen einen guten Namen, Anſehen, Vermögen, Sicherheit, Freyheit. Sie ſind Mittel theils zu nothwendigen Bedürfniſſen, theils zur Ruhe und Bequemlichkeit des Lebens; und die Sorgfalt für dieſe Güter iſt Pflicht, in ſo fern wir dieſelben als Mittel ſo wohl zu dieſen als andern höhern Abſichten, aus Gehorſam gegen den göttlichen Willen, ſuchen und anwenden.

Unſer

Unſer Geiſt hat ſeine Güter; Kräfte des Verſtandes, der Einbildung, des Gedächtniſſes und des Geſchmacks. Sie ſchaffen uns wichtige Vortheile; ſie geben vielen Künſten, Wiſſenſchaften und Gewerben, die bald nützen, bald vergnügen, ihr Daſeyn und Leben. Auf ihrer richtigen Anwendung beruht ſichtbar die Wohlfahrt des Menſchen. Sie ſind mehr, als die Güter des Glücks, mehr als die Güter des Körpers. Die Sorgfalt für dieſe Güter iſt Pflicht, und zwar größre Pflicht.

Unſer Herz hat ſeine Güter, die von dem Verſtande zugleich abhängen, ich meyne die Herrſchaft über ſeine Begierden, oder die Mäßigung derſelben; ferner die Neigung des Wohlwollens gegen Andre, und die edelſte Neigung der Ehrfurcht und Liebe gegen den Urheber unſers Weſens. Die Sorgfalt für dieſe Güter iſt Pflicht, ſie iſt die höchſte Pflicht.

Nach dieſer bekannten Rangordnung und Eintheilung der Güter des Menſchen will ich die Lehre von den vornehmſten Pflichten ſo vortragen, wie ich glaube, daß ſie Ihnen am nützlichſten und angenehmſten werden kann.

Von den Pflichten gegen den Körper.

Ich komme alſo ohne weitere Einleitung zu den Gütern des Körpers. Wer hält nicht Geſundheit, Stärke, und Dauerhaftigkeit des Körpers in den Arbeiten und Beſchwerden des Lebens, für ein Glück? Wer liebt nicht die Reinlichkeit und Wohlanſtändigkeit? Die Sorge für dieſe Güter wird alſo aus

allen denen Urſachen eine Pflicht für uns ſeyn, aus welchen ſie ein Gut ſind. Ihre Wichtigkeit beſtimmt jederzeit die Gröſſe der Pflicht, und ihre Natur lehret die Mittel, die uns dieſe Pflicht erleichtern helfen.

Wir reden zuerſt von der Geſundheit, von der Gröſſe dieſes Gutes; alsdann von den Mitteln, es zu erhalten, und zuletzt will ich ihre Anwendung in einigen Charakteren darſtellen.

Iſt die Geſundheit eines der angenehmſten Geſchenke der Vorſehung, ſo iſt es Dankbarkeit, ſie zu erhalten und zu beſchützen; und wer kann glauben, daß er ſich die Geſundheit gegeben, da er ſich ſelbſt nicht das Leben gegeben hat? Iſt ſie ferner ein Geſchenke, das uns zu nützlichen Abſichten verliehen worden: ſo wird es die göttlichen Abſichten aufhalten und zernichten heiſſen, wenn man ſeine Geſundheit muthwillig oder durch Vernachläſſigung zu Grunde richtet oder ſchwächet.

Laſſen Sie uns näher kommen und die Geſundheit auf der Seite des Vergnügens und des Nutzens betrachten. Ihr Einfluß breitet ſich über unſern Körper und unſre Seele, über unſre Geſchäffte und über die Welt aus. Ein richtiger Umlauf des Blutes und der Lebensgeiſter, eine fühlbare Stärke der Nerven und eine Leichtigkeit, unſre Glieder nach dem Willen unſrer Bedürfniſſe zu bewegen, ein uns einladender Hunger zu dem Genuſſe auch der einfältigſten Speiſen, ein williger und ſtärkender Schlaf, ſind groſſe Vortheile

und

und Freuden des Menſchen. Dieſe Freuden ſtöret die Kränklichkeit.

Der Mangel der Geſundheit überzieht die Seele mit einem traurigen und verdrüſslichen Weſen, das uns an den unſchuldigſten Vergnügungen wenig oder gar keinen Geſchmack finden läſst, wenn ſie auch in unſrer Gewalt ſtehen. Alsdann hat Umgang, Freundſchaft und Liebe, Ehre und Vermögen und Bequemlichkeit oft keinen Reiz für uns; und das, was den Geſunden vergnügt, mißfällt nicht ſelten dem Kranken. Wie ihm vor den geſundeſten Speiſen ekelt, weil er ſie nicht genieſſen kann: ſo verſchmäht er oft, aus gleicher Urſache, die unſchuldigſten und beſten Freuden des Geiſtes. — Der ſonſt ſo angenehme Eindruck, den die Werke der ſchönen Künſte auf den Geſunden machen, iſt für den Kränklichen verloren. Unzufrieden mit ſich findet er an ihnen wenig Gefallen. Sein Geiſt iſt ſtarr, und es wird ihm ſchwer, das Schöne zu fühlen; denn ſein Herz ſteht mit einem geheimen Unmuthe im Verſtändniſſe. Und was ſind die leeren Stunden des Kranken, die er nicht auszufüllen weis, anders als finſtre Stunden für ihn? Noch trauriger iſt ſein Zuſtand, wenn er ſeine Geſundheit durch ſeine eigne Schuld verloren hat. Eine heimliche Anklage: Du haſt dir deine Freuden mit deiner Geſundheit geraubt! verfolgt ihn ſo dann am Tage und quält ihn in der Nacht. Sind endlich die mannichfaltigen und oft unheilbaren Schmerzen des Körpers, und die peinlichen Curen, die nicht ſelten ſchlimmer als Krankheit

und Tod ſind, nicht Lehrer genug, daß die Geſundheit ein ſchätzbares Gut, und ein kranker Zuſtand des Körpers eine Art eines langſamen Todes ſey.

So wie uns die Geſundheit geſchickter zu den Pflichten des Lebens macht: ſo iſt die Vernachläſſigung derſelben ein Unrecht, das wir uns und der Welt anthun; und ſeine Geſundheit wiſſentlich verderben, iſt vor der Vernunft und dem Gewiſſen eine Art von freywilliger Giftmiſcherey. Seine Geſundheit nicht achten, heißt oft den freyen und richtigen Gebrauch ſeines Verſtandes itzt oder doch auf das Zukünftige hindern und erſticken. Wir denken matt und kraftlos in einem geſchwächten Körper; und wie viele irrige und phantaſtiſche Meynungen haben nicht ihren Sitz in einem ſchwarzen und verderbten Blute? Man kennt Schwermüthige und Irrgeiſter, die es nicht mehr waren, da ſie unter der Hand des Arztes geſund geworden. Aus Mangel der Geſundheit wird uns das Denken und Nachſinnen beſchwerlich; die Seele wird in ihren Arbeiten aufgehalten, wenn uns der Körper den nöthigen Zufluß der Lebensgeiſter verſagt, oder wenn dieſelben ihre Lebhaftigkeit zu geſchwind verlieren. Und welcher Menſch ſoll nicht, ſo lange er lebt, für die Verbeſſerung und Anwendung des Verſtandes, als ſeines gröſten Glücks, beſorgt ſeyn? Faſſen wir nicht mit dem Verſtande, Gott und die Welt, Pflicht und Tugend? Iſt er nicht das Licht auf dem Wege der Wohlfahrt? Und was werden wir, wenn dieſes Licht halb erliſcht, ſehen, als dunkle Gegenſtände? Wird uns nicht die

Wahrheit

Wahrheit unkenntlich werden, wenn uns das Gedächtniß und die Einbildungskraft ihre Kennzeichen und Eigenschaften nicht mehr schildern wollen, wie es in Krankheiten und im hohen Alter zu geschehen pflegt? — Mit dem Verluste der Gesundheit verliert unser Herz, gleich unserm Verstande, und mit beiden die Welt. Seine heimliche Unzufriedenheit mit sich selbst ergießt sich unvermerkt in die Neigungen gegen Andre und in die Gesinnungen gegen Gott. Wem die Gesundheit fehlet, wenigstens wem sie durch seine Schuld fehlet, der ist gemeiniglich mürrisch, auch wenn er es nicht seyn will, und verbittert durch sein Betragen das Vergnügen des Freundes, des Gatten, des Kindes, des Amtsgenossen. Sein Herz nimmt nicht genug Antheil an den Freuden der Andern, indem es den Mangel der seinigen zu sehr fühlt: und vor der Empfindung seines eignen Elendes öffnet es sich selten oder mühsam dem Eindrucke des Mitleidens. Die natürliche Lebhaftigkeit des Gefühls wird durch Krankheiten geschwächt; und wir wollen alsdann das Edle und Gute am wenigsten, wenn wir es am wenigsten lebhaft fühlen können. Wer glaubt und empfindet, daß er so glücklich ist, als er seyn kann, wird natürlicher Weise muthig und geschickt, auch Andre glücklich wissen und sehen zu wollen. Das Herz des Kranken fühlt Unruhen, die es an edlen Entschließungen und Neigungen hindern. Die Menschenliebe sinkt unter der Last der unruhigen Selbstliebe; und der Mangel solcher liebreichen Empfindungen ist ein Mangel

des größten Glücks unſers Herzens. Unſer Muth verliert ſich in Furchtſamkeit und Mißtrauen. Die Abnahme der Kräfte macht uns zaghaft, und das Gefühl der verſchuldeten Krankheit hindert die Freuden der Religion, der Dankbarkeit gegen die Vorſehung; und wie viel entbehrt ein Herz, das nicht froh an ſeinen Schöpfer denken mag.

Welcher Stand, welches Geſchäffte und Gewerbe des Lebens verlangt nicht Geſundheit und Kräfte, wenn es glücklich ausgeführt werden ſoll! Der Verluſt der Geſundheit, wenn er unſer Werk iſt, iſt daher ein Raub, den wir an der Welt begehen. Wir entziehen ihr die Dienſte, die wir doch von ihr verlangen, oder entrichten ihr die Dienſte nur halb, die ſie ganz zu fordern das Recht hat. — Das mannichfaltige Vergnügen, das uns nützlich geleiſtete Dienſte verſchaffet, entgeht uns in dieſen Umſtänden; und die Seele, wenn ſie edel denkt, macht doch darauf vorzüglich Anſpruch.

Nicht genug, daß wir nicht nützlich ſind, oder aufhören es zu ſeyn; nicht genug, daß wir den Charakter nicht rühmlich behaupten können, den wir in der Welt behaupten ſollten; wir werden auch der Geſellſchaft und den Unſrigen beſchwerlich, ſo wie wir es uns ſelbſt ſind. Wir werden die Bürde unſrer Freunde. Nicht ſelten leben wir auf ihre Koſten, und entziehen das ihnen, was wir zu unſerm Unterhalte uns ſelbſt verſchaffen ſollten; wir ſtören ihre Ruhe durch unſre Unruhe, wir verurſachen ihnen Kummer, und machen

chen uns ihnen widrig, ſtatt daß wir ihre Freude und ihr Verlangen ſeyn ſollten. Tauſend Pflichten, die der kranke Vater, der kranke Lehrer, der kranke Gatte und Freund nicht mehr ausüben kann! Man wünſchet unſern Tod, weil unſer Leben der Welt eine Laſt wird.

Mit dem Genuſſe der Geſundheit ſind hingegen große Vortheile verknüpft. Das Gefühl geſunder Kräfte giebt Muth zu Unternehmungen, erleichtert die Laſt der Arbeiten, macht, daß wir die Gefahren nicht ſcheuen und unter den Hinderniſſen unſrer Abſichten nicht zu früh ermatten. Ein heitrer Geiſt, ein froher Muth, ein geſelliges Herz, ſind gern Freunde der Geſundheit. Der Geſunde kann ſeiner Wohlfahrt und dem Glücke der Welt mehr nützen, tauſend Ungemächlichkeiten, unter denen der Kränkliche erliegt, gelaſſen ertragen, der Dürftigkeit durch Fleiß leicht entgehen, ſich eher die Geſchicklichkeiten ſeines Berufs erwerben und ſie erhöhen, und wenn er ſonſt nur die nöthigen Gaben und den guten Willen beſitzt, in allen Auftritten der Geſchäffte und des Lebens nützlicher und angenehmer ſeyn. Die Farbe der Geſundheit iſt die ſchönſte für das Geſicht beider Geſchlechter, empfiehlt ſich dem Auge, und erweckt das Zutrauen, daß man kein Sklave verwüſtender Leidenſchaften ſey. Aller Anſtand des Körpers, den die Kunſt lehret, wird durch die Geſundheit erhöhet; ſo wie der Mangel derſelben ſich in der matten und erſterbenden Miene, in zitternden Händen, in ängſtlichen Stellungen, in ſchlaffen

Tritten dem Auge mißfällig macht. — Dem Gesunden, in so fern sein Herz ruhig ist, lacht die ganze Natur mit doppeltem Reize. Jeder Morgen, der ihn mit frischen Kräften erweckt, zeigt ihm eine neue Sonne. Er kann unzählige Freuden des Lebens genießen, vor denen der eingeschloßne Sieche zittert. Wäre der Gesunde auch der Aermste und der Niedrigste unter den Menschen; so wartet doch überall ein kühlender Trunk, ein stärkendes Brodt, eine freye Luft, ein anmuthiges Feld, ein Vergnügen der Freundschaft, oder der Liebe, der Gesprächigkeit, der Einbildungskraft, der Kunst, auf ihn; und den mühsamsten Fleiß versüßt ihm am Ende des Tages ein sanfter Schlaf, der neue Kräfte in seine Nerven ergießt. Was sind Ehre, Macht, Reichthümer, Umgang, bey dem Mangel der Gesundheit? Was für unbrauchbare Schätze sind nicht in vielen Fällen die besten Gaben des Geistes in einem kranken Körper! Und wir könnten noch zweifeln, ob wir für die Erhaltung unsrer Gesundheit wachen sollten, da uns alles ihren Werth und ihren Einfluß in unser und Andrer Glück verkündiget?

Die Mittel, seine Gesundheit zu erhalten, und sie, wenn sie wanket, zu befestigen, sind durch Erfahrung und Aufmerksamkeit auf sich und Andre, leicht zu entdecken. Prüfe, lehret Sirach, was deinem Leibe gesund ist, und siehe, was ihm ungesund ist, das gieb ihm nicht. *) Nicht der gelehrte Arzt so wohl, als die aufmerk-

same

*) Sir. 37, 30.

ſame Vernunft, unterrichtet uns ſchon, daß Mäßigkeit in Speiſen, Getränken und Vergnügungen, Arbeitſamkeit und Leibesbewegungen, die Beherrſchung ſtürmiſcher Leidenſchaften, ein heitres ſorgenfreyes Herz und eine gemeßne Ausruhung von unſern Geſchäfften die ſicherſte Nahrung der Geſundheit ſind. *)

Wenden wir dieſe Mittel gar nicht, oder nur ſelten und nachläſſig an: ſo iſt unſre Neigung für die Geſundheit zu ſchwach. Wenden wir dieſe Mittel ſorgfältiger an, als es ihre Abſicht erfordert; ſo iſt unſre Geſundheitsliebe zu groß. Die Probe von dem Uebermaaße dieſer Neigung iſt, wenn ſie andern Neigungen, die auch zum Syſtem unſrer Wohlfahrt gehören, die Kraft oder gar das Leben entzieht. Aus Liebe für die Geſundheit ſeinen guten Namen lächerlich machen, ſeine Geſchäffte vernachläſſigen, ſeine Zeit mit einem unberufnen Leſen medieiniſcher Bücher, oder mit einem ganz überflüßigen Gebrauche der Brunnen und Bäder verbringen, iſt eine übertriebene und widerrechtliche Sorgfalt. So bald wir die Geſundheit allein um ihrer ſelbſt willen ſuchen: ſo verliert ſie ihren Werth und ihre ganze Würde, wie alle Güter dieſes Lebens. Sie iſt allerdings ein

*) Valetudo ſuſtentatur notitia ſui corporis et obſervatione, quae res aut prodeſſe ſoleant aut obeſſe; et continentia in victu omnique cultu, corporis tuendi cauſſa: et praetermittendis voluptatibus; poſtremo arte eorum, quorum ad ſcientiam haec pertinent. *Cic. Offic. L. II. c. 24.*

ein nothwendiges Mittel zum Glücke des Menschen, aber nicht sein ganzes Glück, nicht der wichtigste Theil desselben. — Ferner, die Mittel zur Gesundheit zwar sorgfältig anwenden, aber nicht aus Absicht für die Gesundheit und für ihren Einfluß in das Leben, heißt nicht für seine Gesundheit vernünftig sorgen; ist keine Tugend. Man kann mäßig seyn, um seine Schönheit zu erhalten, und sich vor heftigen Leidenschaften hüten, weil man außerdem in lustigen Gesellschaften nicht gern gesehen seyn würde; man kann sich bewegen, um mehr Geschmack an der Tafel zu finden, und sich in Arbeiten nicht übernehmen, weil man den Müßiggang liebet. So viel auch dieses Verhalten zur Gesundheit zufällig beytragen kann; so würde es doch ungereimt seyn, sich deswegen den Ruhm anzumaßen, daß man für seine Gesundheit gesorgt hätte.

Wofern es gewiß ist, daß wir nicht leben, um zu essen, und nicht essen, um unsern Geschmack und unsre Weichlichkeit zu kützeln: so wird der mäßig seyn, der sich nicht mehr Nahrung erlaubt, als die Stärkung seines Körpers erfordert und der freye Gebrauch seines Geistes verstattet. Dieses Maaß lehrt uns die Erfahrung, oder unsre eigne Empfindung; und es wird allezeit sicherer seyn, weniger, als mehr, zu genießen. Wer bey der Tafel bloß seinem Appetite und dem Rathe des Geschmacks folget, der würde, wenn er auch nicht krank davon werden sollte, sich doch vergebens schmeicheln, mäßig gegessen zu haben. Die Mäßigkeit

ſigkeit erfordert allezeit eine freywillige Einſchränkung. Nicht daran denken, ob man zu viel iſſt oder trinkt, ſich nicht hüten, um nicht in das Uebermaaß zu fallen, ſich nichts verſagen, in der Meynung ſeine Kräfte dadurch deſto beſſer zu ſtärken, iſt keine Mäßigkeit. *) Keine Schmerzen von ſeinen Mahlzeiten empfinden, keinen unmittelbaren Verluſt ſeiner Geſundheit dadurch erleiden, ſind noch keine ſichern Kennzeichen der Mäßigkeit. Der Schaden des Uebermaaßes kann morgen, kann langſam, kann oft erſt im Alter kommen. Wenn unſer Körper ungeſchickter zur Arbeit, unſre Seele träger und unwilliger zu ihren Verrichtungen durch unſre Nahrung gemacht wird: ſo iſt die größte Vermuthung verhanden, daß wir unmäßig gegeſſen, oder ungeſunde Speiſen zu uns genommen, oder ohne Hunger gegeſſen haben. Das ſind gute Mahlzeiten, die noch den andern Tag darauf angenehm ſind; wie das die beſten Köche ſind, die Leonidas, der Hofmeiſter des Alexanders, ihm anpries: „Zur guten Mittagsmahlzeit ein Spatiergang am frühen Morgen, zur guten Abendmahlzeit eine mäßige Mittagsmahlzeit.“ **) So wie gewiſſe Speiſen weniger

*) Hanc ſanam et ſalubrem formam vitae tenere memento, ut corpori tantum indulgeas, quantum bonae valetudini ſatis eſt. Durius tractandum, ne animo male pareat. *Sen.*

**) Ad prandium iter antelucanum, ad coenam frugale prandium.

weniger ſchädlich ſind, als andre; ſo kann auch eine an und für ſich geſunde Nahrung doch der beſondern Beſchaffenheit unſrer Körper und Lebensart weniger zuträglich ſeyn. Die für uns geſündern Speiſen den wohlſchmeckendern nachſetzen, oder gar keine Wahl treffen wollen, ſtreitet wider die Geſetze der Geſundheit. Sich an warme und hitzige Getränke gewöhnen, weil ſie uns auf einige Zeit zur Arbeit munter und lebhaft machen, iſt eine heimliche Untergrabung ſeiner Geſundheit, weil wir die Nerven dadurch zu oft reizen und endlich ſchlaff machen.

Es gehört alſo zur Mäſſigkeit auch die Bemühung alles das kennen zu lernen, was der Geſundheit leicht ſchaden kann, und nicht zu warten, bis die Enthaltung eine Nothwendigkeit, oder ein unfruchtbares Mittel geworden iſt. Dieſe Sorgfalt erſtrecket ſich auch auf den Schlaf und alle Vergnügungen, die unſre Sinne rühren, vornehmlich auf die Keuſchheit, als eine Tugend, die man auch dem Körper ſchuldig iſt. *)

Die

*) S. die ganze Pflicht des Menſchen, (Neue Ausg.) §. 164. und überhaupt das ganze 2te Capitel von den Pflichten gegen uns ſelbſt, beſonders von 279-294. Man findet in dieſer trefflichen Abhandlung alles beyſammen, die Gründe der Vernunft und der Religion für dieſe Tugenden und wider ihre entgegengeſetzten Laſter, nebſt den Mitteln der Vernunft und des Chriſtenthums, jene zu befördern, dieſe zu hindern und zu erſticken. Anm. des Verfaſſ.

Regeln der Geſundheit.

Die allgemeinen Regeln, ſeine Geſundheit zu erhalten, ſie, wenn ſie wanket, zu befeſtigen, oder doch ihren gröſtern Verluſt zu verhüten, lehret uns, wie ich ſchon erinnert, die Erfahrung und Aufmerkſamkeit. Ich bin ſeit vielen Jahren genöthiget geweſen, auf dieſe Regeln aufmerkſam zu ſeyn; ich habe alſo ein deſto gröſſer Recht, Ihnen die vornehmſten vorzutragen; bey denen ich, um zuverläſſiger und weniger trocken zu reden, des Engliſchen Arztes Armſtrongs *) ſehr ſchönes Lehrgedichte von dieſer Materie nützen will. Die ganze Diät bezieht ſich auf unſer **Verhalten** in Anſehung der **Luft**, der **Speiſen**, der **Getränke**, des **Schlafs**, der **Leibesbewegung** und der **Leidenſchaften.**

Die Luft.

Die **Luft**, der unentbehrliche Hauch unſers Lebens, iſt eine Quelle ſo wohl der Geſundheit als tauſendfacher Krankheiten.

Nichts iſt der Geſundheit ſchädlicher, als eine eingeſchloſſne, faulende Luft, die ſchon in hundert Lungen angeſteckt worden. — Die beiden äuſerſten Eigenſchaften der Luft, allzufeucht und allzutrocken, verderben unſre Lunge. — Athme alſo, ſo viel es bey dir ſteht, friſche freye Luft, nicht die Luft volkreicher dumpfichter Städte, nicht ſumpfichter

*) Armſtrong's Art of preſerving Health. Es verdienen auch davon die lehrreichen Blätter von der Diät, die in dem Arzte des Herrn D. Unzers, beſonders in dem erſten und andern Bande enthalten ſind, nachgeleſen zu werden. Anm. des Verf.

ter Gegenden; sondern Luft des freyen Landes, der Berge, nicht Luft, von schlammichten Bächen verunreiniget.

Oeffne dein Zimmer vornehmlich in der wärmern Jahrszeit der heitern Morgenluft, der Kühlung des Abends, und laß deine geraume Schlafstädte durch freyen Aether zum Garten, nicht gleich dem melancholischen Alcofen, zum finstern stockenden Kerker, nicht zum Behältnisse der Dünste, werden. Kühle es im Sommer durch Waffer und Essig ab, wenn es die Luft nicht genug durchstreichen kann. — Unser Schlaf, die Quelle neuer Kräfte, will beides, die allzugroße Wärme, und allzugroße Kälte der Luft entfernet wissen. Vergrabe dich nicht in erhitzende Betten. Die härtere Matratze, der elastische Pfühl müsse dich einschläfern. Dein leicht bedecktes Haupt und die wärmern Füße werden deinen Schlaf begünstigen, dich frey, heiter und ohne Hitze erwachen lassen. —

Die beste Luft zu genießen, müsse dich der Frühlings- oder Sommermorgen nicht im Bette überleben. Diese Stunde hat nicht allein das Gold der Arbeit, sondern auch der Gesundheit im Munde.

Die heissen Zimmer des Winters mäßige, und erschrick nicht über die kleine Oeffnung im Fenster. Die Kälte, die herein dringt, tödtet dich nicht; aber die Hitze deines Zimmers, die dir so wohl thut, entkräftet dich und kocht deine bessern Säfte aus. Bedecke dich lieber mit Kleidern; und scheue wohlbedeckt die Kälte nicht; auch sie ist Balsam.

Plötzlich

Plötzlich aus der Kälte in die Hitze, aus der Hitze in die Kälte, halte für gleich schädlich; und ganz gewöhne deinen Körper weder an diese, noch an jene.

Zu leichte Kleider im Sommer halten die Hitze nicht ab, sie vermehren sie; und vom Schweiße durchdrungen wird das feidne Gewand im kühlen Abende die Oeffnungen der Ausdustung verschließen und das Fieber dir zuführen.

Sey reinlich! eine Tugend, die der Wohlstand und die Gesellschaft empfiehlt; aber eben so sehr die Gesundheit. Entziehe dem Körper den ihn übertünchenden Staub und den leimichten Schweiß durch Bäder und reine frische Wäsche, und vermeide alles, was seinen äußerlichen Theilen Fäulniß und Schärfe bringt; sie zieht sich in die Säfte. Lies die Schrift des deutschen Hippokrates, eines Arztes, der ehedem das Orakel der Kranken und die Freude der Gesunden, und die Ehre unsrer Akademie war, die Schrift eines Platners, de morbis ex immunditie.

Diät im Essen und Getränke.

Aus Mangel der Gewohnheit schadet oft die beste Nahrung. Gewöhne dich also, wenn du gesund bist, an alles, und gehe stufenweise fort, und halte Maaß; die höchste Regel! — Die einfachen Speisen, die dir Erde, Luft und Wasser anbieten, schaden am wenigsten — Das junge und nicht gemästete, sondern auf seiner freyen Weide sich wohlhabende Thier nährt am zuträglichsten;

träglichſten; und das freye Reh wird dich nicht mit melancholiſchem Blute anſtecken.

Ermüde dich nie durch lange Mahlzeiten; ſättige dich nicht mit Leckereyen und den Künſten der mördriſchen Köche. Die Speiſe, die allein genommen, die geſündeſte iſt, wird durch die mannichfaltige Miſchung mit andern zum Gifte, und gährt unter der Hitze des fremden Gewürzes zu einem ſcharfen brauſenden Moſte von Säften. »Welch eine Menge von Dingen, die durch Eine »Kehle gehen ſollen, miſchet die Schwelgerey, die »deswegen Erde und Meer plündert, durch einander! — O Himmel, wie viel Becker und Köche »beſchäftiget ein einziger Magen!« *) So denke oft mit dem Seneca, und ſchäme dich, leckerhaft zu ſeyn.

Iß, wenn dich hungert, und warte nicht, bis der Hunger ein Tyrann wird. — Sieh auf deinen Körper, auf deine Gewohnheit und Erziehung, auf deine Lebensart, auf die Jahrszeiten bey der Wahl und der Menge deiner Nahrung Acht. — Iſt dein Magen ſchlaff, ſo meide alles, was die ſchlaffe Spannung noch ſchlaffer machet; die fetten Schüſſeln und die in die Galle eilenden Oele. — Keine heilſame Speiſe ſchickt ſich gleich gut für alle.

Das

*) Vide, quantum rerum per unam gulam transiturarum, permiſceat luxuria, terrarum marisque vaſtatrix. — Dii boni, quantum hominum piſtorum coquorumque unus venter exercet. Sen. ep. 95.

Das harte Nahrungsmittel, das im Rauche getrocknete Fleiſch, das im Salpeter erhaltne Rind, der gedörrte Fiſch wird den ſtarken Magen des arbeitenden Landmanns nicht beläſtigen; aber gieb ihm zarte Speiſen, Künſte der Mundköche, und er wird in wenig Wochen zu ſeiner Arbeit keine Kräfte mehr haben. So gieb dem ſchwachen Magen harte Nahrungsmittel und volle Schüſſeln; und du wirſt ihn noch mehr ſchwächen.

Die haſtige Sättigung eines zu groſſen Hungers iſt die Mutter vieler Fieber; und das Faſten eines Magens, den nur ein kaltſinniger Appetit ruft, wird Geſundheit. Erjage dir, um deſto beſſer zu ſpeiſen, mit dem Sokrates den Hunger durch Spatziergehen.

Der Frühling, der Sommer, der Herbſt, bieten dir ihre balſamiſchen Pflanzen und Gartenfrüchte zur Erfriſchung und Stärke dar. Wie viel heilſame Kräuter verachtet unſer verwöhnter Gaumen! Ein jeder Monat im Sommer bringt die Frucht zur Reife, die dir am dienlichſten iſt. Genieße ſie mäßig; ſie iſt Arznei der Natur.

Milch, ein balſamiſches Nahrungsmittel. Das Land ſchenke ſie dir, als Süßigkeit, oder als einen heilſamen Eſſig. Beſonders ſtärke der erquickende Trank einer reinen friſchen Quelle, entledigt von fremden Theilen, deine Geſundheit und ſtähle deine Nerven.

Der Wein ſey nie das gewöhnliche Getränke des noch zarten Jünglings. Er ſtärke, zu Zeiten genoſſen, den Mann, belebe den Greis, erquicke den Matten, und vermehre im harten Winter die natürliche Wärme als Arzney. Wohlthätiger Trank, nie müſſe dich die Unmäßigkeit in Gift verwandeln!

Fliehe die vielen warmen Getränke unſers weichlichen Jahrhunderts; das tägliche Getränke ausländiſcher Pflanzen, die wir für viele Koſten über entlegene Meere herbeyholen, unſern Magen zu ſchwächen. Unſre Vorväter kannten dieſe Getränke nicht, und mit ihnen auch viele Krankheiten nicht.

Bewegung. Arbeite und ſey ſtark! Fange mit leichter Bewegung an, und ſteige ſtufenweiſe. Auf einmal aus der Ruhe in große Bewegung; ſo ſchadeſt du der Geſundheit. — Folge in der Bewegung deinem Geſchmacke; Arbeit, die wir haſſen, ermüdet bald. — Bewegung in heitrer freyer Luft iſt heilſamer, als in den eingeſchloßnen Zimmern. Durchſtreiche am kühlen Morgen oder Abende der wärmern Jahrszeiten die Felder, und erfreue dein Auge, und erfülle deine Einbildungskraft mit den Gegenſtänden der Natur. Die Bewegung, die dein Herz aufheitert, iſt doppelte Arzney. — Steige auf die Berge und laß dich von geſunden Kräutern umduften und vom reinen Aether ſtärken. — Beſteige das Roß, aber mit Vorſichtigkeit, nicht auf Koſten deiner Geſundheit

heit und vielleicht deines Lebens, nicht mit jugendlicher Tollkühnheit; ermüde das Wild, baue den Gärten. — Allein vergiß auch nicht der Regel des Seneca: *) »Die Leibesübungen müssen »leicht und kurz seyn, sie müssen dem Körper bald »eine Erholung verschaffen, und der Zeit schonen, »deren Kostbarkeit man vornehmlich bedenken »muß.« Eile nicht heiß in die Kälte, nicht kalt in die Hitze. Wie dein Körper im zehrenden Winter kräftigere Speisen und Getränke fordert: so fordert er auch stärkere Bewegung. Bilde den folgsamen Leib nach dem Himmelsstriche, den du bewohnest, und lerne die Kunst, das zu ertragen, was du nicht vermeiden kannst. — Fliehe vor der Arzney in gesunden Tagen. Alles was über seine natürliche Geschwindigkeit das Blut forttreibt, zu viel Uebung und Bewegung des Leibes, der öftere Trunk, stark gesalzene Speisen, dieses treibt auch das Leben fort.

Leidenschaften. Und endlich, liebst du deine Gesundheit, dein Leben: so fliehe den Aufruhr der Leidenschaften. Der Zorn, die Liebe, die Furcht, selbst die heftige Freude, das Feuer der Ehrbegierde, der Rache, des Neides, hat viele in Krankheiten und in das Grab gestürzet, die lange das Leben genießen sollten. — Glaube nicht, was dir nicht unmittelbar

*) Sint exercitationes faciles et breves, quae corpus et sine mora laxent et tempori parcant, cujus praecipua ratio est habenda. Sen.

mittelbar ſchadet, was du bey den Kräften der Jugend nicht fühleſt, werde dir nie ſchaden, werdeſt du niemals fühlen. Es giebt eine langſame und eine geſchwinde Strafe; und oft beſeufzet erſt der Mann die Sorgloſigkeit des Jünglings zu ſpät.

Fliehe alſo die Unmäßigkeit der Tafel; den Trunk, den ſchrecklichen Feind der Tugend und des Lebens; fliehe den jugendlichen Leichtſinn und die Tollkühnheit; fliehe den ſchmeichleriſchen aber tödtlichen Feind, die Wolluſt, fliehe ihn Jüngling, und ſey ſtark und geſund, und werde alt mit gutem Gewiſſen vor Gott und den Menſchen!

Zwölfte Vorlesung.

Von den Fehlern, welche der vernünftigen Sorge für die Gesundheit des Leibes entgegen stehen, desgleichen von der Sorgfalt, einen festen und dauerhaften Körper zu erlangen.

Zu wenig Gesundheitssorge.

Meine Herren, man kann bey der Pflicht der Gesundheit, von der wir in der letzten Vorlesung gesprochen haben, leicht zu wenig, oder auch zu viel thun. Lassen Sie uns diesen zwiefachen Fehler noch in einem doppelten Gemälde betrachten und zu unsrer eigenen Belehrung anwenden.

Sejus, ein Gelehrter, den der Reiz der Wissenschaften bezaubert, vergräbt sich in seine Bücher und mag es nicht fühlen, daß er seine Kräfte durch ein angestrengtes Nachsinnen und den Mangel der Erholung zu geschwind verzehret. Er isset wenig und glaubt, durch diese Mäßigkeit für seine Gesundheit hinlänglich zu sorgen; aber er

bringt keinen freyen Geiſt zu ſeinen Mahlzeiten. Sie ſind keine Erholungen für ihn; er denkt, indem er an der Tafel ſitzt, eben die gelehrten Zweifel, die er in ſeiner Studirſtube dachte. Weiß Sejus nicht, daß die Anſtrengung der Nerven die geſunde Verdauung hindert; oder konnte er dieſes nicht leicht wiſſen? Warum macht er bey Tiſche keinen Stillſtand mit ſeiner ſonſt löblichen Wißbegierde? Sejus ſorgt für ſeine Geſundheit durch Bewegung. Er erſchüttert ſeinen Körper in der erſten Stunde nach der Mahlzeit; denn in dieſer Stunde kann er am wenigſten arbeiten. Er meynt es gut, und in der That liebt er ſeine Geſundheit zu wenig; denn er mag es nicht glauben, daß die Bewegung vier oder fünf Stunden nach der Mahlzeit der Geſundheit ſehr zuträglich, und kurz darnach hingegen ſchädlich iſt. Er flieht von ſeiner Holzſäge, oder von ſeiner Billardtafel warm zu ſeinen Büchern und ſtudiret. Er wird heiter, wenn er ein warmes freindes Getränke zu ſich nimmt, er genießt es zwo und drey Stunden nach einander, ſich zu ſtärken, hält genau über ſein gewöhnliches Maaß und ſchmeichelt ſich, daß er die Diät dabey beobachte und zu der Zeit für ſeine Geſundheit ſorge, da er nur für ſeine Munterkeit ſorgt. Er ſetzt dieſe Lebensart viele Jahre fort und glaubt, weil er nicht ſo gleich davon krank wird, um deſto mehr, daß er ſeiner Geſundheit ſchone. Und ſelbſt dieſe ſeine ſo verkehrte Sorge für ſeine Geſundheit; was hat ſie zur Abſicht? Sorgt er darum für ſie, weil ſie ein göttliches Geſchenk iſt? Nein, ſondern weil

ſie

ſie ein Mittel iſt, ſeine gelehrte Wollust deſto beſſer zu befriedigen. Könnte Sejus bey kränklichem Körper noch tiefſinnigere Bücher der Welt zur Bewunderung vorlegen! ſo würde er die Geſundheit wenig achten. Er ſchläft ſechs bis ſieben Stunden, nachdem er bis zur Mitternacht ſeine Geiſter im Leſen erſchöpft, und glaubt, ſeinen Schlaf der Geſundheit gemäß eingerichtet zu haben, weil er wieder an ſeine Arbeit gehen kann. Aber warum glaubt er nicht, daß der Schlaf vor Mitternacht zuträglicher ſey? Warum will er nicht über eine Gewohnheit durch Zwang ſiegen, da ſie ohne Zwang nicht kann verdränget werden? Doch er fühlt ja keine Beſchwerungen; er kann früh wieder denken. Indeſſen verkündigen ihm die Blässe ſeines Geſichts, ſeine eingefallenen Schläfe, ein mattes Auge, eine zitternde Hand, die heimliche Abnahme ſeiner Kräfte; warum hört er dieſe Warnungen nicht? Könnte er ſeine Hitze des Studirens nicht mäßigen, oder giebt es keine richtigere Diät? Der Arzt droht ihm Krankheiten. Sejus weiſet ihn dadurch zurück, daß er für ſein Amt arbeiten müſſe; eigentlich aber arbeitet er für ſeinen Ehrgeiz. Indeſſen thut ſich Sejus in einzelnen Fällen einige Gewalt an, und glaubt, daß er nunmehr beſſer für ſeine Geſundheit ſorge. Er ſtudiret des Tags eine Stunde weniger und will ſich bey einem Glaſe Wein erholen. Er trinkt und diſputiret mit ſich oder ſeinen Freunden. Er höret eine Muſik, und anſtatt ſie in ſeine Empfindungen eindringen zu laſſen, denkt er metaphyſiſch an die

Natur der Musik, oder an ihre Beschaffenheit bey den Alten. Er geht oder fährt spatzieren, genießt weder das Vergnügen der Gesellschaft noch die Freuden der Gegend; er ist mit seinem Geiste bey seinem Manuscripte, und füllt die Lücken aus; macht Verbesserungen, oder entwirft einen neuen Plan. Sejus kömmt also von seinen Erholungen immer mit eben der Gemüthsverfassung zurück, die er bey seinen Büchern gehabt. Kann er sich einbilden, daß er für seine Gesundheit sich bewegt habe? Seine überwiegende Neigung nach Wissenschaft regiert ihn allenthalben, und seine Gesundheit wird bey allem äußerlichen Anscheine seiner Sorgfalt für sie, nicht stärker oder dauerhafter. Der Zwang, den er sich anthut, ist eine verkleidete Begierde nach Wissenschaft; und die Arzneyen, die er zu sich nimmt, giebt er seinem Körper, damit er seinen Ehrgeiz unterstützen, nicht, damit er ihn geschickt machen soll, der Welt nach dem göttlichen Befehle desto besser und länger zu dienen.

Sejus verwüstet durch seine Leidenschaft eines gelehrten Ehrgeizes heimlich seine Gesundheit. Er zittert vor jedem auch ungegründeten Tadel. Ein mißlungnes Lob tritt bey ihm ins Blut und störet den Hunger bey der Mahlzeit. Man hat ihm Fehler in den Journalen vorgerückt, und ihn mit Bitterkeit, auch mit Unrecht getadelt. Schon bringt er die erste Nacht schlaflos zu, und sein Puls schlägt gleich dem Pulse des Fiebers. Um seine Unschuld zu retten, setzet er sich am dritten Tage

nieder

nieder und arbeitet mit ſolcher Hitze an ſeiner Vertheidigung, daß er darüber in ein Fieber verfällt. Er glaubt, daß er ſeiner Geſundheit ohne ſeine Schuld geſchadet; und er konnte es doch wiſſen, daß er ihr ſchaden würde. Er glaubt, ſein guter Name ſey mehr als die Geſundheit; und es iſt erſt die Frage, ob ſein Ruhm bey Vernünftigen jemals durch dieſen Tadel gelitten, und ob ſeine Rechtfertigung die Unbilligen überzeugen, oder ihm nicht vielmehr neue Feinde erwecken werde? War die verſcherzte Geſundheit alſo ein gerechtes Opfer? Oder iſt die Wiederherſtellung derſelben weniger unentbehrlich, als die Wiederherſtellung ſeiner eingebildeten Ehre? Hängt an den Krankheiten der Tod, ſo hat er das Leben, das größte Gut, für ſeine Ehre gewagt. Iſt dieſes vernünftiger, als ſeinen guten Namen durch das Duell retten wollen?

Sejus erſtickt durch ſeinen unabläſſigen und nagenden Fleiß den guten frohen Muth, und verſtopft alſo eine Quelle der Geſundheit. Er iſt eigenſinnig und findet täglich zum Zorne Gelegenheit, bedauert ſeine ſchnellen Aufwallungen und ſucht ſeine Geſundheit, wie er glaubt, durch niederſchlagende Pulver in Sicherheit zu ſetzen. — Er läßt ſeine Zimmer, wo er ſtudiret und ſchläft, ſelten reinigen, daß nicht Unordnung entſtehe, und duldet lieber den erſtickenden Staub und die träge faulende Luft der verſchloßnen Studirſtube. Er ſchläft nicht zu viel, und ſchläft doch im warmen Zimmer und in erhitzenden Betten: denn er iſt weichlich. Er iſſet gern harte Speiſen und glaubt

für

für seine Gesundheit genug zu thun, daß er nicht übermäßig davon isset. — Sejus liebt seine Gesundheit zu wenig, nur bis auf einen Punkt; er liebt sie seiner Hauptneigung wegen, und verderbt sie doch durch dieselbe.

Uebertriebene Sorgfalt für die Gesundheit.

Iris begeht den entgegen gesetzten Fehler. Sie fürchtet sich so vor der Krankheit und dem Tode, daß sie täglich zur Apotheke ihre Zuflucht nimmt. — Sie denkt und redt nichts, als Diät, und fällt aus Furcht, sich zu schaden, neuen Uebeln in die Hände. Sich nicht zu erkälten, flieht sie die gesunde Luft; und um einen unnöthigen Schweiß abzuwarten, entkräftet sie sich den Vormittag in heißen Zimmern und schwächt die Nerven durch warme Getränke. — Sie raubt sich den Appetit durch zu viele Mittel ihn bey sich zu erregen, und macht durch unzeitige Arzneyen sich selber krank, indem sie Krankheiten zuvorkommen will. — Die Bewegung hält sie für nöthig; aber man kann sich, so denkt sie, leicht zu sehr bewegen, und mein Körper ist zart und mein Blut bald in Wallung gebracht. Sie unternimmt also jede Bewegung mit Furcht, wird niemals frey im Gemüthe, und fühlt, daß sie sich durch die Bewegung Beschwerungen zuziehe; und eigentlich schadet ihr nur ihre übertriebene Furcht. — Es fehlet ihr stets etwas, weil sie glaubt, daß ihr etwas schaden könne. Sie versagt sich die unschuldigsten Vergnügungen, weil sie besorgt, daß sie ihrer Gesundheit nachtheilig

seyn möchten. Um nicht krank zu werden, entzieht sie sich manche gesunde Speise, und wählet dafür solche, die am ersten scharfe oder faulende Säfte verursachen. Jede Krankheit ihrer Nachbarn stürzt sie in neue Sorgen, und jede Leiche in Angst des Todes. So leidet sie durch die Furcht vor den Uebeln fast eben das, was sie von den Uebeln selbst leiden würde, vor denen sie sich so ängstlich zu verwahren sucht. Wie elend ist Iris! Wie verächtlich auf der Seite des bürgerlichen Lebens! Wird sie eine vernünftige Gattinn, eine sorgfältige Mutter, eine zärtliche und hülfreiche Freundinn seyn? Wie viel Pflichten wird sie aus Furcht, zu sterben, unterlassen! Und also will sie leben, bloß um zu leben? Welche unwürdige Absicht! Und wie unglücklich wird sie nicht dadurch! Sie verliert die größten Pflichten des Herzens, die aus der Thätigkeit und der Erfüllung der gesellschaftlichen Pflichten entspringen. Sie raubt sich Achtung, Liebe, Vertrauen. Sie raubt sich die beiden kostbarsten Güter des Lebens, die Ruhe der Seele, und zugleich die Gesundheit des Leibes durch übermäßige Sorgfalt für die Gesundheit. Armselige Iris!

So groß übrigens die Pflicht auch ist, für seine Erhaltung vernünftig zu wachen: so müssen wir doch nicht vergessen, daß die Gesundheit, bey aller unsrer Vorsichtigkeit, eben so wie die übrigen Güter, nie ganz in unsrer Gewalt stehe.

Gleichfalls

Festigkeit des Körpers.

Gleichfalls kann man gesund seyn, ohne darum einen festen und dauerhaften Körper zu haben; aber diese Festigkeit desselben ist selbst eine Stütze der Gesundheit und oft eine nothwendige Eigenschaft zu den Geschäfften des Lebens; daher ist die Sorge für ihre Erlangung und Bewahrung auch eine Pflicht. Niemand weis mit Gewißheit, wozu er in der Welt berufen sey; ob ihn nicht sein Stand nöthigen werde, harte und ermüdende Arbeiten zu übernehmen, sich der Gewalt der Witterung, der Wärme und Kälte auszusetzen, schwere Reisen zu thun und ihre Unbequemlichkeiten zu ertragen, im Felde zu dienen und oft mit dem Hunger und Durste, mit dem Schlafe und dem Ungemache des Wetters zugleich zu streiten. Da dieses Niemand sicher weis, da viele Geschäffte ohne einen dauerhaften Körper gar nicht, viele nicht glücklich genug besorgt werden können; da Niemand von den Beschwerlichkeiten des Lebens frey bleiben kann: so haben wir einen festen und abgehärteten Körper für ein Glück, die Weichlichkeit desselben hingegen für ein Unglück zu achten. Wir sind daher besonders in der Jugend verbunden, diese Weichlichkeit zu fliehen. Dieses geschieht, wenn wir uns die Vergnügungen und Gemächlichkeiten des Lebens nicht nothwendig machen, uns nicht ängstlich an besondre Speisen und Getränke gewöhnen, stufenweise unsern Hunger mit allen, auch harten, Speisen stillen, und unsern Durst am liebsten mit Wasser löschen, den Körper weder zu warm noch zu kühl bekleiden,

vor der rauhen Luft nicht zitternd fliehen, und auch im heißen Sommer uns anstrengen lernen. Alle Leibesübungen härten den Körper und machen ihn stark. Dieses wußten die Alten, und ihre Kinder bekamen eine eben so dauerhafte Leibesbeschaffenheit, als sie selbst hatten. Sich an keine Stunde sklavisch binden und zuweilen von der Ordnung glücklich abweichen; den Schlaf unterbrechen, so süß er uns auch seyn mag; frühzeitig auch auf einem harten Lager sanft schlafen lernen; oft sein eigner Bedienter seyn, auch wenn wir gehen derselben um uns haben; kleine Reisen zu Fuße thun, auch wenn wir fahren könnten; sich frühzeitig an frische Bäder gewöhnen; alles dieses mit Vorsicht und von den ersten Jahren an gewagt, befördert die Stärke und Dauerhaftigkeit des Körpers. Warum übertrifft uns der Landmann an diesen glücklichen Eigenschaften, als weil er ohne Verzärtelung in Bewegung und freyer Luft, bey einfältigen und leicht zu habenden Speisen, ohne warme oder hitzige Getränke erzogen und als ein Kind schon dauerhaft und arbeitsam geworden ist? — Wer die Festigkeit seines Körpers fühlt, wird den Gefahren besser trotzen; und Gefahren stehen uns oft bevor. Wer hart gewöhnt ist, wird die Beschwerlichkeiten des Mangels und der Armuth gelassner ertragen; und Niemand weis sein künftiges Schicksal. Er wird weniger Krankheiten unterworfen seyn, wenn er die Veränderung der Luft, der Speisen und des Getränkes, des Landes und des Wassers, wenig an seinem Körper

fühlt.

fühlt. Und so wahr es ist, daß durch eine Bewegung und Anstrengung ohne Rast, unser Körper, gleich dem Eisen, abgerieben wird: so wahr ist es auch, daß die Unthätigkeit hingegen die Stärke unsers Körpers verzehrt, wie der Rost das Eisen. Ein hart gewöhnter Mann wird in den Geschäfften des Körpers, ohne bald zu ermüden, ausdauern; und wie viele Verrichtungen des Geistes finden sich, die eben deswegen nicht glücken, oder uns bald zur Last werden, weil unser Körper das Stehen, oder Sitzen, oder die Bewegung nicht lange aushalten kann! Ein gesunder aber weichlicher Leib ist also unserm Glücke in der Welt, unserm Amte und Stande, unsrer Gelassenheit im Unfalle, oft zuwider; daher sind wir verbunden, unsern Körper nicht zu verzärteln. Wie viele Pflichten der Liebe, der Freundschaft und des äußerlichen Berufs können uns zur Last werden, bloß weil wir einen zu zärtlichen Körper haben! Der Geistliche wird in dem warmen Zimmer des Kranken zittern; und die Wallung seines Blutes, die er zu sehr fühlt, wird ihn in dem Eifer seines Amtes hindern, oder ihn nöthigen, den Kranken eher zu verlassen, als er thun sollte. Der Freund, der die geringste Gemächlichkeit sich nothwendig gemacht hat, wird es für einen Raub an sich selbst halten, wenn er sie mit seinem Freunde theilen, und, weil er auf drey Betten und nicht anders zu schlafen gewohnet ist, ihm Eins abtreten soll. Die verzärtelte Hausfrau, die den Anblick des Kranken kaum ertragen kann, wie wird sie, so gut-

gesinnt

gesinnt ihr Herz ist, die Pflichten des Beystandes und der Wartung gegen einen kranken Gemahl, gegen ein leidendes Kind, gegen eine sterbende Freundinn, die ihren Trost itzt wünschet, beobachten können? Sie kann ohne Kopfweh sich nicht zwo Stunden von ihrem ordentlichen Schlafe entziehen; und sie sollte das Elend der Ihrigen eine ganze lange Nacht durch Wachen erleichtern? Sie will es thun, und sie fällt selbst krank darnieder; denn so gesund sie ist, so ist sie es doch nur in derselben Ordnung, an die sie sich von Jugend auf ängstlich und zärtlich gebunden hat. — Cleon befindet sich übel, so bald er seinen gewöhnlichen Schweiß nicht früh im Bette abwarten kann; und ob er gleich weder den Schlaf noch das weiche Bette liebt, so hat er sich doch dieß durch eine lange Gewohnheit unentbehrlich gemacht. So oft ihn sein Amt nöthiget, diese eigensinnige Diät zu versäumen: so ist er den Tag über träge und verdrossen, und so gern er sonst arbeitet, zur Arbeit ungeschickt. Er soll itzt einen Rath ertheilen, und sein Haupt ist mit Dünsten beschweret. Er sieht itzt nichts, so scharfsichtig er sonst ist; denn sein Verstand leidet von seinem Körper. Aber gleichwohl soll der Rath schnell ertheilet werden und ist mit großen Folgen verknüpft. Warum machte sich Cleon zum Sklaven einer solchen Diät? — Dorant dienet gern, aber er ist nicht gesund, wenn er sich des Tags nicht zwo festgesetzte Stunden bewegt. Er soll in diesen Stunden einen Fremden mit Höflichkeit aufnehmen; aber er gähnt und

weis keine Worte zu finden; denn sein Körper, der itzt bewegt seyn will, fesselt ihn. Der Fremde hat viel von Dorants Höflichkeit gehört und sieht itzt einen gezwungenen Mann vor sich. Er kam, um ihn ein Glück anzubieten; aber er mißfällt ihm; und Dorant verliert ansehnliche Vortheile nicht durch die Schuld seines Charakters, sondern weil es die Stunde ist, an die er sich zu knechtisch gebunden hat. — Der junge Arist besitzet alle Geschicklichkeiten, sein Glück zu machen. Er versteht die Sprachen, die Geschichte und Rechte, und tritt als Sekretair in die Dienste eines großen Ministers, der mit seinen Gaben und guten Sitten gleich sehr zufrieden ist. Aber Arist ist von seinem Vater sehr zärtlich erzogen, ob gleich sehr mäßig. Arist ist gesund, so lange er in seiner methodischen Einrichtung bleibt. Itzt wird er von seinem Gönner in geheimen Verrichtungen auf etliche Wochen verschickt. Er hat bequemes Reisegeräthe; allein er muß vierzig Meilen, und Tag und Nacht reisen. In der andern Nacht hat er schon Flüsse, und ist entkräftet. Sein Wein geht ihm aus. In der That trinkt er nur zwey Gläser seit vielen Jahren her. Er findet einen Tag keinen Wein; und schon verliert er den Appetit, und leidet am Magen. Den dritten Tag fällt nasses und rauhes Wetter ein, und Arist kann die rauhe Luft nicht vertragen. Er kömmt mit einem Fieber an den fremden Hof; doch durch Ruhe erholt er sich bald wieder und richtet seine Geschäffte vortrefflich aus. Nach etlichen Wochen reiset er zu-

rück

zück und kömmt kraftlos und mit einem neuen Fieber bey seinem Minister an. Seine Sprachen, sein offner Verstand, seine feine Lebensart, seine gefällige Miene und ein gesitteter Anstand bestimmen ihn zu Geschäfften in der großen Welt. Seine Treue und Sorgsamkeit gleichen seinen Geschicklichkeiten. Der Minister will ihn ferner verschicken und arbeitet an seinem Glücke. Aber Arist zittert. Sein Körper kann die Beschwerlichkeiten der Witterung und den Mangel gewohnter Bequemlichkeiten nicht erdulden. Er denkt an seine beiden Fieber, bittet um seine Erlassung, und wird ein Stadtschreiber in dem nächsten Städtchen; er, der aller Wahrscheinlichkeit nach zu einem Gesandschaftsrathe gebohren war, der sich um sein Vaterland und die Wohlfahrt seiner Familie außerordentlich hätte verdient machen und tausendmal nützlicher reisen können, als Andre, wenn nur sein Körper nicht wäre verzärtelt worden; denn gesund war'er, und er würde dauerhaft gewesen seyn, wenn es Arist bey Zeiten gewagt hätte, ihn aus einer trägen Gemächlichkeit zu ziehen und ihm Beschwerlichkeiten mit Vernunft zuzumuthen.

Auf diese Weise läßt es sich leicht einsehen, daß Dauerhaftigkeit, in so weit sie durch Bewegung, Versuche und stufenweise Abweichung von einer gewohnten Lebensart erlanget wird, eine große Pflicht sey, und daß man sie durch Absicht eben so wohl zur Tugend machen könne, als die Sorge für die Gesundheit selbst. Denn ohne die

gehörige höhere Absicht, (lassen Sie uns dieses nie vergessen, meine Herren,) ohne die gehörige höhere Absicht ist die beste That, die für sich noch so gut und nützlich ist, keine Tugend für uns; und weder die Ausübung der größern noch der kleinern Pflichten macht uns tugendhaft, wenn wir sie nicht aus Unterwerfung gegen den Willen Gottes, aus erkannter Verbindlichkeit und in Rücksicht gegen ihn, als unsern Herrn und Gesetzgeber, und also um seinetwillen auszuüben trachten. Es mögen Pflichten gegen uns oder Andre seyn, wenn wir sie bloß aus Gewohnheit, aus Geschmack für unser Vergnügen, Wohlseyn und Ansehen, aus Eigennutz und bloßer Selbstliebe betrachten: so thun wir nichts, als daß wir uns selbst ehren und uns bey dem, was wir thun und lassen, selbst zur höchsten Absicht und in derselben uns zu Gott machen.

Ich kann die Lehre von den Pflichten in Absicht auf unsre Gesundheit und unser Leben nicht beschließen, ohne aus Liebe für Sie, theuerste Jünglinge, eine Erinnerung hinzu zu setzen. Es ist keine Zeit, wo man mehr Ursache hätte, für die Erhaltung und Befestigung seiner Gesundheit zu sorgen, als das Alter der Jugend; und vielleicht ist keine Zeit, wo man weniger dafür sorgt. In diesem lebhaften Alter fühlen wir den Anwachs unsrer Kräfte zu sehr, als daß wir ihre Abnahme befürchten sollten. In diesem muthigen Alter sind gleichwohl die Feinde unsrer Gesundheit und unsers Lebens am mächtigsten. Wir sind denn unser Blut

kocht, nicht selten kühn und unbedachtsam in unsern Unternehmungen. Unsere Leidenschaften sind heftig und dringen sich unserm unnebelten Verstande als unschuldig oder nothwendig auf. Wir sind den Versuchungen der Unmäßigkeit, der Wollust, und eines falschen Ehrgeizes, diesen gefährlichsten Feinden der Gesundheit, am meisten ausgesetzet. Ja, wie viele berauben sich dieses Schatzes in ihren ersten Jahren durch Leichtsinn, Eitelkeit, Eigensinn, Sinnlichkeit, und erkaufen sich die Schwachheiten und Schmerzen des Alters und den peinlichen Vorwurf, daß sie die Urheber derselben gewesen sind, schon auf ihr dreyßigstes Jahr! Wenn sie den Frühling ihres Lebens in Unschuld und Mäßigkeit zugebracht hätten, so würden sie ein gesundes und ruhiges Alter genossen haben, nicht durch die Schwindsucht früh aufgerieben, nicht durch unheilbare Seuchen schrecklich hingerissen, nicht durch die Martern der Gicht zu einem langsamen Tode verdammt worden seyn! Wie viele würden, bey einer genau beobachteten Mäßigkeit itzt mit keinem dicken und vergiftetem Blute, mit keinen krampfichten Nerven, mit keinem schwindlichten Haupte, mit keiner tödtlichen Mattigkeit der Lebensgeister zu streiten haben! Wie viele würden an der Seite einer liebenden Gattinn, mit wohlgearteten und gesunden Kindern gesegnet, unter dem Beyfalle der Rechtschaffenen, ihres Lebens froh genießen und ihren Beruf glücklich abwarten, die itzt ungeliebt, bestraft mit übelgesitteten oder kranken Kindern, unter den heimlichen Verwür-

ſen der Welt und ihres Herzens, ihr Leben ängſtlich verbringen, und, zu dem Dienſte der Welt ungeſchickt, ihr eine Beſchwerde werden!

Wie zerbrechlich iſt unſer Körper, wie zerſtörbar unſre Geſundheit und unſer Leben! Ein Tropfen Blut, der aus ſeiner angewiesnen Stelle, verdrängt wird, ein verletzter Nerve, ein Fädchen im Gewebe des Gehirns zerriſſen, ein Trunk auf die Hitze, eine plötzliche Veränderung der Luft, ein zurückgetriebener Schweiß, ein zu ſehr befriedigter Hunger, ein gewaltſamer Zorn — braucht es mehr, als dieſes, um uns in Krankheiten zu ſtürzen, ja in den Staub zu legen? Und wir wollten nicht vorſichtig mit unſrer Geſundheit umgehen, bey unſrer Zerbrechlichkeit nicht täglich an unſer Ende denken, nicht weiſe leben, um ruhig ſterben zu können?

Fliehen und haſſen Sie, wie Sie rühmlich thun, den jugendlichen Leichtſinn, die Ausgelaſſenheit und Wildheit der Sitten, die man ehedem mit dem Namen der akademiſchen Freyheit beehret hat, die ſchreckliche Begierde, ein Held beym Trunke zu ſeyn, die verzehrende Begierde der Spielſucht, die ſo manchem Jünglinge Glück und Geſundheit geraubt, die giftigen Freuden der ſchmeichleriſchen Wolluſt, die ſo manchen blühenden Jüngling zum verdorrten Gerippe gemacht hat. Laſſen Sie meine Bitte gelten, liebſte Jünglinge! Ich bitte, indem ich um Ihre Enthaltſamkeit und Mäßigung bitte, ich bitte eigentlich für Ihre Geſundheit,

ſundheit, für das Glück Ihres künftigen Lebens, für die Ruhe und Tugend Ihrer Seelen, für das Beſte der Welt, für die Freude des Himmels, ich bitte als Ihr Freund, als Ihr aufrichtiger Lehrer, als ein Vater ſeine Söhne bittet; und ich weis es, Sie hören die Bitten der Liebe. — —

Die Geſundheit und Feſtigkeit des Körpers bleibt ein Geſchenke der Vorſehung, das wir mit Dank erhalten und nützen, aber deſſen Verluſt wir auch mit Gelaſſenheit tragen ſollen, wenn es dem allweiſen Regierer unſrer Schickſale gefällt, ihn über uns zu verhängen. Ohne dieſe Ergebung werden wir bey aller unſrer Sorgfalt nicht allein nie ruhig und ſicher ſeyn können, ſondern wir werden ſelbſt aus großer Aengſtlichkeit in häufige Fehler verfallen, die unſrer Geſundheit ſchaden, in kindiſche Fehler einer zu großen Vorſichtigkeit bey geſunden Tagen, oder einer niederſchlagenden Bangigkeit bey kranken Tagen. Die höchſte Pflicht alſo bey dem natürlichen Befehle, für unſre Geſundheit zu wachen, iſt dieſe, daß wir bey einer vernünftigen Sorge, und bey einem rühmlichen Gebrauche unſrer Geſundheit, ſie getroſt den Händen der Vorſicht überlaſſen, ſo wie unſer Leben ſelbſt. Entgeht uns dieſes ſchätzbare Gut, ſo iſt es Troſt genug, daß wir es uns ſelbſt nicht geraubt, oder daß wir es unſrer höhern Pflicht aufgeopfert haben. Iſt der Verluſt unſrer Geſundheit eine unglückliche Frucht

der Unachtsamkeit in der Diät, der Uebereilung, oder der Unwissenheit (Fehler von denen Niemand ganz frey ist): so werden wir uns doch tausendmal eher beruhigen können, als wenn eben dieser Verlust eine Frucht des bewilligten fortgesetzten Lasters seyn sollte; davor uns Gott bewahren wolle. Aber auch in diesem Falle kann aus unserm Elende noch Tugend werden, wenn wir die Strafen der Thorheit in Demuth tragen und sie zur Weisheit und Besserung anwenden. Der ist nie ganz unglücklich, der aus seinem Unglücke Klugheit lernet.

So traurig endlich das Schicksal ist, nicht gesund zu seyn, auch wenn es nicht das Werk unsrer Schuld ist: so hat es doch auch seine gute Seite, auf die wir sehen müssen. Es ist wahr, ein siecher Körper macht die Seele weder weise noch tugendhaft; aber er kann uns nöthigen, aufmerksamer auf uns, auf Weisheit und Tugend zu seyn. Er kann uns hindern, daß wir uns in gewisse Zerstreuungen und Vergnügungen nicht einlassen, in denen unser zu empfindliches Herz verdorben seyn würde. Er kann uns zum Mitleiden und zur Dienstfertigkeit fähiger machen, wenn wir wollen, und gemeiniglich sind diejenigen, die viel Schmerzen und Unfälle erduldet haben, brauchbare, willige und trostreiche Freunde der Menschen, wenn sie ein gebessertes Herz besitzen. Gelassenheit, Geduld, Vertrauen sind oft die Tugenden, die von vielen in der sonst

traurigen

traurigen Schule der Erfahrung und des Elends allein können gelernet werden. Der kranke Mensch endlich, so ungeschickt er zu vielen Pflichten seyn mag, kann doch die ihm eigenthümliche Pflicht behaupten, das Loos, das ihm, als einem Geschöpfe, aus der Hand Gottes zugefallen ist, gelassen zu tragen, und für dasjenige zu erkennen, das für seine wahre und immerwährende Wohlfahrt das beste ist. Er darf die Gesundheit hoffen, wünschen und suchen; aber stets in einer ergebungsvollen Rücksicht auf den Urheber des Lebens. Er darf klagen und menschlich weinen; aber nicht ängstlich murren. Gott ist der Herr von unsern Schicksalen. Zu dieser grosmüthigen Erduldung des menschlichen Elendes belebt uns vor allen die Religion durch die lebendige Hoffnung eines unendlichen Glückes. »Was zagst du? kann der Elende »zu sich selbst sagen; Gott hat noch eine ganze »Ewigkeit, dich zu beglücken. Sey getrost und »hoffe auf ihn!«

Dreyzehnte Vorleſung.

Von der Sorge für die Wohlanſtändigkeit und äußerliche Sittſamkeit.

Die Reinlichkeit, von der ich itzt zu Ihnen, meine Herren, zuvörderſt reden will, iſt eine nothwendige Eigenſchaft des Wohlſtandes und befördert zugleich die Geſundheit. Von dieſer doppelten Seite empfiehlt ſie uns die Vernunft, welche das Gegentheil um deſto mehr verdammt, weil es allezeit Nachläſſigkeit, Trägheit und Sorgloſigkeit des Charakters, oder vorgefaßte Meynungen, oder Stolz, oder eine übertriebne Geſchäfftigkeit vorausſetzet. Selbſt die Armuth kann noch reinlich ſeyn, und wer das eingezogenſte Leben führet, ſoll es noch in ſeiner Einſamkeit ſeyn. Eben das, was unſern Körper ekelhaft macht, ſchadet auch ſeiner Geſundheit und Feſtigkeit. Der Staub und Schmutz, die uns verunſtalten, verſtopfen zugleich die kleinen Höhlen und Oeffnungen, durch welche unſer Körper ausdünſtet. Die vom Schweiße

Schweiße dem Auge widrige Leinwand verurſacht zugleich Stockung und Fäulniß; und die reinliche und friſche Wäſche, die unſer Auge ergötzt, erfriſcht und ſtärkt zugleich den Körper. Eben das kühle Waſſer, das unſre Haut reinigt, ſtärkt auch unſre Nerven und erweckt unſre Lebensgeiſter. Eben die eingeſchloßne und modernde Luft des Zimmers, die dem Geruche Ekel erweckt, verunreiniget die Lunge und ſchwächet ſie. Eben die Sorgfalt, die unſern Zahn zum Schnee, und unſern Athem zu reinem friſchen Aether macht, bewahret den Mund vor Fäulniſſen und unſern Gaumen vor Flüſſen. Es iſt ein ſicheres Kennzeichen, daß man ſich zu wenig liebt, wenn man die Reinlichkeit nicht liebt; ja es iſt eine Art von Aufforderung, daß uns Andre verachten ſollen, weil wir uns ſelbſt nicht achten, und daß ſie uns durch Geringſchätzung beſtrafen ſollen, weil wir unverſchämt genug ſind, ihren rechtmäßigen Ekel aufzubringen. Man hat ganze Verzeichniſſe von Krankheiten geſammelt, die ihre Nahrung oder ihren Urſprung aus der Unreinlichkeit des Körpers haben. Dieſer Bewegungsgrund ſollte wenigſtens alle die rühren, die dem Wohlſtande allein zu gefallen, ſich nicht entſchließen mögen, reinlich zu ſeyn. Reinlichkeit verlanget Ordnung; und vielleicht haſſen wir den Unreinlichen auch aus dieſer Urſache, weil wir vermuthen, daß kein Geſetz der Ordnung in ſeiner Seele herrſche. Aber auch die Reinlichkeit hat ihr Uebermaaß: »Sie darf, ſagt »Cicero, nicht zu geſucht, und dadurch ſelbſt An-

»dern

»dern beſchwerlich ſeyn: ſie muß bloß jene Nach»läſſigkeit vermeiden, welche den natürlichen »Wohlſtand und die gute Lebensart beleidiget.« *)

Die Wohlanſtändigkeit kann niemals ohne Reinlichkeit ſeyn; allein ſie fordert in Anſehung der Geberden und Stellungen unſers Körpers doch noch mehr. Der äußerliche Anſtand verlanget eine regelmäßige und doch ungezwungene Bewegung unſerer Gliedmaßen, durch welche ihre Abſicht leicht und genau erfolgen kann. In der That iſt der wahre Anſtand des Körpers eben ſo wenig eine Frucht eigenſinniger Regeln, als es die Beredſamkeit einer Schrift iſt. Man rechnet vielleicht bey dieſem oder jenem Volke viel Willkührliches zum Wohlſtande und nicht ſelten eine gekünſtelte Wendung zur Schönheit des Körpers, und eine eingeführte natürliche Mode zum Wohlſtande in der Kleidung. Allein diejenige geſittete Nation kennen wir nicht, die einen niederhangenden Kopf, Schultern, die zum Haupte empor ſchwellen, Arme, die ſtarr herunter hängen, oder als angeheftet ſich an den Körper ſchmiegen, einen hervorſtrotzenden Unterleib und eine eingezogene Bruſt, Füße, die ſich im Gehen einwärts ſchließen, oder den Leib von einer Seite zur andern werfen, für Anſtand des Körpers hielte, weil alle die Stellungen dem Baue deſſelben und der Abſicht der Gliedmaßen zuwider ſind. »Das Stehen, der Gang, »das

*) Adhibenda eſt munditia non odioſa neque exquiſita nimis, tantum quae fugiat agreſtem et inhumanam negligentiam. *Cic.*

»das Sitzen, das Liegen bey Tische, das Gesicht, »die Augen, die Bewegung der Hände, müssen »einen guten Anstand und vornehmlich denjenigen »haben, den uns die Natur selbst lehret. Man »muß dabey besonders zween Fehler vermeiden: »das zu Süße und Weibische, und dann das Rohe »und Bäurische;« so lehrte der Kenner der Gelehrsamkeit und des Wohlstandes, der weiseste Consul, seinen Sohn, der damals in Athen studirte. *)

Alles, was den freyen Gebrauch des Körpers in unsre Gewalt bringen hilft, das befördert auf gewisse Weise auch seinen Anstand. Daher sind alle Leibesübungen, die nach Regeln vorgenommen werden, wo nicht die einzigen, doch die sichersten Mittel dazu; und es ist eine erfreuliche Betrachtung, daß das Nützlichste für den Körper ihm auch den meisten Anstand giebt. Es ist gut, an schönen Beyspielen erlernen, wie man seinen Körper richtig tragen soll, aber mehr als die Richtigkeit können uns die Beyspiele nicht lehren. Das Schöne der Stellung, oder der Bewegung und Geberdung, besteht in dem Eigenthümlichen, das sich für unsern Körper und für seinen ganzen Bau und für die Seele, die darinnen herrschet, vornehmlich schicket. Dieses ist der eigenthümliche

Anstand,

*) Status, incessus, sessio, accubitio, vultus, oculi, manuum motus, teneant illud decorum, praesertim natura ipsa duce et magistra. Quibus in rebus duo maxime fugienda sunt: nequid effeminatum aut molle, et ne quid durum aut rusticum sit. Cic.

Anſtand, der einen vor dem Andern dem Auge gefälliger macht. Die Kunſt kann ihn uns nicht geben; nein, er iſt ein freywilliger Erfolg, bey dem wir uns mehr zu hüten haben, daß wir ihn nicht durch die Nachahmung verdrängen, als uns zu bemühen, wie wir ihn unter gewiſſe Regeln bringen, und jedes mal ängſtlich anwenden wollen; denn daraus entſpringt der Fehler der Koſtbarkeit und der Pedanterey im Anſtande. Das Zeichnen iſt unſtreitig ein Mittel, unſer Auge an den Anſtand zu gewöhnen und ihm die Geſetze der Uebereinſtimmung zur eignen Regel zu machen. Und wie ſollte der, der richtig und ſchön gezeichnete Gemälde und die beſten Stellungen in den Werken der Bildhauer oft im Auge hat, ſich nicht eine Empfindung des Anſtandes erwerben, nach welcher ſich ſein eigner Körper unvermerkt bilden wird, wenn er ſie nicht ſelbſt vernachläſſiget! — Wenn auch das Fechten nie zur Abwendung der Gefahren diente: ſo wäre es doch vielleicht darum nützlich, weil es unſre Gliedmaßen nach Regeln aus ihren ſchläfrigen oder unbiegſamen Stellungen zieht, ſie gefügig und ſtark macht, und alſo den Anſtand des Körpers erleichtern hilft. So giebt das Reiten, außer dem Anſtande und der Sicherheit zu Pferde, natürlich auch einen Anſtand, den Körper zu tragen, in ſo fern es uns den Körper im Gleichgewichte frey und mit wenig Mühe halten lehret; und das Freywillige läßt ſich nie vom Anſtande trennen. Ich weis, daß jede von dieſen Künſten ihr Eigenthümliches hat, das, nur in ihrem Bezirke, für den

Körper

Körper ſchön iſt, und außer demſelben uns einen Uebelſtand geben kann; aber dieſes gilt ſo gar von der Schule des Körpers, ich meyne dem Tanzboden. Die Stellungen ſeiner Kunſt, in ihrem feinſten Grade, in den ordentlichen Gang auf der Gaſſe oder in die Geberdungen der Geſellſchäft bringen, wird allezeit anſtößig bleiben. Wir wiſſen ſehr wohl, ſo natürlich die Geſetze des guten Tanzes ſind, daß die Welt kein Tanzboden iſt; und ſo vortrefflich die Geſetze der Singſtimme ſind, daß im Reden dieſer abgemeßne Klang unnatürlich wird.

Auf der Miene beruht, wer erfährt das nicht, in Anſehung der Wohlanſtändigkeit unglaublich viel; und die Miene auszubilden iſt zum Wohlſtande eben ſo nöthig, als es die Bildung des Verſtandes zur Tugend iſt. Aber wie bilden wir die Miene? Ich denke auf eine doppelte Art, davon die eine unendlich wichtiger iſt als die andre. Die Bildung, die der Umgang, der Spiegel, oder die Erinnerung des Freundes oder Aufſehers uns giebt, nimmt das Gezerrte, das Komiſche, das Sauerköpfiſche, das zu Freye, das Aengſtliche hinweg; und die Miene hat ſchon viel gewonnen, wenn ſie dieſe Fehler nicht hat. Aber wie eine Rede noch nicht ſchön iſt, weil keine Sprachfehler darinne ſind, ob ſie gleich ohne Richtigkeit der Sprache nie ganz ſchön ſeyn kann: ſo hat auch die Miene noch ihren größten Reiz nicht, bloß darum weil die Hauptzüge des Geſichts nicht fehlerhaft ſind. Das was ſich der Welt in der Miene am meiſten empfiehlt,

fiehlt, oder beſchwerlich macht, iſt der Charakter des Geiſtes und Herzens, der durch das Auge und Geſichte redt. Ein heitres, beſcheidnes, ſorgenfreyes, edles, ſanftmüthiges, großdenkendes Herz; ein Herz voll von Leutſeligkeit, Aufrichtigkeit und gutem Gewiſſen, voll von Herrſchaft über ſeine Sinne und Leidenſchaften; dieß Herz bildet ſich gern in den Geberden des Geſichts und in den Wendungen des Körpers ab; dieß Herz erzeugt meiſtens die beſcheidne, gefallende, einnehmende und bezaubernde Miene, die geſetzte, edle, erhabne und majeſtätiſche Miene, das Sanfte und Leutſelige der Geſichtszüge, das Aufrichtige und Treuherzige des Auges, den Ernſt der Stirne mit Heiterkeit gemildert, das Freundliche des Blickes mit Schamhaftigkeit verbunden; und die beſte Farbe des Geſichts oder die beſte Miene iſt die gute Farbe des Herzens und Verſtandes. — Die Miene trügt, werden Sie ſagen. Ja, meine Herren, man kann ſie nachäffen; aber ſelten, ohne daß man die Nachäffung durch den Zwang verräth; und die Wahrheit in der Miene läßt ſich eben ſo leicht unterſcheiden, als die Wahrheit eines richtigen und eines bloß ſchimmernden ſchönen Gedanken. Die Schminke wird nie die Haut ſelbſt, ſo fein ſie auch aufgetragen iſt. Ferner irrt mich auch dieſes nicht, daß Geſichter mit guten Mienen oft ungeſittete Herzen haben. Ich ſchließe vielmehr daraus, daß dieſe Perſonen viel natürliche Anlage zu denen Eigenſchaften gehabt, deren Merkmale in ihrer Bildung anzutreffen ſind. Endlich mag es

wahr

wahr seyn, daß oft unter einer finstern Miene ein sanftes und frohes Herz, und unter einem drohenden trotzigen Auge ein liebreicher Charakter verborgen ist. Diese Mißhelligkeit kann entweder von übel angenommenen Gewohnheiten der Miene und einem schlechten Umgange, oder daher entstehen, daß der Charakter, den sie verkündiget, Naturschuld ist, oder von den ersten Jahren an unser eignes böses Werk auf lange Zeit gewesen ist, ob wir es gleich nachher unterdrückt haben.

Daß böse und lasterhafte Neigungen aus dem Herzen gern in die Miene übergehen, dessen versichert uns eine untrügliche Erfahrung; wenigstens von gewissen Lastern. Und was ist die schönste Bildung des Gesichts, in die sich die gehässigen Züge der Wollust, des Zorns, der Falschheit, des Neides, des Geizes, des Stolzes und der Unzufriedenheit eingedrückt haben? Was ist aller äußerlicher Anstand, wenn ein unedles oder leichtsinniges Herz durch die Miene hervor blickt? Das sicherste Mittel, sein Gesicht so viel in unsrer Gewalt steht, zu verschönern, ist also dieses, daß man sein Herz verschönere, und keine bösen Leidenschaften darinnen herrschen lasse. Das beste Mittel, keine leere und einfältige Miene zu haben, ist, daß man richtig und fein denken lerne. Das beste Mittel, einen edlen Reiz über sein Gesicht auszubreiten, ist, daß man ein Herz voll Religion und Tugend habe, welche Hoheit und Zufriedenheit in demselben ausbreitet. Der große Young sagt an einem Orte, daß er sich keinen göttlichern Anblick

denken könne, als ein schönes Frauenzimmer auf ihren Knien in der Stunde der Andacht, die sie unbemerkt verrichtete, und auf deren Stirne die Demuth und Unschuld einer frommen Seele sich vereinigten. Und in der That, müßte das liebreiche und dienstfertige Wesen, das wir in dem äußerlichen Betragen so sehr schätzen, uns nicht freywillig und überall folgen, wenn wir immer die liebreichen und dienstfertigen Menschen wären, die wir zu scheinen uns so viel Mühe geben? Ein Mühe, die wir kaum nöthig hätten, um es wirklich zu seyn. Man nehme zween Minister von gleichen Naturgaben und gleichen äußerlichen Vortheilen an. Der eine soll ein gebildeter Christ, der andre nur ein gebildeter Weltmann seyn. Welcher wird am meisten durch sein äußerliches Betragen gefallen? Jener, dessen Herz voll edler und dienstfertiger Menschenliebe walle; oder dieser, den die Selbstliebe gefällig macht?

Wie sehr der Ton der Stimme den äußerlichen Anstand belebe, ist eben so bekannt. Der Ton des Einen gefällt und rührt uns schon, ohne daß wir seine Sprache verstehen, und die Stimme des Andern beleidiget uns durch ihre Härte, durch das Hohle, durch das Schreyende, durch das Rauhe und Grobe. Es ist gewiß, daß wir uns das Angenehme der Stimme eben so wenig allezeit geben können, als das Einnehmende der Miene; allein ihren meisten Fehlern können wir doch abhelfen, so gar einigen, die ihren Sitz in den Werk-

zeugen

zeugen der Sprache ſelbſt haben. Man wende nur Fleiß und Mühe an, die Stimme auf ihre Hauptabſicht, auf das Vernehmliche und Deutliche einzuſchränken: ſo wird ſie ſelten mißfallen. Sie wird ſtärker und ſchwächer, nachdem es nöthig iſt, ſie wird langſamer oder ſchneller werden. Sie wird das Rauhe durch Uebung, und das Plumpe, das wir ohne gute Erziehung angenommen, durch beſſre Nachahmungen verlieren. Die Erlernung des Singens wird der Stimme auch keine geringen Vortheile verſchaffen. Allein die Stimme iſt oft der freywillige Ausdruck unſers Charakters, und ſie wird alſo auch das Gute und Fehlerhafte deſſelben an ſich nehmen. Es giebt einen gewiſſen Ton, der das Leere des Verſtandes verräth; man würde ihn verlieren, wenn man denken lernte. Es giebt einen ſchläfrigen und trägen Ton; man würde ihn verlieren, wenn man munter und lebhaft denken lernte, und ſeinen Verſtand oder Wiß mehr anſtrengte. Es giebt etwas haſtiges und übereilendes in der Stimme; man würde es am erſten mäßigen, wenn man die Schnelligkeit ſeines Geiſtes oder die Heftigkeit ſeiner Begierden mäßigte. Wer kennt nicht das Trotzige und Gebietriſche der Stimme, das Weichliche, das Klägliche? Nur die Quelle des Herzens gebeſſert, ſo wird ſich die Stimme auch beſſern. Zu viel Dreiſtigkeit oder zu viel Furchtſamkeit macht beides die Stimme im Umgange unangenehm; und je beſcheidner der verſtändige Mann iſt, wenn er einmal den Schauplaß der Welt gewohnet iſt, deſto

angenehmer wird ſeine Stimme ſeyn. So bald die Stimme die Fehler der Gewohnheit, übler Geſellſchaft oder des Temperaments verliert und durch Uebung ſich bildet: ſo wird ſie die ſeyn, die ſich für uns ſchicket, ſie mag ihrer Natur nach zu dieſer oder jener Claſſe gehören. Das Leben der Stimme bleibt allezeit das Herz mit ſeinen guten Neigungen und Empfindungen. Um gut ſich auszudrücken, muß man Geſchmack haben; und um den richtigen Ton zu unſern Worten zu finden, muß man eben dieſen Geſchmack, eben dieſes feine Gefühl haben.

Wie viel glücklicher würden wir mit unſern höhern Gaben ſeyn, wenn wir dieſe Pflichten der Wohlanſtändigkeit nicht oft für ſo geringe hielten! Sie folgt uns in unſer Amt und in unſer Haus, in den freundſchaftlichen Umgang und in die Scene der großen Welt. Ein guter Anſtand erweckt Vertrauen. Der ausgebildete Körper empfiehlt ſich, ohne daß wir daran denken. Die gute Miene ſpricht für uns, und unſer Ton unterſtützet ſie. Man verwehrt uns oft den Zutritt zu unſerm Glücke, oder zur Bahn rühmlicher Unternehmungen, wenn wir unſer äußerliches Betragen vernachläſſiget haben. Man nimmt uns hingegen gern auf, und ſchätzt unſre Gaben deſto höher, je weniger mißfallendes, je mehr Richtigkeit wir in dem Aeußerlichen zeigen. Mancher Diener der Religion hätte den Weg zu dem Herzen eines Großen, das er zu gewinnen ſuchte, nicht verfehlet, wenn

ſein

ſein ſchlechter Anſtand dem Großen nicht eine verächtliche Meynung von ſeiner Perſon beygebracht hätte. Er würde der Tugend mehr Dienſte in großen Geſellſchaften leiſten können, wenn er bey ſeiner gründlichen Gelehrſamkeit und bey ſeinem frommen Herzen nicht vergeſſen hätte, daß die Art unſern Körper zu tragen, uns lächerlich oder geringſchätzig machen könne; daß die ekle Welt uns die Pflicht anlege, ihr nicht zu mißfallen und nicht von dem eingeführten Wohlſtande abzuweichen. Ein ängſtliches Weſen erfüllt den Andern, der mit uns zu thun hat, mit eben dem Zwange, den wir fühlen und hält ihn von uns zurück. Viel Beleſenheit, viel Weisheit, viel gute Abſicht, dabey aber ein bäuriſcher Anſtand, eine pedantiſche Miene, ein rauher Ton, richten in Geſellſchaften wenig aus. Die öffentlichen Verrichtungen unſrer Aemter leiden oft erſtaunend, ſo geſchickt wir auch dazu ſind, bloß weil wir keine Leute von Lebensart ſind. Das Uebertriebne im Anſtande, das Koſtbare und Gezwungne verkündiget unſre Eitelkeit, oder den Mangel des Geſchmacks und der Kenntniß der Welt; und ſollten die Verrichtungen unſrer Aemter nichts dabey verlieren, wenn wir eine geringe Meynung bey Andern von uns erwecken? Hat nicht mancher gelehrte Schulmann den Nutzen ſeiner Geſchicklichkeit und ſeines Fleißes gehindert, weil er komiſche Geberden und Stellungen angenommen, die ihn bey ſeinen Schülern lächerlich machten? Dieſes widerfährt uns nicht allein in unſern Aemtern, ſondern im Hausſtande

ſtande und in allen Verhältniſſen des Lebens, wo es uns oft deswegen ſchwer oder unmöglich wird, Anſehen, Liebe und Hochachtung zu behaupten, weil wir beſchwerlich oder ekelhaft in dem Aeuſſerlichen ſind. Es gehören groſſe Verdienſte dazu, angenommene Fehler des Körpers dadurch zu vergüten; und Niemand darf die Pflichten gegen denſelben für Kleinigkeiten halten, ſo lange wir Augen und Ohren haben, die das Regelmäßige als ſchön, und das Unregelmäßige als unanſtändig zu empfinden von der Natur unterrichtet ſind. Die Reinlichkeit des Körpers im häuslichen Leben ſcheint etwas geringes zu ſeyn; und dennoch, wie oft mag die Vernachläſſigung deſſelben bey beiden Geſchlechtern die erſte Quelle des Ueberdruſſes und Ekels in der Ehe geworden ſeyn! Das Kleid, das unſern Körper bedeckt, iſt freylich ſein Werth nicht; aber gleichwohl iſt es gewiß, daß eine altväteriſche Tracht, in der wir allein hervor treten, anſtöſſig wird, und das Sonderbare oder Sorgloſe unſers Charakters verräth. Der ſchmutzige Rock eines Mannes, der einen beſſern tragen könnte, iſt wirklich eine Beleidigung für die Geſellſchaft; und er ſey noch ſo gelehrt, ſo giebt doch die Gelehrſamkeit keinen Schutzbrief der Unanſtändigkeit. Moden in Kleidern ſind nichts; allein wenn ſie unſchuldig ſind, ſo müſſen wir ſie beobachten; und es wird genug ſeyn, wenn wir weder die Erſten noch die Letzten darinne ſind, uns weder zu neu noch zu alt, weder zu geringe noch zu koſtbar kleiden, und den männlichen

Wohlſtand

Wohlſtand nicht mit einem weichlichen und weibiſchen Putze verwechſeln. *)

Die Sorge für die Wohlanſtändigkeit des Körpers, ſo entfernt ſie von der Tugend zu ſeyn ſcheint, kann doch Tugend werden, wenn wir ſie in der Abſicht beobachten, um deſto nützlicher zu ſeyn und Niemanden anſtößig zu werden, weil dieſes ein Geſetz der Vernunft und alſo eine göttliche Beſtimmung iſt. Endlich wird die Regel im äußerlichen Anſtande, die wir mit Vorſatz ausüben und ſie als Pflicht in Acht nehmen, uns wahrſcheinlich eine Regel bey wichtigern Handlungen werden, und uns erinnern, wie wir jedesmal in der Geſellſchaft uns verhalten ſollen, um deſto gemeinnütziger zu ſeyn, wie wir uns herab laſſen, die Fehler

*) Ein Sittenlehrer am Hofe des Nero hat uns ein Gemälde von der Galanterie der jungen römiſchen Herren hinterlaſſen, das unſerm Jahrhunderte nicht unwahrſcheinlich vorkommen kann: Complures videas, quibus ad tonſorem multae horae transmittuntur, dum decerpitur, ſi quid proxima nocte ſuccreviť, dumque de ſingulis capillis in conſilium itur, dum disjecta coma aut reſtituitur, aut deficiens hinc atque illinc in frontem compellitur. — Quis eſt illorum, qui non ſollicitior ſit de capitis ſui decore, quam de ſalute? Qui non comptior eſſe malit, quam honeſtior? — Noſti complures juvenes barba et coma nitidos, de capſula totos. Nihil ab illis ſperaveris ſorte, nihil ſolidum. — O homines inter pectinem et ſpeculum deſidioſe occupatos! *Sen.* de *Brev. vitae.* c. XII.

der Andern tragen, oder sie liebreich verbessern sollen. Ich schließe diese Betrachtungen über die Wohlanständigkeit mit dem Charakter eines Jünglings, der sie sich eigen gemacht hat.

Semnon, ein Jüngling von großen Fähigkeiten, aber niedrer Erziehung und geringem Vermögen, der sich der Gottesgelahrheit gewidmet, wußte, daß seinem nicht übel gebauten Körper der äußerliche Anstand mangelte. Sein Fleiß in den Wissenschaften und gelehrten Sprachen war groß und seinem Genie zur Beredsamkeit gleich. Kannst du, fieng er an, ohne deinem Fleiße zu schaden, dir nicht die Furchtsamkeit und das ängstliche Wesen benehmen, das dich in jede Gesellschaft begleitet? Bist du nicht vielleicht so furchtsam, weil du dir bewußt bist, daß du deinen Körper nicht regelmäßig tragen kannst, und weil du zu selten Gelegenheit hast, größre Gesellschaften zu sehen? Wer die Mittel nicht sucht und mit Fleiß anwendet, der schätzt die Absicht zu wenig, oder traut sich zu wenig zu. Du willst, fuhr er fort, einen geschickten Mann suchen, der dir deine Fehler sagt und deinen Körper bildet. Geht es nicht ingeheim an, so sey es am öffentlichen Orte. Aber täglich eine Stunde Zeit? Gut, stehe eine Stunde früher auf, so hast du jene ersparet; oder wende diejenige dazu an, die Andre verträumen, oder vergehen. — Aber der Aufwand? Du hast nicht viel Vermögen! Nun, so erspare dir ein Kleid durch gute Ordnung, oder eine Reise in dein Vaterland: so hast du die geringen Kosten, die dir nöthig sind.

Semnon

Semnon wagt es und beſucht ein Jahr lang einen guten Tanzmeiſter, und wartet die dazu ausgeſetzte Stunde ſo emſig ab, als jede Stunde des Berufs. Er tanzet nicht, um tanzen zu können. Er tanzet, um ſich regelmäßige Bewegungen des Körpers eigen zu machen; er tanzet nicht kunſtreich, und doch tanzet er, daß es ihm wohl läßt. Schon lernt er ungezwungner gehen; die Hände ſind ihm nicht mehr im Wege; er ſtudiret nicht mehr auf eine natürliche Verbeugung. Er flieht das Gekünſtelte, und ſein Anſtand wird geſetzt und durch die Erinnerungen ſeiner Freunde immer gefallender, ohne geſucht zu ſeyn. Wie viel hat er in Einem Jahre gewonnen! Er, der vordem nicht wußte, ob er über ſeinen ſchwankenden Gang und ſeine krummen Knie zu gebieten hätte, oder nicht; der die finſtre Miene der Studirſtube in jede Geſellſchaft mitbrachte, und das: Wie befinden Sie ſich? mit eben dem verzognen Munde ſagte, mit dem er an ſeinem Pulte zu ſchreiben gewohnt war. — Er prediget itzt, und man ſagt ihm, daß ſeine Stellung und Geberdungen weit natürlicher und anſtändiger ſind, als ehedem. Seine Schüchternheit iſt in dem Umgange mit den Perſonen höhern Standes, wo er den Körper bildete, ſchon geringer worden, und er erſchrickt nicht mehr, wenn er antworten ſoll. Gleichwohl hat Semnon in ſeinem Fleiße nicht abgenommen. Wie er dieſe Stunde aus Pflicht beſorgte; ſo eilt er zu den übrigen. Der Umgang hat ſeiner Sittſamkeit nicht geſchadet; denn Semnon vergißt nie, daß

man bey allem Umgange vorſichtig und gewiſſenhaft ſeyn müſſe. Er wird durch ſeine Geſchicklichkeit in einem Hauſe von vieler Lebensart bekannt, und unterrichtet den Sohn dieſes Hauſes etliche Stunden wöchentlich in den alten Sprachen. Man nahm ihn hierauf an den Tiſch. Hier ſah er oft Fremde beiderley Geſchlechts, und lernte ſich den gefälligen Zwang anthun, den man als der Niedre der vornehmen Geſellſchaft ſchuldig iſt, lernte die edle Beſcheidenheit, die ſo weit von dem Kriechenden des Clienten unterſchieden iſt. Sein vornehmer Wirth ehrte ihn wegen ſeiner Geſchicklichkeit und guten Sitten, weckte ſeinen Muth auf und unterrichtete ihn ſtillſchweigend durch ſein eigen Beyſpiel. Semmon iſt noch eben der gewiſſenhafte Theolog, und doch ein Theolog von Lebensart. Er hat ſchon viele Fehler des Wohlſtandes bemerken und auch viel Gutes ungezwungen annehmen gelernet. Er iſt ernſthaft, und doch gefällig. Man hört ihn gern reden; denn ſeine Miene redt zugleich und ſein Ton ſagt, daß er das fühlt und verſteht, was er redt. Er lernt die Sprache der Welt, und wählt aus ihr die Sprache des vernünftigen Theologen, der mit der Welt itzt und künftig ſo reden ſoll, daß er Vertrauen und Achtung auch gegen ſeine Perſon ſich erwirbt. Er kennt in kurzer Zeit die Gebräuche der Tafeln und Complimente, und lernet, wie er anſtändig und geſetzt bey ſolchen Gelegenheiten verfahren ſoll. Er ſpeiſe künftig bey dem Miniſter oder bey dem Fürſten, er wird nie lächerlich und ſtets ſeinem Charakter anſtändig

ſtändig verfahren. Eine edle Freymüthigkeit in der Miene und Sprache werden ihn auch alsdann begleiten, wenn es künftig ſein Amt befiehlt, den Großen ihre Fehler zu ſagen; und nie wird er die Ehrerbietung gegen die Höhern beleidigen, indem er der Religion Eingang verſchaffen will. Er ſammelt ſich lebendige friſche Züge der Menſchen und ihrer Schwachheiten und ihrer Tugenden aus dem Leben der Geſellſchaft; und er wird, weil er Lebensart lernte, eben deswegen in vielen Fällen beredter und lehrreicher ſeyn. Er lernt, weil er Gelegenheit hat, die fremde Sprache, die itzt bey den Großen herrſchet, und, die er ſchon verſtund, reden, und über der Tafel reden. Kann man leichter zu dieſer Geſchicklichkeit gelangen? Vielleicht hört mancher Große künftig Semmons Vermahnungen in franzöſiſchen Worten achtſam an, die er in der deutſchen Sprache verächtlich zurück gewieſen hätte. Er lernt von vielen Geſchäfften des Lebens ſprechen. Wird ihm dieſes in ſeinem Amte nicht nützlich ſeyn? Kann der Geiſtliche in Geſellſchaften ſtets von den Wahrheiten der Religion reden? Er lernt von der Muſik, der Malerey und der Baukunſt, von der Oekonomie, die ſein vornehmer Wirth liebt, urtheilen. Iſt dieſes einem Geiſtlichen keine Zierde in Geſellſchaften, wenn er ſonſt ein beſcheidner Mann iſt? Wie viel Vortheile hat Semmon mit dem äuſſerlichen Wohlſtande auf ſein künftiges Leben erlernt! Welch ein würdiger Prediger der Höfe wird er

werden,

werden, wenn ihn Gott dahin ruft? Und auch welches niedrige Amt wird nicht durch ihn glücklicher geführt werden, als wenn er keine Lebensart hätte? Er hat sie nicht gelernt, um damit zu glänzen, nicht aus Ehrsucht; nein, aus Pflicht, aus Eifer für sein künftiges Amt. Hätte er seinen Körper nicht gebildet, so würde er, aller seiner Geschicklichkeit ungeachtet, vielleicht nie den Zutritt in das vornehme Haus erlanget oder ihn nicht lange behauptet haben. Itzt ist er in demselben schon um drey Jahre älter, und für das Leben um vieles weiser, angenehmer, und brauchbarer geworden. Möchten wir doch viel solche junge Semmons zum Beyspiele aufstellen können! Wie viel Ehre würden sie itzt oder künftig den geistlichen Aemtern machen.

Meine Herren, der Fremde und der Einheimische, der Hohe und der Niedre, hat bisher unsrer Akademie den Ruhm der guten Sitten gegeben. Lassen Sie uns fortfahren, diese Ehre zu behaupten, und auch den Schatten der Ungezogenheit und Wildheit verdrängen, welche nie Gefährtinnen der Wissenschaften und Künste seyn dürfen. Lassen Sie uns über diese Sittsamkeit halten, die vor so vielen Ausschweifungen bewahret und so große Vortheile verschafft. Wo ist für Studirende mehr Ruhe, mehr unschuldiges Vergnügen, mehr wahre Freyheit und weniger Beeinträchtigung derselben, als hier? Und

wem

wem haben wir dieſes Glück zu danken? Den guten Sitten, der beſcheidnen und ſtillen Lebensart. O, gute Jünglinge, helft ſie erhalten, wenn Ihr Euch und mich liebt; und hütet Euch vor dem Geſchmacke am Sonderbaren und Dreiſten: denn auf das Sonderbare und Dreiſte folgt bald das Ausſchweifende und Unverſchämte. Nein, was ehrbar, was gerecht, was züchtig, was liebreich und ruhmwürdig iſt; iſt etwan eine Tugend; iſt etwan ein Lob, dem ſtrebet nach! *) Das ſind die wahren guten Sitten, welche die Religion und eine gereinigte Vernunft uns lehren.

*) Philip. 4, 8.

Vierzehnte Vorleſung.

Von den Pflichten in Abſicht auf die äuſſerlichen Güter des geſellſchaftlichen Lebens, und zwar zuvörderſt in Abſicht auf guten Namen und Ehre.

Das Verlangen nach einem guten Namen, nach Beyfall und Ehre iſt dem Menſchen eben ſo natürlich, als das Verlangen nach Vollkommenheit; in ſo weit nämlich Beyfall und Ehre entweder als eine Frucht und ein Merkmal der Verdienſte, oder als nützliche Mittel zu heilſamen Abſichten mit menſchlicher Vollkommenheit verknüpft ſind. Der Trieb nach Ehre bleibt alſo ſo lange eine natürliche gute Anleitung zu löblichen Bemühungen, als er von der Vernunft zu ſeiner Abſicht gehörig geleitet, auf wahre Verdienſte und gute Eigenſchaften gerichtet, und durch Demuth und Unterwerfung gegen Gott, geordnet und regieret wird; und er wird nur alsdann eine Quelle von Thorheiten und Laſtern, wenn er ſich der Herrſchaft

ſchaft der Vernunft entreißt, in eine heftige Leidenſchaft ausartet, und die Abſicht verkehret. Ein Menſch, der durch keinen Beyfall und durch keine Schande gerühret wird, iſt der nächſte bey dem Thiere; und unter den ehrſüchtigen Herzen iſt dieſes noch das beſte, das ſeine Ehre in ſolchen Gegenſtänden ſucht, die der Welt heilſam, und ohne die Uebung der höhern Kräfte der Seele nicht wohl zu erlangen ſind.

Der gute Name, in ſo fern er die Rechtſchaffenheit des Herzens, die alle Menſchen beſitzen ſollen, vorausſetzet, bleibt allezeit Pflicht; und wir können nicht gut ſeyn, wenn wir ihn nicht wünſchen und eifrig ſuchen. Aber in wie fern iſt die Beſtrebung nach Ehre eigentlich Pflicht? Laſſen Sie uns, dieſes zu erkennen, die Beſchaffenheit der Ehre, ihren Einfluß auf uns und Andre, die Abſicht, aus der wir Ehre ſuchen, und die Mittel und Eigenſchaften, durch die wir ſie ſuchen, genauer betrachten.

Die Ehre iſt überhaupt die günſtige und gegründete Meynung der Andern von unſern Verdienſten und Geſchicklichkeiten, und von der Abſicht, ſie auf die beſte und gemeinnützigſte Art anzuwenden. Den Klugen und Rechtſchaffnen gefallen wollen, iſt für ſich löblich. Ihr Beyfall vergnügt, und ſtärkt die Seele zu neuen guten Unternehmungen. In dieſer Ausſicht iſt das Gerüchte köſtlicher, den groſſer Reichthum, und Gunſt beſſer, denn Silber und Gold. *)

Den

*) Sprüch. Sal. 22, 1.

Den Beyfall der Rechtſchaffnen in einem Maaße verlangen, in welchem wir ihn nach unſrer eignen Ueberzeugung nicht verdienen, iſt Begehrlichkeit und Geiz. Die gute Meynung der Verſtändigen begehren, ohne Verdienſte zu haben, oder ohne dieſelben gehörig zu ſuchen, iſt mehr als Eitelkeit, iſt die Lügen eines elenden Herzens. Eben daher wachet ein Mann von kleinen Verdienſten ſo ängſtlich für ſeine Ehre, weil er weis, daß ſein Anſpruch darauf ſchlecht gegründet iſt. Die Achtung der Andern durch zufällige Güter, durch Reichthum, Geburt, Stand und Pracht, durch das Kleid und andre Koſtbarkeiten ſuchen, iſt ſinnlicher Ehrgeiz; und der Tribut des Beyfalls, den wir durch dieſe Vorzüge von Andern erhalten, iſt das Allmoſen des Pöbels, der gern das Glänzende mit den Verdienſten vermenget, weil Verdienſte oft im Glanze erſcheinen. *) Seinen Ehrgeiz in freywilligen Geſchenken der körperlichen Natur, in Schönheit und Stärke ſetzen, heißt als Bildſäule dieſelbe Bewunderung verlangen, die der Hand des Künſtlers gehört. In dem äußerlichen Anſtande und in gefälligen Sitten ſeine Ehre allein ſuchen, iſt der Ehrtrieb kleiner Seelen. Sie hingegen durch Gaben des Geiſtes, durch angenehme oder nützliche Werke der Kunſt und des Witzes gehörig ſuchen, iſt eine rühmliche Ehrbegierde. Und ſeine Ehre in einem guten Gewiſſen, durch eine willige und ſorgfältige Beobachtung aller ſeiner Pflichten aus Unterwerfung gegen Gott, und in deſſen Beyfalle ſuchen,

*) Youngs Nachtged.

ſuchen, in einer wahren Niedrigkeit und Demuth des Herzens gegen ihn, als den Quell aller Vollkommenheit und den Geber aller guten Gaben, in der Empfindung aller ſeiner eignen Unwürdigkeit ſuchen, das iſt die höchſte Staffel des Verlangens nach Ehre, auf welche ſich die Menſchen, ſo verſchieden ihre Gaben und Fähigkeiten, ſo verſchieden ihr Rang, ihre Geburt, Erziehung und ihre natürlichen Neigungen ſind, dennoch empor ſchwingen können. Welche rühmliche Bemerkung für die Würde des Menſchen, daß Alle die wahre Ehre durch Pflicht und Demuth erlangen können!

Durch ſie ſteigſt du zum göttlichen Geſchlechte,
Und ohne ſie ſind Könige nur Knechte.

Aber auch welche demüthigende Erfahrung, daß die meiſten ſie außer dieſer Hoheit, in zufälligen oder ſinnlichen Gegenſtänden, oder in eingebildeten und thörichten, oder noch tiefer herab, in ſchimpflichen Gegenſtänden ſuchen! Ohne das Verdienſt des Herzens mögen wir noch ſo berühmt ſeyn, noch ſo hoch ſteigen, unſere Höhe iſt doch nur, wie Young ſagt, der Galgen unſers Namens.

Die Menſchen offenbaren ihre gute Meynung von uns durch äußerliche Kennzeichen und dieſe Kennzeichen bedeuten nichts, wenn ſie nicht im Stande ſind, von unſern Verdienſten und ihren Abſichten richtig zu urtheilen, oder wenn ſie ſich ihrer ohne Ueberzeugung bedienen. Das Verlangen nach Beyfalle, wenn es vernünftig ſeyn

ſoll, muß alſo ein Verlangen nach einem gegrün-deten und wahren Beyfalle der Klugen und Recht-ſchaffnen ſeyn. Den Klugen reizt nur die Gründ-lichkeit des Lobes:

So bald dem Lobe die gebricht:
So wirds von ihm nicht angenommen.
Dem Thoren aber iſt ein jedes Lob willkommen,
Er mags verdienen oder nicht.

Nur der Menge, nur dem unwiſſenden Pöbel gefallen wollen, iſt Schwulſt der Ehrliebe, und ſetzet keine wahre Hoheit voraus. Dieſen Beyfall durch niedrige Wege, durch Geſchenke, Schmei-cheleyen, kriechende Herablaſſung erkaufen; iſt nie-dertrachtige Ehrliebe. Nur nach den zweydeuti-gen Zeichen der Ehre, nach demüthigen Stellun-gen und Begrüßungen, nach Titeln, Würden und Lobſprüchen ſtreben, und zwar nicht ohne Verdien-ſte zu beſitzen, iſt eitler Ehrgeiz. Aber ohne Ver-dienſte darnach ſtreben, iſt ehrſüchtige Dummheit. So ſehr uns auch Andre, die nicht im Stande ſind, von uns zu urtheilen, ehren mögen: ſo iſt es doch für uns eine Ehre ohne Bedeutung. Und, o wie oft erringen wir ſtatt der Ehre nur den lee-ren Schall! Aber ſie ſind gutgeſinnt, die Men-ſchen, die uns loben. Es ſey ſo! Sind ſie dar-um Richter der Verdienſte? Und wir ſchmachten ſo nach dem Glücke, Allen, das heißt, den Un-wiſſenden, zu gefallen? Dieſer Ehrtrieb kann nicht richtig, kann nicht anders als übertrieben

ſeyn,

seyn. Ja, wie oft können die Menschen, wenn sie gleich nicht wollen, dennoch unrichtig von unsern Vollkommenheiten und Tugenden urtheilen, so viel Einsicht sie auch besitzen! Sie sehen die meistenmale das nicht, was unsern Verdiensten und Tugenden den Werth giebt oder raubt, nicht die Quelle und die Absicht, aus der sie entsprangen. Sie sehen das Gehäuse und den Zeiger, nicht das innerliche Triebwerk des Verdienstes. Werde ich darum weiser und frömmer, wenn Millionen Geschöpfe von mir urtheilen, daß ichs bin? Der Ruhm kann also der Seele keine wahre Würde geben, wenn sie diese Würde nicht in sich hat und fühlt. Der innere Beyfall unsers Gewissens, daß wir nach den Gesetzen der Vernunft und Tugend auf die redlichste und beste Art zu handeln trachten, muß also allezeit vorher gehen, wenn der Ruhm und der gute Name kein Schall ohne Bedeutung seyn soll.

Durch nützliche und gute Bemühungen nach Ehre und einem guten Namen streben, bloß weil das Gefühl davon ein Vergnügen ist; oder weil wir einen starken und natürlichen Trieb darzu empfinden, oder von Jugend auf künstlich zu dieser Ehrbegierde sind gebildet worden, ist Wollust der Seele, Frucht der Erziehung und Gewohnheit, und nichts weniger, als Tugend. Der Gegenstand dieser Begierde sey auch noch so groß und ehrwürdig, noch so nützlich für das Publicum; in Ansehung unsers Herzens und der Absicht, ist er das letzte doch nur zufälliger Weise. Unsre Kraft, die

wir auf dieſen Gegenſtand verwenden, ſey Geiſt oder Körper; es ſey der erhabenſte, feinſte Verſtand; dieß ändert die Natur unſrer Ehrbegierde nicht. Fleiß und Nachtwachen, tiefes Nachſinnen, Erfindung mit unendlicher Mühe, alle Opfer der Bequemlichkeit, der Geſundheit, ja des Lebens, die wir unſrer Ehrliebe bringen, machen ſie zu keiner Tugend. Man ſey der größte Weltweiſe und die Bewunderung der Klugen und verdenke ſein Leben in nützlichen Erfindungen; man ſey der größte Held und wage ſein Leben in tauſend Gefahren, wo Andre zittern, und beſiege ganze Nationen; man ſey der größte Dichter und ſchreibe göttliche Sittenſprüche und werde das Orakel der Nachwelt; man ſey der größte Künſtler und verbeßre den Nutzen der Erde; man ſey der weiſeſte und wachſamſte Regent und beglücke ſein Volk auf Jahrtauſende hinaus! man kann dieſes alles, ſeiner Ehrbegierde zu Gefallen ſeyn; des Kützels wegen, den wir bey dem Ruhme empfinden, und gar nicht in Rückſicht auf Gott und Pflicht, und auf den wahren Nutzen der Andern; das heißt, nicht aus Tugend.

Die Ehrbegierde, deren Antrieb mein äußerlicher Vortheil allein iſt, da ich den Beyfall der Andern durch nützliche Unternehmungen ſuche, um ihre Gewogenheit, ihren Fürſpruch, ihre Hülfe, mit einem Worte mein Glück, oder einen Theil deſſelben, oder das, was ich für Glück achte, zu erhalten, iſt ein erlaubter Eigennutz, aber noch keine Tugend. Man würde das Gute, das man

thut,

thut, unterlaſſen, wenn die gute Meynung der Andern kein Mittel zu unſrer Hauptabſicht wäre, und wenig bekümmert ſeyn, ob ſie uns für lobenswerth hielten oder nicht.

Den guten Namen und die Ehre als ein Mittel betrachten und begehren, um deſto mehr Gutes zu ſtiften, und indem er uns erfreut oder nützt, den Eifer für unſre Pflicht dadurch beleben, dieſes iſt eine pflichtmäßige Ehrbegierde. Den guten Namen oder den Beyfall ſuchen, weil uns der Mangel deſſelben an unſerm und Andrer Glücke hindern würde, und weil wir dieſes doppelte Glück zu befördern für ein göttliches Geſetz der Vernunft achten, auch dieß iſt ein tugendhafter Ehrtrieb. Wir ſind in dieſer Ausſicht nicht nur verbunden, alles das zu meiden, was uns die Achtung der Vernünftigen rauben kann, ſondern auch den Schein des Unedlen. Wir ſind verbunden, nicht nur das zu thun, was rühmlich und Pflicht iſt, ſondern auch darum, weil es Pflicht und gut iſt; ſonſt iſt unſre Ehrbegierde nicht rühmlich, oder wir begehren mehr, als wir verdienen. Man kann die Probe ſehr leicht anſtellen. Ich rette einen meiner Feinde, der mich empfindlich beleidiget hat, aus dem Gefängniſſe und bezahle zehntauſend Thaler Schulden für ihn. Eine That, die mir einen großen Namen macht; und den großen Namen eines ſonderbaren Wohlthäters wollte ich auch erlangen. Iſt dieſer Ehrtrieb Tugend? Wer wird das glauben? Man ſage es dem vernünftigen und rechtſchaffnen Manne, der dieſe That lobt, daß

man sie deswegen unternommen habe, nicht so wohl um den verunglückten Feind aus seinem Gefängnisse zu befreyen, als um sich einen großen Namen zu erwerben; und er wird aufhören, uns zu bewundern, und anfangen, uns geringe zu schätzen. Er wird mich für einen ehrsüchtigen Schwärmer und nicht für den rühmlichen Mann halten, der aus Gehorsam gegen Gott seine Feinde, statt sich an ihnen zu rächen, beglücket.

So gewiß es aber seyn mag, daß die günstige Meynung der Andern uns keinen wahren Werth ertheilet und oft ein leerer Schall ist; so gewiß es seyn mag, daß die nachtheilige Meynung der Welt von uns kein sichres Kennzeichen des Mangels unserer Verdienste, ja oft ein Beweis der Größe unsrer Verdienste ist; so bleibt es doch allezeit eine Pflicht der Vernünftigen, für einen rühmlichen Namen zu wachen, und die Geringschätzung und Verachtung in den Augen der Welt durch erlaubte und geprüfte Mittel zu verhindern.

Ist es nämlich gewiß, daß ich mehr Gutes für mich, für meine Freunde, für mein Vaterland, für die Welt ausrichten kann, wenn ich bey den Kräften und dem Willen dazu, auch die gute Meynung und Achtung der Andern besitze: so ist es Unbesonnenheit, sie zu vernachlässigen. — Ist es wahr, daß ich bey allen Gaben und Geschicklichkeiten mir und der Welt weniger nützen kann, so bald ich bey Andern in keinem guten Ansehen stehe: so ist es thöricht, diesem Mangel des Ansehens und der Ehre nicht zuvor zu kommen, oder

ihm abzuhelfen, wenn ich vernünftige Mittel dazu in meiner Gewalt sehe, oder sie durch Fleiß und Achtsamkeit in meine Gewalt bringen könnte. — Wir wollen einige Regeln in Absicht auf den rühmlichen Namen bestimmen.

Erste Regel. Der sicherste und vornehmste Weg zu einem guten Namen, ist, daß man ein rechtschaffner und nützlicher Mann zu seyn sich bestrebe. Der Beyfall der Vernünftigen wird durch nichts Geringers gewonnen; und so wenig ihrer auch seyn mögen: so sind sie doch, nächst dem innern Zeugnisse des Gewissens, die einzigen und zuverlässigen Richter unter den Menschen. So wenig ihrer sind; so wiegt doch die gute Meynung Eines Rechtschaffenen in der Waagschale der Vernunft mehr, als der Beyfall ganzer Millionen Thoren, oder Lasterhaften. Der Beyfall eines einzigen würdigen Mannes ist nicht nur Stärke, Trost und Belohnung für mein Herz; nein, er ist mir auch die Anwartschaft auf die Achtung aller, die ihm gleichen. Die Rechtschaffnen haben alle Ein Herz und Ein Gefühl des Edlen, wie sie alle einerley Regel des Guten haben. Der Beyfall des Kenners ist gleichsam die verstärkte Stimme des Sprachrohrs, die weiter reicht, als das laute Geschrey einer Menge von Thoren. Und wer giebt den Ton zu den richtigen Urtheilen der Unwissenden und Leichtsinnigen, ja oft der Lasterhaften, an? Ist es nicht meistens der Kluge und Rechtschaffne? Sie hören, weil sie nicht selbst

urtheilen könnten, oder zu träge sind, urtheilen zu wollen, oder sich fühlen, daß sie leicht falsch urtheilen und sich dadurch vor der Welt beschämen könnten, auf den Ausspruch, den der Gute von uns thut, nehmen ihn, als ihre eigne Erfindung an, und lallen ihn nach, damit man sie für Richter von Einsicht halten solle. Wer kann es endlich leugnen, daß wir durch die strenge Beobachtung eines rechtschaffnen Betragens selbst die Stimmen der Thoren und Lasterhaften, wo nicht schnell, doch nach und nach auf unsre Seite ziehen? Der Thor, er wolle oder wolle nicht, fühlt sich endlich doch, wenn er unsre Gaben, unsern Fleiß und unser übereinstimmendes Verhalten kennen lernt, gezwungen, uns heimlich seinen Beyfall zu ertheilen; und er wird sich, wenn es sein Vortheil befehlt, lieber unsrer Einsicht und Redlichkeit anvertrauen, als den Pralereyen seiner Gefährten, deren Eigennutz, oder Eitelkeit und Unwissenheit er aus seinem eignen Herzen so zuverlässig kennt. Der Lasterhafte, so sehr er es auch ist, wird selten in seinem Herzen eine böse Meynung von dem Mann haben, der seiner Pflicht folgt. Wenn er ihn verunglimpft, so wird er mehr der Art, seine Tugend auszuüben, mehr seines Aeußerlichen, als der Tugend selber spotten, die ihm, Trotz seiner bösen Leidenschaften, doch ehrwürdig bleibt. Verfolgt aber ja dieses Geschlecht der elendesten Sterblichen den Rechtschaffnen mit Verachtung: so ist sie ihm bey Vernünftigen eine Ehre. Wie die Wespen durch ihre Verwüstungen die schönste Frucht verkündigen:

verkündigen: so verkündigen die Schmähsüchtigen oft das gröſste Verdienſt. Schande vor der Welt, die wir nicht verdienen, iſt freylich ein Unglück, aber doch ein Unglück, dafür uns unſer Gewiſſen, der Beyfall der Edlen, und mehr als alles, der Beyfall des Himmels reichlich entſchädigt; ein Unglück, das ſich oft, gleich als in dem Trauerſpiele, in ein ruhmwürdiges Glück für uns auflöſet.

Zweyte Regel. Es iſt nicht genug für den guten Namen, daß wir rechtſchaffne und nützliche Männer ſeyn wollen, wir müſſen auch, jeder an ſeinem Theile, auf die beſte Art nützlich zu ſeyn trachten.

Jeder hat von der Hand der Natur gewiſſe eigenthümliche Gaben, oder eine beſondre Miſchung von Fähigkeiten empfangen, die ihn vorzüglich in den Stand ſetzen, Andrer Beyfall, Vertrauen und Liebe ſich zu erwerben.

Die Werkzeug unſers Glücks ſind allen gleich gemeſſen;
Ein jeder hat ſein Pfund und Niemand iſt vergeſſen.

Auf dieſe Fähigkeiten nicht Acht haben, heiſst, nicht nur ſeinem natürlichen Rufe nicht folgen, ſondern auch bey Andern die gute Meynung von ſich verringern. Es fehlet uns oft nicht an Fleiſse und Eifer, der wackre Mann zu ſeyn. Wir thun mehr, als Andre, und wir thun es doch nie mit

Beyfalle; denn die natürliche Fähigkeit mangelt uns. Jener bleibt ein elender Redner und heißt es in dem Munde der Welt, und mit Recht. Gleichwohl iſt er der fleißigſte Mann, und man ſchätzt ihn nicht. Vielleicht hätte er mit ſeinem Fleiße im Handel ſich die Achtung der Welt erworben. Er kränkt ſich, daß er ſie nicht hat, daß ihn kein Beyfall belohnet. Er klagt heimlich die Erde und den Himmel an, und er ſollte ſeine verfehlte Wahl anklagen. Strephon dichtet ſich um den Beyfall der Menſchen, den er durch ſeine Arbeiten zu erlangen hofft. Er iſt wirklich ein gutgeſinnter Mann, der Beyfall verdienen und Nutzen ſchaffen will. Hätte er ſich geprüft, oder ſein Genie von Andern prüfen laſſen: ſo würde er gefunden haben, daß er zu einem arbeitſamen Geſchäffte, wo er nur die Erfindungen und Anſchläge der Andern hätte ausführen dürfen, geſchickt geweſen wäre. Vielleicht würde er Rechtshändel mit Beyfalle und Vortheil geführt haben, an ſtatt, daß er bey allen ſeinen Bemühungen itzt das Unglück hat, ein ſchlechter Poet zu ſeyn. Ein Hofmann, den Niemand achtet, weil er zu dieſer Lebensart nicht gebohren iſt, würde vielleicht ein gelehrter und nützlicher Herr auf ſeinem Landgute, und jener elende verachtete Rechtsgelehrte ein trefflicher Künſtler geworden ſeyn, wenn beide den natürlichen Beruf, der durch die angebohrnen Fähigkeiten und Gaben an ſie ergieng, nicht verkannt hätten.

Es verſteht ſich, daß wir unſre natürlichen Gaben ausbilden müſſen. Viele kennen ihr Talent und folgen ihm, und werden doch nie nützlich und des Beyfalls werth, weil ſie zu wenig Mühe anwenden, es auszubilden, oder, aus Mangel der Vorſicht und Klugheit, ihre Mühe vergeblich verſchwenden. Sie wollen eher Ruhm oder Belohnung haben, als es Zeit iſt, und verlieren oft darüber den Beyfall, den ſie ſonſt erlangen könnten; oder ſie unterlaſſen in der Folge das, was zur Erhaltung des Beyfalls nothwendig war. Hätte ſich der junge Autor mit ſeinem Genie und ſeiner Begierde zu gefallen, nicht eher hervor gewagt, bis er die ſchönen Wiſſenſchaften genau erlernt und die Ausſprüche des Kenners vernommen: ſo würde er mit Beyfalle erſchienen ſeyn, und dieſer Beyfall würde ihn zu neuem Fleiße geſtärkt haben, da ihn itzt der Tadel entweder niederſchlägt, oder ſo hart macht, daß er fortſchreibt, ohne auf das Urtheil des Publici zu hören. Meran hätte wirklich ein Redner mit Beyfall werden können. Er hat große Gaben und viel Gelehrſamkeit; allein es iſt ihm zu gering geweſen, ſich in der Sprache zu üben. Er hat ſie nicht in ſeiner Gewalt, er kennt ihre Fehler und Schönheiten nicht, er trägt die Worte, wie der ſchlechte Maler die Farben, ohne Wahl und Klugheit auf. Er würde unendlich nützlicher und ſein Beyfall weit größer geworden ſeyn, wenn er ein nothwendiges Mittel der Beredſamkeit nicht für ein entbehrliches oder ſehr leichtes gehalten hätte.

Dritte Regel. **Man treibe das vornehmlich, wozu uns die Natur und die Umstände geschickt machen, und treibe es fortgesetzt; allein man versäume auch diejenigen Wege nicht, die in unsern Hauptweg einschlagen.** Der Handelsmann soll alles erlernen und üben, was unmittelbar zu seinem Handel gehört; das ist nothwendig und sein Gewerbe. Er hat Naturell und günstige Umstände zu diesem Naturelle vor sich. Er muß ein ehrlicher Mann seyn; und das sollen wir alle in jedem Stande seyn. Aber wenn er keine Sprachen, keine Lebensart erlernen, sich keine Kenntniß fremder Länder und ihrer Handlungen erwerben wollte; würde er wohl seinen Handel mit so vielem Beyfalle treiben? Das Nützliche, das in unsre Hauptabsicht, einen Einfluß hat, hat ihn auch in unsern guten Namen. Der Soldat, der nichts als das, was zum Soldaten nothwendig erfordert wird, erlernen will, wird es eben deswegen mit weniger Beyfall ausüben. Das Lesen guter Bücher, die Erlernung gewisser Wissenschaften und Sprachen, der Umgang mit Leuten von Geschmacke, wird seiner Kriegswissenschaft bald eine Hülfe, bald eine Zierde; in Gefahren oder schnellen Entschließungen wird es seinem Muthe ein Orakel und in Zeiten des Friedens seinem Betragen eine Ehre seyn.

Orgon, der mit vielen Fähigkeiten in das Amt getreten ist, läßt es bey diesen Fähigkeiten bewenden. Er braucht sie, so gut er sie hat, und glaube für seinen Namen genug zu thun. Er thut viel

zu wenig. Seine Fähigkeiten nicht verſtärken, iſt eine Unterlaſſung der ſchuldigen Pflicht. Er iſt ein Geiſtlicher. Er weis etwas von der Kirchengeſchichte; aber warum bereichert er ſich nicht noch mehr mit ihr? Sie würde ihm in ſeinem Vortrage oft nützen. Er ſchreibt ſeine Predigten ſorgfältig nieder. Aber ſoll er nur ſich ausſchreiben? Warum lieſt er nicht die beſten Redner? Er hat ja Zeit übrig. Er weis keine Profangeſchichte. Iſt dieſe einem Theologen etwan unbrauchbar? Erfüllt ſie nicht das Gedächtniß mit nützlichen Sachen und Charakteren, mit Verzeichniſſen der Handlungen und ihren guten oder verderbten Quellen? Lehrt ihn nicht vornehmlich die alte Geſchichte, den beſten Menſchen ohne die chriſtliche Religion, als einen ſehr unvollkommenen Menſchen kennen? Unſer Geiſtlicher verſteht die engliſche Sprache, und er vergißt ſie und könnte ſo viel gute Bücher leſen, die ſeinen Verſtand ſtärken, und ihn alſo immer geſchickter zu ſeinem Amte, immer nützlicher und folglich des Beyfalls der Welt immer würdiger machen würden? Er warte ſeines Amtes ſorgfältig und thue außer den Stunden deſſelben das, was in den Nutzen ſeines Amtes einfließt, das heißt, er verbeßre ſeine Gaben und höre damit nicht auf.

Auf dieſe Weiſe ſind Künſtler und Gelehrte, ja ſelbſt die Handwerker verbunden, das was ihre Kunſt oder ihr Gewerbe erhöhen kann, ſo oft und ſo lange ſie können, ohne ihrer Hauptpflicht Schaden zu thun, in ihre Gewalt zu bringen.

Unſere

Vierte Regel. Unſere wahre Ehre beſteht zwar darinnen, daß wir unſern pflichtmäßigen Beruf, unſern Stand, unſer nützliches Gewerbe, mit Eifer und Treue beobachten, und außer dieſem Wege geht keine gebahnte Straße zum Beyfalle; aber wir können dieſen Eifer haben, und doch oft keinen oder wenig Beyfall erlangen, wenn wir die allgemeinen Mittel des Beyfalls, nämlich Klugheit, Beſcheidenheit und Wohlanſtändigkeit vergeſſen.

Kein Stand und keine nützliche Lebensart iſt ohne Ehre. Die Ehre des Landmanns iſt, daß er die Pflichten ſeines Standes auf die beſte und nützlichſte Art zu erfüllen trachtet. Dieß iſt die Ehre des Handwerkers und des Künſtlers, des Gelehrten und des Tagelöhners, des Königes und des Unterthanen, des Vaters und des Kindes, der Hausfrau und der Aufwärterinn. Wer in ſeinem Stande, darein ihn die Natur und die Umſtände, darein ihn Gott durch die Einrichtung der Natur geſetzet hat, eifrig und treu, und zwar aus Pflicht eifrig und treu iſt, der hat die wahre Ehre im Herzen, deren ſich kein Engel ſchämen darf, und eben darinnen hat er auch das Mittel, ſich des äußerlichen Beyfalls zu verſichern. Allein wie viele Menſchen ſchwächen oder hindern dieſen letzten Beyfall durch die Art, mit der ſie ihre ſonſt nützliche Pflicht leiſten! Was iſt Eifer in ſeinem Berufe ohne Klugheit? Wie oft wird er beleidigend! Was ſind Verdienſte ohne Beſcheidenheit? Wie

oft

oft erwecken ſie uns Verächter oder Haſſer! Was iſt Treue und Rechtſchaffenheit, ohne Beobachtung der Wohlanſtändigkeit? Klugheit, Beſcheidenheit, Freundlichkeit und anſtändige Sitten ſind der tugendhaften Anwendung unſrer Geſchicklichkeiten zu unſerm und Andrer Beſten das, was dem Gemälde Licht und Schatten, oder dem Erdboden die grüne Farbe iſt. Eben deswegen iſt der Wohlſtand eine ſo wichtige Pflicht, weil er Andre geneigter macht, unſre Gaben zu erkennen und zu nützen, und uns wieder zu dienen. Eben deswegen iſt die Beſcheidenheit bey unſern Pflichten und Vorzügen eine ſo wichtige Tugend, weil ſie denen, welchen wir in unſerm Berufe dienen, unſre Pflicht angenehmer macht, indem ſie uns angenehm macht; und weil ſie gleichſam das Blendende unſrer Verdienſte in dem Auge des Andern mildert, und den Andern ſeinen eignen geringern Werth weniger fühlen läßt. Der Mangel der Klugheit in den verſchiednen Umſtänden und Verhältniſſen des Lebens, bey den verſchiednen Perſonen dieſer großen Scene, die bald Höhere, bald Niedre, bald von dieſer Gemüthsverfaſſung und Lebensart, bald von einer andern ſind, wird nothwendig unſre Geſchicklichkeit oft unnütze und unfruchtbar, oft wohl gar ſchädlich machen. Der Mangel der Klugheit iſt öfters Schuld, daß man gerade durch die eifrigſte Erfüllung ſeiner Pflichten Andre beleidiget, ſich ſelbſt aber viele liebloſe Urtheile zuzieht. Der Mangel angenehmer und leutſeliger Sitten fällt eher in das Auge, als der Werth des Verdienſtes;

und der Lehrer, der Anführer, der Rathgeber, der Freund, der Autor, der Vater, der Künstler, der diese Eigenschaften in seiner Sphäre vergißt, oder das unterläßt, wodurch er sie hätte erlangen können, schadet oft, je mehr er nützen will, dem gegenwärtigen und künftigen Nutzen, und raubt sich bey Andern mit ihrer guten Meynung auch ihr Vertrauen, und mit der Hochachtung ihre Liebe. Ein mürrischer obgleich treuer Lehrer, ein schmutziger obgleich fleißiger und geschickter Jüngling, ein hitziger obgleich gelehrter Scribent, der aufrichtigste Freund ohne die gehörige Klugheit, der dienstfertigste Mann ohne Lebensart und Bescheidenheit, der witzigste Kopf mit pedantischen Sitten, nützen um desto minder, je minder sie gefallen; und ihr guter Name leidet nie, daß nicht auch ihr eignes Glück und das Wohl der Andern dadurch leiden sollte. Kann man noch fragen, ob man verbunden sey, auf die beste Art für seinen guten Namen zu sorgen.

So gar die Beobachtung willkührlicher, aber unschuldiger Gebräuche ist ein Gesetz, das der gute Name auflegt. Der gutgesinnte Sonderling hat keine Entschuldigung mehr für sich, so bald er sieht, daß die Abweichung von einem eingeführten Gebrauche ihn dem Tadel oder der Verachtung der Welt aussetzet. Er lebt nicht für sich, er kleidet sich auch nicht bloß für sich, sondern für Andre; und es kömmt nicht auf ihn an, ob er die Mode seines Großvaters beybehalten, oder sich ohne Ueppigkeit kleiden soll, wie es der itzige Gebrauch befiehlt.

fiehlt. Er ſoll wenigſtens ein glückliches Mittel zu treffen und das Anſtändige von dem Eiteln und Albernen zu trennen wiſſen.

Endlich iſt auch die Vermeidung des Scheins von allem dem, was den Mangel der Geſchicklichkeit, oder unerlaubte Abſichten, und einen üblen Gebrauch ſeiner Gaben anzuzeigen pflegt, alles, was Andre überreden kann, daß wir von unſern guten Grundſätzen und dem geraden Pfade unſrer Pflichten abzuweichen anfangen, die Verhütung alles deſſen, was den Schein des Laſters, oder der Thorheit, oder eines ungeſitteten Betragens hat, alles dieſes, ſage ich, iſt eine Pflicht des guten Namens. Und wie oft ſündigen ſehr gute Herzen wider dieſe Pflicht!

Der Prediger darf mit ſeinen eitlen Anverwandten umgehen, er kann Gaſtereyen beſuchen und ein rechtſchaffner Geiſtlicher ſeyn. Allein ſo bald er ſieht, daß er den Verdacht eines ſinnlichen eiteln Mannes oder eines Schmarozers dadurch auf ſich laden würde: ſo iſt er verbunden, mit aller Strenge auch den Schein zu fliehen. Sein Amt leidet mit ſeiner Ehre. Der Docent darf in ſeinen Vorleſungen Munterkeit anbringen. Aber er ſcherze noch ſo witzig, ſo bald er ſich dadurch den Verdacht eines Leichtſinnigen oder Spötters zuzieht: ſo iſt ſeine Kunſt unerlaubt und wider ſeine Pflicht und ſeinen guten Ruf. Der Lehrer in Schriften ſoll freylich mehr auf die Sachen, als auf die Worte ſehen. Allein durch eine nachläſſige und ſorgloſe Schreibart kann er oft den Schein

annehmen, als ob er der gründliche, deutliche und geiſtreiche Scribent nicht wäre, der er doch in der That iſt; als ob es ſeine Abſicht nicht ſey, ſo lehrreich zu werden, als er ſeyn könnte. Eben deswegen ſoll er ſich der guten und faßlichen Schreibart befleißigen; und weil ſein bloßer Wille nichts hilft, ſich der Mittel bedienen, ſie zu erhalten, ſo beſchwerlich es ihm auch fallen mag.

Selbſt diejenigen Männer, die mit außerordentlichen Gaben, und den Kräften, der Natur zu gebieten, von Gott ausgerüſtet waren, haben uns das Beyſpiel hinterlaſſen, wie man, ſeinem Berufe und dem guten Namen zu Ehren, noch ſtets, den Eifer in ſeinen Pflichten mit Klugheit, Beſcheidenheit und Gefälligkeit verbinden ſoll. Wer hat einen größern Eifer, Gutes zu thun, gefühlt, als Paulus? Welche Klugheit begleitet gleichwohl ſeinen Unterricht, wenn er dem neugierigen Athen die Lehre Jeſu verkündiget! Wie oft und ſehr bemüht er ſich, allen allerley zu werden, und nach den Meynungen Andrer, ſo lange ſie unſchädlich ſind, ſich zu richten! Er darf Sold nehmen, aber er will lieber, ſo lange er ſich ſelbſt erhalten kann, das Evangelium umſonſt predigen, und ſeinen guten Namen dadurch ſchützen. *) Welche Beſcheidenheit, wenn er ſein göttliches Amt rühmet! Wie ſorgfältig vermeidet er den Schein des Eigennutzes, wenn er reiche Allmoſen nach Jeruſalem ſendet! Und wer hatte gleichwohl weniger Urſache, den Schein des Unerlaubten zu fürchten, als ein göttlicher Geſandte? Aber,

*) 2 Kor. 11, 7. 8. 1 Kor. 9, 7. 12. 18.

Aber, ſagt er, auf daß uns Niemand Böſes nachreden möge wegen dieſer reichen Steuer. *) Er hatte die Sache Gottes zu vertheidigen, als er vor dem Könige Agrippa redete; und doch mit welcher anſtändigen Behutſamkeit, mit welcher nachahmungswürdigen Klugheit verbindet er ſeine Freymüthigkeit! Ich wünſche zu Gott, ſpricht er, es fehle an viel oder wenig, daß du, und alle, die mich heute hören, ſolche ſeyn möchten, als ich bin, dieſe Bande ausgenommen. **)

Man kann ſich faſt alle Regeln der Klugheit und Anſtändigkeit in ſeinem Berufe aus den Beyſpielen dieſer heiligen Männer entwerfen, wenn man das abſondert, was zu dem beſondern Amte von Gott erleuchteter und mit außerordentlichen Kräften begnadigter Perſonen gehört.

Der ſicherſte Pfad der Ehre iſt alſo der Weg der fortgeſetzten Pflicht, die ſorgfältige Bearbeitung und Anwendung ſeiner Gaben für unſer Glück und Andrer Beſtes, in allen verſchiedenen Umſtänden des geſelligen Lebens, unter der Begleitung der Klugheit, Beſcheidenheit und Wohlanſtändigkeit.

Meine Herren, das erlaubte natürliche Beſtreben nach Ehre kann leicht in die böſen Leidenſchaften des Ehrgeizes und Hochmuthes ausarten. Wir ſind aber ehrgeizig, wenn wir Ruhm und Anſehen bloß um unſertwillen als einen Zweck, und nicht als ein Mittel zu höhern guten Abſichten ſuchen, und uns alſo zu unſerm Gott machen. Wir ſind hochmüthig, wenn wir uns Verdienſte zuſchreiben, die wir gar

*) 2 Kor. 8, 20. **) Apoſtelgeſch. 26, 29.

nicht, oder doch nicht in dem Maaße beſitzen, als wir uns ſchmeicheln, uns dadurch über Andre ſetzen, oder nicht wiſſen wollen, daß alle unſre Gaben und Vorzüge unverdiente Geſchenke des Unendlichen ſind. Die Ehrbegierde alſo, wenn ſie gut bleiben ſoll, muß durch die Tugend der Demuth gegen Gott und Menſchen, von der ich an ſeinem Orte reden will, gemäßiget und geadelt werden. Wir müſſen nie vergeſſen, daß unſer höchſter Ruhm dieſer iſt, alles zur Ehre deſſen zu thun, von dem wir ſind.

Und damit wir den Stolz nicht in uns ernähren, ſo laſſen Sie uns oft an unſre Mängel, Schwachheiten und Thorheiten denken, welche denen verborgen ſind, die uns ehren. Müſſen wir erſt dreyßig Jahre alt werden, um einzuſehen, daß wir vielleicht Thoren ſind; und vierzig Jahre, um einzuſehen, daß wir es gewiß ſind? *) Laſſen Sie uns zu uns ſelbſt ſagen: Was würde die Welt von dir urtheilen, wenn ſie dich genug kennte, und was für Ehre würdeſt du von ihr fordern, wenn ſie um alle deine Thorheiten und ſträflichen Eigenſchaften wüßte? Iſt es nicht Glück genug, daß ſie dich nicht verachtet; und du verlangſt den Zoll der Verehrung von ihr, der dir nicht gehört?

Laſſen Sie uns oft an die Beſchaffenheit der menſchlichen Ehre denken. Wie ungegründet, wie unrein, wie veränderlich und flüchtig, wie klein in ihrem Umfange iſt ſie; und gleichwohl wie verführeriſch und verderblich für unſer Herz, wenn wir uns

*) Youngs Nachtged.

uns von ihr beherrſchen laſſen! Und endlich, wie viel hilft uns Ruhm und Ehre?

Habe den Beyfall der ganzen Welt, Ruhmbegieriger! Wird er dich in der Stunde des Elends beruhigen? Wird das gute Zeugniß der Menſchen deine Krankheit mindern und die Unruhen deines Gewiſſens ſtillen? Wird der König, wenn er dich auf deinem Sterbebette noch mit ſeiner Gegenwart, als dem größten Beyfalle, beehret, die Schrecken des Todes von dir entfernen und dir eine einzige deiner Sünden, die dich ängſtigen, erlaſſen können? Werden dir die Lobſprüche aller Menſchen in deiner letzten Stunde das Recht oder nur die geringſte Verſicherung der Gnade bey Gott und einer ſeligen Ewigkeit ertheilen? Und wenn du hingegen, entblößt von dem Ruhme der Menſchen, von ihnen kaum bemerkt, oder wohl gar geringe geſchätzt, das Zeugniß eines guten Gewiſſens und der Ehre bey Gott haſt, wie ſelig biſt du da, o Menſch, im Glücke, im Elende und am Ende deines Lebens! Der höchſte Ruhm iſt die Ehre eines wahren Chriſten, die ihm die Religion ertheilt, wenn er mit heiliger Zuverſicht von ſich denken und ſagen kann:

Des Sohnes Gottes Eigenthum,
Durch ihn des ew'gen Lebens Erbe,
Dieß bin ich; und das iſt mein Ruhm,
Auf den ich leb und ſterbe.

Dieß ſey auch unſer höchſter und ewiger Ruhm!

Funfzehnte Vorleſung.

Fortſetzung von den Pflichten, in Abſicht auf die geſellſchaftlichen Güter, und zwar in Abſicht auf Vermögen, bürgerliches Anſehen, und Macht.

Vermögen, Anſehen und Macht in der bürgerlichen Verfaſſung ſind Mittel, theils unſre nothwendigen Bedürfniſſe zu befriedigen, theils die unſchuldigen Bequemlichkeiten des Lebens uns zu verſchaffen, theils Andern zu nützen und ihr Glück zu befördern. Sie in dieſer Ausſicht begehren, durch erlaubte Mittel, durch Geſchicklichkeit, Fleiß und Verdienſte ſuchen, durch Treue und Sorgfalt erhalten und vermehren, iſt Pflicht. Wie weit dieſe Pflicht gehe, welches z. E. das Maaß des Reichthums ſey, nach dem ein jedweder ſtreben dürfe, läßt ſich zwar durch allgemeine Regeln nicht genau beſtimmen; allein

lein ſo viel iſt gewiß, daß die Sorge für das Vermögen unſern Bedürfniſſen angemeſſen ſeyn, von dem Verlangen, Gutes dadurch zu ſtiften, regieret werden und keiner andern natürlichen oder ſittlichen Neigung nachtheilig ſeyn, oder mit einem Worte, keiner andern Pflicht widerſtreiten muß. Vermögen und Anſehen auf dem Wege des Berufs und der Verdienſte ſuchen und behaupten, um ſeine und Andrer Sicherheit zu erhalten oder zu befördern, um ſeinem Hauſe, ſeinen Freunden und dem gemeinen Weſen deſto beſſere Dienſte zu leiſten; wer wird dieſes nicht für ein Geſetz der Vernunft und alſo für Pflicht erklären? So oft wir daher aus natürlicher Gleichgültigkeit, aus Eigenſinn, Bequemlichkeit, Leichtſinn, Trägheit und Sinnlichkeit, oder aus Vorurtheilen die Sorge für das Vermögen hintanſetzen: ſo kann dieſe Enthaltung nicht ruhmlicher ſeyn, als die Urſache; ſie iſt Fehler. Wenn wir Vermögen haben, es ſey viel oder wenig, und wir nützen es nicht, uns und Andern zum wahren Beſten, ſondern halten es gierig zurück, ſo ſind wir geizig. Der Arme kann alſo eben ſo wohl geizig ſeyn, als der Reiche; er darf nur ſein geringes Vermögen erhalten oder vermehren wollen, nicht weil es ein Mittel zu ſeinen nothwendigen Bedürfniſſen iſt, ſondern weil er es als einen letzten Endzweck liebt; ſo wie er mit ſeinen wenigen Groſchen, die ſein Reichthum ſind, wenn er ſie ſorglos und aus Ueppigkeit verthut, eben ſo wohl

ein Verschwender seyn kann, als der Reiche mit seinen Schätzen.

Wer aus Trägheit mit einem geringern Vermögen zufrieden ist, weil er nicht mehr bedarf, und doch durch eine sorgfältigere und treuere Beobachtung seines Berufs sich ein größres erwerben könnte, der sündiget; denn er könnte mit größrem mehr Gutes stiften. Wer hingegen mit Gefahr seiner Gesundheit und seines guten Namens nach Gütern strebt, der liebt das Vermögen zu sehr. Wer die rühmlichsten und heilsamsten Arbeiten unternimmt, alle Kräfte seines Verstandes noch so sehr bessert und anstrengt, die trefflichsten Werke der Wissenschaft oder Kunst der Welt mittheilt, aber bloß aus Begierde nach Reichthume, ist vor dem Gerichte der Vernunft nichts edler bey seinem Fleiße, als der geizige Handelsmann, der mit tausend Beschwerlichkeiten nach beiden Indien reiset, bloß um reich zurück zu kommen. Sich die Erwerbung oder die Erhaltung seines Vermögens so angelegen seyn lassen, daß uns keine Zeit übrig bleibet, die Pflichten des Freundes, des Vaters, des Gatten zu erfüllen, ist offenbar unerlaubte Häuslichkeit. Für die Bedürfnisse des Körpers durch so vielen Fleiß sorgen, daß man ungeschickt wird, seinen Verstand und sein Herz zu verbessern, oder daß man keine Zeit dazu übrig behält, ist eine Geringschätzung der Seele und verräth Geiz. Sich krank arbeiten, um

Vermögen

Vermögen zu haben, Andern Gutes zu thun, iſt unter dem Vorwande der Pflicht eine Verletzung derſelben. Reichthum beſitzen, und deswegen glauben, daß man nicht arbeiten dürfe, heißt glauben, daß man Andern bloß darum nützen müſſe, um nicht ſelbſt zu darben.

Unſer Reichthum, wir mögen ihn dem Glücke zu verdanken oder durch Fleiß überkommen haben, iſt, gleich unſern übrigen Gütern, ein Geſchenke der Vorſehung, und die Pflicht, ihn wohl anzuwenden, iſt eine der wichtigſten und ſchwerſten. Er iſt, wie wir ſchon geſagt haben, ſeiner Natur nach ein Mittel zu vortrefflichen Abſichten; und ſo bald wir ihn nicht dazu gebrauchen, ſo ſchaden wir uns und der Welt, wir mögen ihn nun geizig verſchließen oder verſchwendriſch durchbringen.

Die Art, wie wir ihn gebrauchen, hat in unſer ganzes Verhalten und in unſern moraliſchen Charakter einen großen Einfluß. Wer ſein Vermögen übel anwendet, wendet auch zugleich ſeine Zeit, ſeinen Verſtand, und die Kräfte ſeines Körpers übel an. Und wenn Eitelkeit, Stolz, Eigenſinn und Weichlichkeit die Triebfedern bey dem Gebrauche unſers Vermögens ſind: ſo werden eben dieſe Neigungen ihre Herrſchaft auch bald über unſre übrigen Handlungen ausbreiten. Die üble Anwendung unſers Vermögens verderbt nothwendiger Weiſe

unſer Herz. Lieben wir es zu ſehr, ſo wird unſer Herz niederträchtig, abgöttiſch gegen den Reichthum, hart zum Mitleiden und zur Menſchenliebe; und wie können wir es übel verwenden, ohne daß wir dadurch theils unordentliche Neigungen befriedigen, theils neue verwerfliche Begierden in uns erzeugen und unſern Leidenſchaften ſchmeicheln? — Sein Vermögen, der herrlichen Tafel, der Pracht in Kleidern und Palläſten, den koſtbaren Bequemlichkeiten und Ergötzungen widmen, iſt Nahrung für die Weichlichkeit, den Stolz, die Sinnlichkeit und Trägheit; und ein Vermögen, auf dieſe Art verwendet, geht nicht bloß verloren, ſondern macht den Beſitzer dadurch ſchlimmer, weil es Thorheiten und Schwachheiten entweder unterhält, oder erzeugt.

Der Reichthum erſtreckt ſich ferner nicht allein auf unſre Bedürfniſſe, ſondern auch auf die Bedürfniſſe der Andern. Geiz iſt Grauſamkeit gegen die Dürftigen; und die Verſchwendung iſt es nicht weniger. Wenn es höher Vernunft und Pflicht iſt, alle ſeinem Vermögen ſo viel Gutes zu thun, als man thun kann: ſo muß es auch Vernunft ſeyn, alle wohl alle zu große Liebe des Geldes zu erſticken, als auch allen unnöthigen Aufwand zu vermeiden und die Mühe nicht zu ſcheuen, welche die gute Anwendung des Vermögens erfordert. Es iſt Pflicht, ein milder, hülfreicher und gutthätiger

Mann

Mann zu seyn; und das Vermögen, das wir entbehren können, zu unnöthigen Kostbarkeiten und Zierrathen und zu theuern Vergnügungen anwenden, anstatt daß wir dem Mangel Andrer dadurch hätten abhelfen, Elende erquicken und Nackende kleiden können, ist vor der Vernunft ein Raub an den Armen. Der ist noch kein vernünftiger Haushälter seines Vermögens, der es nur dann und wann, heute oder morgen, wohl anlegt; so wie der noch kein aufrichtiger Mann ist, der ein oder etliche mal die Wahrheit saget. Die nützliche Anwendung unsers Vermögens und Ueberflusses muß sich daher durch unser ganzes Leben verbreiten und zu einer Fertigkeit werden, wie alle andre Pflichten; und wie das Vermögen zu allen Zeiten ein Geschenke der Vorsehung bleibt, so müssen wir auch zu allen Zeiten den besten und rühmlichsten Gebrauch nach unserm Gewissen davon zu machen suchen.

Nächst der Arbeitsamkeit ist die Sparsamkeit ein herrliches Mittel, unser Vermögen zu vervielfältigen und dem Mangel vorzubeugen. Durch sie verwahret der Reiche seinen Schatz vor einer sorglosen Verschwendung, und durch sie ist der Aermere an vielen Dingen reich. Die Sparsamkeit, wenn es auch kein römischer Consul gesaget hätte, ist nicht allein das größte Einkommen, *) sondern auch oft eine Beschützerinn wider

*) Maximum vectigal. *Cic.* Parad. VI.

wider den Geiz, indem sie uns die Kunst lehret, mit Wenigem auszukommen, und das Entbehrliche von dem Unentbehrlichen vernünftig zu unterscheiden. Ohne Sparsamkeit ist kein König reich genug; und durch sie wird der Dürftige sein eigner Wohlthäter. Sie befördert die Genügsamkeit und Mäßigkeit, aus denen sie, wenn sie Tugend ist, zuerst entspringe. Sie mäßiget und ordnet nicht nur den Aufwand, den unsre Erhaltung, die Bedeckung unsers Körpers, unsre Wohnungen und Vergnügungen erfordern; sondern sie lehret uns auch, durch einen behutsamen Gebrauch die Dauer und Schönheit der äußerlichen Bedürfnisse erhalten. Tausend Menschen, die klagen, daß sie in ihrem Stande zu wenig haben, würden genug haben, wenn sie den unnöthigen Aufwand zurück setzten, den die Mode, die Pracht, die Bequemlichkeit und der leckere Gaumen verlangt; und Tausend, die für Niemanden als sich genug haben, würden, wenn sie eben dieses thäten, noch zu Gutthaten und rühmlichen Freygebigkeiten übrig haben. Plinius der Jüngere, der so gern und mit einer so guten Art freygebig war, lehret uns die Quelle seiner Gutthätigkeit: »Was mir meine Einkünfte versa»gen, ersetze ich durch Sparsamkeit und Mäßig»keit; sie ist die Quelle, aus der meine Frey»gebigkeit fließt.« *) Dieses Exempel eines

großen

*) Quod ceſſat ex reditu, frugalitate ſuppletur, ex qua velut e fonte liberalitas noſtra decurrit. *Plin.*

großen Mannes und Staatsminiſters beweiſet, daß man ſich in dem erhabenſten Stande der Sparſamkeit ſo wenig zu ſchämen habe, daß ſie vielmehr die Zierde der Großen iſt. Wir könnten viele Dinge glücklich entbehren, wenn wir wollen, und das Herz erſchafft ſich Reichthümer, indem es wenig begehrt. *)

Sejus klagt über den Mangel an Glücksgütern. Er arbeitet übermäßig, um ſich und ſein Haus zu erhalten; doch bey aller ſeiner Arbeit leidet er Mangel. Er hat nie ſo viel, als er braucht, und er gewinnt doch durch ſeinen Fleiß viel. — Wer mag an dieſem Mangel Schuld ſeyn? Vielleicht Sejus ſelbſt. Er ſehe ſeine und ſeiner Gattinn Ausgaben durch. Er ziehe den Aufwand der Mode von dem, was der Wohlſtand und die Nothwendigkeit fordert, ab. — Sein Stand verlanget kein Sammetkleid von ihm. Er hätte alſo hundert Thaler erſparen können, und mit dieſem Hundert noch zehn Thaler Ausgaben, die ihm ſein reicher Rock bey öffentlichen Gelegenheiten zugemuthet. — Er hat wahre Verdienſte, warum will er die Augen durch

*) Adſuefcamus a nobis removere pompam, ſervis paucioribus ſerviri, veſtes parare, ad quod inventae ſunt, habitare contractius. Diſcamus membris noſtris inniti, naturae voluntati parentes, quae podes dedit, ut per nos ambularemus, oculos ut per nos videremus. Dieſe Sittenlehre des Seneca ſcheint für unſer weichliches Jahrhundert geſchrieben zu ſeyn. Anm. des Verf.

durch Kleider füllen? Der Kluge ſchätzt ihn nicht höher, ſondern minder, wenn er weis, daß er mehr Aufwand macht, als ein verſtändiger Haushalter machen ſoll. — — Seine Gaſtereyen koſten ihm jährlich hundert Thaler. Er lerne ſie mit funfzigen beſtreiten, oder ſey groß genug, nur Freunde zu haben, die mit Einem Gerichte und ihm zufrieden ſind: ſo wird er viel erſparen. — Er verthut, ohne daß er es ſelbſt weis, bloß in Kleinigkeiten, die er ſo gern kauft und doch nicht nöthig hat, funfzig Thaler. Er werde haushälteriſch, und lehre ſich und ſeine Frau die Wahrheit, daß es die gröſte Sparſamkeit ſey, nicht käufiſch zu ſeyn. — Er lerne mit einer weniger koſtbaren Wohnung zufrieden ſeyn, und erſpäre nur da, wo es ihm Ehre iſt, zu erſparen; und er wird genug, und vielleicht übrig haben. Nicht bloß die Bedürfniſſe, ſondern oft unſre unerſättlichen Begierden machen das Leben dürftig und elend.

Anſehen und Gewalt ſuchen, um ſie Andern fühlen zu laſſen, iſt Herrſchſucht und Tyranney. Anſehen und Gewalt ſuchen oder brauchen, um ſie zu haben und ſich an ſeinem Vorzuge zu kützeln, iſt Stolz. Macht und Anſehen auf die gehörige Art und nicht anders als durch Verdienſte ſuchen, oder wenn ſie uns durch Geburt und Stand rechtmäßig zukommen, behaupten, um Sicherheit und eine vernünftige Freyheit zu erhalten, und Andern deſto nützlicher zu werden, iſt weiſe Pflicht.

Das

Das Verlangen also nach Mitteln, die unſern äuſſerlichen Wohlſtand verbeſſern, zu unſern Bedürfniſſen nothwendig und einer erlaubten Bequemlichkeit beförderlich ſind, iſt an und für ſich unſchuldig und gründet ſich auf den natürlichen Trieb nach Glückſeligkeit. Wenn man dabey auf Andrer Glück ſein Abſehen hat, ſo iſt es nicht nur ein unſchuldiges, ſondern auch ein rühmliches Verlangen. Ja, wenn man dabey auf das Geſetz der Vernunft und Gottes Rückſicht nimmt, ſo verdient es ſo gar ein tugendhaftes Beſtreben genannt zu werden. So bald wir hingegen das Verlangen nach Reichthümern und Macht nicht in ſeine von der Vernunft ihm vorgeſchriebenen Grenzen einſchlieſſen; ſo wird es eine unmäſſige und ſchändliche Leidenſchaft. Vermögen und Macht begehren, lieben und erhalten, um ſie zu haben, und das Mittel, wider ſeine Natur, in ſeinen letzten Endzweck zu verkehren, iſt die niedrigſte Stufe des Geizes oder Stolzes. Vermögen und Anſehen begehren, ſuchen oder beſitzen, bloß weil ſie Mittel ſind, unſre Sinnlichkeit und Eitelkeit und die Träume der Einbildung zu vergnügen, iſt zwar kein ſo hoher Grad der Thorheit, aber doch allemal wider die Vernunft. Das Maaß der Güter, die man ſucht, wird ſich alsdann ganz nach dem Maaße der Begierden und der Einbildung richten; und wie dieſe keine Grenzen kennen, ſo kann jenes auch keine haben.

Der ſicherſte Weg zu Reichthum und bürgerlicher Gewalt zu gelangen, bleibt allezeit der Weg

der

der Geſchicklichkeit und des Fleißes, der Aufrichtigkeit und Klugheit, der Unverdroſſenheit, Sparſamkeit, und Gefälligkeit im Umgange. Er iſt der Weg zum Tempel des guten Namens und zum rühmlichen Reichthume. Wenn auch dieſer Weg trügen ſollte, ſo iſt er doch der rechtmäßige; und ihn gegangen zu ſeyn, auch ohne den glücklichen Erfolg, iſt allezeit Belohnung. Alle die andern Künſte, reich zu werden, ſind entweder kriechende oder laſterhafte.

Wie ſchwer, wie mühſam iſts, ſich Schätze zu erwerben!
Soll ich ſie dumm erfreihn und hinterliſtig erben?
Soll ich durch Sklaverey vor Großen ſie erflehn,
Und niederträchtig ſeyn, um mich bald reich zu ſehn?
Soll ich ſie, wie Serpil, durch Meyneid mir erlügen,
Staat, Mündel und Altar und Gott darum betrügen?

Die Klugheit, die uns befiehlt, bey unſerm Fleiße und bey der Anwendung unſrer nützlichen Geſchicklichkeit auf die Umſtände der Zeit, des Ortes, des Landes, in dem wir leben, auf die günſtigen Gelegenheiten zu ſehen, die ſich äußern, Anderer Mangel durch unſre Aemſigkeit zu ergänzen und daraus einen eben ſo rechtmäßigen als ſeltnen Gewinnſt zu ziehen, dieſe Klugheit wird uns ohne die Hülfe der Argliſt und der Gewinnſucht, ſinnreich in Erfindungen und Unternehmungen machen, und uns den Muth und die Hurtigkeit lehren, mit der ſie ausgeführet werden müſſen. Werden wir endlich

endlich nach dieſer Regel, die wir gegeben haben, keine Reichen: ſo werden und bleiben wir doch nützliche und rechtſchaffne Männer, die ſo viel gewinnen werden, als die Erhaltung des Lebens erfordert, und welche Andern auf tauſendfache Arten Wohlthaten erweiſen können, wenn gleich nicht durch ihren Ueberfluß.

Bleiben wir aber, ungeachtet des Fleißes in unſerm Berufe, arm, oder, ungeachtet unſrer Geſchicklichkeit, lange oder ſtets ohne einen angewieſenen Ruf, welcher letzte Fall doch ſehr ſelten iſt: ſo müſſen wir es als das Schickſal anſehen, das uns die Hand der Vorſicht in der Welt zu tragen aufgelegt hat; und, es gelaſſen tragen, iſt Tugend. So viel können wir uns doch von der Güte der Menſchen und noch mehr von der Gnade der Vorſehung verſprechen, daß wir bey Fleiß und Arbeit, Nahrung und Kleider, und in den Fällen der Krankheit und der Theurung liebreiche Unterſtützungen finden werden. Man vergeſſe nur nie, daß der, der laß in ſeiner Arbeit verfährt, ein Bruder deſſen iſt, der das Seine durchbringt; *) und man vermenge den Mangel, den man aus eigner Schuld leidet, nicht mit der rühmlichen Armuth, und einen eiteln Wunſch nach Reichthümern nicht mit dem erlaubten Verlangen nach einem nothdürftigen Auskommen.

Sirach macht die Gerechtigkeit oder die Rechtſchaffenheit und Tugend zur Quelle der Ehre und

des

*) Sprüchw. Sal. 18, 9.

des Glücks. Die Stelle iſt zu vortrefflich, als daß ich ſie Ihnen nicht empfehlen ſollte. »Wer »anhält an der Gerechtigkeit oder Tugend, ſagt »er, der findet ſie. Und ſie wird ihm begegnen, »wie eine Mutter der Ehren und wird ihn empfa»hen, wie eine junge Braut. Sie wird ihn ſpei»ſen mit Brodt des Verſtandes und mit Waſſer der »Weisheit tränken. Dadurch wird er ſtark wer»den, daß er feſt ſtehen kann, und wird ſich an ſie »halten, daß er nicht zu Schanden wird. Sie »wird ihn erhöhen über ſeinen Nächſten und ihm »ſeinen Mund aufthun in der Gemeine. Sie »wird ihn krönen mit Freude und Wonne und mit »ewigen Namen begaben. Aber die Narren fin»den ſie nicht und die Gottloſen können ſie nicht »erſehen; denn ſie iſt fern von den Hoffärtigen »und die Heuchler wiſſen nichts von ihr.« *)

Meine Herren, ſo wünſchenswerth Ehre und Reichthum ſcheinen mögen: ſo brauchen wir doch zu unſerer wahren Ruhe keinen großen Namen und keine großen Reichthümer. Wie tröſtlich iſt dieſe Anmerkung! Der beſte Ruhm iſt der Ruhm der Pflicht, das Zeugniß des guten Gewiſſens vor Gott und die Liebe des rechtſchaffnen Freundes und Mannes; dieſer Ruhm ſteht in unſrer Gewalt. Alle andre Ehre, die Ehre großer Talente und außerordentlicher Thaten, gilt ohne die Ehre des Herzens für uns eigentlich nichts. Sie macht uns berühmter und angeſehner, aber nicht weiſer und beſſer. Hat uns alſo die Natur keine großen Gaben

*) Sir. 15, 1-8.

Gaben ertheilet; was ringen wir nach dem Ruhme groſſer Gaben? Wollen wir uns ſelbſt und die Welt belügen, und uns die ſchreckliche Laſt aufbürden, ein Eigenthum zu behaupten, das ſeinem rechtmäßigen Beſitzer leicht entriſſen werden kann, und alſo noch vielmehr dem, der es erſchlichen hat, keine Stunde gewiß iſt? Bey Einem Pfunde, das du empfangen haſt, ſey zufrieden mit dem Ruhme, dieſes Eine Pfund zu nützen und ſorgfältig anzuwenden. Dieſes iſt Ehre bey Menſchen, bey Engeln und bey Gott. — Haben wir groſſe und ſonderbare Talente empfangen; nun wohl gut! Sie ſind uns nicht zum Pomp unſers Namens, ſondern zum Beſten der Welt und zur Beobachtung groſſer Pflichten ertheilet. Wenden Sie dieſe Gaben zu dieſer Abſicht an, unbekümmert, ob Ihnen der äuſſerliche Ruhm allezeit folgt; genug, daß Sie den innern haben. Der Beyfall der Rechtſchaffnen entgeht den Verdienſten nie; dieſes iſt Ehre genug. Aber oft müſſen doch groſſe Verdienſte im Staube bleiben; oft müſſen ſie ſtatt der Stimme öffentlicher Glückwünſchungen die Stimme der böſen Nachrede und des Neides hören. — Alsdann beſteht unſre Gröſſe darinnen, uns über Niedrigkeit und Verachtung hinweg zu ſetzen, und das zu bleiben, was wir ſind, wenn uns auch die ganze Welt verkennte. — Seyn Sie unbeſorgt, was für Ehren und Würden Ihrer künftig warten, theuerſte Jünglinge, und gehen Sie getroſt den Weg der Pflicht und des Verdienſtes, der Wiſſenſchaften

und guten Sitten, wie Sie thun, fort. Der Plan unſers Schickſals iſt von Ewigkeit angelegt, iſt gut und doch oft der nicht, den wir uns entwerfen haben. Ich verehre und kenne die beſondern Führungen der Vorſehung aus meinem eignen Schickſale. Nie habe ich den Weg gewünſcht, auf dem ich mich itzt befinde; und alles hat ſich vereinigen müſſen, mich unvermerkt darauf zu leiten. Wenn ich nunmehr zurück ſehe, und mich mit meinen Fähigkeiten und Kräften betrachte: ſo iſt der Stand, darinnen ich, Dank ſey es der Güte Gottes! ſtehe, und den ich nicht gewünſcht habe, eben der, worinnen ich, nach meinem Naturelle und nach der Beſchaffenheit meines Körpers, mehr Nützliches thun kann, als in keinem andern, ſo geringe auch das iſt, was ich thue. — Unſer Schickſal entwickelt ſich oft zu der Zeit nicht, da wir es wünſchen; aber Geduld! Die Stunde wird kommen. Es iſt uns oft beſchwerlich; aber Geduld! es wird günſtiger. — Viele ſind aus der Niedrigkeit, ehe ſie es meynten, gezogen, und aus der Dürftigkeit, in der ſie ſeufzten, zum Ueberfluſſe geleitet worden, und das auf Wegen, die ſie vorher nicht kannten. — Der Menſch, pflegt man zu ſagen, iſt der Schöpfer ſeines Glücks; ein ſehr falſcher Satz, wenn er nicht eingeſchränkt wird. Der Herr der Himmel und der Erden iſt es; und unſer iſt die Pflicht, nach ſeinem Plane an unſerm Glücke mit Ergebung und Demuth und Vertrauen zu arbeiten, nicht ſeine Fürſorge mit Wünſchen um Verſorgungen, Güter und Würden

zu beleidigen. Er weis, was wir bedürfen, und er meynt es beſſer mit uns, als wir es ſelbſt meynen können. Trachte am erſten nach ſeinem Reiche und deſſen Gerechtigkeit, ſo wird dir das Andre alles zufallen. *)

Ich kenne den Ruhm, theuerſte Freunde, und ich kenne ſein Leeres. Er beruhiget das Herz nicht. Die Begierde darnach iſt Durſt, wird mit vieler Mühe geſtillt, und wird noch heftigerer Durſt. Erlangen wir ihn, ſo iſt er Laſt, und ein unbekanntes Leben iſt der Natur weit gemäßer.

O ſelig, wen ſein gut Geſchicke,
Bewahrt vor großem Ruhm und Glücke;
Der, was die Welt erhebt, verlacht;
Der frey vom Joche der Geſchäffte
Des Leibes und der Seelen Kräfte
Zum Werkzeug ſtiller Tugend macht.

Ich kenne die Reichthümer nicht durch den Beſitz; aber ich kenne ſie in den Händen der Andern. Sie ſind ſelten Glück, öfter Strafe; und es iſt ſchwerer, den Reichthum, als den Mangel, zu tragen. **) —

*) Matth. 6, 33.

**) Non poſſidentem multa vocaveris
Recte beatum. Rectius occupat
Nomen beati, qui Deorum
Muneribus ſapienter uti,
Duramque callet pauperiem pati,
Pejusque leto flagitium timet.
Hor.

Ich wiederhole es nochmals, nichts iſt ſo klein in den Schickſalen der Menſchen, es ſteht unter der göttlichen Regierung, Anordnung und Zulaſſung; und der Plan, den ſie anlegt, wenn er auch nicht mit unſerm Wunſche übereinſtimmet, bleibt doch, für uns und die Welt, der beſte. Sorge daher, o Jüngling, nur für wahre Verdienſte mit allem Eifer, in Beſcheidenheit und Demuth, und verlaß dich dabey auf den Herrn von ganzem Herzen, und nicht auf deinen Verſtand; ſo wird er dich recht führen. *) Getroſt!

Du ſiehſt in deſſen Hand, der war, eh du gedacht,
Den Plan zu deinem Glück von Ewigkeit gemacht;
Den Plan zum Glück des Wurms, der deinem Aug'
verſchwindet,
Und Nahrung und ſein Haus im kleinſten Sandkorn
findet.

*) Sprüchw. Sal. 3, 5. 6.

C. F. Gellerts
Moraliſche Vorleſungen.

Zweyter Band,

nach des Verfaſſers Tode herausgegeben

von

Johann Adolf Schlegeln

und

Gottlieb Leberecht Heyern.

Mit allergnäd. Röm. Kayſerl. und Churfürſtl. Sächſ. Privilegiis.

Leipzig,
bey M. G. Weidmanns Erben und Reich, 1770.

Innhalt
des zweyten Bandes.

Fortsetzung
der dritten Abtheilung.

Von den vornehmsten Pflichten des Menschen.

Sechzehnte Vorlesung.

Von den Pflichten in Absicht auf die Güter der Seele und zwar in Absicht auf die Anwendung der Kräfte des Verstandes. S. 361

Siebenzehnte Vorlesung.

Fortsetzung des Vorigen; besonders von der Anwendung unsers Verstandes auf die Erkenntniß und Betrachtung der Natur. S. 378

Achtzehnte Vorlesung.

Von den Pflichten in Absicht auf die Güter des Herzens; und zwar insbesondre von der Herrschaft über seine Begierden und Leidenschaften. S. 398

Neunzehnte Vorlesung.

Fortsetzung von der nöthigen Herrschaft über die Begierden; desgleichen von der Gelassenheit und Geduld. S. 417

Zwanzigste Vorlesung.

Von der Demuth. S. 440

Ein und zwanzigste Vorlesung.

Von der Menschenliebe, dem Vertrauen auf Gott, und der Ergebung in seine Schickungen. S. 456

Zwey und zwanzigste Vorlesung.

Von den Pflichten der Erziehung, besonders in den ersten Jahren der Kinder. S. 477

Drey und zwanzigſte Vorleſung.
Von den Pflichten der Erziehung in den zunehmenden Jahren der Kinder. S. 506
Vier und zwanzigſte Vorleſung.
Von den Pflichten der Verwandtſchaft und Freundſchaft. S. 529
Fünf und zwanzigſte Vorleſung.
Von der Ehe und ihren Verpflichtungen. S. 548
Sechs und zwanzigſte Vorleſung.
Von den Pflichten gegen Gott, als den Quellen aller andern Pflichten. S. 569

Anhang.

Moraliſche Charaktere.

Regelmäßige Sinnlichkeit, in dem Charakter des Kriten vorgeſtellet. S. 597
Euphemon, das Gegentheil des Kriten. S. 600
Chryſes, der unbeſtändig ſein Glück in allerhand ſinnlichen Vergnügungen ſucht. S. 603
Der Mann mit Einem Laſter und mit vielen Tugenden. S. 608
Der regelmäßige Müßiggänger, oder der Mann ohne Laſter und ohne Tugend. S. 612
Der ſchwermüthige Tugendhafte. S. 616
Der Jüngling von der guten und ſchlimmen Seite. S. 622
Charakter eines feinen Verleumders. S. 631
Der falſche Schamhafte, der die weſentliche Wohlanſtändigkeit der eingebildeten aufopfert. S. 637
Der ſtolze Demüthige. S. 642
Ein Mann, der ſeinen Beruf beobachtet, ohne daß er ſeinem Berufe ganz lebt. S. 647

Fortsetzung
der dritten Abtheilung,

Von den vornehmsten Pflichten des Menschen.

Sechzehnte Vorleſung.

Von den Pflichten in Abſicht auf die Güter der Seele und zwar in Abſicht auf die Anwendung der Kräfte des Verſtandes.

Alles vereiniget ſich, uns die wichtige Pflicht zu lehren, die uns obliegt, die Kräfte unſers Geiſtes zu verbeſſern und auszubilden, wir mögen nun die Natur und Abſicht dieſer Kräfte ſelbſt, oder den Nutzen und das Vergnügen betrachten, das mit der Verbeſſerung und regelmäßigen Anwendung derſelben verbunden iſt.

Unſere Vernunft iſt ein unſchätzbares Geſchenke. Durch ihren Dienſt lernen wir Wahrheit und Irrthum, Gutes und Böſes unterſcheiden; und uns, die Menſchen, die Welt und Gott, als den Schöpfer, Regierer und Geſetzgeber derſelben, erkennen. Sie zeigt uns mit Verhülfe der Erfahrung den Einfluß, den die Gegenſtände der Natur auf unſ Glück oder Unglück haben.

Durch ihr Licht entdecken wir, was in dem Innerſten unſrer Seele vorgeht, und werden uns unſrer Abſichten, Entſchlieſſungen und geheimſten Neigungen bewußt. Durch ſie lernen wir die Uebereinſtimmung unſrer Abſichten mit unſern Handlungen, und ihren gewiſſen oder wahrſcheinlichen Erfolg auf das Gegenwärtige oder Zukünftige. Vornehmlich lehret ſie uns die Natur, und in der Ordnung, Nutzbarkeit und Herrlichkeit derſelben, die Weisheit, Güte und Macht ihres Urhebers erkennen, ſeine Heiligkeit und Gerechtigkeit aber in unſerm eignen Gewiſſen und in dem Unterſchiede wahrnehmen, den wir zwiſchen Tugend und Laſter, Recht und Unrecht, zu empfinden genöthiget ſind.

Der Umfang und die Klarheit dieſes Lichts der Seele wächſt, nachdem wir es achtſam und vorſichtig zu ſeiner Abſicht anwenden. Es nimmt ab, nachdem wir es nicht gebrauchen, und verhüllt ſich in Finſterniſſe, nachdem wir es mißbrauchen. Ferner muß man nicht vergeſſen, daß dieſe Klarheit nicht ohne Mühe, nicht ohne fortgeſetzte Mühe, nicht ohne Hülfe der Unterweiſung, nicht ohne ein fleißiges und tägliches Nachdenken wächſt. Durch Uebungen wird der Verſtand ſtärker; durch den öftern Gebrauch ſeiner Fähigkeiten wird das Gebiete ſeiner Erkenntniß erweitert und ihm die Herrſchaft über das Herz und ſeine Neigungen beſtätiget. Durch Vernachläſſigung und Mißbrauch der Kräfte des Verſtandes hingegen entſtehen in der Seele, gleich als in einem übel regierten Staa-

te,

te, Irrungen, Widerſetzlichkeiten und Empörungen. Irrthümer und Blendwerke verdrängen alsdann die richtigen und wahren Vorſtellungen aus dem Beſitze, der ihnen eigenthümlich gebührt. Unrichtige Meynungen erzeugen unrichtige Begierden, legen den Gegenſtänden unſrer Neigungen einen falſchen Werth bey, und erſchaffen ſtürmiſche Leidenſchaften, dieſe Peiniger unſers Herzens und derer, die mit uns leben. Ungewiſſe Meynungen haben ſchon die üble Wirkung, daß ſie keine Beſtändigkeit und Einfalt in unſerm Verhalten zulaſſen; unrichtige aber müſſen uns oft zu Fehlern und Thorheiten verleiten; und wo iſt eine Privatthorheit, die nur in dem Bezirke unſrer Selbſt bliebe und nicht auf irgend eine Weiſe ſich der Geſellſchaft mittheilte?

Wenn alles dieſes gewiß iſt; wenn die Kräfte des Verſtandes ſtufenweiſe, durch Mühe und Anwendung und langſam ſteigen; wenn unſer Verſtand mit ſeinen Einſichten die Neigungen des Willens mäßigen und erhöhen, lenken und ordnen muß; wenn er Tugend erzeugt, Laſter und Elend verhütet, und den Werth und Gebrauch der äußerlichen Güter beſtimmen und einrichten hilft; wenn er das Vermögen iſt, deſſen richtiger Gebrauch uns dem Bilde der Gottheit am nächſten bringt: ſollte es keine Pflicht von äußerſter Wichtigkeit ſeyn, die Gaben des Verſtandes zu verbeſſern? Jeder alſo, er habe ein kleineres oder größeres Maaß deſſelben empfangen, iſt verbunden, ſo lange er lebt, die Kräfte deſſelben zu erhöhen, das

heißt, nach den Umſtänden, in denen er ſteht, kein Mittel zu verſäumen, das zur natürlichen Erleuchtung des Verſtandes dienet, allezeit die beſten und ſicherſten zu wählen und beharrlich anzuwenden; das zu vermeiden, was ihn an der Wahl oder Anwendung dieſer Mittel hindern kann, und ſtets mit Aufrichtigkeit des Herzens ſeinen Verſtand zu gebrauchen.

Die wichtigſten Unterſuchungen, die der Menſch mit ſeinem Verſtande anzuſtellen hat, ſind unſtreitig dieſe: »Woher bin ich? — Was ſoll ich auf »der Erde? — Wohin eile ich? — Wie gelange »ich zu der Abſicht und Glückſeligkeit, zu der mich »Gott geſchaffen hat? Sollte er mir nicht irgend »außer meiner Einſicht, die ſo ſchwach und einge»ſchränkt iſt, und außer dem Gewiſſen, das ich ſo »leicht unterdrücken kann, wenn es meine Begier»den befehlen, ſollte er nicht irgend außer dieſen »Quellen der Erkenntniß noch eine andre nähere »Offenbarung von ſeinem Willen gegeben haben?« Sie iſt vorhanden, ſagt man mir. Ich bin alſo verbunden, mir ſie bekannt zu machen und die Kennzeichen ihrer Göttlichkeit ſorgfältig und unpartheyiſch zu unterſuchen; als vor den Augen Gottes, mit aufrichtigem Herzen, und in der ſichern Erwartung, daß mich Gott nicht werde in der wichtigſten Angelegenheit in Irrthum fallen laſſen. Ja, wenn ich auch keine unumſtößlichen Beweiſe anträfe, ſo müſſen mich doch ſchon die wahrſcheinlichen zum Glauben an die Religion bewegen, weil es eine Pflicht der Vernunft iſt, der

Wahr-

Wahrſcheinlichkeit zu folgen, da ſie mehr Grund für ſich hat, als das Unwahrſcheinliche oder das bloß Mögliche. Ich bin alſo nicht allein aus Gehorſam gegen meinen Schöpfer verbunden, durch ein höheres Licht der geoffenbarten Wahrheiten, wenn eins vorhanden iſt, meinen Verſtand zu erleuchten, wo ich anders glückſelig werden will; ſondern ich muß die nähere Offenbarung ſeines Willens zugleich als die höchſte Wohlthat in tiefſter Dankbarkeit durch einen thätigen Gehorſam ehren und nichts heiligers wiſſen, als dieſen Willen Gottes, der nothwendig Güte und Wahrheit ſeyn muß, lebendig zu erkennen und nach allen meinen Kräften zu vollbringen. Dieſes ſagt mir die Vernunft, die er mir gegeben hat. Ueberhaupt aber hat die menſchliche Vernunft, auch bloß in Abſicht auf die natürliche Religion betrachtet, die Unterſtützung und Handleitung der Offenbarung vonnöthen; denn die wahre natürliche Religion iſt in dem verderbten Zuſtande, darinnen wir uns befinden, kein Werk der bloßen ſich ſelbſt gelaßnen Vernunft, wie ſolches die Geſchichte unwiderſprechlich beweiſet. *)

Die moraliſche Anwendung des Verſtandes beſteht überhaupt darinnen, daß wir durch ihn richtig von dem urtheilen lernen, was Wahrheit und Irrthum, was gut oder böſe iſt, was unſer wahres Glück befördert oder aufhält, was den Schein des Guten durch unſre Einbildung und

*) Möſſelts Auszug aus der Vertheidigung der Wahrheit und Göttlichkeit der Religion; 70-74 S.

durch den Reiz der Begierden erhält, oder den Schein des Uebels durch ihren Betrug annimmt. Wir müſſen unſern Verſtand gewöhnen, die Handlung nie von ihrer Abſicht zu trennen, als beſtünde die Tugend nur in der äußerlichen Beobachtung der Pflichten, und nicht vielmehr in der überwiegenden Liebe zum Guten. Wir müſſen ihn anwenden, durch ſein Licht den falſchen Glanz des Laſters zu zerſtreuen, und uns die Fertigkeit erwerben, daſſelbe oft in ſeiner natürlichen Häßlichkeit, als ein Verderbniß der Vernunft und des Herzens, als den höchſten Schimpf des göttlichen Adels unſrer Seele, als den Störer der Abſichten Gottes zu denken, mit allem ſeinem ſchädlichen Gefolge, mit der Verwahrloſung der Geſundheit, des guten Namens, der äußerlichen Wohlfahrt, des Lebens, der Ruhe des Gewiſſens; es ſtets als einen ſchrecklichen Gegenſtand des göttlichen Mißfallens zu denken, als das, was unſern Zuſtand durch die ganze Ewigkeit hindurch immer entſetzlicher machen muß. Wir müſſen den Verſtand gewöhnen, bey ſeinen Urtheilen an ſich zu halten, ſich nicht von den Sinnen und Leidenſchaften übereilen, nicht von den Grundſätzen der Menge verführen, noch von der Gewalt der Beyſpiele zu falſchen Ausſprüchen fortreißen zu laſſen. Wir müſſen durch ihn die Hinderniſſe des Guten bemerken, wir müſſen unſre Neigungen und Meynungen kennen und alle unſre Wünſche und Bemühungen der Hauptabſicht unterwerfen lernen, Gott dadurch zu gefallen und durch ihn unendlich glücklich zu werden. End-

lich

lich müſſen wir auch unſern Verſtand zu dem gehörigen Erkenntniſſe ſolcher Künſte, Gewerbe und Geſchäffte anwenden, die das menſchliche Leben bedarf, und ohne deren Ausübung wir weder nützlich genug ſind, noch auch dem Müßiggange, dem ſchlimmſten Feinde der Tugend, entgehen können.

Wer alſo durch die natürlichen Mittel des Unterrichts, der Erfahrung und des Beyſpiels verſtändiger und weiſer werden kann, (und dieſes können wir alle werden) und dieſe Mittel verſäumet, oder nachläſſig gebraucht, der ſündiget an ſeinem Verſtande. Wer dieſe Mittel nicht mit der Sorgfalt, die ſie verdienen, ſucht, der unterläßt eine heilige Pflicht. Wer ſich, wenn er ſein eigner Herr und ſeines Verſtandes mächtig iſt, keine gewiſſe Zeit zur Verbeſſerung und Erweiterung ſeiner Erkenntniß, erlaubt, der liebt die Wahrheit viel zu wenig und ſeine Bequemlichkeit und Trägheit unendlich mehr. Wenn man, durch die willige Anwendung und Ausübung einer erkannten Pflicht der Vernunft, die Ueberzeugung von dieſer Pflicht und ihrer Vortreflichkeit verſtärken kann: ſo ſchwächen alle diejenigen das Licht ihres Verſtandes, die, ſo bald ſie etwas, das ausgeübt werden ſoll, als wahr und gut erkennen, es nicht ſo gleich, und ſo oft ausüben, als ſie nicht durch unüberwindliche Schwierigkeiten daran verhindert werden. Die Erfahrung, inſonderheit die innerliche, iſt oft der ſtärkſte und deutlichſte Beweis der Wahrheit, und in ſo fern auch ein Zuwachs der Vernunft. Seinen Verſtand nicht zum

eignen Nachſinnen gewöhnen und ihn ſtets nach der Anleitung der Andern ſtimmen, heißt ſein Eigenthum verlaſſen, um betteln zu können. Seinen Verſtand bloß darum verbeſſern, um damit zu glänzen, iſt die Kleiderpracht des Verſtandes. Den geſunden richtigen Verſtand können alle Menſchen durch Unterricht, Umgang und Uebung erhalten; er iſt die gangbare Münze der Welt. Der feine und ſchöne Verſtand iſt ein Juwel; wenn er allgemein getragen würde, verlöre er ſein Anſehen.

Das Gedächtniß gehörig üben, iſt auch keine geringe Pflicht. Es vernachläſſigen, heißt dem Verſtande ſeinen Unterhalt entziehen, und ihn nöthigen, Wahrheiten und Beweiſe immer von neuem aufzuſuchen. Es mehr üben, als den Verſtand, heißt immerdar ausſäen, ohne die Früchte einzuerndten. So oft wir Worte ohne deutliche Begriffe faſſen, treiben wir mit unſerm Gedächtniſſe den unnatürlichſten Gebrauch; und je mehr ſein Reichthum auf dieſe Weiſe wächſt, deſto ärmer wird jedesmal der Verſtand.

Die Einbildungskraft giebt den Gedanken des Verſtandes gleichſam die eigenthümliche Miene, wodurch ſie ſich leicht von einander unterſcheiden laſſen, und zeigt ſie der Seele in dieſer Geſtalt, daß ſie ſolche deſto lebhafter denke, und leichter im Gedächtniſſe aufbewahre. Sie malet die Gemälde aus, die der Verſtand gezeichnet hat, und giebt ihnen Erhöhung, Licht und Schatten; und ſie malet glücklich, ſo lange ſie unter der Aufſicht

ſicht des Verſtandes ihre Farben natürlich aufträgt. Man kann alſo dieſe Kraft der Seele eben ſo wenig, als die Kraft des Gedächtniſſes, vernachläſſigen, oder übermäßig anſtrengen, ohne dem Verſtande und alſo der Erkenntniß der Wahrheit zu ſchaden. Wenn ein durchdringender gründlicher Verſtand eine lebhafte Einbildungskraft zur Seite, ein reiches und treues Gedächtniß zur Gehülfinn, und ein edles empfindliches Herz zur Unterſtützung hat: ſo wird er zum hohen Genie und zum Lehrer ganzer Nationen, ſo lange ſie ſeine Sprache verſtehen. Seinen Verſtand zu beſſern, muß man alſo auch dieſe andern Kräfte bilden; und es geht ſehr wohl an, daß man alle drey zugleich bilde; denn es iſt Eine Kraft mit verſchiednen Würkungen. Je ſpäter wir dieſe Arbeit anfangen; deſto mühſamer wird ſie. Je früher wir ſie anfangen; deſto mehr Fortgang gewinnt ſie. Nur in der erſten Jugend ſeinen Verſtand anbauen und die Fortſetzung im Alter unterlaſſen, macht ſechzig- und achtzigjährige Jünglinge. Die Methode der Schulen, nach der wir in den erſten Jahren denken lernen, als die Kraft zu denken beybehalten, heißt, wie ein gewiſſer Schriftſteller ſagt, das Gerüſte ſtehen laſſen, wenn das Gebäude vollendet iſt. Da die Empfindungen des Herzens in dem zarten Alter ſich eher entwickeln, als der Verſtand, und ſchon verderbt ſind, ehe der Verſtand erwacht, und ihm ſeine Herrſchaft in der Folge unendlich ſchwer machen: ſo ſollte man auch den Geſchmack oder die Empfindung zuerſt bilden.

Doch

Doch die Kräfte ſeines Geiſtes üben und verſtärken, iſt nicht allein die höchſte Nothwendigkeit; nein, es iſt ſelbſt das reizendſte Vergnügen. Welche Freuden gewähret uns nicht die Erkenntniß der Natur, der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte! Welche Vortheile verſchafft ſie nicht unſerm Herzen, und welche Zierde unſern Sitten!

Die wahren Regeln der ſchönen Künſte, der Beredſamkeit, Poeſie, Malerey, Bildhauerkunſt, Baukunſt und Muſik, ſind Vorſchriften der Natur. Sie erfreuen den Verſtand, wenn wir ſie ſchön, und mit einander verbunden vorgetragen finden. Er hört ſeine eigne Stimme in den Vorſchriften der Kunſt, und vergnügt ſich, daß in den Geſetzen der Künſte, wie in den Geſetzen der Natur, alles unter einander zu Einer Hauptabſicht übereinſtimmt. Das Herz vergnügt ſich, daß es dieſe Regeln in ſeiner eignen Empfindung des Schönen und Anſtändigen gegründet fühlet; und die Regeln der Beredſamkeit, von einem Cicero oder Fenelon vorgetragen, lieſt man, ohne ein Redner werden zu wollen, mit Vergnügen und Nutzen.

Allein ſo angenehm und nützlich die Kenntniß der Regeln in den ſchönen Künſten iſt: ſo iſt ſie doch gegen das Vergnügen, das uns die Werke der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte ſelbſt gewähren können, und gegen die Vortheile, die aus ihnen auf unſern Verſtand und unſer Herz einfließen, ſehr geringe.

Stellen

Stellen Sie ſich die einzige Geſchichte zum Beyſpiele auf. Welche mannichfaltige Bewegungen fühlt unſer Geiſt, wenn er ſich an ihrer Hand in die Auftritte verfloßner Jahrhunderte verſetzet, und das Vergangne gegenwärtig ſieht; wenn er überall einen Zuſchauer der Menſchen, ihrer Handlungen und ihrer Triebfedern, ihrer Abſichten und Leidenſchaften, gleichſam im Verborgenen abgeben kann, wenn er bald Hohe, bald Niedrige, bald Weiſe, bald Thoren, bald Rechtſchaffne, bald Laſterhafte vor ſeinen Augen denken und handeln ſieht, überall den Menſchen, den beſſern oder ſchlimmern, den glücklichern oder unglücklichern, überall eben daſſelbe Geſchöpf, nur mit mannichfaltigen Abänderungen erblickt; überall ein Geſchöpf, das ſich liebt, das ſein Glück ſucht, aber auf tauſend verſchiednen Wegen; überall einerley Verſtand, aber unzählige gute oder falſche Anwendungen deſſelben; überall Wahrheit und noch mehr Irrthümer, überall Tugend und unzählige Laſter, und ſelbſt das Laſter oft in der Geſtalt der Tugend; überall Begriffe von einer Gottheit und ſchreckliche Verderbniſſe dieſer Begriffe! Welcher lehrreiche und rührende Anblick für den Verſtand! Hier entſtehen Geſetze, Ordnung und gute Sitten; und die Staaten blühen und befeſtigen ſich durch Fleiß und Tapferkeit. Dort erliegen Geſetze und Ordnung unter dem Uebergewichte der Laſter; die Herrſchſucht entſpinnet Zerrüttungen und blutige Kriege; der Ueberfluß zeugt Schwelgerey, Weichlichkeit und Müßiggang; und die Wohlfahrt der Nation

ſtürzt

ſtürzt ein. Dort ſteigen Künſte und Wiſſenſchaften, und die Einſichten und Sitten des Volks verſchönern ſich. Hier lebt eine Nation, fern von den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften; ihre Sitten ſind rauh und wild, und ihre Weisheit iſt Tapferkeit und Geiz nach Siegen. Itzt wird Fleiß und Tugend belohnet, und bald wird das Laſter gekrönet. Hier ein tragiſcher, dort ein glücklicher Erfolg, den keine menſchliche Weisheit voraus ſah! Hier eine Begebenheit, zu der die Anlage ſchon in verfloßnen Jahrhunderten veranſtaltet lag; hier ein Erfolg, der nach aller Wahrſcheinlichkeit nicht hätte erſcheinen ſollen! Alle dieſe ſo verſchiednen Schauſpiele erhalten unſern Geiſt in derjenigen Geſchäfftigkeit, die gleichſam ſein Element iſt. Er ſchließt, vergleicht, urtheilet, bewundert, haßt und liebt, gönnt das Glück den Guten, mißgönnt es den Böſen, erfreut ſich, leidet mit der Unſchuld, hilft das Laſter beſtrafen, erſtaunt und zittert, iſt überall in Erwartung, wird oft in derſelben hintergangen, ſieht die Sitten ſo vieler Nationen und ihre Gebräuche, ihr Genie und ihre Fehler, ihre Geſetze und Gottesdienſte, ihre Helden und ihre Belohnungen, ihre Weiſen und ihre Anſtalten, alles dieſes ſieht er; und überall, (welche hohe Ausſicht!) erblickt er die Spuren einer weiſen und allmächtigen Vorſehung, welche die Schickſale der Sterblichen im Verborgnen regieret, und ſie durch dieſe Regierung aufmerkſam auf ihren Willen machen will.

So viel Freude kann uns schon allein die Geschichte verschaffen; und man muß die guten und bösen Beyspiele, die sie uns aufstellt, sehr nachläßig betrachten, wenn sie keine Liebe zur Tugend und keinen Abscheu des Bösen in uns erwecken sollen; ja man kann sie kaum flüchtig betrachten, ohne daß sie uns die nützlichsten Regeln des Verhaltens im bürgerlichen Leben anbieten sollten.

Die Meisterstücke der Beredsamkeit und Poesie ergötzen den Geist eben so sehr, als sie ihn bilden. Die Poesie wird oft lehrreicher, als die Geschichte. Sie bildet ihre Beyspiele nach dem Begriffe des Schönen, und unterrichtet um desto mehr, je mehr sie gefällt. Ihre Wahrheit wird von dem Gedächtnisse willig aufgenommen, von dem Verstande geliebt, und von dem Herzen gefühlt; und die schön vorgetragne Wahrheit des Redners wirkt ebenfalls zugleich auf den Verstand und das Herz.

Setzen Sie von den schönen Künsten eine der andern an die Seite. Jede hat ihr eigenthümliches Schönes, und alle gefallen, als Nachahmerinnen der Natur, und selbst ihr Nützliches nimmt die Gestalt der Anmuth an.

Des Malers Kunst erschafft den Menschen noch einmal,
Verewigt die Gestalt, giebt durch der Farben Wahl
Dem Lächeln, jenem Ernst, dem Alter, jenem Jugend,
Entblößt uns jenes Herz, und malt uns seine Tugend.

Der

Der itzt lebt, den ſieht einſt die Nachwelt vor ſich ſtehn,
Und ſieht ihn ſo genau, als wir ihn ſelbſt geſehn.
Der Maler läßt den Greis am Stecken kraftlos ſchleichen,
Uns iſt, als hörten wir den Greis vernehmlich keichen.
Wenn der, den Unglück quält, im Bilde troſtlos weint,
Fühlt unſer Mitleid das, was er zu fühlen ſcheint.
Ein fröhlich lächelnd Bild zwingt uns, daß wir uns freuen,
Wen rührt nicht dieſe Kunſt durch ihre Zaubereyen?

Wenn wir mit den beſten Werken der Künſte oft und gehörig umgehen, ſo verbeſſern wir unſern Geſchmack, indem wir ihn vergnügen, und der Geſchmack an den Meiſterſtücken macht uns ihre Schönheiten noch ſichtbarer, und den Verſtand noch begieriger, ſie aufzuſuchen. Die guten und nützlichen Werke der Poeſie, Beredſamkeit, Malerey, Bildhauerkunſt erfüllen unſern Geiſt mit dem Begriffe des Schönen, der Ordnung, der Uebereinſtimmung und des Anſtandes. Unſer Geiſt lernt dieſen unvermerkt auf die Sitten und das äußerliche Betragen anwenden, vermöge der allgemeinen Regel der Natur, alles zu entfernen, was uns mißfällt, und alles das anzunehmen, was gefällt.

gefällt. So wird der Mann vom Geſchmacke in den Künſten, ein Mann von Lebensart mit einer gehörigen Anwendung deſſelben auf die Geſellſchaft; und ſein Geſchmack, der durch die Künſte feiner und ſichrer geworden, wird es auch in der Lebensart. Sollte nichts von den edlen, liebreichen und groſsmüthigen Empfindungen, welche die Werke der Künſte ausdrücken, in unſer Herz übergehen? Sollten wir immer die Stralen der Sonne fühlen und nicht erwärmet werden?

Allein wenn auch die ſchönen Künſte uns nichts als unſchuldige Zeitverkürzungen darböten: ſo blieben ſie doch ſchätzbar genug. Sie füllen unſre leeren Stunden aus, die uns unſer Stand oder Beruf frey läßt. Wir können nicht immer arbeiten; und iſt der Dienſt der Künſte nicht vortrefflich, wenn er uns Erholung und neue Kräfte zu Geſchäfften giebt? Ihr Vergnügen hält vom trägen Müßiggange und unedlen Zeitvertreibe ab. Mancher Jüngling, der ſeine leere Stunde der Freude der Muſik bringt, hätte ſie vielleicht ſonſt der Ausſchweifung gebracht. Das Vergnügen der Künſte iſt ferner ein geſellſchaftliches Vergnügen. Wir können Andre unterhalten, indem wir uns damit unterhalten; und die Betrachtung oder das Leſen eines Meiſterſtücks kann zugleich einen ganzen Zirkel ergötzen. Die Künſte machen uns in Geſellſchaften, wo Andre verſtummen, angenehm beredt. Sie entziehen mancher verdrüßlichen Stunde des Lebens ihre Beſchwerlichkeit; und der

Lobſpruch iſt nicht zu groß, den ihnen einer der größten Kenner derſelben gemacht hat. *)

Weil aber die ſchönen Künſte zu einem nützlichen und unſchuldigen Vergnügen beſtimmt ſind: ſo werden auch diejenigen große Verbrecher, welche die Künſte anwenden, ſchändliche und dem Herzen gefährliche Vorſtellungen und Leidenſchaften zu erwecken. Ein großer und unzüchtiger Maler, ein geiſtreicher und doch wollüſtiger Dichter, ſchaden ganze Jahrhunderte hindurch und verſündigen ſich an ganzen Nationen. Sich einen Geſchmack für ſolche Werke erlauben, heißt ſein Herz durch den Geſchmack vergiften. — Wir können die Zeit, die uns unſre Pflichten übrig laſſen, mit Gewiſſen zu dem Vergnügen des Geſchmacks anwenden. Allein ſeinen Geſchäfften Zeit und Fleiß rauben, oder ſein ganzes Leben auf die Künſte und das Vergnügen, das ſie gewähren, verwenden, ohne daß ſie unſer Beruf ſind, dieſer Fehler kann von der Vernunft nicht entſchuldiget werden. Wir ſind ja nicht auf der Welt, um angenehm zu träumen. Seiner Wißbegierde und ſeinem Geſchmacke zum Dienſte, ſich einſam und unthätig in ſeine Biblio-

thek,

*) Haec ſtudia adoleſcentiam alunt, ſenectutem oblectant, ſecundas res ornant, adverſis perfugium ac ſolatium praebent; delectant domi, non impediunt foris: pernoctant nobiscum, peregrinantur, ruſticantur. Quod ſi ipſi haec neque attingere, neque ſenſu noſtro guſtare poſſemus, tamen ea mirari deberemus, etiam cum in aliis videremus. *Cic. pro Arch.*

thek, in sein Kunstcabinet verschließen und seine Tage durch fleißiges Lesen und achtsames Beschauen daselbst auch noch so angenehm verbringen, ist ein ungeselliges, ein müßiges und üppiges Leben, wenn wir auch unsern Verstand dabey anstrengen. Denn strengen wir ihn nicht auch im Schachspiele an? Und wer wird gleichwohl dieser Anstrengung im Spiele sein Leben ohne Unverstand widmen können? Nein, alle Anwendung und Uebung der Kräfte des Geistes muß auf die Absicht gerichtet seyn, uns weiser, besser und zum Dienste der Welt brauchbarer zu machen; außerdem ist unser Studiren, unser Lesen und Denken nichts, als ein üppiges Gastmahl, die Wollust unsers Geistes dadurch zu unterhalten. Nein,

Der Fleiß in nützlichen Geschäfften,
Der edle Wucher mit den Kräften
Bestimmt das menschliche Geschick.
Des Menschen Glück nicht einzuschränken,
Verlieh ihm Gott die Kraft zu denken,
Und sprach: Mensch, schaffe dein und deiner Brüder Glück.

Siebenzehnte Vorleſung.

Fortſetzung des Vorigen; beſonders von der Anwendung unſers Verſtandes auf die Erkenntniß und Betrachtung der Natur.

Meine Herren, da die Natur die Quelle ſo vieler wichtigen Wahrheiten und nützlichen Einſichten iſt: ſo ſind wir zu der Erkenntniß und Betrachtung derſelben, in ſo weit ſie unſern Verſtand oder unſer Herz nicht nur rühmlich und angenehm beſchäfftiget, ſondern auch beſſert, alle auf gewiſſe Weiſe verbunden, jeder nach ſeinen beſondern Umſtänden. Die meiſten Menſchen bemerken die Zeugniſſe von der Herrlichkeit und Größe Gottes nicht, ob ſie ihnen gleich in der Natur vor Augen ſtehen; theils weil man ſie nie gelehret hat, darauf zu achten, theils weil ſie dieſelben allezeit von Jugend an geſehen haben. Dieſer Unachtſamkeit ſollte eine ſorgfältige und vernünftige Erziehung zuvor kommen. Wer die Natur einer jeden Sache von Jugend auf, ſo weit ſein Verſtand

es verſtattet, hat kennen, und die Weisheit, Kunſt und Macht, die ſich in allen natürlichen Dingen zeiget, bemerken lernen, der wird immer fähiger und geſchickter, die Wege des Herrn auf dem Erdboden zu entdecken, und aus den Fußtapfen deſſelben, die er allenthalben eingedrückt finden wird, zu ſchließen, daß er groß, mächtig, liebreich und heilig ſey. Ein Menſch, der ſo unterrichtet und gebildet iſt, wird an allen Orten, wo er hinſieht, eine ſtille Erinnerung finden, daß Gott gegenwärtig ſey, und auf die Wege der Menſchen ſehe; und wird oft mitten in der Unordnung an denjenigen zu denken genöthiget werden, der die Erde mit ſeiner Güte erfüllet, und die Menſchen nach ſeiner Weisheit ſo gebildet hat, daß ſie der Gaben ſeiner Gnade mit Ergötzung genießen können. *) Aber ſelten werden wir ſo erzogen; wir müſſen daher dieſen Mangel mit dem Anwachſe unſers Verſtandes zu erſetzen ſuchen. Dieß wird am beſten geſchehen, theils wenn wir uns gewöhnen, die Natur ſorgfältig zu betrachten, theils wenn wir die Einſichten der Andern als Anleitungen zu Hülfe nehmen, um deſto leichter fortzukommen. Durch den täglichen Anblick der Werke der Natur werden wir ihrer Wunder ſo gewohnt, daß ſie uns wenig rühren. Aus dieſer Trägheit oder Unempfindlichkeit müſſen wir uns durch eine lehrbegierige Erforſchung der Natur heraus reißen und den flüchtigen Anblick der Schöpfung in einen bedachtſamen verwandeln, nicht allein die äußere Schaale des Geſchöpfs, ſondern

*) Siehe Mosheims Sittenlehre 1. Th. 465. S.

ſeine Abſicht, ſeinen Nutzen, und das Vergnügen, das es uns gewährt, die wunderbare Art ſeiner Zuſammenſetzung, die Regelmäßigkeit, Schönheit und Mannichfaltigkeit ſeiner Theile bemerken, um davon gerührt zu werden. Zu dieſer Beſchäfftigung beut ſich jedem denkenden Menſchen an allen Orten des Erdbodens die reichſte Gelegenheit dar. Ein Blatt, das wir mit ſo vieler Gleichgültigkeit vor unſern Augen entſtehen ſehen, eine Blume des Feldes, die wir gegen ihre Schönheit unempfindlich niedertreten, ein Inſekt, das wir kaum unſers Anſchauens würdigen; welche weisheitsvolle Einrichtung, welche wunderbare Kunſt des Gewebes und der Verknüpfung der Theile ſpricht nicht aus ihnen, wenn wir uns nicht ſelbſt hindern, dieſe Sprache der Natur zu hören! Man zergliedere nur ein Blatt oder das Gebäude einer Blume und vergeſſe nicht, bey dem Geruche, den ſie ſo ſüße ausduftet, an das Wunder des Wohlriechens zu denken! Warum riecht dieſe Blume ſo balſamiſch? Und die andre und die hunderſte, warum riecht ſie nicht eben ſo, wie dieſe; und doch immer erquickend? Wie entzückend iſt die Miſchung der Farbe! Würde die Blume ſo ſchön ſeyn, wenn ſie anders ſchattiret, anders gezeichnet wäre! Ihre Blätter ſind abgemeſſen, nach einerley Maaßſtabe verfertiget, zu einem regelmäßigen Ganzen in Ordnung geſtellet; wenn Eines fehlte, würde es an genugſamer Ordnung und Symmetrie fehlen. Und jedes dieſer Blätter, wie ſo viel kleine Theile enthält es nicht! Wie ſo viel Fäſer und Röhrchen! Und

ein

ein jedes dieſer Theilchen iſt wieder ein kleineres Ganze, dem nichts hinzugeſetzt noch abgenommen werden kann; ein vollkommnes Ganze für ſich, mit ſeiner eignen Bildung, und doch übereinſtimmend mit der Abſicht und dem Baue der Blume? Man betrachte ihren Kelch, in den die Blätter eingeſchloſſen waren, und daraus ſie ſich nach und nach und doch zugleich hervor arbeiten; welche wunderbare Oekonomie! Und dieſe Blume zieht ihren Nahrungsſaft in geheimen Röhren des Stengels aus ihrer Zwiebel an ſich; und dieſe ſitzt mit ihren durchhöhlten Wurzeln in dem Erdreiche, hält den Stengel und die Blume, und ſchickt ihnen die nährenden Säfte des Bodens zu. Nur Eine ſolche Betrachtung einer einzigen Blume, (und wie zahlreich iſt nicht das Geſchlecht der Blumen?) läßt unſern Verſtand ſo vieles wahrnehmen und giebt ihm ſo vielfache Ausſichten, daß er ſie kaum zu überſehen vermag. Welcher Verſtand aber kann nicht dergleichen Betrachtungen mit einer geringen Mühe anſtellen? Wer die Natur ſo aufmerkſam anſieht, vervielfältiget für ſich ihre Reizungen und das Vergnügen, das ſie uns verſchaffen. *) Laſſen Sie uns einige lehrreiche und angenehme Betrachtungen anführen, die ſich aus dem Anblicke der Natur gleichſam freywillig darbieten. Alles in der körperlichen Natur zeigt dem

*) Cicero hat in ſeinem Buche de natura Deor. vom 46-66 Capitel verſchiedne ſolcher Anmerkungen über die Geſtirne, Pflanzen, Thiere und den Menſchen mit Beredſamkeit vorgetragen. Anm. des Verf.

forſchenden Verſtande Weisheit und Ordnung und endlich die doppelte Abſicht des Nutzens und Vergnügens. — Man kann das weitläuftige und prächtige Reich der Pflanzen kaum flüchtig betrachten, ohne von der Ordnung der Zeit gerühret zu werden, in der ſie vor unſern Augen entſtehen. Ein Geſchlecht tritt nach dem andern auf die Schaubühne, damit ſie niemals leer für den Menſchen werde, damit er das ganze Jahr Blüthen und Früchte habe. Das Pflanzenreich dienet dem Menſchen und dem Thiere zum Bedürfniſſe und zum Vergnügen. Kämen die Früchte alle zu einer Zeit hervor, wie könnten wir ſie einſammeln, aufbewahren und genießen, da ſehr viele nur kurze Zeit ſchmackhaft ſind! Die heiſſeſten Monate zeugen kühlungsvolle Früchte, den ermatteten Menſchen zu laben, und mit friſchen Säften zu ſtärken. Gelangte die Traube im heißen Sommer zu ihrer Reife, ſo würde der erquickende Trank des Weins leicht in Eſſig ausarten, und wenn alle Blumen auf einmal hervorbrächen, wie kurz und ermüdend würde das Vergnügen des Menſchen ſeyn! Iſt die Zeit der Blumen vorüber, von denen ſich ſo viele Inſekten im Sommer nähren: ſo läßt die Weisheit der Natur dieſe den langen Winter hindurch in einen tiefen Schlaf verfallen, damit ſie keiner Nahrung bedürfen. Man erſtaunet über die Mannichfaltigkeit der Pflanzen, deren man ſchon über dreyßig tauſend entdeckt; und wie viel tauſend ſind deren auf dem Boden des Meeres, die dem Auge unentdeckt bleiben! Man kann ferner die Natur

kaum

kaum flüchtig betrachten, ohne wahrzunehmen, daß ſich ihre Werke durch ſehr enge Grenzen von einander unterſcheiden. — Man fange von den lebloſen Gegenſtänden an und ſehe, wie immer zwo nächſt auf einander folgende Arten von ſehr geringem Abſtande ſind. Endlich ſteigen ſie auf ſo vielen Staffeln immer höher, daß die oberſten lebloſen Werke den geringſten unter den organiſchen Körpern faſt gleich kommen. Das Pflanzenreich grenzt an das Steinreich. Man hat die Corallen, als Seegeſchörfe, für wahre Pflanzen gehalten; und die neuern Entdeckungen lehren, daß ihre ſo genannte Blume ein wirkliches Thier ſey. Von den Thieren ſteigt die Vollkommenheit auf unzähligen Stufen bis zum Menſchen, und von ihm, nach den Lehren der Offenbarung bis zu den höchſten Ordnungen der Geiſter, der Engel und Erzengel.

Es giebt tauſend ſonderbare Beyſpiele der Weisheit in den Werken der Natur, die auch von einem ungeübten Verſtande ſich faſſen und bewundern laſſen.

Was ſind die Weltmeere und Seen, was ſind ſie anders, als unermeßliche Höhlen und Behältniſſe der Waſſer, die gleichſam durch den Arm der Allmacht nach einer unendlichen Weisheit ausgegraben ſind, daß ſie Dünſte und Wolken, Brunnen und Flüſſe zeugen, und dadurch das friſche Grün, die Schönheit des Erdbodens, die Verbindung, den Unterhalt und die Erquickung aller Creaturen auf demſelben zu Wege bringen müſſen?

Die Berge ſind weſentliche Schönheiten der Natur, wenn wir ihre verſchiednen Beſtimmungen betrachten, Dünſte zu ſammeln und dadurch den Quellen und Flüſſen ihren Vorrath zu liefern, Metalle zu zeugen, vor ſchädlichen Winden und rauhen Jahrszeiten zu ſchützen, die Ausſicht angenehmer zu machen, die ohne ſie allzu einförmig ſeyn würde. Wozu Berge mit ewigem Schnee und Eiſe bedeckt? Zum Nutzen und Vergnügen des Ganzen! Von ihnen treufeln gutthätige Waſſer, und der Schnee, der nach und nach zerſchmilzt, läßt die Quellen im Sommer nie verſiegen. Mit einem male aufgelöſet, würde er alles überſchwemmen. — Auch in den anſcheinenden Unordnungen in der Natur findet der ſorgfältige Zuſchauer Weisheit und eine Güte, die dabey für unſern Nutzen und unſer Vergnügen geſorgt hat. Durch eine überall gleich ausgetheilte Wärme des Erdbodens, die einer kurzſichtigen Vernunft vielleicht bequemer ſchiene, würde die erſtaunliche Verſchiedenheit der natürlichen Werke und die gröſte Schönheit der Erde verloren gehen. Auch die Winde würden dadurch verhindert werden. Und was könnte die Folge davon anders ſeyn, als daß die unbewegte Luft Menſchen und Thieren, deren Kräfte ſie doch erfriſchen ſoll, zur Peſtilenz würde? — Pflanzen und Thiere, die auf der einen Seite ſchädlich ſind, ſind auf der andern Seite ein Reichthum medicinischer Kräfte, viele Krankheiten und Gebrechen des Menſchen zu heilen, oder doch zu lindern. Und ſo wie ſchädliche und giftige Pflanzen ſelten unter

den

den eigentlichen Früchten zur Nahrung wachsen; so sind die wilden Thiere gemeiniglich in Wüsteneyen und als solche Oerter verbannt, wo selten Menschen hinkommen; eine weise Veranstaltung, die uns leicht in die Augen fällt! Man kann selbst die Geographie zum nützlichen Studio der Weisheit, Güte und Macht Gottes, die in der verschiedenen Austheilung der Güter der Erde in allen Ländern so sichtbar sind, anwenden, und die Kenntniß von dem Reichthume und Seegen, den Gott in den Erdboden geleget hat, eben so wohl zu seiner Erbauung, als zur Erlernung der Geschichte nützen.

Wer kann die Thiere betrachten, ohne über ihre wundervollen Instincte oder eingepflanzten Triebe zu erstaunen, durch die sie in den meisten Fällen die mühsamste mechanische Kunst und Geschicklichkeit der Menschen übertreffen und so gar ihre Lehrmeister werden! Man stelle sich nur die geometrische Bauart der Bienen und der Biber vor. — Die den Thieren eingepflanzte Vorsicht, welche sie bey der Wahl ihres Futters, in der besondern Architectur ihrer Wohnungen und Nester blicken lassen; die ängstliche Fürsorge für ihre Jungen, die doch nicht länger dauert, als bis sie sich selbst erhalten können; die Stärke und der Muth auch bey den furchtsamsten und schwächsten unter ihnen, so bald es die Erhaltung und Fortpflanzung ihrer Gattung betrifft; die proportionirliche Anzahl von beiderley Geschlechtern, und tausend solche Merkmale der Weisheit; wer kann sie nicht erkennen? Warum nähren sich einige von ihnen nur

von dem Fleiſche der andern, einige nur von den Pflanzen, andre von Steinen? Ein einziger alter Eichbaum iſt eine Welt für ganze Heere verſchiedner Thiere, die ſich theils von ſeinen Blättern, theils von der Frucht, theils von dem Stamme, theils von der Wurzel nähren.

Wie leicht läßt es ſich begreifen, daß ohne die tägliche Bewegung der Erde der eine Theil dieſer Kugel in beſtändige und undurchdringliche Schatten der Finſterniß verhüllet und durch einen ewigen Froſt verwüſtet, der andre aber, von Dürre und Hitze ausgezehret, eine verbrannte unfruchtbare Wüſte und das Grab aller lebendigen Geſchöpfe ſeyn würde! — Auch die Wunder der Himmelskörper und ihre Syſteme, in die das gemeine Auge nicht eindringen kann, werden ihm faßliche Weisheit, wenn ſie ihm von einem Fontenelle gezeigt werden. Alsdann begreift ſelbſt der niedrigſte Verſtand, daß in allen Planeten, die zu unſerm Sonnenſyſtem gehören, noch zwölfhundertmal ſo viel Platz iſt, als auf unſrer Erde, und daß wir alſo nicht den tauſenden Theil des bevölkerten Sonnengebäudes ausmachen; daß, wenn jeder Fixſtern nur ſo groß, als unſre Sonne iſt, und wieder ſeine Planeten gleich unſrer Sonne hat, und dieſe Planeten nur ſo viel Raum für ihre Einwohner haben, als unſer Syſtem, daß, ſage ich, eine unendliche Menge von Geſchöpfen vorhanden ſeyn müſſe; und dieſe ſchafft, kennt und erhält der Herr der Natur alle! Wie ſehr erweitern dieſe Vorſtellungen den Verſtand des Menſchen, und wie ſehr

verherr-

verherrlichen ſie die Allmacht, Weisheit und Güte des Schöpfers!, Sind in dem Himmelsſtriche, den man die Milchſtraße nennt, allein über vierzig tauſend Sterne; ſind dieſe alle mit lebendigen Geſchöpfen bevölkert; großer Gott, welche Myriaden von Nationen preiſen deine ſchaffende und erhaltende Hand, die den Himmel wie einen Teppich ausgebreitet, und es oben mit Waſſer gewölbet; die das Erdreich auf ſeinen Boden gegründet, und es mit der Tiefe gedecket, wie mit einem Kleide. Waſſer ſtunden über den Bergen; aber vor ſeinem Schelten flohen ſie, vor ſeinem Donner fuhren ſie dahin. Er ließ Brunnen quellen in den Gründen, daß die Waſſer zwiſchen den Bergen hinfloſſen, daß alle Thiere auf dem Felde tränken — an denſelben ſitzen die Vögel des Himmels und ſingen unter den Zweigen. Von oben her feuchtet er die Berge und machet das Land voll Früchte; er läßt Gras wachſen für das Vieh und Saat zu Nutze dem Menſchen, daß du Brodt aus der Erde bringeſt und daß der Wein erfreue des Menſchen Herz — daß die Bäume des Herrn voll Safts ſtehen, daſelbſt niſten die Vögel und die Reiger wohnen auf den Tannen — Das Meer, das ſo groß iſt, da wimmelts ohne Zahl beide groß und kleine Thiere — daſelbſt gehen Schiffe, da ſind Wallfiſche, die er gemacht hat, daß ſie darinne ſcherzen. Es wartet alles auf ihn, daß er ihnen Speiſe

gebe

gebe zu ſeiner Zeit — Die Ehre des Schöpfers iſt ewig, der Herr hat Wohlgefallen an ſeinen Werken. — Herr, ruft endlich der heilige und entzückte Dichter aus, wie ſind deine Werke ſo groß und viel! Du haſt ſie alle weislich geordnet und die Erde iſt voll deiner Güte! *)—

Der menſchliche Körper.

Wie der Menſch das Meiſterſtück der Schöpfung iſt: ſo iſt er auch für den Menſchen das wichtigſte und lehrreichſte Studium. Schon die Wohnung ſeines Geiſtes, ſein Körper iſt eine ganze Welt im Kleinen, eine Welt voll Weisheit und Harmonie. Alle ſeine Theile ſind von der richtigſten und manche von der zarteſten und feinſten Zuſammenfügung; jedes iſt zu ſeiner Beſtimmung, die oft ſo vielfach iſt, beſonders eingerichtet; und alle Werkzeuge aller Sinnen, die unter einander ſo verſchieden ſind, kommen

*) Pſ. 104. Man kann ſich aus den Pſalmen, Propheten, den letzten Capiteln des Hiobs die trefflichſten Gemälde von der Gröſſe und Weisheit der Werke der Natur ſammeln, die alle Beredſamkeit der gröſten Geiſter unter den Profanſcribenten übertreffen. In den Crameriſchen Predigten finden ſich verſchiedne, die beweiſen, daß man die Wunder und Schönheiten der Natur ſo vertragen kann, daß ſie auch von dem gemeinſten Verſtande können erkannt und bewundert werden. Man habe nur Kenntniß, Verſtand zur Wahl und Anwendung, und Beredſamkeit, zur Ausbildung. Hieher gehört auch der 1. Theil der Crameriſchen Andachten. Anm. des Verf.

nen doch in dem groſſen Endzwecke der Erhaltung des Lebens, der Brauchbarkeit zu Geſchäfften, und des Dienſtes, den ſie den höhern Kräften der Seele leiſten, zuſammen. — Eben der Mund, durch welchen wir die nöthige Nahrung empfangen, eben die Zunge, welche uns hierzu behülflich iſt, dienen uns auch die Gedanken unſers Herzens zu offenbaren. Das einzige Werkzeug der Zunge, welcher Innbegriff von Wundern iſt es für uns!

O Zunge, was nur Geiſter faſſen,
Kannſt du den Sinn doch fühlen laſſen,
Durch dich wird der Gedank ein Schall;
Durch ſüße Töne kannſt du ſiegen;
In einem Geiſt herrſcht das Vergnügen,
Du ſprichſt: ſo herrſcht es überall.
Geheimniß, das kein Witz ergründet,
Wer hat auf deine Wunder Acht,
Der dich nicht bald, vom Dank entzündet,
Zum Herold deines Schöpfers macht?

Der Menſch hat an ſeinem Geſichte, dieſem zarteſten Sinne, den wachſamſten Hüter wider die Gefahren des Lebens; und in der aufgerichteten Bildung ſeines Leibes hat er Würde und Vorzug vor den Thieren. — Was von ſeinen Sinnen oder Gliedmaßen am nothwendigſten iſt, hat ihm die Vorſehung doppelt geſchenkt, damit der Verluſt des einen ihn nicht ſo gleich ganz hülflos und zu den Geſchäfften und Vergnügungen des geſellſchaftlichen

ſchaftlichen Lebens unfähig mache. Die Schärfe, Stärke und Fertigkeit ſeiner Sinne iſt genau abgemeſſen. Wäre ſein Geſicht ſtumpfer und ſein Gehör ſchwächer: ſo würden die äußerlichen Theile der Natur mit ihren Schönheiten gröſtentheils für ihn verhüllt ſeyn, und der geſellſchafteliche Umgang würde dadurch viel verlieren. Ein mikroſkopiſches Auge würde einige Theile der Natur ekelhaft und andre fürchterlich machen. Ein teleſkopiſches Auge würde die kleinen ſanften Erhöhungen in Berge, die Berge in ungeheure Höhen, und die anmuthigſten Thäler in ſcheußliche Abgründe verwandeln. Sollte der Sinn des Gehörs in gleichem Grade ſtärker werden, ſo würde der Schall des Donners uns betäuben, die menſchliche Stimme unſerm Ohre das werden, was ihm itzt der Donner iſt, und ein beſtändiges Geräuſch und Getöſe würde die Stille des Schlafs unterbrechen und alle Ruhe des menſchlichen Lebens ſtören. Wäre das Gefühl feiner und zarter, ſo würde uns das, was uns itzt ſanft dünkt, die empfindlichſten Schmerzen verurſachen.

Die Bewegungen der innern Theile unſers Körpers, von welchen die Dauer des Lebens zunächſt abhängt, geſchehen faſt alle ohne Wirkung unſers Willens, und wir können ſie unmittelbar durch unſer Wollen weder geſchwinder noch langſamer machen. Die Aufſicht über die Bewegungen des Blutes, der Lebensgeiſter und Nerven, welche unaufhörlich nothwendig ſind, würde die Seele beſtändig beunruhigen und ſie zu allen an-

dern Beſchäfftigungen unfähig machen. So erregt auch nicht jede Bewegung, noch jeder Eindruck auf die Theile des Körpers, Empfindungen in der Seele. Die ſinnlichen Empfindungen zeigen uns nur ſolche Veränderungen, Begebenheiten, oder Gegenſtände an, von welchen wir unterrichtet zu ſeyn nöthig haben. Daher iſt die Bewegung des Hauptes, der Augen, des Mundes, der Zunge, der Füße, und des ſo unſchätzbaren mit der gröſten Kunſt gebildeten Werkzeugs, der Hand unſerm Willen unterworfen. Alles dieſes ſind für jeden deutliche Beweiſe der weiſen und gütigen Einrichtung und Fürſorge unſers Schöpfers.

Der Menſch kömmt ſchwächer und hülfloſer auf die Welt, als alle andre beſeelte Geſchöpfe, und gelangt kaum in zehn oder zwölf Jahren zu dem Gebrauche der Kräfte, ſich ſelbſt zu erhalten; alle andre belebte Weſen rücken hingegen zu dieſem Ziele in wenig Monaten; und nur wenige haben vier oder fünf Jahre zu ihrer völligen Reife nöthig. Gleichwohl iſt dieſes ſo wenig eine Unvollkommenheit des Menſchen, daß es vielmehr den Beweis einer weiſen und gütigen Einrichtung abgiebt. Das Gegenmittel aber wider dieſe langwierige Schwachheit unſrer jüngern Jahre finden wir in der zärtlichen Zuneigung der Eltern zubereitet; und die Urſachen dieſes langſamen Wachsthums ſind in den verſchiednen Verbeſſerungen unſrer Kräfte enthalten, deren wir fähig ſind. Die Mittel unſrer Erhaltung erfordern viel Mühe und Geſchicklichkeit; wir ſind verſchiedner edlen Vergnügun-

gen fähig, die andern beseelten Geschöpfen unbekannt sind, und die in den nützlichen und angenehmen Künsten ihren Grund haben, welche wir ohne eine lange Erziehung, ohne vielen Unterricht und ohne die Nachahmung Andrer, nicht erlernen könnten. Wie viel Zeit haben wir nöthig, unsre Muttersprache zu erlernen? Wie viel Geschicklichkeit wird selbst zu den geringsten Künsten des Ackerbaues oder andrer zur Wirthschaft gehörigen Verrichtungen erfordert! Ein Körper, früh mit voller Stärke ausgerüstet, ohne eine Seele die weder Künste noch Wissenschaften noch gemeinnützige Fähigkeiten besäße, würde uns unbändig und unbiegsam machen. Wir würden uns gegen unsere Eltern und Lehrmeister auflehnen. Da wir also nöthig haben, unterwürfig zu bleiben: so haben wir nicht so zeitig die Kräfte haben sollen, uns von diesem nothwendigen und heilsamen Joche los machen zu können. *)

Die Seele des Menschen.

Auch in der menschlichen Seele stimmt alles zu weisen Absichten zusammen, wir mögen ihre Kräfte der Vernunft oder ihre eingepflanzten moralischen Fähigkeiten und Neigungen betrachten. — Die Menschen haben alle einerley Verstand, und sind doch den Graden der Einsicht und Erkenntniß nach sehr verschieden; und selbst diese Verschiedenheit, die ein Mangel zu seyn scheint, befördert die Vollkommenheit. Stünden wir alle auf Einer Stufe der

*) S. Hutcheſons Moral, I. Th. 57. S.

der Scharfſinnigkeit, und hätte jeder alle Hülfsmittel der Erkenntniß und des Vergnügens, das Einſichten geben, in ſich ſelbſt: ſo würde der gemeinſchaftliche Umgang, der doch den Fortgang der Erkenntniß befördert; ſo würde Leutſeligkeit und Freundſchaft, die dadurch aufgeweckt werden, und die rühmliche Nacheiferung, die allezeit einen Abſtand der Kräfte vorausſetzet, dadurch gehindert werden. — Die langſamen Wirkungen der Vernunft ſtärken die Fähigkeiten ſelbſt. Bey einem jeden Schritte erlangt ſie eine neue Lebhaftigkeit, und aus der überwundnen Schwierigkeit ſchöpft ſie Muth und Geduld zur neuen Arbeit. Die Nothwendigkeit eines mühſamen Unterrichts in unſern jüngern Jahren erweckt das edle Mißtrauen gegen unſre eigne Einſicht und zugleich eine aufmerkſame und gelehrige Gemüthsart, welche eine Quelle der menſchlichen Erkenntniß und das beſte Mittel wider die Irrthümer der Einbildung und wider die Gewalt des Stolzes iſt. — Das Vermögen, ſich durch Uebung Fertigkeiten zu erwerben, das unſre Seele beſitzt, wird in Anſehung ſeiner Folgen bald eine augenſcheinliche Belohnung der Tugend, bald eine offenbare Strafe des Laſters. Das letzte Verbrechen bringt immer eine gröſsre Unfähigkeit zu reinern und erhabnern Vergnügungen und einen neuen Zuwachs von Elende mit ſich; hingegen die letzte tugendhafte Handlung eine gröſsere Leichtigkeit und Luſt in der Rechtſchaffenheit.

Die allgemeine moralische Empfindung des Guten und Bösen ist ein herrlicher Beweis des hohen Ursprungs unsrer Seele. Denn so gewiß es ist, daß Recht und Pflicht, Tugend und Laster von der Vernunft erkannt und auf die strengste Art bewiesen werden können: so würde doch diese Methode der Erkenntniß für den größten Theil der Menschen, der so sinnlich und zum Nachdenken so träg ist, fruchtlos seyn, wenn Gott dem Herzen nicht einen moralischen Instinkt eingedrückt hätte, ein Gewissen, das so leicht und stark auf uns wirket, weil es sich fühlen läßt. — Man nehme den Hang zur Geselligkeit, aus dem Systeme unsrer Neigungen heraus: so hört das menschliche Geschlecht auf, eine natürliche Gesellschaft zu seyn, die durch allgemeine Angelegenheiten und Neigungen auf das genaueste verbunden ist. — Aus der Verschiedenheit unsrer Talente, Kräfte und Geschicklichkeiten entspringen die mannichfaltigen Obliegenheiten und Unterwürfigkeiten im menschlichen Leben; und der gegenseitige Mangel so vieler Bedürfnisse unterstützet und stärket die gegenseitigen und unveränderlichen Pflichten:

Wenn jenem nicht die Gabe fehlte,
Die die Natur für mich erwählte:
So würd er nur für sich allein,
Und nicht für mich bekümmert seyn.

Die Unwissenheit in Ansehung der zukünftigen Begebenheiten scheint ein Mangel unsers Geistes

zu seyn, und sie ist sein Glück. Sie bewahret ihn in glücklichen Umständen vor Uebermuth und Sicherheit, und in widerwärtigen vor Unthätigkeit und Verzweiflung.

Man kann das Verzeichniß dieser Bemerkungen über die physikalische und moralische Natur, die ich hier gesammelt habe, *) mit tausend eignen Betrachtungen vermehren, wenn man aufmerksam ist, und den flüchtigen Anblick der Natur, dessen man gewohnt ist, durch Nachsinnen in einen bedachtsamen verwandelt. Auf diese Weise lernet der Mensch an sich selbst und an der Welt die Vollkommenheiten seines allmächtigen Urhebers am lebhaftesten erkennen. Und kann dieses Erkenntniß wachsen, ohne daß mit ihm die Empfindungen der Bewunderung, Dankbarkeit und Anbetung wachsen oder erneuert werden sollten? Kann man überall Weisheit und Ordnung in der Einrichtung der Natur bemerken, und kein Verlangen fühlen, in seinem eignen Verhalten auch Weisheit, auch Ordnung zu beobachten? Der denkt am erhabensten, wer überall Gott in seiner Güte, Macht, und Weisheit und Heiligkeit denken kann; und diese Gedanken werden ihm ein Antrieb zur Tugend werden.

*) Sie sind größtentheils aus Sulzers Betrachtungen über die Schönheiten der Natur und aus dem Derham ausgezogen. Besonders empfehle ich einem wißbegierigen Schüler der Natur des Herrn Bonnets Betrachtung über die Natur. Anm. des Verf.

Die Fähigkeiten seines Verstandes auf diese Weise erweitern, ist Glück für uns, und Vortheil für Andre, und also unsre Pflicht. Unser Verstand ist ein kostbares Pfund, das uns der Allmächtige zum Wucher anvertrauet hat. Können wir ihm gefallen, ohne in diese Absicht zu willigen? Können wir es mißbrauchen, oder ungebraucht lassen, ohne daß der Geber desselben Rechenschaft von uns fordern sollte? Hat er die Natur nicht dazu erschaffen, daß wir ihn in seinen Werken erkennen und anbeten sollen; nicht dazu, daß sie ein täglicher Beweis seines Daseyns, seiner immer waltenden Vorsehung und des Gehorsams, den wir ihm schuldig sind, seyn soll? »Er offenbaret »sich uns nicht unmittelbar. Er hat aber dem »Himmel und der Erde anbefohlen, uns zu ver»kündigen, was er ist. Er hat unsre Einsichten »nach dieser göttlichen Sprache eingerichtet, und »erhabne Geister erwecket, welche die Schönheiten »derselben erforschten, und ihre Ausleger würden. »Wir sind eine Zeit lang auf einen kleinen ziem»lich dunkeln Planeten gesetzet, und haben nur »den Theil vom Lichte, der sich für unsern gegen»wärtigen Zustand schicket. Lassen Sie uns alle »Stralen dieses Lichtes aufs sorgfältigste sammeln »und bey dessen Klarheit fortwandeln. Es kömmt »ein Tag, da wir aus der ewigen Quelle alles »Lichtes schöpfen; und da wir, anstatt den Werk»meister in seinem Werke zu betrachten, das Werk »in dem Werkmeister erkennen werden. Itzt se»hen wir in einem dunkeln Spiegel, dann

»aber

»aber von Angeſicht zu Angeſichte.*)« **)
Und dieſen obgleich dunkeln Spiegel wollteſt du,
o Menſch, geringe ſchätzen?

Du Liebling deines Herrn du Bürger einer Welt,
Die Gott aus Lieb erſchuf und nicht zum Weh erhält,
Vergeblich waffnet dich dein Schöpfer mit Verſtande;
Klug nur zu deiner Quaal, und zu des Weltbaus
Schande.
Hältſt du das für zu ſchlecht, daß es dein Aug' er-
götzt,
Was doch der Ewige der Schöpfung werth geſchätzt
Schau, was du ſiehſt, iſt Glück. Im ganzen Welt-
gebäude
Zielt alles nur für dich auf Nutzen, und auf Freude.

*) 1 Kor. 13, 12.

**) Siehe Bonnet zu Ende ſeines Werkes.

Achtzehnte Vorleſung.

Von den Pflichten in Abſicht auf die Güter des Herzens; und zwar insbeſondre von der Herrſchaft über ſeine Begierden und Leidenſchaften.

Wir haben, meine Herren, in der letzten Stunde von den Gütern des Verſtandes geſprochen und gehen nunmehr zu den Gütern und guten Eigenſchaften des Herzens fort.

Der richtigſte und beſte Verſtand, für ſich allein betrachtet, und ohne Beziehung und Anwendung auf das Herz, iſt ein Schatz, der ſeinen Beſitzer darben läßt, ja der ihn noch unglücklicher macht, als er ohne denſelben geweſen ſeyn würde. Man beſitze die weitläuftigſte Erkenntniß der Wahrheit, man habe die Geheimniſſe der Künſte und Wiſſenſchaften erforſcht, man kenne die Erde und den Himmel und die Vollkommenheit ihres Urhebers,

bers, man kenne den Menschen und sein Innerstes, man habe die schärfste Urtheilskraft, den reichsten Witz, den feinsten Geschmack: man kann mit allen diesen Eigenschaften noch elend, noch der Dürftigste an Glückseligkeit seyn. Nicht bloß der Besitz der Einsicht und Wahrheit macht uns glücklich, sondern die Ausübung und richtige Anwendung derselben zu ihrer Absicht. Es ist nichts gewisser, als dieser Satz, und vielleicht auch nichts gewissers, als daß wir ihn zu wenig glauben. Wir schmeicheln uns, wenn wir mit Wahrheit suchen und fassen, daß wir unsre Pflicht thun; und indem wir fühlen, daß wir ihre Wissenschaft besitzen, und daß sie so vortrefflich und nützlich ist, vergessen wir nicht selten das noch Vortrefflichere, sie auf uns und unsre Neigungen anzuwenden. Man kann den tiefsinnigsten Verstand, und doch ein Herz ohne Menschenliebe und Furcht Gottes haben; mit Engelzungen reden und doch ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle seyn. Man kann der gründlichste Kenner der Religion dem Verstande nach, und nach dem Herzen ein ungebesserter Atheist seyn; man kann weissagen und alle Geheimnisse wissen und alle Erkenntniß haben, *) und doch nichts, ja gar ein Uebelthäter seyn. Man kann für die Welt ganze Bände vortrefflicher Tugendregeln beredt geschrieben, und keine davon empfunden haben. Ein Verstand, der der Tugend des Herzens nicht aufhilft, ist kein Gut, er ist vielmehr ein Gift der Seele,

*) 1 Korinth. 13, 1.

und führt zum Unglauben. Alle Mühe, die wir auf gute Kenntniſſe anwenden, alle unſre Einſicht und Kraft zu urtheilen, die wir uns erwerben, und dadurch wir der Welt in der That nützen, iſt dennoch wenigſtens für uns verloren, wenn ſie bloß das Geſchäffte des Verſtandes und der Eigenliebe iſt, und nicht in unſer Herz, als eine Pflicht, einfließt, zu der uns der Urheber unſers Verſtandes erſchaffen hat. Die Gaben und Bemühungen des Verſtandes werden erſt durch die Abſicht geheiligt, ſie zur Regierung unſers Willens und zur Verbeſſerung unſers Herzens und zum Glücke der Welt anzuwenden; und alle Einſichten ſind nichts, wenn ſie nur um ihrer ſelbſt, um ihres Vergnügens willen geſucht, und geſchätzt, und beſeſſen werden. Sie ſind, ſo hoch ſie auf den Stufen der Güter der Seele ſtehen mögen, doch nicht die letzte Stufe, doch kein letzter Zweck, bey deſſen Beſitze wir uns beruhigen könnten. Auch die Kenntniſſe des Verſtandes, die am entfernteſten von dem Herzen zu ſeyn ſcheinen, können doch dadurch auf das Herz angewandt werden, wenn wir ſie aus einer edlen Neigung, Gutes zu thun, und unſre Kräfte nach der Abſicht ihres weiſen Gebers, würdig zu gebrauchen, erwerben, verſtärken oder anwenden.

Die Kenntniß der moraliſchen Wahrheiten, die einen unmittelbaren Einfluß auf das Herz haben, wird um deſto ſchimpflicher und ſchädlicher; je weniger wir uns bemühen, ſie auf unſre Neigungen und Handlungen einfließen zu laſſen. Alles, was der Verſtand von Pflicht und Tugend gegen

uns,

uns, Andre und unser höchstes allmächtiges Oberhaupt, erkennet, und es nicht so erkennet, daß es das Herz billiget und liebt, und daß es geneigter dazu gemacht wird, ist eine müßige Erkenntniß. Diese Weisheit in einem hohen Maaße besitzen, sie nicht ausüben, oder gar in ihr Gegentheil durch seine Begierden willigen; welchen Namen soll man dieser Verfassung der Seele geben? Eine geringe, aber hinlängliche Erkenntniß der Wahrheit, die uns zu guten und tugendhaften Menschen machen soll, besitzen, und sie aufrichtig und sorgfältig und in allen Umständen auszuüben sich bestreben; dieses ist göttliche Weisheit, und jenes, mit dem gelindesten Namen, die weiseste Thorheit. Eben derjenige, der die Erkenntniß der Weisheit vorzüglich besitzt, und ihr zuwider handelt, ist dadurch unglücklicher, als der Unwissende. Dieser kann durch Unterricht, wenn er ihn erhält, gebessert werden; aber was soll den Einsichtsvollen, der sein Herz gegen die Wahrheit dadurch unempfindlich macht, daß er sie nicht ausübt, was soll ihn ändern? Der mit einem hohen Verstande begabte Engel fällt, ohne die gute Anwendung desselben, zum Elende des bösen Geistes herab. Der Mensch von großen und trefflichen Einsichten, ohne den richtigen Gebrauch derselben, oder mit einer bösen Anwendung, sinket zum Thoren oder Bösewichte hernieder. Es giebt keinen Zwischenraum. Möchten wir doch diese so schreckhafte Wahrheit bey unsrer Begierde nach Weisheit nie vergessen! Wir können reich

an Wiſſenſchaft und arm an Tugend ſeyn; arm an hohen Talenten des Verſtandes, und reich an edelmüthigen Geſinnungen des Herzens; Männer an Einſicht, und Kinder an der Ausübung; Kinder an gelehrten Einſichten, und doch weiſe Männer an tugendhaften Neigungen und Handlungen. Wir können mit unſern Einſichten und Grundſätzen in der Welt herrſchen, Großmuth und Standhaftigkeit predigen, und doch im Unglücke verzagt, im Glücke übermüthig, bey der geringſten Verachtung troſtlos, und bey dem kleinſten Unfalle ein bebendes Laub ſeyn. Alsdann iſt der einfältige und in ſeinen Unfällen gelaßne Handarbeiter ein Held gegen uns. Wir können unſer ganzes Leben gelehrten Erforſchungen unter dem Beyfalle aller Sterblichen gewidmet haben; und unſer Sterbebette, mit Ehrenkränzen geſchmückt, kann dennoch eine Folter des Gewiſſens, und unſer Tod heidniſche Verzweiflung ſeyn.

Das Herz hat, wie bereits erinnert worden, *) eigentlich nur Ein Gut, nur Eine Tugend, nämlich den von Vernunft und Gewiſſen erzeugten lebendigen Vorſatz, überall ohne Ausnahme der göttlichen Beſtimmung gemäß zu handeln. Aus dieſer Haupttugend entſpringen viele beſondere Tugenden und Pflichten. Dieſe beſondern Tugenden ſind, denn ich muß ſie, da ich nun ihrer Erklärung näher trete, hier nochmals namhaft machen, Ehrfurcht und Liebe zu Gott, Mäßigung und Beherr-

*) Man ſehe die erſte Vorleſung auf der 19 u. f. S.

Beherrſchung ſeiner Begierden, Gerechtigkeit und Liebe gegen die Menſchen unſre Brüder, Fleiß und Arbeitſamkeit in ſeinem Berufe, Gelaſſenheit und Geduld, Demuth, Vertrauen auf die göttliche Vorſehung und Ergebung in ihre Schickſale.

Daß aber dieſe Tugenden allerdings Güter der Seele vom höchſten Werthe, und alſo unſre höchſte Pflicht ſind, das habe ich ebenfalls ſchon in dem Eingange der Moral gezeigt. Itzt wollen wir uns mit der Erklärung dieſer Eigenſchaften und Tugenden beſchäfftigen; und, da ich von den unmittelbaren Pflichten gegen Gott zu ſeiner Zeit beſonders handeln werde, ſo will ich hier zuerſt von der Mäßigung und Beherrſchung unſrer Begierden reden.

Mäßigung und Beherrſchung ſeiner Begierden.

Dieſe Herrſchaft beſteht in dem Vermögen der Seele, unſre natürlichen Begierden ihren Abſichten und Gegenſtänden gemäß, vorſichtig und weiſe zu regieren und anzuwenden; ſie zu ſchwächen, wenn ſie ſtärker und dauerhafter ſind, als es ihr Gegenſtand befiehlt; ſie zu erwecken, wenn ſie ſchwächer ſind, als es die Abſicht verlanget, die ſie erreichen ſollen; kurz jede dieſer Neigungen ſo einzurichten, daß ſie dem Syſteme unſrer übrigen Triebe, die ſich auf unſre und Andrer Wohlfahrt beziehen, nicht ſchade, ſondern freundſchaftlich aufhelfe. Daß dieſes Vermögen ein Gut ſey, deſſen unſer Herz nicht entbehren kann, erhellet daraus, weil zu hef-

tig oder zu wenig begehren und verabscheuen, ein innerlicher Krieg unsers Willens mit dem Verstande und dem Gewissen ist, und der Ordnung der übrigen Neigungen zuwider läuft. Ohne diese Herrschaft arten die natürlichen Triebe, die sich auf die Erhaltung unsers Lebens und der äußerlichen Wohlfahrt beziehen, in verderbliche Leidenschaften aus. Die Liebe zum Leben und zur Gesundheit artet in ängstliche Zaghaftigkeit aus, das Verlangen nach sinnlichen Vergnügungen in Weichlichkeit und Wollust, das Verlangen nach Mitteln der Erhaltung und nach Reichthume, in Eigennutz und Geiz, das Verlangen nach Ansehen und Hoheit, in Ehrgeiz, Stolz und Herrschsucht, und das Verlangen nach Ruhe und Bequemlichkeit, in Trägheit und Müßiggang. Diese Neigungen in die angewiesenen Grenzen der Vernunft und des Gewissens einzuschließen, das ist das Amt der Weisheit; und die Mäßigung seiner Begierden aus Ehrfurcht gegen den göttlichen Willen und vermittelst eines kräftigen Vorsatzes zu behaupten suchen, das ist die Herrschaft des Herzens, die deswegen ein beständiges Gut und eine heilige Pflicht bleibt, weil ohne dieselbe weder unser Glück, noch die Wohlfahrt der Andern bestehen kann. — Lassen Sie uns dieses, statt tiefsinniger Beweise, durch einige Beyspiele dieser natürlichen Neigungen erklären.

1) **Die Liebe zum Leben und zur Gesundheit, wenn wir sie nicht tugendhaft mäßigen**

ßigen und regieren, wird zu einer knechtiſchen Zaghaftigkeit und zu unſerm Unglücke.

Sarkaſt liebt ſein Leben ſo ſehr, als wäre er deswegen da, um es nie zu verlieren, nur deswegen da, um es auf einige Jahre zu verlängern. Nichts iſt ihm ſchrecklicher, als Krankheit und Tod. Er ſinnt auf tauſend Mittel, ſie abzuwenden und zu entfernen. Er giebt auf jede kleine Unordnung ſeines Körpers, auf jeden entfernten Feind ſeiner Geſundheit mit einer kindiſchen Vorſichtigkeit Acht. Er hört die Nachricht von einem verſtorbenen Freunde, und ſchon entfärbt er ſich. Er erblickt einen Sarg, und ſchon erſtarret er.

Aber ſucht er denn ein Leben voll Furcht und Angſt? Iſt nicht ſeine beſtändige Furcht ſchon Pein? Er zernichtet alſo die Abſicht des Lebens; und eben die große Liebe zum Leben, oder die Furcht vor einem frühen Tode, die ihn quält, wird ihm das Leben kürzen. Er iſt nie von Gefahren frey; und ſo bald eine erſcheint, wird er eher darinnen umkommen, als ein Andrer, weil ihm die Furcht Muth und Entſchluß raubt, die dienlichſten Mittel zu ergreifen.

Zu welchen niederträchtigen Handlungen verleitet ihn ſeine ausſchweifende Liebe zum Leben! Das Leben iſt ihm Pflicht, Ehre, Freund, Familie, Vaterland, beſſer zu reden, mehr als alles dieſes. — Um ſein größtes Gut, Leben und Geſundheit zu erhalten, wird er aufhören, dienſtfertig, mitleidig, nützlich zu ſeyn. Ob wir Andern leben,

leben, ob wir gesund oder krank, glücklich oder unglücklich sind, das wird den Sarkast nicht beunruhigen. Er ist sich mit seinem Leben die ganze Welt. Das Mitleiden kann nicht zu seinem Herzen kommen. Es ist kein Theil mehr leer; alles ist von der Eigenliebe besetzet. Sich um uns verdient zu machen, das sollte ihn rühren? Und er könnte seiner Gesundheit schaden, seinen Körper entkräften, seine Lebensgeister schwächen? Man setze nur sein Leben in Sicherheit, so sieht er ohne Bewegung seine Familie sterben, seine Freunde darben und sein Vaterland verderben. Man setze hingegen seine Gesundheit, sein Leben in Gefahr, so wird er keinen Augenblick anstehen, sich durch Niederträchtigkeiten zu entehren; und Meyneid und Verrätherey, wenn es Mittel sind, ihn bey dem Leben zu erhalten, werden ihm unschuldige Mittel zu seyn scheinen.

In solcher Uebermaß wird die Liebe zum Leben Leidenschaft, und kann daher dem Menschen nicht anders, als zum Unglücke gereichen. Sie raubt dem, der sich ihr überläßt, die Ruhe und Freyheit des Geistes; sie schwächt den Körper und stürzt selbst in Gefahren. Sie erstickt die edlen Neigungen der Menschenliebe, und noch mehr alle Freuden und allen Trost auch der natürlichen Religion; denn ein Sarkast sieht sein Leben gar nicht als ein Geschenk an, das ihm die gütige Vorsehung so lange erhalten wird, als es ihrer Weisheit gefällt, sondern er handelt so, als ob seine Erhaltung lediglich von ihm selber abhange.

Seßen Sie demjenigen, der bey der Sorge für sein Leben das Maaß überschreitet, nur den entgegen, welcher die natürliche Liebe zum Leben zu beherrschen weiß; um zu erkennen, daß diese Herrschaft ein schäßbares Gut des Herzens ist.

Amynt liebt sein Leben, weil ers als ein Geschenke der Vorsehung ansieht, das er genießen und nüßen soll. Er flieht die Unmäßigkeit und alle stürmische Leidenschaften, als Feindinnen der Gesundheit und des Lebens. Er beschäfftiget sich nüßlich, und stärkt dadurch seine Kräfte. Die Gelassenheit, welche die Arzney seines Geistes ist, wird auch die Arzney seines Körpers. Er wünschet den Tod nicht, und fürchtet ihn nicht zitternd. Er hält sein Leben für rühmlich angewendet, wenn ers nach dem Befehle der Pflicht, das ist, Gottes anwendet. Der Fleiß und Eifer, Gutes zu thun, belohnet ihn mit einem innern Beyfalle, der ihn über allen Verlust des Lebens erhebt. Verliert er dasselbe in guten Absichten, in edlen und gemeinnüßigen Thaten, in Sorgen und Bemühungen für die Seinigen, seine Freunde, sein Vaterland, und die Nachwelt: so hat ers in seiner Bestimmung glücklich verloren.

Eben weil er das Leben nicht ängstlich sucht, verliert er nie jene Freyheit des Geistes, die zu Entschließungen in Gefahren und zu seiner eignen Sicherheit erfordert wird. Der Gedanke von einer wachenden und beschüßenden Vorsehung giebt ihm da Muth und Stärke, wo Andre aus Furcht

des Todes zittern; und er freut sich seines Lebens um desto mehr, weil seine Erhaltung nicht auf seine Sorgfalt allein ankömmt. Zeigen sich Fälle, wo er für sein Vaterland, wo er aus Religion sein Leben für die Tugend und für die Wohlfahrt seiner Brüder aufopfern soll: so wird er, obgleich nicht unempfindlich gegen diesen Verlust, dennoch den Trieb der Natur besiegen, und ehe er wider sein Gewissen, wider ein höheres Gesetz der Ehrfurcht gegen Gott und der Wohlfahrt Andrer handeln sollte, wird er lieber sein Leben verlieren, das heißt, dem es gelassen zurück geben, von dem er es erhielt, und der es ihm ewig aufbewahret. Auf diese Weise ist die Herrschaft über diesen natürlichen Trieb ein Gut des Herzens und führet ihre eigne Belohnung mit sich.

2) **Das Verlangen nach dem Vergnügen der Sinne und derjenigen Liebe, welche nach der göttlichen Anordnung beide Geschlechter für einander fühlen,** ist in gewissen Schranken unschuldig. Die beständige Bestrebung, dieses natürliche Verlangen, seiner Absicht gemäß, in die von der Vernunft und dem Gewissen, das ist, von Gott ihm angewiesenen Grenzen einzuschließen, und darinnen zu erhalten, ist die Beherrschung desselben. Ueber diese Schranken hinaus, wird es zu einer entehrenden, wütenden und thierischen Leidenschaft, und darum wird die Herrschaft darüber ein Gut von

groſſem Werthe, und eine beſtändige Pflicht des Menſchen.

Kleanth ſucht das Vergnügen der Zunge. Er ißt und trinkt, nicht um das natürliche Verlangen nach Speiſe und Trank zu ſeiner eignen Erhaltung zu ſtillen, ſondern mehr, um es zu verlängern, um den Kützel des Geſchmacks zu empfinden und zu vervielfältigen. Er befriediget ſeinen Wunſch; und die beſte Mahlzeit läßt ihm in der Vorſtellung kein Vergnügen eines innern Beyfalls, keinen Troſt, als den zurück, ſie wiederholen zu können. Aber er muß warten. Die natürliche Neigung kömmt nur nach einem langen Zwiſchenraume wieder, und gleichwohl möchte er ihren Kützel immer fühlen. Aus Weichlichkeit flieht er Arbeit und Geſchäffte; aber eben dadurch entzieht ſich der Thor das gröſte Vergnügen, mit Hunger, der eine Frucht der Arbeit und Mäßigkeit iſt, zu eſſen. Man laſſe ihm die Freyheit, täglich die ausgeſuchteſten Speiſen und die beſten Getränke zu wählen. Er wird einige Zeit die Zunge kützeln; aber er nutzt eben durch den öftern und unmäßigen Gebrauch die Werkzeuge des Geſchmacks ab, und fühlt weniger, weil er ſtets Zunge, ſtets Geſchmack ſeyn will. Indeſſen wächſt doch ſein Verlangen darnach. Er würde nichts thun, als beſtändig eſſen und trinken, wenn es die Natur erlaubte. Thieriſcher Zug in dem Gemälde eines Menſchen! Er würde endlich, entfernt von allen Menſchen, verſchloſſen in ſeinem Speiſeſaale, ohne

Gäſte, ohne Freunde, bloß für ſeinen Geſchmack, für ſeine Zunge leben, wenn er dadurch für ſein epikuriſches Leben etwas zu gewinnen hoffte.

Kleanth hat Vermögen, und aus Liebe zur Sinnlichkeit opfert er es auf. Für ſeinen Geſchmack iſt ihm nichts zu koſtbar. Aber einen geringen Theil ſeines Vermögens zu löblichen Anſtalten anzuwenden, wenn ihn nicht die Furcht der öffentlichen Schande zwingt, dazu iſt er zu ſehr Sinn. — Erzählen Sie ihm edle Thaten, nützliche Anſtalten, großmüthige Handlungen der Menſchenliebe; er wird gähnen. Er glaubt einen langweiligen Roman zu hören; denn in ſeinem Herzen iſt nichts von dieſen Neigungen wahr. — Erzählen Sie ihm das Vergnügen, das Ihnen ein einziges ungekünſteltes Gericht an der Seite Ihres Freundes macht. Er entſetzt ſich darüber, und zittert ſchon vor dem bloßen Gedanken einer ähnlichen Mahlzeit. Sie trinken den Wein des Vaterlandes, ſelten, mäßig, und freuen ſich bey dieſem Genuſſe. Das iſt ihm eine Fabel. — Sagen Sie ihm, daß Sie oft einen Theil Ihrer Speiſe, die Sie wohl noch eſſen möchten, einem Armen mittheilen, der ſie ſelten hätte, und daß Sie ſich freuten, wenn es dieſem Hungrigen ſo wohl ſchmeckte; und er wird über Ihre Gutherzigkeit, die ihm ſehr thöricht dünket, lachen. — Eben dieſer Kleanth wird durch die Zeit ſo gierig, daß er nicht mit dem ordentlichen Maaße von Leckereyen mehr zufrieden iſt. Er muß ſich überfüllen, um ſich aus ſeiner Unempfindlichkeit zu reißen, in der ihn

das

das Gewöhnliche erhält. — Er leeret itzt Becher aus, da er ſonſt nur Gläſer trank, und leeret ſie von zehn Weinen aus, da er erſt mit zwo Arten zufrieden war. Sich nicht berauſchen, das heißt er gar nicht trinken. Er will zwar nicht betrunken ſeyn, aber doch ſo lange den Geſchmack des Weins fühlen, als ihn der Gaumen fühlen kann. Kleanth wird ein Säufer, aber ein ordentlicher Säufer. Er trinkt des Mittags und ſchläft ſich etliche Stunden nüchtern. Er trinkt des Abends und ſchläft ſich die Nacht wieder zum Menſchen. Die Zeit ſieht er als die Ordnung an, nach der er ſeinen Geſchmack befriedigen ſoll, und die Menſchen als Diener ſeiner Schwelgerey und Werkzeuge ſeiner Bequemlichkeit.

So erſtickt die Sinnlichkeit in ſeinem Herzen alle gute Neigungen und in ſeiner Vernunft alle Grundſätze der Pflicht. Er ſchwächt ſeine Geſundheit, und richtet ſein Leben, ſein Vermögen, ſeine Ehre und die Kraft zu denken zu Grunde.

Sein ungeſtümer Trieb ſelbſt iſt das, was ihn nie ruhig werden läßt, ſo bald er ihn nicht befriedigen kann; er iſt es, der ihn in gewiſſen Umſtänden zum niederträchtigſten Schmeichler, zum Räuber und Böſewichte machen wird. Sollte Kleanth ein guter Vater, ein angenehmer Ehemann, ein Freund, ein Bürger, ein Patriot, ein Held ſeyn können? Er iſt der nächſte zum gefräßigſten Thiere, weil er ſeine Sinnlichkeit nicht mäßigen will.

Damis, das Gegentheil vom Kleanth, iſt mäſſig in dieſen Vergnügungen des Geſchmacks, behauptet ſeine Herrſchaft darüber, und erhöht eben dadurch dieſes Vergnügen. Die einfältigſten Speiſen, ſorgfältig zubereitet, ſchmecken ihm nach vollbrachter Arbeit, durch den Hunger gewürzt, an der Seite ſeines Freundes, oder ſeiner Gattinn und Kinder, eben ſo ſüße und noch ſüßer, als dem Kleanth ſeine koſtbaren Schüſſeln. Er fühlt neue Kräfte bey ihrem Genuſſe, iſt geſättiget, und könnte noch mehr genieſſen; hat ſich mit einem friſchen Trunke gelabet, und fühlet neue Lebensgeiſter. Er würde noch mehr Wein vertragen können; aber er trinkt nicht ſeinen Geiſt zu erſticken, ſondern ihn geſchickter zu ſeinen Verrichtungen zu machen. Seine Mäßigkeit bewahret ihn vor allzu vielen und ſchädlichen Säften. Er fühlt die Leichtigkeit des Körpers und des Umlaufs ſeines Blutes. Er iſt glücklicher in ſeiner Arbeit, ſchläft ruhiger, ſteht heitrer auf, fühlt weniger von den Anfällen der Laſter, die ihren Sitz in dem Blute, im dicken oder überflüßigen Blute haben. Sein Geiſt wird ſelten von einem mürriſchen Weſen überfallen. Seine Enthaltſamkeit belohnet ihn alſo, ohne daß er bloß mäßig iſt, um geſund zu ſeyn. Er würde vielmehr niemals unmäßig ſeyn, wenn er auch ſeiner Geſundheit nicht dadurch ſchadete. Er iſt mäßig in Rückſicht auf eine göttliche Anordnung, und iſt ſich bewußt, daß er dieſe bey dem Gebrauche der Nahrungsmittel beobachtet. — Entbehret er ja gewiſſe

wiſſe Freuden des Geſchmacks, ſo entbehret er ſie, weil er ſie nicht bedarf. Er könnte ſie vielleicht haben; allein der Aufwand, den ſie verurſachen würden, iſt in ſeinen Umſtänden und nach ſeinen Geſinnungen, edler zu gebrauchen. Er theilet ihn denen mit, für die das Blut, oder das Verdienſt, oder das Bedürfniß bey ihm ſpricht. Sie ſollen ſich auch erquicken gleich ihm; und, wenn ſie des Labſals mehr, als er, bedürfen, auch mehr noch, als er. So hat ſeine Mäßigung einen glücklichen Einfluß in ſeine Gutthätigkeit und in das Vergnügen der Andern. Welcher von beiden iſt glücklicher, der enthaltſame Damis, oder der unmäßige Kleanth?

Mit der Sinnlichkeit des Geſchmacks iſt die **Sinnlichkeit der Liebe** verwandt. Dieſer natürliche Trieb, den uns der Schöpfer zur Erhaltung des Geſchlechts der Menſchen eingepflanzet, und aus Weisheit und Güte mit dem empfindlichſten Reize verknüpft hat, wird, wenn er ſich von ſeinem Ziele entfernet und ſeine Befriedigung außer dem Bande einer keuſchen Ehe ſucht, zu der verworfenſten Leidenſchaft, die man kaum beſchreiben darf, ohne die guten Sitten zu beleidigen.

Nichts iſt unbändiger, als dieſer Trieb, wenn ihn die Pflicht nicht einſchränket. Nichts verderbet das Herz und verkürzet das Leben des Menſchen früher und gewiſſer, als dieſe zügelloſe Leidenſchaft. Sie wird zur Brunſt, die den Menſchen tief unter das Thier erniedriget; und die Natur hat die Ausſchweifung derſelben mit den empfindlichſten Stra-

fen belegt; ſo wie ihr die Religion den Zorn und das beſondre Gerichte Gottes droht.

Dieſe Leidenſchaft, die für ſich ein verzehrendes Feuer iſt, erſtickt zugleich die beſten Neigungen der Seele. Sie entkräftet das Herz, und öffnet es der Weichlichkeit und Trägheit, der Ueppigkeit und Schwelgerey. Kein Laſter iſt ohne die Geſellſchaft eines andern, am wenigſten die Wolluſt. Sie duldet keinen Fleiß in Geſchäfften, keinen Eifer zu löblichen und rühmlichen Unternehmungen. Sie verwandelt ſich, um zu ihrem Ziele zu gelangen, in Liſt, in Beſtechungen, in Meyneide. Sie verführt und läßt ſich verführen. Sie wird niederträchtig und tödtet alle Schamhaftigkeit. Was iſt die freche Stirn einer unkeuſchen Perſon für ein widriger Anblick!

Die Schlachtopfer der Wolluſt, welch Unglück ſind ſie für die Geſellſchaft! Eine geſchändete Unſchuld, welcher Gram für ihre Familie, und welche Pein für ſie ſelbſt! — Entheiligte Bande der Ehe — Aber laſſen Sie uns einen Vorhang vor die Greuel dieſer Leidenſchaft ziehen, und aus ihrer Schändlichkeit erkennen, welch Glück hingegen die Beherrſchung des natürlichen Triebes, welch Glück Schamhaftigkeit und Keuſchheit für unſer Herz ſey! Dieſe Tugenden lehren und ſtärken uns, allen unrechtmäßigen Gebrauch der Liebe zum andern Geſchlechte zu vermeiden, alle Reizungen dieſer Neigung bey uns und Andern zu verhindern, und alle Mittel anzuwenden, durch die wir dieſen Naturtrieb regieren und nach den Vorſchriften der Tu-

gend

gend bezähmen können; und dieses alles aus Gehorsam gegen Gott und aus Ehrfurcht gegen seine weise Absicht, zu der er ihn uns eingepflanzet hat.

Cleon regierte in den Jünglingsjahren durch die Stärke der Vernunft und Religion diese natürliche und der Tugend gefährliche Neigung und behauptete die Rechte und Freuden der Unschuld und eines unverletzten Gewissens. Die Schamhaftigkeit war seine Gefährtinn. Gute Beyspiele waren seine Lehrer, ein ermahnender liebreicher Freund sein Stab, und der Gedanke eines allsehenden Auges sein Schild wider unerlaubte Wünsche. Er ward früh mit einer liebenswürdigen Person des andern Geschlechts bekannt, und ihre Freundschaft und Tugend machte seine Neigung nur edler und unschuldiger. Willst du dereinst das Glück genießen, ihr Herz zu besitzen, sagte er oft zu sich, so verdiene es durch Rechtschaffenheit auf dem Wege des Fleißes und der Verdienste eines Mannes, den seine Gattinn ewig lieben soll. Die Neigung, die itzt die unerlaubteste seyn würde, erstickt tief in deiner Seele. Du würdest dich nicht lieben und sie nicht, wenn du unedel lieben könntest. Beschäfftige dich im rühmlichen Fleiße, in Geschicklichkeiten, Künsten und Wissenschaften und traue deinem günstigen Schicksale. Es wird dich durch sie beglücken, wenn sie dein Glück ist. Mache dich ihrer und sie deiner durch einen unschuldigen Umgang nur desto mehr werth; und bist du nicht stark genug dazu, so sey weise und fliehe!

Itzt genießt dieser Cleon in seinen männlichen Jahren an der Seite dieser liebenswürdigen Person die Freuden des glücklichsten Mannes und Vaters; und den Gedanken seiner behaupteten Unschuld, auf die er itzt im Triumpfe eines guten Gewissens herab sieht, diesen Gedanken gäbe er für keine Welt.

So, Jüngling, schmück auch du mit Unschuld deine Jugend;
Sieh auf die Weisheit stets, doch mehr noch auf die Tugend,
Und werd als Mann beglückt durch keusche Lieb und Treue.

Und rührt dich die Stimme der Vernunft und des Gewissens nicht: so laß dich die Stimme der Religion rühren: Wer den Tempel Gottes verderbt, den wird Gott verderben; und dieser Tempel bist du. Darum preise Gott beides an dem Leibe und Geiste; denn sie sind Gottes und nicht dein. *).

*) 1 Kor. 3, 17. 6, 20.

Neunzehnte Vorlesung.

Fortsetzung von der nöthigen Herrschaft über die Begierden; desgleichen von der Gelassenheit und Geduld.

Ich habe zu Ihnen, meine Herren, in der letzten Vorlesung von der Mäßigung und Beherrschung unsrer natürlichen Begierden gesprochen, und Ihnen durch einige Beyspiele gezeigt, wie nöthig es sey, die Liebe zum Leben und zur Gesundheit, das Verlangen nach sinnlichen Vergnügungen, und den Trieb der Liebe zu beherrschen. Noch ist, ehe ich mich von dieser Tugend zur nähern Betrachtung der Gelassenheit wende, übrig, daß ich in Ansehung der Begierde nach Ehre und Reichthum ein gleiches thue.

3) Laßen Sie mich also Ihnen in einem doppelten Gemälde zuvörderst zeigen, wie die Begierde nach Ehre, wenn sie ausschweifet,

ſchweifet, unglücklich mache; und wie hingegen eine vernünftige Einſchränkung derſelben unſer und Andrer Glück werde.

Die Gegenſtände der Ehrſucht ſind unzählig. Einige ſind ihrer Natur, oder ihrer Anwendung nach beſſer; doch auch bey den beſſern gewinnt das Herz nichts. Dieſe Neigung, wenn wir ihr nachhängen, erfüllt uns mit Unruhen, reizt uns zu ängſtlichen und kindiſchen Unternehmungen, erzeugt Stolz, Neid, Eiferſucht, Kaltſinn gegen fremde Verdienſte, Geringſchätzung derſelben, und ſo bald ſie gekränkt wird, Rache und Verleumdung. Was aber das meiſte iſt; ſie wendet das Herz von Gott ab.

Es ſey Stand, Geburt, Titel, Reichthum, Schönheit, Kunſt, Wiſſenſchaft, Tapferkeit, Macht, Tugend, oder ſonſt ein andrer Gegenſtand die Triebfeder unſrer Ehrſucht; ſie bleibt allezeit für uns Unglück. Keine Leidenſchaft verfehlt ſo leicht ihres Zieles, als Eitelkeit, keine iſt beſchwerlicher für die Geſellſchaft; ſo wie keine Eigenſchaft der Welt ſchätzbarer iſt als Beſcheidenheit und Demuth.

Euklio, beherrſcht von der Ruhmſucht für einen der größten Gelehrten gehalten zu werden, welche Martern thut er ſich an! Er ſtudiret nicht, um weiſe und nützlich zu ſeyn. Er will gelehrt ſeyn, um berühmt und groß, um die Bewundrung der Welt zu werden. — Was keinen Einfluß in den Namen hat, ſey noch ſo gut, noch ſo nützlich; er ſucht es nicht. Was wunderſam iſt, ſey noch ſo unnöthig; er treibt es. — Jeder Lobſpruch,

oft der Lobſpruch der Thoren, läßt ein Feuer in ihm zurück, das ihn entzündet, nach neuen Lobſprüchen zu ſtreben. Er ſchreibt ein gelehrtes Werk, verwacht Nächte, verzehrt die Geſundheit, vergißt der Geſchäffte des Hauſes, verſäumet die Pflichten der Geſelligkeit; alles, um bewundert zu werden. Man rühmt ihn, und was hat er für ſeine Mühe? Ehre! Und was iſt dieſe Ehre? Sind denn Worte, Töne, Mienen, Geberden, womit ihm Andre ihre Achtung zu erkennen geben, ſichre Beweiſe einer innerlichen Hochachtung? Wie viel Unwiſſende, Schmeichler und Boshafte mengen ſich unter die Zahl ſeiner Lobredner! Doch, Euklio, laß es die wahren Meynungen der Andern von deinen Verdienſten ſeyn, die ſie dir entdecken; laß ſie wahre Kenner und Richter ſeyn! Biſt du darum glücklicher, weil dich Andre für ein Wunder der Gelehrſamkeit achten; darum weiſe und tugendhaft, weil dich Andre für weiſe und tugendhaft halten? Wird dich die Krankheit weniger ſchrecken, wenn ſie dich über dem zehnten Bande deiner unſterblichen Werke befällt? Wirſt du das Unglück gelaſſner ertragen, weil du den Ruhm der Gelehrſamkeit haſt? Und wird dir dein Name Standhaftigkeit im Tode geben? Iſt das Ziel, nach dem du ringſt, nicht ſehr unſicher? — Euklio wird beſcheiden getadelt. Er tobt über dieſen Tadel. Damon ein Mann von Verdienſten, wird mehr gelobt, als er. Die Ehrſucht des Euklio wacht auf. Er will keinen Nebenbuhler leiden. Damon muß weniger Verdienſte haben, als Euklio.

klio. Er verkleinert den Damon. Dieſer verantwortet ſich beſcheiden; und ſchön ſtürmet Euklio mit Beleidigungen und ſchrecklichen Vorwürfen auf die Ehre ſeines Widerſachers, und wird des Andern Haſſer, bloß weil er ſein eigner Anbeter, und ſo klein iſt, daß er die Größe eines Andern nicht ohne Mißgunſt anſehen kann.

Euklio, dieſer Stolze, wird uns verachten, wenn wir ihn loben; denn er iſt unendlich beſſer, als wir. Er wird uns verachten, wenn wir ihn nicht loben; weil wir nach ſeiner Meynung ſo einfältig oder ſo boshaft ſind, ſeine Verdienſte nicht einſehen zu wollen. Wenigſtens wird er uns nicht weiter ſuchen, als in ſo fern wir blinde Verehrer ſeiner Meynungen und gleichſam ſeine Götzendiener werden, die den Weihrauch ohne Maaß an ihn verſchwenden. Wem wird er dienen, es wäre denn, um Ruhm zu haben? Sey klein, unbekannt, verdienſtvoll und ſeines Schutzes bedürftig; er vertauſcht dich gegen den, der ihm mehr ſchmeichelt, ihm mehr Ruf verſpricht. Er hat eigentlich kein Gefühl in ſeinem Herzen, als das Gefühl ſeines Ruhms. Vergraben unter ſeinen Büchern iſt es für ihn, als ob die Welt rings um ihn her ausgeſtorben wäre. Die Sorge für ſein Anſehen läßt keine andere edlere Sorgfalt in ſeinem Herzen aufkommen. Und wenn nicht ſein Fleiß zufälliger Weiſe der Welt nützlich wäre: ſo würde dieſer Gelehrte ein müßiger ſtolzer Einſiedler ſeyn, der weiter keine Abſicht hätte, als daß ihm die Welt Nahrung und Opfer in ſeine Einöde bringen ſollte, damit

mit der Ruf von seinem beschwerlichen Leben überall erschallen möchte. Er würde jenen bezauberten Drachen in den Romanen gleichen, welche Schätze bewachen, die sie nicht kennen, und zu denen sie doch den Menschen den Zutritt verwehren. — Euklio wird ungerecht seyn, so bald es seine Ehrsucht befiehlt. Er wird ein nachlässiger Vater, ein gebieterischer Freund, ein beschwerlicher Amtsgenosse, und überall sein eigner Feind seyn; denn eben der Stolz wird am ersten mit Gegenstolze, oder Verachtung, oder bösen Nachreden, von Andern bestrafet. — Gesetzt Euklio wäre ein gebohrner Regent, und seine Ehrsucht fiele auf Heldenthaten: so würde er Schlachten liefern, wie er itzt in Streitschriften kämpfet, Ströme von Blut vergießen, um gesiegt zu haben, sich in die Gefahren des Todes wagen, um den Lorber des Helden zu erbeuten, die Thränen ganzer Nationen gleichgültig ansehen, um seine Eifersucht oder seinen Neid zu befriedigen, eine fremde Macht mit Krieg überziehen, weil sie sich nicht vor ihm gebeugt, und ein Land verheeren, weil er ein andres sonst nicht erreichen könnte. Ehrsucht ist Marter und Unglück.

Wenn auch sich einst ein Liebling fände,
Mit dem das Glück sich fest verbände,
Blieb ihm kein Wunsch gleich unerfüllt;
Er ist von Sorgen drum nicht freyer;
Die Ehrsucht ist ein ewig Feuer,
Das weder Zeit noch Ehre stillt.

Wie

Wie glücklich ist dagegen Krates! Er sucht Tugend und Verdienste und freut sich, daß er sie mit Beyfalle beehrt findet. Die Beobachtung seiner Pflicht, die Anwendung seiner Vorzüge und Gaben, die ihm die Vorsehung gegönnt, ist sein Ruhm. Er kennt, liebt und schätzt fremde Verdienste; denn das ist Pflicht und Tugend. Er suchet die seinigen zu vermehren; denn das verlangt seine Bestimmung. Er fühlet die Mühe des Fleißes, und stärkt sich dazu durch den Gedanken, daß er nichts edlers thun kann, als daß er sich und Andern nützlich ist, nicht dankbarer gegen die Vorsehung wegen seines Vorzugs seyn kann, als daß ers erkennet, daß es ein unverdienter Vorzug sey, den sie auch einem Andern hätte ertheilen können. Er ist bescheiden, weil er sieht, wie viel ihm noch fehlet; weil er sieht, daß nicht Alle seiner Gaben bedürfen, daß Andrer Geschicklichkeiten auch nothwendig sind; weil er sieht, daß der ein Thor ist, der ein fremdes Gut als sein eignes betrachtet. Er strebt nach dem höchsten Beyfalle des Himmels; darum kann er nicht stolz seyn. Er trägt die Mängel und Fehler der Andern liebreich, sucht sie zu verbessern, und denkt an die seinigen. — Man will seine Verdienste nicht ehren; und dennoch fährt er fort, verdienstvoll zu seyn. Er sucht nicht mehr Beyfall, als er werth ist, darum ist sein Ruhm desto dauerhafter; und den Fleiß, die Sorge und die Zeit, die Andre darauf verwenden, etwas zu scheinen, das sie nicht sind, wendet er an, gemeinnützig zu seyn. Er wird von den Klu-

gen

gen und Rechtſchaffnen geliebt; welch ein Glück! Er hat den Beyfall ſeines Herzens, und darf ſich mit einem höhern tröſten. Er iſt frey von der Pein der Ehrſucht, und hat doch die wahre Ehre. Und wer wird ihm die erlaubten Vortheile des Fleißes und der vorzüglichen Gaben ſo leicht mißgönnen, da er ſie verdienet? Wie glücklich iſt Krates!

4) **Vermögen begehren, lieben und ſuchen, um es zu haben, und das Mittel ſelbſt in einen Zweck verkehren, iſt wider die Vernunft; es iſt Ausſchweifung der Begierde und die niedrigſte Art des Geizes. Wer das Vermögen in der Abſicht ſucht, oder anwendet, weil es ein Mittel iſt, ſeine Sinnlichkeit, ſeine Eitelkeit und die Träume ſeiner Einbildung zu vergnügen, der ſucht und wendet es widernatürlich an, beſtraft ſich ſelber, und wird gegen Andre ungerecht.**

Strephon ringt nach Vermögen, nicht um es einzuſchließen; ſo thöricht iſt er nicht. Nein, er ſieht es als ein Mittel an, gewiſſe andre Abſichten zu erreichen. Er beſitzt viel; aber ſeine Eitelkeit verlangt auch vielen Aufwand. Heute dieſe, morgen jene Anforderung der Sinne und der Einbildung! Kann Strephon jemals Vermögen genug haben? Er erſparet es, wo er es nicht erſparen ſollte, und iſt geizig, um eitel und ſinnlich zu ſeyn. Das Vermögen iſt ein Mittel, ſich und Andern zu nützen. Strephon dagegen ſieht es für

ein Mittel an, ſeinen Leidenſchaften und Einbildungen genug zu thun. Kann er dabey weiſe verfahren? Er will heute eine Eitelkeit vergnügen. Sie koſtet ſo und ſo viel, und er findet ein Mittel, gegen ein geringes Darlehn ein hohes Procent zu erhalten. Er ſtillet alſo ſeine Habſucht, um der Eitelkeit zu dienen. Eben dieſer Strephon beſoldet ſeine Bedienten mit einem elenden und kümmerlichen Lohne; aber er giebt ihnen reiche Livereyen. Er will prächtig ſeyn; darum iſt er geizig. Ein reicheres Kutſchgeſchirr, ein koſtbareres Haus, ein beßres Landgut, kömmt ſeiner Einbildung als gar zu wünſchenswerth und nothwendig vor. Er würde niemals Geſchenke genommen haben; aber itzt nimmt er eine große Summe an, und unterſtützet dafür durch ſein Anſehen die verdächtige Bitte eines Clienten. Und warum? Er will ſein Vermögen nicht vermindern, und doch gern der Welt in die Augen fallen. — Man laſſe ſeinen Geiz in noch ſo verſchiedenen Canälen fortgehen, er kömmt immer in das Meer, aus dem er ausfloß, mit neuem Unrathe zurück.

Dieſer Strephon iſt ſtets ſein eigner Verderber. Er verkehrt die Beſtimmung des Vermögens, und ſeine Neigung muß ſein Herz verkehren. Er ernährt für ſein Geld unordentliche oder thörichte, ſtrafbare oder lächerliche Neigungen. Er bemüht ſich zwiſchen dem Geize und der Verſchwendung, zwiſchen der Habſucht und der Eitelkeit einen thörichten Frieden zu ſtiften.

Noch niederträchtiger und verderblicher ist die Leidenschaft des Sejus, der das Geld des Geldes wegen liebt. Er will es nicht genießen, er will es nur besitzen, vermehren und verschließen. Es ist ihm genug, daß er weis, daß er reich ist, und daß seine Nachkommen auch reich seyn werden, oder, wenn es hoch kömmt, daß ihn die Welt für reich hält.

Er fühlt einen Kützel, wenn sein Vermögen wächst, und dieser entzündet sein Verlangen nach größerm Reichthume, ohne es zu stillen. — Die Furcht, es zu verlieren, sollte ihn bloß behutsam machen, und sie quält ihn mit einem nagenden Kummer. — Sejus darbt, wenn er nur reich seyn kann. Ist er ein Feind seines eignen Vergnügens: so wird er dieses auch den Seinigen entziehen. — Er gestattet sich keine Ruhe, bis er genug haben wird. Und wenn hat er genug? Nie, so lange er noch mehr haben kann. Wenn wird er also ruhig seyn? Dienen Sorgen, Kunstgriffe, Niederträchtigkeiten, Härte, Unbilligkeit, Lieblosigkeit, unmäßige Arbeit, zu Mitteln sein Vermögen zu vermehren, oder zu erhalten; wenn kann er unterlassen, diese Mittel anzuwenden?

Es kann keine gute Neigung in einem Herzen wohnen, wo diese unmäßige Begierde herrschet. Sejus macht sein Geld zum Gott; und was ist Geld? Er opfert seine Ruhe einem Gute auf, das er nicht braucht; und entzieht durch seine Gierigkeit Andern die Mittel der Nahrung, oder der Bequemlichkeit. Strafet dieses nicht die Vernunft?

Sein Verlangen nach Reichthume erſtickt das Licht ſeines Verſtandes auf allen Seiten, die einzige Seite der Habſucht ausgenommen. — Eben ſo erſtickt auch ſein Verlangen nach Reichthume alle Neigungen der Rechtſchaffenheit und Menſchlichkeit. Braucht man noch zu fragen, ob Sejus nicht unglücklich iſt?

Setzen wir aber dieſer Neigung nach Vermögen und dem Gebrauche deſſelbigen ihre gehörigen Schranken: ſo werden wir finden, daß ſie ſich mit der Ruhe des Herzens verträgt, ſo bald ſie ſich nur mit der Weisheit verträgt.

Damon ſtrebt nach Vermögen, ſich und die Seinigen zu erhalten. Er wendet ſeinen Fleiß an, es zu vermehren oder zu behaupten. Er iſt ſparſam, und ſo hat er weniger Aufwand, weniger Sorgen. Er genießt, was er bedarf; und ſo genießt er die Frucht ſeines Fleißes oder ſeines Glücks. Er ſieht ſein Vermögen als ein anvertrautes Gut an; und ſo iſt er gütig und hülfreich gegen Andre, je mehr er Mittel dazu hat.

Er ſieht den Menſchen an, und nicht den Gegendienſt,
Macht Arbeit ſich zur Luſt, und Helfen zum Gewinnſt.

Er ſchmeckt die Freude des Wohlthuns, und dieſe nährt ſeine Menſchenliebe. Er kann Andern nützen, und nützet ſich zugleich ſelbſt. Er ſieht, man kann die größten Reichthümer beſitzen, und

dabey noch tausend Uebeln des Lebens, noch den Krankheiten, den Unfällen seines Hauses, den Verleumdungen des Neides, den Nachstellungen der Boshaften, den Unruhen seiner eignen Seele, der Gewaltthätigkeit seiner Feinde ausgesetzet seyn; sollte er glauben können, daß das Verlangen nach äußerlichen Gütern die Summe der Wünsche eines Menschen ausmachen könnte? Er ist nie sicher, daß ihm sein Vermögen nicht ganz oder zum Theil, daß ihm die Mittel, sich zu erhalten, nicht auf einige Zeit könnten entrissen werden. Daher ist er vorsichtig, um nicht die Schuld dieses Unglücks zu tragen; und indem er der Stimme der Pflicht bey seinem Vermögen gehorchet: so überläßt er das Uebrige der Vorsehung, die nicht alles in seine Gewalt hat geben wollen. Er scheut die verschuldete Armuth, und wappnet sich im voraus, eine unverschuldete gelassen zu ertragen, wenn sie über ihn verhänget seyn sollte. — Damon wird geliebt und verehret, trägt in sich einen stillen Beyfall, genießt sein Vermögen, ist frey vom Geize, ist voll von Güte und Leutseligkeit, dankt der Vorsehung, verläßt sich auf ihren Schutz, und findet sein Glück in der weisen Anwendung seines Vermögens und in der Mäßigung der Begierde nach diesen Gütern.

Diese Mäßigung derjenigen Begierden, die auf die Gegenstände des äußerlichen Glücks gerichtet sind, schaffet uns aber nicht nur den Vortheil, daß sie uns wegen des vernünftigen Gebrauches dieser Güter, ohne welche sie vielmehr Unglück, als

Glück seyn würden, in Sicherheit seßet, und uns vor der Thorheit, ihnen einen übermäßigen Werth beyzulegen bewahret. Nein; sie stärket uns auch, sie gelassen zu entbehren, wenn wir ihren Besitz nicht rechtmäßig erlangen können, und sie gegen das innere Glück der Seele großmüthig zu verachten. Diese Gemüthsverfassung, so sehr sie Pflicht und Tugend ist, so sehr ist sie auch Glück für ihren Besitzer. Die äußerlichen Güter haben allerdings einen großen Einfluß auf unsre Ruhe. Es ist mehr Freude, die Güte des Herzens und zugleich das Glück der Gesundheit zu fühlen, mehr Freude, reich an Tugend und reich an Gütern des Lebens zu seyn; mehr Freude, den Beyfall seines Gewissens und zugleich den Beyfall der Menschen zu haben. Es ist mehr, frey von Lastern, und zugleich frey von Schmerzen des Körpers, von den Uebeln der Dürftigkeit und den Kränkungen unsers guten Namens zu seyn. Allein wir leben in einer Welt, deren Zustand unvollkommen und der Abwechselung unterworfen ist. Es ist weder stets unsrer Macht überlassen, die äußerliche Wohlfahrt zu erreichen, noch, wenn wir sie besitzen, ihren Besitz stets zu behaupten. Der Gegenstände, die zum äußern Glücke gehören, giebt es eine große Anzahl, und uns fehlen öfters viele davon. Kein Leben ist so glücklich, es hat seine Mängel; und das glücklichste Loos des Reichthums, der Hoheit, der Ehre, der Gesundheit ist unbeständig: denn wie bald sind uns nicht diese Güter, oft ohne unser Verschen, oft aber auch durch unsre Schuld entrissen! Ein

Herz,

Herz, das in der Verfaſſung ſteht, ſich wegen des Mangels dieſer Güter zu beruhigen, oder das Uebel des Lebens, das uns droht und nicht zu entfernen ſteht, gelaſſen zu erdulden, muß nothwendig ein groſſes Glück des Menſchen ſeyn, deſſen Umſtände ſtets der Veränderung unterworfen ſind. Dieſe Gemüthsverfaſſung, ſich über die Beſchwerlichkeiten und Leiden der Natur durch höhere Betrachtungen und Hoffnungen hinauszuſetzen, der unvermeidlichen Gefahr getroſt entgegen zu gehen, und gleichſam dem Uebel ſeine beſchwerliche Natur durch ein Wunder der Weisheit zu entziehen, beruht auf den liebenswürdigen Eigenſchaften des Herzens, die wir **Gelaſſenheit** und **Geduld**, **Groſsmuth**, **Demuth** und **Ergebung in die Rathſchlüſſe der Vorſehung** nennen. Wer kann zweifeln, daß wir zu dieſen Tugenden um ſo viel mehr verbunden ſind, je mehr ſie das Ungemach des Lebens erleichtern helfen?

Gelaſſenheit und Geduld.

Gelaſſenheit und Geduld ſind unentbehrliche und ſchätzbare Eigenſchaften der Seele. Durch ihren Dienſt ſchmälern wir das Mißvergnügen und die Schmerzen, die aus dem Mangel und den Unfällen des Lebens auf uns eindringen. Es giebt Uebel, die keine Vorſicht und Klugheit verhüten, Uebel, die kein Verſtand, keine Macht, wenn ſie uns begegnen, aufhalten kann, Uebel, die aus unſrer eignen Unvollkommenheit entſtehen, und welche die gröſte Tugend nicht ganz verhüten kann, weil die beſte

Tugend ihre Schwachheiten und Gebrechen hat. Wider alle dieſe Uebel rüſten uns **Gelaſſenheit** und **Geduld** aus, um ſie, wenn ſie uns von ferne drohen, nicht ſklaviſch zu fürchten, noch ihnen durch die Furcht ein gröſſeres Gewicht zu geben; und wenn ſie uns wirklich befallen, unſern Unmuth unter ihrem Drucke zu mäſſigen, und dem Gefühle des Mißvergnügens ein gröſſeres Gegengefühl der beſſern Freuden entgegen zu ſetzen. Die Gelaſſenheit iſt von einer natürlichen Härte eben ſo weit unterſchieden, als von der phantaſtiſchen Unempfindlichkeit des Stoikers. Sie iſt eine **Frucht der Weisheit und der Herrſchaft über unſre Leidenſchaften.** Es kann dem Herzen nie gleichgültig ſeyn, Mangel und Schmerzen zu fühlen, und ſein Trieb nach Glückſeligkeit gebeut ihm, ſie von ſich zu entfernen; aber ein gelaßnes Herz zieht die Nahrung ſeiner Gelaſſenheit aus der Weisheit und einer richtigen Einſicht in die Natur des wahren Guten und des wahren Uebels. Es unterſtützt ſich durch die Betrachtungen der Pflicht, daß wir verbunden ſind, die von der Natur unzertrennlichen Beſchwerden oder Uebel, weil wir Menſchen und keine Engel ſind, zu tragen. Sind ſie nicht unſre Schuld: ſo ſtärkt es ſich mit dem Gedanken, daß ſie von der höhern Macht weiſe veranſtaltet oder zu unſerm Beſten zugelaſſen ſind. Sind ſie die traurige Bürde, die wir durch Verſehen, oder Vergehungen uns ſelbſt aufgelegt haben: ſo mindert die Gelaſſenheit den gerechten Widerwillen gegen uns ſelbſt durch eine weiſe Reue, die wir über

unſre

unſre Fehler fühlen, und die der Bürge künftiger Vorſichtigkeit und gröſsrer Mäſsigung iſt. Sie wehret Traurigkeit und Verzweiflung dadurch von uns ab, daſs ſie uns ermuntert, ſelbſt das verſchuldete Uebel durch Weisheit in unſer Glück, und den Schmerz in Geduld und Hoffnung auf die Hülfe der Vorſehung zu verwandeln. Viele Leiden ſind zu entfernen oder zu mindern, wenn wir ſo viel Heiterkeit des Geiſtes beſitzen, die Mittel wider ſie zu ſuchen, und ſo viel Stärke, dieſelben gehörig und fortgeſetzt anzuwenden. Die Gelaſſenheit hilft uns zu dieſer Heiterkeit und Stärke; und eben dadurch befreyt ſie uns von vielen Uebeln, oder ſchwächt ihre natürliche Kraft. Viele Uebel erhalten ihr niederſchlagendes Uebergewichte von der Gewalt der Einbildung. Die Gelaſſenheit, eine Frucht der Weisheit, entzieht dem gegenwärtigen Uebel die fürchterliche Geſtalt, in die es die Einbildung verhüllet. Sie wehret einer kindiſchen Zaghaftigkeit. Der Mangel der Schätze, die wir weiſe gebrauchen könnten, ſo lehrt uns die Gelaſſenheit denken, iſt ein Uebel; aber Schätze verachten, weil ſie zu unſerm Glücke nicht nothwendig ſind, iſt Ruhe und Gröſse der Seele. Die Beſten unter den Sterblichen haben ſie entbehren können und ſind bey Wenigem zufrieden geweſen. Du haſt ſie beſeſſen, und verlierſt ſie ohne deine Schuld. Troſt genug! Ihr Anwachs hätte vielleicht die Güte deiner Seele erſtickt und böſe Neigungen in dir aufgeweckt. Dir mangeln die Bequemlichkeiten, die du ſonſt genoſſen; aber du biſt

unter ihnen nicht weichlich geworden, und die nothwendigen Bedürfniſſe des Lebens verſagt dir die Vorſehung nie. Dieſe Hoffnung fühleſt du. Troſt genug!

Die Gelaſſenheit, eine Frucht der Weisheit, ſetzt dem unangenehmen Eindrucke des Elends den ſtärkern und angenehmern Eindruck des größern Gutes entgegen. Die Ehre nicht erlangen, die man verdienet, den guten Ruf durch Verleumdungen und Liſt der Menſchen verlieren, den man ſich durch Verdienſte erworben, ſich dem Spotte und der Verachtung ausgeſetzt ſehen, nachdem man das Vergnügen der Hochachtung genoſſen; wie empfindlich iſt dieſes Schickſal! Aber wie viel entzieht ihm nicht die Gelaſſenheit von ſeiner Schwere! Du haſt, ſagt ſie zu dieſem Unglücklichen, viel verloren; aber doch nur ein äußerliches Gut, nur das Echo der Ehre, nicht die Stimme der Ehre ſelbſt, die aus deinem Gewiſſen ſpricht. Du biſt noch gut, weil du nach deiner Pflicht zu handeln geſucht, wenn auch die ganze Welt das Gegentheil von dir glaubt. Der Beyfall der Menſchen erhöht deine wahre Würde nicht und ihr Tadel verringert ſie nicht. »Du ſteheſt auf der Höhe »der Pflicht. Siehe die matten Pfeile, aus dem »Thale der Verleumdung auf dich abgeſchoſſen, »fallen zu deinen Füßen nieder. Tritt herzhaft »darauf und ſteige auf ihnen noch höher empor.« *)

Dem

*) Die angezogene Stelle ſcheint aus dem Young zu ſeyn; man hat ſie aber, des Nachſuchens ohnerachtet, nicht finden können. Anm. der Herausg.

Dem Rechtſchaffnen bleibt dein Verdienſt, oder deine Unſchuld nicht verborgen, und das Auge des Himmels ſieht und entſcheidet deinen Werth, wenn ihn auch die Erde nicht bemerkt. Die Edelſten unter den Menſchen haben den Beyfall der Thoren verachtet und entbehret; und die größten Seelen haben den Spott der Thoren gehöret, und ſind ruhig auf der Bahn des Guten fortgegangen. Gehe du auch fort, und fühle die Freude, recht gethan zu haben, und achte der unverdienten Schande nicht; das iſt Hoheit der Seele. Wollteſt du der Elende ſeyn, der den Ruhm hat und nicht verdienet, ihn niederträchtig ſucht und mit kriechender Angſt behauptet? Was iſt der äußerliche Ruhm? Ein zweydeutiger Laut, und ein Traum der Eitelkeit! Was iſt die wahre Schande? Das Laſter! Wodurch kannſt du alle Menſchenfurcht beſiegen? Durch die Furcht des Allmächtigen! So ſey getroſt und laß deine Pflicht deinen Muth ſeyn, und begegne dem Verleumder, dem Spötter, dem Beleidiger nicht mit Haſſe, ſondern weiche ihm durch Klugheit aus, ſuche ihn durch Güte zu ermüden und durch eine weiſe Aufführung zu beſchämen. Vergieb ihm die Kränkungen, die er dir anthut, und kannſt du ihnen nicht anders, als durch die Hand der obrigkeitlichen Gewalt wehren: ſo ſuche dein Recht mit Beſcheidenheit und ohne Bitterkeit gegen den Beleidiger.

So hält uns die Gelaſſenheit, die Frucht eines guten und edlen Herzens, auch unter der Laſt der widrigſten Begebenheiten aufrecht. Es iſt wahr,

ſie iſt ſich nicht immer gleich; aber ſie ſammelt doch bald wieder neue Kräfte, wenn ihr die Größe des Unglücks einige entzogen hat. Sie klagt, aber ſie tobt nicht. Sie mäßiget die gerechteſten Klagen durch die Hülfe der Weisheit und Tugend.

Dieſe geſetzte Verfaſſung des Gemüths wird in großen und langwierigen Uebeln zur **Geduld**, die uns durch die Ausſicht in ein höheres und unaufhörliches Glück auch unter den heftigſten Leiden noch ſtärket, daß wir ſie ohne Murren tragen, und anſtatt einen feindſeligen Unmuth gegen Menſchen oder Gott zu fühlen, vielmehr den Rath der Vorſehung billigen, und ihr auch für das zugeſchickte Elend, als für eine Wohlthat danken. Sie wird zur **Herzhaftigkeit**, wenn wir der Gefahr entgegen gehen müſſen; zur **Großmuth**, wenn wir die Uebel des Lebens um des höhern Gutes der Seele willen freywillig zu übernehmen berufen werden; und endlich zum **Heldenmuthe**, durch den wir die gewöhnlichen Schrecken der Natur und zuletzt die Furcht des mächtigſten Feindes, des Todes, beſiegen. Dieſe Verfaſſung des Gemüths, meine Herren, wie vortrefflich iſt ſie nicht, und wer kann ſie entbehren? Welcher Thron ſteht ſo hoch, den kein Unfall erſchüttern oder umſtürzen könnte! Der Glücklichſte, heute noch der Glücklichſte, iſt vielleicht morgen ſchon ein Elender! Sind unſere Schätze nicht oft ein Raub der Liſt und der Macht? Können ſie uns nicht durch unzählige Zufälle, die wir weder vorher ſehen, noch verhüten können, entriſſen werden? Ein König ſey noch ſo mächtig,

wird

wird er darum wohl ſicher ſeyn? Iſt es nicht auch mächtigen Königen ſchon begegnet, daß ſie im Elende geſtorben, nachdem ſie lange mit ihm gerungen hatten? Die Blüthe der Geſundheit; wie bald verwelkt ſie in Kraftloſigkeit und Krankheit! Nichts von den Freuden der äußern Umſtände iſt ganz unſer. Nichts von den Uebeln des Lebens iſt ganz fern, oder auf immer fern von uns. Laſſen Sie ſich dieſe Tugend von mir empfohlen ſeyn, der ich die Schickſale der Menſchen länger kenne, länger ihre Bürde trage, als Sie, und machen Sie die Anlage zu derſelben weislich ſchon in den erſten Auftritten Ihres Lebens. Lernen Sie an den kleinen Widerwärtigkeiten, die Ihnen in der Jugend begegnen, die größern ertragen, die Ihnen vielleicht, ja ich mag ſagen, gewiß, bevorſtehen; an der gegenwärtigen Mühe des Studirens die Laſt eines künftigen Amtes, an dem Mangel jugendlicher Bequemlichkeiten den Verluſt der männlichen Freuden, an der Niedrigkeit einer unverſchuldeten Armuth die künftige Geringſchätzung reicher Thoren, an einem bittern Vorwurfe, den Ihnen ein erzürnter Freund auf der Stube macht, den öffentlichen unverdienten Vorwurf, den man Ihnen künftig in dem Angeſichte der Welt machen möchte. Lernen Sie an kleinen Beſchwerungen Ihrer Geſundheit den vielleicht langwierigen Verluſt derſelben auf Ihre künftigen Tage ſchon itzt erdulden. Wer bürgt Ihnen für die Beſtändigkeit Ihrer blühenden Kräfte? Lernen Sie an der fehlgeſchlagnen Hoffnung einer Belohnung Ihres

gegen-

gegenwärtigen Fleißes die vielleicht künftig verfehlte Hoffnung eines Amtes erdulden. Werden alle verdiente Männer bald und glücklich befördert? Legen Sie durch Ueberwindung der Hinderniſſe, die Sie itzt in dem Laufe Ihrer Pflichten aufhalten und von dem Wege des Fleißes und der Tugend abführen wollen, legen Sie durch Verachtung des Spottes, der Ihnen bey einer ſtrengen Beobachtung Ihrer Pflicht begegnen kann, durch Verachtung des Beyfalls, den Sie erhalten würden, wenn Sie den verführeriſchen Beyſpielen und Lockungen der Angeſehnen und Ungeſitteten folgen wollten; legen Sie, ſage ich, dadurch ſchon itzt den Grund zu dem Muthe, künftig wenn Sie, als Männer, die Sache des Amts, der Wahrheit und Religion führen, durch keine Menſchenfurcht, durch keine Lobſprüche, durch keine Drohungen der Fürſten und Könige ſich beugen zu laſſen, und durch den Gedanken an Ihre Pflicht über alle Schrecken des Lebens zu ſiegen. Geht es Ihnen vielleicht in Ihren erſten Jahren nicht nach dem billigen Wunſche Ihres Herzens: ſo ſeyn Sie darum unverzagt. Es iſt ein köſtlich Ding einem Manne, ſagt die Schrift, daß er das Joch in ſeiner Jugend trage, und der Hoffnung erwarte. *) Die Gelaſſenheit überhebt uns ſo vieler Schmerzen und entzieht ſo vielen Uebeln des Lebens ihr tödtliches Gift; aber, meine Herren, ſie iſt eine Frucht der Betrachtung und des ernſthaften

*) Klagelied 3, 26. 29.

ernſthaften Nachdenkens. Wir müſſen uns oft den geringen Werth der Güter des Körpers und des Glückes vorgeſtellet und unſre Einbildung von ihren Träumen und falſchen Urtheilen gereiniget haben. Sie iſt eine Frucht der Mäßigung unſrer Begierden und Leidenſchaften. Wir müſſen uns früh gewöhnen, unſre Neigungen nach unſern wahren Bedürfniſſen einzuſchränken, ſie nach den Abſichten, zu denen ſie uns eingepflanzt ſind, wohl zu regieren, und auch erlaubte und unſchuldige Vergnügungen uns zu verſagen. Die Gelaſſenheit und die Geduld ſind Früchte der Uebung. Wir müſſen ſie oft gewollt, oft und täglich durch rühmliche Entſchließungen geſucht haben. Wir müſſen oft bey der erſten Empfindlichkeit über Unfälle an uns gehalten, oft den erneuerten Unmuth durch Waffen der Weisheit gedämpft haben. Die Gelaſſenheit zieht ihre Stärke aus dem Bewuſtſeyn höhrer Güter, als die ſind, die wir entbehren; aus der Vorſtellung eines höhern Schutzes in allen unſern Unfällen. Wir müſſen alſo beſtändig nach dem Beſitze guter Neigungen, nach der Erfüllung aller unſrer Pflichten und nach dem edlen Vertrauen auf eine allmächtige Vorſehung und ihren Beyſtand ſtreben, um uns zu der geſetzten Erwartung unvermeidlicher Uebel gefaßt, wenn ſie kommen, zur männlichen Ertragung derſelben geſchickt, und wenn ſie lange und heftig anhalten, zu einer heroiſchen Geduld bewehrt zu machen. So wie uns die Religion dieſe Tugenden am meiſten

empfiehlt:

empfiehlt; so enthält sie auch allein die höchsten Bewegungsgründe zu denselben durch die Verheißungen einer unendlichen Glückseligkeit in jenem Leben. Wer sich im Glauben mit göttlicher Ueberzeugung unendlich glücklich sieht und fühlt, dem sind die Leiden dieser Zeit, verglichen mit den ewigen Freuden, nur geringe Uebel.

Wir müssen uns endlich auch oft erinnern, daß die Beschwerlichkeiten und Uebel des Lebens einen heilsamen Einfluß auf unsre Weisheit und Tugend haben; daß die im Unglück geübten Menschen gemeiniglich die brauchbarsten und hülfreichsten sind; daß der Wohlstand oft schwerer zu tragen ist, als der Unfall; daß wir durch große Mühseligkeiten nicht selten zu einem dauerhaften Glücke geführet werden, welches wir ohne jene nie auf eine rühmliche Art würden haben tragen lernen. Wir müssen uns oft an den Unbestand und den geringen Werth der äußerlichen Güter erinnern, und die kleinen aber dauerhaften Freuden, die jeder Zustand der Menschen noch verstattet, aufsuchen, um unsre Gelassenheit dadurch zu stärken. Viele Menschen haben deswegen so wenig Nahrung für sie, weil sie das geringere Gute, das vor ihnen liegt, und das sie oft genießen könnten, nicht weise genießen wollen; weil sie die allgemeinen Freuden der Natur nicht achten und aufsuchen, auf welche alle Menschen an allen Orten den Anspruch haben, und deren Genuß das Herz ge-

gen tauſend geringe Uebel noch ſchadlos hal-
ten kann.

Genieße, was dir Gott beſchieden,
Entbehre gern, was du nicht haſt.
Ein jeder Stand hat ſeinen Frieden,
Ein jeder Stand auch ſeine Laſt.

Willſt du zu denken dich erkühnen,
Daß ſeine Liebe dich vergißt?
Er giebt uns mehr, als wir verdienen,
Und niemals, was uns ſchädlich iſt.

Zwanzigſte Vorleſung.

Von der Demuth.

Wenn es möglich wäre, daß unſer Herz alle gute Eigenſchaften beſäße, die Demuth ausgenommen; ſo würde es ohne dieſe Tugend kein wahres Verdienſt, und einen ſteten Mangel der Beruhigung haben; ſo groß iſt ihr Werth, und ſo unentbehrlich dieſe Tugend für den Menſchen. Ohne die Demuth iſt keine Wahrheit in unſerm Herzen; denn dieſe Tugend gründet ſich auf eine richtige Kenntniß unſrer ſelbſt, andrer Menſchen, und der unendlichen Quelle der Vollkommenheit, aus der unſer Daſeyn gefloſſen iſt, und ſeine ſtete Nahrung alle Augenblicke empfängt. Die Demuth wird zuerſt dem Stolze, ihrem größten Feinde, entgegen geſetzt, der ſie für Niederträchtigkeit und für eine Feindinn der Ehrliebe ſchilt, ſie mit Spöttereyen verhöhnet, und in der That doch an Andern begehrt, oft ohne es ſelbſt zu merken.

Denn

Denn so sehr der Stolze sich in seinem eignen Hochmuthe gefällt, so haßt er ihn doch an Andern; und alles des Spottes ohnerachtet, den er auf Demuth und Bescheidenheit fallen läßt, wird er doch nicht selten den Bescheidnen lieben, und sich in seinem Umgange wohl befinden. Ein sichrer Beweis, daß die Demuth etwas Vortreffliches seyn müsse, weil sie von ihrem eignen Feinde gesucht wird; und daß der Stolz etwas Unnatürliches seyn müsse, weil selber sein Besitzer nichts weniger an Andern als ihn ertragen kann. Eben diese Anmerkung enthält zugleich die Ursache, warum die meisten Menschen stolz, und die wenigsten demüthig sind. Man schmeichelt sich, weil man fühlet, daß man die Demuth an Andern liebet, als besäße man diese Tugend, und weil man den Stolz an Andern hasset, als haßte man ihn auch an sich selber. Man kann es seiner eignen Empfindung nach nicht leugnen, daß die Demuth die Seele aller Tugenden ist; man wünschet sie zu besitzen, und opfert ihr statt des Herzens nur den Beyfall des Verstandes. Man kann es nicht leugnen, daß der Stolz eine phantastische Neigung ist, man eifert wider ihn an Andern, hält seine äußerlichen Ausbrüche in Worten und Geberdungen klüglich in seiner Aufführung zurück; und meynet, daß man ihn besiegt habe.

Aber, was ist die Demuth, diese so liebenswürdige Tugend? Vielleicht das Gefühl seiner eignen Schwäche? Vielleicht das geringe Urtheil von seinen eignen Verdiensten und Vorzügen? Vielleicht die aufrichtige Hochschä-

kung der Gaben, die wir an Andern erblicken? Wenn ſie nichts mehr iſt, ſo kann ſie ein Werk des Temperaments, oder ein verkleideter Stolz, oder höchſtens nur eine Frucht des Verſtandes, aber nicht die Seele des guten Herzens ſeyn. Man kann ſeinen geringen Werth fühlen, weil man zu träge iſt, ſich Verdienſte zu erwerben. Dieſes iſt Niederträchtigkeit und nicht Demuth. Man kann von ſeinen Gaben geringe, und von den Eigenſchaften der Andern rühmlich urtheilen, weil man weder jene noch dieſe recht kennt. Dieſes iſt Irrthum und keine Demuth. Man kann richtig von ſeinen Verdienſten und Mängeln urtheilen, ſich keinen Werth beylegen, den man nicht beſitzt, ſeine Fehler und Gebrechen geſtehen und verbeſſern, und doch zugleich ſtolz auf ſeine guten Eigenſchaften ſeyn. Man kann ſich mit Andern richtig vergleichen, ihre Gaben und Vorzüge gegen die unſrigen genau abwägen, erkennen und geſtehen, worinnen ſie uns übertreffen, ihnen Hochachtung und Ehrerbietung bezeugen, und doch ſtolz im Herzen auf ſeinen Vorzug von einer andern Seite ſeyn. Wir haben ſo verſchiedne Gaben, und dieſe Gaben haben ſo viel verſchiedne Stufen, daß wir dem Andern bald ſein Vorrecht laſſen und doch ſeinem Verdienſte ein andres der unſrigen entgegen ſetzen, oder ihm ſeine höhere Stufe des Guten willig einräumen, und uns doch auf der unſrigen, nach unſern beſondern Umſtänden, für eben ſo würdig halten können. Damon urtheilet richtig, daß Kleon einen tiefſinnigen Verſtand hat,

und

und ehret dieſen Verſtand an ihm; aber der Mann, ſo denkt Damon, hat doch keinen lebhaften Witz nicht, hier übertrifſt du ihn, und die Welt bewundert deinen Witz. Damon hat Recht, dieſes zu ſagen; und er iſt ſtolz auf ſeinen Witz, indem er demüthig gegen Kleons Verſtand geſinnet iſt. Damon kennet auch die Seite ſeines Witzes genau. Er weis, daß Anynt eine lebhafte und feurige Einbildungskraft hat, die er hingegen nicht beſitzt. Er läßt ihm Gerechtigkeit wiederfahren und ehrt ſich nur wegen ſeines naiven und feinen Witzes. Noch mehr. Man kann ſeine Gaben, Vorzüge und Tugenden, die man richtig abgemeſſen hat, als Geſchenke der Vorſehung betrachten, und doch ſtolz darauf ſeyn. Niemand iſt leicht ſo unſinnig, daß er ſich für den Urheber ſeiner Kräfte anſieht. Dorant geſteht es, daß die groſſe Gabe ſeiner Beredſamkeit ein Geſchenk der Vorſehung ſey; aber, ſo denkt er bey ſich, aber weil dir Gott dieſes vortreffliche Geſchenk verliehen und dem Andern nicht, biſt du nicht eben darum beſſer? Hat Gott nicht voraus geſehen, daß du dieſes herrliche Vermögen rühmlich anwenden würdeſt? Schenkte er dirs nicht deswegen? Er denkt es als ein göttliches Geſchenke, und denkt zugleich allen den Fleiß, den er der Ausübung ſeiner Beredſamkeit gewidmet, alle die Regeln, die er mühſam gefaßt, alle die Beyſpiele der Alten und Neuen, deren Geiſt er in den ſeinigen durch Leſen und Nachſinnen übergetragen, alle die Verſuche, die er in ſo vielen Nachtwachen mit ſo groſſer Aufopferung der Bequem-

lichkeit und der Freuden des Lebens gewagt, all
das Gute, das er durch seine Beredsamkeit bis iz
gestiftet, alle die Vortheile, die sie der Tugen
und dem Geschmacke noch in ganzen Jahrhunder
ten bringen wird. Er betet also in seiner Bered
samkeit sein eignes Geschöpf an; und indem er b
kennt, daß er seine große Fähigkeit dem Schöpfe
schuldig ist, bekennt er sich selber, daß er sie vo
Andern verdienet habe. Er ist nicht demüthig
er ist vielmehr vollkommen stolz.

Wir können endlich aus Uebereilung oder Fe
lern des Verstandes unrichtig von unsern gute
Eigenschaften und den Tugenden der Andern u
theilen, und doch darum nicht stolz seyn.

Diese Anmerkungen werden zureichen, u
die Natur der Demuth und ihre liebenswürdige
Eigenschaften zu erklären. Derjenige ist demü
thig, der alle seine Gaben, sie mögen gro
oder geringe seyn, als freywillige und un
verdiente Geschenke aus der Hand Gotte
betrachtet, als solche sie anwendet und ve
bessert, und sich seiner eignen Mängel un
Fehler bewußt zu seyn, bestrebet.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, b
kömmt die Demuth einen Reiz in den Augen de
Himmels und der Erde, und den ersten Platz u
ter den Tugenden. Sie ist eine stetsfortdauern
de Dankbarkeit gegen den Allmächtigen
Sie ist mit dem Bewußtseyn unsrer Fehler un

Mäng

Mängel verknüpft, und wirkt Eifer und Mühe, ſie zu verbeſſern, ſo wie Nachſicht, Geduld und Herablaſſung gegen die Fehler der Andern. Sie wendet ihre Gaben eben darum, weil ſie ſolche als das Eigenthum des Schöpfers anſieht, deſto rühmlicher an. Als göttliche Geſchenke ſchätzt ſie ſie hoch an ſich und Andern; aber ſie wehrt dadurch aller Eigenliebe, daß ſie ſie für unverdiente Geſchenke erkennt; und nicht weniger allem Stolze über die gute Anwendung dieſer Geſchenke dadurch, daß ſie erkennt, wie mangelhaft immer noch auch die beſte Anwendung bleibet. Wer würde ich, ſo denkt der demüthige Weiſe und Tugendhafte, auch wenn er auf der höchſten Staffel ſteht, der demüthige Glückliche, auch wenn er es durch die angeſtrengteſten Bemühungen geworden, wer würde ich ſeyn, wenn ich die großen Fähigkeiten nicht empfangen hätte? Und wie viel bleibt von der Verbeſſerung derſelben mein, wenn ich von meinen Einſichten das abziehe, was ich dem Unterrichte, dem Beyſpiele, den vortheilhaften Umſtänden der Zeit, und dem Hauſe, darinnen ich gebohren ward, den Freunden, die ſich zu mir gefunden, der dauerhaften Geſundheit, und allen den äußerlichen Gelegenheiten, die nicht in meiner Gewalt geſtanden, zu danken habe? Und von wem kamen alle dieſe Veranſtaltungen und Hülfsmittel? Wer gab mir Kraft zum Fleiße, Luſt zu Unternehmungen; wer erhielt mir das Vermögen, das Beſte zu wollen und zu wählen? War ichs?

Was iſt mein Stand, mein Glück und jede gute Gabe?
Ein unverdientes Gut!
Bewahre mich, o Gott, vor dem ich alles habe,
Vor Stolz und Uebermuth.

Die Demuth kann nicht ohne Vertrauen auf die Vorſehung, nicht ohne Gefühl der Liebe des Schöpfers Statt finden, darum iſt ſie eine freudige Tugend und doch zugleich die ernſthafteſte. Die Schamröthe, die bey dem Anblicke unſrer mannichfaltigen Fehler und der gröſſern Vorzüge der Andern auf dem Geſichte der Demuth aufſteigt, wird durch die Heiterkeit eines guten Gewiſſens gemildert. Eben die Demuth, die uns unſern geringen Werth fühlen läßt, beſtimmt zugleich denjenigen, über den wir uns mit Recht erfreuen können. Sie verwehrt uns nicht, auf unſre guten Gaben zu blicken, ſondern ſie verhütet nur eine thörichte Eigenliebe. Je mehr ſie uns erinnert, wer wir ſind und wie viel uns noch mangelt, deſto mehr ermuntert ſie uns, an unſrer Verbeſſerung zu arbeiten und noch würdiger zu werden. Sie erhöht uns, indem ſie uns erniedriget; und der Stolz erniedriget uns, indem er uns fälſchlich erhöht. Dadurch, daß uns die Demuth in Gott die allgemeine Quelle aller guten Eigenſchaften der Menſchen zeigt, zeigt ſie uns zugleich die Bosheit des Neides, der in nichts als in Unzufriedenheit über die göttliche Austheilung beſteht. Dadurch,

daß

daß uns die Demuth die ſchmeichelhafte Einbildung von unſern Vorzügen benimmt, verwahrt ſie uns vor einer Menge von Schmerzen, die aus dem Mangel der Hochachtung und Bewunderung, zu entſtehen pflegen, welche von dem Stolze aus einer hohen Meynung von unſern Verdienſten gefordert, und ihm am erſten verweigert werden. Der Stolz iſt ein unverſchämter Bettler um das Allmoſen der Ehrenbezeugungen, der oft abgewieſen wird und über Ungerechtigkeit ſchreyt, und wenn er etwas erhält, nicht ſo viel erhalten zu haben glaubt, als er verdient. Die Demuth iſt eine beſcheidne Schöne, ſie erhält ſtets mehr Beyfall, als ſie werth zu ſeyn glaubt, und alſo ſtets mehr, als ſie gehoffe hat. Sie hat ſelten Urſache unzufrieden zu ſeyn, weil ſie nicht begehrlich iſt.

Der gröſte Theil unſrer Unzufriedenheit entſpringt aus dem ſtolzen Wahne, daß wir nicht ſo glücklich ſind, als wir es zu ſeyn verdienen. Wie vieler Unruhen und Martern überhebt uns nicht die Demuth, indem ſie dieſen falſchen Wahn zernichtet! Eben ſo wie man ſagt, daß die Sparſamkeit in Abſicht auf unſer Vermögen das gröſte Einkommen ſey: ſo kann man auch ſagen, daß es die Demuth für unſre Gemüthsruhe ſey. Sie lehrt uns mit wenigem zufrieden ſeyn, weil wir auch das Wenige nicht ganz verdienen; und ſie erfreut ſich des Ueberfluſſes um deſto mehr, je weniger ſie ihn als eine ſchuldige Belohnung ihres eignen Werthes anſieht. Der Stolz erſchafft ſich tauſend ſelbſt erſonnene Bedürfniſſe, die er nicht befriedigen kann.

Er ist niemals so geehrt, so begütert, so gesund, so beliebt, als er zu seyn verdienet. Die Demuth verhindert die thörichten Wünsche, die aus einer abgöttischen Meynung von uns selbst, ihre Nahrung ziehen; und deswegen ist ein demüthiges Herz ruhiger und glücklicher.

Eben diese Tugend hat einen vortrefflichen Einfluß auf das gesellschaftliche Leben. Sie zeiget in dieses mit Gefälligkeit und Leutseligkeit ein; so wie der Stolz mit Selbstliebe und Geringschätzung Andrer auf dem Schauplatze erscheint. Sie läßt sich gegen Geringere ohne Zwang herab, schätzt das kleine Verdienst an Andern, und macht Andre auf gewisse Weise sich selbst gleich, indem sie ihres eignen Vorzugs vergißt, oder durch Bescheidenheit seinen Glanz so mildert, daß er Niemanden blendet. Sie braucht ihren hohen Verstand, mit Dankbarkeit gegen Gott als ein Geschenk von ihm, ohne damit zu pralen, und der Geringere am Geiste fühlt in ihrem Umgange seine Schwäche nicht. Sie leiht ihm den ihrigen, und er verwundert sich, daß er so richtig denkt. Sie übersieht die Fehler des Nächsten, indem sie die ihrigen vor Augen hat, und ehrt auch in dem niedrigsten Menschen die kleinen Gaben, weil sie die Hand der Vorsehung ausgetheilet hat. Sie findet an jedem noch einen Vorzug, den sie nicht besitzt, weil sie aufrichtig urtheilet, und zieht ihn hervor, weil sie nicht durch Eigenliebe abgehalten wird. Sie will in Gesellschaft nicht mehr scheinen, als sie ist. Unbekümmert um ihren eignen Vorzug, handelt sie freymüthig, und

denkt

denkt an Andre, weil ſie wenig an ſich denkt. Der Stolze iſt der beſchwerlichſte Geſellſchafter. Er wird alle Augenblicke beleidiget, und theilet ſeinen Verdruß und Unmuth aus Rache der Geſellſchaft mit. Der Beſcheidne giebt Andern keine Gelegenheit zum Unwillen; und weil man ſelten ſeinen geringen Anſpruch auf Hochachtung kränkt, ſo iſt er immer der Freund der Menſchen. Der verdienſtvolle Mann mit Demuth iſt zugleich der angenehmſte für den Umgang. Die Demuth entzieht dem Verdienſte das Gebietriſche der Miene, des Tones und der Sprache, das in Geſellſchaft ſo beſchwerlich fällt. Es iſt wahr, daß man ſich beſcheiden durch Kunſt bilden kann; allein man merkt auch der feinſten Kunſt den Zwang der Verſtellung bald an. Hingegen wo das Herz beſcheiden iſt, da theilt es unſern äußerlichen Handlungen den der Beſcheidenheit eignen Liebreiz unbemerkt in allen Fällen mit, und macht den geringſten Dienſt der Freundſchaft und Geſelligkeit, durch die Art groß, mit der es ihn erzeigt, und den größten durch eben dieſe Art, mit der es ſeine Wichtigkeit verbirgt, noch liebenswürdiger. Der Eigenſinn im Umgange, der gemeiniglich den Stolz begleitet, findet ſich an dem Demüthigen nicht, und ſeine Tugend gefällt uns, weil ſie keine Unterwürfigkeit von uns fordert, die ſie doch fordern könnte. Der Demüthige und Beſcheidne kann mit ſeinen Verdienſten des Geiſtes und mit ſeinen Gaben des Glücks weit mehr nützen. Von ihm laßt ſich der

Unwiſſende

Unwiſſende gern lehren; denn er lehret, als lehrte er nicht. Der Ungeſittete läßt ſich gern von ihm erinnern; denn er mildert das Harte des Vorwurfs durch Leutſeligkeit. Man vertraut ſich dem beſcheidnen Verdienſte gern an, ſo wie man ſich vor dem ſtolzen Verdienſte ſcheut. Jenes öffnet ſich den Zutritt bey den Hohen und Niedrigen zugleich; dieſes verſchließt ſich den Zutritt der Großen, und verachtet den Zutritt zu den Niedrigen. Das Verdienſt des Beſcheidnen erwirbt ſich willige Nachahmer; und die Vorzüge des Stolzen bringen den Menſchen wider das Verdienſt ſelbſt auf. Vor einem beſcheidnen Helfer verbirgt ſich die leidende Unſchuld nicht, und vor einem demüthigen Retter läßt ſich auch das ſtörrige Laſter am liebſten retten.

Die Demuth iſt der ſicherſte Weg zur Hochachtung der Klugen, zur Liebe der Rechtſchaffnen und, wie ſchon erinnert worden, ſelbſt zum Beyfalle der Stolzen. Iſt unſer Vorzug geringe, ſo zernichtet ihn der Stolz; die Beſcheidenheit dagegen giebt ihm einen Werth in den Augen der Welt. Iſt unſer Vorzug groß, ſo ſchändet ihn der Stolz, aber die Demuth vermehrt die Hochachtung gegen denſelben und verwandelt ſie in Bewundrung.

Meine Herren, welcher Schatz des Geiſtes muß nicht die Demuth ſeyn, wenn dieſe Betrachtungen ihre Richtigkeit haben! Alles vereinet ſich zur Empfehlung und Liebe dieſer Tugend. Sie iſt dem Himmel und der Erde angenehm. Sie wird von Vernunft und Religion gebilliget und befohlen.

Sie

Sie beruhiget das Herz und verſchönert ſeine Tugenden. Sie erweckt uns, immer beſſer zu werden, indem ſie uns keinen erdichteten Werth verſtattet. Sie hat die glücklichſten Einflüſſe auf das Vergnügen und Beſte der Welt. Sie macht unſre Verdienſte ſchätzbarer und unſre Fehler verzeihlicher, unſre guten Eigenſchaften nützlicher und brauchbarer für Andre, und Andrer gute Eigenſchaften liebenswerther und nützlicher für uns. Sie belohnet uns, über ihren eigenthümlichen Werth für das Herz, noch mit Verfalle und Liebe, mit Hochachtung und Bewundrung.

Alles hingegen iſt wider den Stolz. Der Himmel und die Erde, die Vernunft und die Religion. Alles erklärt ihn für Lügen und Diebſtal, für Unſinn und Plage. Er verderbt unſer Herz, und blendet unſern Verſtand. Er ſchadet unſrer Ruhe und der Ruhe der Welt. Er vereitelt die Geſchicklichkeit, die wir haben, und hindert uns, die zu erlangen, die wir haben ſollten. Er iſt nach der Vernunft ein Abfall von der Wahrheit, und nach der Religion ein Abfall von Gott. Wenn nichts das Verderbniß der Menſchen bewieſe, ſo würde es der Stolz allein beweiſen. Wie iſt er in ein Geſchöpf eingedrungen, das ſich nicht ſelbſt gemacht hat, und nicht ſelbſt erhält? Das ſich eben ſo wenig rühmen kann, aus eigner Kraft eine Hand zu bewegen, als den Lauf des Himmels zu regieren? Sollte dieſe Leidenſchaft nicht ein Unkraut ſeyn, das von einem Feinde der menſchlichen Natur

auf unſer Herz geſäet worden? Der Stolz iſt die ſchändlichſte Leidenſchaft, und die Demuth die nützlichſte Tugend; und gleichwohl, warum ſind wir ſo ungern demüthig und ſo gern hochmüthig? Rochefaucault hat einen Ausſpruch, der widerſprechend ſcheint, und doch wahr iſt: »Viele, ſagt er, wollen »fromm ſeyn und Niemand will demüthig ſeyn.« Sich ſchämen von Gott in allen Kräften und in ihrer Erhaltung abzuhängen, und doch nicht leugnen können, daß man durch Gott iſt, läßt ſich gar nicht erklären. Eben der Stolz der Natur, der ſo viele Menſchen aufbläht, iſt unſtreitig eine von den mächtigſten Urſachen, warum viele die chriſtliche Religion verachten oder haſſen. Sie nimmt uns unſer eignes Verdienſt, unſre Würdigkeit und Gerechtigkeit, die wir uns durch eigne Kräfte erſchaffen wollen, und lehret uns, daß wir des Ruhms mangeln, den wir ſo gern haben wollen, daß wir Sünder ſind, die ſich aus eigner Kraft nicht beſſern und heiligen können, daß wir einer göttlichen Gerechtigkeit bedürfen, daß wir aus Gnaden ſelig werden. Aber der Menſch möchte ſich gern ſelbſt ſelig durch ſeine Werke machen und lieber ſtolz durch die beſchwerlichſten äußerlichen Pflichten ſich von Gott den Himmel verdienen, als in Demuth die Gerechtigkeit des Glaubens und die Seligkeit als ein freyes und unverdientes Geſchenke der Gnade Gottes annehmen. Man frage nur ſein Herz, wie ſehr ſich der Stolz oft durch die chriſtliche Religion beleidiget findet. — Der Stolze würde oft lieber das Leben verlieren, als zugeben, daß die Welt ſeine

Irrthü-

Irrthümer und begangnen Thorheiten; seine Fehler, seine unedlen und kindischen Neigungen, seine kriechenden Absichten und seine heimlichen Laster erführe; und gleichwohl vergötterte sich dieser Mensch selbst? Er würde trostlos seyn, wenn die Welt nur einen Theil seiner Mängel und das leere Schattenspiel seines Hochmuths sähe; und gleichwohl fordert er von der Welt den Tribut der Ehre und Bewunderung? Er würde, wenn er die Vernunft auch nur wenig brauchte, erkennen, daß der gemeine Stolz auf Geburt, Reichthum, Schönheit, Stärke und ererbte Macht, die unförmlichste Mißgeburt der Ehrbegierde sey; und gleichwohl ernähret er sie in seinem Herzen? Doch der Stolz ist nicht etwa nur ein Antheil unverständiger Seelen und kleiner Geister. Er schleicht sich in die besten und edelsten Gemüther ein. Er entspringt oft auf dem Grunde und Boden der eifrigsten Tugend, und wir fangen an, auf den frömmsten Gedanken, auf den heiligsten Sieg über eine böse Leidenschaft, auf den besten Dienst, den wir der Welt geleistet, insgeheim stolz zu werden, und diese Geschöpfe der Tugend in Götter unsers Herzens zu verwandeln, und uns in ihnen anzubeten. Ein gewisser sehr frommer Mann sagte: »Ich fürchte mich »mehr vor meinen Tugenden, als vor meinen »Fehlern und Vergehungen. Jene verleiten mich »leicht zum Stolze, diese lehren mich Demuth.« Lassen Sie uns insonderheit auf diesen Tugendstolz Acht haben. Wer zu Grunde gehen will, dieses gilt auch von der Tugend, der wird zuvor

stolz.

ſtolz. *) Wenn wir alles gethan haben, ſeliges Gebot der Schrift! ſo laſſt uns bedenken, wir ſind unwürdige Knechte, wir haben gethan, was wir ſchuldig waren. **) Wenn wir uns durch den Stolz dafür belohnen, warum ſollte uns Gott belohnen? Wer hat dich vorgezogen? So du es aber empfangen haſt, was rühmeſt du dich, als hätteſt du es nicht empfangen? ***) Wenn hat ein Weltweiſer ſo gründlich den Stolz widerlegt, als ein demüthiger Apoſtel? Aber darum verlieren unſre guten Thaten ihren Werth nicht, auch nach der Religion nicht, wenn ſie uns gleich vor Gott kein Verdienſt ertheilen. — — »Daß darum, »ſagt der vortreffliche Luther, gute Werke nichts »ſeyn ſollten, wer hat es ie gelehret, oder gehöret? »Ich wollte meiner Predigten eine, meiner lectio»nen eine, meiner Schriften eine, meiner Vater »unſer eins, ja wie klein Werk ich immer gethan »habe, oder noch thue, nicht für der ganzen Welt »Güter geben, ja ich achte es theurer, denn meines »Leibes Leben, das doch einem jeden lieber ſeyn ſoll, »als die ganze Welt. Denn iſts ein gut Werk, »ſo hats Gott durch mich und in mir gethan. — »Ob ich nun wohl durch ſolch Werk nicht fromm »werde (welches allein durch Chriſti Erlöſung und »Gnade ohne Werk geſchehen muß,) dennoch iſts »Gott zu Lobe und Ehren geſchehen, und dem Näch»ſten

*) Sprüchw. 16, 18.

**) Luc. 17, 10.

***) 1 Korinth. 4, 7.

»sten zu Nutz und Heil, welches keines man mit »der Welt Gut bezahlen oder vergleichen kann.«

Was ist also des Menschen wahre Hoheit? Die Demuth.

Was ist des Menschen Ruhm, des Klugen wahre Größe?
Die Kenntniß seiner selbst, die Kenntniß seiner Blöße;
Ein redendes Gefühl, das laut im Herzen spricht:
So viel ich hab und bin, hab ichs von mir doch nicht;
So wenig ich empfieng, will ichs mit Dank besitzen,
Mich seiner täglich freun, und unverdient es nützen.
Und ist dein Ohr, o Freund, vor dieser Stimme taub:
So schleiche tiefgebückt, und krümme dich im Staub,
Und predige das Nichts der äußerlichen Ehren,
Du wirst den gröbsten Stolz doch noch im Staub ernähren.

Ein und zwanzigſte Vorleſung.

Von der Menſchenliebe, dem Vertrauen auf Gott, und der Ergebung in ſeine Schickungen.

Wir beſchließen heute, meine Herren, unſre Betrachtungen über die Güter der Seele, die zu unſrer Zufriedenheit nothwendig ſind, und reden zuerſt noch von der Menſchenliebe, und dann von dem Vertrauen auf Gott und der Ergebung in ſeine Schickungen, als von ſolchen Eigenſchaften des Herzens, ohne die kein wahres Glück Statt finden kann.

Menſchenliebe. Die Menſchenliebe iſt eigentlich nichts als das aufrichtige und kräftige Verlangen, die Wohlfahrt aller vernünftigen Geſchöpfe der Erde nach unſern Kräften zu befördern, weil ſie mit uns einerley göttlichen Urſprung haben, und mit uns ein Gegenſtand der allgemeinen Liebe des Schöpfers ſind.

Obgleich

Obgleich dieſer Trieb in der menſchlichen Natur ſehr erloſchen iſt, ſo iſt er doch noch vorhanden. Wir fühlen in uns ein Vermögen, Andern ohne Eigennutz zu dienen. Wir billigen und ehren gütige und edelmüthige Geſinnungen und Handlungen an Andern, wenn ſie gleich nicht unſern eignen Vortheil betreffen. Wir fühlen uns beruhiget und mit einem ſtillen Beyfalle des Herzens belohnet, wenn wir Andrer Glück, auch mit Aufopferung unſerer Bequemlichkeit, befördert, ſie ihrer Gefahr mit unſrer eignen entriſſen, und ihr Elend durch unſre Sorgen, Bemühungen und ſelbſt durch einen Theil unſers Glücks abgewendet oder gemildert haben. Je weniger Eigennutz wir an den allgemeinen Wohlthätern der Welt erblicken, je mehr Kräfte des Geiſtes, des Körpers und des Glücks ihnen ihre willigen Dienſtleiſtungen koſten; je mehr wir wahrnehmen, daß ſie keine andre Abſicht, als das Beſte der Andern, gehabt, und je größer die Anzahl derer iſt, um die ſie ſich verdient gemacht haben; deſto mehr ſchätzen wir dieſe Wohlthäter. Und eben ſo ſehr verachten wir eine Seele, der die Neigung der Menſchenliebe zu fehlen ſcheint, und die, nur für ſich beſorgt, weder durch das Glück noch durch das Elend der Andern gerühret wird, wenn wir auch nicht zu ihrer Nation oder in ihr Zeitalter gehören. Alles dieſes beweiſt, daß der Trieb der Menſchenliebe ein weſentlicher und von der Hand des Schöpfers ſelbſt eingepflanzter Trieb unſers Herzens ſey.

Wir können dieſe moraliſche Empfindung durch die Kraft der Vernunft verſtärken und durch die Ausübung erhöhen. Wir können uns überführen, wie heilſam dieſe Tugend der Ruhe der Welt und wie angenehm ſie dem Schöpfer ſeyn müſſe; und das iſt unſre Pflicht. Wir können dieſe moraliſche Neigung auf die allgemeinen und beſondern Bedürfniſſe der Menſchen, mit denen wir itzt oder künftig leben, und nach den verſchiednen Verhältniſſen, in denen ſie mit uns durch die Geburt und Geſellſchaft ſtehen, und nach den übrigen beſondern Umſtänden, in denen wir uns auf dem Schauplatze des Lebens mit ihnen befinden, vorſichtig und vernünftig anwenden; und das iſt die Weisheit und Klugheit, zu der uns die Menſchenliebe durch ihre Abſicht verbindet.

Der Menſch, der mit uns glücklich werden ſoll, iſt, ſeiner Hauptanlage nach, eben das Geſchöpf, das wir ſind. Er hat Güter der Seele, Güter des Körpers und des Lebens, der Ehre, des Eigenthums. Unſre Liebe für ſein Glück muß ſich auf dieſe Güter verhältnißmäßig beziehen; ſie muß ein aufrichtiges Beſtreben ſeyn, ihn nach dem Maaße, nach welchem er ihrer fähig oder bedürftig iſt, in den Beſitz derſelben zu ſetzen, oder ihn darinnen zu erhalten und ihr Wachsthum zu vermehren.

Dieſe Neigung für ſein Glück kann ſich auf tauſendfache Art äußern, ſich dem Andern bald durch Weisheit, Rath und Ermunterungen, bald durch hülfreiche Handleiſtungen, bald durch den

Beyſtand

Beyſtand unſers Vermögens, bald durch Fürſpruch, bald durch ſtille Beyſpiele, bald auch, in den Fällen des allgemeinen Beſten, durch Aufopferung unſrer Geſundheit und unſers Lebens, mittheilen.

Die wahre Menſchenliebe muß alſo eine aufrichtige Neigung gegen das Glück der Andern ſeyn, nicht bloß von dem Eigennutze und der Selbſtliebe oder Ehrbegierde, ſondern, wie bey jeder Tugend von neuem erinnert werden muß, von der Ehrfurcht und Liebe gegen den allgemeinen Vater der Menſchen erzeugt werden. Sie muß eine lebendige Neigung ſeyn, die uns zu Bemühungen und Thaten für das Beſte der Menſchen immer zu ermuntert, und die bey ihren Hinderniſſen durch die Belohnungen des göttlichen Wohlgefallens in dieſer und in einer künftigen Welt unterſtützet wird. Sie muß keine bloße Aufwallung des Affects ſeyn, ſondern durch Weisheit und Klugheit, in Rückſicht auf unſre Kräfte und die Bedürfniſſe der Andern, die bald größer bald geringer ſind, regieret werden.

Dieſe allgemeinen Betrachtungen werden zureichen, den Charakter oder die verſchiednen Pflichten der Menſchenliebe zu entwerfen.

In dem Menſchenfreunde lebt ein gütiges Verlangen, das in ſeiner Art gegen Andre zu ſeyn, was Gott gegen Alle iſt, ſeine Stelle, ſo oft er kann, durch die ihm anvertrauten Kräfte und Gaben auf Erden zu vertreten, und Andrer Glück ſo aufrichtig, als ſein eignes zu ſuchen. Erfüllt von Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen Gott, wünſchet

er alle glücklich, in so fern sie es nach der göttlichen Anordnung werden können. Er bestrebt sich nicht nur, Andern das zu leisten, was das Gesetz buchstäblich befiehlt, und also gerecht zu seyn, sondern auch dann gern zu dienen, wenn der Andre kein deutlich bestimmtes Recht auf unsre Dienstleistungen hätte; und also nicht bloß gerecht, sondern auch billig zu seyn. Damit seine allgemeine Güte und Gefälligkeit nicht übertrieben werde, und selbst in einen Fehler des Herzens ausarte: so schränkt er sie durch die angewiesenen besondern Pflichten gegen gewisse Personen und gegen sich selbst, und durch die höhere Liebe gegen Gott ein, und ist, indem er gütig ist, mit Weisheit und Klugheit gütig. Er sieht, daß er nicht allen auf gleiche Art wohlthun kann, sondern daß seine Pflicht durch das verschiedne Maaß der besondern Bedürfnisse, Umstände und Verdienste der Andern bestimmt wird. Er wünscht und sucht nicht nur das Beste der Andern überhaupt, sondern ist auch bereit, es mit seiner eignen Beschwerde zu befördern; und so ist der Menschenfreund ein dienstfertiger Mann, der sich gewöhnt, nicht zufallsweise, sondern aus der erforderlichen Absicht zu nützen, und so sehr und so vielen zu nützen, als es die Umstände, seine Kräfte und die übrigen Pflichten erlauben. Er wartet nicht, bis er ausdrücklich aufgefordert wird, Gutes zu thun; nein, er ergreift von selbst jede Gelegenheit, die sich ihm darbietet, ja er sucht sie selbst auf. — Wie er das Glück des Menschen aufrichtig begehrt, so rührt ihn auch das Elend

deſſelben und erfüllt ihn mit der hülfreichen Empfindung des Mitleidens, das ihn bereitwillig macht, zu retten, wenn er kann, und das Elend der Andern durch Liebe und Tröſtungen zu verſüßen; auch ſelbſt, wenn es verſchuldetes Elend iſt; ſo wie Gott noch der Laſterhaften ſich erbarmet.

Da Weisheit und Tugend das gröſßte Glück der Menſchen iſt: ſo ſorget auch der Menſchenfreund vornehmlich für die Ausbreitung und Erhaltung derſelben. Er begleitet ſeinen Unterricht mit Klugheit und Beſcheidenheit, läßt ſich in ſeinen Erinnerungen gütig und weiſe herab, mildert ſeine Warnungen und Befehle durch Bitten, und beſtrebt ſich, überall, in ſeinem ganzen Verhalten und in ſeinem beſondern Umgange, durch ſein Beyſpiel, ohne Stolz und ſtillſchweigend, zu lehren, und ſein Leben zu einer ſichtbaren Auslegung der Weisheit und Tugend zu machen. Wie er es für ein Verbrechen hält, jemanden, wer es auch ſey, um ſein Vermögen zu bringen; ſo hält er es für einen weit gröſsern Diebſtal, dem Verſtande des Andern Wahrheit, oder ſeinem Herzen Tugend und Unſchuld durch ſein Verhalten zu rauben.

Er nimmt Theil an dem Leben und an der Geſundheit des Andern. Er verhütet nicht nur alles in ſeinem Betragen, was die Geſundheit der Andern ſchwächen und ihr Leben verkürzen kann. Er hilft ihnen auch durch Rath und Dienſte zu den Mitteln der Erhaltung, thut Vorſchub von ſeinem eignen Ueberfluſſe, wehrt der Sorgloſigkeit, dem Müßiggange, den Leidenſchaften und Laſtern des

Menſchen, als den gefährlichſten Feinden der Geſundheit und des Lebens, nimmt ſich des Andern in Lebensgefahr durch Hülfe an, ſtärkt und erquickt die Kranken und wird des Blinden Auge und des Lahmen Fuß, oder ſorgt, daß ſie weniger hülflos ſeyn, weniger ihr Elend fühlen und ſtets auf die göttliche Vorſehung, als auf das mächtigſte Schild der Gelaſſenheit blicken, und nicht durch Murren und Unmuth ihrem Uebel ſelber ein größres Gewicht zulegen.

Der Menſchenfreund gönnt dem Andern ſein **Eigenthum**; wie könnte er ihm alſo davon etwas vorenthalten oder veruntreuen? Wie könnte er den bewilligten Lohn, oder das anvertraute Gut, oder das geſundne Eigenthum des Andern, oder den Beytrag, der dem gemeinen Weſen gehöret, treulos zurück halten? Wie könnte er ſich in dem gemeinen Leben, in den Geſchäfften und Verträgen mit Andern der Liſt, auch der feinſten, bedienen? Er, der ſchon den Gedanken davon verabſcheut; er, der ſtets mit Andern verfährt, wie er wünſcht, daß ſie in ſeinen Umſtänden mit ihm verfahren möchten.

Er ſorgt für die **Ehre** und den **guten Namen** des Andern. Er ſelber bezeugt ihm die gebührende Achtung durch die äußerlichen Merkmale. Er bemerkt die Verdienſte und ſucht ſie auf, er macht ſie bekannt, und ſchätzt ſie, wo er ſie findet, und giebt dem Nächſten Gelegenheit, ſeine Talente, Geſchicklichkeiten, Tugenden zu erhöhen und dadurch ſeinen guten Namen noch mehr zu befeſti-

gen.

gen. Er widersteht den Verleumdungen, und verbirgt diejenigen Fehler der Andern, die zu offenbaren er keine Pflicht vor sich sieht. Wo er in seinen Urtheilen von Andern geirret oder aus Uebereilung ihren guten Namen in Gesellschaft gekränket hat: da ersetzt er diesen Schaden eben so wohl, als den Schaden des Eigenthums. Wie er allen ungegründeten Argwohn vermeidet: so nöthiget ihn auch seine Menschenliebe, das Beste von jedermann so lange zu hoffen und zu glauben, als ihm nicht das Gegentheil in die Augen leuchtet. Wie er in dem gesellschaftlichen Umgange nie der äußerlichen Hochachtung und Bescheidenheit gegen den Andern vergißt: so beobachtet er sie auch in der Abwesenheit desselben, wenn er von ihm spricht, und vertritt die Stelle des unschuldig verleumdeten Abwesenden durch eine bescheidne und herzhafte Widerlegung.

Weil er die Menschen Insgesammt als Glieder der großen Familie Gottes ansieht, so bestrebt er sich, überall aufrichtig, wahrhaftig, verschwiegen, bescheiden, freundlich, züchtig, leutselig, und friedfertig mit ihnen zu verfahren, und auch gegen seine Feinde noch liebreich zu handeln.

Daß diese menschenfreundlichen Neigungen eine süße Nahrung edler Herzen und ein hohes göttliches Gut sind, dieß läßt sich empfinden. Daß ihre Ausübungen durch Thaten ein großer Theil unsers Amtes auf Erden sind, dieß läßt sich offenbar daraus beweisen, daß sie unser und Andrer Glück befördern, unsre Ruhe und unsre Zu-

friedenheit mit uns ſelbſt vermehren, und den Augen des allwiſſenden Zeugen darum angenehm ſeyn müſſen, weil ſie ſchon in den Augen des Verſtändigen ſo viel Reiz und Würde haben.

Meine Herren, ich muß hier wiederum eine Anmerkung zur Ehre der Religion machen. Zu eben dem Menſchenfreunde, den die Vernunft durch ihren Beyfall ehrt und ſchätzet, den das Herz ſuchet und zu finden wünſchet, den die Wohlfahrt der Menſchen fordert, und den man in der Moral der Alten ſo ſehr vermißt, zu dem erhebt den Menſchen die Weisheit und göttliche Kraft der Religion, die in ihm den Glauben und die Liebe zu Gott, und durch beide die Menſchenliebe bildet. Der vollkommene Chriſt würde zugleich der liebreichſte, dienſtfertigſte, beſcheidenſte, leutſeligſte, mitleidigſte, friedlichſte, und durch alle dieſe Eigenſchaften des Herzens, der angenehmſte Gefährte des Lebens, ſeyn. Er würde das ſeyn, was die feinere Welt nur zu ſcheinen ſich bemüht. Er würde den Menſchen, den Engeln und Gott gefallen; und ſeine beſondern Gaben der Natur, oder der Weisheit, Kunſt und Geſchicklichkeit, würden durch dieſen Charakter unendlich erhöhet und verſchönert werden. Iſt dieſes gewiß; und es iſt von der unſtreitigſten Gewißheit: o wie ſchätzbar ſollte uns die Religion ſeyn, die nicht nur in ihren Geboten überall Liebe und Güte prediget, ſondern unſer Herz ſelbſt mit dem Geiſte der Liebe beſeelet; die uns das vollkommenſte Beyſpiel der Liebe an einem liebreichen göttlichen Erlöſer aufſtellt;

ſtellt; und die uns zur Liebe gegen die Menſchen durch Bewegungsgründe antreibt, die über alle Bewegungsgründe der Vernunft hinausreichen! Denn verſichert ſie uns nicht, daß Gott, der Allmächtige, auch die geringſten Werke der wahren Liebe, die wir den Elenden und inſonderheit den tugendhaften Elenden erweiſen, als Wohlthaten, die wir ihm erweiſen, annehmen will? Gegen Gott gutthätig ſeyn können? Welche Ehre des Menſchen! Und welche Ermunterung zur Liebe!

Vertrauen auf Gott, und Ergebung in ſeine Wege.

Die Mäßigung und Beherrſchung unſerer Begierden, die Gelaſſenheit und Geduld in Unfällen, die Demuth des Herzens bey unſerer Rechtſchaffenheit, und die Menſchenliebe, befördern die Zufriedenheit ſehr, nach der wir ein ſo unauslöſchliches Verlangen fühlen. Allein dieſe Zufriedenheit bleibt wankend und unvollkommen. Was iſt der beſte Menſch, der auf der Bahn dieſes Lebens noch ſo vorſichtig wandelt? Ein ſchwacher und ohnmächtiger Menſch, der dabey mit vielen Hinderniſſen ſeiner Ruhe zu ſtreiten hat. Seine beſten Abſichten mißlingen oft und gewinnen einen traurigen Ausgang. Sein Verſtand führt ihn oft fehl, und verläßt ihn zu eben der Zeit, wo er ſeines Lichtes am meiſten bedarf. Die beſten Hoffnungen verſchwinden, und neue Hinderniſſe ſetzen ſich ſeinen gerechten Wünſchen entgegen. Er beſiegt den heutigen Unfall; und der morgende Tag bedroht ihn mit einem neuen Ungewitter. Seine Gelaſſenheit

senheit ermüdet oft unter der Länge der Zeit; seine Geduld unter der Heftigkeit der Schmerzen. Er streitet itzt glücklich mit dem Mangel. Seine Umstände verbessern sich, und er wird ruhiger. Aber bald erschrickt er wieder, daß er mit einem größern Feinde, den er nicht gefürchtet, und nicht verdienet hat, mit der Schande kämpfen soll. Selbst seine Tugenden setzen ihn oft manchen Widerwärtigkeiten aus. Er ist hülfreich, und wird mit Undanke bestraft. Er ist gutherzig, und wird hintergangen. Er ist aufrichtig, und seine Wahrheitsliebe stürzt ihn. Er verachtet die niedrigen Wege zum Glücke, und bleibt deswegen in der Dunkelheit; man hält ihn des Glücks für unwürdig, weil er es nicht erkriechen will. Er ist vertragsam, und der Thor beleidiget ihn, eben weil er keine Rache von ihm befürchten darf. Er eifert über die Unordnungen seines Hauses oder des gemeinen Wesens, und das geahndete Laster rächet sich an ihm mit zehnfachem Verdrusse, den es ihm erweckt.

Seine eignen Fehler beunruhigen ihn. Er sieht, daß er auf der Bahn der Tugend bald mit langsamen, bald mit strauchelnden Tritten einhergeht. Er bereut, wird vorsichtiger, fällt wieder. Er faßt rühmliche Entschließungen am Morgen, und sieht am Abende kaum einen Theil derselben ausgeführet. Er ist weise auf seiner Kammer, wo ihn nichts störte; und in dem Geräusche der Welt wird er oft von seiner Weisheit verlassen. Er glaubte, diese Begierde besiegt zu haben, und

sie

ſie ſchlief nur; itzt wacht ſie wieder auf. Er glaubte, dieſe Einbildung gänzlich zerſtört zu haben; und itzt hintergeht ſie ihn unter einer andern Geſtalt. Er herrſcht über ſeine Sinnen; aber wie oft entziehen ſie ſich ſeiner Herrſchaft, und erregen ein Feuer der Leidenſchaft ſchneller, als es die Vernunft dämpfen kann! Eben den edlen Gedanken, die lebendige Ueberzeugung, die rühmliche Empfindung, die er vor der Mahlzeit gehabt, vermißt er oft ſchon nach derſelben. Ein Wort, ein Blick, ein Nichts; wie oft ändert es ſeine Geſinnungen und ſchwächt in ihm die Ueberzeugung von der Pflicht, und von der Vortreflichkeit der Tugend! Er iſt ſich freylich ſeiner guten Abſichten bewußt, aber auch des verſäumten Guten. Er ſchützt ſich durch Demuth vor den Anfällen des Stolzes, und ſieht doch oft, daß er der Anbeter ſeiner eignen Demuth geworden. Er mäßiget ſeinen Eigennutz; und dennoch fließt derſelbe oft in ſeine rühmlichſten Handlungen ein, und verunſtaltet ſie. Er mäßiget ſeine Liebe zum Leben, und doch feſſeln ihn die angenehmen Bande der ehelichen, väterlichen, freundſchaftlichen Liebe oft zu ſehr an das Leben, und die Furcht des Todes beunruhiget ihn.

Gleicht ſo gar der beſte Menſch dieſem Gemälde, ſo hat er bey allen den genannten Gütern des Herzens noch ein Gut nöthig, worauf er ſeine Ruhe und Sicherheit feſter gründen kann, ich meyne das lebendige Vertrauen auf die göttliche Vorſehung und Regierung, und die Ergebung

hung in alle ihre Schickungen. Ohne diese Tugend sind Gelassenheit, Geduld, und Muth in den Unfällen des Lebens erzwungne Früchte der Klugheit. Sie fallen bald ab, oder gelangen nur halb zur Reife. Sie müssen ihren Nahrungssaft aus der Quelle des Vertrauens auf die Vorsehung und aus der rühmlichen Entschließung, unser Schicksal ihrer Regierung ohne Ausnahme zu überlassen, ziehen. Der Glaube an den großen Gedanken: Gott regieret und ordnet die allgemeinen und besondern Schicksale der Menschen, seine Rathschlüsse sind Rathschlüsse einer unendlichen Weisheit, und Güte und Heiligkeit, sind nichts als das Glück der Menschen, auch wenn sie nicht mit unsern Wünschen übereinstimmen; dieser große Gedanke, oft in Ueberzeugung und Empfindung verwandelt, ist göttliche Beruhigung des Herzens in Unfällen und Leiden, so wohl als im Glücke. Sey glücklich, o Mensch, und vergiß diesen Gedanken: so wird dich dein Glück übermüthig, und die Furcht, es verlieren zu können, trostlos machen! Steht dein Glück nur unter deiner Aufsicht, Macht und Weisheit: so zittre vor den Unfällen, denen du nicht entgehen, und vor den Kränkungen und Gewaltthätigkeiten der Menschen, die du nicht verhüten kannst!

Was kann mich also meines Wohlseyns, dessen ich mich erfreue, Trotz aller Zufälle, denen ich als Mensch ausgesetzet bin, versichern? Der Glaube: Es steht unter der allmächtigen Hand des Herrn. Er wird es schützen, so lange es seiner Weisheit

Weisheit gefällt, und ich es nicht ſelbſt zu Grunde richte. Er iſt Gott! — Aber dieſem Glücke droht wirklich Gefahr. Was ſoll meinen Muth ſtärken? Der Gedanke: Gott regiert die Welt. Er lenket alles mit Weisheit und Güte. Soll ich ein Theil meines Glückes verlieren: ſo geſchehe ſein Wille! Er iſt Gott, ich bin ſein Geſchöpf. — Mein Glück wechſelt endlich mit Elend ab. Ich leide; die Schmerzen häufen ſich mit den Unfällen; meine Gelaſſenheit wird erſchüttert, und was ſoll ſie befeſtigen? Die Ueberzeugung, der Glaube: Gott iſt der Allwiſſende, der kennt mein Elend, und verhängt es aus Weisheit. Er iſt der Allmächtige! Was zage ich? Er iſt die Liebe! Ueberlaß dich ihm. Er zählte dein Glück und Unglück, ehe du noch wareſt. — — Aber die Länge der Zeit ſchwächt meine Geduld. Wodurch ſtärke ich ihr Leben? Durch Vertrauen auf den Vater aller Geiſter. Er kann den Tugendhaften nicht verlaſſen. Er iſt Gott, und du biſt ſein geliebtes Geſchöpf. — Doch meine Tugend; wie unvollkommen und mangelhaft iſt ſie! Kann ich mich bey derſelben des Wohlgefallens Gottes getröſten? Ja, Gott iſt die Güte, wie er die Heiligkeit iſt. Er verzeiht dir als ein Vater; dieſes hoffe. Er ſieht auf dein Herz, auf die Redlichkeit und Einfalt deiner Abſichten, auf den Widerſtand, den du aus Gehorſam gegen ihn zu überwinden trachteſt. Beruhige dich und ſey demüthig. Gott liebt die Tugend, und unterſtützet ſie. Aber du ſtehſt in Gefahr, ſie zu verlieren; ſo oft in Gefahr!

Sey wachsam und traue auf die Hülfe des Unendlichen, und rufe sie an. Er ist allenhalben, und ist auch mit deiner Seele. Wer Gott zur Hülfe hat, darf vor keiner Versuchung verzagen.

Das Vertrauen auf Gott befreyt uns von tausend ängstlichen Sorgen. Sey rechtschaffen und fromm, so denkt das gute Herz, und das Uebrige stelle der Vorsehung anheim! Es entzieht unsern Kümmernissen die schreckende Gestalt, und giebt ihnen eine tröstliche. Die Uebel, die du nicht wissentlich verschuldet hast, entspringen aus einer göttlichen Anordnung. Harre, und du wirst sehen, daß sie zu deinem größern Glücke dienen. Sie sind heilsame, obgleich bittre, Arzeneyen, welche die Gesundheit deiner Seele befördern helfen. Thue das Deine, als ein vorsichtiger Mensch, und die Zeit und die Art der Hülfe überlaß Gott.

Schau über dich, wer trägt der Himmel Heere?
Merk auf, wer spricht: Bis hieher! zu dem Meere?
Ist er nicht auch dein Helfer und Berather,
Ewig dein Vater?

Es sey Krankheit, es sey Verlust der Güter dieses Lebens und der Personen, die wir lieben, des guten Namens, den wir schätzen; der Gedanke an die göttliche Vorsehung vermindert iht Schmerzhaftes. Wir werden da ruhig, wo der Atheist verzweiflungsvoll wird. Wir werden durch die Hülfe der Religion oft mitten unter den Unfällen freudig,

freudig, und rühmen uns der Leiden, die wir standhaft als Schickungen des Allmächtigen erdulden, und danken ihm dafür. Unsre Zaghaftigkeit wird Muth, eine kindliche Furcht Gottes befreyt unser Herz von aller knechtischen Menschenfurcht, und in die Stelle der Sinnlichkeit tritt die Verleugnung unsrer angenehmsten Empfindungen, aus Ergebung in den weisen Plan der Vorsehung. Wer bey seinen Schicksalen auf Gott zurück sieht, der sieht zugleich in die künftige Welt und ersetzt den Mangel gegenwärtiger Freuden, durch diejenigen, die er vor sich jenseit des Grabes entdeckt. Das längste Uebel hört doch mit dem Tode auf; und wer kann die Schrecken des Todes gewisser besiegen, als derjenige, der in Gott die Quelle des Lebens erblickt? Wir sind Staub, durch eine allmächtige Hand beseelet. Der mir das Leben gab, wird es erhalten. Ich bin Nichts, er ist Alles. Fordert er mein Leben zurück, langsam oder schnell; warum sollte ich zagen? Er ruft mich durch den Weg des Grabes zur Unsterblichkeit. Da werde ich die wunderbare Harmonie seiner Schickungen, die ich hier nur dunkel sah, im Lichte erkennen. Sey fromm, und das Ziel deines Lebens überlasse Gott. Genieße die Freuden, die er dir giebt, danke ihm selbst für die Trübsale, die er dir auflegt, und stehe unerschüttert.

Aber ich sehe Leiden, deren Urheber ich vielleicht selbst bin. Diese zu tragen, welche schwere Pflicht! Ja: Aber du bereust deine Thorheiten und Verschuldungen; und ihre Folgen, wenn sie

Gott nicht aufheben will, sind, so schmerzhaft sie auch seyn mögen, durch seine Veranstaltung noch Mittel zu deinem Glücke. Siehe diese Folgen aus diesem Gesichtspunkte an, wo das Böse durch Gottes weise Regierung zum Guten für dich werden kann, und erwäge, daß Gott gerecht seyn muß, sonst wäre er nicht Gott. Diese Absicht Gottes wird dich beruhigen, indem sie dich weiser, demüthiger und vorsichtiger macht.

Die Mittel, zu dieser vertrauensvollen Ergebung zu gelangen, lassen sich leicht entdecken. Wir erwecken und erhalten dieselbe durch sorgfältige und öftere Betrachtungen der Vollkommenheiten des Unendlichen. So wenig wir von seinem Wesen erkennen: so erkennen wir doch aus allen seinen Werken, und aus unserm Gewissen, daß er Macht, Weisheit, Güte und Heiligkeit besitzt. Das ist für unsern Verstand und für unser Herz Licht und Trost genug. Alle seine Wege in ihrem Umfange und Zusammenhange wissen, alle besondre Absichten seiner Rathschlüsse und Verhängnisse einsehen wollen, ist unsinnige Begehrlichkeit; aber aus den Betrachtungen seiner Vollkommenheiten sich überzeugen, daß er nichts geringers wollen und wirken kann, als das Beste seiner Geschöpfe, und bey Fleiß und Pflicht, ihm seine Schicksale in Demuth und Anbetung überlassen, dieß ist Weisheit und wahre Beruhigung. Eben darum, weil wir den Zusammenhang der Dinge nicht überall einsehen, ist uns das Vertrauen auf Gott unentbehrlich. Dieses Vertrauen dadurch stärken und beleben,

beleben, daß wir auf die besondern Spuren seiner Vorsehung in dem Leben der Menschen Acht haben, dieß ist unsre Pflicht, und sollte zugleich eine unsrer feyerlichsten Beschäfftigungen seyn. Jeder, der sein Leben bedachtsam überschauen will, kann in seinen freudigen und traurigen Begebenheiten die wunderbare Anlage der Vorsehung finden; kann aus dem Erfolge oft die weise und wohlthätige Absicht des Uebels, und in den besondern Umständen seines glücklichen Schicksals die Regierung einer göttlichen Hand erkennen. Wunderbare Führungen und Errettungen; was predigen sie anders, als eine über alles wachende Vorsehung? Welches Leben, auch das niedrigste und dunkelste, hat nicht seine Geheimnisse und seine Wunder? Man suche sie auf, und sie werden uns zu einer Quelle der Weisheit und des Vertrauens auf Gott werden. Die großen Begebenheiten ganzer Staaten und Völker lehren uns, daß eine unsichtbare Hand das Schicksal derselben weise, und gerecht, und gütig regiert; eben dieses lehren die kleinern Begebenheiten des Privatlebens einen jeden, der sie aufmerksam betrachtet. Ein geringer Vorfall unsers Lebens, der anfangs ein Nichts zu seyn schien, wie merkwürdig ist er oft nach dem Verlaufe etlicher Jahre, und nach der Vereinigung mit andern Umständen, die nicht in unsrer Macht stunden, nicht durch unsre Weisheit vorhergesehen, nicht durch unsern Fleiß unterstützet wurden! Warum erkennen wir hierinnen nicht die göttliche Vorsehung und stärken unsern Muth dadurch? Das

Schickſal unſers aufrichtigen Freundes, das er uns getreu ſchildert, kann uns eben dieſe heilſamen Ausſichten öffnen, und unſer Herz mit Troſt und Vertrauen erfüllen. Wenn wir viel aufrichtige und ſorgfältig geſchriebne Lebensbeſchreibungen von niedern und hohen Perſonen hätten, in denen die kleinen Umſtände ihres Lebens richtig bezeichnet und ihr Charakter genau beſtimmt wäre: ſo würden wir oft mit Erſtaunen ſehen, wie die Hand der Vorſehung da arbeitete, wo der Menſch nichts that, ihn da im Verborgenen lenkte, wo er ſelbſt alles zu thun ſchien, ihn da glücklich werden ließ, wo er nach dem Wunſche und Entwurfe ſeiner Feinde unglücklich hätte werden ſollen.

Wenn wir alſo oft an den Unfällen und glücklichen Begebenheiten die Spuren der Vorſehung entdecken und verehren lernen, (und dieſes können wir täglich bey unſern eignen Schickſalen thun) ſo werden wir immer neue Nahrung zum Vertrauen auf ſie einſammeln. Je mehr wir aber bey unſerm Schickſale die Unzulänglichkeit oder das Nichts unſrer Kräfte einſehen, deſto mehr wird unſre Demuth wachſen. Nicht weniger wird durch dieſe Betrachtung der göttlichen Weisheit und Güte, bey einer getreuen Beobachtung unſrer Pflichten auch unſre Ergebung in die Rathſchlüſſe des Allmächtigen zunehmen, die willige Ergebung ohne geheime Ausnahmen; denn wir werden ſtets finden, daß Gott es beſſer mit dem Menſchen meynet, als es der Menſch mit ſich meynen kann.

Auch dieſe Tugend fehlet, ſo wohl wie die Demuth und allgemeine Menſchenliebe, in der Tugendlehre der Weiſen des Alterthums, und, was ſie in ihre Stelle ſetzten, war mehr ein Stolz des Herzens und ein philoſophiſcher Trotz, als ein weiſes und gegründetes Vertrauen. Sie wird nirgends in ihrer wahren Stärke, als in der geoffenbarten Religion angetroffen. Mit lebendiger und gegründeter Ueberzeugung unter den größten Leiden und Plagen des Lebens denken und ſagen können: Herr, wenn ich nur dich habe, ſo frage ich nichts nach Himmel und Erden; wenn mir gleich Leib und Seele verſchmachtet, ſo biſt du doch allezeit meines Herzens Troſt und mein Theil! *) — Mit lebendiger und gegründeter Zuverſicht unter allen Gefahren des Lebens denken und ſagen können: Ob Tauſend fallen zu deiner Seite und Zehntauſend zu deiner Rechten: ſo wirds doch dich nicht treffen; denn der Höchſte iſt deine Zuflucht! **) — Mitten unter allen Schreckniſſen der Natur unerſchüttert denken und ſagen können: Auch wenn die Welt untergienge, und die Berge mitten ins Meer ſänken, fürchte ich nichts; ***) — auch wenn der Herr mich tödten wollte, hoffe ich dennoch auf ihn! †) Welche Hoheit der Seele! Wenn hat der Weiſe, der es bloß durch Vernunft iſt, dieſes Vertrauen gelehret, oder durch ſein Beyſpiel beſtätiget? Wenn hat er bey

*) Pſ. 73, 25. 26. **) Pſ. 91, 7. 9.
***) Pſ. 46, 3. †) Hiob 13, 15.

dem Verluſte alles ſeines Glücks großmüthig ausgerufen: Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn ſey gelobet! *) • Wenn hat er bey allen Hinderniſſen der Tugend, bey aller der Gewalt, welche Glück und Unglück, Hoheit und Verachtung, über unſer Herz haben, und wodurch ſie es ſo leicht im Guten wankend machen, wenn hat er da mit einem göttlichen Heldenmuthe gedacht und geſagt: Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürſtenthum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch eine andre Creatur mich ſcheiden mag von der Liebe, und alſo auch nicht von dem Vertrauen zu Gott? **) Nein, zu dieſer Größe der Seele erhebt uns nicht die Philoſophie, ſondern allein die Religion. Und wir wollten ſie nicht lieben, und nicht durch ſie täglich den Geiſt des Vertrauens erwecken, der allein unſer Herz im Glücke und Elende wahrhaft ruhig und getroſt macht?

*) Hiob 1, 21. **) Röm. 8, 38. 39.

Zwey und zwanzigste Vorleſung.

Von den Pflichten der Erziehung, beſonders in den erſten Jahren der Kinder.

Meine Herren, ich gehe nunmehr zu einigen Hauptpflichten des häuslichen und geſellſchaftlichen Lebens fort, als da ſind die Pflichten der Erziehung, der ehelichen Liebe, der Verwandtſchaft und Freundſchaft. Wenn ich Ihnen dieſe vorgetragen habe, will ich den Beſchluß meiner moraliſchen Vorleſungen mit einem kurzen Abriſſe der natürlichen Religion machen.

Wenn wir die Pflichten der Erziehung in ihrem ganzen Umfange überdenken, mit allen den Arbeiten und Sorgen, die ſie den Eltern auflegen, mit allen den Hinderniſſen und Beſchwerlichkeiten, womit ſie umgeben ſind, mit aller der Klugheit und Einſicht, die ſie erfordern, mit der Länge der Zeit, durch die ſie immer erneuert werden müſſen,

mit den Koſten, die ſie verlangen: ſo ſcheinen es die beſchwerlichſten Pflichten des menſchlichen Lebens zu ſeyn. Allein ſie werden durch einen beſtändigen Einfluß der Liebe ſo ſehr verſüßt, von dem Herzen der Eltern ſo nachdrücklich anbefohlen, von dem hülfloſen Zuſtande der Kinder, die ein Theil von ihnen ſelbſt ſind, ſo ſehr verlanget, von ihrer Dankbarkeit ſo oft vergütet, von der Freude über das heranwachſende Glück der Kinder, ſo ſehr belohnet, von den Schmerzen über die vernachläſſigte Wohlfahrt derſelben ſo ſehr gerechtfertiget und von der allgemeinen Ruhe des Staats und der Welt ſo nachdrücklich angeprieſen, daß ſie zugleich die natürlichſten und heiligſten, die mühſamſten, aber auch die angenehmſten Pflichten genannt werden können. Das Traurigſte, was man von ihnen ſagen kann, beſteht darinnen, daß ſie oft fruchtlos ausgeübt werden und das Unglück der Kinder nicht allezeit verhindern können. Doch ſo ein ſchreckliches Schickſal dieſes auch ſeyn mag: ſo hat es doch ſeinen Troſt bey ſich, wenn wir dieſe Pflichten redlich erfüllt haben; da es uns hingegen zur doppelten Marter werden muß, wenn uns unſer Gewiſſen vorwirft, daß wir die Mittel, durch die wir es hätten verhindern können, gar nicht, oder nur nachläſſig angewandt haben.

Von Ihnen, meine Herren, ſcheint zwar die Pflicht der Erziehung noch ſehr entfernt zu ſeyn; nichts deſto weniger fordert doch die Wichtigkeit derſelben Sie auf, ihr ſchon früh nachzudenken. Die wenigen Jahre zwiſchen dem Jünglinge und

dem

dem Manne ſind bald durchgelebt; und wehe dem Vater, der nicht eher für die Weisheit, Kinder aufzuziehen, ſorgt, als bis er Vater iſt! Ich kenne viele von meinen Zuhörern, ſeit zehn und weniger Jahren, die itzt den ehrwürdigen Namen Vater führen. Sollte nicht den meiſten von Ihnen eben dieſes Glück und eben dieſe Pflicht aufgehoben ſeyn? Von wem erwartet aber die Welt die beſte Erziehung mehr, als von Männern, die ſich den Wiſſenſchaften und guten Sitten im genaueſten Verſtande gewidmet haben? Ein Gelehrter, der ſchlechter ſchreibt, als ein Mann ohne Wiſſenſchaft; und ein gelehrter Vater, der ſeine Kinder unweiſer erzieht, als der Handwerker; welche Schande für die Weisheit der Schulen! Endlich, wenn wir auch nicht alle zu Vätern beſtimmt ſind: ſo können wir doch bey fremder Erziehung als Aufſeher und Rathgeber gebraucht werden. Ja, theuerſte Commilitonen, der Staat erwartet Männer von Ihnen, welche die Herzen der Jugend in den Privathäuſern, in den Palläſten der Großen, in den Hörſälen der Schulen und in den Gemächern der Höfe zur Weisheit und Tugend ſollen bilden helfen. Ihre Anverwandten und Freunde erwarten von Ihnen Einſichten, Licht und Rath, die Erziehung glücklich zu beſorgen; und der Herr hat Ihnen die vorzüglichen Gaben des Verſtandes und die Gelegenheiten, ſie zu verbeſſern, in keiner geringern Abſicht anvertraut, als daß ſie hülfreiche Hand leiſten ſollen, die Weisheit und das Glück der Nachwelt dadurch zu bauen. Entweder legen

Ihnen Ihre eignen künftigen Nachkommen alle Pflichten der Erziehung auf; oder der sterbende Vater und das Sie erwartende Amt des Aufsehers und Lehrers, übergiebt Ihnen einen Theil desselben.

Kinder erziehen heißt, ihren Verstand, ihr Herz, ihren Körper und ihre besondern Naturgaben so bilden, daß sie sich und Andern zum Glücke leben und die wichtigen Absichten ihres Daseyns erreichen lernen. Kinder erziehen heißt, sie frühzeitig anweisen, daß sie Gott, sich selbst, die Welt, die Menschen und die Religion kennen, und ihr Verhalten nach diesen Kenntnissen einrichten lernen; daß sie Weisheit, Pflicht und Tugend frühzeitig fassen, und lieben, und ausüben lernen. Wir tragen bey der Erziehung das Licht unsers Verstandes, das Licht der Religion, den Vortheil der Erfahrung und die Güter unsers Herzens in die Seelen der Jugend gleichsam über; allein es kömmt viel auf die Art an, mit der wir dieses thun; und die beste Art in einzelnen Fällen wird von dem Charakter des Kindes selbst bestimmt.

Kinder sind ein Theil von uns selbst; und wie wir ihnen das Leben geben, so geben wir ihnen auch oft mit demselben, die Stärke oder Schwachheit des Körpers und nicht selten zugleich die Neigungen, die ihren Sitz in unserm Blute haben. Wer kann also zweifeln, daß es eine Pflicht gegen unsre Nachkommenschaft giebt, ehe sie noch das Leben von uns empfängt, und den Schauplatz der Welt erblickt? Unmäßige, ungesunde, bösartige und blöde Eltern haben wenig Hoffnung zu einer

gesunden,

gesunden, verständigen und gutherzigen Nachkommenschaft; wie groß wird also nicht die Pflicht seyn, theils in dem ledigen Stande, theils in der Ehe selbst, alle die Uebel zu verhüten, die sich den Seelen oder den Körpern der Kinder durch die Fortpflanzung mittheilen können! Eine unschuldig verbrachte Jugend und geschonte Gesundheit, eine keusche und liebreiche Ehe, ein Verstand, mit guten Grundsätzen angefüllt, ein Herz, von stürmischen Leidenschaften befreyet, sind Eigenschaften der Eltern, auf welche die noch nicht gebohrnen Kinder schon Anspruch machen; und die Sorge für diese Eigenschaften ist eine Pflicht für alle Eltern. Mit einem Worte, die Pflichten der Eltern setzen die Pflichten des vernünftigen tugendhaften Menschen und Gatten voraus, und werden durch die Geburt der Kinder nur mehr bestimmt. Ein tugendhafter Vater, ich gestehe es, kann seinen Kindern, aus Mangel der Einsicht, vielleicht nicht die glücklichste Erziehung geben; allein der verständigste Vater, ohne Tugend, wird sie ihnen noch weniger geben, und bey aller seiner Sorgfalt aus seinen Kindern vielleicht nichts als künstlich abgerichtete Triebwerke der Ehrbegierde und des Eigennutzes machen. Verständige und fromme Eltern können sich freylich noch, ohne daß sie es denken, durch die Liebe gegen die Kinder oft zu einer nachtheiligen Erziehung verleiten lassen; allein zum guten Glücke ist die Erziehung selten den Eltern ganz überlassen. Freunde, Anverwandte und Aufseher treten oft früh in ihre Stelle ein; und oft

geschieht

geſchieht es, daß der Sohn eines böſen Vaters in die Hände eines rechtſchaffenen Hofmeiſters und die Tochter einer thörichten und eiteln Mutter in die Hände einer verſtändigen Aufſeherinn fällt. Selten werden beide Ehegatten einen böſen Charakter haben. Oft wird der eine Verſtand und der andre Tugend beſitzen; oft wird der zu großen Liebe der Mutter durch die Strenge des Vaters das Gleichgewichte gegeben werden. Giebt es endlich viele gutgeſinnte Eltern, die zu wenig Geſchicklichkeit beſitzen, oder zu ſehr durch Stand und Amt verhindert werden, ihre Kinder ſelbſt zu erziehen: ſo können ſie doch einen Theil ihrer Laſt auf Andre übertragen. Und wer ſeine Kinder gewiſſenhaft liebt, wird keine Sorge, keinen Aufwand, und keine Herablaſſung ſcheuen, um ſolche Perſonen zu finden, denen er ſie glücklich zur Aufſicht und Bildung anvertrauen kann. Eltern, die den Aufſeher, dem ſie ihre Kinder übergeben, als den erſten Bedienten im Hauſe anſehen, ſeinen Fleiß und ſeine Geduld durch ein geringes Jahrgeld für reichlich belohnet halten, und durch ein geringſchätziges Bezeigen ihn ſelbſt in den Augen der Kinder herab ſetzen, ſind thöricht, wenn ſie glauben, daß ſie ihren Kindern eine gute Erziehung geben. Eltern, die nur nach den Geſchicklichkeiten des Lehrers fragen, nicht nach ſeinen Sitten und nach ſeinem guten Herzen, haben weder von der Erziehung noch von der Natur des Menſchen die gehörige Erkenntniß; und Männer, die ſolche Perſonen zu dieſem Amte ſorglos empfehlen,

verſün-

verſündigen ſich nicht nur an einzelnen Familien, ſondern an dem ganzen gemeinen Weſen. *)

Wir ſetzen alſo bey einer guten Erziehung die günſtigen Umſtände des Hauſes und die Geſchicklichkeit der Perſonen, die dazu nöthig ſind, voraus: denn ohne gute Eltern und tüchtige Lehrer ſind

*) Ein rechtſchaffner Hofmeiſter, ein Mann von Wiſſenſchaft und gutem Herzen, von dem man verlangt, daß er ſeine beſten Jahre dem Glücke eines jungen Menſchen ſchenke, ſollte wegen ſeines eignen künftigen Glücks nothwendig in Sicherheit geſetzet werden, damit er ſich der Bildung deſſelben ganz und unbekümmert widmen, und dereinſt von einer zulänglichen jährlichen Penſion, gleich einem verdienten Officiere, der für ſein Vaterland mehr als für ſich gelebt, ſeinen Unterhalt haben könnte. Vielleicht würde ſich mancher wackre Mann, der itzt zurück tritt, zu dieſer Bedienung verſtehen, zu der ſo wenig Menſchen geſchickt ſind, weil beſondre Talente, groſſe Rechtſchaffenheit, Klugheit, Sorgfalt und Geduld dazu erfordert werden. Vielleicht wäre es auch für die Erziehung junger Standsperſonen ein groſſes Glück, wenn auf Akademien etliche ſolcher Männer, die das Amt des Aufſehers oder Anführers bis in ihre höhern Jahre rühmlich verwaltet hätten, öffentlich unterhalten würden, damit ſie den Jünglingen, die ſich dieſer Lebensart widmen wollten, Rath und Unterricht ertheilen, und ſie durch ihre Erfahrungen aufklären könnten. Auf dieſe Weiſe würden kleine Pflanzſchulen entſtehen, wo man gute Hofmeiſter ſuchen könnte. Anm. des Verf.

ſind alle Anleitungen vergebliche Vorſchläge; und was nützen die beſten Riſſe der Baukunſt, zu deren Ausführung ein geſchickter Werkmeiſter fehlet? Dieß alſo vorausgeſetzt, iſt es nicht ſchwer, die Mittel und die Art und Weiſe einer guten Erziehung zu beſtimmen. Von einer ſolchen ſorgfältigen Erziehung, wie ſie in guten Häuſern Statt findet und beobachtet werden kann, wollen wir itzt das **Vornehmſte** in Abſicht auf die **Bildung** und den **Unterricht** der erſten Jahre bemerken. Wer auf den Endzweck der Erziehung, auf die Natur der Kinder und auf die Erfahrung der Verſtändigen Acht hat, kann überhaupt nicht leicht ungewiß bleiben, welches die beſten Regeln der Erziehung ſind. Die beſondre Anwendung derſelben muß einen jeden das eigenthümliche Naturell der Kinder und die Beſchaffenheit ſeines Hauſes lehren.

Die erſte **Pflicht**, welche die Geburt des Kindes den Eltern auflegt, iſt die **Sorgfalt für die Wartung, Pflege und Geſundheit** deſſelben. Sie ſcheint am wenigſten vernachläſſiget zu werden, und wird vielleicht oft ſehr unrichtig verſtanden und ausgeübt.

Alles, was dazu beyträgt, unſern Kindern von den erſten Jahren an, **einen geſunden, dauerhaften und feſten Körper** zu geben, muß die beſtändige Sorgfalt der Eltern ſeyn. Unſer Gemüthscharakter hängt in vielen Stücken von der Beſchaffenheit des Körpers ab, und wird durch ihn von Kindheit auf gebildet. Ein ungeſundes Blut, ein unrichtiger Umlauf der Säfte und Lebensgeiſter,

bensgeiſter, eine zu große Empfindlichkeit oder Reizbarkeit der ſinnlichen Werkzeuge müſſen itzt und künftig einen Einfluß in unſre Seele haben, und ihre Art zu denken und zu begehren beſtimmen helfen. Was unſern Körper träge, oder zu empfindlich macht, wird dem Verſtande, wenn er herrſchen, und den Begierden, wenn ſie gehorchen ſollen, ein Hinderniß werden. Ein ſchwächlicher Leib macht der Seele ihre Bemühungen ſchwer, und ein kränklicher hält ſie in ihren Unternehmungen auf. Ein verzärtelter Leib, der ſtets an den Kützel angenehmer Empfindungen gewöhnet und gegen alle Ungemächlichkeiten unleidlich iſt, beſtimmt die Seele unvermerkt in ihren künftigen Meynungen von dem falſchen Werthe und Unwerthe der Dinge, und in der Heftigkeit zu begehren oder zu verabſcheuen.

Unſtreitig ſollte es in den Fällen, wo keine Krankheiten oder beſondern Umſtände es verbieten, die heiligſte Pflicht der Mütter ſeyn, dem zarten Geſchöpfe, das ſie gebohren, die erſte Nahrung der Bruſt ſelbſt zu reichen. Wenigſtens hat die Natur dieſe Pflicht mit ſo vielem Reize des Vergnügens, wenn ſie von Müttern ausgeübt wird, und öfters mit ſo vielen Schmerzen und Krankheiten, wenn ſie von ihnen unterlaſſen, verbunden, daß man an der Gewißheit dieſer Pflicht wohl nicht zweifeln kann. *) Die Mutter ſcheint ſich durch dieſelbe

*) Gellius erzählet in ſeinem 12ten Buche von dem Philoſophen Phavorinus einen merkwürdigen Ausſpruch.

dieſelbe nicht allein die Liebe des Kindes zu erkaufen, ſondern auch ihre Liebe gegen das Kind zu befeſtigen. Sie wird eben deswegen mehr Sorgfalt für die Geſundheit ihres Kindes tragen, und, durch die öftere Gegenwart um daſſelbe, die Fehler der Wärterinnen verhindern, die den Leib der Kinder zu gemächlich und dadurch ſchwächlich bilden. Sie wird aus ihrem frommen Herzen gleichſam die Unſchuld ihrem Säuglinge mit ihren beſten Säften einflößen. Beſtätiget es nicht die Erfahrung mehr als zu oft, daß die Ammen eben ſo wohl ihre Krankheiten der Seele, als des Blutes, den Kindern mittheilen? Daß dieſelben bald keine, bald eine kindiſche und blinde Sorgfalt für ſie haben, und ſie mit tauſend Dingen zu beſänftigen oder zu gewinnen ſuchen, die den Grund zu einem

übeln

ſpruch. Dieſer Philoſoph war zu einem ſeiner Schüler, deſſen Gattinn itzt mit einem Sohne entbunden worden, ins Haus geeilet, um ihm Glück zu wünſchen. Die Mutter der Kindbetterinn behauptete, ihre Tochter könnte wegen der ausgeſtandenen Geburtsſchmerzen das Kind nicht ſelbſt ſtillen. O ſagte Phavorin: Oro te, mulier, ſine eam totam ac integram eſſe matrem filii ſui. Quod eſt enim hoc contra naturam imperfectum ac dimidiatum matris genus, peperiſſe ac ſtatim a ſe abjeciſſe? Das iſt: „Ich bitte Sie, liebe Frau, laſſen Sie „doch Ihre Töchter ganz die Mutter ihres Sohnes „ſeyn. Was iſt mehr wider die Natur als dieſe „halben Mütter, die ihre Kinder von ſich ſtoßen, ſo „bald ſie ſie gebohren haben!“ Anm. des Verf.

übeln Charakter des Kindes, zum Eigensinne, zur Sinnlichkeit, zur Habsucht, zum Jachzorne und vielleicht nicht selten zur Wollust legen?

Es ist wundersam, wenn man sieht, wie gesund und fest die Kinder unter der einfältigen Hand einer Bäuerinn werden. Was muß wohl die Ursache davon seyn? Nach der Gesundheit der Eltern, unstreitig die einfältige, ungekünstelte Nahrung, die gesunde Milch, an die sie das Kind gewöhnen, das frische Wasser, das sie ihm frühzeitig einflößen, die freye Luft, an die sie es zeitig zur Erfrischung tragen, die wohlthätige Sonne, von der sie es bescheinen lassen, anstatt daß die Kinder grosser Städte in heissen Zimmern schmachten müssen. Wie bald lernt das bäurische Kind mit festen Schritten den Armen der Mutter entlaufen, und sein gesundes und schwarzes Brodt ohne Hülfe der Aerzte vertragen! Ein gesundes Bier wird ihm der beste Wein, ein leichtes Mellen die beste Mandelmilch. Man fesselte, da es noch zart war, seine weichen Glieder und den Umlauf seines schnellen Blutes nicht durch tyrannische Schnürleiber; und es hat doch gerade Gliedmaßen und gesunde Nerven. Man ließ es, leicht bedeckt, auf dem weichen Grase und auf der harten Diele sich muthig wälzen; und es verrenkte sich kein Glied, es ward vielmehr hart und fest an seinen Gliedmaßen. Eine sorgfältige Mutter vom Stande sollte sich bey der ersten Erziehung des Kindes, so viel es die ihm schon angebohrne Weichlichkeit verstattet, zu den löblichen Sitten des Landvolkes herablassen,

um ihm einen gesunden und festen Körper zu geben. Die Pflicht des Vaters wird seyn, seine Gattinn zur Beobachtung dieser Sorgfalt zu ermuntern, ihr solche durch Liebe zu versüßen, und durch vernünftige Gehülfen zu erleichtern. Plutarch erzählet von dem ältern Cato, daß er, nachdem ihm seine Gemahlinn einen Sohn gebohren, sich durch nichts, als durch die öffentlichen Staatsgeschäffte, habe abhalten lassen, um sie zu seyn, wenn sie das Kind dem Bade übergeben. Wie mancher Vater würde sich in unsern Tagen dieses Beyspiels schämen!

Die zweyte und nicht weniger wichtige Pflicht, welche Eltern, die ihren Kindern eine gute Erziehung geben wollen, zu beobachten haben, ist die Sorgfalt für die Bildung der Seele derselben, auch schon in den ersten und zartesten Jahren. — Das Kind erwacht bald aus dem Schlummer, darinnen es seine ersten Tage hinbringt. Es fängt an durch seine Neigungen zu leben, ehe es durch den Verstand lebt. Es hat Empfindungen, ehe es Gedanken hat. Seine Begierden reden durch Geberden und Töne, ehe sie durch Worte reden. Der Eindruck, den die Gegenstände auf seine Sinne machen, ist in den ersten Jahren seine Vernunft. Um also die Empfindungskraft der Kinder und ihre natürlichen Begierden zu bilden, so lange sich ihre Vernunft noch nicht äußert; so entferne man sorgfältig, so weit sich solches bewerkstelligen und eine übertriebene Sorgfalt darinnen nicht schädli-

che

che Folgen fürchten läßt, diejenigen Gegenstände, die einen übeln oder zu heftigen Eindruck auf das Herz des Kindes machen können, und rufe alle die herbey, die eine unschuldige und angenehme Neigung in ihm erwecken können. Allein weil das Kind die unerlaubten Neigungen nicht bloß durch die Sinne erhält, sondern, wie uns eine untrügliche Erfahrung lehret, schon in seinem Herzen mit auf die Welt bringet, so unterdrücke man diese Neigungen frühzeitig durch einen klugen Widerstand, durch weise Schmerzen des Körpers, und wenn die Seele des Kindes erwacht, durch Schmerzen der Seele. Solche unartige Neigungen, die schon in den zartesten Jahren des Kindes aufleben und sichs anmaßen zu befehlen, sind vornehmlich Eigensinn, Zorn, Habsucht und Rache.

Man erschafft den Kindern frühzeitig eine eigne Welt, eine Welt der Spielwerke. Dieser Gebrauch ist zwar nicht zu tadeln; aber man ist dabey nicht selten zu unvorsichtig, und erweckt, indem man das Kind unterhalten, besänftigen und sich zugleich an den sinnlichen Ausdrücken seiner kindischen Neigungen vergnügen will, oft unordentliche Neigungen in seinem Herzen. Man giebt ihm ein Spielwerk, man streitet sich mit ihm, als wollte man ihm dasselbe nehmen, und lehrt es, wie es sich weigern muß, uns solches abzutreten, wie es das Spielwerk verstecken und sich stellen muß, als hätte es keines. Man lehrt es, wie es unsern Händen eine kleine Ergötzung entreißen muß. Aber heißt dieses nicht, die Kinder

eigenſinnig und begehrlich machen? Man giebt ihm kein ſpitziges Meſſer, wenn es auch noch ſo ſehr darnach ſchreyt; man ſollte ihm eben ſo wenig ein Spielwerk, das es durch Schreyen verlanget, gewähren. Man beſänftiget die Kinder, wenn ſie ſich geſtoßen haben, oder wenn ſie gefallen ſind, oder wenn ihnen etwas entzogen worden iſt, dadurch, daß man die Perſon, die es ihnen entziehen mußte, oder das Spielwerk, den Tiſch, den Fußboden, woran ſie ſich ſtießen, mit drohenden Mienen und Worten ſchlägt. Aber ermuntert man dadurch nicht das Kind, rachgierig zu ſeyn, und Beleidigungen zu ahnden? Man putzt und ſchmückt das Kind aus, bewundert es, hält ihm den Spiegel vor, und freut ſich, wenn es ſich ſelbſt gefällt, und einige Züge des Wohlgefallens an ſich durch das Auge oder die Geberdungen zu erkennen giebt. Man glaubt, es ſey unſchuldige Freude für das Kind, und eigentlich iſt es eine Aufmunterung der Eitelkeit und Eigenliebe. Ueberhaupt ſind plumpe Spielwerke, die man Kindern giebt, ein buntſcheckichter Anzug, womit man ſie auspußt, und elende Melodeyen, mit denen man ſie unterhält, ſehr geſchickt, Kindern einen übeln Geſchmack anzugewöhnen; und darum ſchon ſollte man ſich ihrer bey einer guten Erziehung enthalten.

Unter die allgemeinen Fehler, in die man bey der Erziehung zu verfallen pflegt, und vor denen ſich weiſe und ſorgfältige Eltern hüten müſſen, gehören vornehmlich dieſe. Man läßt das Kind zu lange in den Händen ungeſitteter

Ammen

Ammen und Wärterinnen; nicht anders, als ob die erſten zwey oder drey Jahre wenig zu bedeuten, und die Neigungen des Kindes in dieſen Jahren keiner beſondern Bildung nöthig hätten, weil es noch keine Vorſtellungen und Sprache verſtünde. Aber es verſteht doch den Ton, die Miene, und die Beſtrafung, und läßt ſich dadurch lenken. Die verſtändige Mutter, Verwandtinn und Aufſeherinn, die ſich der Erziehung dieſer Jahre annehmen, ſind von der Natur mit beſondern Gaben und Geſchicklichkeiten verſehen, die ſie zum Beſten des Kindes ſinnreich machen, ſo wie ſie die Liebe zu den Kindern und der Gedanke der Pflicht ſorgſam, heiter, liebreich und geduldig bey ihrer Bildung macht. In ihren Händen ſollte alſo das Kind von ſeinen erſten Jahren an ſeyn. — Ferner, man glaubt nicht, daß Kinder die Fehler und Leidenſchaften der Menſchen ſo früh bemerken, und Eindrücke zur Nachahmung davon annehmen, als doch in der That geſchieht. — Man folgt gemeiniglich derjenigen Erziehung, die man in ſeiner Jugend ſelbſt genoſſen, vergißt das Naturell des Kindes und die beſondern Umſtände ſeines Hauſes, traut ſeiner Einſicht, und fragt Erfahrne zu wenig um Rath, als wäre es eine Schande für Eltern und Aufſeher, Rath in der wichtigſten Sache anzunehmen. — Man unterſcheidet die Fehler, die von ſich ſelbſt verſchwinden, zu wenig von denen, die ohne Gegenmittel zu herrſchenden Gewohnheiten werden. Bald will man alle Fehler der Seele auf einmal und mit Gewalt heilen, bald

wartet man, den Lastern zu wehren, bis sie schon eingewurzelt sind. — Man bemüht sich zu wenig, durch unschuldige Mittel die Liebe und das Vertrauen der Kinder zu behaupten und zu vermehren, herrschet durch Furcht und Strafen, und erweckt ihnen durch beides einen Ekel vor uns und vor den Vorschriften, die sie beobachten sollen. — Man tadelt, droht und straft eilfertig und in der Hitze des Affects. — Man erforschet die Fähigkeiten und Neigungen der Kinder zu wenig, und weiset sie nicht genug an, frühzeitig über ihre kleinen Geschäffte nachzudenken, als hätten sie kein Vermögen dazu. Man verfährt endlich so, als ob Wissenschaft und die Bildung des Körpers und des äußerlichen zufälligen Wohlstandes das Wichtigste bey der Erziehung wäre. *)

Die beste Regel bey dem ersten Unterrichte, den man Kindern ertheilen will, ist unstreitig diese, daß es mehr Vergnügen, als Arbeit, mehr sinnliches Spielwerk, als trockne Unterweisung, mehr zufällige und gelegentliche Unterredung, als förmliches und anhaltendes Lernen, kurz, daß es ihrer Fähigkeit gemäß und für ihre Wißbegierde eine immer neue Nahrung seyn muß. Wenn man die sinnlichen Gegenstände, und was die Kinder sehen und hören, oft bey ihrem Namen mit einer reinen Aussprache nennt, und sie ihnen mit schon bekannten Worten kurz erzählt und beschreibt: so lernen

*) Siehe Basedows praktische Philosophie, I. Th. a. d. 554. S. Anm. des Verf.

lernen sie die Sprache bald einigermaßen verstehen, und vermöge ihres natürlichen Triebes zur Nachahmung auch bald reden. Der Unterricht in zufälligen Gesprächen kann früh anfangen; aber der förmliche, bey welchem Kinder sitzen, die Augen auf ein Buch heften, und auf einerley Sache nicht Minuten- sondern Stundenlang merken sollen, streitet mit der Natur des Kindes und seiner Munterkeit, und macht ihm das Lernen mit Rechte zum Ekel. Man lehre sie die Buchstaben des Alphabets ohne Buch und dadurch kennen, daß man sie ihnen auf ihre Spielwerke, oder auf Karten, Bilder, Wände, Bäume, klebt oder molet. Kennen sie diese; so macht man nach und nach einige Minuten einen Versuch mit einem Lesebuche. In diesem stehen anfangs einsylbigte, zwey und dreysylbigte Namen angenehmer Sachen, darauf kurze, angenehme Sätze, in Fragen, Antworten, Bitten und Scherzen, die noch in ihre Sylben abgetheilet sind; alsdann anmuthige Beschreibungen, Erzählungen, Fabeln, Briefe, moralische Regeln und endlich die ersten Wahrheiten der Religion, die sich dem Verstande eines Kindes begreiflich machen lassen. Dieser Unterricht, wenn er dem Kinde Spielwerk seyn soll, muß in den ersten fünf oder sechs Jahren, nur einige Minuten, hinnen zwo oder drey Stunden, vorgenommen und ihm durch kleine Künste erleichtert werden. *)

*) Siehe Basedows praktische Philosophie, I. Th. a. d. 455. u. f. S.

Indessen bleibt die Natur, die belebte und unbelebte, das Hauptbuch, darinnen der neugierige Knabe, der mit der Welt noch unbekannte Einwohner, lernen und richtige Bilder in seinen Verstand einsammeln muß. Und wie reich ist die Natur an Gegenständen, die das Kind mit Vergnügen beschauen, nennen und denken lernen kann! Warum geht man oft so wenig auf diesem Wege, den es uns durch seine Neugierde selbst anweiset, fort? Beut nicht die Erde und der Himmel, der Garten und das Feld, dem Auge die Originale aller unsrer Kenntnisse, die nur irgend anmuthsvoll und lehrreich sind, an? Der junge Schüler, an der Hand eines verständigen und muntern Führers, kann da vieles und mit Glücke fassen. Er weidet seine Augen, bereichert sein Gedächtniß und übt seine Einbildungskraft. Er will alles wissen, was um ihn herum vorgeht; und alles, was er so gern wahrnimmt, kann zur Uebung seines Verstandes durch geschickte Fragen angewendet werden.

Die Werke der Kunst haben nach den Werken der Natur den ersten Rang, und ersetzen das oft, was der Knabe in der Natur noch nicht bemerken kann. Er läßt sich gern mit Gemälden, Kupferstichen und Münzen beschäfftigen, und freut sich, daß er hier Thiere, Vögel, Fische, Blumen, Bäume, Häuser und Menschen erblickt, die er entweder in der Natur schon bemerkt, oder von denen er doch Aehnlichkeiten wahrgenommen hat. Man gewöhnt ihn, daß er uns von Zeit zu Zeit erzählen muß, was er gesehen und gefaßt hat, und

hilft

hilft ihm klüglich fort. Man übt ſchon im fünften und ſechſten Jahre die Aufmerkſamkeit und das Nachſinnen des Knabens, um ihn zu richtigen Begriffen und Urtheilen zu gewöhnen, an den Gegenſtänden des Hausgeräthes, an den gemeinen Figuren der Geometrie, und ſucht durch leichte Fragen und durch Gegeneinanderhaltung der Figuren ihn dahin zu bringen, daß er ihre Aehnlichkeit und Unähnlichkeit denken und mit Worten angeben lernt. Man läßt ihn ſelbſt grobe Umriſſe der geometriſchen Figuren wagen, um ſie kennen zu lernen, oder ſchneidet ſie ihm in Pappe aus, oder läßt ſie ihm von einem Künſtler verfertigen. So kann man ihm auch an kleinen regelmäßigen Gebäuden von Holz, die ſo verfertiget ſind, daß ſie ſich aus einander nehmen und bequem wieder zuſammen ſetzen laſſen, die Namen und Begriffe der Baukunſt im Spielen beybringen. Auch die Landcharten ſind eine ſinnliche und angenehme Beſchäfftigung für Kinder. Kennet er eine den Ländern nach, ſo kann man ſie auf Pappe leimen und ſauber zerſchneiden, damit der Knabe ein Geſchäffte habe, die unter einander geworfnen Länder wieder in ihre gehörige Ordnung zu bringen, und ſich die Lage derſelben deſto feſter einzudrücken. Man hilft ihm Anfangs, oder giebt ihm eine noch ganze Charte zum Muſter. Auch dieſes Spiel übt das Nachſinnen, wenn der Lehrmeiſter einige Hülfe dabey leiſtet, ohne Mühe. Ein kleiner Schriftkaſten, daraus man ihn Sylben, Worte und kurze Sinnſprüche zuſammen ſetzen läßt, iſt ebenfalls eine gute

Uebung für die Aufmerksamkeit und das Gedächtniß des Knabens. So bald er schreiben kann, hält man ihn an, seine kleine Weisheit täglich und wöchentlich in ein Tagebuch einzutragen. — Soll er eine alte Sprache lernen und hat einen guten Lehrmeister, so wird kein beßrer Weg seyn, sie ihm beyzubringen, als daß er sie lerne, wie man die Muttersprache lernet, anfangs ohne alle Regeln der Grammatik, das Decliniren und Conjugiren ausgenommen. Hat er eine Menge Worte, Redensarten und Stellen im Gedächtnisse, so lasse man ihn oft lesen und übersetzen; und wenn er hierinnen einige Jahre geübet worden, so nehme man alsdann eine kurze Grammatik zu Hülfe und wende sie bey dem Lesen und Schreiben an. *)

Aller Unterricht durch Beyspiele und Handlungen ist sinnlich, und also ein Unterricht für die ersten Jahre. Durch ihn fängt der Lehrer seine Vernunft- und Tugendlehre früh mit dem Knaben an, und stellt ihn die faßlichsten Sittensprüche, bald in kleinen erdichteten Begebenheiten, nach Art einer sinnreichen Beaumont, bald in Fabeln und Erzählungen eingekleidet, vor. In Schriften dieser Art lernt der Knabe gern lesen, und sein Lehrmeister wird ihm seine Gedanken und Empfindungen bey solchen Vorfällen ablocken und sie zu verbessern suchen.

Um

*) Man sehe diese Methode ausführlich in Gesners kleinen deutschen Schriften. Anm. des Verf.

Um das Herz des Kindes frühzeitig zu den frommen Empfindungen der Menschenliebe, des Mitleidens, der Gutthätigkeit, der Dankbarkeit, Freundschaft, Demuth und des Vertrauens auf die göttliche Vorsehung zu bilden, sammelt der Lehrer die Beyspiele dieser Tugenden und der entgegengesetzten Laster aus der Geschichte, insonderheit der biblischen, erzählet sie ihm in einer Kindern verständlichen und angenehmen Sprache, läßt sie ihn selbst lesen, darüber urtheilen und kleine Anwendungen machen, und nöthiget ihn also, das Vortreffliche dieser Tugenden mit Beyfall und Bewunderung, und das Schreckliche der Laster mit Widerwillen und Abscheu zu empfinden. Wenn er ihm, zum Exempel, die Demuth eines heiligen Paulus empfindlich machen will: so wird er ihn zuerst auf seine Größe aufmerksam machen, auf seine Erkenntniß von Gott, auf seine Gaben, der Natur zu gebieten, Kranke durch ein Wort gesund, Blinde sehend, Sehende blind zu machen; und selbst Todten das Leben wieder zu ertheilen. Er wird ihm seinen Eifer für die Ehre Gottes, seine Liebe gegen alle Menschen in seinen Thaten und Arbeiten, seine Großmuth, seine Geduld in seinen Gefahren, Verfolgungen, Beschimpfungen und Leiden zeigen. Wie uneigennützig und großmüthig ist Paulus, daß er oft mit seinen eignen Händen sich und seine Gefährten ernährt, um die Gemeinen, die er stiftet, unterrichtet und zum Reiche Gottes geschickt macht, nicht zu beschweren! Mit welcher Hoheit der Seele erduldet er alle Beschwerlich-

schwerlichkeiten und Verfolgungen, um den Wil
len Gottes zu thun! Er erhebt sich durch ein
christliche Verachtung, durch einen heiligen Hel
denmuth über Mangel und Reichthum, über Schan
de und Ehre, über Gefängniß und Bande, übe
Leben und Tod, über Engel und Fürstenthum
Und dieser außerordentliche Mann, dieser Gesandte
Gottes, dieser Wunderthäter, dieser eifrige und
beredte Lehrer, dieser Vater so vieler Gemeinen,
dieser Wohlthäter ganzer Völker, schätzt sich selbst
geringe, achtet Andre höher, denn sich, sieht alle
Menschen als seine Brüder an, giebt in allen sei-
nen Unternehmungen, darinnen er einen so bren-
nenden Eifer, eine so große Klugheit, einen so
unermüdeten Fleiß ein ganzes Leben hindurch zeigt,
Gott als dem Geber alles Guten, als dem Anfän-
ger und Vollender seines Wollens und seines Voll-
bringens, allein die Ehre? Wie viel Eindruck auf
das Herz muß nicht ein so erhabnes Beyspiel der
Demuth machen, wenn es dem Verstande der Ju-
gend auf eine faßliche Art in allem seinen Umfange
und seiner Stärke gezeiget wird! Kann das Herz
des Knabens nicht empfinden, daß der Charakter
eines so demüthigen und bescheidnen Mannes nicht
nur an sich ehrwürdig, sondern auch für Andre lie-
benswürdig seyn und überall Zuneigung und Ver-
trauen erwecken müsse? Kann er nicht die sicht-
bare Auslegung dieser Wahrheit selbst in einer
Begebenheit erblicken, die ihn rühren muß, in
der Begebenheit aus der Apostelgeschichte: und
sie geleiteten Paulum alle mit Weibern und
Kindern

Kindern an das Schiff, und fielen ihm um den Hals, und weinten, und küßeten ihn? — *)

Wie alle die heiligen Männer der Schrift Muſter der Demuth ſind, ſo ſind ſie auch Beyſpiele der Liebe zu Gott und den Menſchen. Dieſes muß der Schüler der Tugend mit eignen Augen ſehen und empfinden lernen. Er muß anfangen, den Wunſch zu fühlen, daß er doch auch hebreich, wohlthätig, treu, wahrhaft und freundſchaftlich gegen alle Menſchen ſeyn möchte. Er muß an den Beyſpielen dieſer Tugenden ihre Hauptbegriffe ſelbſt entdecken lernen. Sein Herz muß fühlen lernen, daß Hiob dadurch, daß er ſich der Unglücklichen in ihrem Elende hülfreich annahm, oder wie die Schrift es ſchön ausdrückt, daß er des Lahmen Fuß und des Blinden Auge, daß er ein Vater der Armen war, **) viel ſchätzbarer iſt, als durch alle ſeine Heerden und Reichthümer, durch alle ſeine Knechte und Güter; daß er unter den ſchmerzhafteſten Leiden der Natur, unter allen Verſpottungen ſeiner Freunde, in der Aſche ſitzend, dennoch bey ſeiner Gottesfurcht und Ergebung in die göttlichen Schickungen weit glücklicher iſt, als er unter allen Herrlichkeiten der Erde, auf einem Throne mit Schmeichlern und Anbetern umringt, unter den Vorwürfen und Anklagen eines böſen Gewiſſens, und mit ſklaviſcher Furcht vor Gott erfüllt, nicht ſeyn würde. Dieſes kann das jugendliche Herz zu fühlen ſich anmaßen, und durch dieſe zeitig

*) Apoſtelg. ſch. 20, 37. 38. 21, 5. 6.

**) Hiob 29, 15. 16.

zeitig gewagten Empfindungen des Guten, g
einem jungen Adler, der früh dem Lichte und
Wärme der Sonne entgegen eilt, sich zu der K
der Tugend empor heben lernen. Man besch
ge nur den Verstand des jungen Schülers auf
lebhafte und geistreiche Art mit den Beyspi
der Menschenliebe, und der Ehrfurcht und Un
werfung gegen Gott, die sich in der Schrift so
fig darbieten. Man erleichtere ihm das Nac
nen, und lasse ihm zugleich die Freude, selbs
denken und zu errathen. Man lasse ihm die h
und liebesvollen Aussprüche der Schrift durch
che Vorstellungen begreiflich werden, und er
richtigere Begriffe von der Tugend und mehr
gung für sie bekommen, als durch alle zu tro
oder zu ängstliche Katechisationen. Er wird
dem Exempel eines Abrahams, der seinen S
auf Befehl Gottes zu opfern bereit ist, leichter
Eigenschaften des Glaubens und der erhabe
Liebe zu Gott, die über die süßeste Liebe der
tur gegen einen Sohn siegt, kennen lernen,
aus den richtigsten Begriffen einer magern E
rung. Was ist das Bekenntniß eines Erzvat
Ich bin zu geringe aller der Treue und Ba
herzigkeit, die du an deinem Knechte get
hast — *) Ist es nicht die beste Erklärung
Demuth und Dankbarkeit?

Alle Wunderwerke der Religion sind gl
sam Gemälde der göttlichen Eigenschaften

*) 1 Mos. 32, 10.

wie die Werke der Natur, Abdrücke der Gottheit. Daraus lerne der junge Bürger der Welt seinen Gott kennen und seine Vorsehung, seine Güte und Heiligkeit zugleich empfinden. Was ist das göttliche Leben unsers Erlösers, sein Leiden, sein Tod, seine Auferstehung, seine Himmelfahrt; was ist es, als die sichtbare Geschichte des Himmels und der Erde, der Gottheit und der Menschheit? Was lehret sie, wenn sie in ihrem heiligen Lichte gezeigt wird? Mehr als alle Philosophie, als aller Tiefsinn der Vernunft, unendlich mehr lehrt sie die Seele die Vollkommenheiten des Schöpfers, seine Heiligkeit und seine erbarmende Liebe, und in der Person des Erlösers das vollkommenste und bewundernswürdigste Beyspiel des Gehorsams gegen Gott, der Liebe gegen eine ganze Welt voll unwürdiger Menschen, das größte Exempel der Demuth, Verleugnung und Großmuth in allen Verfolgungen und Leiden, bey aller Unschuld, und selbst in dem peinlichsten Tode. Diese Geschichte, dem Schüler, wenn er gehörig dazu vorbereitet ist, aus ihrem hohen Gesichtspunkte von dem Lehrer mit Ernst und Leben gezeigt, wird auf seinen Verstand und auf sein Herz den tiefsten Eindruck machen, und bey mancher frommen Thräne ihn fühlen lassen, was er diesem seinen Gott und Erlöser für Ehrfurcht, Liebe und Gehorsam schuldig sey. Aber wie oft läßt man uns bey dem ersten Unterrichte in der Religion Begriffe auswendig lernen, die wir nicht verstehen, Worte herplaudern, deren Laut wir nur denken, Lehrsätze ins Gedächtniß

niß prägen, die für uns mit Finsterniß umgeben sind. Wie oft erweckt man uns in den ersten Jahren durch trockne und langweilige Erklärungen einer Glaubenslehre, oder durch Auswendiglernen eines Catechismi, einen Ekel an der Religion, da doch nichts geschickter ist, unser Herz zu rühren und zur Liebe Gottes zu bewegen, als eben sie! Wie oft lehrt man uns Gebete, und gewöhnet uns diese gedankenlose Andacht auf unsre künftigen Jahre an! Ich fürchte, daß der Ekel gegen die Weisheit und Tugend der Religion bey vielen größten Theils von der elenden Methode, uns dieselbe in der Jugend beyzubringen, herrühre. Ich verweise sie wegen der Art, wie man diesen ersten Unterricht von Gott und der Religion einrichten soll, auf die lehrreichen und trefflichen Blätter in dem Nordischen Aufseher. *) Man kann auch diesen Unterricht, von dem wir itzt geredet haben, noch lebhafter machen, wenn man gute Kupferstiche zu Hülfe nimmt, worinnen die merkwürdigsten Beyspiele und Handlungen der Schrift beredt vorgestellet sind. Wir haben von einem Künstler in Augsburg, Philipp Andreas Kilian, gute Kupferstiche solcher Art, nach den Gemälden der besten Maler, erhalten, und die noch dazu nicht hoch zu stehen kommen.

Wie

*) Siehe im II. Theile das 88. 89. 90. 91. 92. und 93. St. Ingleichen Schmahlings Ruhe auf dem Lande, im I. Th. a. d. 94. u. f. S. Anm. des Verf.

Mit diesen Beyspielen der Schrift verbindet der Lehrer die guten Exempel aus der Profangeschichte des Alterthums, aber mit großer Behutsamkeit, damit sein Schüler die Tugend der Vernunft, der bald eigensinnigen bald abergläubischen Vernunft, nicht mit der Tugend der Religion, die Tugend des Ehrgeizes und Temperaments nicht mit der Tugend eines erleuchteten Verstandes und Gott geweihten Herzens, oder die Weisheit und Rechtschaffenheit eines Sokrates und Aristides nicht mit der Weisheit und Frömmigkeit eines David oder Paulus vermenge; daß er nicht glaube, als machten etliche einzelne große Handlungen, die ins Auge fallen, schon den tugendhaften Charakter eines Mannes aus. Vergißt man dieses nicht bey den berühmten Beyspielen der Alten: so kann man sie mit Rechte zu Lehrern der bürgerlichen Tugenden aufstellen, und die rühmliche Begierde, sich ihnen zu nähern, in dem Herzen der Jugend erwecken; aber ohne eingestreute Betrachtungen wird das Leben eines tugendhaften Heiden ein sehr dunkler und ungetreuer Spiegel für sie bleiben.

Das Privatleben eines weisen und frommen Mannes ist unstreitig für die Jugend lehrreicher, als das glänzende Leben der Großen. Man suche solche Lebensbeschreibungen nachahmungswürdiger Personen allerley Standes und beiderley Geschlechts auf, die mit Geschmacke und Beredsamkeit, wie das Leben eines Gesners

von Erneſti, und das Leben eines jungen Braunſchweigiſchen Prinzen von Jeruſalem, oder das Leben Luthers von Schröckh beſchrieben ſind, und man leſe ſie mit ſeinem Untergebenen achtſam durch: ſo wird man ihm zu gleicher Zeit eine Nahrung für das Herz und für den Geſchmack geben und ſeine Liebe zum Leſen noch mehr erwecken. Giebt es in der Familie des Schülers rühmliche Beyſpiele und gute Nachrichten von ſeinen Vorfahren, oder hat der Lehrer dergleichen in ſeiner Bekanntſchaft: ſo werden ſie ſeinen Schüler deſto mehr reizen, je näher ſie ihn angehen. Ueberhaupt ſollten bey einer guten Erziehung die täglichen Beyſpiele der Eltern und Verwandten, des Aufſehers, der Bedienten, der jungen Freunde des Knabens, ſichtbare Regeln guter Sitten für ihn ſeyn. Es iſt bekannt, daß ein großes Theil der chineſiſchen Tugend, die man in unſern Tagen ſo ſehr vergöttert hat, in der Erziehung ihrer Kinder und in der Regierung des Hausweſens, beſonders aber darinnen beſteht, daß ſie die Jugend nicht ſo wohl durch Lehren und Grundſätze, als durch die Beyſpiele der Verſtorbnen und Lebenden unterrichten, deren Tugenden ſie ihnen zu erzählen nicht müde werden. Jeder Hausvater, jede Mutter und jeder älteſte Sohn des Hauſes iſt nach den Geſetzen des Landes verbunden, das Beyſpiel der bürgerlichen Tugend zu ſeyn, wenn er nicht höchſt unglücklich werden will. Und die Kinder ſind verbunden, dieſe

Beyſpiele

Beyſpiele faſt göttlich zu verehren, und ihren Eltern und bejahrten Verwandten eine ungemeſſne und übertriebne Liebe zu erzeigen. Ihr merkwürdigſtes Exempel der Tugend iſt ſtets der Kaiſer, der für einen Sohn des Himmels gehalten wird, und deſſen Wandel, ſo lange er den Landesgeſetzen folgt, eine ſichtbare Auslegung der Tugend und der Befehle des Himmels iſt; auf die das ganze Volk gewieſen wird. So viel fehlerhaftes in der Anwendung dieſes Mittels von den Chineſern begangen wird: ſo bleibt doch das Mittel und der gute Erfolg derſelben ein Beweis der Klugheit und zugleich ein Beweis von der Kraft der Beyſpiele bey der Erziehung.

Drey und zwanzigste Vorlesung.

Von den Pflichten der Erziehung in den zunehmenden Jahren der Kinder.

Ich habe Ihnen, meine Herren, in der letzten Vorlesung die Pflichten einer guten Erziehung der Kinder in ihren zartesten Jahren, und die erste Bildung ihres Verstandes und Herzens entworfen. Aber will man die Früchte davon nicht selbst vernichten, so muß man diese Bemühung in den folgenden Jahren um desto eifriger fortsetzen, je mehr mit denselben zugleich die Fähigkeiten der Kinder zunehmen.

Um also die Kenntnisse des schon denkenden Knabens zu erweitern, kehrt der Lehrer wieder mit ihm in die Natur zurück, und unterhält ihn mit ihren Wundern, welche zu fassen, sein Verstand vom zehnten und zwölften Jahre an fähiger wird. Er führt ihn auf unser Himmelssystem, lehrt ihn die Zahl,

Zahl, den Lauf, die unermeßliche Größe der himmlischen Körper, der Sonnen und Planeten, den erstaunenswürdigen Abstand derselben, die Erde mit ihren Verhältnissen gegen die Sonne, die wohlthätigen Einflüsse der Sonne, der Luft, des Wassers, der Jahreszeiten, des Tagewechsels kennen, und überall läßt er ihn die Weisheit, Macht und Güte ihres Urhebers in der Schönheit, Ordnung, Pracht und Nutzbarkeit der Natur bewundern. Der Lehrmeister hat auf diesem Pfade treffliche Vorgänger. Er darf nur einem Sulzer, Derham, Hervey und Plüche nachgehen. Die Erde allein mit ihren Schätzen, und der Mensch mit seinem wundervollen Körper ist eine unerschöpfliche Quelle der Erkenntniß und Weisheit, der nützlichsten und anmuthigsten Erkenntniß. Das Gedächtniß des Knabens mit der Naturlehre anfüllen, das ist wenig. Dadurch wird er nicht gebessert. Nein, die ersten Eindrücke der Natur müssen zugleich Eindrücke der Religion und des Vergnügens seyn; und ich fürchte, die Lehrmeister sind größten Theils Schuld, wenn diese Eindrücke ausbleiben.

Aus eben diesem Gesichtspunkte fängt der kluge Anführer nunmehr an, seinen Schüler in das weitere Feld der Geschichte mit dem Geiste eines Bossuet und Cramers zu leiten. Die Geschichte, moralisch betrachtet, was ist sie, als ein Commentarius über den Menschen, über seine Weisheit und Thorheit, über seine Tugenden und Laster, über sein Glück und Unglück? Und ist sie

nichts mehr? Ist sie nicht zugleich eine Auslegerinn der göttlichen Vorsehung und ihres besondern Einfluss s in die Schicksale ganzer Völker und einzelner Menschen? Was ist lehrreicher für den stolzen Verstand, als in der Geschichte sichtbar unterrichtet zu werden, wie wenig alle Weisen und unter ihnen so große Männer, die das Geschlecht der Menschen bessern wollten, ausgerichtet haben, weil sie ihre Weisheit nicht auf die Furcht Gottes bauten; wie sie zwar schöne Gebote und Lehren gaben, aber Lehren ohne Gewicht, ohne die Bewegungsgründe ewiger Belohnungen und Strafen einer gütigen und heiligen Gottheit; wie sie zwar den Verstand unterrichteten, aber nicht wußten, durch was für Mittel sie den unterrichteten Verstand in seiner Ueberzeugung gegen so viele Anfälle der Sinne und der Leidenschaften unterhalten sollten; wie sie zwar die Tugend rühmten, und doch ungeschickt waren, dem Herzen die Willigkeit und Kraft zu geben, das Gute zu lieben und auszuüben, und das Laster mit seinen für unsre Natur so reizenden Annehmlichkeiten zu ersticken; wie sie zwar die Ausbrüche des schädlichen Lasters verdammten, aber den Sitz der Laster, die bösen Begierden, unangegriffen ließen? Wie leicht wird es seyn, den Vorzug, die Hoheit und Göttlichkeit, welche der Weisheit der Religion vor der Weisheit der Vernunft eigen ist, zu zeigen, wenn man in der Geschichte aufrichtige Vergleichungen anstellt! Wie sehr werden endlich die in das Herz eingedrückten Empfindungen von einer gerechten Vorse-

hung

hung durch die Geſchichte erwecket, wenn uns in den Begebenheiten, die ſie uns erzählt, die belohnende oder rächende Hand der Vorſehung ſo oft ſichtbar wird! Und wie ſehr verkündiget ſelbſt das in dieſem Leben unbeſtrafte Laſter, oder die unbelohnte Tugend, noch eine zweyte Haushaltung Gottes, wo er jeglichem nach ſeinen Werken lohnen wird!

So wie die Einſicht des Schülers wächſt, ſo muß auch ſtufenweiſe der förmliche Unterricht in der Religion wachſen. Watt und Saurin, und in unſrer Kirche Jacobi und Schubert und Andre mehr haben dieſe Stufen des zunehmenden Unterrichts in ihren Anleitungen bemerket, ſo wie der erſte einen doppelten hiſtoriſchen Catechismum beygefüget hat. Der Lehrer muß zu beurtheilen wiſſen, wie er ſich dieſer und Andrer Arbeiten, z. E. des Jocardi vortrefflichen Catechetiſchen Unterrichts, nach der Fähigkeit ſeiner Untergebenen, bedienen kann. Er muß ſich ſtets erinnern, daß die Religion der Jugend zwar gründlich, aber darum nicht unverſtändlich, zwar in einer guten Ordnung, aber darum nicht in einem trocknen und tiefſinnigen Lehrgebäude müſſe vorgetragen werden. Wir müſſen richtige und würdige Begriffe von den heiligen Lehren des Glaubens und des Lebens uns machen lernen; aber warum vornehmlich? Damit wir die Religion als göttliche Weisheit verehren, lieben und ihr willig gehorchen, daß wir ſie als die gröſte Wohlthat von Gott und als den einzigen Weg zur wahren Glückſeligkeit erkennen lernen.

nen. Sollte uns eine solche Wissenschaft in einer dunkeln und verdrüßlichen Lehrart vorgetragen werden?

Die Poesie hat einen besondern Reiz für die Jugend, und darum wird der Lehrer frühzeitig mit seinem Schüler diesem Reize folgen, und auch durch die Poesie sein Herz zu nähren suchen. Er wird ihm die besten Stellen der Dichter bekannt machen, in welchen edle Grundsätze und Empfindungen schön eingekleidet sind. Er wird mit ihm von den Fabeln und Erzählungen zu der Classe der Lehrgedichte fortgehen. Er wird ihm die Schönheiten einer Stelle oder eines kurzen Gedichts durch kleine Anmerkungen empfindlich machen, und ihn unvermerkt durch öfteres Lesen nöthigen, sie sich ins Gedächtniß zu drücken. Gesetzt sein Schüler verstünde keine als die Muttersprache: so sind unter den Poesien der Haller, Hagedorne, Schlegel, Cramer und andrer grosten Dichter Gegenstände genug für ein jugendliches Herz. Warum sollte ein Knabe von neun oder zehn Jahren nicht eine frohe und nützliche Arbeit unter der Aufsicht seines Lehrers unternehmen, wenn er täglich eine Stunde in einem Dichter, oder in dem Zuschauer und Nordischen Aufseher die faßlichsten Blätter läse? Sein Anführer darf nur mit ihm lesen: so wird der Knabe zu gleicher Zeit für den Geschmack, für die Einsicht, und für die Tugend lesen lernen. Man klagt mit Rechte, über den Ekel, den junge Leute gegen das Lesen haben; aber man sollte auch über die schlechte Wahl der Bücher klagen, die

man

man ihnen zu lesen giebt. Man klagt, daß sie so flüchtig und ohne Vortheil lesen; aber warum zeigt man ihnen die Vortheile des Lesens nicht früh? Warum erweckt man ihr Gefühl gegen das Schöne und Gute der Schriftsteller nicht mit größerer Sorgfalt? Das Lesen ist an und für sich keine Tugend; es ist wahr. Aber es ist doch ein sicheres Hülfsmittel zur Weisheit und Tugend; und also muß bey einer guten Erziehung vornehmlich darauf gesehen werden, daß junge Leute mit Geschmack und Empfindung lesen lernen. Man muß den Knaben zur Arbeitsamkeit gewöhnen; aber heißt dieses nur, ihn nöthigen, daß er des Tages vier bis fünf Stunden bey seinen Büchern und Papieren sitzen, und den Verdruß darüber verbergen lerne? Der wird nie arbeitsam gemacht, der nicht mit Lust und Verstand arbeiten lernet. Durch das Lesen aber kann man das Nachdenken des Knabens üben; man kann ihn ermuntern, sich das Gelesene in sein Diarium stellenweise aufzuzeichnen, und kleine Anmerkungen dazu zu setzen, und sich also Schätze sammeln zu lernen, die ihm wirklich Mühe kosten, und doch auch angenehm sind. Strengt man ihn im Lesen nicht zugleich, seiner Fähigkeit gemäß, an: so wird er nur aus Wollust lesen, und nicht mit seinem Verstande arbeiten lernen. Strengt man ihn an, bloß um ihn zur Arbeitsamkeit zu gewöhnen: so wird man ihn in einen verdrüßlichen Ekel stürzen.

Der sorgfältige Gebrauch der Zeit ist eine schätzbare Tugend, die der Jugend frühzeitig beygebracht

gebracht werden muß. Man muß sie unvermerkt zu einer beständigen Anwendung derselben zu führen und sie zu gewöhnen suchen, daß sie bey dem Ende eines jeden Tages Rechenschaft von sich selber fordern, und ihre getriebnen Beschäfftigungen überdenken lernen. Zu dieser Aufrichtigkeit und Rechenschaft hält der Lehrer seine Untergebenen liebreich an; und sie müssen oft schriftlich die Fehler, die sie bey der Anwendung der Zeit begangen, und auch ihren Fleiß bemerken, sich vor sich selbst schämen, .. über sich selbst freuen lernen. Der kluge Lehrer kann viel ausrichten, wenn er nur unverdrossen und sorgsam und nicht durch den Eigensinn der Eltern gefesselt ist.

An dem Lesen und Schreiben, an der Musik, an der Rechenkunst, an dem Zeichnen, an den Leibesübungen muß der Knabe **Aufmerksamkeit** und **Arbeitsamkeit** lernen; an der genauen Eintheilung und Beobachtung dieser Stunden die künftige Ordnung in seinen Geschäfften, und an der Aufsicht und richtigen Verwahrung seiner Bücher, Papiere, Briefe, Geräthschaften und Zeitvertreibe, die Sorgfalt der Oekonomie. Es ist ein großes Unglück, daß man uns von Jugend auf die Kunst nicht lehret, sich stets nützlich und doch nicht zur Unzeit zu beschäfftigen; und ein Unglück für vornehme Kinder, daß man das zu sehr durch Andre für sie thun läßt, was sie selbst sollten thun lernen. Warum überlassen oft so viele Große in ihrem Leben die Besorgung gewisser Geschäffte, die sie selbst führen solltæn, dem Fleiße und dem Gewissen

wiſſen Anderer? Aus Bequemlichkeit. Und hat nicht oft dieſe Bequemlichkeit ihren Hauptgrund in der erſten Erziehung? Warum können ſie keine körperlichen Beſchwerden, die doch von ihrem Stande oft unzertrennlich ſind, ausſtehen? Warum fliehen ſie vor aller Arbeit? Man gehe nur in ihre erſten Jahre zurück, und man wird die Quelle leicht finden. Warum hält es der Vornehme für eine unentbehrliche Glückſeligkeit, alle Augenblicke ſorgfältig bedienet zu werden; für ein Glück, deſſen Mangel ihn troſtlos machen würde? Weil er in ſeiner Jugend, ſich ſelbſt zu bedienen, nicht weislich gelehret wurde.

Dieſer Gemächlichkeit, die den großen Tugenden ſo hinderlich iſt, dieſem Hange zur Bequemlichkeit muß der Lehrer durch die Arbeitſamkeit wehren, und den Knaben anhalten, ſolche Bemühungen über ſich zu nehmen, die ſeinem Geiſte, ſeinem Körper, ſeiner Geſundheit, ſeinem künftigen Stande dienlich ſind. Da die Weichlichkeit des Körpers ein groſſes und ſtets zunehmendes Hinderniß der Seele und der Tugend iſt; ſo muß er um ſo viel mehr die Erziehung ſeines Lehrlings von dieſer Seite her in Sicherheit ſetzen, ihn die Koſtbarkeit der Morgenſtunde ſchätzen lehren, um ihn vor der Wolluſt des Schlafes und des weichen Bettes zu bewahren, ſeinen Körper durch Leibesübungen abhärten, ihn vorſichtig an die Erduldung der verſchiednen Witterungen und Jahrszeiten von den erſten Jahren her gewöhnen, ihn lehren, das Vergnügen der Mahlzeit nicht in den Speiſen allein,

lein, ſondern in heitern Geſprächen zu ſuchen, und ſich das wohlſchmeckende Gericht durch das Andenken der vollendeten Geſchäffte und durch die Würze des erarbeiteten Hungers noch mehr zu verſüßen.

Die Habſucht iſt oft eine frühe Neigung der Jugend, ſo wohl als die Verſchwendung; und Sparſamkeit und Freygebigkeit ſind ſo große Tugenden des Lebens, daß ſie in jungen Gemüthern von je her erwecket werden müſſen. Der Knabe lerne in der Verwaltung ſeines kleinen Vermögens unter der Aufſicht ſeines Führers die Anfangsgründe der Sparſamkeit. Er dürfe kaufen; aber er werde gelenket, das Nothwendige dem bloß Angenehmen, das Beſſere dem Geringern vorzuziehen. Er lerne früh von den Ausgaben für ſein Vergnügen den Aufwand zu einem guten Buche und das Geld zu einem frohen Allmoſen erſparen. Man laſſe den Elenden und Armen vor ihm erſcheinen, und ſeine Hand gegen ihn willig, wie ſein Herz mitleidig, werden. Er ſey nie ſo arm, daß er nicht wenigſtens einen Scherf zu einer Gutthat anwenden könne; und das Vergnügen, einen Hungrigen mit einem Biſſen Brodte zu ſtärken, einen Durſtigen mit einem friſchen Trunke zu laben, müſſe ſeiner jungen Seele Wolluſt und ſeinem Auge der herrlichſte Anblick werden. Scheint er zur Verſchwendung geneigt, ſo kehre man ſie auf die Seite der Freygebigkeit. Und wenn er zu viel und zu unvorſichtig giebt: ſo erſetze man ihm den Verluſt nicht, ſondern laſſe ihn in die Umſtände kommen, daß er angeſprochen wird, und nichts geben

ben kann; daß er gern etwas kaufen möchte, und es durch ſeine Schuld nicht kaufen kann; daß er gern ſeinen jungen Freund bewirthen möchte, und es nicht thun kann; daß er gern ſeinen treuen Bedienten für eine Sorgfalt belohnen möchte, und es nicht kann. So wird man ihm die Sparſamkeit durch ſichtbare Gründe nothwendig und ſchätzbar machen.

Dankbarkeit, Dienſtfertigkeit, Treue, Verſchwiegenheit, Vertragſamkeit, ſollen billig auch Tugenden der erſten Jahre ſeyn; und die Kunſt der Erziehung beſteht darinnen, daß man ſie die Jugend bey allen Gelegenheiten ausüben laſſe, und ihr alsdann ſo wohl die Schönheit und Wichtigkeit derſelben, als das Häßliche des Gegentheils zeige. Die Wortdankbarkeit, zu der man Kinder gegen ihre Eltern anhält, bringt ſie oft auf einen kindiſchen Begriff der Dankbarkeit. Man führe ſie dahin, wo ſie durch Gehorſam in Fällen, die ihnen Ueberwindung koſten, ihre Eltern aus Dankbarkeit vergnügen können. Auch der Niedrigſte, der ihnen einen Dienſt gethan, müſſe ihrem Gedächtniſſe nicht entfallen. Der Schüler lerne, daß man allezeit Gelegenheit hat, dienſtfertig zu ſeyn, daß eine Fürbitte, ein guter Rath, daß Mitleiden, oft mehr Dienſt ſey, als das Geld, das man giebt; daß die Art, mit der man dienet, dem Dienſte den gröſten Werth giebt und nimmt; daß die Hochachtung, die man Andern nicht verſagt, die Höflichkeit, mit der man den Niedrigſten begegnet, die Güte, mit der man

aus Unvermögen eine Bitte abschlägt, die Aufmerksamkeit, mit der man das Elend der Bittenden anhört, oder mit der man in der Gesellschaft zuhört, zuweilen die Stelle des Dienstes vertrete, den man wirklich zu leisten ausser Stande ist; und daß man also stets Nahrung zur Dienstfertigkeit finde. Eben dieses lasse man das Kind in den Gelegenheiten, die sich zeigen, oder die wir klüglich veranstalten, erfahren.

Kann der Knabe nicht schon das Edle und Nützliche der Treue und Verschwiegenheit in dem Umgange mit seinem jungen Freunde, mit seinen Blutsverwandten, mit seinen Eltern und Lehrern schmecken lernen? Eine sorgfältige Anführung, die fortgesetzet und von guten Beyspielen unterstützet wird, thut Wunder für das Herz der Jugend; und was kann also die Pflicht der Eltern anders seyn, als ihr diese Erziehung selbst zu geben, oder durch geschickte und gewissenhafte Personen geben zu lassen, und wenn es möglich ist, ihren Uebungen des Unterrichtes oft beyzuwohnen? Ein Geschäffte zu dem ein Paul Aemil, ein Augustus, nicht zu groß gewesen sind, und das viele unsrer alten Fürsten und Fürstinnen für die wichtigste Pflicht gehalten haben.

Auch weise Belohnungen und Strafen der Kinder sind bey der Sorgfalt für eine gute Erziehung eben so unentbehrlich als wichtig. Alle die Dinge, welche der Eitelkeit und Sinnlichkeit des Menschen schmeicheln, sollen nur selten und sehr vorsichtig zu Belohnungen der Kinder angewandt

wandt werden. Man belohne ihren Fleiß wenig mit Näschereyen, Spielwerken, neuen Kleidern und Freyſtunden, und weit mehr mit nützlichen Dingen, Büchern, Inſtrumenten und Werkzeugen, und mache ihnen die Kenntniß dieſer oder jener angenehmen und nützlichen Sache zur Vergeltung ihres Gehorſams. Unter die beſten Belohnungen gehören vorzüglich die Merkmale der Liebe und des Beyfalls. Ein verdienter Beyfall muß die Folgſamkeit des Kindes ermuntern, und es muß ſein Wunſch ſeyn, den vernünftigen Zuſchauern ſeines Lebens zu gefallen. Dennoch iſt die Triebfeder der Ehrbegierde, durch die man ſein Herz zum rühmlichen Verhalten in Bewegung ſetzen will, eine gefährliche Triebfeder in den Händen vieler Eltern und Aufſeher. Immer den Kindern verſagen, wie ſchön es ſey, Andre zu übertreffen, wie viel Gutes man von dieſem Knaben und von ſeiner Aufführung ſpreche, wie jener Mann durch ſeine Geſchicklichkeit zur höchſten Würde, dieſer durch ſeinen Fleiß zu Reichthümern und zu einem allgemeinen Anſehen gelanget ſey; wie viel Ruhm ſich dieſer erſchrieben, jener erfochten, und ein Andrer ſich durch ſeine Redlichkeit erhandelt habe, heißt junge Herzen nicht gegen das Gute, ſondern gegen den Ruhm, gegen Pracht und Anſehen und Wolluſt empfindlich machen, und die Ehrſucht und den Neid zu Herrſchern ihrer Gemüther einſetzen. Ein unſeliges Verfahren; denn es erweckt und nährt den Stolz; und dieſer, wenn er gleich in rühmliche Thaten ausbricht, iſt nichts

beſſer,

beſſer, und vergiftet die Seele eben ſo wohl als der Geiz. Hat die Würde der Tugend, und der Himmel, keine gröſſern Ermunterungen für die Liebhaber des Guten? Und folgen denn Ehre, und Anſehen, und Würden ſo gewiß der Tugend nach, als man uns in unſern jüngern Jahren praleriſch verheißt? Und wenn wir nun die Tugend nicht reich, nicht groß, und uns endlich ſelbſt von dieſen Belohnungen verlaſſen ſehen; was wird da aus dem Syſteme unſrer Tugend werden? Iſt kein belohnender Zeuge alles Guten gegenwärtig, auf den man uns zurück führen könnte, um uns durch göttliche und nicht bloß durch bürgerliche Bewegungsgründe auf der Bahn des Guten zu ſtärken?

Man muß junge Herzen anfeuern, alles auf die rühmlichſte und vollkommenſte Art zu thun, folgſam, arbeitſam, wahrhaft, liebreich, beſcheiden, mäßig, demüthig, dankbar, klug und verſtändig zu ſeyn, das iſt wahr; aber nicht um Andre zu übertreffen und ſich über ſie empor zu ſchwingen, ſondern um in allen ſeinen Neigungen und Handlungen die ewige Regel zu beobachten, welche der Allmächtige feſtgeſetzet und durch die Vernunft und ſein Wort offenbaret hat, und um ſeines Wohlgefallens und der Liebe der Vernünftigen würdig zu werden. Dieſes ſey der einzige Ehrgeiz, den man der Jugend einzuflößen nicht müde werde. Daß ſie aus Abſicht, den Willen Gottes zu thun, in allen Umſtänden das Beſte wähle und ſich kein Hinderniß davon abhalten laſſe; das ſey ihr höchſtes Syſtem der Ehre und Nacheiferung!

Wir

Wer rühmlich handelt, weil er keinen Beſſern, keinen Klügern und Geſittetern über ſich ſehen will, der iſt aus der böſeſten Neigung, aus Neid, gut; der muß heimlich wünſchen, daß Andre nicht ſo gut ſeyn möchten; der muß ſich freuen, wenn er ſieht, daß ſie es nicht ſind, und ſich kränken, wenn ſie Vorzüge haben. Welche niederträchtige Gemüthsbeſchaffenheit! Und gleichwohl iſt es diejenige, zu der man uns durch die Triebfeder der Ehrſucht und des Vorzugsſtreites nicht ſelten in unſrer Jugend ſo ämſig aufmuntert! Um Ruhm zu haben, lehrt man uns weiſe und tugendhaft zu ſeyn; das heißt, man macht uns erſt eitel und ſinnlich, um uns rechtſchaffen zu machen. Man beſeelet uns mit der Begierde, Andre zu übertreffen, und zugleich mit der Geringſchätzung gegen diejenigen, die weniger Talente und Glück beſitzen, als wir. Man lehrt uns die Hochachtung unſrer ſelbſt, nicht anders, als ob es zu befürchten wäre, daß wir die Tugend der Demuth übertreiben würden. Man erfüllt unſern Verſtand mit guten Grundſätzen, und bläht das Herz zugleich mit Eitelkeit auf. Man lehrt uns Künſte, Wiſſenſchaften und Gewerbe treiben, damit uns die Welt bewundere, und wir der Welt durch Geſchicklichkeit und Glanz immer ins Auge fallen. In der That, eine würdige Abſicht, warum uns Gott mit ſo edlen Kräften der Seele auf den Schauplatz des Lebens geſtellet hat! Wenn unſre Geſchäffte, in denen der größte Theil unſers Lebens verbracht wird, kein Gegenſtand der Tugend, keine Schule des Gehor-

ſams gegen den Geber unſers Lebens ſeyn ſollen; was iſt alsdann die Tugend? Und in der That, ein Hochmüthiger hat gar keine Tugend, wenn der Stolz keine iſt. Man macht durch die Ehrſucht junge Theaterkönige, die ihre Rolle gut ſpielen, damit ſie das Händeklatſchen der Logen und des Parterre erbeuten. Man macht Heuchler und ewige Lügner aus ihnen, die aus Eitelkeit etwas ſeyn wollen, was ſie nicht ſind, und das ſcheinen wollen, was ſie nicht ſeyn können, und oft nicht werden mögen. Sie lernen ihre Schwäche künſtlich verbergen, anſtatt ſie zu verbeſſern; ihre Fehler leugnen, anſtatt ſie zu geſtehen und abzulegen. Sie lernen die Miene, den Ton, die Stellung des Geſitteten und Höflichen und Dienſtfertigen annehmen, und ſich einbilden, daß ſie dieſes ſind; ſie lernen alſo ſich ſelbſt betrügen, indem ſie Andre hintergehen. Damit der Andre nicht beſſer ſey, als der ehrgeizige Knabe, wird dieſer gar bald jenen verkleinern, ihm Fehler andichten, die wahren aber ausbreiten und vergrößern lernen. Auf ſolche Art wird er den Grund zu dem haſſenswürdigen Charakter legen, da man das Gute an Niemanden, als an ſich ſchätzet, das Verdienſt Niemanden gönnet und es am wenigſten an ſeines Gleichen oder an den Niedrigern dulden kann. Verträgt ſich dieſer Charakter mit der Vernunft; ſo iſt die Vernunft eine elende Anführerinn zum Guten. Und gehört es zur guten Erziehung, der Jugend die Ehrſucht beyzubringen und ſie durch ihre Belohnungen zu rühmlichen Abſichten und

Thaten

Thaten zu bilden: ſo iſt eine niederträchtige Erziehung für das Herz nicht viel gefährlicher, für die Welt aber ſelbſt weniger ſchädlich, weil ſie weniger gemein iſt als jene, wie tauſend ehrſüchtige Beyſpiele in allen Häuſern beweiſen können. Man irrt, wenn man glaubt, daß dieſer Fehler der Erziehung nur in den vornehmen Häuſern herrſche. Auch die niedrigſte Hütte hat ihren Stolz, der bald zu einer anſteckenden Seuche für die Kinder wird.

Was die Strafen anlanget, deren man ſich bedienen ſoll; ſo iſt es vielleicht genug, wenn ſich Eltern und Führer ſtets erinnern, was ſie beſtrafen und warum ſie ſtrafen, um die beſten Arten und den rechten Grad der Strafen ausfündig zu machen. Man beſtrafet die Fehler an Kindern, damit ſie ſolche nicht mehr begehen. Wie ſorgfältig ſollte man alſo ſeyn, den Fehler in ſeiner erſten Geburt zu beſtrafen, ehe er unglückliche Gewohnheit wird! Eine einzige feyerliche Züchtigung würde bey dem Anfange genug geweſen ſeyn; und bey dem ſchon oft wiederholten Fehler langt oft eine zehnfache Beſtrafung nicht bis zur Abſicht der Strafe. Das Kind, das im zehnten Jahre mit aller Strenge nicht von der Unwahrhaftigkeit, der Halsſtarrigkeit, der Rachſucht, zurück gehalten werden kann, würde im vierten und fünften Jahre bey den erſten Ausbrüchen dieſer Leidenſchaften mit geringer Schärfe und vielleicht mit einer einzigen ernſthaften Züchtigung zu heilen geweſen ſeyn, wenn man dieſe Fehler nicht aus Unvor-

sichtigkeit oder aus einer barbarischen Liebe übet
sehen hätte.

Man mache einen sorgfältigen Unterschied zwi
schen den Fehlern des Herzens und den Fehlern
der Uebereilung und Thorheit, zwischen den Feh
lern des wesentlichen und des zufälligen Wohlstan
des. Ein Fehler des Herzens erhalte nie Nach
sicht und Vergebung, bis man die Kinder nicht
das Häßliche desselben hat fühlen lassen. Haben
sie zu wenig Verstand, die Gründe und Vorstel
lungen von der Strafbarkeit des Bösen einzusehen,
das sie gethan: so werde die Strafe ihre Lehrmei
sterinn; die Entziehung der Gewogenheit, der
kleine Kerker, der Hunger, je nachdem es die Be
schaffenheit des Naturells und der Jahre erfordern.
Und nie sey die Kränklichkeit des Kindes eine Ur
sache zur Nachsicht gegen seine bösen Neigungen.
Böse Neigungen verstärken die Krankheiten des
Körpers, und sind selbst die gefährlichste Krank
heit. Lieber das schwächliche Kind um seiner Bos
heit willen bis auf das Blut gestraft, als in ihm
ein unseliges Geschöpf zu seiner und Andrer Mar
ter und zum Mißfallen des Höchsten aufwachsen
lassen. Die Widersetzlichkeit des Kindes gegen die
Eltern und Lehrer, der schrecklichste Fehler, den
man dulden kann, wird mit den Jahren Aufruhr
und Empörung in allen Verhältnissen des Lebens.
Eben der Knabe, der seinen Eltern den Gehorsam
verweigert, wird ihm dem Obern, dem Könige
versagen, und Gott selbst. Eben der, der in sei
ner Jugend nicht gehorchen lernte, wird die Ge
setze

ſetze der Ordnung als Jüngling und Mann unter die Füße treten, und ſich durch Ungeſtüm und Wut die Bahn der Ungebundenheit, es koſte Ehre oder Blut, öffnen. Man hüte ſich nur, daß man die Fehler der Kinder nicht im Zorne, ſondern mehr mit kaltem Blute ſtrafe; man überzeuge ſie, daß man ſie aus Liebe züchtige; und laſſe keine Fürbitte bey einem Fehler der Bosheit, auch in ihren erſten Jahren, gelten. Ein veranſtalteter Betrug, den ſie begehen, wird oft unſinnig, als Witz des Kindes, bewundert, und er ſollte zum erſten male gleich auf das ſchärfſte beſtrafet werden. Ein Fehler des äußerlichen Wohlſtandes wird oft hart beſtrafet, und dem Knaben ewig vorgehalten; und eine feine Unwahrheit überſieht man ihm. Gleichwohl ſollte auf dieſe die empfindlichſte Strafe und auf den Fehler der erſten Art nur eine geringe Ahndung folgen. Auf dieſe Weiſe werden Kinder zu einer unglücklichen und unrichtigen Art zu empfinden und ſich zu ſchämen verwöhnt. Sie lernen vor dem geringern Fehler erſchrecken, und bey dem wahren Böſen gleichgültig bleiben. Der Trieb der Schamhaftigkeit, der ſo göttliche Wächter der Tugend, wird nur auf Kleinigkeiten und auf das Aeußerliche der Handlung, nicht auf das Unerlaubte der Neigungen und der That ſelbſt geleitet. Und ſo ſieht man Kinder, denen das Blut ins Geſichte ſteigt, wenn ſie einen Fehler des Wohlſtandes bey der Tafel aus Unvorſichtigkeit begehen, die bey einem Flecken im Kleide zittern; und die doch mit frecher Stirne ein: Lügen vorbringen, und einen Fluch zum Beweiſe hin-

zuſetzen, mit kaltem Blute ein Thier ermorden, ohne Schamröthe eines Gebrechlichen ſpotten, und den klügern Bedienten die ſchrecklichſten Namen beylegen. Man ſey alſo aufmerkſam bey den Fehlern, und lehre das Kind da vornehmlich erſchrecken, und ſich ſchämen, wo es die Vernunft am meiſten befiehlt. So oft man durch Sorgloſigkeit, durch üble Beyſpiele, durch unproportionirliche Strafen den natürlichen und wundervollen Trieb der Schamröthe in den Kindern unrichtig lenket, oder matt werden läſſet: ſo oft handelt man wider ihr Glück, und alſo wider die Regeln einer guten Erziehung. Die Regel der Alten: man habe für den Knaben die gröſte Ehrerbietung; iſt eine der weiſeſten. Man verfahre nur in Geberden, Worten und Handlungen, in allen erlaubten Dingen, die man in ſeiner Gegenwart thut, ſtets ſo ſorgfältig, als man im Beyſeyn des weiſeſten, vornehmſten und frömmſten Mannes thun würde: ſo hat man dieſe Regel der Behutſamkeit und des äußerlichen Beyſpiels erfüllt.

Eine ſo ſorgfältig fortgeſetzte Erziehung der Kinder bis in die Jahre, da ſie in die große Welt eintreten, und nun ſo wohl ihren von uns geprüften Neigungen, als auch ihren Umſtänden und dem Stande, darein ſie durch die Geburt geſetzet ſind, gemäß, eine gewiſſe Lebensart, als ihren Beruf ergreifen, wird zuverläſſig auf ihr ganzes Leben ihr Glück feſt gründen. Sie werden dadurch nicht nur geſchickter zu den Geſchäfften des Lebens, ſondern auch in ihrem Innerſten glücklicher, in ihrem

Herzen

Herzen edler, und zur Ewigkeit immer reifer werden. Es iſt wahr, daß dieſe ſorgfältige Erziehung in den meiſten Stücken nur in groſſen Häuſern, und unter den dazu günſtigen Umſtänden Statt findet. Allein man erſchrecke nicht. Wir ſehen es, daß Töchter in einem niedrigen Hauſe an der Hand einer Mutter, die nur geſunden Verſtand und ein frommes Herz beſitzet, und Söhne an der Hand eines nicht vornehmen noch gelehrten Vaters, der aber Einſicht, Erfahrung und Tugend beſitzet, weiſer und glücklicher erzogen werden, als in dem Hauſe, wo die beſte und ſcharfſinnigſte Erziehung zu herrſchen ſcheint. Die Kraft des guten Beyſpiels, die natürlichen Gaben der Kinder und der beſondre Seegen der Vorſehung, der die Bemühungen frommer und unermüdeter Eltern begleitet, ſind vermuthlich die Haupturſachen dieſes Glücks. Eltern, die ihre Kinder Weisheit und gute Sitten von den erſten Jahren an, bis ſie in die groſſe Welt treten, unverrückt durch ihre Thaten und ihr tägliches Verhalten lehren, lehren ſehr beredt, und erwerben ſich das ehrwürdige Anſehen, das ſtillſchweigend unterrichtet und auch in der Ferne ermuntert. Sie erwerben ſich dadurch die Liebe der Kinder, die zum Gehorſame die beſte Triebfeder iſt. Solche Eltern werden endlich durch die Liebe zu ihrem Kinde und zur Pflicht oft da ſcharfſinnig, wo andre Eltern nichts ſehen, und durch die Liebe zu Gott oft da unermüdet und ſtrenge, wo andre fergies oder nachſichtig verfahren.

ren. Daher kann oft ihr gutes Herz bey einem gesunden Verstande den Kindern die glücklichste Erziehung geben. Niedrige Eltern, die ihre Kinder zu vernünftigen Christen und nützlichen Bürgern auferziehen, haben sie auf das glücklichste erzogen. Denn laßt den Menschen in allen andern rühmlichen Erkenntnissen unwissend seyn; laßt ihn in der Dunkelheit bleiben und seinen Namen nicht unter den Menschen genannt werden; wenn er nur gelernet hat, welcher Weg zum Leben führt, wer sein Erlöser sey, wer ihm seine Sünden vergiebt und die Wunden seines Gewissens heilt; wenn er, durch die Erleuchtung der Religion, Gott über alles und seinen Nächsten als sich zu lieben gelernet hat, und nach diesen Geboten in seinem erwählten Berufe und Stande lebt und handelt; so kann er auf Erden ruhig seyn, so ist er zum Himmelreiche gelehrt: so weis er alles, warum der Mensch da ist, so kann er ewig glückselig werden.

Glückselig, meine Herren, sind wir, die wir einer guten Erziehung genossen; unendlich strafbar, wenn wir sie denen nicht geben, die künftig von uns gebohren oder unsern Händen zur Bildung anvertraut werden. Ist die Erziehung das wichtigste Werk der Eltern und Aufseher: so müssen sie den Segen der Vorsehung demüthig suchen, und sich nicht auf ihren Verstand bey derselben verlassen. Sollte

Gott

Gott wohl dieſen Segen bey der Bildung der Seelen, die er zur Tugend geſchaffen hat, verſagen? Iſt endlich die Erziehung das gröſſte Glück der Kinder: ſo müſſen dieſe eine willige Folgſamkeit dabey beweiſen, und den Saamen einer frühen Tugend nicht unter dem Unkraute der falſchen Meynungen, der Lüſte und böſen Geſellſchaften erſticken laſſen. Dir, noch zarte Jugend, die mich itzt höret, ſey es inſonderheit empfohlen: Ehre Vater und Mutter mit der That, (durch Gehorſam) und mit Worten und Geduld, auf daß ihr Segen über dich komme. Denn wer den Herrn fürchtet, der ehret auch den Vater, und dienet ſeinen Eltern und hält ſie für ſeine Herren, und über ihn kömmt der von Gott verheißne Segen: auf daß dirs wohl gehe und du lange lebeſt auf Erden. *) Ja, wer ſich gern läßt ſtrafen und ziehen, von ſeinen Eltern und Vorgeſetzten, der wird klug werden: wer aber ungeſtraft ſeyn will, der bleibt ein Narr. **) Ein Vater des Gerechten, (des Tugendhaften,) freuet ſich, und wer einen Weiſen gezeuget hat, iſt fröhlich darüber. Laß ſich alſo, o Jugend, deinen Vater freuen und über dir fröhlich ſeyn, die dich gezeuget hat. ***) Denn

*) Sir. 3, 9. 10. 2, 7.

**) Sprüchw. Sal. 13, 1.

***) Sprüchw. Sal. 23, 24. 25.

des Vaters Freude und Segen bauet den Kindern Häuſer; aber der Mutter Kummer und Fluch reißet ſie nieder. *) **)

*) Cir. 3, 11.

**) Die Lehren eines Vaters für ſeinen Sohn, den er auf die Akademie ſchickt, die im Anhange zu der Sammlung vermiſchter Schriften und im V. Th. der ſämmtlichen Schriften des Verfaſſers zu finden ſind, können als eine Fortſetzung dieſer Materie angeſehen werden, und ſind auch bey den ſtündlichen Vorleſungen gewöhnlich von ihm dazu gebraucht worden. Anm. der Herausg.

Vier und zwanzigste Vorlesung.

Von den Pflichten der Verwandtschaft und Freundschaft.

Von der Verwandtschaft.

So wie unser eignes Glück am ersten in unsern Verwandten leidet: so ist die Fürsorge für das ihrige, außer dem Zirkel unsers eignen Hauses, unstreitig die nächste Pflicht, die uns die Vorsehung auf dem großen Schauplatze der Welt anweiset. Weil ferner die Feindschaften unter den Blutsverwandten die unauslöschlichsten und heftigsten zu seyn pflegen, und allein durch Dienstfertigkeit, Verträglichkeit, Aufrichtigkeit, Bescheidenheit und Güte verhütet werden können: so sind diese Tugenden besonders Pflichten der Blutsverwandten. Der Eigennutz begegnet sich in dieser Sphäre oft am meisten. Die Begehrlichkeit, die einen Schutz in den natürlichen Ansprüchen

ſprüchen der Verwandten auf ihre gegenſeitige Hülfe zu finden ſcheint, iſt eine giftige Quelle der Mißhelligkeiten; und die unvorſichtige Gemeinſchaft des verwandtſchaftlichen Umgangs erſtickt oft die gegenſeitige Hochachtung. Vergebens wird man alſo bey aller Aufrichtigkeit ein guter Verwandter ſeyn, wenn man in ſeinen Anſprüchen auf die Rechte des Bluts nicht billig und beſcheiden iſt, und den vertrauten Umgang, den die Geburt rechtfertiget, nicht durch Vorſichtigkeit und Hochachtung regieret. Man erwartet von der Natur zu viel, wenn man glaubt, daß ſie die Gemüthsarten der Verwandten gleichſam durch das Blut übereinſtimmig machen ſoll; ja es iſt nichts gewiſſer, als daß die Neigungen der Blutsfreunde oft ſehr verſchieden ſind. Wenn wir gleichwohl mit unſerm Herzen und mit unſern Dienſten an dieſe Perſonen zuerſt von der Vernunft angewieſen werden, um mit ihnen ein kleineres Ganze in der allgemeinen Welt auszumachen: ſo müſſen uns alle Wege der Pflicht und Klugheit, welche zur Ruhe und dem wechſelſeitigen Glücke dieſer Geſellſchaft führen, theuer und ehrwürdig ſeyn. Wir können, ſo gutgeſinnt wir auch ſeyn mögen, nicht allemal an dem Glücke Aller oder Vieler zugleich arbeiten; aber um die einzelnen Glieder des Geſchlechts, zu dem wir gehören, können wir uns frühzeitig durch Liebe und Mitleiden, durch Gehorſam und Hochachtung, durch Sorgfalt, durch Rath und That, und Beyſpiele, und dadurch zugleich um die größre Welt verdient machen, in welche dieſe einzelnen

Perſo-

Personen künftig wieder eintreten, oder schon eingetreten sind. Die besondern Umstände einer solchen Gesellschaft bestimmen die Art und den Grad besondrer Pflichten. Und worinnen sie auch bestehen mögen; so ist doch gewiß, daß sie ein weites Feld für unsre Tugend seyn sollen, und daß wir stets schlechte Anverwandte bleiben werden, wenn wir nicht vernünftig und rechtschaffen zu handeln gelernet haben. Nichts scheint uns von den Pflichten der Verwandtschaft mehr frey zu sprechen, als Undank und Laster; und gleichwohl müssen wir diesen Undank am ersten zu ertragen und das einheimische Laster der Familie am eifrigsten zu verbessern trachten, so lange noch ein Mittel übrig ist, das wir nicht versucht haben. Ich meyne nicht, daß man den Undank des Familiengliedes durch eine furchtsame Güte verhärten, sondern daß man ihn durch eine weise Geduld und Großmuth in Scham und Reue verwandeln soll, damit die Liebe wieder aufwache. Was die lasterhaften Personen unserer Familie anlanget: so dürfen wir uns ihnen mit unsrer Sorgfalt desto weniger entziehen, je bekannter uns ihre Gemüthsart ist, und je leichter das Laster die Hülfe und Fürsorge der Fremden von sich entfernet. Es ist freylich nicht möglich, daß wir einen lasterhaften Anverwandten, wie einen tugendhaften, lieben können; aber in so weit er ein unglückliches Glied von dem Hause ist, in welches uns Gott gesetzet hat: so müssen wir die schwere Pflicht, ihn, der oft nicht gebessert seyn will, zu bessern, als einen Zoll

ansehen,

anſehen, den wir der Liebe zu unſerm Schöpfer ſchuldig ſind.

Wir können unſern Verwandten nicht ſtets dienen; aber wir können ſie uns doch durch einen Umgang voll Freundlichkeit und Leutſeligkeit, und durch Nachſicht gegen ihre kleinen Fehler ſtets verpflichten. Wenn alle Verwandten ſo denken, ſo iſt für die Anmuth ihres geſellſchaftlichen Umgangs ſchon ſehr geſorget. Wir können der Familie, zu der wir gehören, nicht allezeit durch unſer Vermögen, oder durch unſer Anſehen nützen, aber wir können ihr Vergnügen durch unſre Tugend, auch entfernt von ihr, befördern, und durch ein gutes Beyſpiel uns um ſie verdient machen. Wir können niedrig ſeyn, und dennoch unſern höhern Anverwandten in unſerm Stande durch ein rühmliches Verhalten Ehre machen; ſo wie jene den Glanz, darinnen ſie ſtralen, auch auf uns Niedere ſollen fallen laſſen. Sich der Armuth rechtſchaffner Verwandten und der niedern Stufe ſchämen, auf der ſie ſtehen; iſt nicht bloß Stolz; es iſt zugleich Grauſamkeit. Jede Familie hat ferner ihre eignen Vorurtheile, und ihre herrſchenden Laſter. Es wird alſo ſtets die Pflicht der verſtändigern Verwandten bleiben, dieſen herrſchenden Vorurtheilen und Laſtern entgegen zu arbeiten. Dieß iſt die größte Ehre, die wir unſerm Hauſe machen können.

So ſehr wir indeſſen für unſre Blutsfreunde und ihr Glück zu ſorgen haben: ſo muß dieſe Privatliebe doch allezeit durch die allgemeine Menſchenliebe

ſchenliebe eingeſchränkt werden, damit ſie nicht in eine eigennützige Partheylichkeit ausarte, und dem gemeinen Beſten ſchade. Seine Verwandten, den geringen Verdienſten, erheben und würdigern Perſonen vorziehen, weil dieſe nicht mit uns aus einerley Geſchlechte ſtammen; ſeine Verwandten aus Weichherzigkeit bereichern, und Menſchen, die eben ſo gut, oft noch beſſer, und dabey in weit ſchlechtern Umſtänden ſind, darben laſſen, unter dem Vorwande, ſeine Familie glücklich zu machen, iſt Sünde wider das Publicum, iſt doppelte Sünde; denn wir machen nicht nur die Unſrigen durch Würden und Reichthümer, die ſie nicht zu tragen wiſſen, unglücklicher, ſondern wir verhindern auch, indem wir zugleich Beſſere übergehen, durch unſre Schuld die Ruhe und Ordnung des Publici. Eine partheyiſche Empfehlung der Blutsfreunde iſt, ſie mit dem gelindeſten Namen zu belegen, ein frommer Betrug; und wer getraut ſich, dieſen vor der Welt und dem Richterſtule des Gewiſſens zu rechtfertigen? Der gute und ſorgfältige Verwandte darf bey ſeiner Liebe eben ſo wenig, als der vernünftige Freund, die Regeln der allgemeinen Gerechtigkeit beleidigen; ja, da der Fehler dieſer Partheylichkeit ſo ſehr gemein iſt, ſo muß er ihn durch ſein Beyſpiel widerlegen, und ſelbſt den Schein deſſelben vor der Welt zu vermeiden ſuchen.

Von der Freundſchaft.

Die Bande der Verwandtſchaft werden von der Natur geknüpft, und durch die Pflicht und den Umgang feſter zuſammen gezogen.

gen. Die Verbindung durch Freundschaft ist zwar auch von der Natur veranstaltet; allein sie ist doch mehr ein Werk unsrer Wahl und moralisch guter Eigenschaften. Die wahre Freundschaft setzt allezeit gegenseitige Verdienste voraus, wenigstens die Meynung derselben; in meinen Verwandten aber kann ich nicht stets das Verdienst lieben, und ihr Herz, wenn es auch gut ist, ist darum nicht mein Herz. Ich achte es hoch, aber ich fühle im genauen Verstande nicht den Reiz der Liebe. Der Freund kann nicht Freund seyn, ohne sich mit mir zur Tugend zu vereinigen; der Verwandte hingegen, dem ich Liebe schuldig bin, hat darum nicht einerley Neigungen und tugendhafte Absichten mit mir. In diesem Verstande kann man behaupten, daß die Freundschaft die höchste und edelste Verwandtschaft sey, und daß ein treuer Freund oft fester, als ein Bruder, liebe. *)

Sieht man die Freundschaft bloß von der Seite der Natur an; so ist sie, in so fern sie sich von der allgemeinen Liebe unterscheidet, weder Tugend, noch Laster. Betrachtet man sie von der Seite des Vergnügens, das sie uns gewähret: so ist sie das kostbarste Geschenke des gesellschaftlichen Lebens. Betrachtet man sie als eine nähere Verbindung edler und gleichgesinnter Seelen, sich und Andre glücklicher zu machen: so ist sie Vergnügen und Tugend zugleich.

Man

*) Sprüchw. Sal. 18, 24.

Man hat die Lobſprüche der Freundſchaft oft auf Koſten der allgemeinen Menſchenliebe übertrieben und die heftigen Ausbrüche einer natürlichen Neigung, die Eines für das Andre gefühlt, zu einer heroiſchen Tugend gemacht. Man hat eine gewiſſe Verleugnung ſeiner ſelbſt in der Freundſchaft zum Wunder der Tugend erhoben, die doch oft nur ein glücklicher Eigenſinn des Naturells, oder ein Befehl des Eigennutzes, oder eine Frucht des Temperamentes und der Selbſtliebe geweſen iſt. Daß ich den liebe, bey dem ich eine gleiche Anlage des Verſtandes und des Herzens finde, einen Charakter, der in den Hauptzügen dem meinigen gleicht, eine Geſichtsbildung, die mir vorzüglich gefällt und eine ſolche Seele verſpricht, als ich zu ſuchen mich gedrungen fühle; iſt das Tugend, oder Selbſtliebe? Oder wenigſtens natürliche Sympathie? Daß ich einer Perſon von meiner Bekanntſchaft, die ich ſo vorzüglich liebe, die mir in ihren Geſinnungen gefällt, die mich durch Gegenliebe auf das genaueſte feſſelt und durch Worte und Handlungen mir ihre Neigung für mein Glück zu erkennen giebt, daß ich, ſage ich, dieſer Perſon diene, mit meinem Schaden diene, ihr einen Theil meines ſonſt gewohnten Vergnügens aufopfere, daß ich ihr meine Zeit, meine Einſicht, den Gebrauch meines Vermögens ſchenke; iſt dieſes mehr freye Tugend, oder mehr Zug der Natur? mehr Erfüllung einer Pflicht, oder mehr Befriedigung ſeiner Neigung? Warum liebe ich dieſen Menſchen ſo vorzüglich? Weil er gleiche Neigungen und Ab-

ſichten mit mir hat; weil ich in ſeiner Liebe meine Beruhigung finde. Iſt hierbey die Eigenliebe nicht ſehr geſchäfftig? Und für einen Pylades ſterben wollen, heißt es oft etwas anders als: ich finde ſo viel Vergnügen in ſeiner Freundſchaft, daß mir ohne ihn das Leben eine Laſt ſeyn wird, und daß ich, dieſem Elende zu entgehen, lieber ſterben, als ihn ſterben ſehen will? Der eifrigſte Enthuſiasmus in der Freundſchaft, der ſich nur auf gleichſeitige Neigungen des Temperaments gründet, iſt an und für ſich, ſo ſehr er auch den äußerlichen Glanz der Rechtſchaffenheit von ſich wirft, keine Tugend; er iſt bloßer Naturtrieb. Ja, noch mehr, er kann zum Verbrechen werden; und die ſo gerühmten Opfer, die im Alterthume der Freundſchaft gebracht worden, ſind oft erſt dem Altare der allgemeinen Menſchenliebe und Gerechtigkeit geraubt geweſen. Seine Zeit, ſein Vermögen, ſeinen Verſtand und ſein Herz dem Freunde und ſeinem Umgange durch die eifrigſten Beſtrebungen ſchenken, kann zur Ungerechtigkeit gegen ſich ſelbſt und gegen die vielen Glieder des Publici werden.

Man hat der Moral der Religion den Vorwurf gemacht, daß ſie die Freundſchaft nicht gebiete, und inſonderheit hat ſie der Graf Schäftsbury deswegen der Unvollkommenheit beſchuldiget. Man kann auf dieſen Vorwurf ſehr leicht durch das antworten, was wir itzt erinnert haben. Betrachtet man nämlich die Freundſchaft als ein Werk der Natur und des Umgangs, das gegenſeitige Neigungen und Dienſtleiſtungen in ſich ſchließt: ſo

kann

kann ſie nicht eine allgemeine Pflicht, nicht eine Pflicht aller Zeiten und Oerter ſeyn. In ſo fern ſie aber eine natürliche Neigung iſt, hat ſie da, wo ſie iſt, nicht erſt dürfen, und da, wo ſie nicht angelegt iſt, nicht können geboten werden. Sieht man hingegen die Freundſchaft von der Seite der Tugend an: ſo ſind ihre Pflichten in der Pflicht der allgemeinen Menſchenliebe eben ſo gewiß enthalten, als die Früchte eines tragbaren Aſtes in dem Stamme und ſeiner Wurzel. Iſt es eine Frage, ob ich meinen Freund treu und aufrichtig lieben ſoll, wenn ich alle Menſchen alſo zu lieben verbunden bin? Und kann ich zweifeln, daß ich dem, für den mein Herz in mir ſpricht, deſſen Tugenden und Bedürfniſſe ich genau kenne, der ſich mir mit ſeinen Geſinnungen, mit ſeinem Mitleiden, mit ſeiner Freude über mein Glück und mit ſeiner Bemühung dafür, vor Andern nähert, daß ich ihm insbeſondre das leiſten ſoll, was ich mir nach den Regeln der Billigkeit von ihm wünſche und verſpreche? Was iſt endlich die Bruderliebe der Religion, als die edelſte und erhabenſte Freundſchaft? Was heißen Brüder in der chriſtlichen Religion? Diejenigen, die einerley heiligen Glauben und Tugend haben. Und was heißen Freunde nach der Vernunft? Menſchen, die in ihren Meynungen, Neigungen und guten Abſichten mit einander übereinſtimmen und übereinzuſtimmen ſuchen. Alſo iſt die Bruderliebe eine Art höherer Freundſchaft; denn ſie ſetzet gleiche göttliche Geſinnungen voraus, und ſchließt die natürliche Gleichheit, wo ſie zuge-

gen iſt, nicht aus. Die Schrift gebeut, die Wohlthäter insbeſondre zu lieben und dankbar gegen ſie zu ſeyn; und iſt nicht der wahre Freund mein beſtändiger Wohlthäter? Werde ich ihm alſo nicht eine beſondre Dankbarkeit ſchuldig ſeyn? liebte nicht unſer Erlöſer den Johannes wegen ſeines ſanften und leutſeligen Charakters vorzüglich; und Paulus den Timotheus, weil niemand, wie er ſelbſt ſagt, *) ſo gar ſeines Sinnes war, als er? Das Gebot der Bruderliebe geht ſo weit, daß wir verbunden ſind, auch das Leben für die Brüder zu laſſen, wenn es ihre geiſtliche Wohlfahrt befiehlt. Iſt dieſes nicht die höchſte und ſchwerſte Freundſchaft? War es endlich nicht der Religion anſtändiger, die allgemeine Menſchenliebe, die wir als eine Pflicht gegen Gott ausüben ſollen, und zu der wir uns ſo ungern verſtehen, zu lehren, als die beſondre Liebe der Freundſchaft, zu der wir von der Natur eingeladen werden, die ſo leicht Parteylichkeit des Herzens und wohl gar Selbſtliebe wird, und die uns oft gegen Andre gleichgültig, oder ungerecht macht?

In ſo weit alſo die Freundſchaft eine gleichſeitige Uebereinſtimmung des Charakters und eine von der Natur veranſtaltete Aehnlichkeit des Gemüths vorausſetzt, in ſo weit kann ſie keine allgemeine Pflicht ſeyn; und in ſo weit wir bloß dieſer Stimme der Natur, die unſre Herzen einander zuführen will, folgen, in ſo weit iſt es noch keine Tugend.

Aber

*) Phil. 2, 20.

Aber wie reizend wird die Freundschaft nicht, wenn sie sich zugleich auf Natur und auf Tugend gründet! Man sondre den Begriff der Tugend von der Freundschaft ab, so verschwindet ihr Werth, und ihr heiliger Glanz verliert sich nicht selten in die Finsterniß des Eigennutzes und der niedrigsten Selbstliebe. Gehört die Tugend nicht zur Freundschaft: so sind Straßenräuber bey ihren gleichen Absichten rühmliche Freunde; denn sie befördern ihren beiderseitigen Vortheil oft nach Regeln einer gewissen Billigkeit und Liebe.

Die wahre Freundschaft ist die gegenseitige Hochachtung und Neigung tugendhafter Gemüther, welche durch die Uebereinstimmung ihrer Neigungen, Vortheile und Absichten, die in beiden durchgehends aufrichtig und edel seyn sollen, genauer mit einander vereiniget werden. Man kann also in einem gewissen Verstande viele Freundschaften, in einem andern nur eine haben und unterhalten, in so weit sie nämlich die genauste Uebereinstimmung der Gemüther ist. Und obgleich die Liebe gegen eine Person des andern Geschlechtes auch die Freundschaft in sich schließt: so unterscheidet sie sich doch dadurch, daß sie, mit Ausschließung einer dritten Person, nur auf Eine fällt.

Ist die freundschaftliche Liebe zugleich das Bündniß der Weisheit und Tugend, gründet sie sich auf die Güte des Verstandes, des Herzens, und auf angenehme Sitten, befestigt sie sich durch einen überlegten und verpflichtenden Vorsatz, der sich auf die Grundsätze der Treue und Aufrichtigkeit

gründet; iſt ſie, mit einem Worte, zugleich die Sympathie der Natur, der Vernunft und der Tugend: ſo kann für den empfindlichen Menſchen nichts ſchätzbarers und nützlichers gedacht werden. An der Seite eines rechtſchaffnen Freundes fühlen, daß man glücklich iſt, und dieſes Gefühl mit ihm theilen, und wiſſen, daß unſer Glück ein Theil des ſeinigen iſt; an der Seite eines Freundes unſern Kummer mit ihm theilen, und fühlen, daß er mit uns leidet, und daß er uns einen Theil der Laſt durch Liebe und Mitleiden abnimmt; welche Anmuth im Glücke! und welcher Troſt im Elende! Gewinnt nicht unſer Vergnügen ſchon, wenn wirs ihm erzählen? und mindert ſich nicht unſre Unruhe ſchon, indem wir ſie ihm klagen?

Entfernt von ihm wird mir ein Glück zu Theile;
Und wenn im Geiſt ichs ihm zu ſagen eile:
Wird mir dieß Glück gedoppelt ſüß.
Entfernt von ihm drohn mir des Unglücks Pfeile;
Und wenn im Geiſt ichs ihm zu klagen eile:
So fühl ich minder Kümmerniß.

Die Liebe eines vernünftigen Freundes iſt der untrüglichſte Lobſpruch für unſer Herz, und ſeine Hochachtung gleichſam das Siegel unſrer Rechtſchaffenheit. Er ſtärkt durch ſein Vertrauen meine Aufrichtigkeit, verſchönert meine Abſichten durch die ſeinigen, tritt uneigennützig in meine Umſtände, unterſtützt mich in meinen Unternehmungen

mungen durch Rath und Beyfall, ruft mich gütig von Irrthume und Fehlritten zurück, ermahnet mich durch ſein edles Beyſpiel, erbittet mir Gutes von Gott, iſt der Nächſte bey mir in den Unfällen, wie er der Empfindlichſte bey meinem Glücke war; und alles dieſes iſt er mir auf immer; denn ſelber, wenn uns das Schickſal trennt, lebt er für mich noch in der Ferne. Seiner edlen Seele darf ich mein Geheimniß, mein Vermögen, die Wohlfahrt meines Kindes und meiner Gattinn anvertrauen. Seine Aufrichtigkeit, ſeine Dienſtbegierde, ſein Verſtand wird überall durch Liebe und Klugheit und Geſchmack geleitet; und darum entzückt mich mein Freund ſo ſehr, und darum nützt er mir ſo vorzüglich. Ein tugendhafter und alſo wahrer Freund iſt das koſtbarſte Geſchenk des Himmels, für das wir nie dankbar genug ſeyn können. Begegnet er uns ſchon auf der Bahn der erſten Jugend, geht er mit uns, unter gleichen Bemühungen und Belohnungen, in die Wege des männlichen Alters fort, geleitet er endlich unſre Tugend noch auf das Sterbebette: ſo können wir ihn den ſichtbaren Schutzengel nennen, den Gott unſerm Leben zugeſellet hat.

Meine Herren, gewährt der Freund ſo viel Glück, ſo viel Freude: ſo wird es für uns ein hoher Beruf ſeyn, ihn zu verdienen und zu bewahren. Was wir an ihm ſchätzen und lieben, das müſſen wir ſelbſt zu ſeyn trachten, und den Weg ſorgfältig gehen, auf dem wir ihn finden können,

den Weg der Verdienste, der Tugend und angenehmer Sitten.

Um einen Freund von edler Art zu finden,
Müsse du zuerst das Edle selbst empfinden,
Das dich der Liebe würdig macht.
Hast du Verdienst, ein Herz voll wahrer Güte:
So sorge nichts; ein ähnliches Gemüthe
Läßt deinen Werth nicht aus der Acht.

Edle Seelen entdecken einander mitten unter dem Gedränge der Welt, die sich nur aus Eitelkeit und Eigennutz zu verbinden pflegt. Oft ist es die gute Miene, in der sich die Seele abdrückt, wodurch wir zur Freundschaft eingeladen werden, oft ein kleiner Dienst, an den wir die Güte des Herzens erkennen, oft ein Gespräch, das uns die Art zu denken und zu empfinden, die wir besonders lieben, offenbaret und uns zu dem Herzen des Andern zieht. Oft ist es das äußerliche gesittete Betragen, das uns zuerst in dem Charakter des Andern unser Glück suchen heißt. Oft gefällt uns zwar der erste Anblick nicht, weil er das nicht zu versprechen scheint, was unser Herz suchet; und dennoch nöthiget uns ein fortgesetzter Umgang, die Verdienste dieses Charakters zu entdecken, der uns anfangs mißfiel, und der doch für unser Herz gebildet war. So vielfach lädt uns die Natur zur Freundschaft ein; bald durch den mächtigen und edlen Zug der Sympathie mit einem male, bald

unver-

unvermerkt durch kleine Dienſtleiſtungen, bald nach und nach vermittelſt des Umgangs. Niemand hat größere Empfehlung zur Freundſchaft, als derjenige, der mit einem guten und empfindlichen Herzen einen feinen und richtigen Verſtand verbindet, der mit der Würde der Tugend die Anmuth des Wohlſtandes, und mit den Schätzen der Wiſſenſchaft die Schätze der Religion vereiniget. Ein Herz voll Eitelkeit, voll Habſucht und Eigenſinn iſt ungeſchickt, Freundſchaften zu unterhalten, ſo geſchickt es auch ſeyn mag, uns bis zur Freundſchaft durch einen angenommenen Schein zu hintergehen. Wer nicht edel gegen ſich geſinnet iſt; wie wird ers gegen ſeinen Freund ſeyn? Aber ſo aufrichtig unſer Herz ſeyn mag, ſo wird es doch ohne Geſchmack und Sitten wenig Anmuth in die Freundſchaft bringen. Der gute Geſchmack, meine Herren, den wir uns durch die ſchönen Wiſſenſchaften erwerben, begleitet uns nicht allein in das große Leben, ſondern auch in den engen Zirkel der Freundſchaft, entzieht unſrer Aufrichtigkeit das Beleidigende, giebt unſrer Vertraulichkeit das Beſcheidne, nimmt unſerm Rathe das Gebietriſche, und unſern ſichtbaren Dienſtleiſtungen die zu verpflichtende Miene. Durch Hülfe des Geſchmacks verhüten wir viele Unruhen in der Freundſchaft und verſchönern die Pflicht der Rechtſchaffenheit; und ohne dieſen Geſchmack wird der beſte Freund oft beſchwerlich, und hört auf für uns ein angenehmer Freund zu ſeyn.

Das beſte Herz hat ſeine kleinen Fehler der Erziehung, oder des Temperaments. Wie es Pflicht der Freundſchaft iſt, ſie zu mildern: ſo iſt es auch Pflicht, ſie zu dulden, und ſie unter den vielen rühmlichen Eigenſchaften ſeines Freundes, aus den Augen zu verlieren; denn der Freund ohne Fehler iſt nicht mein andres Ich. Nein,

Dein Freund, ein Menſch, wird ſeine Fehler haben;
Du duldeſt ſie bey ſeinen gröſſern Gaben,
Und milderſt ſie mit ſanfter Hand.
Sein gutes Herz bedient ſich gleicher Rechte,
Begeiſtert deins, wenns minder rühmlich dächte,
Und ſein Verſtand wird dein Verſtand.

Haben wir einen liebenswürdigen Freund gefunden: ſo müſſen wir durch ſeinen Umgang immer edler und liebenswürdiger zu werden ſuchen; denn ſonſt verlieren wir den wichtigſten Vortheil der Freundſchaft, und verwandeln das, was dem Herzen zu einer heilſamen Nahrung dienen ſoll, in eine Art von üppiger Schwelgerey. Warum treten wir zuſammen in Verbindung, wenn wir durch unſern vertrauten Umgang nicht immer unſer Glück erhöhen wollen? Kann man je befürchten, zu gut zu werden, und zu weiſe zu verfahren; und ereignen ſich nicht immer neue Umſtände, in denen ich Freund, das iſt, Helfer, Rathgeber, Beyſpiel, Troſt und Anmuth ſeyn ſoll? Dieß iſt eben der gröſte Nutzen der Freundſchaft für uns und die Welt, daß wir immer beſſer und zu unſrer groſſen

und

und ewigen Beſtimmung geſchickter werden. Wer der Freundſchaft kein Vorurtheil aufopfern, keinen Fehler, den ſie gütig bemerkt, ablegen, keine Ermunterung zur Pflicht, weil ſie vielleicht unſern Stolz beugt, von ihr mit Dank annehmen, den Vorzug des Freundes nicht immer gern erblicken und ſich zu ſeinem Lehrer machen kann; der iſt nicht edelgeſinnt genug zur Freundſchaft, und bey allen Verdienſten, die er haben mag, fehlet ihm doch das edle Mißtrauen gegen ſich ſelbſt, zu dem uns die Freundſchaft mit ſanfter Hand führen will.

So manches Herz, das ſich verirrte, hat an dem Freunde einen Retter, ſo manches Herz, das auf der Bahn der Tugend zu wanken anfieng, hat an ihm eine Stütze, und ſo mancher Jüngling, der ſonſt langſam zum Ziele ſeiner Wohlfahrt gelanget wäre, hat an dem Freunde den muthigen und eifrigen Gefährten gefunden, der ihn ohne Umwege dahin geführet. Möchte doch ein jeglicher unter Ihnen, meine Herren, das Glück genießen, einen ſolchen Freund zu beſitzen, oder ſelbſt ein ſolcher Freund zu ſeyn! Unſre Jugend, braucht eine tugendhafte Freundſchaft um deſto mehr, je leichter ſie zu blenden, und je geneigter ſie iſt, ſich ſelbſt irre zu führen.

Was hilft ohn einen Freund dem Jüngling ſeine Jugend,
Der auf dem Scheideweg des Laſters und der Tugend
Lang unentſchloſſen ſteht, und, wenn er endlich wählt,
Bald auf der öden Bahn, die er allein geht, fehlt?

Ich

Ich wünsche Ihnen viel, wenn ich Ihnen einen weisen und rechtschaffnen Freund wünsche; und keiner ist unter Ihnen, dem ich dieses Glück nicht von Herzen gönne, und der sichs nicht von der Vorsehung täglich wünschen sollte. Auch Ihnen werde eine solche Freundschaft mit allen ihren Freuden zu Theile, die durch dieses Leben hindurch geführt, sich über das Grab hinaus bis in die grenzenlose Ewigkeit mit ihren Vortheilen verbreitet.

Man hat der Religion, wie ich vorher erinnert, den Vorwurf gemacht, daß ihre Moral die Pflichten der Freundschaft nicht lehre. Aber wie unbillig! Wer wird der beste Freund seyn, wenn alles auf beiden Seiten gleich ist, der christlich vernünftige, oder der bloß vernünftige Freund? Wenn mein Herz gebildet ist, gütige Neigungen gegen Alle zu fühlen, wird es keine gegen den insbesondre fühlen, der sich durch seine Gemüthsart der meinigen am meisten nähert? Xenophon sagt, daß der tapferste und unverzagteste Soldat derjenige sey, der die Götter am meisten fürchtet. Und wer wird der treuste und beste Freund seyn? Nein, meine Herren, der rechtschaffne Mann ohne Religion ist ein verdächtiger Freund; der fromme vernünftige Mann, ist dagegen der zuverlässigste, der beste Freund, der Freund für zwo Welten. Die fromme vernünftige Freundinn, die ihre Anmuth mit Unschuld und Sittsamkeit schmückt, dieß ist die wahre, die beste Freundinn, die wir wünschen und suchen sollen, und über deren beständigen Besitz, wenn der Himmel so günstig ist, uns durch die Ehe

denselben

denſelben zu ſchenken, unſer Herz ſich glücklich preiſen mag. Zählen Sie alſo mit mir den rechtſchaffnen Freund unter die größten Glückſeligkeiten des Lebens, und lernen Sie aus der Erfahrung ſagen:

Der Jüngling iſt beglückt, dem ſich ein Freund ergiebt,
Der auch zur Weisheit will, der auch die Tugend liebt,
Und muthig die Gefahr der Reiſe mit ihm theilet,
Ihn anſpornt, wenn er ſteht, ihm folget, wenn er eilet,
Ihn aufweckt, wenn er ſchläft, und in Gefahr beräut
Und ſeine Pflicht ihn lehrt, eh er ſie noch entweiht.

Endlich, meine Herren, iſt es ſo viel Glück, einen tugendhaften und liebreichen Menſchen zum Freunde zu haben; welch Glück müßte es für den Menſchen ſeyn, die höhern und edelſten Geiſter des Himmels ſich zu Freunden zu machen; welch unendlich Glück, den Allmächtigen und Allgnädigen zum Freunde zu haben! Dieſes Glück lehret und verſchafft uns die Religion.

Fünf und zwanzigste Vorlesung.

Von der Ehe und ihren Verpflichtungen.

Der Charakter der ehelichen Freundschaft ist von der Natur so weise und sorgfältig bezeichnet, daß ihn die Vernunft leicht wahrnehmen und ausbilden kann. Man setze die Hauptabsicht des Zugs der gegenseitigen Liebe, den uns die Hand des Schöpfers eingepflanzet hat, in die Erhaltung des menschlichen Geschlechtes und der Privatruhe: so kann man kein vernünftigeres und heiligeres Mittel zu dieser doppelten Absicht denken, als das Band der Ehe.

Ohne sie würde der Trieb der Liebe zügellos ausschweifen und gar bald zur verderblichsten Leidenschaft werden. Er würde die edelsten Neigungen der Seele, Wohlwollen, Freundschaft und Hochachtung, anstatt daß er sie unterstützen sollte, vernichten, ja das menschliche Geschlecht mehr verheeren, als erhalten. Die diesen Naturtrieb

nicht

nicht durch das eheliche Band fesseln wollen, diese, so hat schon Sirach die Anmerkung gemacht, *) diese, die sich lieber an unzüchtige Personen hängen, werden wild und kriegen Motten und Würmer zum Lohne und verdorren Andern zum merklichen Exempel. Wer in der Brunst stecket, der ist wie ein verzehrend Feuer und höret nicht auf, bis er sich selbst verbrenne. Und wie sich keine öffentliche Ruhe, keine Erziehung der hülflosen Geschöpfe, welche von Menschen gezeugt werden, ohne die genauen und beständigen Bande der Ehe leicht denken läßt: so kann man auch auf der andern Seite ohne grosse Scharfsichtigkeit sehen, daß die Vielweiberey mehr Beschwerlichkeiten und weniger Annehmlichkeit des Lebens bey sich führet, als daß sie von der Vernunft, ohne in sehr besondern Umständen, gebilliget werden könnte. Man kann eben so leicht wahrnehmen, daß die Auflösung der Ehe, wenn sie dem Eigensinne, der Willkühr und Unbeständigkeit der Menschen jedesmal überlassen wäre, die schrecklichsten Folgen nach sich ziehen und so wohl das Familienglück, als die allgemeine Ruhe umstürzen würde. Würde der Mensch, der unter dem Vorwande, seine erste Wahl zu verbessern, den Gatten verlassen und einen andern suchen dürfte, nicht in kurzer Zeit wieder eine andre Ursache finden, seine Ehe noch einmal und abermal aufzuheben? Und wenn diese Freyheit das Gesetz der Natur wäre: so würde das Gesetz der Natur alle Ordnung des

gemeinen

*) Sir. 19, 3. 23, 22.

gemeinen Weſens umkehren, und keinen weiſen Gott zum Urheber haben. Alle unſre natürlichen Triebe haben eine vernünftige Einſchränkung nöthig, und der ſtürmiſche Trieb der Liebe bedarf dieſer Einſchränkung am meiſten, wenn er nicht ausarten, nicht das Herz, die Sitten, und den Verſtand verderben ſoll. Er würde aber gewiß, oder doch höchſt wahrſcheinlich ausarten, wenn die Bande der Ehe und ihre Auflöſung ſeiner Willkühr überlaſſen wären. Es iſt nicht zu leugnen, daß es für die Ruhe dieſer oder jener Privatperſon zuweilen beſſer ſeyn würde, wenn ihre Ehe getrennet werden könnte. Allein das einzelne Beyſpiel würde eine Berechtigung für tauſend Andre werden, die aus eiteln und böſen Abſichten, eben dieſe Freyheit verlangen würden; und nichts würde in dieſem Falle leichtſinniger und niederträchtiger geſchloſſen werden, als die Ehe. *)

Die Ehe, indem ſie die Liebe von vielen Gegenſtänden zurück zieht, und ſie wechſelſeitig auf einen einzigen für beſtändig einſchränket, belohnet uns für den Raub der Ungebundenheit und auf eine

*) Der Vorſchlag, den der Graf von Sachſen, von einer fünfjährigen Ehe in ſeinen Réveries gethan, iſt, wenn man gelinde reden will, ein Traum, und wenn man an das göttliche Geſetz der Religion denket, ſo iſt er eine Verſpottung dieſes Geſetzes. Was mit dem Geſetze der Vernunft und Religion ſtreitet, das bringe der Marſchall von Frankreich oder der König in Vorſchlag, es bleibt was es iſt. Anm. des Verf.

eine sehr wohlthätige Weise. Unser Herz gewinnt, indem es zu verlieren scheint. Es wird an eine Person gefesselt, die man sich wünschet, und die für uns allein leben soll, so wie wir für sie leben. Unser Trieb der Freundschaft und der gegenseitigen Zuneigung, der, wenn er unbestimmt bliebe, ausarten und in den Seelen beider Geschlechter schreckliche Verderbnisse zurück lassen würde, erhält durch die Hand der Ehe einen Gegenstand, in welchem sich die Liebe des Geschlechts mit der Zuneigung der Person glücklich vereiniget.

Durch die Hand der Ehe werden zwo Personen aus der großen Familie der Welt ausgehoben, um eine Welt im Kleinen auszumachen, die, durch gegenseitige Liebe und Treue beseelet, ihre Privatglückseligkeit schaffet, und zu solchen Pflichten berufen wird, welche nicht nur die Liebe erhalten und erneuern, sondern aus deren Beobachtung auch das häusliche Glück wieder zurück in das Beste des Staats und der Welt einfließt.

Was man auch den Fesseln der Ehe für Vorwürfe wegen ihrer Beschwerlichkeit macht: so ist das zur Beantwortung derselben schon genug, daß die Annehmlichkeiten einer vernünftigen Ehe ihre Beschwerlichkeiten überwiegen, und daß selbst die Ungemächlichkeiten dieses Standes sich in Annehmlichkeiten verwandeln lassen, und der Liebe zur Nahrung dienen. Es ist genug, daß die meisten Klagen, die man wider diesen Stand vorbringt, nicht so wohl ihn, als überhaupt die Unvollkommenheit der Menschen, und insbesondre die Thorheit

und Laster der verehelichten Personen treffen. Eine Verbindung, ohne Verstand und Tugend, ohne Wahl und Vorsichtigkeit, ohne Kenntniß und gegenseitige Neigung der Gemüther geschlossen; darf diese ihr Unglück wohl auf die Fesseln der Ehe schieben? Den Stand der Ehe, als die Freystadt des Eigennutzes, der Wollust, der Eitelkeit und des Ehrgeizes ansehen, und dann erfahren, daß die Ehe nicht glücklich mache, mag eine sehr wahre Klage, aber auch eine sehr verdiente Strafe seyn können. Die Liebe einer glücklich angefangnen Ehe nicht mit einem steten Augenmerke auf ihre ehrwürdige Absicht durch Klugheit regieren, nicht durch Hochachtung immer neu beseelen, nicht durch Sorgfalt und treue Dienstleistungen unterstützen, nicht durch Nachsicht gegen die kleinen Fehler des Temperaments von den Feinden der Eintracht befreyen; und ihr doch den Vorwurf machen, daß sie Ekel, Ueberdruß und Uneinigkeit gebäre, heißt nicht die Ehe, sondern die Thorheit der Verehelichten anklagen.

Uns Hochachtung gegen diesen Stand einzuflößen, ist es genug, wenn wir sehen, daß zwo Personen bey einer vernünftigen Zärtlichkeit die Unfälle des Lebens leichter ertragen und ihr Glück einander durch Freundschaft angenehmer machen. Dieses ist der Segen, der sich aus dem Schooße der tugendhaften ehelichen Liebe über das Leben der Menschen verbreitet. Die Ehe ist kein Stand, der Thoren glücklich machen soll; ihr Band soll gutgesinnte Herzen zu einer Freundschaft, die so

lange,

lange, als das Leben dauert, und zu einer tugendhaften Ausübung gesellschaftlicher Pflichten vereinigen. Wenn Personen bey ihrer nähern Verbindung diese Absicht vergessen, oder sie zu erfüllen nicht geschickt sind: so beschimpfen und entheiligen sie die Ehe. Da sich die Treue der ehelichen Liebe auf das gegenseitige Versprechen und auf die Natur der Liebe gründet; und da die Ehe das genaueste Band der Menschen ist: so ist die Verletzung der ehelichen Treue auch nach der Vernunft ein grosses Verbrechen und eine doppelte Sünde; Sünde der äussersten Wollust, und Sünde der grösten Ungerechtigkeit. Es ist merkwürdig, daß die wildesten Völker das Recht der Ehe für ein heiliges Recht gehalten haben und noch halten; und eine der gegenwärtigen Nationen in Afrika, die, in ihren übrigen Sitten, zunächst an die Thiere grenzet, hat doch ein Gesetz, das den Bruch der Ehe am Leben bestrafet. Die Verächter des Naturgesetzes berufen sich immer auf das Beyspiel der wilden Nationen, bey denen man das Gegentheil antreffen soll. Warum berufen sie sich nicht auch auf dieses Beyspiel des ehelichen Rechtes?

Je mehr Glück oder Unglück von dieser genausten Vereinigung beider Geschlechter abhängt; desto vorsichtiger sollen wir bey unsrer Wahl seyn, und desto strafbarer sind diejenigen, die uns wider unsre Neigung, durch gutgemeynte aber tyrannische Bewegungsgründe, zur Ehe zwingen, oder von ihr zurück halten. Je gewisser es ist, daß keine Liebe ohne wahre Verdienste bestehen kann; desto

mehr Verdienſte ſollen wir uns, vor dieſer Wahl, und nach ihr, zu erlangen beſtreben. Ein Mann, in männlichen Künſten und Geſchicklichkeiten unerfahren, wird ſein Anſehen in der Ehe nicht lange behaupten. Und wie ſoll ihn ſein Weib ehren, wenn ſie weder den Verſtand, noch den Schutz, bey ihm findet, den ſie ſich mit Recht von ihm verſprach? Er kann ſich ſelbſt nicht regieren; wie wird er klüglich und ſanftmüthig in ſeinem Hauſe zu herrſchen wiſſen? Er beobachtet keine Pflichten des Hausſtandes anders als nachläſſig; und alſo verwahrloſet er das Glück der Ehe durch ſich ſelbſt. Er iſt ohne Geſchäffte, und durch ſeine Trägheit wird er dem beſten Weibe zur Laſt, und macht ihr ſeine Fehler ſichtbar, die er durch Klugheit und Arbeitſamkeit aus ihrem Auge entfernen würde. Und wenn kann ein ſolcher Mann, ſo es ihm an Arbeitſamkeit fehlet, ein Vergnügen mit ihr theilen, das ſein Verdienſt, und ihr ein Beweis ſeiner Sorgfalt und Liebe wäre? Er, leer am Verſtande und an Tugend, will ſeinem Hauſe gute Kinder und der Welt nützliche Bürger erziehen? Wie läßt ſich dieſes denken? Welche Quelle von Verdruß und Thorheiten wird ſeine Ehe und welcher Irrgarten ſein Haus ſeyn, wenn nicht ſeine Gattinn durch ſeltne Eigenſchaften allen dieſen Uebeln vorbeuget!

Ein Weib, unerfahren in weiblichen Künſten und Geſchicklichkeiten, die nicht mehr Verſtand beſitzt, als ihr Putz erfordert, und keine andre Tugend kennt, als den Reichthum oder die Schönheit, die ſie ihrem Manne ſtolz entgegen trägt;

ein Weib ohne Erziehung, die Sklavinn ihrer Leidenschaften, die noch nie ernsthaft daran gedacht, warum der Mensch auf der Welt ist; ein solches Weib soll den Mann glücklich, die eheliche Liebe dauerhaft, das Haus ruhig und gesegnet, und ihre Kinder weise und tugendhaft machen? Der Mann, der sie kennt und dennoch wählet, ist, so vernünftig er sonst heißen mag, ein Thor, der die Absicht der Ehe vergißt. Der Mann, der sie wählet und nicht kennt, hat auf gut Glück gewählet und bey der wichtigsten Begebenheit als ein Kind gehandelt. Hat er sich von der Einbildung, von der Schönheit, von Freunden hintergehen lassen; so hat er nicht für sein Herz gewählet, und nicht weniger seinen Verstand um Rath zu fragen vergessen. Hat er sie bloß des Reichthums, des Standes und seines künftigen äußerlichen Glücks wegen gewählet: so hat er nicht an die Hauptabsicht der Ehe gedacht, und statt des Bundes der Liebe nur einen elenden Contract des Eigennutzes geschlossen.

Man setze zwo verständige und gesittete Personen von beiden Geschlechtern, die einander kannten und liebten, und auf das Geheiß ihrer Herzen, unter der Billigung der Klugheit und auf den weisen Rath vernünftiger Eltern und Freunde, dieses heilige und genaue Bündniß schlossen; und alsdann werden ihre Ehe tausend Beschwerlichkeiten nicht treffen. Ihre Liebe wird sich durch den Genuß nicht in Kaltsinn, ihr vernünftiger Umgang nicht in Ekel, sondern beides in eine sanftere Freundschaft und in eine täglich wieder auflebende Zufrie-

denheit verwandeln. Sie ſorgen beide für einander, weil ſie einander lieben; die Liebe erleichtert ihnen ihre Pflichten, und die genaue Ausübung ihrer Pflichten erhält und vermehrt die Liebe. Sie befördern, jedes an ſeinem Theile, die häusliche Wohlfahrt, und beide kommen auf verſchiednen Wegen dennoch in Eintracht zu einerley Ziele. Geſchäfftig zu ſeyn, war eine Pflicht, die ſie ſchon außer der Ehe zu erfüllen ſuchten; in der Ehe erhält dieſe Pflicht eine genauere Beſtimmung, mehr Bewegungsgründe, mehr Leben, und durch die Liebe mehr Anmuth. — Sie unterſtützen einander in ihrer gemeinſchaftlichen Abſicht durch Rath und Beyſtand, durch Klugheit und Erfahrung, und durch ihr gegenſeitiges Beyſpiel. Sie leihen einander wechſelsweiſe ihre Einſichten, ohne ſich durch Stolz dafür bezahlt zu machen. Die Liebe beſeelet ihren Verſtand; und bey der Gemeinſchaft ihres Glücks, ihrer Sorgen und Arbeiten, und der Bildung ihrer Kinder, denken und leben ſie beide, als Eines. Er herrſcht, als Haupt der Familie, und doch mit ihr zugleich. Sie liebt ihn als ihren Mann, und ehrt ihn, als ihren Schutz. Er liebt ſie als ſeine Gattinn, und ehret in ihr eine tugendhafte Freundinn und Hausfrau. Die Tugend war ſchon außer der Ehe der Beruf ihres Gewiſſens, dem ſie treu folgten. Zu dieſem Berufe ermuntern ſie ſich, durch die Bande der Liebe vereiniget, noch mehr. Und wie wäre es möglich, daß ſie nicht beide zur Erhöhung ihrer tugendhaften Geſinnungen, die das Glück der Seele und ihr

liebens-

liebenswürdigſtes Verdienſt ſind, gemeinſchaftlich arbeiten ſollten, da ſie einander lieben, und durch die Ehe neue Gegenſtände zur Uebung der Tugend für ſich aufgeſtellt ſehen? Ihre Herzen, von Religion und Menſchenliebe erfüllt, theilen einander wechſelsweiſe dieſe Empfindungen mit, und ſie vermehren ihre eigne Zufriedenheit dadurch, daß ſie dieſelbe in das Beſte der Welt ihren Einfluß haben laſſen, und daß ſie ihr beiderſeitiges Glück als eine Wohlthat der Vorſehung betrachten, als ein Geſchenke, das ihnen unter dem Schutze des Höchſten bewahret wird. Sie finden Troſt, wo Andre keinen finden, weil ſie Religion haben. Sie ſehen ihren Stand als eine göttliche Veranſtaltung an, und ſind in vielen Fällen gelaſſen, wo Andre in der Ehe zittern. Du warſt, ſingt Haller von ſeiner Eliſe,

Du warſt mein Rath und Niemand, als wir Beide,
Erfuhr, was Gott mir glückliches beſcheert.
Ich freute mich bey deiner treuen Freude;
Sie war mir mehr, als Glück und Ehre, werth.
Wenn ein Verdruß dann auch mein Herz geſchlagen,
Warſt du mit Troſt und ſanfter Wehmuth nah.
Ich fand die Ruh bey deinen holden Klagen,
Und ſchalt mein Leid, wenn ich dich trauren ſah.

Ihre beiderſeitige Treue iſt der Schutzengel ihrer Liebe, und wehrt dem feindſeligen Verdachte

und der tödtenden Eifersucht. Sie bleiben Menschen, die Fehlern unterworfen sind, und vergüten sie durch Reue und gegenseitige Nachsicht. Eines verbessert, durch sanfte Klugheit geleitet, und von der Liebe begeistert, die Uebereilungen des Andern; und ihre Aufrichtigkeit wird nie das Grab der Hochachtung, weil sie durch Bescheidenheit gemäßiget wird. Sie entfernen alles, was dem Stolze des Herzens Nahrung und zur Geringschätzigkeit Gelegenheit giebt; denn beides tödtet die Liebe. Und welches Feld von Tugenden öffnet ihnen nicht bloß die gemeinschaftliche Erziehung ihrer Kinder! Und zugleich welche Freuden für das Herz! Freuden, die in der Wohlfahrt ihrer Kinder für sie aufwachsen und alle die Sorgen und Beschwerungen sie zu erziehen, versüßen!

Welch ein weisheitsvoller Contrast ist nicht die Verschiedenheit des Charakters von beiden Geschlechtern; und mit wie vielen Vortheilen und Annehmlichkeiten des Lebens ist nicht diese Verschiedenheit verbunden!

Der Muth und die Tapferkeit des männlichen Geschlechts, und die Leutseligkeit und Schüchternheit des weiblichen; der große Verstand der Männer zu Erfindungen und mühsamen Unternehmungen in öffentlichen Geschäfften, und der feine Verstand des schönen Geschlechtes zu dem, was Ordnung, Wohlanständigkeit und Geschmack im Hauswesen erfordert; wie sehr verlangen und unterstützen sie einander! Der Mann, geneigt zu herrschen, und die Frau, geschickt seine Oberherrschaft

durch

durch Sanftmuth zu mildern; er geſchickt, ſie zu beſchützen und zu verſorgen; ſie geſchickt, ihm ſeine Sorgen zu erleichtern und durch Freundlichkeit zu vergüten; er geſchickt, zu erwerben; ſie geneigt, das Erworbene zu bewahren und durch Sparſamkeit ihren eignen Antheil dazu beyzulegen; ſind nicht Beide für einander geſchaffen? Das ſanfte Weſen des weiblichen Geſchlechtes mildert den muthigen Sinn des Mannes, daß er nicht in Trotz ausarte. Die Munterkeit und Lebhaftigkeit des weiblichen Charakters ſchickt ſich trefflich zu dem Ernſte des männlichen, ihn nach langen Anſtrengungen wieder aufzuheitern, und ſeinem Ernſte zu wehren, daß er nicht mürriſch werde. Die Empfindungen des ſchönen Geſchlechtes ſind zarte und flüchtige Empfindungen; die Empfindungen der Männer dringen langſamer ein, und graben ſich tiefer. So können beide Geſchlechter einander ermuntern und beſänftigen, und wenn ſie einander in ihren fehlerhaften Neigungen begegnen, ſich klüglich ausweichen.

Alles dieſes beweiſet, wie ſehr jedes Geſchlecht den Nutzen und das Vergnügen des Andern zu befördern geſchickt iſt, und wie viel Anmuth des Lebens ſich diejenigen rauben, die ſich aus Eigenſinn, oder aus andern unerheblichen Urſachen, zu einem eheloſen Stande verdammen. Ohne der Gefahr zu erwähnen, der ſie ihre Tugend ausſetzen, iſt ſchon dieß Verluſt genug, daß ſie das ſüße und unſchuldige Vergnügen der zärtlichſten Neigung der Natur nicht ſchmecken; einer Neigung, die ſo viel

Einfluß in die bürgerliche Tugend hat, und ohne welche das menschliche Herz leicht einen Hang zur Traurigkeit und zum Eigenwillen annimmt. Diejenigen, deren Umstände den Bund der Ehe erlauben und befehlen, und die sich nur durch eine übel verstandne Gemächlichkeit, oder durch Furchtsamkeit, nicht glücklich genug zu wählen, von der Ehe zurück halten lassen, verstehen ihren wahren Vortheil sehr schlecht, indem sie die weise Stimme der Natur verhören. Sie sollten sich an die Lobsprüche erinnern, mit welchen Sirach das Glück eines Mannes preiset, der eine rechtschaffne Gattinn besitzt. Wohl dem, sagt er, der ein tugendsam Weib hat, des lebt er noch eins so lange. Ein häuslich Weib ist ihrem Manne eine Freude, und macht ihm ein fein ruhig Leben. Ein tugendsam Weib ist eine edle Gabe, und wird dem gegeben, der Gott fürchtet. Er sey reich oder arm: so ists ihm ein Trost, und machet ihn allezeit fröhlich. — Ein freundlich Weib erfreuet den Mann, und, wenn sie vernünftig mit ihm umgeht, erfrischet sie ihm sein Herz. Es ist nichts liebers auf Erden, denn ein züchtig Weib, und ist nichts köstlichers, denn ein keusches Weib. Wie die Sonne, wenn sie aufgegangen ist, im hohen Himmel des Herrn eine Zierde ist: also ist ein tugendsam Weib eine Zierde in ihrem Hause. *) Die Freundschaft, so vortrefflich sie ist, hält uns doch nie wegen der Liebe schadlos.

Nie

*) Sir. 26, 1-4. 16-21.

Nie iſt ſie dieſelbe genaue Verbindung der Gemüther, die durch die Ehe errichtet wird. Nie vereinigen ſich unſre Abſichten, Wünſche und Arbeiten bey der Freundſchaft ſo, wie bey der Liebe. Wem lebt der Mann? Wem lebt die Gattinn? Für wen ſorgen und arbeiten Beide? Sind des Freundes Kinder die meinigen? Seine Ehre; iſt ſie mein? Sein Vermögen; iſt es das, für welches ich arbeite? Mein Ruhm wird meiner Gattinn Ehre, und ihre Ehre wird mein Ruhm. Der Freund wird durch tauſend Zufälle von meiner Seite getrennet; aber die Gattinn raubt mir nur der Tod. Wenn darf ich das Vermögen meines Freundes, als das meinige, anſehen? Kann der Freund, wenn er noch ſo gut geſinnt iſt, immer für meine Ruhe beſorgt ſeyn? Dieß kann der Gatte. Viel anders, ſagt Haller, der ſo glücklich geliebt hat:

Viel anders iſt ein Weib, das unter allen Weſen
Zu unſerm Eigenthum ſich ſelbſt hat auserleſen,
In deſſen treuer Schooß das Herz entladen ruht
Und auch das Innerſte der Sorgen von ſich thut;
Die mit uns wünſcht und traurt, mit unſrer Ehre pranget,
Nichts anders hat, als uns, nichts für ſich ſelbſt verlanget.
Ihr Leben iſt für uns; der Jugend Frühlingszeit,
Der reifen Jahre Frucht iſt alles uns geweiht;

Auch

Auch Fehler straft sie nicht, und sucht die irren Sinnen
Mit zärtlicher Geduld sich wieder zu gewinnen.
Ein stärkrer Eigennutz, des Glückes Unbestand,
Raubt nie den sichern Freund, kennt nie das enge Band;
Bequemlichkeit und Zier wächst unter ihren Wegen,
Und jedem Blick von ihr wallt unser Herz entgegen.
Wenn die Natur sie noch mit äußerm Schmuck begabt,
Und unser irdisch Herz mit Reiz und Schönheit labt:
Gewiß so können sich die unverklärten Seelen,
Zum Himmel noch nicht reif, zum Glücke nichts mehr wählen.

Die Freude, welche Eltern über ihre Kinder empfinden, ist ohne Widerrede die lebhafteste in dem Umkreise aller irdischen Vergnügungen. Diese Freude belohnet sie für das mühsame Amt der Auferziehung bis in die letzten Augenblicke des Lebens. Der Vater liebt sein wohlgerathnes Kind, das er auf dem Todbette segnet, mit eben der Zufriedenheit noch, mit welcher er es zuerst von dem Arme der Mutter empfieng. Der süße Name, Vater, zu welcher Ehre und Belohnung ward er nicht bey den Alten erhoben! Ich lasse nur unbedacht mit einer Entzückung des Herzens, die ich nicht weiter als aus den Beschreibungen, oder aus den Wirkungen kenne, die sie bey meinen Freunden

den hervor gebracht. Sich in wohlgezognen Kindern leben sehen, in ihrem Glücke die Erfüllung seiner Wünsche und die Vergeltung seiner Arbeiten, in ihrer Freude seine eigne, in ihrem Ruhme den seinigen erblicken; welche Wollust muß dieses seyn! Welche Wollust, der Erde nützliche Bürger und dem Himmel selige Bewohner gegeben zu haben! Diesen Freuden entreißen sich alle die, welche die leichte Last der Ehe muthwillig von sich werfen. *)

Es

*) Vielleicht ist das Kinderspiel, zu dem sich zuweilen ein Vater aus Liebe mit seinen Kindern herabläßt, mehr wahre Freude für das Herz, als die prächtigste Oper. Der jüngere Racine erzählet von seinem Vater: il étoit de tous nos jeux: je me souviens de processions, dans lesquelles mes soeurs étoient le Clergé, j'étois le Curé et l'auteur d'Athalie, chantant avec nous, portoit la croix. Wie groß ist mir Racine in diesem Spiele; und wie viel mehr mag er da empfunden haben, als wenn er im Louvre die Auftritte des Hofs sah; er, der meist das Gastgebot eines großen Ministers mit den Worten ausschlug: er müßte heute mit seinen Kindern einen großen Karpfen verzehren. Der Vater der Gelehrsamkeit unter den Deutschen, ein großer Melanchthon, ward oft angetroffen, daß er in der einen Hand sein Buch hielt und las, und mit der andern seine Tochter wiegte. — Mit ihrer Erlaubniß, sagte einst der selige und vortreffliche Hausen zu seinen Zuhörern, als er in einem Mathematischen Collegio bey einer tiefsinnigen Aufgabe, eines seiner Kinder auf dem Saale weinen hörte, mein

Kind

Es wird wenig Fälle geben, wo man ehelos der Welt nützlicher seyn könnte, als in der Ehe. Man schmeichelt sich meistens vergebens, den Wissenschaften und Künsten, der Tugend und seinen Freunden, außer der Ehe, besser zu leben. Die größten Geister, die tugendhaftesten Seelen haben diese anmuthigen Fesseln getragen, und unendlich mehr gethan, als viele, die sich diesen Banden bloß aus Wißbegierde, aus Ehrgeiz, oder auch aus freywilliger Keuschheit entzogen.

Viele, die itzt ihr einsames Leben mürrisch verträumen, wurden von der Ehe zu einem geschäfftigen und frohen Leben eingeladen. Viele, die aus Nahrungssorge den Stand der Ehe übergangen, würden in der Ehe gesegneter geworden seyn. Die Sparsamkeit einer klugen Gattinn bringt oft mehr, oder doch so viel ein, als sie bedarf. Man hat eine alte Anmerkung: wenn sich der Aufwand und die Kinder eines Hauses mehren, so vermehrt sich auch der Segen. Und warum nicht? Sollten Personen, die bey einem hinlänglichen Auskommen, sich mit einander aus Liebe und in der heiligen Absicht, die man bey der Ehe haben soll, auf lebenslang verbunden, nicht auch bey Fleiß und Tugend sich auf lebenslang den erforderlichen Segen von der Vorsehung versprechen können? Gehören ihre Kinder nicht zugleich Gott? Müssen sie

ihnen

Kind weinet. Er eilte auf den Saal, nahm es in seine Arme, kehrte in sein Auditorium zurück, und las, sein Kind auf dem Schooße habend, ungestört und freudig fort. Anm. des Verf.

ihnen nothwendig Schätze hinterlassen? Ist eine gute Erziehung nicht Erbtheil genug? Und sind arme Kinder rechtschaffner Eltern wohl jemals ohne Versorgung geblieben; oder besser, sind sie nicht oft bey aller Armuth durch eine unsichtbare Hand zum größten Glücke geleitet worden? Man muß freylich der Vorsehung den Segen nicht durch die Ehe tollkühn abzwingen wollen; aber man muß bey einer klugen und tugendhaften Wahl sich auch durch die Hoffnung ihres Segens ermuntern. Die bloße Furcht, unglücklich zu wählen, ist kein Bewegungsgrund, der uns von der Ehe zurück halten kann. Die unglücklichen Beyspiele sollen uns nur behutsam, nicht aber zaghaft, machen. Ist es ein Stand, den Gott verordnet hat, (und wer kann daran zweifeln?) so müssen wir, indem wir die Regeln menschlicher Klugheit beobachten, nicht vor einer göttlichen Anordnung zittern. Und gesetzt, daß, nach aller gebrauchten Vorsichtigkeit, der Erfolg unsrer Wahl nicht mit unsern Wünschen übereinstimmte: so müssen wir das Beschwerliche desselben als ein Theil unsers Schicksals ansehen, das Gott aus weisen Ursachen über uns verhängt, das wir mit Geduld zu tragen und durch Klugheit und Güte zu verbessern suchen sollen. Die vernünftige Frau; hat sie nicht oft den bösen Charakter ihres Mannes durch Liebe, durch weise Bescheidenheit und Nachsicht, durch anhaltende Geduld glücklich umgebildet? Der vernünftige Mann, hat er nicht oft die Sitten und Neigungen seiner nicht sorgfältig genug erzogenen Gattinn durch

Liebe und Klugheit und durch sein lehrreiches Beyspiel gebessert? *) Sehen wir endlich einen Freund als ein kostbares Geschenke aus der Hand der Vorsehung an, und bitten darum; sollten wir denn das liebreiche und edle Herz des Gatten nicht auch, als ein solches Geschenke, erwarten, und um dasselbe, als um das gröſste irdische Glück, zu Gott beten?

Der sicherste Weg zu einer glücklichen Ehe ist dieser: Man verbringe seine Jugend in Unschuld. Man erwerbe sich liebenswürdige Eigenschaften der Seele und nützliche Geschicklichkeiten, und vernachläſsige die Anmuth und Gesundheit seines Körpers nicht. Man befleiſsige sich leutseliger, und gefälliger Sitten. Man verbessere die eigenthümlichen Fehler seines Temperaments, oder seiner ersten Erziehung. Man höre bey seiner achtsamen Wahl zuerst auf die Stimme des Herzens; dann frage man seine Vernunft, und höre zugleich den Verstand derer an, die wir hochachten. Das

Auge

*) Der Graf Halifax hat in seinem Neujahrsgeschenke für seine Tochter, das in den vermischten Schriften (S. des II. B. 3. St. a. d. 163. u f. S.) übersetzt steht, dieser seiner Tochter viel weise Anschläge gegeben, wie sie künftig, wenn sie nicht mit dem besten Manne sollte verbunden werden, ihn zu gewinnen suchen sollte; und manches junge Frauenzimmer würde wohl thun, wenn sie solche Regeln schon vor der Ehe wohl überdächte und die Romanenliebe nicht zum Bilde ihrer künftigen Ehe machte. Anm. des Verf.

Auge darf ermuntern; aber es soll die Wahl nie entscheiden. Tugend ist das, was ein edles Herz am meisten wünscht; und es kann keine wahre Tugend ohne einen gesunden Verstand seyn; sie selbst, die Tugend, giebt Verstand. Ein Frauenzimmer aber, die Tugend und Verstand besitzt: besitzt gewiß auch häusliche Geschicklichkeiten. Und wenn ich weis, daß ihr Herz für mich fühlt, und in meine Wünsche williget; was kann uns wohl bey unsrer Liebe die Wahl verdächtig machen? Die Liebe wird unsre kleinern Fehler bald bedecken, bald verbessern. Die Liebe wird uns aus den Ungemächlichkeiten der Ehe selbst eine Nahrung der Zufriedenheit zubereiten, und Klugheit und Tugend wird alles entfernen, was die Liebe aufhalten oder tödten könnte. Salomo entwirft den Charakter eines tugendsamen und vernünftigen Weibes folgendergestalt: — Ihres Mannes Herz, sagt er, darf sich auf sie verlassen, und Nahrung wird ihm nicht mangeln. Sie thut ihm Liebes und kein Leides sein Lebelang. — Ihr Schmuck ist, daß sie reinlich und fleißig ist, und wird hernach lachen. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre. Sie schauet, wie es in ihrem Hause zugehet, und isset ihr Brodt nicht mit Faulheit. Ihre Söhne kommen auf, und preisen sie selig, und ihr Mann lobet sie. Viel Töchter bringen Reichthum; du aber (dieses Weib) übertriffst

trifft sie alle. Lieblich und schön seyn ist nichts: ein Weib, das den Herrn fürchtet soll man loben. *) — Ist dieses Gemälde nicht das vollständigste und angenehmste Bild einer liebenswürdigen Gattinn? Und welch ein Verdienst, sollten sich Mütter daraus machen, solche Töchter zu erziehen! Gesegnet sey die Hand, welche dieselben für Sie, meine Herren, erzieht; es sey in den Palläſten, oder in den Hütten! Ja, theuerste Freunde, der gesittete, unschuldsvolle und arbeitsame Jüngling hat das gröſte Recht sich die Freuden einer glücklichen Ehe zu versprechen.

*) Sprüchw. Sal. 31, 11. 12. 25-30.

Sechs und zwanzigste Vorlesung.

Von den Pflichten gegen Gott, als den Quellen aller andern Pflichten.

Meine Herren, ich beschließe meine Vorlesungen mit einem kurzen Abrisse der Pflichten gegen Gott, wie sie uns die natürliche Religion lehret; denn wie viel würde der Moral ohne diese mangeln? Sie würde ein Gemälde ohne Leben, ein schöner Körper ohne Seele seyn.

Alle Pflichten, wie wir im Eingange der Moral gezeiget haben, alle Pflichten gegen uns selbst und gegen die Menschen, unsre Brüder, müssen ihr Leben und ihre Nahrung aus den Begriffen eines allerhöchsten und heiligen Wesens, aus einer willigen und ehrerbietigen Unterwerfung gegen die Vorschriften der Vernunft und des Gewissens, als gegen seine Befehle, ziehen, wofern sie ihren gehörigen Werth, als wahre Tugenden, haben sollen.

Man betrachte die Erfüllung der gesellschaftlichen Pflichten außer der Verbindung mit den göttlichen Absichten und Befehlen, was sind sie alsdann? Ein künstliches Uhrwerk, das durch die Triebfeder des Eigennutzes, der Eigenliebe und des Stolzes so lange bewegt wird, als unser Vortheil es befiehlt.

Ist kein Gott, oder kein gerechter und heiliger Gott, und keine Unsterblichkeit der Seele: so ist die Tugend ein Gewäsch. Ich sage noch mehr, ist kein Gott, der das Herz und die Handlungen der Menschen achtet: so ist die Tugend Thorheit und das glückliche Laster Weisheit; und lange die Wünsche seiner Begierden ungestraft erfüllen, lange unmenschlich leben, ist die beste Moral, der man folgen kann.

Der schrecklichste Charakter eines Menschen ist keinen Gott erkennen, oder doch keinen heiligen Gott erkennen und anbeten wollen. Ist es möglich, daß man den Himmel und die Erde, die Wunder der Weisheit, Macht und Güte, die sie unsern Augen darstellen, daß man ihre Ordnung und Schönheit, ihre Anmuth und ihren Nutzen betrachten und doch keinen Gott erkennen kann? Ist es möglich, daß man sein eignes Daseyn glauben, einen denkenden Geist, ein nach Glück entbranntes Herz, ein redendes Gewissen in sich fühlen, einen wundervollen Körper mit sich herum tragen, und Millionen Gegenstände für seine Bedürfnisse eingerichtet sehen, und doch keinen weisen und allmächtigen und heiligen Urheber der Welt glauben und dafür ein Ohngefehr, eine blinde Nothwendigkeit, an seine Stelle setzen kann?

Von dir zeugt alles, Quell des Lebens,
Doch sucht der Freygeist dich vergebens
Und denket trutzig: Gott ist nicht!
Und denkt, (o Frechheit seiner Stirne!)
Und denket dieß mit dem Gehirne,
Das ihm, dieß denkend, widerspricht.
Die Zunge selbst, mit der ers waget
Und ausspricht, was er frech gedacht,
Beweist in dem, da sie es saget,
Wie blind er sich mit Vorsatz macht.

Weil das Daseyn der Welt und seiner selbst, sein eignes Bewußtseyn, seine Empfindung des Guten und Bösen, die Hoffnung und Furcht des Zukünftigen, die seinem Herzen eingeprägt ist, nicht von einem höchsten Wesen überzeugen kann, für den sind alle andre Beweise verloren.

Einen Gott annehmen, in ihm alle Vollkommenheiten vereinigen, und doch daben das Leben seiner Seele nur auf wenig Augenblicke, nur auf die kurzen Stunden seines Daseyns auf der Erde einschränken, heißt den anbetenswürdigen Innbegriff aller Vollkommenheit entehren und verkleinerlich von ihm denken. Ob meine Seele unsterblich ist? Diese Frage verhülle der Zweifler in noch so viele Dunkelheiten, und ein schulgelehrter Philosoph löse sie mit Tiefsinn auf; Gott hat sie für das Herz durch den unbezwinglichen Wunsch

nach Unſterblichkeit, mit einer Deutlichkeit und Gewißheit entſchieden, die ſich empfinden läßt. Ja, meine Herren, der Schulbeweis von der Unſterblichkeit der Seele, den man aus ihrer Natur herleitet, hat ſeinen Werth, den wir ihm nicht rauben wollen. Er kann einige, die zum Nachdenken geſchickt und geneigt ſind, überzeugen, und doch bey denen nichts ausrichten, die ihren Verſtand wenig gebrauchen können; und ſind nicht dieß die meiſten Menſchen? Aber wie? Iſt die Beantwortung einer Frage, die für das ganze menſchliche Geſchlecht die wichtigſte iſt, an den Tiefſinn der Philoſophie gebunden? Ob deine Seele unſterblich iſt? Du fragſt und zweifelſt? Meide das Laſter aufrichtig, und denke Gott nur ſo gütig, als du deinen edelſten Freund denkeſt; und du wirſt nicht mehr zweifeln. Sey tugendhaft, und denke Gott, wie du einen gerechten und gütigen Vater denkeſt, der die Macht hat, ſeinen Sohn zu beglücken und zu beſtrafen; und du wirſt es gewiß wiſſen, ob deine Seele unſterblich iſt. Sey fromm! und dann frage dich, ob du aufhören willſt, zu ſeyn? Das Laſter ſcheut die Ewigkeit, weil es genöthiget iſt, einen Gott knechtiſch zu fürchten; und es denkt darum klein von Gott, weil es keinen Anſpruch auf ſeine unendliche Güte wagen darf. Sey fromm! und denke die unendliche Macht deines Schöpfers; dann laß das Weſen deiner Seele theilbar, oder untheilbar ſeyn; du biſt deſſen gewiß, daß es die Allmacht ewig zu erhalten vermag. Sey fromm! und es wird dir

unbe-

unbegreiflich werden, wie der unendlich Gütige deine Seele vernichten könne.

Ein aufrichtiges und rechtschaffnes Herz hat an dem Bewußtseyn seiner Empfindungen und Wünsche starke Beweise für die Unsterblichkeit; es hat gleichsam seine Logik der Empfindungen; und es ist ihm ein viel zu reizender Gedanke, unendlich glücklich zu seyn, als daß es sich Zweifel dawider erschaffen oder erlauben sollte. Wollte man aus Bescheidenheit zweifeln, ob man verdiente, unendlich zu leben: so frage man sich, wodurch man es verdienet hat, hier auf der Erde zu leben. Daß ich itzt bin, ist unverdiente Wohlthat des gütigen Schöpfers; daß ich fortdauern werde, ohne Aufhören, ist eben so unverdiente Wohlthat des Allgütigen, der nie befürchten darf, die Schätze seiner Glückseligkeit zu erschöpfen, wenn er sie mich ewig genießen läßt. Die Unbegreiflichkeit der Fortdauer unserer Seele nach der Trennung von ihrem Körper darf uns am wenigsten beunruhigen. Begreifen wir wohl die Art und Weise, wie Gott die Seele mit dem Körper so genau hat vereinigen können? Getraut sich jemand, zu behaupten, daß es ihm zu schwer fallen wird, sie auch außer dem Leibe mit eben der Macht thätig zu erhalten, mit der er sie geschaffen und mit einem Leibe verbunden hat? Wir finden in Gott und in uns Gründe genug, uns zu überzeugen, daß er nicht das Aufhören unsres Daseyns nach einem kurzen Leben, sondern unsre Unsterblichkeit wolle; und eine gereinigte Vernunft läßt sich durch diese Gründe willig

zu einem Glauben bewegen, der ihr und Gott Ehre bringe. Wäre unsre Unsterblichkeit ein Irrthum und die Zernichtung unsrer Seele eine Wahrheit: so wäre dieses der einzige wunderbare Fall, wo der Irrthum vernünftiger, als die Wahrheit wäre, und wo es für die Ruhe eines guten Herzens unendlich besser seyn würde, zu irren, als die Wahrheit anzunehmen. Ist es bloß möglich, oder wahrscheinlich, daß die Seele fortdauern wird, daß sie unaufhörlich glücklich oder unglücklich seyn wird, und ist das Gegentheil eben so möglich und wahrscheinlich: so erforderts doch unser Vortheil, so zu leben, als wenn das erste wahr und das andre ganz falsch wäre. Falle ich nach dem Tode in mein erstes Nichts (schrecklicher Gedanke!) zurück: so werde ich alsdann nicht wissen, daß ich geirret habe. Daure ich fort, so bin ich unendlich glücklich, daß ich auf der Erde für die Ewigkeit gelebt habe. In Wahrheit, die Unsterblichkeit leugnen, ist für das Herz so verderblich, als Gott selbst leugnen; und im Tode aufhören sollen, auf Gott zu hoffen, scheint ein Befehl zu seyn, daß wir seiner in diesem Leben nicht achten sollen. Bin ich nur für diese Welt geschaffen, ist mein Glück und Unglück, meine Belohnung und Strafe nur in dieses Leben eingeschlossen: so glaube ich (wenn sich das ohne Sünde sagen läßt) bey einem behutsamen Laster mehr Freude zu empfinden, als bey einer sehr strengen Tugend. *)

Unsere

*) Der klärste und kürzeste Beweis von der Unsterblichkeit der Seele ist bloß in der Religion enthalten.

Gott

Unſere Empfindungen richten ſich nach den Vorſtellungen unſers Verſtandes. Je richtiger und lebhafter alſo unſre Begriffe von der Vollkommenheit und Majeſtät Gottes ſeyn werden; deſto reiner und brünſtiger wird die Anbetung unſers Herzens gegen den Allmächtigen ſeyn. Gott für das mächtigſte, heiligſte, gütigſte, weiſeſte und vollkommenſte Weſen, für den unendlichen Schöpfer der Welt, für den Vater und Erhalter aller Geiſter und alles Fleiſches erkennen, ihn als den höchſten Regierer aller Begebenheiten verehren, in ihm einen ſtets gegenwärtigen Zeugen unſrer Handlungen, ja ſelbſt der verborgenſten Regungen unſres Herzens um ſich wiſſen, ihn als den Geber alles Guten, als den ewigen Freund der Tugend und den ewigen heiligen Richter des Laſters anſehen, mit Ueberzeugung anſehen; und dennoch gegen ihn keine Unterwerfung, keine Regungen der Dankbarkeit und Ehrfurcht, der Liebe und des Ver-

Gott hat es in ſeinem Worte geſagt. Er kann nicht trügen; er kann es allein wiſſen; dieß begreift auch der einfältigſte Verſtand. Und was können gegen das göttliche Anſehen ſeines Wortes, das ich glaube, alle Zweifel und Einwürfe ausrichten? Darum iſt auch der Glaube der Religion die heiligſte Pflicht, weil er der Gehorſam iſt, den ich Gott mit der Vernunft erzeige. Darum iſt hingegen der Unglaube die größte Sünde, weil er eine Schändung der göttlichen Majeſtät, die Quelle unzähliger Laſter und die Frucht der Widerſpenſtigkeit und eines böſen Herzens iſt. Anm. des Verf.

trauens, kein Verlangen ihm zu gefallen, keine Scheu, ihm zu mißfallen, empfinden, dieſes widerſpricht ſich; und der Menſch, der ſeinen Schöpfer zu kennen vorgiebt, und doch nichts gegen ihn fühlt, verdient den Namen des Menſchen nicht.

Der gewiſſeſte Weg alſo zu den tugendhaften, und ſeligen Empfindungen des Herzens gegen Gott zu gelangen, iſt der Weg der Erkenntniß Gottes und ſeines Willens. Die göttlichen Vollkommenheiten ſo erhaben denken, als man nur vermag, dieß erhabenſte Bild der göttlichen Vollkommenheiten in ſeinem Verſtande täglich erneuern und die ſeiner würdigen Begriffe ſich immer gegenwärtig zu erhalten ſuchen, das iſt die Quelle aller heiligen Empfindungen gegen Gott und zugleich, wie wir vorher geſagt haben, die Seele aller geſellſchaftlichen Tugenden. Gott erkennen, das muß die erſte Pflicht, und die beſtändige Fortſetzung dieſer Pflicht die höchſte Glückſeligkeit ſeyn. Wir können Gott nie zu groß, nie zu liebenswürdig denken. In dem Begriffe von ihm muß alles zuſammengefaßt werden, was nur vollkommen heißt, alles, was uns die Vernunft als liebenswürdig anpreiſet, was uns die Schöpfung und Erhaltung der Welt Groſſes und Gutes darſtellt. Denn Himmel und Erde verkündigen uns ſeine Größe und Güte. Von ihnen zeugt jedes Geſtirn am Himmel, jede Pflanze auf dem Erdboden, jeder Tropfen im Meere, jeder Pulsſchlag unſers Herzens, jede Empfindung, jeder Gedanke unſrer Seele, jeder heimliche Vorwurf des Gewiſſens, jede innerliche Freude eines

voll-

vollbrachten Guten; seine Gröſse und Güte zu erkennen, fordert uns jede wunderbare Spur seiner weisen Regierung, jeder Beweis seiner unermeſslichen Liebe, jedes Merkmal seiner gerechten Haushaltung auf. Nicht alles dieſes Groſse und Gute, was sich nur zusammen denken läſst, in dem Begriffe von Gott vereinigen, nicht alle Vollkommenheiten ihm beylegen und alle Vollkommenheiten nicht in gleicher Unendlichkeit, das heiſst nicht würdig von Gott denken. Ihn mehr gütig als gerecht, oder mehr strenge als gütig, ihn weniger mächtig als weise, ihn ewig und seinen Willen doch nicht unveränderlich denken, ist das nicht eben so viel, als Gott entehren, ihn mit sich selbst uneins machen, ihn bis zum Menschen herab erniedrigen? Diesen unseligen Fehler, Gott die Eigenschaften eines menschlichen Charakters anzudichten, ihn unter dem unvollkommnen Bilde eines zwar mächtigen, weisen und gütigen, aber doch irdischen Regenten zu denken und zu verehren, begehen vielleicht nur zu viele Sterbliche und oft selbst gutherzige Seelen.

Aus der Betrachtung, aus der achtsamen Beschauung seiner unzähligen und weisheitsvollen Werke und unser selbst muſs natürlicher Weise Ehrfurcht und Bewunderung entstehen. Wen, so denkt der vernünftige Mensch, wen soll ich anbeten und verehren und über alles verehren, als den Herrn über alles? Ich, ein Geschöpf von gestern her, der ich vor kurzem nicht war, ich Bewohner dieser nicht von mir erbauten Erde, ich Zuschauer so vieler Wunder, die überall vor mir aufgestellt sind,

ich

ich lebender Staub, ich denkende und wollende Seele; wer schuf mich? Warum liebe ich? Warum hasse ich? Warum hoffe und fürchte ich? Wer hat mich so bereitet, daß ich unzähliger froher Empfindungen fähig bin? Wer erhält mich, und, wie mich, alle Gegenstände meiner Seele und Sinne? Wer ist es? Der Allmächtige! Er, mein Gott, mein Herr, mein Regierer, mein täglicher Wohlthäter und Freund, mein Vater, er der mich nicht bedarf, und mich so sorgfältig pflegt, als wäre ich sein Kind allein! Und ihn sollte ich nicht verehren; ihn, den Heiligen nicht fürchten; seinen Willen nicht erforschen und zu dem meinigen machen; da sein Wille der seligste seyn muß? Er, das Meer der Seligkeiten, der Güte und Weisheit! Und ihn sollte ich nicht bewundern, nicht lieben, nicht über alles lieben, da er nichts wollen kann, als meine Wohlfahrt; da er, fern von eigennützigen Gutthaten, über die Absicht, meine Bemühungen dadurch zu erkaufen, unendlich erhaben ist? Er kennt mich, und das Innerste meiner Seele, und alle meine Angelegenheiten von Ewigkeit her. Er sieht, ob ich ihm zu gefallen wünsche und suche; er sieht meine aufrichtigen, obgleich schwachen, Bemühungen in der Tugend. Er weis, was mir nützet; er weis, was mein Glück störet; er lenket das Böse zur Wohlfahrt. Er herrschet als Gott, als der Weise, Heilige und Gütige. Wem sollte ich mein Schicksal sichrer anvertrauen, als ihm? Von wem sollte ich meine Ruhe, mein Heil zuversichtlicher erwarten, als von

seiner

ſeiner Hand? Was er mir zuſchickt, hätte es auch die Geſtalt des Elends, wird Wohlfahrt ſeyn. Was er über mich verhängt, und wenn es auch noch ſo ſehr mit meinen Wünſchen ſtritte, wird in der Folge Glück für mich werden, wie es bey ihm Liebe iſt. Es ſey Ungemach! Es ſey Verluſt! Verluſt, der ins Herz dringt, Verluſt der angenehmſten Gegenſtände, Verluſt des Lebens! Ich traue auf ihn, und unterwerfe mich in Demuth ſeinen gnädigen Schickungen und allen Rathſchlüſſen ſeiner Weisheit. Er iſt der Herr, und dieſer Herr iſt Gott, iſt der Allervollkommenſte! In ſeiner allmächtigen Hand bin ich ſicher, und ſeine Güte iſt auf die Ewigkeit hinaus mein Muth. So lange ich ihn fürchte, darf ich ſonſt nichts fürchten; in meinem Grabe reife ich zu meiner zweyten Geburt; und wo auch mein Geiſt nach dem Tode ſeyn wird, ſo weis ich doch, daß er allezeit bey Gott ſeyn wird; denn Gott iſt überall.

Die Frömmigkeit des Herzens, ſetzet alſo einen richtigen und heiligen Glauben an Gott aus der Vernunft voraus; ſo wie dieſer Glaube richtige und würdige Vorſtellungen von Gott, von ſeinem Daſeyn, von ſeinen Vollkommenheiten und von ſeinem Willen, den er dieſen Vollkommenheiten zufolge, von uns vollbracht wiſſen will, vorausſetzet. Man verfälſche die Begriffe von Gott; ſo wird unſer Herz auf der Bahn der Tugend ſehr bald auf Irrwege gerathen, ſo wird der Aberglaube ſich in unſre Frömmigkeit einmiſchen, ſo wird die Religion das Gewand unſrer Leiden-

ſchaften

schaften werden. Man lösche aber die Empfindung der Liebe, der Dankbarkeit und des Vertrauens auf Gott in dem Herzen der Menschen ganz aus: so wird seine Tugend ein leeres Schattenbild, so fehlet unsrer Seele das, was ihr ihre wahre und größte Würde giebt, so fehlet unserm unendlichen Verlangen glücklich zu seyn, der Hauptgegenstand, so fehlet zu unserm Glücke nichts weniger als alles, weil dem Herzen das höchste Gut, der Unendliche, fehlet. Noch nicht genug. Man lösche die Liebe Gottes in der Seele aus: so wird die edle Menschenliebe zugleich verlöschen, und der größte Antrieb zu dieser Tugend wird Eigenliebe und Eitelkeit seyn, und unsre ganze Würde von dieser Seite wird in der Kunst bestehen, besser zu scheinen, als wir sind, und in der Fertigkeit, Andere zu unserm Eigennutze bereitwillig zu machen.

Der Glaube an ein unendliches vollkommnes Wesen ist also die erste Pflicht eines denkenden Geschöpfes, weil es höchst unvernünftig ist, den grossen Beweis seines Daseyns, den ganzen Reichthum der Natur, vor sich ausgebreitet zu sehen, und den Schöpfer doch nicht zu erkennen. Er ist die erste Pflicht auch ferner darum, weil nichts so sehr unser Herz beruhigen und unser Glück befestigen kann, als die Gewißheit, daß wir unter dem Schutze und der Regierung einer göttlichen Vorsehung stehen. Er ist es nicht weniger auch deswegen, weil alle Wahrheit der Vernunft und alle Heiligkeit des Herzens auf diesem Grunde der Erkenntniß beruhet.

heit. So lange wir dieſen Gott rein und lebendig als die Güte, die Weisheit und Allwiſſenheit, die Heiligkeit, die Macht, als die Quelle unſers Daſeyns und unſrer Glückſeligkeit denken, ſo lange wir uns in den verſchiednen Verhältniſſen denken, in denen wir gegen ſeine Vollkommenheiten ſtehen: ſo lange müſſen wir den Wunſch fühlen, ihm zu gefallen, und ſeiner werth zu ſeyn, ſo lange müſſen wir ein Verlangen empfinden, ſeinen Willen zu erforſchen und zu beobachten, und das, was wir von ihm empfangen haben, es ſey Kraft der Seele, Kraft des Körpers oder die Anwendung der äußerlichen Güter, mit denen er uns beglückt hat, nach ſeiner ewigen Abſicht zu gebrauchen.

Dieſe Vorſtellung iſt alſo der Grund alles Gehorſams; und die Liebe zu Gott, die aus der Betrachtung ſeiner Güte und ſeiner Macht zu unſerm Glücke, entſteht, iſt die Seele eines willigen, aufrichtigen, und dauerhaften Gehorſams. Wer eine richtige und lebendige Erkenntniß von Gott hat, der wird ihn auch verehren und lieben und überwiegend über alles lieben. Aber Gott lieben, und darum ſeinen Willen als den ſeligſten erkennen; erkennen, daß alle Menſchen die große Familie des Allmächtigen ſind, einſehen, daß dieſe Menſchen mit uns von ihm zu einer gleichen Abſicht, nämlich zum Glücke, beſtimmt ſind; und dieſe Menſchen nicht lieben, nicht an ihrem Glücke Theil nehmen, nicht ihr Elend mindern, und doch ihr Glück für den Willen Gottes halten, dieſes läßt ſich nicht denken. Die wahre tugendhafte

Menſchenliebe iſt alſo eine nothwendige und heilige Frucht der Ehrfurcht und Liebe Gottes. Gott über alles ehren und lieben, und doch die Neigungen gegen ſich ſelbſt dem göttlichen Willen, den man erkannt hat, nicht unterwerfen, ſie nicht nach der Regel ſeiner Vorſchrift einrichten und mäßigen, das, was uns Vernunft und Gewiſſen als recht und gut ankündigen, nicht thun, was ſie für unrecht und böſe erklären, nicht unterlaſſen mögen; das widerſpricht ſich. Wenn alſo unſer Herz Gott wirklich liebt, ſo wird es ſich nicht unmäßig lieben, ſo wird es ſein eignes Glück nach dem Plane der Gottheit zu befördern trachten, und mit ihm völlig übereinſtimmen. Es wird in der Wohlfahrt der Andern die Nahrung ſeiner Freude finden, und in dieſen Geſinnungen und Empfindungen ſich glückſelig ſchätzen, weil es von der Hand Gottes dazu gebildet, und ſich deſſen bewußt iſt, daß es dazu gebildet ſey.

Wenn wir alſo das wären, was wir nach den Verhältniſſen, in welchen wir mit dem Unendlichen ſtehen, ſeyn ſollen: ſo müßte die tiefſte Unterwerfung und der kindlichſte Gehorſam ſtets in unſerm Herzen ſich finden. Dieſes folgt aus dem Begriffe von Gott und uns. Eine heilige Furcht müßte in uns entſtehen und uns von allen unedlen Abſichten und Handlungen zurück halten; ſo oft wir die Heiligkeit des Herrn aller Herren betrachteten. So oft wir ſeine Güte dächten, müßte ein lebendiges Verlangen in uns entſtehen, ihn, da wir durch unſre Bemühungen nie etwas zu ſi-

nem

nem Glücke beytragen können, wenigſtens durch unſer Erſtaunen und unſre Freude über ſeine Güte zu verherrlichen, und nebſt dieſem Verlangen, zugleich eine Empfindung unſrer Unwürdigkeit; das iſt **Dankbarkeit** und **Demuth**. So oft wir ſeine Güte, in der Verbindung mit der Allmacht und Allwiſſenheit dächten, müßte in uns die Tugend des **Vertrauens** und der **Ergebung** in alle ſeine **Schickungen** ohne Ausnahme entſtehen; in den Gefahren des Lebens und der Tugend der getroſte und beherzte **Muth**; in den Leiden und Uebeln des Lebens die **Gelaſſenheit** und **Geduld**, oder die Bemühung der Seele, dem natürlichen Unmuthe zu wehren und in den Verhängniſſen des Unendlichen ſich zu beruhigen, weil er Gott und unſer Vater iſt. So oft wir die Liebe Gottes empfänden, müßten wir auch die **Regung** der **Menſchenliebe**, Freude über das Glück der Andern, Mitleiden mit ihrem **Elende**, und das Verlangen, daß nach dem Willen des Ewigen alle Menſchen glücklich ſeyn möchten, empfinden. So oft der Fall käme, wo die Liebe gegen den Nächſten unſre Selbſtliebe einſchränken ſollte: ſo müßten wir durch die Betrachtungen der göttlichen Vollkommenheiten und insbeſondre ſeiner großmüthigen und verzeihenden Liebe gegen die Menſchen den Sieg über unſre Selbſtliebe erhalten. So oft der Fall käme, daß unſre natürliche Liebe der Liebe zu Gott weichen müßte; ſo müßten wir durch einen Blick auf die unendliche Größe und Liebenswürdigkeit Gottes die Kraft zu dieſem Siege erhalten.

Aber wer kann sich eines solchen Systems der Neigungen, oder einer so vollkommenen Tugend, rühmen? Wer kann sich rühmen, eine solche Tugend stets in allen Fällen zu beweisen? Wer erblickt nicht, wenn er auf sein Herz und seine Handlungen sieht, tausend offenbare und geheime Abweichungen von der Regel des Gewissens und von jenem Systeme der Neigungen, das sich auf die Erkenntniß Gottes gründet? Und wie können wir denn also bey unsern Mängeln, Fehlern und Thorheiten dem heiligen Auge Gottes gefallen? Wie können wir, wenn wir in ein Laster, in viele, in fortgesetzte Laster gesunken sind, diese Flecken der Seele vor dem Angesichte Gottes verbergen? Dieses ist eine schwere und höchstwichtige Frage. Denn, so schön die Tugend in dem Lehrgebäude der Vernunft stralet, so wenig hat sie diesen Glanz in unserm Herzen oder in unserm Wandel; und es ist ein großer Unterschied, die Tugend richtig denken, und die Tugend selbst besitzen; die Tugend im Gemälde bewundern, und in der That ausüben; die Tugend lieben, so lange unsre Leidenschaften ruhig sind, und die Tugend lieben, wenn wir ihr angenehme Empfindungen, oft die süßesten, welche die Natur kennt, aufopfern sollen. Es ist ein großer Unterschied, einzelne tugendhafte Handlungen verrichten, und hingegen eine Geneigtheit, einen willigen lebhaften Vorsatz fühlen, immer, überall, in allen Verhältnissen seine Pflicht zu beobachten, wenigstens eine überwiegende Liebe gegen das erkannte Gute zu fühlen, und zu behaupten.

Die

Die ſich ſelbſt überlaßne Vernunft hat, wenn ſie der Verzweiflung bey ihrem begangnen Ungehorſame ausweichen will, kein Mittel, als die Buße der Natur, das iſt, die Zuflucht zu der Güte Gottes durch Reue und Beſſerung. Wenn uns Gott durch keine beſondre Offenbarung einen andern Weg angezeiget hat: ſo iſt es wahrſcheinlich, daß er die Buße der Vernunft befiehlt und annimmt, weil es gewiß iſt, daß Niemand zu allen Zeiten und in allen Umſtänden, in allen Gedanken und Neigungen ſeinen Willen ſo erfüllt, nicht bloß wie er ſollte, ſondern wie er auch könnte, wenn er ſtets über ſich wachen wollte.

Aber wo bekommen wir die Stärke und die Luſt her, die Vorſtellungen von Gott und unſrer Pflicht immer gegenwärtig zu erhalten, zu erneuern und auf unſer Herz anzuwenden? Sind wir nicht oft ſehr ungeneigt dazu? Fühlen wir nicht oft ein Unvermögen, ſie unſerm Verſtande einzudrücken, und bleibt unſer Herz, indem unſer Verſtand in dieſen Betrachtungen arbeitet, nicht oft kalt? Dieſe Erfahrungen ſind unleugbar, ſie ſind traurig und demüthigend für uns, und ſollen uns eben von dem Vertrauen auf uns ſelbſt abführen, und zur Hoffnung auf die allmächtige Hülfe unſers Schöpfers und Vaters leiten. Dieſes ſagt uns die Vernunft. Sie ſagt uns alſo, daß wir den Beyſtand, der uns nöthig iſt, und den wir vermiſſen, von dem erwarten ſollen, welcher ihn uns nicht verſagen kann, weil er Gott iſt und unſer Glück liebt. Sie fordert uns auf, daß wir ein aufrichtiges und demüthiges Verlangen nach ſeiner hülfreichen Hand, ein zuver-

ſichtliches Verlangen, durch den Glauben an ſeine Güte geſtärkt, in uns erwecken ſollen. Wenn wir dieſes Verlangen, es ſey in Gedanken oder mit Worten, an Gott ſelbſt richten, ſo beten wir ihn, als die Quelle aller Vollkommenheiten, an. In ſo weit kann man ſagen, daß der Glaube an Gott auch das Gebet des Herzens, und weil unſre Vorſtellungen ohne die Zeichen der Worte nicht lange oder nicht lebhaft erhalten werden können, auch das wörtliche Gebet befiehlt; nicht, als ob Gott durch unſer Gebet erſt zur Hülfe bewegt würde, ſondern weil uns das Gebet von der Liebe und dem Vertrauen zu ihm eingegeben wird. Da endlich Gott die Tugend liebt und gegen das Laſter ein unwandelbares Mißfallen hat: ſo muß die Seele, die dieſes glaubt, auch Belohnungen und Strafen der Gottheit hier in dieſem Leben, und weil ſie ihre Unſterblichkeit glaubt, auch Belohnungen und Strafen in einer andern ewigen Welt glauben. Ein mächtiger Antrieb zur Tugend für ein Geſchöpf, das von Gott mit einer unauslöſchlichen Furcht vor allem Elende beſeelet iſt! Unendlich glückſelig durch den Beyfall Gottes werden können; welcher ſiegende Antrieb zum Gehorſame! Von ſeinem Wohlgefallen ganz ausgeſchloſſen, unendlich elend und beſtraft ſeyn und bleiben; welcher Antrieb, den Reiz alles Laſters zu verachten und die Tugend überwiegend zu lieben!

Dieſes, meine Herren, iſt ein kurzer Auszug von der praktiſchen Theologie der Vernunft. Sie führt uns zur Theologie der geoffenbarten Religion. Darum iſt ſie ſchätzbar, darum iſts eine ewige Wahrheit der chriſtlichen Religion: Wer zu Gott kommen,

men, oder den Weg des Chriſten erkennen und antreten will, muß (zuvor) glauben, daß Gott ſey, und denen, die ihn ſuchen, ein Vergelter ſeyn werde; *) und daß in allerley Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, ihm angenehm, **) ihm, wenn er nach der Stimme der Vernunft und des Gewiſſens ihn verehrt und die Tugend ausübt, auf ſolchem Wege ſo lange angenehm ſey, als er ihm durch eine nähere göttlich bezeichnete Offenbarung keine hellern Befehle ertheilet; ***) und daß Gott

*) Hebr. 11, 6. **) Apoſtelgeſch. 10, 35.

***) Es iſt ein bekannter und ſehr gewöhnlicher Mißbrauch, den man mit dieſer Stelle treibet, wenn man ſie ſo annimmt, als ob darinnen gelehrt werde, daß man Gott in allen Religionen auf eine ihm wohlgefällige Weiſe dienen, und allenfalls des Chriſtenthums gar entbehren könne. Wie weit der ſelige Gellert von dieſer Mißdeutung entfernt ſey, dieß zeiget ſo wohl der Zuſammenhang und die Abſicht, darinnen er dieſe Stelle anführt, als auch die Erklärung ſelbſt, die er hinzugefügt hat. Er hat, wie aus allem dieſem offenbar erhellet, damit nur ſo viel ſagen wollen, daß Gott eine Unwiſſenheit in göttlichen Dingen, die man nicht ſelbſt verſchuldet, nicht zurechnen, ſondern daß er vielmehr die Folgſamkeit, mit der ein Menſch, welcher die chriſtliche Religion noch nicht kennet, ſich dennoch der Leitung des empfangenen Lichtes, oder nach dem Ausdrucke der Gottesgelehrten, dem Zuge der zuvorkommenden Gnade überläßt, mit Wohlgefallen anſehen werde. Ueberhaupt iſt auch in dieſem Ausſpruche der Schrift nicht von allerley Religionen, ſondern von allerley Völkerſchaften die Rede, nicht von der Seligkeit oder Begnadigung, ſondern von der Beru-

die, die ohne geoffenbartes Gesetz gesündiget haben, auch ohne das geoffenbarte Gesetz richten, das heißt, nach dem Gesetze der Vernunft und des Gewissens richten werde. *) Die natürliche Religion soll uns also zur Religion des Christenthums leiten. Und worinnen besteht denn die Ehre und der Vorzug dieser Religion? »Darinnen, (wie Squire »saget, **) daß uns die heilige Schrift und insonderheit das Evangelium von den verschiednen Ver-

»hältnissen,

fung zur christlichen Kirche. Gott angenehm heißt also hier nicht, wie wohl anderwärts, so viel als Gott versöhnt, sondern nur so viel als Gott willkommen. Der Sinn dieser Stelle ist demnach nicht, daß man Gott auch außer der wahren offenbarten Religion, und wohl gar in einer falschen gefallen könne; denn der Jude, der die rechte Religion zu haben schien, und selbst sich rühmte, war dazumal von dem wahren Lichte der Heilslehre fast eben so weit entfernt, als der Heide. Wir werden vielmehr durch diese Worte gelehret; daß man, ob man gleich kein gebohrner Jude sey, dennoch, wofern man nur nach den überkommnen Einsichten zu handeln sich aufrichtig bestrebe, nicht nur des göttlichen Gnadenrufes werde gewürdiget, sondern auch von der göttlichen Vorsehung, eben so wie Cornelius, auf ganz besondern Wegen dazu werde geleitet werden; denn Gott helfe denen, die das in Vernunft und Gewissen ihnen anvertraute Pfund wohl anlegten, in der Erkenntniß göttlicher Dinge weiter, und bringe sie von dem dunklern Lichte der Natur zu dem hellen Lichte der Offenbarung. Anm. der Herausg.

*) Röm. 2, 12.

**) S. D. Sam. Squire strafbare Gleichgültigkeit in der Religion, von Hrn. Zollikofer übersetzt, a. d. 227. und 228. S.

»hältnissen, in welchen wir gegen Gott, als unsern »Schöpfer, Erhalter, Erlöser und beständigen Bey»stand in unserm Laufe nach der Vollkommenheit »und Glückseligkeit stehen, vollkommen unterrich»tet — darinnen, daß uns in derselben unsre ganze »Pflicht deutlich vorgestellet wird, und daß wir alle»zeit wissen können, welches der gute und wohlge»fällige Wille unsers obersten Herrn und Gebieters »sey;« darinnen, daß sie ferner durch Buße und Glauben unser Herz ändert, heiliget, und mit Lust und Kraft zum Guten ausrüstet; »darinnen, daß »wir durch dieselbe die stärksten Bewegungsgründe »der Dankbarkeit und des eignen Vortheils haben, »nach dem Gesetze der Natur und den Geboten des »Evangelii zu leben; und endlich darinnen, daß »wir die tröstliche Versicherung haben, daß unser »barmherziger und gnädiger Vater, unsre aufrich»tigen, obschon unvollkommenen Bemühungen, ihm »zu dienen und zu gefallen in und durch den Tod, »die Erlösung und die Vermittelung seines Sohnes »Jesu Christi annehmen und um desselben willen »uns ewig selig machen will. Der beste Christ muß »also auch der beste Mensch, und folglich, im Ganzen »betrachtet, der glücklichste Mensch itzt und in Ewig»keit seyn.« Dieses ist der hohe Vorzug des Chri»stenthums vor der Religion der Vernunft.

Beschluß.

Meine Herren, ich beschließe also heute meine moralischen Vorlesungen: und womit kann ich sie anders beschließen, als mit dem verbundensten Danke für Ihre zeitherige Aufmerksamkeit und mit dem

aufrichtigſten Wunſche, daß ſie Ihnen auf Ihr ganzes Leben heilſam ſeyn möge? Möchte ich doch ſtets in dieſer edlen Abſicht, ſtets mit eigner lebendiger Ueberzeugung von der Wahrheit, ſtets zur Beförderung und Ehre der Religion und Tugend zu Ihnen geredet, und mit glücklichem Erfolge geredet haben.

Aber, theuerſte Freunde, wenn ich Sie nun bey dem Schluſſe meiner Vorleſungen noch um eine Dankbarkeit bäte, die in Ihrer Gewalt ſtünde; um eine Dankbarkeit, die mit Ihrem eignen Glücke verbunden wäre; um eine Dankbarkeit, die ich als die größte Wohlthat von Ihnen, und als einen Troſt meines Lebens anſehen würde: könnten Sie mir dieſelbe wohl verſagen? Gewiß nicht. — — So fordre ich Sie denn heute alle, beſte Zuhörer, Fremde und Einheimiſche, Hohe und Niedere von Geburt, zu einer Dankbarkeit auf, die Sie mir nicht verſagen werden. Und worinnen beſteht ſie denn? Darinnen:

Daß Sie ſich des Hauptinhalts meiner Vorleſungen oft erinnern, ſich dieſer Wahrheit oft und täglich erinnern mögen: daß der einige ſichre Weg zu einem ruhigen, glücklichen und zufriednen Leben, zu einem getroſten und ſeligen Tode, Weisheit und Tugend, Religion und Gewiſſen ſey; — daß der Menſch nicht anders glücklich werden könne, als wenn er die heilſamen Lehren der natürlichen und geoffenbarten Religion zur täglichen Nahrung ſeines Geiſtes macht und ihre Gebote ſorgfältig ausübt, daß je früher er anfängt, den Pfad der Tugend zu betreten, deſto leichter und anmuthsvoller er ihm werde; daß es unſer Glück ſey, was uns Gott zur Pflicht gemacht hat. —

Erinnern

Erinnern Sie ſich alſo ſtets, daß der Jüngling, ſo wie der Mann, nur alsdann ſeinen Weg unſträflich und gewiß wandeln könne, wenn er ſich hält nach dem Befehle Gottes. *) Laſſen Sie Ihr ganzes Leben, das jugendliche und männliche eine ſichtbare, thätige, chriſtlich ſchöne Moral ſeyn. — Darum bemühen Sie ſich täglich mit dem größten Ernſt und Eifer.

Allein ſo nöthig unſre Bemühungen ſind, ſo können wir doch nie durch die Kräfte der Vernunft und Natur wahrhaftig weiſe und tugendhaft werden. Auf dieſen Grundſatz der Religion und Erfahrung habe ich Sie überall zurück geführt. Laſſen Sie ihn nie aus Ihren Gedanken, meine Freunde. Der Menſch iſt von Natur krank und verderbt und kann ſeine Seele nicht ſelbſt heilen und glücklich machen. Wir müſſen die Kraft, von Herzen tugendhaft zu werden, als Menſchen und als Chriſten von dem Allmächtigen auf dem Wege ſuchen, den er uns dazu angewieſen hat. Dieß iſt eine Hauptpflicht des Gehorſams und Glaubens gegen unſern Herrn und Schöpfer, und der erſte Schritt zu unſerm Glücke. Durch ihn leitet uns der Schimmer der Vernunft zu dem Lichte der Offenbarung. Wir können durch die Vernunft, viel gute äußerliche Handlungen ausüben, uns vor vielen Laſtern hüten; aber unſer Herz ſelbſt können wir durch die Natur nicht umbilden. Laſſen Sie uns daher alle falſche und abergläubiſche Begriffe von der Tugend verbannen. Sie wohnet nicht bloß im Verſtande, nicht in einzelnen guten Handlungen, nicht auf den Lippen, nicht in Gebe-

*) Pſ. 119, 9.

den. Sie iſt nicht äußerliche Ehrbarkeit, wie ſie vor der Welt gilt, nicht gleißneriſche Scheinheiligkeit, nicht einſiedleriſche Schwermuth, nicht glückliches Naturell; ſie iſt eine Frucht der Weisheit und der ſorgfältigen Anwendung derſelben; ſie iſt die höchſte Wohlthat, die uns Gott giebt aber ſtufenweiſe, aber nicht wider unſern Willen, nicht ohne den vernünftigen Gebrauch der verordneten Mittel.

Laß daher, o Jüngling, dein Ohr auf die höhere göttliche Weisheit Acht haben, und neige dein Herz mit Fleiß darzu. Denn ſo du mit Fleiß darnach rufeſt und darum beteſt; ſo du ſie ſucheſt, wie Silber, und forſcheſt ſie, wie die Schätze: alsdann wirſt du die Furcht des Herrn vernehmen, und Gottes Erkenntniß finden. Denn der Herr giebt Weisheit, und aus ſeinem Munde kömmt Erkenntniß und Verſtand. *) Die wahre lebendige Erkenntniß der Weisheit, die den Verſtand erleuchtet und das Herz beſſert und der Tugend fähig macht, die eine überwiegende Neigung zum Guten, einen lebendigen und beſtändigen Vorſatz in uns wirket, allen unſern Pflichten, weil ſie der beſte, heiligſte und ſeligſte Wille Gottes ſind, zu allen Zeiten zu gehorchen; dieſe höhere Weisheit giebt Gott in unſre Seelen durch die göttliche Kraft ſeiner uns geoffenbarten Wahrheiten; und dieß iſt die wahre Tugend.

Iſt es ſchwer bey ſo vielen Verſuchungen der Leidenſchaften, bey den mannichfaltigen Reizungen des Laſters, bey den böſen Beyſpielen und Grundſätzen der Welt, die Befehle der Tugend auszuüben;

finden

*) Sprüchw. Sal. 2, 2-6.

finden wir immer neue Hinderniſſe zu überſteigen, neue Fehler, Mängel und Gebrechen des Verſtandes und des Herzens zu verbeſſern: ſo laſſen Sie uns bey aller unſrer Unvollkommenheit, (und unvollkommen bleibt auch der beſte Menſch,) dennoch nicht zagen. Laſſen Sie uns immerdar an den mächtigen Beyſtand denken, der uns verſprochen iſt, an die hohen Bewegungsgründe der Tugend, an die herrlichen und unendlichen Belohnungen derſelben, an die ſchrecklichen und unendlichen Strafen des Böſen, an Tod, Gericht und Ewigkeit. Die wahre Tugend und Frömmigkeit hat die Verheißung dieſes und des zukünftigen Lebens. *) Und was wünſcht, was ſucht unſer Herz, als Ruhe und Friede itzt und in alle Ewigkeit hinaus? Nun dieſe Ruhe, dieſen Frieden gewährt uns die Religion und Tugend. Was ſollten wir alſo eifriger ſuchen, als ſie? Was ſollte uns ſchätzbarer ſeyn, als Tugend und gutes Gewiſſen? Ja, die göttliche Weisheit iſt keine Feindinn unſers Vergnügens. Nein, die Religion iſt eben dadurch, daß ſie uns demüthiget, unſre Herzen umbildet, unſre Begierden einſchränkt, uns zu Gott durch den Weg der Buße und des Glaubens führet, eben dadurch iſt ſie die Wegweiſerinn zur wahren Ruhe und Hoheit der Seele. Sie macht uns zu Freunden unſrer ſelbſt, zu Freunden der Menſchen, zu Freunden des Allmächtigen, Allweiſen und Allgütigen. Können wir noch mehr begehren? Mehr als die Zufriedenheit dieſes Lebens und die Freuden einer ganzen Ewigkeit?

Es

*) 1 Tim. 4, 8.

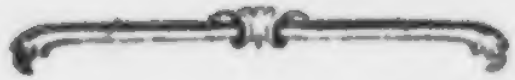
Es ſey alſo nicht leicht, die Pflichten, die Gebote der Tugend auszuüben; genug ſie ſind zu unſerm Glücke der einzige ſichre und offne Weg.

Gott will, wir ſollen glücklich ſeyn,
Drum gab er uns Geſetze.
Sie ſind es, die das Herz erfreun,
Sie ſind des Lebens Schätze.
Er redt in uns durch den Verſtand,
Und ſpricht durch das Gewiſſen,
Was wir, Geſchöpfe ſeiner Hand,
Fliehn, oder wählen müſſen.

Ihn fürchten, das iſt Weisheit nur,
Und Freyheit iſts, ſie wählen,
Ein Thier folgt Feſſeln der Natur,
Ein Menſch dem Licht der Seelen.
Was iſt des Geiſtes Eigenthum?
Was ſein Beruf auf Erden?
Die Tugend! Was ihr Lohn, ihr Ruhm?
Gott ewig ähnlich werden!

Dieſe Glückſeligkeit verleihe Gott uns allen! Ihm ſey Ehre und Anbetung in Ewigkeit!

Moraliſche Charaktere.



Regelmäßige Sinnlichkeit, in dem Charakter des Kriton vorgeſtellet.

Im gemeinen Leben heißen meiſtens diejenigen vernünftige, geſittete und ehrbare Menſchen, die klug oder arbeitſam genug ſind, ihre Handlungen ſo einzurichten, daß ſie Anſehen, Ehre, Bequemlichkeiten und Vergnügungen der Sinne, Reichthümer und die Freyheit erlangen, nach ihrem Geſchmacke leben zu können.

Kriton lebt ſeit zwanzig Jahren auf ſeinem väterlich ererbten Ritterſitze, ohne Familie. Er hat den Ruf eines vernünftigen, arbeitſamen und gaſtfreyen Mannes für ſich, und die ganze Gegend preiſt ihn glücklich.

Er iſt ſtets beſchäfftiget, und hat keine Zeit zu den Ausſchweifungen, die der Müßiggang gebiert. Der Morgen wecket ihn zur Aufſicht über die Arbeiten des Landlebens. Alles, was nützlich und einträglich iſt, ſtudiret er durch, unternimmt es ämſig, führt es glücklich aus, gewinnt immer

mehr

mehr Vermögen, kauft die Aecker der Armen, ohne ſie ihnen geizig abzudringen, und hat binnen zwanzig Jahren ſeinen Ritterſitz mit drey neuen vermehret.

Er kränket Niemanden mit Vorſatz, bezahlet ſeine Arbeiter richtig, und ſchmückt gern die Kirchen in ſeinen Dörfern. Ein neuer Altar, eine neue Glocke, eine beßre Orgel, iſt ihm nicht zu viel. — Kriton iſt gaſtfrey. Wer ihn beſucht, und ein Liebhaber der Oekonomie iſt, der iſt ihm bey ſeiner Tafel willkommen. Sie iſt wohl eingerichtet, nicht karg, nicht verſchwenderiſch, und ſeinem Stande gemäß. — Er erlaubt ſich ſelten das Vergnügen der Jagd. Sie raubt die koſtbare Zeit, und dieſe kann er beſſer anwenden. Er ſchließt Contracte, durchſieht ſeine Rechnungen, ſtrengt die Arbeiter an, und läßt, wie er ſagt, für die Nachwelt bauen. — Hier macht er einen unbrauchbaren Acker durch ſeine Sorgfalt zum Walde. Dort findet er einen Steinbruch, der ſeinem Gute einträglich und der Gegend nützlich iſt. Stets beſchäfftiget, ſo erblickt ihn der Morgen, und ſo ſchläfert ihn der Abend ein; und alle Nachbarn lieben ihn wegen ſeiner Verträglichkeit, und preiſen ihn, als einen glücklichen Mann. Und was hat man auch an dieſem Leben des Kriton auszuſetzen? Nicht viel, wie es ſcheint. Alles ſtimmt ja unter ſich und mit einer gewiſſen Hauptabſicht überein. Aber was iſt ſeine Hauptabſicht? Warum lebt er? Warum ſorgt, und denkt, und arbeitet er ſo übereinſtimmend?

Vielleicht weis er es ſelbſt nicht. Ein dunkles Gefühl der Glückſeligkeit leitet ihn. Es ſcheint ihm rühmlich, ſtets beſchäfftiget zu ſeyn; mehr zu thun, als Andre ſeines Standes; immer mehr Hufen und Güter zu gewinnen, und zu wiſſen daß er ſie gewonnen hat. Iſt dieſes ſein Glück und die Abſicht, warum er auf der Welt war?

Um zu wiſſen, ob Kriton wirklich für ſein Glück gelebt habe, ſo betrachtet ihn in dieſem ſeinen ſcheinbaren Glücke mit den Augen der Vernunft, und zwar betrachtet ihn auf ſeinem Sterbebette. Er ſtirbt, als Herr von ſechs Rittergütern. Konnte es ſein Beruf ſeyn, zu leben und zu arbeiten, um reicher, als Andre, zu ſterben? — War er leutſelig, ein Schutz und Rath ſeiner Unterthanen, ein liebreicher Verſorger treuer Bedienten, ein williger und kluger Geber von ſeinem Ueberfluſſe? — Er war arbeitſam, um reich zu ſeyn; ſorgfältig und ordentlich, um bequem zu wohnen, und ſtandesmäßig zu eſſen und zu trinken; mäßig, um geſund und zu Geſchäfften geſchickt zu ſeyn. Er lebte bey allen ſeinen Anſtalten eigentlich für ſich, und nie, mit Abſicht, für das Beſte der Welt; er lebte für ſeinen Eigennutz, und nicht für die Tugend. Er lebte regelmäßig ſinnlich; und ſo leben die meiſten Menſchen.

Hätte Kriton, wenn er vernünftig ſeyn wollen, wohl die Hauptabſicht ſeines Lebens vergeſſen können? Konnte er nicht wiſſen, daß ſeine Seele edler wäre, als ſein Körper, daß die guten Eigenſchaften des Herzens etwas wichtigers wären, als

Rittersitze, als eine gute Tafel und die Bewunderung der Nachbarn? Daß es weiser wäre, Güter zu erwerben, die uns im Tode bleiben, als solche, die wir in wenig Jahren verlassen müssen? Daß es mehr Würde sey, ein weiser, gutthätiger, gemeinnütziger und gottseliger Mann zu seyn, als der Reichste im Lande? Daß die Uebungen der Pflichten gegen die Menschen und den Schöpfer unendlich mehr Werth haben, als die strengste Ausübung der Regeln der Wirthschaft?

Euphemon, das Gegentheil des Kriton.

Euphemon ist beynahe in Kritons Glücksumständen. Er erhält durch Sorgfalt sein Vermögen, und nützt es. Er ist arbeitsam in seinem Stande, und sieht die Arbeitsamkeit als einen göttlichen Beruf an, sich und Andre zu erhalten, sich und Andre weiser, ruhiger und glücklicher zu machen. Dieses ist die Hauptabsicht, die in alle seine Geschäffte einfließt; und er verstattet sich die Begierde, reich zu werden, nicht weiter, als in so weit sie mit den Pflichten gegen Gott und Menschen bestehen kann. Er steht früh auf, und sein erstes Geschäffte ist Andacht. Dadurch wird seine erste Stunde der Segen für sein Herz und für seine Beschäfftigungen, die er alsdann überdenkt und ordnet. Er ist des Tags über eifrig in guten Anstalten; allein was sein Verwalter besser ausführen kann, das thut er nicht aus zu großer Geschäfftigkeit, wie Kriton, selbst. Er sorgt für das

Beste

Beste seiner Unterthanen, unterstützt den arbeitsamen Dürftigen, und sucht den Trägen in Arbeit zu setzen. Er läßt sich herab, und behauptet zugleich das Ansehen, das ein Herr haben muß, der aus Pflicht über Ordnung und Gehorsam hält. Seine Unterthanen lieben ihn, indem sie ihn ehren. Kriton schmückt die Kirchen, und Euphemon sorgt für die Schulen in seinen Gemeinden. Jener läßt Altäre bauen, und dieser läßt die Kinder von einem geschickten Manne sorgfältig unterrichten. Er belohnet seine saure Arbeit, und ermuntert den Geistlichen in seinem Fleiße durch Bücher, durch Bequemlichkeiten, die ihm sein Amt nicht gewähret, und durch einen leutseligen Umgang. — Euphemon ist auch gastfrey; aber außer den Freunden, die er speiset und vergnügt in seiner Gesellschaft unterhält, essen treue und abgelebte Diener, Greise, die keine Versorgung mehr haben, und Kranke, die eines Labsals bedürfen, von seinem Tische. Er hält einen redlichen Bedienten, der sich nach verborgnen Elenden und Unglücklichen erkundigen und ihnen durch die dritte Hand helfen muß. — Euphemon baut nützlich, bequem und zugleich in der Absicht, Müßige und Arbeitlose zu beschäfftigen und zu ernähren. Er will nicht immer gutthätig seyn, um nicht diejenigen, welche es bequem finden, sich von Wohlthaten zu nähren, zu Trägen und Unverschämten zu machen. Er ist vorsichtig bey seiner Freygebigkeit, und aus Güte zuweilen strenge. — Er sieht die beschwerlichen Frohndienste seiner Unterthanen; die Klugheit

wehret ihm, sie ihnen ganz zu erlassen, und doch weis er sie zu mäßigen, sie dem durch Geld, jenem durch Getreide, oder durch den Erlaß eines Zinses, von Zeit zu Zeit zu vergüten und sein Recht in Billigkeit zu verwandeln. — Er ist der Herr, und das Beyspiel, und die Seele seines Hauses; und es immer gut zu seyn, dieses ist seine Sorge und Arbeit. Er hat keine Kinder; aber er läßt Anverwandte bey sich erziehen. Er sorgt für die Sitten seiner Bedienten mit Klugheit, Ernst und Güte, hält sie vom Müßiggange und vom Laster zurück, und erweckt sie durch sein Beyspiel zu den Uebungen in der Religion. — Diese Lebensart hat Euphemon zwanzig Jahre getrieben, keine neuen Güter erworben, und manches Jahr so gar sein Vermögen verringert; und hat er gleichwohl nicht unendlich mehr gethan, als Kriton? Er hat nicht bloß seine Haushaltung nützlich geführt; er hat auch sein Vermögen und sein Ansehen nach seinem Gewissen, zu seinem und Andrer Glücke verwandt. Wie ehrwürdig, aber wie selten ist ein Euphemon!

Chryſes, der unbeſtändig ſein Glück in allerhand ſinnlichen Vergnügungen ſucht.

Chryſes, ſeit ſeinem fünf und zwanzigſten Jahre, der Herr eines groſſen Vermögens, ſucht ſein Glück in allerhand Vergnügungen, die an und für ſich erlaubt ſind, und nur dadurch zur Thorheit werden, wenn man ſich ihnen ganz überläßt. Die Langeweile nöthiget ihn zu Beſchäfftigungen; und ſeine Einbildung und ſeine Sinne wählen ſie. Stets unbeſtändig wechſelt er in ſeinen Unternehmungen ab, wird dieſer ſatt, flieht zu einer andern, belacht nach kurzer Zeit dieſe wieder, ergreift einen neuen Gegenſtand ſeines Wunſches mit nicht beſſerm Glücke, lebt ſinnlich, um nach ſeinem Geſchmacke zu leben, und lebt lächerlich und unruhig.

Er kauft ſich ein Landgut. Welche Freude! Die Jagd wird ſeine Wolluſt und ſein Fleiß; und nichts ſcheint ihm wichtig, was ſie nicht angeht,

und alles hingegen groß, was zu ihr gehöret. — Die Talente und Thaten seiner Jagdhunde, sein Glück in der Jagd, selbst die Beschwerlichkeiten derselben, werden seine Gespräche und Tagebücher. Das Gehege seiner Phasanen ist ihm mehr, als eine Provinz dem Eroberer; und der zehnendichte Hirsch, der in seiner Holzung steht, ist sein täglicher Stolz. Er legt sich ein kleines Jagdhaus an, und sättiget sich, wenn er nicht jagen kann, mit der Beschauung und Verbesserung seines Jagdgeräthes und seiner Gewehrkammer, kauft einen neuen Hund, und verschenkt ein Pferd, das ihm nicht mehr neu ist, damit er die Freude haben könne, ein neues zu kaufen. — So lebt er ein Jahr, zwey Jahre, wird gleichgültig gegen die Jagd, und lacht endlich über dieses beschwerliche Vergnügen.

Er wird weiser, und sucht sein Vergnügen im Bauen. O dieses ist eine weit anständigere und nützlichere Beschäfftigung, sagt Chryses! Er baut nicht, weil er bequemer wohnen will; sondern um nach seinem Geschmacke zu bauen, reißt er hier ein, und führt dort auf, baut itzt ein kostbares Gartenhaus, und dann, weil ihm der Pferdestall nicht mehr gefällt, einen prächtigen Stall, morgen einen Salon, und mit eben der Hitze fällt er auf den Ehrgeiz, das beste Taubenhaus zu haben. Er wagt Risse, kauft Bücher von der Baukunst, die er nicht versteht, pralet damit, quälet seine Arbeitsleute, verschwendet einen großen Theil seines Geldes, und findet seine

Wollust

Wolluſt im Bauen. — Aber ſeine Anſtalten wollen ihm nicht mehr glücken. Man baut ihm viel zu langſam; nicht nach ſeinem Sinne. Er wird verdrießlich, und giebt dieſe Beſchäfftigung auf.

Er wählt eine neue Lebensart, wird geſellſchaftlich, und ſucht den Ruhm der Gaſtfreyheit. Er öffnet ſein Haus, wie er ſagt, geſitteten und angenehmen Leuten, aber in der That meiſtens den Schmeichlern und Schmarozern. Er ſinnt auf eine gute Tafel, auf Reinlichkeit und Pracht in ſeinen Zimmern, auf Vergnügungen für ſeine Gäſte, und wird reichlich mit Beyfall, Freundſchaft und Bewunderung belohnet. Er lebt ein Jahrlang für ſeine Gäſte und Bewunderer, und fühlt nunmehr den Zwang und das Leere dieſer Lebensart.

Der Schmeichler Brut, die frech des Chryſes Tafel hütet,
Die ſeiner Gnade Stral erwärmt und ausgebrütet,
Schwärmt ſummend um ſein Ohr.
Der Thor iſt ihr Geſpött, ſelbſt da er ſie ernähret,
Verlaſſen, wenn ſie ihm ſein Gut vertraut verzehret,
Und arm, und noch ein Thor.

Er wird verdrießlich und kränklich, stellt seine Gastfreyheit ein, will durch Einsamkeit seiner Gesundheit wieder aufhelfen, und wird ein stiller Gartenfreund.

Nun hat er die unschuldigsten Freuden, nach seiner Meynung, die Freuden der Natur, gefunden. Er wendet sein Geld auf Blumen und seine Sorgen auf die Wartung und Verbesserung derselben, verschreibt mit großen Kosten Blumenzwiebeln, läßt Blumenkenner kommen, hält die Gärtner für die klügsten Sterblichen, und wundert sich, wie er diese anmuthige Beschäfftigung, die ihn einen ganzen Sommer unterhält, nicht eher gewählet. Aber schon vertilgt der nächste starke Winter viele Geschlechter seiner Blumen, erweckt ihm einen Ekel gegen die Gärten, und zugleich eine Liebe für die Bücher.

Chrysos wird also gelehrt, schafft sich eine kostbare Bibliothek, liest und studiret. Diesen Monat ist die Geographie seine Weisheit; und diese Woche scheint ihm die Wappenkunst die wahre Gelehrsamkeit zu seyn. Er will sie studiren, und ermüdet bald, wählt die Geschichte, und geht schnell zur Poesie über, hört auf zu lesen, läßt seine Bücher vortrefflich einbinden, bringt sie in Ordnung, widmet ihnen das beste Zimmer, kauft mathematische Instrumente, verläßt seinen gelehrten Hausrath und das Landleben plötzlich, zieht in die Stadt, wird ein Mann

nach

nach der großen Welt, und verlacht das Landleben. Der Hof scheint ihm nunmehr der Sitz der wahren Vergnügungen zu seyn; die Comödie übertrifft alle Gartenluft, die Oper alle Jagden und alle Freuden des Bauens. — Die Antichambern sind ihm die Schulen der Weisheit, und, o wie lacht er über seine Bibliothek! — Er beobachtet die Moden mit Scharfsinnigkeit, als die Gesetze der guten Sitten, erfreut sich seines guten Geschmacks in der Kleidung und Equipage, und kehrt endlich, von seinem abnehmenden Vermögen gerufen, wieder auf sein Landgut, und lernt einsehen, daß er, um glücklich zu seyn, beynahe zwanzig Jahre, ein Verschwender seines Vermögens, seiner Zeit und seines Verstandes gewesen.

Der Mann mit Einem Laſter und mit vielen Tugenden.

Die Menſchen ſind ſelten ſo verderbt, daß ſie ſich vielen Laſtern zugleich ergeben ſollten; und ſelten ſo ſchlimm, daß ſie ein Laſter, dem ſie ſich überlaſſen, nicht durch gewiſſe Tugenden gleichſam vergüten wollten. Dorant gehört unter dieſe Claſſe. Er dienet der Wolluſt, obgleich nicht ohne alle Mäßigung, und iſt ſo offenherzig, daß er dieſen Fehler ſelbſt geſteht; aber eben dieſer Dorant iſt gerecht, gutthätig, dienſtfertig, aufrichtig. Er kennt und gebraucht alle Künſte, das Herz einer Unſchuldigen, die ſeine Neigung gereizet hat, zu verführen; und doch kann er keinen Unglücklichen ohne Mitleiden ſehen, und ohne Hülfe von ſich laſſen. Man liebt ihn wegen ſeiner Gutthätigkeit ſelbſt in den Geſellſchaften, wo man ſeinen Fehler kennet. Er verabſcheut die berüchtigten Häuſer der Wolluſt, und würde ſie zerſtören, wenn es auf ihn ankäme; aber eine Beyſchläferinn zu halten, die er in kurzer Zeit mit einer andern vertauſcht;

tauſcht; dieſes ſcheint ihm nichts Böſes und nichts Gutes zu ſeyn. Er belohnet ſie mit etlichen hundert Thalern; denn dieſes, ſagt er, wäre ungerecht, wenn ſie hülflos bleiben ſollte. Er verhilft ihr ſo gar mit ſeinem Schaden zu einer Heirath, um ſie zu verſorgen, und man lobt dieſe Sorgfalt an ihm. Dorant, ſpricht: die große Welt, hat doch im Grunde ein gutes Herz. Dieſer Dorant, der, durch ſeine geſittete Lebensart und ſeinen Stand, den Zutritt in die beſten Häuſer hat, iſt alſo ein gefährlicher Feind der Unſchuld, und doch iſt er ein Mann von Treu und Glauben. Er giebt mir ſein Wort, daß er mir durch ſeinen Fürſpruch dienen will; und er thut es, ohne meinen Dank zu erwarten. Er thut es mit Vergnügen. Man ſpricht von einem Bekannten oder auch von einem Fremden Böſes; und er geräth darüber in eine edle Hitze, daß man die Ehre des Andern kränkt, und nicht lieber das Beſte vermuthet. — Dorant konnte von ſeiner Anverwandtinn, wenn er ihr hätte ſchmeicheln wollen, eine reiche Erbſchaft erlangen. Nein, ſagte er, das wäre ungerecht; ſie hat nähere Erben, die es mehr bedürfen. Soll ich reicher werden, um Andere arm zu machen? — Dorant iſt gelinde gegen ſeine Untergebenen, und der gütigſte Herr gegen ſeine Bedienten, wenn ſie ſich wohl aufführen. — In Geſellſchaften iſt er beſcheiden, und hält es für ein Verbrechen, jemanden zu beleidigen, und ſein Vergnügen zu ſtören. — Er haßt das Spiel, den Trunk, und die Verſchwendung. Was ſoll man alſo von Doranten urtheilen? Nach der Sprache der Welt hat er nur Einen Fehler und viele

viele Tugenden; nach der Sprache der Wahrheit hat er eigentlich keine Tugend, und nur ein gutes Temperament, oder eine natürliche Anlage zur Tugend. Er hat zu viel Verstand, um die Laster alle zu billigen, und zu wenig, um einzusehen, daß Ein Laster, dem man sich wissentlich ergiebt, das ganze Herz verderbt. Er hat zu viel Gewissen, um ruhig zu sündigen und will einen Vergleich zwischen dem Bösen und Guten treffen, und seine Fehler der Wollust durch die Beobachtung äußerlicher Pflichten der Geselligkeit ersetzen. Er wählt diejenigen Tugenden, die einem weichlichen Herzen die leichtesten und ihm natürlich sind; Güte, Billigkeit, Gelindigkeit, Dienstfertigkeit. Er wählt diejenigen Tugenden, die in Gesellschaften am beliebtesten sind, und sich am ersten durch Beyfall oder Gegendienste belohnen. Seine Tugenden sind also Temperament und Wohlstand; und sein Abscheu, den er vor gewissen Lastern hat, ist die Frucht des Beyspiels und der guten Erziehung, die er in seiner Jugend genossen. Die Exempel zu diesem Charakter sind in dem gemeinen Leben sehr häufig, und den guten Sitten sehr gefährlich. Das Laster, das sich mit den Farben von zehn Tugenden schmückt, gefällt zur Nachahmung gar zu sehr, und auch ein gutartiger Jüngling wird sich von ihm blenden lassen. Das Schlimmste dabey ist noch dieses, daß solche Charaktere mit Hochachtung in der Welt beehret werden, und daß man von ihrer schlimmen Seite in Gesellschaften gemeiniglich nur scherzhaft und mit einer witzigen Spötterey spricht, und die Ausschweifung höchstens von der lächerlichen Seite

tadelt. Gleichwohl ſollte man über die Unzucht eben ſo wenig ſpotten, als man über Mord und Diebſtahl ſpottet; und folget nicht oft Beides aus dem erſten? Dorant, der den Perſonen des andern Geſchlechts Unſchuld und Tugend rauben kann, hat, ſo lange er dieſe ſtrafbare Neigung nicht unterdrückt, kein tugendhaftes Herz nach dem Ausſpruche der Moral; und ſeine guten Thaten, ſo glänzend ſie auch ſind, gehören ſeinem Blute, ſeiner Erziehung, und ſeiner Eigenliebe zu, oder ſind Früchte des böſen Gewiſſens, das ſich beruhigen will. Die Tugend iſt der aufrichtige und lebendige Wille allen Geſetzen der Vernunft und Offenbarung zu gehorchen. Iſt ein ſolcher Wille aufrichtig, wenn er Ausnahmen macht? Iſt nicht Dorant, ſelbſt des Beyſpiels wegen, ſchuldig, ſeiner Neigung zu widerſtehen; und ſchwächet er nicht durch ſein Exempel bey Andern das Anſehen eines göttlichen Geſetzes? Es iſt wahr, daß man es in allen Tugenden nicht gleich hoch bringen kann; aber der Vorſatz muß zu keiner mangeln. Es iſt wahr, daß die beſten Herzen fehlen können, und wirklich fehlen; aber in dem Fehler beharren, oder ihn nicht erkennen wollen, weil man ihn nicht ablegen will; das iſt keine Schwachheit; das iſt Verderben des Herzens.

Der regelmäßige Müßiggänger, oder der Mann ohne Laster und ohne Tugend.

Er lebt, mehr einsiedlerisch, als gesellschaftlich, lebt für sich, und theilet sein Vermögen so ein, daß er ehrlich und ruhig leben kann. Er ist ohne Familie, hat keine Hausſorgen, ist Herr seiner Zeit, und sorgt, daß er Niemanden zur Last falle. Er lebt seit zehen Jahren einen Tag so regelmäßig als den andern; ist gesund, und mit seinem Schicksale zufrieden. Um acht Uhr erwacht er; der Thee, die Zeitung und das Fenster beschäfftigen ihn bis zehn Uhr. Um diese Zeit besorgt er seine Geschäffte, das heißt, er trägt die gestrigen Ausgaben in sein Tagebuch ein, besieht seinen gestrigen Anzug, ob etwas mangelhaft daran geworden, wählt den heutigen, schreibt einen Brief, wenn ihm der Wohlstand einen abfordert, blättert in einem neuen Buche, das ihm aus dem

Laden

laden iſt zugeſchickt worden, oder zeichnet eine halbe Stunde zu ſeinem Vergnügen, oder tritt an ſeinen Flügel. Ehe es zwölf Uhr ſchlägt, iſt er angekleidet. Er ſpeiſt gut, aber mäßig, und weis ſeit dreyßig Jahren nicht, was ein Rauſch iſt. Seine Zeit von zwey Uhr nach Tiſche bis Abends um zehn Uhr iſt ebenfalls eingetheilet. Eine Stunde ſchenkt er dem Billiard, eine dem Beſuche, den er giebt oder annimmt, eine halbe Stunde dem Schlafe, eine Stunde dem Leſen einer anmuthigen Schrift, eine dem Spaziergange, wenn es das Wetter erlaubt, eine der Abendmahlzeit, und um zehn Uhr überläßt er ſich regelmäßig dem Schlafe. Von dieſer Ordnung weicht er nicht ab, auſſer des Sonntags, da er die Kirche beſucht. Dieſer Mann hat den Ruhm der Eingezogenheit und einer ordentlichen Lebensart. Sein Bedienter rühmt, daß ſein Herr alle Morgen bete und alle Abende ſinge. Und in der That, Eraſt iſt mäßig und haushälteriſch; kein Freund der Wolluſt und tobender Vergnügungen. Er ſpricht von Niemanden Böſes; läßt jeden in ſeinen Würden; bezahlt, was er zu geben ſchuldig iſt, richtig; und lebt ſtille für ſich. Gleichwohl, wer iſt Eraſt, wenn man ihn in ſeinem ganzen Betragen unterſucht? Iſt er mehr, als ein regelmäßiger Müſſiggänger? Was iſt die Hauptabſicht ſeines Plans? Bequemlichkeit und methodiſirte Trägheit. Er lebt mäßig, um geſund zu ſeyn; wirthſchaftlich, um nicht zu darben; und ordentlich, um die beſchwerlichen Folgen der Unordnung zu vermeiden. Er lebt für ſich, und nicht für Andre.

Iſt

Iſt er deswegen in die groſſe Geſellſchaft der Menſchen geſetzet worden? Er befördert ſein Vergnügen; aber iſt es das, welches von der Vernunft gebilliget wird? Er geht mit ſeinem Vermögen ſorgfältig um, weil es die Pflicht eines Vernünftigen iſt. Aber iſt nur der Gebrauch des Vermögens, nicht auch der nützliche Gebrauch der Zeit eine Pflicht, eine beſtändige Pflicht? Er wendet die Zeit bloß zur Pflege und Erhaltung ſeines Körpers an; und alſo lebt er, um künftig ſo lange gelebt zu haben, als er nur gekonnt? Er hat eine Seele bloß für ſeine Sinne, und einen Verſtand, bloß um die Gegenſtände zu entdecken, die ſeiner Bequemlichkeit ſchmeicheln. Er glaubt, er thue nichts Böſes, weil er ſich vor Laſtern hütet, die ſich ſelbſt beſtrafen; allein ſein ganzer Plan des Lebens iſt böſe, weil ihn die Vernunft und die göttliche Beſtimmung verwirft. Er beweiſt ſelbſt durch ſeine Einrichtung, daß die Seele des Menſchen ein geſchäfftiges Weſen iſt, weil er ihr in jeder Stunde eine Art der Unterhaltung giebt. Warum kann er nicht einſehen, daß es beſſer iſt, ein nützlicher und arbeitſamer Mann zu ſeyn, als ein geſchäfftiger Müßiggänger? Hofft er, daß ihn Gott einſt ewig für die Mühe belohnen ſoll, die er auf das Vergnügen ſeiner Sinne ſo ordentlich verwandt hat? Könnte er ſo oft ſchlafen, als er wollte, ſo würde er wahrſcheinlich den gröſten Theil ſeines Lebens verſchlafen. Er habe noch ſo wenig Gaben von der Natur empfangen; ſo hat er doch mit allen Menſchen die Pflicht der Vernunft und der Religion gemein, ſeine geringen Talente

zum Beſten der Welt aufrichtig anzuwenden. Hierinnen beſteht ſeine Tugend und Ruhe. Er ſoll zufrieden leben, als ein Mitbürger, nicht als ein träumeriſcher Einſiedler. Er darf ſeine Bequemlichkeit ſuchen, aber er lebt nicht für ſich allein, ſonſt würde ihn der Schöpfer in eine Höle eingeſchloſſen und mit den nöthigen Lebensmitteln umringt haben. Endlich iſt es falſch, daß ein bequemes Leben ein zufriednes Leben iſt. Wenn Er ſtill nachdenkt; (und er kann doch nicht alle ernſthafte Gedanken durch Trägheit erſticken,) macht ihm ſein Herz wegen ſeiner ſinnlichen Lebensart gar keine Vorwürfe? Fühlt er nichts Leeres in ſeiner Seele? keine Beſorgniß, daß Andre, für die er nichts nützliches thut, ihn verachten werden? keine Beſchämung, daß er vierzig oder funfzig Jahre gelebt hat, ohne ein beſſerer Menſch geworden zu ſeyn? Kann er ſich auf die ſchützende Hand der Vorſehung verlaſſen, und ſich, wenn ſein Vermögen, das er itzt nur zu ſeiner Bequemlichkeit gebraucht, ſich in Mangel verwandeln ſollte, mit ihrem Beyſtande tröſten? Kann er auf Hoffnung ſterben, wenn er an den Tod denkt? Hat er dieſe Vortheile des Geiſtes nicht; ſo iſt er nicht zufrieden, ſondern nur von ſeiner Bequemlichkeit, der er dienet, mit einem angenehmen Kützel auf einige Jahre für ſeine Dienſtbarkeit belohnet, und zugleich beſtrafet.

Der ſchwermüthige Tugendhafte.

Die Fehler unſers Temperaments miſchen ſich beſtändig in unſre Tugend, und geben ihr in unſerm Verſtande die Geſtalt, die mit unſrer eigenthümlichen Neigung am meiſten übereinſtimmt. Aus dieſer Quelle entſpringen unzählige Irrthümer, die wir für Wahrheiten annehmen; und keine Irrthümer ſind ſchwerer zu heben, als die ihren Schutz in dem natürlichen Charakter unſers Geiſtes und in der beſondern Einrichtung unſers Körpers finden und dabey mit einem guten Herzen ſich vertragen.

Aret meynt es aufrichtig mit der Tugend, und ſeine Strenge iſt weder Heucheley, noch ſtolze Frömmigkeit. Nein, aber er iſt von Natur ſchwermüthig und furchtſam, und darum liebt er die Schwermuth und Furchtſamkeit auch in ſeiner Tugend, oder bildet dieſe nach ſeiner Gemüthsart. Er flieht die unſchuldigen Freuden des Lebens, weil er ſie für ſtrafbar hält. Aber warum hält er ſie dafür? Hat er nicht ſo viel Verſtand, ſeinen Irr-

thum

thum einzusehen? Ja, er hätte ihn; aber sein dickes schwarzes Blut benebelt und verfinstert seinen Verstand. Traurig seyn ist ihm natürlich; und diejenigen Begriffe von Tugend, die zur Traurigkeit am besten passen, sind deswegen schon seiner Art zu denken auch natürlicher, als das Gegentheil. Aret wird selten lachen; denn seine Tugend hat eine finstre Stirne, und eine frohe Miene hält er für Leichtsinn. Man muß dem Andern stets ein gutes Beyspiel geben; dieses ist sein richtiger Grundsatz. Aber wie falsch legt er ihn aus! Dieß darf uns nicht befremden, denn er sucht die Auslegung dazu in seinem Charakter. Er verbannet alles Freye aus seinem äußerlichen Betragen, grüßt mit eben der Miene, mit der er betet, fragt mit eben dem Tone: wie befinden sie sich? mit dem er von einer Feuersbrunst redt, und seufzet im ganzen Ernste, daß wir einen erlaubten Scherz sagen, nicht immer die Tugend im Munde führen, nicht seine Leibsprache reden. Um uns ein gutes Beyspiel zu geben, klagt er stets über die bösen Sitten, streut in die gleichgültigsten Gespräche erzwungne Tugendlehren ein; und um überall nützlich zu werden, wird er so gar aus den Zeitungen in dem Tone eines Strafpredigers erzählen, und gesetzt daß er es auch bey der Tafel thäte, nichts weniger glauben, als daß er zur Unzeit eifere; denn er mißt unsre Empfindung nach der seinigen ab. — Man muntert ihn zu einem Spiele auf. Aret kann es nicht wohl abschlagen; und setzt, er

ſpielt mit eben der feyerlichen Miene, mit der er einen Kranken beſucht. Man muß, denkt er, ſich überall gleich ſeyn, das heißt, überall einen finſtern Ernſt zeigen. — Ihr geht mit ihm ſpatzieren und freuet euch über die Schönheiten der Natur; aber ſein Herz läßt dieſe Freuden nicht ein. Er prediget euch aus guter Meynung die Wunder der Natur; denn das iſt ihm leichter als die Freude. — Ein über eine melancholiſche Höle herabhangender Felſen wird ſeine Blicke weit eher und länger an ſich ziehen, als das anmuthigſte Thal; denn in jenem findet er Nahrung zu finſtern traurigen Betrachtungen. Er iſt nicht karg; aber ein geringes Geld für eine Spatzierfahrt oder gute Muſik auszugeben, das hält er für Sünde. Mich, ſagt er, macht die Muſik ſinnlich; und wie gut wäre es nicht, wenn er ſich zuweilen ſinnlich machen ließe! Sie ſtört ihn in ſeiner Traurigkeit, darum hält er ſie für gefährlich, und beklagt Andre, die ſie lieben. Weil er die Einſamkeit liebt, ſo zittert er vor allen großen Geſellſchaften, hält ſie für Schulen der Thorheit, und ermahnet alle zur Eingezogenheit, das heißt, zur einſiedleriſchen Traurigkeit. Aret iſt wirklich dienſtfertig, aber mit ſo vielem ſchwerfälligen Ernſte, daß man glaubt, er ſey es nicht, oder ſeine Dienſtfertigkeit koſte ihm viel Ueberwindung. Er liebt die Seinigen, ſorgt aufrichtig für ihre Wohlfahrt, und doch ſo mürriſch, daß ſeine Sorgfalt wenig fruchtet und oft verſpottet wird. Unter ſeinen beiden Söhnen iſt der eine lebhaft

und flüchtig, der andre träge und langſam. Er will den erſten in ſeinem zwölften Jahre zum geſetzten Manne machen, und kränkt ſich, daß er ihm ſeinen Geſchmack an der Ernſthaftigkeit nicht beybringen kann. Den andern will er in ſeinem geſetzten Charakter befeſtigen, und freut ſich, daß er ihn täglich unempfindlicher werden ſieht. Von dem erſten hofft er wenig, von dem letzten alles; und durch ſeine traurige Erziehung verderbt er mit dem beſten väterlichen Herzen alle beide. — Aret iſt mitleidig und nimmt an dem geringſten Elende der Andern Theil, aber ſelten an ihrer Freude. Er läßt ingeheim Arzeneyen und Stärkungen für Kranke zubereiten, und ſich doch oft vergebens bitten, ehe er ſeine Verwandten, die ſich in ſeinem Garten vergnügen wollen, mit einer Abendmahlzeit bewirthet. Das Geld, ſagt er, dauert mich nicht; aber könnte ich meine Zeit nicht noch nützlicher zubringen? Ja, Aret, bringe ſie nur dieſen Abend aus Pflicht mit deinen Verwandten zu, unterhalte ſie mit Freundlichkeit, und befördre dadurch ihr Vergnügen und das Vertrauen, das ſie dir und deinen guten Lehren ſchuldig ſind: ſo haſt du die Zeit nützlicher zugebracht, als du denkeſt. Eine ſeiner Nichten heirathet einen Landgeiſtlichen; er ſtattet ſie reichlich aus, und wünſcht ihr Glück zur Einſamkeit des Landlebens. Die andre, die eben ſo vernünftig und geſittet iſt, heirathet einen rechtſchaffnen Officier; er giebt ihr nicht ſo viel, und ſagt ihr mit Thränen, daß er ſie bedaure. Er erzieht Waiſen. Der

eine will ein Bergmann werden; ja, sagt Aret, das ist eine nothwendige Beschäfftigung. Gott hat die Metalle in die Erde gelegt, daß sie durch den Fleiß der Menschen sollen gesucht und genützt werden; ich will euch beystehen. Von dem andern erzählet man ihm, daß er eine treffliche Fähigkeit zur Malerey habe. Aret denkt an die verführerischen Werke dieser Kunst, ohne an ihre guten zu denken, und hört auf, für seinen Waisen zu sorgen. Nein; spricht er, die Malerey, die Bildhauerkunst, die Musik — ich tadle sie nicht; aber ich habe meine Ursachen, ich lasse diese Künste Niemanden auf meine Kosten lernen.

Welcher liebenswürdige und der Welt nützliche Mann würde Aret seyn, wenn er seine Tugend nicht durch seinen traurigen Charakter entehrte, und die Anforderungen seiner Gemüthsart nicht mit den Pflichten der Tugend vermengte; wenn er lernen wollte, daß man sein Temperament durch die Tugend verbessern, nicht aber dieser zumuthen müsse, sich nach jenem zu bequemen! Vielleicht erkennt Aret seinen Fehler und die Nothwendigkeit, ihn abzulegen, wenn er auf die Uebel sehen will, die daraus in der Gesellschaft entstehen. Er macht bey seinem guten Herzen und bey seinen edlen Absichten die Tugend verdächtig und oft verächtlich. Er raubt sich tausend Gelegenheiten, Gutes zu thun, weil er Andre durch seinen kläglichen Ernst von sich entfernt, oder aus Einsiedlerey sich ihnen selbst entzieht. Er wird ungerecht und grausam, wo er rechtschaffen seyn will, und verdrießlich und

wider-

widerwärtig, weil er zur Unzeit eifrig iſt. Kann er glauben, daß wir darum fromm ſeyn ſollen, um uns und Andern die unſchuldigen Freuden, die uns der Schöpfer angewieſen, zu entziehen, und nie zu fühlen, daß wir glücklich ſind, und daß dieſes die ſelige Abſicht Gottes gegen ſeine Geſchöpfe ſey? Er ſieht eine natürliche Furchtſamkeit und eine argwöhniſche Schwermuth für Behutſamkeit und Wachſamkeit an. Die Welt würde freylich in vielen Stücken beſſer und eingezogner ſeyn, wenn viele Aretè wären; das iſt wahr: aber ſie würde auch bald in eine unfreundliche, mürriſche und abergläubiſche Welt ausarten, oder ein wohl eingerichtetes Klaghaus werden; das iſt eben ſo wahr. Unſere Tugend muß eben ſo wenig in eine natürliche Schwermuth als in einen natürlichen Leichtſinn eingekleidet werden.

Der Jüngling von der guten und schlimmen Seite.

Der Jüngling hat alle Eigenschaften, wie sie sein anwachsendes Glück und die auf ihn wartende Welt verlanget. Alles in ihm und außer ihm ist zur Verbesserung und Reife seiner Kräfte, zum künftigen glücklichen Manne, und zu einem nützlichen Bürger der Welt angeleget; der, wie er in gewisser Maaße der Wohlthäter derselben wird, zugleich bey ihr hinwiederum ein Recht auf ihre Dankbarkeit und auf Gegenwohlthaten sich erwirbt. Wir wollen den ganzen Gehalt seines Charakters betrachten; sein Gutes, wie es sich von seinen Schlacken absondern läßt, und die Fehler des Naturells, wie sie durch Unterricht und Bildung zu guten Eigenschaften und der Tugend beförderlich werden können.

Der Jüngling ist meistens von Natur in seinen Wünschen und Unternehmungen kühn, heftig

und unbeſtändig. Der Leichtſinn, eine unſtete Ruhmbegierde, eine natürliche Neigung alles haſtig nachzuahmen, ein gewaltiger Trieb zu ſinnlichen Vergnügungen, leiten und führen ihn, bemächtigen ſich ſeines Herzens und leicht auch ſeines Verſtandes zum Dienſte der Thorheit. Er iſt leichtgläubig, bald gewonnen, aber eben ſo bald beleidigt, und ſchnell zur Ahndung. Er nähert ſich gern der Verſchwendung, und verachtet die Sparſamkeit. Er fühlet den täglichen friſchen Anwachs ſeiner Kräfte und wagt ſie kühnlich daran, unbeſorgt für ſeine Geſundheit und oft für ſein Leben. Er ſcheut gemeiniglich den Aufſeher, will ſich ſelbſt Geſetz und Klugheit ſeyn, und ſtürzet ſich in Fehler. Er ſcheint bald ſeinen Fehler zu bereuen, aber in der That kränkt ihn mehr der Vorwurf und der Schimpf, den er ſich dadurch zuzieht, als der Fehltritt ſelbſt. — Dieß iſt das Bild des Jünglings, wenn man ihn auf der ſchlechten Seite betrachtet; und dennoch enthält ſie bey allen den Fehlern, wodurch ſie ihn verunſtaltet, die Grundanlage zum guten und nützlichen Menſchen.

Der kühne und heftige Jüngling iſt der erſte Stoff zu dem muthigen und arbeitſamen; der unbeſtändige und leichtſinnige zu dem folgſamen und geſetzten Menſchen. Wie langſam würde ſein Gedächtniß, ſeine Einbildungskraft und ſein Verſtand mit den nothwendigen Gegenſtänden und Kenntniſſen des Lebens erfüllt werden, wenn er nicht unſtet und flüchtig in ſeinen Neigungen und Wünſchen wäre! Ein jeder Schritt zur Thorheit würde

ihm ein Schritt zum Laster seyn, wenn er der einzelnen Thorheit weniger geschwind überdrüßig würde. So kühn und heftig der Jüngling in seinen Unternehmungen ist: so hat ihn doch die Natur, um dem Mangel seiner Erfahrung und seiner Einsicht zuvor zu kommen, mit einer edlen Schamhaftigkeit ausgerüstet. Diese warnet und leitet ihn, wenn er sie nicht frevelhaft unterdrückt. Eben der Jüngling, der gern ungebunden seyn will, ist doch zugleich der Jüngling, der durch geheime Bande an die kleine Welt seiner Familie und Verwandten so weise gefesselt ist, daß er sich, gern oder ungern, dennoch ihren Leitungen ergiebt. Liebe und Dankbarkeit gegen seine Eltern und Wohlthäter vertreten öfters bey ihm die Stelle des Verstandes. Er ist hitzig, seinen Gegenstand zu verfolgen; aber ist er nicht auch empfindlich gegen die Bitte einer liebreichen Mutter? Ihn erschreckt der weise Tadel eines gütigen Vaters; und die sanfte Erinnerung eines Freundes wird oft für ihn eine eindringende Sittenlehre.

Der Jüngling ist leichtgläubig, und diese Eigenschaft stürzt ihn in viele Fehler; aber er glaubt auch das Gute leicht, und am leichtesten glaubt er es denen, die seine Hochachtung und Liebe zu verdienen wissen. Auf solche Weise wird an der Seite vernünftiger Menschen seine Leichtgläubigkeit Glück für ihn; und durch ihren Unterricht, durch ihre Erfahrung, zu der noch seine eigne Erfahrung hinzukömmt, wie oft ihn seine Leichtgläubigkeit betrogen, wird sie mit der Vorsichtigkeit verwandt. —

Der

Der Jüngling, der itzt seine Fehler gern verbirgt, ist doch zu andrer Zeit offenherzig genug, sie selbst zu verrathen, und geschwätzig genug, sich selbst zu beschämen. Er giebt Andern dadurch Gelegenheit, sie zu verbessern; und so werden Andre immer das für ihn, was er sich selbst noch nicht ist. —

Der Jüngling ist begierig nach Beyfalle und Bewunderung, und geht mit groſsen Gedanken von sich und seinen künftigen Unternehmungen einher; eine Leidenschaft, die, von der Hand der Weisheit umgebildet und regieret, zum feurigen Antriebe des Fleiſses und der Bestrebung im Guten für ihn wird. Aber sucht der Jüngling nicht auch aus dieser Ruhmbegierde seine Ehre in Gegenständen, die oft nur seine Verachtung oder seinen Haſs verdienen sollten? Ja, aber meistentheils aus Mangel der Einsicht und guter Beyspiele. Seine Erziehung sey noch so mangelhaft, so ist doch oft ein einziges rühmliches Beyspiel genug, seine Begierde nach Ehre auf gute Sitten und edle Neigungen und Unternehmungen zu richten. Ein unglücklich gewagtes Unternehmen giebt ihm Erfahrung, und diese wird ihm, so oft sie ihn an seinen Fehler erinnert, auch das Gesetz einschärfen, daſs er weiser und bey der Wahl seiner Ehrbegierde vorsichtiger seyn soll. Fällt seine falsche Ruhmsucht gar auf das Laster: so straft ihn das Gewissen, und ruft ihn wieder auf den rechten Weg; das Gewissen, das in seinem empfindsamen Herzen eben so laut spricht, als seine unerlaubte Begierde. — Ohne die hohen Gedanken von sich und seinem künftigen

Antheile

Antheile an den Weltbegebenheiten würde der Jüngling in seiner Ehrbegierde und in seinem Fleiße bald ermüden. Er betrügt sich freylich, aber doch zu seinem künftigen Vortheile, wenn er nur will. Selbst aus seinem Stolze wird einst die ihm und der Welt so nothwendige Tugend der Bescheidenheit und Demuth erwachsen, wenn er nur will. Seine wagende Ehrbegierde versieht ihn mit nützlichen und angenehmen Eigenschaften. Er erlernt viel lobenswürdiges, schmeichelt sich, wie viel er wisse, wie gut er sey, ist muthig, geht immer weiter, sieht immer mehr, das er fassen und wagen muß, immer mehr Fehler, die er ablegen, immer mehr Rühmliches, dem er nachstreben muß. Endlich, nachdem seine Einsicht auf diesem Wege stufenweise gestiegen, und Erfahrung, Zeit und Tadel ihn gelehret haben, wie klein sein Verdienst und wie unvollkommen seine Tugend sey, verwandelt sich sein Stolz stufenweise in Demuth. So verliert die Raupe ihre berstende Hülle und nimmt die Gestalt eines gefälligen Sommervogels an. —

Der Jüngling ist verwegen, und diese natürliche Verwegenheit wird durch die Ausbildung zu einer weisen Herzhaftigkeit und Entschlossenheit in Gefahren; eine Tugend, die künftig seine Familie und sein Vaterland von ihm erwarten. — Sein Blut wallt in seinen Adern, und macht ihn stürmisch und heftig; aber auch begierig nach Leibesübungen, die seine Nerven anstrengen und befestigen, und seinen Körper zur Erduldung der Arbeit und der mannichfaltigen künftigen Beschwerden

des

des Lebens abhärten ſollen. Ohne ſeine Haſtigkeit und Flüchtigkeit würde der Ueberfluß ſeiner Säfte entweder der Geſundheit ſchaden, oder die Gliedmaßen des Körpers für die Befehle der Seele ungelenkig werden laſſen. —

Die Leidenſchaften, die ihren Sitz zugleich in ſeinem brauſenden Blute haben, Zorn und Wolluſt, ſcheinen die ſchlimmſten und verderblichſten Züge in ſeinem Charakter zu ſeyn. Wie tobt der Zorn eines aufgebrachten Jünglings! Aber, Dank ſey es ſeiner natürlichen Unbeſtändigkeit! er währet nicht lange. Und wie verſöhnlich iſt ſein junges Herz, gegen das Herz eines beleidigten Alten betrachtet! Er vergiebt ſchnell ein erlittnes Unrecht, und bereut ein angethanes eben ſo ſchnell, nachdem er bald ſanft, bald ernſtlich erinnert wird. Sein Zorn, wenn er verſchwunden iſt, lehrt ihn die Vorſichtigkeit, ſich vor Beleidigungen zu hüten, und wird, wenn er durch die Vernunft angehalten worden, zu einem plötzlichen rühmlichen Widerwillen gegen das, was ſein oder Andrer Glücke unbillig ſtöret. —

Die Neigung gegen das andre Geſchlecht, dieſe ſüße und zur Erhaltung der Welt und der Geſellſchaft unentbehrliche Neigung, würde die gefährlichſte Feindinn ſeines Herzens und ſeines Lebens ſeyn; aber ſie wacht zu ſeinem Glücke nicht eher auf, bis er, die Geſetze der Vernunft und der Religion zu erkennen, im Stande iſt. Er fühlt dieſer Neigung das Schild der Schamhaftigkeit in ſich entgegen geſetzet. Begierig nach Beyfall und

Ehre;

Ehre; furchtsam vor der Schande; erinnert von einem verständigen und liebreichen Aufseher; folgsam aus Liebe und Scheu gegen seine Eltern und Verwandten; geneigt zu Beschäfftigungen; verwickelt in die Vergnügungen der Freundschaft und die erlaubten Freuden der Sinne und der Einbildungskraft; unterhalten durch Fleiß; unterstützt durch Mäßigkeit und das noch frische Gefühl seines Gewissens und der Pflicht, seinem Schöpfer über alles zu gehorchen; durch diese Verfassung, sage ich, wird er stark, seine Neigung zu regieren; und diese Neigung, durch Tugend regieret, wird ein Segen für seine Gesundheit und sein Leben, und einst in dem Schatten der ehelichen Liebe der Segen der Nachkommenschaft. Eben dieser Trieb, durch Tugend beschützt, macht ihn zum gefälligen und arbeitsamen Jünglinge; und die süße Hoffnung, mit einer liebenswürdigen Person des andern Geschlechts die Freuden des Lebens und einer unauflöslichen Freundschaft künftig zu genießen, ermuntert ihn zu vielen Tugenden, die vorausgesetzt werden, wenn er ein glücklicher Mann soll werden können. —

Seine geringe Liebe zum Gelde, die leicht in Verschwendung ausarten kann, bewahret ihn vor einem großen Feinde der Tugend in seiner Seele, vor dem kriechenden Eigennutze, der ihn außerdem in seinem männlichen Alter zu gebieterisch regieren würde. Eben der Jüngling, der itzt das Geld nicht achtet, soll früh die Neigung der Guthätigkeit und Freygebigkeit, aus der so viel gesellschaft-

ſellſchaftliche Tugenden entſprießen, in ſich wurzeln laſſen. —

Seine heftige Begierde, Andre nachzuahmen, iſt eine Quelle vieler Thorheiten und gefährlicher Verſuche; aber dieſe Begierde, durch Klugheit eingeſchränket, macht ihn zum nützlichen Bürger der Welt. Sein den Sorgen verſchloßnes Gemüth erhält ihn in der Heiterkeit, dem Geſchäffte, das er erwählet, ganz zu leben; und ſeine Wißbegierde, ob ſie ſich gleich anfangs mehr mit den Gegenſtänden der Sinne und des Gedächtniſſes beſchäfftiget, ſammelt doch eben dadurch Reichthümer zum Gebrauche des Verſtandes ein. Sein Charakter iſt der fruchtbare Baum im Frühlinge; er treibt ſtarke Zweige, treibt Blätter, Knospen und Blüthen. Ohne die erſten können die letzten nicht hervor kommen; aber wenn alle Blüthen Früchte würden, würde ſie der Baum nicht tragen können. Die heftige Neubegierde des Jünglings wehrt dem trägen Müßiggange; und endlich ſo ſinnlich er iſt, ſo iſt er doch zugleich das Geſchöpf, das ſeinen Hunger am leichteſten und mit den einfältigſten Speiſen ſtillen kann, ohne ſich zu beklagen. Unbekannt mit den Gemächlichkeiten, die das Alter fordert und liebet, übernimmt er eine harte Lebensart geduldig, wenn ſie mit dem Wunſche ſeiner Neigung übereinkömmt, und von der Pflicht ihm empfohlen wird.

Das jugendliche Herz hat alſo freylich gefährliche Leidenſchaften; aber ſie ſtimmen doch unter einander, wenn ſie gut gebildet und regieret werden,

dienſt-

dienſtfertig zu ſeinem Glücke überein. Selten iſt Geiz, Neid, Tücke, Betrug, Troß und Grauſamkeit der Antheil jugendlicher Neigungen; ein großes Glück für den Charakter des Jünglings. Geſelligkeit, Begierde zu gefallen, nachzuahmen und Freunde zu haben, Kühnheit, Ehrliebe, Mitleiden, Dienſtfertigkeit ſind meiſtens die kleinen Bäche, die das Herz des Jünglings durchwäſſern, damit es die Früchte ſeiner Privatglückſeligkeit und des allgemeinen Beſten tragen kann. Seiner Fehler ſind viel; und doch kömmt es auf die Erziehung, die er genießt, und auf ihn ſelber an, ſie immer mehr zu unterdrücken, immer weiſer, vorſichtiger, mäßiger und beſſer zu werden, und wenn er früh ſein Herz der Religion übergiebt, ſich vor wiſſentlichen Laſtern zu bewahren.

So bild, o Jüngling, denn dein Herz, ſchon in der Jugend;
Sieh auf die Weisheit ſtets, doch mehr noch auf die Tugend!
Denk, daß nichts glücklich macht, als die Gewiſſensruh,
Und daß zu deinem Glück dir Niemand fehlt, als du.

Charakter eines feinen Verleumders.

Orgon giebt ſich die Miene, daß er Gaben und Verdienſte ſchätze, wo er ſie finde, und Fehler lieber verdecke, als offenbare. In der That kann er Verdienſte an Niemanden dulden, und er würde fremde Tugenden nicht bemerken, wenn er nicht durch Eiferſucht und Stolz auf ſie aufmerkſam gemacht würde. Er hat das Verlangen, beſſer zu ſeyn, als Andre; aber ſein Herz iſt zu verderbt, ſie durch wahre Vorzüge übertreffen zu wollen, und deswegen erniedriget er Andre durch wahre oder erdichtete Fehler, um alsdann über ſie hinwegzuragen. Ein niederträchtiges Geſchäffte! und doch ein Geſchäffte, darauf Orgon ſeinen Verſtand und ſeine Wiſſenſchaft verwendet, und wodurch er ſich in Geſellſchaften den Namen des Scharfſinnigen, des Sittenrichters, des klugen Mannes erwirbt.

Die Form, die er seiner Verleumdung giebt, ist gemeiniglich der Lobspruch. Er flieht die ehrenrührigen Worte, und wählet aus der Sprache des Tadels die gelindesten; aber es sind auch nicht bloß die Worte, durch die er seine Gesinnungen ausdrückt. Nein, durch den Ton, mit dem er sie ausspricht, sagt er das, was er dabey denket. Eine Miene, ein nachsinnender Blick, ein niedergeschlagnes Auge, eine sich faltende Stirne, eine künstliche Bewegung der Hand, alles dieses verleumdet an ihm, mehr als die Sprache.

Die Gesellschaft lobt heute Damons Geschicklichkeit, und Niemand ist beredter, als Orgon. Er declamiret von Damons Verdiensten, um zu zeigen, daß er das Verdienst kenne, und die seltne Tugend besitze, den Vorzug des Andern ohne Neid zu schätzen und zu bewundern. Ich, fährt Orgon fort, bin ihm und seiner Einsicht sehr viel schuldig; ich kenne ihn, und es kränkt mich um desto mehr, wenn die Welt diesem rechtschaffnen Manne von der Seite des guten Herzens Vorwürfe macht. Hier schweigt er. Ernst und Widerwille auf seiner Stirne machen die Vorwürfe wahrscheinlich, und ein gewisses Zurückwerfen des Kopfs, das sie zu entschuldigen scheint, befestiget den Verdacht in den Augen der Anwesenden. Orgon hat genug gewonnen. Er fährt fort, den Verstand, die Geschicklichkeit, die Höflichkeit des Damons zu bewundern, und sagt kein Wort weiter von seinem guten Herzen.

Ja,

Ja, hören wir ihn einandermal reden, Ammnt iſt wirklich ein dienſtfertiger, aufrichtiger Mann; von dieſer Seite kenne ich ihn. Wenn er nicht der witzigſte Mann iſt, ſo iſt Rechtſchaffenheit doch immer mehr, als Witz; und wenn er ſeinem Amte, wie man ſagt, nicht gewachſen iſt, ſo iſt das doch nicht der Fehler ſeines Herzens. Es iſt wahr, der Bär in der Fabel, der ſeinem Freunde, dem Menſchen, einen Dienſt der Liebe erweiſen will, und ihm unvorſichtig den Kopf einſchlägt, iſt ein gefährlicher Freund; aber Aufrichtigkeit bleibt doch eine groſſe Tugend. Der gute Ammnt! Dieſen Ausruf ſpricht er mit einem geſchwinden zweydeutigen Tone aus. Man fragt ihn, was Ammnts Fehler eigentlich ſey? Er ſieht den Fragenden an, thut, als hörte er die Frage nicht, und beantwortet ſie dadurch am boshafteſten, daß er ſie nicht beantwortet. Orgon weis, daß man in der Einbildung mehr hinzu ſetzen wird, als er thun dürfte.

Es iſt gewiß, ſpricht Orgon, da man ihm die Beredſamkeit eines Geiſtlichen rühmet, er prediget vortrefflich, und er verdienet es, daß man ihm dieſes anſehnliche Amt der Kirche ertheilet hat. Er iſt beynahe ein zweyter Boſſuet oder Saurin. Nach einer kleinen Vergleichung zwiſchen dieſem Redner und dem Saurin, wo er ſeine eigne Beredſamkeit zeigt, fährt er mit einem Aber fort, und ſtocket. Nun, Herr Orgon, was haben Sie, was ſtocken Sie? — Nichts. Haben doch Boſſuet und Saurin ſelbſt den Vorwurf der Herrſchſucht und des Geizes dulden müſſen; denn wer kann

es leiden, daß große Männer keine Fehler haben? — Man redt morgen nicht zum Besten in einer großen Gesellschaft von der Tugend einer verheiratheten Dame. Orgon fürchtet sich, zu reden, aber seine bedenkliche Miene saget mehr, als nöthig ist, den Verdacht gegen ihre Tugend zu bestärken. — Seine Sittensprüche, die er so oft einstreut: »Wer »wird immer das Böse von Andern glauben!« — »Es ist menschlich, Andre so lange für gut zu hal»ten, als uns keine traurige Nothwendigkeit das »Gegentheil lehret.« — »Es ist leichter, Andrer »Fehler, als ihre Tugenden zu bemerken.« — »Jeder hat seine Mängel; und der ist der beste, »der die wenigsten hat.« — »Man muß die Feh»ler der Menschen bedecken und dulden; was wäre »sonst Nachsicht und Menschenliebe?« — »Die »Nachrede vergrößert, oft ohne daß sie es will; »man glaube die Hälfte.« — — Alle diese seine Grundsätze, die er künstlich einzuflechten weis, sind Brustwehren, hinter welchen seine verzagte Verleumdung sicher zu seyn hofft.

Kleanth, ein Autor, hat den Beyfall der Welt, und hat ihn mit Recht. Orgon weis wider diesen Ruhm im Herzen nichts einzuwenden, außer daß er ihm denselben nicht gönnt. Dieser Autor, spricht er, ist auch mein Liebling, und wer wollte ihn nicht lesen? Er schreibt für den Verstand, für den Witz, und für das Herz zugleich, und schreibt so sorgfältig, daß er sich, wie man sagt, beynahe um die Gesundheit geschrieben hat. Es ist ungerecht, daß man diesem Manne kein hinlängliches Auskommen

verschafft.

verſchafft. Groſſe Genies ſollten nie genöthiget ſeyn, für Geld zu ſchreiben und des Gewinns halber ſich aufzuopfern. Welcher Schimpf für unſer Jahrhundert! — Mit dieſer patrietiſchen Klage macht er alſo ſeinen Liebling, den Autor, zum gewinnſüchtigen Schriftſteller, und ſeine gelobten Werke zu Früchten eines hungrigen Magens.

Orgon, dieſer Meiſter in ſeiner Profeſſion, beſitzt noch feinere Kunſtgriffe, als die, welche bereits erwähnt worden. Er läſt ſein verleumderiſches Aber nicht ſtets unmittelbar auf ſein Lob folgen. Nein, er macht heute und morgen die heimliche Anlage zur Verkleinerung des Montans durch verſchwenderiſche Lobſprüche, und die Entwickelung folgt erſt, wenn er die Geſellſchaften zum Vortheile ſeiner Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe gewonnen hat; ſie folgt oft erſt nach Wochen und Monaten. Montan, der die Hand eines liebenswürdigen Frauenzimmers ſucht, war zeither in Orgons Munde der beſte Mann. Heute fällt die Rede auf die Perſon, die er ſich wünſcht, und die ihm Orgon nicht gönnt. Er langt ein zärtliches Gedicht hervor, das Montan vor langer Zeit an ein Frauenzimmer aufgeſetzt, und lieſt es herzhaft ab. Man klopft in die Hände. Aber wie, Herr Orgon, iſt das Gedicht auf die Doris, deren Ja Montan ſucht? Es paſt ja nicht alles auf ſie. So? fährt er lächelnd und ſchertzhaft fort, als ob man nicht an zween Orten ſein Glück verſuchen dürfte? Das iſt das Privilegium der Poeſie.

Fragen Sie den Montan, an wen es iſt? genug, daß es ſchön iſt. Die andern Fragen gehören nicht vor uns, ſondern vor den Richterſtuhl der Liebe. — Mit dieſem freyſinnigen Scherze hat er ſeine Abſicht erreicht. Man hält den Montan für unbeſtändig und hinterliſtig. Kaum ſieht Orgen dieſe gute Wirkung, ſo verſiegelt er den Verdacht durch Ein: »Aber verrathen Sie mich nicht, meine ſchönen Damen!« Oft lenket er das Geſpräch auf gewiſſe Perſonen, deren Fehler zum Theil bekannt ſind, und ſchweigt, ſo bald die Andern das Amt der Verleumdung über ſich genommen haben. Indeſſen redt er durch Lächeln, durch Beſchäfftigungen mit dem Stocke, den er bald an den Mund drückt, bald nachdenkend beſieht, durch ein einſylbiges So? Wie? Was? Er redt, ſage ich, ſtillſchweigend alles Böſe von dem Andern, das jene kaum laut ſagen; und ſo erwirbt er ſich bey den Meiſten das Verdienſt eines ſcharfſichtigen und billigen Mannes; er, der ein neidiſcher Verleumder iſt, ein Geſchöpf, das Sirach in der Rangordnung noch über die Räuber ſetzet.

Der falſche Schamhafte, der die weſentliche Wohlanſtändigkeit der eingebildeten aufopfert.

Adraſt, ein ehrbegieriger Jüngling, ſucht ſich in dem Umgange mit der großen Welt zu bilden, und ſich Freunde und Beförderer zu erwerben. Seine gute Miene empfiehlt ihn, und ſeine Lebhaftigkeit, mit einer gewiſſen Beſcheidenheit begleitet, öffnet ihm ſo wohl als ſein Stand den Eintritt in angeſehene Geſellſchaften. Er erröthet über den geringſten Fehler der Uebereilung, oder der Unwiſſenheit, der ihm in Abſicht auf den Wohlſtand entwiſcht. Aber allzubegierig, Beyfall zu haben, und allzu ſchwach, ein Mißfallen zu ertragen, verkennt er oft die wahre Ehre, und opfert ſie einer falſchen Schamhaftigkeit auf. Er liebt die Wahrheit und wird nie mit kaltem Blute eine Unwahrheit ſagen; dennoch, ſo bald er in Geſellſchaften erzählt, erzählt er ungetreu, vergrößert, verkleinert, läßt Umſtände weg, verſetzt ſie, aus großer Begierde, nichts alltägliches zu

erzählen; und beleidiget die Wahrheit, um das Lob eines angenehmen und beredten Gesellschafters zu erbeuten. Er wirft sich oft, wenn er zurück in die Stille kömmt, diesen Fehler vor, und begeht ihn in dem Geräusche der Gesellschaften bald vom neuen. — Er hat viel zu viel Religion, als daß er das Gebet verachten sollte; aber er sieht, daß die meisten, die itzt von der Tafel aufstehn, zu vornehm sind, die Hände zum Gebete zu falten. Er hübe sie gern auf; aber, denkt er, was wird man von deiner Andacht urtheilen? Man wird dich für einen Sonderling, für einen Heuchler, oder für einen Menschen ohne Welt halten; und schon läßt er sie mit Wohlstand unempfindlich sinken. Er ist ein Feind von groben Ausschweifungen, und haßt den Trunk. Der Vornehme, mit dem Glase in der Hand, muntert ihn durch Bitten und Gesundheiten auf. Er schämt sich, diesem Manne zu widerstehen; es würde unhöflich seyn; und um nicht unhöflich zu seyn, entehrt er seine Vernunft durch einen abgenöthigten Rausch, und setzt sich in die Gefahr der Krankheit, oder des dem Weine benachbarten Lasters — — Man sagt in der Gesellschaft eine ekle Zweydeutigkeit. Sie gefällt Adraften nicht; aber er zwingt sich, sie mit zu belachen, um nicht von einem unverschämten Auge den Vorwurf zu dulden, daß er so einfältig wäre, sie nicht verstanden zu haben. — Er begeht einen Fehler im Tanze. O wie kränkt es ihn! Aber um seinen Fehler zu vergüten, sagt er in der Hitze einem Frauenzimmer eine

witzige

witzige Unverschämtheit; und so setzet er sich wieder in sein voriges Ansehen. — Er begeht einen Fehler der Unachtsamkeit im Spiele, schämt sich, erkauft ihn durch einen Fluch, und schämt sich nicht. — — Adrast scheut den Namen eines Widersprechers, der in Gesellschaften so verhaßt ist. Man spottet unbarmherzig über Ammts Fehler, die man noch dazu ihm bloß andichtet; und es kränkt Adrasten, daß er sie nicht widerlegen soll. Aber die vornehme Verleumderinn sieht ihn achtsam an, und schon giebt er seinen Beyfall durch Mienen, so sehr ihm auch sein Herz widerspricht; und kaum fragt ihn Clelia laut: Adrast, haben Sie es nicht auch gehört? so wird er aus falscher Schamhaftigkeit ein Verleumder, und sagt, Ja. — Adrast ist kein Praler, aber aus Besorgniß, sich nicht so reich als Andre zu tragen, wird er heute ein Verschwender in Kleidern, und legt morgen durch eine ehrsüchtige Freygebigkeit den Grund zu einer üblen Oekonomie. — Was hindert Adrasten, sich von dieser widerrechtlichen Schamhaftigkeit, die eine Feindinn seiner Tugend ist, zu befreyen? Wenn er aufrichtig seyn will, so kann er leicht sehen, daß er nicht so wohl nach guten Sitten, als nach dem Ruhme derselben, strebt. Aus dieser Quelle fließt der Fehler seines Charakters, und diese muß er zuerst verstopfen. Er läßt sich in seinem Betragen von den Meynungen der Welt regieren; und er weis doch, daß die wahre Würde oder das wahre Schändliche einer Handlung nicht von den Meynungen abhängt.

Wird ſeine ſinnreiche Zweydeutigkeit, ſein glücklich angebrachter Fluch, ſein vernunftloſer Rauſch durch allen Beyfall erlaubt, oder ſchön? Welches iſt edler? Der Vorſchrift glänzender Gewohnheiten, welche die große Welt beſchützt, oder dem Geſetze ſeines Gewiſſens zu folgen? Aber ich verliere den Beyfall der Andern, der Angeſehnen? — So verliere ihn denn! Es iſt Ehre und Glück für dich; denn der Beyfall, der eine Thorheit krönet, er komme aus dem Munde eines Königes oder einer Fürſtinn, eines Helden oder eines Gelehrten, iſt allezeit Schande. Willſt du die Probe davon machen, Adraſt? Du haſt aus falſcher Schamhaftigkeit heute wider die Warnung deines Gewiſſens und deiner Ueberzeugung gehandelt. Eine ganze Geſellſchaft hat dich mit ihrer Achtung dafür belohnet. Wohlan, wirf dich auf den Abend denkend auf dein Lager, und ſtelle dir deinen Tod vor, der in dieſer Nacht erfolgen kann. Denke die Vorwürfe, die dir dein eignes Herz macht; denke die Stimmen des Beyfalls, mit denen dich die Geſellſchaft beehrte. Hört die Anklage deines Innerſten durch den Gedanken auf: Ich bin bewundert und mit Lächeln und Dankſagungen für meine Gefälligkeit aus der Geſellſchaft begleitet worden? Geſetzt, ein höherer Geiſt wäre um dein Lager ſichtbar, und du fragteſt ihn, was er von deinem Zuſtande dächte; ſo höre, was er dir wahrſcheinlich antworten würde: Armer, ehrgeiziger und betrogner Adraſt! Du ſchämeſt dich, Menſchen zu mißfallen, und mißfällſt lieber dir ſelbſt?

Du

Du ſuchſt Ehre bey den Menſchen, und verachteſt die Ehre bey dem Schöpfer der Menſchen? Du machſt dich gegen das Unerlaubte unempfindlich; das iſt deine Schande. Du gehorchſt dem Beyfalle der Elenden und Thoren; aber den Anordnungen einer göttlichen Weisheit widerſtehſt du? Iſt das deine Ehre? Du haſt ein ſehr kriechendes Herz, ehrgieriger Jüngling! und wenn du es nicht achteſt, weiſer zu werden, ſo wirſt du bald ein ſehr böſes Herz haben. Suche den Beyfall der Vernünftigen, aber nie wider die Stimme deiner Pflicht; denn der wahre Wohlſtand im Umgange kann nie mit den Geſetzen der Vernunft und der Religion ſtreiten. Der Große, nach deſſen Beyfalle du itzt ſtrebſt, wird in kurzer Zeit eben der Staub ſeyn, der du werden wirſt. Ehre ſeinen Stand, in den ihn die Vorſehung geſetzet hat; aber verehre nicht ſeine Thorheiten und Laſter, und wiſſe, daß der erhabenſte Beyfall der Welt, durch eine wiſſentliche Vergehung erkauft, im Himmel ein Brandmal der tiefſten Niederträchtigkeit iſt.

Der stolze Demüthige.

Es ist kein Fehler, der uns an Andern beschwerlicher fällt, als der Stolz; und keiner, den wir uns selbst leichter erlauben, oder weniger an uns gewahr werden, als eben derselbe. So giebt es auch beynahe keine Tugend, die von uns an verdienten Personen so sehr bewundert wird, und die doch unserm Herzen schwerer ankömmt, als die Demuth. Aus diesen Ursachen verwehren sich wohlgezogne Menschen die der Welt beschwerlichen Ausbrüche des Stolzes, und ernähren ihn doch, oft unwissend, in sich; und aus eben diesen Ursachen nehmen sie die Lineamenten der Demuth an, ohne ihren Geist anzunehmen. Wir können es nämlich vor uns selbst nicht leugnen, daß die Demuth für so mangelhafte Geschöpfe, als wir sind, etwas sehr anständiges und eine nothwendige Tugend sey; aber genug, sie erniedriget uns. Wir können es, wenn wir nachdenken, nicht leugnen, daß der Stolz für so fehlerhafte Geschöpfe, als wir sind, etwas sehr unanständiges und eine Mißgeburt des Herzens sey; aber genug, er schmeichelt uns, und darum mögen wir ihn so ungern aus unserm Herzen entfernen; und darum betrügen wir uns so oft, wenn wir glauben, daß wir ihn entfernt

fernet haben. — Antenor, ein verſtändiger Mann, haſſet den Stolz, und hält ſich für demüthig. Er iſt vom Stande, und nie brüſtet er ſich mit ſeiner Geburt. Es iſt thöricht, ſagt er, auf einen Vorzug ſtolz ſeyn, den wir uns nicht ſelbſt gegeben haben. Soll der Adel unſrer Väter ein Vorrecht für uns werden: ſo müſſen wir es durch Verdienſte zu unſerm Eigenthume machen. Er iſt in ſeinem Betragen herablaſſend und gütig gegen Niedre, beſcheiden und ehrerbietig gegen Höhere, und doch zugleich heimlich darauf ſtolz, daß er alles dieſes iſt. Man bemerke und ehre ſeine Herablaſſung nicht: ſo wird er verdrießlich und kaltſinnig; und wiederum wird er deſto beſcheidner und leutſeliger, je mehr man ſeine Leutſeligkeit bewundert. Seine Kleidung iſt nichts weniger, als blendend. Das Kleid, ſagt er, iſt unter allen falſchen Verdienſten das lächerlichſte; und da ich nicht bey Hofe lebe, ſo iſt der beſte Staat für mich Reinlichkeit. Er kleidet ſich alſo ſehr bürgerlich; und er könnte doch, ſeinem Vermögen nach, ſich fürſtlich kleiden. Er erweiſet dem Verdienſte im geringen Kleide eben die Achtung, als dem Verdienſte im reichen. Indeſſen ſieht er es gern, wenn man dieſe ſeine Kleiderdemuth bemerket, und er kömmt ſelten in das Haus, wo man ihm einſt den Vorwurf gemacht, daß ſeine geringe Kleidung ein heimlicher Stolz ſey. — Antenor achtet die Titel ſehr gering und verſchmäht die redneriſchen Lobſprüche; beides aufrichtig. Aber eben dieſer Antenor, der die Titel, die ihm zukommen, nicht gern anhört, der eine offenbare Schmeicheley verabſcheut, ein übertriebnes Lob nie annimmt, eine ſklaviſche Verbeugung mit Verdruß anſieht, iſt doch im Herzen nach einem feinen mit Verſtande und Beſcheidenheit angebrachten Lobſpruche ſehr lüſtern. Eine geiſtreiche und verdeckte Bewunderung entzückt ihn;

und ſein Entzücken darüber, ſo ſehr er es zu verbergen ſucht, verräth ſich doch deutlich genug, wenn er dieſelbe bald dankbar annimmt, bald huldreich ablehnet. Auch weis er an Andern ſchon eine achtſame und ehrerbietige Miene ſehr hochzuſchätzen. Ich kann, ſpricht er oft, dieſen Mann, der mich ſo ſehr zu verehren ſcheint, nicht anhören, weil weder in ſeinem Tone noch in ſeinen Mienen Verſtand iſt. Antenor ſetzt alſo ſeine Demuth darein, daß er nicht von Thoren und Gecken, nicht von Schmeichlern, bewundert ſeyn will. Aber bewundert will er dennoch ſeyn; und iſt das Demuth? Die äuſſerlichen beſchwerlichen und zweydeutigen Kennzeichen der Ehrerbietung thun ihm keine Genüge; er verlangt die feinern und zuverläſſigern. Wer mag das tadeln? Aber verdient auch dieß keinen Tadel, daß er dieſen Erweiſungen der Hochachtung in ſeinem Herzen einen viel größern Werth beylegt, als ihnen gebührt; daß er ſie zum letzten Ziele ſeiner Handlungen macht, und alles bloß in der Abſicht thut, ſich derſelben zu verſichern; daß er denjenigen, der ſie ihm verſagt, heimlich zu verachten anfängt, und den Umgang eines rechtſchaffnen und verdienſtvollen Mannes darum flieht, weil er ihn nur ſelten oder gar nicht lobet? Was alſo Antenorn Beſcheidenheit und Demuth zu ſeyn ſcheint, das iſt im Grunde wahrer Stolz; es iſt nur ein feinerer Geſchmack deſſelben. — Er kennt ſeine Fehler, er geſteht ſie ſo gar; aber nur um ſich heimlich das Zeugniß geben zu können, daß er beſſer als Andre ſey; Andre aber zu reizen, daß ſie deſto mehr Gutes von ihm ſagen oder denken ſollen. Doch thun wir ihm nicht Unrecht? Ich denke nicht. Warum redt er ſo oft von ſeinen Fehlern, und warum giebt er ſich gleichwohl ſo viel Mühe, ſie den Augen der Zuſchauer zu entfernen? Er iſt in ſeinem Zimmer jähzornig, und alsdann hart gegen ſeine Bedienten, auch

wegen

wegen eines geringen Fehlers; aber wenn er Gesellschaft hat, läßt er sich so gar durch den gröſsten Fehler eines Bedienten nicht in Hitze bringen. — Antenor kann den Tadel vertragen. Man setzt an seiner Kleidung, seinen Zimmern, an seinen Gärten dieses und jenes aus. Er hört es mit einem gelaßnen Lächeln an, und bestätiget des Andern Kritiken, wenn sie gegründet sind, ob er gleich die Fehler sehr selten verbessert. — Man tadle hingegen etwas an seiner Bibliothek, und lobe alle seine Gebäude und Gärten; und Antenor wird schon stiller und ernsthafter. — Man bewundre seine Bibliothek und die treffliche Wahl der Bücher; und er ist der leutseligste Gelehrte. Man bewundre die Erziehung, die Antenor seinen Kindern giebt, nicht genug; und er wird tiefsinnig. — Seine Gemahlinn ist nicht schön, auch nicht angenehm, sondern mehr das Gegentheil. Gleichwohl erscheint er selten ohne sie in Gesellschaft, und ist der gefälligste und liebreichste Ehmann gegen sie. Sie betet ihn an; und er erträgt ihre Fehler, ohne seine Liebe zu mindern. Wir müssen, sagt er, mit denen Geduld haben, von denen wir ebenfalls Nachsicht verlangen. Ich liebe meine Frau nicht des Verstandes, sondern der Tugend wegen. Ja, Antenor, auch vielleicht deswegen, weil sie deine Anbeterinn vor den Augen der ganzen Welt und die Lobrednerinn deiner groſsmüthigen Liebe ist. — Antenor besitzet Wissenschaften; und er pralet so wenig damit, als mit seinen Reichthümern. Man muß auf seine Weisheit, spricht er, nie stolz seyn; und nie Andre durch seine Einsichten erniedrigen, sondern, ohne daß sie ihre Mängel fühlen, ihnen in Gesellschaft denken und empfinden helfen. Antenor, wenn es die Gelegenheit befiehlt, sagt seine Meynung; aber mit sorgfältiger Bescheidenheit. Gleichwohl, wie hitzig wird er nicht durch den ersten Widerspruch! Sollte er nur wissen, wie sein Gesicht sich

entfärbt', wie gebieterisch sein Ton wird, wie hastig und drohend er die Formeln ausspricht; wenn ich nicht sehr irre; ja, ich kann fehlen; aber — Nein, ich will nichts entscheiden. — Ein andermal bricht er ab, so bald man ihm widerspricht, und bleibt lange tiefsinnig, und widerlegt oder verachtet durch Stillschweigen. Indessen kann er doch allen Tadel bald vergessen. Man zweifle an seiner Einsicht; er kömmt zurück, und überwindet den Vorwurf. Man zweifle hingegen an seiner Bescheidenheit und Demuth; nein, sagt er, das gute Herz muß man mir nicht rauben. Ich hasse den Stolz an Andern, sollte ich mir ihn selbst erlauben? Ein Mann mit Verdiensten, und zugleich ein stolzer Mann seyn, heißt das größte Verdienst nicht haben. — Und ich fürchte Antenor, du hast dieses Verdienst nicht, sondern willst nur dich und Andre bereden, daß du es besitzest, weil die Demuth so liebenswürdig und der Stolz so hassenswürdig sind, und du sehr ehrgeizig bist. Du darfst es wissen, daß du Vorzüge vor Andern hast, und darfst darnach streben, und die gebührende Achtung von Andern annehmen; diese verwehret die Demuth nicht. Aber du mußt auch wissen, daß die Demuth ihren Sitz im Herzen und nicht im äußerlichen Betragen hat; und daß es einerley Stolz ist, ob du dich wegen deines Verstandes und deiner Tugenden, oder wegen deiner Naturgaben und Glücksgüter anbetest. Hältest du das Gute, was du an dir hast, nicht für unverdiente Geschenke der Vorsehung, und erkennest du deine mannichfaltigen Mängel nicht: so verleugne äußerlich deinen Werth noch so sehr, du bist doch weder gegen Gott noch Menschen demüthig, du bist eine Mißgeburt der Moral, ein stolzer Demüthiger.

Ein Mann, der seinen Beruf beobachtet, ohne deß er seinem Berufe ganz lebt.

Eusebius, ein Geistlicher auf dem Lande, dem es nicht an Wissenschaft, noch an natürlichen Gaben mangelt, verwaltet, nach dem öffentlichen Rufe, sein Amt genau, lebt unanstößig und steht seinem Hause wohl vor. Um zu erfahren, ob seine Lebensart mit dem Charakter eines Geistlichen übereinstimme; wollen wir sie von ihren verschiednen Seiten und in ihren einzelnen Zügen betrachten. Eusebius läßt selten jemanden für sich predigen; nein, sagt er, ich bin dazu berufen, meine Gemeine selbst zu unterrichten und zur Gottesfurcht zu erwecken. Ich entwerfe des Sonnabends in einer oder zwo Stunden den größten Theil meiner Predigt, und behalte, indem ich sie niederschreibe, zugleich das Meiste des Ausdrucks im Gedächtnisse. Ich brauche nicht, gelehrt zu predigen. In der That hören ihn seine Zuhörer gern. Auf das Kirchenexamen, sagt er, darf ich mich nicht vorbereiten. Welch Unglück für mich und mein Amt, wenn ich die Grundsätze der Religion mit ihren Beweisen nicht inne hätte! Die Arbeit seines Beichtstuhls ist wegen seiner kleinen Gemeine geringe, und selten ruft ihn sein Amt vor das Bette eines Kranken. Geschieht es, so ist er eben so ungesäumt da, als er des Sonntags zum Gottesdienste zugegen ist. Eusebius hat nicht das einträglichste Amt, und zieht seine meisten Einkünfte aus

dem Feldbau, den er ſelbſt beſorgt. Indeſſen würden ſie, auch wenn er ihn verpachtete, zureichen, ſeine Familie von vier Perſonen zu erhalten. Dennoch führt er dieſen Theil ſeiner Haushaltung ſelbſt, und giebt vor, daß er den Vortheil, den der Pachter billig ziehen würde, ſelbſt nöthig habe; und daß es alſo ein Theil ſeiner Pflicht ſey, ein Oekonom zu ſeyn. Die ganze Gegend lobt auch ſeinen Feldbau, ſeine Viehzucht und ſeine kleine Schäferey. Er hat in der Nachbarſchaft ein kleines Bauergut, das ſeiner Gattinn erblich zugefallen iſt. Dieſes beſorgt er durch einen Verwalter und durch ſich ſelbſt. Wenn ichs gekauft hätte, ſagt er, ſo würde ich mir einen Vorwurf daraus machen. Aber es gehört meiner Frau und meinen Kindern. Dieſen kann ich dafür einen Informator halten, und meine älteſte Tochter, die ich zu meiner Anverwandtinn gethan, in den Sitten der Stadt erziehen laſſen — Seine Kirchkinder haben ihn gern bey Schließung eines Contracts, und fragen ihn in ihren häuslichen Angelegenheiten oft um Rath. Er dient ihnen mit ſeiner Erfahrung und ſeinen Einſichten, ſtreckt ihnen gegen einen mäßigen Zinß kleine Summen vor, verkauft ſein Getreide, wenn es guten Preiſes iſt, führt die Rechnung des Hausweſens; denn wer ſollte ſie ſonſt führen? und auf dieſe Weiſe beſchäfftiget er ſich gemeiniglich die Woche über. Lebt Euſebius nach dieſer Beſchreibung wirklich ſeinem Amte, oder führt er mehr ſein Amt, um zu leben? Iſt die Sorge für die geiſtliche Wohlfahrt ſeiner Gemeinde in dem ganzen Plane ſein Hauptwerk? Er ſchenkt der Haushaltung ſo viele Tage, und dem Amte ſo wenige Stunden; iſt dieſes nicht verdächtig? Wäre es nicht anſtändiger, er verpachtete ſie, und erſparte dafür den Aufwand eines Informators, indem er ſeine Kinder ſelbſt unterrichtete? Ein Geſchäffte, das ihm doch weit weni-

ger Zeit hinwegnehmen würde, als ihm itzt die Haushaltung raubt? Iſt es nach ſeinem Amte nicht die wichtigſte Pflicht? Und er hat ſo viel Zeit übrig, und überläßt dieſe Pflicht einem Andern, den er noch dazu bezahlen muß? — Daß Euſebius in einer oder zwo Stunden eine nicht unerbauliche Predigt aufſetzen kann, wollen wir glauben. Aber würde er nicht noch lehrreicher, deutlicher, ordentlicher und erbaulicher in ſeinem Vortrage ſeyn, wenn er noch mehr Zeit auf ſeine Reden verwendete; eine Zeit, die ihm ſeine Amtsgeſchäffte reichlich erlauben? Befiehlt es nicht ſein Amt, daß er täglich in der Schrift forſchen und gute Bücher leſen ſoll, um ſeine Einſichten zu vermehren, ſeinen Vortrag zu beleben, und die Religion nicht ſo wohl in das Gedächtniß, als in den ungeübten Verſtand ſeiner Zuhörer und in ihr Herz, deſto glücklicher überzutragen? Er hat für keine gelehrten Zuhörer zu reden; alſo darf er ſorglos reden? Redt er nicht vor Menſchen, die er zur Ewigkeit weiſe machen ſoll, und die meiſtens mit ihrem Herzen nur für das Zeitliche eingenommen ſind? — Er ſchämt ſich, auf ſein Catechismusexamen ſich vorzubereiten; und er ſollte doch wiſſen, daß dieſer Unterricht, wenn er ſeine Abſicht erreichen ſoll, eine ſorgfältige Anwendung des Verſtandes erfordert, und daß eine lehrreiche Catechiſation mehr Nutzen ſtiftet, als zehn ſeiner beſten Predigten. Wäre es keine Pflicht eines ſorgfältigen Geiſtlichen, täglich die Schule in ſeinem Dorfe eine Stunde zu beſuchen, und zu ſorgen, daß die Kinder mit mehr Verſtande in der Religion unterwieſen würden? — Er hat wenig Sterbende, die ſein Amt fordern, aber vielleicht deſto mehr Lebende, deren Sorgloſigkeit oder Laſter es ihm abfordern. — Man erholet ſich ſeines Raths in häuslichen Dingen; aber warum nicht lieber in den Sachen der Religion und Sitten? Wo

ſind in ſeinen Berufsgeſchäfften die Werke der Liebe und Gutthätigkeit? Wo die Armen, für die er bittet, oder die er in Arbeit zu ſetzen ſucht? — Er läßt ſeine Tochter in den Sitten der Stadt erziehen, und wendet darauf einen Theil ſeines Landguts. Wie viel prieſterlicher würde er handeln, wenn er dieſen Aufwand erſparte, um kein Verwalter zu ſeyn, und ſeine Tochter lieber in ſeinem eignen Hauſe vernünftig und tugendhaft erzöge, und zur Beſorgung der Haushaltungsgeſchäffte von ſeiner Gattinn anführen ließe? Er iſt ein Beyſpiel eines häuslichen Mannes, aber kein Beyſpiel eines gewiſſenhaften Geiſtlichen. Sollte er, wenn er auch hundert Thaler des Jahres dadurch verlöre, daß er ſeinen Feldbau einem Andern abträte, ſie nicht mit Freuden hingeben, um ſeine Zeit ſeinem Amte, der Religion und dem Heile der Chriſten zu ſchenken? Sollte er bey einer vernünftigen Sparſamkeit und bey einem wahren Eifer für ſeine wichtige Pflicht nicht getroſt zu Gott hoffen können, daß er ihn und ſeinen Saamen nicht würde nach Brodte gehen laſſen? Kann er mit Wahrheit ſagen: Ich lebe und ſorge, daß ich das Amt mit Freuden vollende, das mir der Herr übergeben hat? Euſebius ſcheint nicht von dem Geiſte ſeines Amtes regiert zu werden, wenn wir ſein Leben betrachten; ſondern er beobachtet mehr ſein Amt, um leben zu können.

Anhang

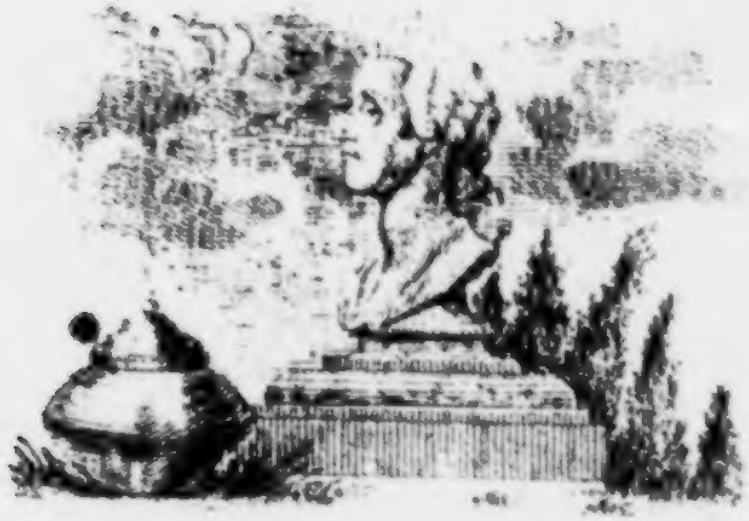
zum

freundschaftlichen

Briefen

von

C. F. Gellert.



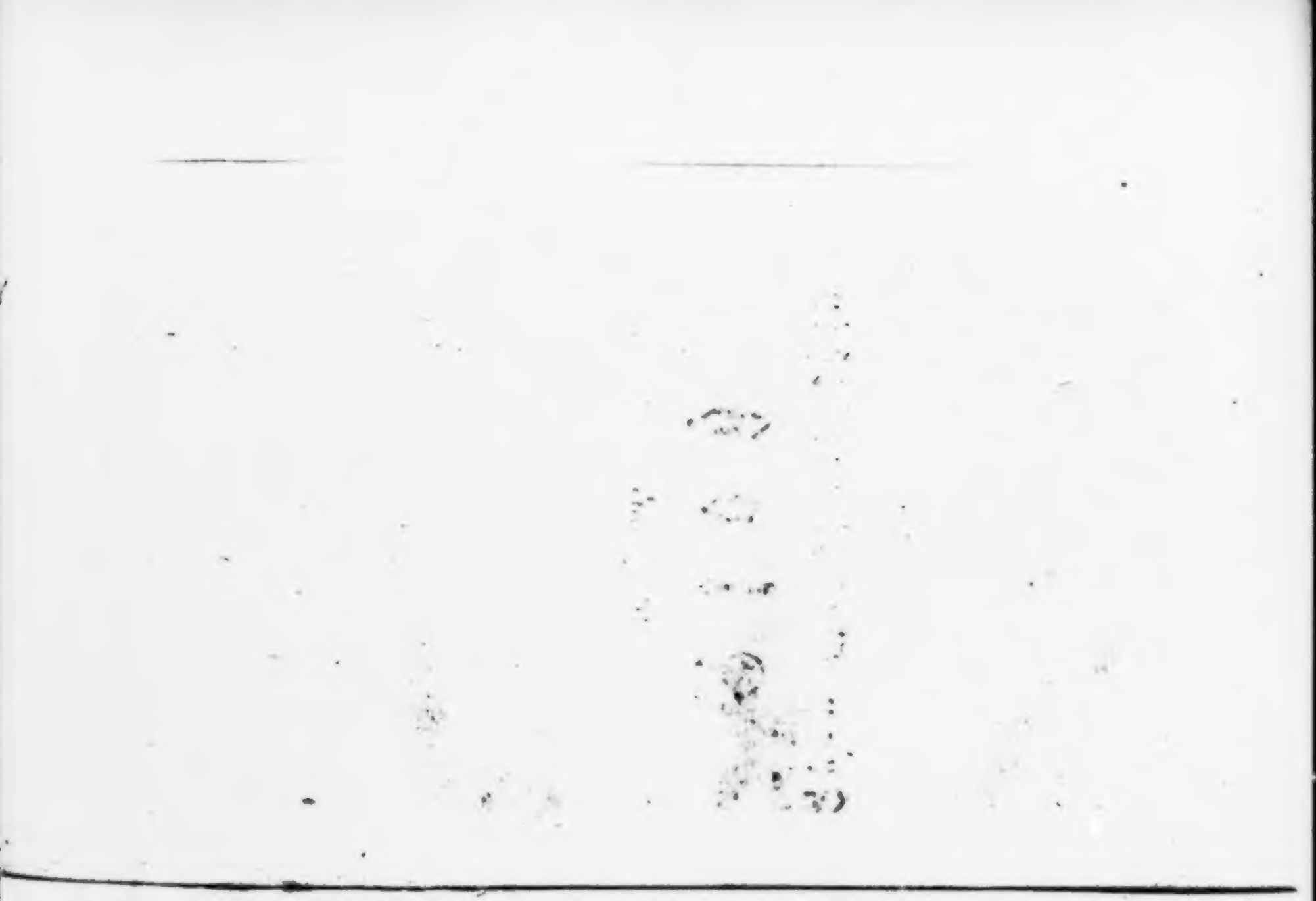
Leipzig,
bey Johann Gabriel Büschel, 1770.

An die

Frau Geheimeräthin

Klotz

in Halle.



Ich werde es wagen! Brin, gen Sie es auf die Rechnung meiner Vorgänger, daß ich mir die Freyheit nehme, diese kleine Sammlung Gellertscher Briefe Ihnen zuzueignen, weil mich eben diese Gründe, eben diese Ursachen hierzu aufmuntern.

Sie sind einmal unsre Freundin, die wir wegen der erhabensten Vorzüge verehren und hochschätzen müssen; Sie sind die aufrichtigste

Verehrerin unſers ſeligen Gellerts und ſeiner Schriften, die Sie nie aus den Händen legen, und ſo oft Sie dieſelben leſen, eine neue Schönheit darinne entdecken. Wem gehören Sie alſo? Nur Ihnen. Hier ſind ſie, und mir bleibt nunmehr nichts übrig, als daß ich mich Ihren fernern gütigen Andenken und Gewogenheit gehorſamſt empfehle. Ich habe die Ehre mit der aufrichtigſten Freundſchaft und Hochachtung zu ſeyn

Ihr

Leipzig,
in der Neujahrsmeſſe,
1770.

gehorſamſter Diener und Freund,

Der Herausgeber.

Vorrede.

Hier, geneigter Leſer, iſt die richtigſte Biographie unſers entſeelten Gellerts. Er ward gebohren, er lebte als

Ein Pfleger des Geſchmacks und ſelbſt Original,
Ein Chriſt, wie ſein Erlöſer milde.
Er ſtarb — und lies in ſeinem Bilde
Der Welt die deutlichſte Moral!

Alles andere iſt überflüßig, alles enthält dieſes kleine Gedicht, was wir von ihm ſagen können. Was nützte es, wenn wir der gelehrten Welt in einem halben Alphabethe ſagen wollten: Gellert ſtudierte zu Meiſſen und Leipzig — in dieſem Jahr ward er Magiſter, in jenem Profeſſor, und nie hat er ſich verheyrathet. Würden wir hierdurch klüger und gelehrter werden, oder ſeinen Ruhm vermehren? Seine vortreflichen Schriften ſind zu bekannt, haben Bey-

fall gefunden, und ich zweifle, daß sie der niedrigste Teutsche nicht kennen sollte. Allernächst ists ausgemacht, daß wir ihn nie genung schätzen, seine Schriften nie genung lesen, ihn nie genung zum Beyspiel unsern Nachkommen, den stolzen Ausländern hingegen zum Muster aufstellen können; Aber dabey dürfen wir niemals die Gedanke vergessen, daß er ein Mensch war.

Gott kennt seine weise Absichten, und ich bin nicht fähig seine Geheimnisse zu erforschen; ich fürchte aber, wir haben ihn durch Gellerten beleidigt, wir sind in der Verehrung gegen ihn zu weit gegangen. Vielleicht hat er ihn uns zur Strafe, nach unsrer Einsicht, zu frühzeitig entrissen. Wie gefährlich machen wir uns seinen Tod! Wir verwandeln die Verehrung vielleicht in Aberglauben, die Hochachtung, welche wir ihm schul-

dig

dig ſind, in Vergötterung. Welche — o ich wage es nicht einmal zu ſagen, für unſre Nation! Wie ſpotten wir unſers verewigten **Gellerts**, wenn wir durch übernatürliche und weit entfernte Ausſichten ihn zu erheben ſuchen. Täglich hört man neue Erfindungen, neue Mittel das ſchon befeſtigte Anſehn, durch übertriebene Künſteleyen mehr auszuputzen, und nicht lange wird es dauern, ſo ſieht man **Gellerts** Tod auf der tragiſchen Schaubühne. Tauſend Anecdoten haben wir noch zu erwarten, die von emſigen Scribenten ängſtlich aufgeſucht werden, und die unſer rechtſchafne **Gellert** gewiß mit der äußerſten Gleichgültigkeit betrachtet hat.

Welche Menge von **Reliquien** könnte ich von Ihm aufweiſen, wenn ich nicht andern Freunden die Ehre dieſes Ruhms überlaſſen wollte, denen ich mei-

nen Beyſtand hiermit öffentlich anbiethe. Ich beſitze den erſten Vers im Original, den unſer allgemeiner Lehrer verfertiget hat — einige verdorbene Briefbogen und Couverts. Ich weis den Tag, an welchem er des Ciceronis Briefe zuerſt gekauft, den Horaz zuerſt geleſen, und Opitzens Gedichte in einer Auction zu Chemnitz zuerſt gekauft hat.

Alle dieſe Reliquien ſind vielleicht in den Augen einiger übernatürlichen Anbeter zu merkwürdig, als daß ſie verſchwiegen bleiben ſollten; und eben dieſen theile ich ſie mit.

Aber, weit entfernt, theuerſte Freunde, und der Himmel weis meine Abſicht, daß ich hierdurch die Ehrfurcht, die Hochachtung, die wir unſern Gellert ſchuldig ſind, beleidigen wollte! Nein — Gellerts Andenken bleibt mir jeder-

derzeit angenehm und verehrungswür-
ig; nur diejenigen verlache ich, welche
in Andenken durch offenbare Tände-
yen, und sich selbst, durch, ihn erheben
ollen.

Nun eile ich zur Sammlung dieser
Briefe — Können wir uns auf die Treue
nd Authenticität derselben verlassen?
Die Antwort beruht auf Ihnen. Lesen
Sie dieselben mit Aufmerksamkeit, prü-
n Sie, und denn sagen Sie mir es
ieder. Sehr leicht werden Sie es, aus
em Styl, aus dem Bau und Oekono-
ie ganzer Briefe und einzelner Züge
ahrnehmen: Sie werden das gute,
as aufrichtige und freundschaftliche
erz auch mitten im Scherze empfinden,
er vermissen, und hieraus, meine Freun-
, bestimmen Sie mein gutes oder un-
rschämtes Unternehmen.

Vol-

Wollen Sie auch wissen, woher diese Sammlung vermischter Briefe genommen ist? Einige Originale, vielleicht die meisten, welche an Freunde in hiesiger Gegend von unserm **Gellert** sind geschrieben worden, habe ich selbst, nicht ohne Mühe, zusammengetragen, seitherdem ich den Entschluß gefaßt habe, sie herauszugeben: Einige, als den 3. 4. 8. 11. 15. 19. 20. und 22. habe ich schon vor einigen Jahren vom Original abgeschrieben, weil sie mir gefielen, und ich von dem Herrn Besitzer, welcher mein Freund war, die Erlaubniß hierzu erhielt. Den wichtigsten Theil aber habe ich der Aufmerksamkeit eines Freundes, zu danken, welcher die Ehre hat, mit den vornehmsten Häusern in genauer Verbindung zu stehn. Noch ein Paar Worte auf einen Einwurf! Einige ofenherzige Leser werden diesen Entschluß

ſchluß tadeln, weil der ſelige Herr Profeſſor Gellert dieſe Briefe mit Nachläßigkeit an Freunde, nicht aber als Muſter, geſchrieben hat. Ich nehme es an. Es iſt wahr, Gellert hat uns diejenigen Briefe, welche er ſelbſt geliefert, uns als Muſter vorgelegt und alſo ſorgfältig verbeſſert: dieſe hingegen ſind an Freunde, und folglich wie es immer zu geſchehen pflegt, mit einiger Nachläßigkeit geſchrieben worden. Aber, theuerſte Freunde, iſt nicht alles, was Gellert denkt und ſchreibt, uns ein Muſter? Sollte Gellert nicht immer Gellert ſeyn? Ich wollte es meynen. Und über dieſes, ſollte uns nicht eben dieſe freundſchaftliche Nachläßigkeit, die Sie tadeln, mehr gefallen, mehr natürlich ſcheinen, da er ſein ganzes Herz, ſeinen ganzen Character darinne darſtellt? Ich glaube es

wenigstens, und jeder vernünftige Kenner giebt mir Beyfall.

Endlich werden meine Leser sich nicht wundern, daß die sogenannten Data weggelassen sind, weil einige noch lebende Freunde, an welche diese Briefe gerichtet sind, mir es ausdrücklich, um nicht erkannt zu werden, untersagt haben. Es trägt auch zur Sache nichts bey. Genung, diese Briefe sind in den letzten 9 bis 10 Jahren geschrieben worden.

Doch ich eile zu dem versprochenen Schlusse und empfehle mich eben sowohl, als diesen Anhang zu meiner Leser Gewogenheit.

Leipzig, in der Neujahrmesse, 1770.

Der Herausgeber.

Anhang

Anhang

zu den

freundschaftlichen

Briefen

von

C. F. Gellert.

Erſter Brief.
An die Frau D. S*** in M***.

Liebe Madam,

Sie wollen mir doch nicht alle menſchliche Empfindungen abſprechen? Nein, darzu ſind Sie zu gütig! Und alſo erlauben Sie, daß ich in Ihre Freundſchaft gegen mich einiges Mistrauen ſetzen darf. Sie haben mir vor wenig Tagen einen Brief von dem Herrn P*** an Sie, zugeſchickt, welcher ſehr freundſchaftlich war, und Ihre Antwort darauf wär eben ſo zärtlich, als wenn Sie an mich geſchrieben hätten. Sollte ich dieſes gleichgültig anſehen, da Sie mich ſo oft verſichert haben, ich wäre Ihr einziger, Ihr beſter Freund, mit dem Sie einen Briefwechſel unterhielten? Ja, wie geſagt, ich müßte kein Menſch ſeyn, wenn ich nichts darbey empfinden ſollte. Verlaſſen Sie alſo dieſen lieben Freund, oder ſchreiben Sie mir, mit dem erſten Poſttage, einen eben ſo freundſchaftlichen, eben ſo zärtlichen Brief, oder ich bin nicht mehr

Ihr ꝛc.

Zweyter Brief.
An die Frau von L***.

Mein alter Schulmeister ist ein recht ehrlicher guter Mann, und ohngeachtet er noch ein Viertel Jahrhundert älter ist, als ich, will er doch noch von mir lernen.

Gestern, da er mir Ihren Brief überbrachte, fragte er mich, wies denn zugienge, daß ich so hübsche Briefe schrieb? Er fügte noch hinzu, daß seine gnädige Frau meine Briefe allemal mit Vergnügen läse und wieder läse, und daß er selbst an meinen gedruckten sich nie satt lesen könnte. Ich freute mich über diese Dreustigkeit und jugendliche Begierde des ehrwürdigen Alten. Ich gab ihm die Hauptregel: daß er sich die Person, an welche er schreiben wollte, gegenwärtig vorstellen und so schreiben sollte, als wenn er mündlich mit ihr spräche. Aber damit war er nicht zufrieden; er bat mich so gar, ihn in meiner Gegenwart eine Probe machen zu lassen. Ich reichte ihm Dinte, Feder und Papier. Sie, gnädige Frau, wurden zum Gegenstande des Briefes gewählet;

let; nur wußte er nicht, was er Ihnen schreiben sollte? Endlich fiel ihm bey, er könnte sich vorstellen, als wenn er um einen Substituten anhalten wollte, und dann machte er, nach meiner Regel, folgenden Versuch:

Gnädige Frau,

„Es ist Ihnen mehr als zu wohl bekannt, „welchergestalt ich in 33 Jahren, seither„dem ich die Ehre habe in Dero Diensten, „als Schulmeister, zu stehen, die sämtlichen „Einwohner und Unterthanen Dero Ortes „in dem Christenthume und andern nöthigen „Unterrichte treulich unterwiesen habe. „Nachdem ich aber nunmehr merklich empfin„de, daß mein Haupt unter der täglichen „Last und Hitze immer grauer wird, meine „Kräfte abnehmen, mir aber demohngeach„tet das fernere Wohl der Seelen Dero Un„terthanen gleichsam auf dem Herzen lieget, „ich aber mich nicht mehr im Stande befin„de, diesem so wichtigen Amte allein länger „vorzustehen; So ergehet hierdurch an mei„ne gnädige Frau und Gebieterinn mein ge„horsamst-unterthänigstes Bitten, Sie

„wollen meinem schwachen Alter und beständ„digen Fürsorge vor so viele unschuldige See„len, mit einen tüchtigen Substituten zu „Hülfe zu kommen, belieben. Ich werde „diese Wohlthat Zeit Lebens; ohngeachtet „dessen Ende nicht weit mehr entfernet seyn „kann, mit der tiefsten Ehrfurcht erken„nen ꝛc.

Sehn Sie, gnädige Frau, wie geschickt diese Probe ablief! O hätten Sie nur sehn mögen, wie freudig dieser gute Alte war, und wie deutlich man den Dank auf seiner Stirne lesen konnte! Aber es kommt mir doch bedenklich vor, daß er gleich auf Sie und den Substituten fiel. Sollte nicht eine kleine List darinne verborgen seyn? Vielleicht, doch ich lasse Sie selbst rathen. Erleichtern Sie ihm wenigstens sein Amt auf alle mögliche Art, wie Sie zu thun gewohnt sind. Ich verharre mit der vollkommensten Hochachtung ꝛc.

Dritter Brief.
An den Herrn Major von W***.

Hochwohlgebohrner,
Hochwerthgeſchätzter Herr Major,

Wüßten Sie nur, wie ſehr ich Ihnen nachſtelle, wie ſehr ich prüfe, ob Sie der Freundſchaft werth ſind? Geſtern, als ich in den Nachmittagsſtunden ausgeritten war, kam ein alter abgedankter Soldate zu mir, welcher mich um eine Gabe anſprach. Seine ehrwürdige Miene, ſein graues Haupt und abgelebte Montur, die mir etwas bekannt zu ſeyn ſchien, gaben mir die Erlaubnis, mich nach ſeiner Geſchichte zu erkundigen. Unter welchen Regimente habt ihr gedient, mein Freund? „Lieber Herr unter Prinz *** O theuerſter Herr Major, könnte ich das Vergnügen mit Ihnen theilen, welches ich darüber empfand, da es das Ihrige war! Wie hies euer Hauptmann? „der letzte, den ich 16 Jahr gedienet, war der Herr Capitain von W*** durfte ich länger zweifeln daß Sie es wären?

Nun konnte ich unmöglich länger auf dem Pferde bleiben, ich stieg ab, gab dem ehrlichen guten Mann einen Gulden, und gieng mit ihm eine halbe Stunde zu Fuße fort. Er fieng indessen an, seine Heldengeschichte zu erzählen; aber dafür dankte ich ihm, und bat vielmehr, mir recht viel von seinem letzten Herrn Hauptmann zu sagen. Ach, seufzte er, der liebe Herr! wenn ich wüßte, daß er noch lebte, und wo er stünde, heute noch müßten meine alten steifen Füsse zu ihm wandern. Er war ein Vater seiner Leute, und wir hatten ihn alle so lieb, daß wir uns lieber in Stücken hätten zerhauen lassen, ehe wir ihn verlassen hätten. Ich fragte weiter, warum er so einen lieben Mann verlassen? Ach, sagte er, mein lieber Herr, hier sehn Sie (indem er seine Brust und Arme entblößte) hier sehn Sie 9 Hiebe und 4 Schüsse, und dieses sind die Ursachen! Wie glücklich sind Sie, theuerster Freund. Ich bestellte ihn hierauf zu mir, ohne ihm zu sagen, daß ich Sie kennte, daß sie mein Freund wären. Der Termin ist auf 8 Tage bestimmt, weil ich, binnen dieser Zeit, Antwort

wort von Ihnen haben kann, wie ſie dieſen treuen Diener, der Sie, ohne zu wiſſen, daß Sie leben, hochſchätzt und verehrt, belohnen wollen? Erlauben Sie aber, daß er mir Ihre fernere Kriegsgeſchichte erzählen mag? Doch, allen Scherz bey Seite; beglücken Sie dieſen dankbaren Diener mit Ihrer gewöhnlichen Gnade, und mich mit dem ſüßen Vergnügen, ihm einen wohlthätigen Freund verſchaft zu haben.

Ich erwarte, ich bitte um Dero angenehme Antwort den nächſten Posttag, und bin ꝛc.

Vierter Brief.
An eben denſelben.

Sie ſind ein gar zu guter Soldat; und ſo oft ich Ihnen ſchreiben werde, ſo oft werde ichs Ihnen vorſagen. Unſer gutherzige Alte war ganz auſſer ſich vor Freuden, da er hörte, daß Sie noch lebten, daß Sie nach ſeinem Abſchiede, eine höhere Ehrenſtelle erhalten, und ſich wohl befänden. Er will nunmehr eine Reiſe zu Ihnen unter-

nehmen, und ich weiß nicht, ob ich fähig seyn werde, ihn davon abzuhalten, weil er das Vergnügen haben will, Sie vor dem herannahenden Ende seiner Tage nochmals zu sehn, und vor die überschickten 3 Ducaten persönlich zu danken.

Mit Fortsetzung Ihrer Geschichte habe ich mein Wort erfüllt. Wir sind schon bis zu dem traurigen Zeitpunkte gekommen, da Sie, aus Zärtlichkeit gegen Ihre Frau Gemahlinn, leicht in die Hände Ihrer Feinde hätten gerathen können. Mit welchem Anstande und Mitleiden erzählte er, daß Sie zu M** von dieser liebenswürdigen Gemahlinn noch einmal hätten Abschied nehmen, und eben vom Pferde steigen wollen, als ein Trupp feindliche Husaren auf Sie gestoßen wäre, denen Sie aber noch glücklich entwischet. Die gute Gemahlinn! Wie mag ihr damals zu Muthe gewesen seyn. Hier störte uns ein unerwarteter Besuch; aber nur auf diesesmal. Ehe ich den Alten abreisen lasse, muß ich Ihre ganze Geschichte wissen, und dann sollen Sie dieselbe lesen, was noch fehlt, ersetzen, und Ihren guten Freunden vorlegen.

vorlegen. Ich habe die Ehre mit der aufrichtigſten Hochachtung zu ſeyn ꝛc.

Fünfter Brief.
An die Frau von E***.

Ich armer geplagter Mann! Denken Sie nur einmal, gnädige Frau, wies mir ergangen iſt, ſeitherdem ich von Ihren Landgute zurück bin. Die Preuſſen ſind kaum ausgerückt: ſo verlangt man von mir ſchon wieder baaren Nachſchuß, ich weis nicht worzu, vielleicht zur Contribution. Nein, gnädige Frau, das geht nicht an! Ich weis, was mich ohne dieſes der Krieg gekoſtet hat. Wenn ich nur überſchlage, was ich vor niederſchlagne Pulver, ſechs Jahre lang, (die vielen Recepte ungerechnet) ausgegeben habe; ſo ſind dieſes Kriegscalamitäten eines armen Profeſſors genung. Muß ich aber der eindringenden Exekution nachgeben, muß ich bezahlen, ſo ſollen Sie auch ſehen, wie nachdrücklich meine Rache iſt. Ich will wider die ganze preuſiſche Armee zu

Felde ziehn, sie muß mir helfen bezahlen. Aber wie? Sie wissen, daß beynahe 4000 Officiers im vorigen Kriege meine Vorlesungen besuchet, und dafür kein honorarium gegeben haben. Muß ich also bezahlen, so sollen Sie hören, daß Gellert Muth genung hat, eine so ansehnliche Schuld zu fordern. Ich will diese bösen Schuldner öffentlich durch eine Fabel erinnern; ich will, wenn sie dieses nicht verstehen, selbst an den König schreiben, welcher zu großmüthig ist, als daß er meine Wünsche nicht erhören sollte. Alsdann kann ich alles bezahlen, und vielleicht von dem Ueberschusse in Ihrer Nachbarschaft ein Rittergüthgen kaufen, wo wir einander recht fleißig besuchen und schreiben können. Sorgen Sie immer voraus — Himmel! welches Geräusch, die Exekution kommt, ja ja, sie ist es, ich höre den Lermen der Flinten, ich lege die Feder nieder. Doch, gnädige Frau, wie bin ich hintergangen! Lachen Sie ja mit mir, theureste Freundinn, über die vergebliche Furcht. Meine Köchinn will den Caffee bringen, und fällt mit der Kanne und Tasse die Treppe herauf.

herauf. Diese Exekution will ich gerne ertragen, aber wo sie noch einmal kommt, schreibe ich den Verluß auf die preußische Rechnung.

Morgen wird Ihr lieber Oncle der Herr von B*** Leipzig verlassen. Der gute Cavalier! Wenn er nur ewig bey mir seyn, mit mir leben, studzeren und ausreuten könnte! Wenn Sie noch etwas bey ihm vermögen, schicken Sie mir ihn wenigstens auf einen Sommer zurück; Dann schätze ich Sie noch einmal so hoch und bin ꝛc.

Sechster Brief.

An eben dieselbe.

Ich muß aufrichtig bekennen, daß ich Damen von Ihren Charakter, von Ihren gutem Herzen selten gefunden habe. Sie wollen für mich die ganze Contribution, und was noch mehr, die zerbrochene Tasse bezahlen? Gutherzige gnädige Frau! Ich würde Ihre gütige Gesinnung beleidigen, wenn ich beydes ausschlüge; aber beydes an-

zu-

zunehmen, dieſes würde bey mir den Verdacht einer gemisbrauchten Freundſchaft erwecken. Nehmen Sie alſo einen Vorſchlag zur Güte an. Es bleibt dabey, die Contribution geht auf preußiſche Rechnung, aber wenn Sie den Verluſt der Taſſe erſetzen wollen, werde ichs mit Vergnügen annehmen. Sie war, erlauben Sie, daß ich die zerbrochenen Stücken herbeyhole, ſie war von meißner Porcellain und blaue ordinaire Blumen darauf gemahlt. Allenfalls will ich Ihnen ein Stückgen davon beylegen, damit Sie die Oekonomie und den Bau derſelben deſto ſichrer finden. Aber das ſage ich Ihnen gleich, mehr als ein Stück nehme ich von Ihren gütigen Händen nicht an; denn Sie könnten ſonſt leicht den freundſchaftlichen Einfall haben, mir ein halbes Dutzent dafür zu überſchicken. Dafür gebe ich Ihnen die Verſicherung, daß niemand, als ich, aus derſelben trinken und die Aufwärterinn ſie allemal in meiner Gegenwart auswaſchen ſoll, damit ſie nicht beſchädiget wird, und ſo oft als ich Sie in Zukunft beſuche, bringe ich ſie zu meinem eigenen Gebrauch mit, damit Sie über-

überführt werden, wie ſehr ich Sie ſchätze. Sie nehmen mirs doch nicht übel? Ich bin ꝛc.

Siebenter Brief.
An ebendieſelbe.

Habe ich nicht den freundſchaftlichen Einfall vorausgeſehn, daß Sie mir, ſtatt einer einzelnen Taſſe, ein ganzes halbes Dutzent zuſchicken würden? Verlangen Sie aber von mir nicht mehr Dank, als ich Ihnen dafür ſchuldig bin. Ich habe Ihnen zugeſagt, eine einzige Taſſe anzunehmen, dafür zu danken, und dieſer Pflicht entledge ich mich hierdurch. Aber geſetzt, meine liebe gnädige Frau, ich wollte Ihnen vor ein halbes Dutzent vollkommen verbunden ſeyn, würde ich es auch mit guten Gewiſſen thun können? Warum denn? Weil ich nur eine Taſſe ganz, und von den übrigen die zerbrochenen Stücken erhalten habe. Ich will Ihnen die traurige Reiſegeſchichte derſelben erzählen, wenn Sie mir die Verſicherung geben, daß

Sie

Sie Ihren Bedienten, durch welchen ich sie erhalten habe, kein Wort davon sagen wollen.

Kaum hat er in Gesellschaft seines Gauls und Schachtel, worinne sich das vortrefliche Geschenke befand, das Gut seiner Gebieterin verlassen, so stürzt er, das Pferd fällt auf die Schachtel, und drückt 5 Tassen entzwey. Der arme Bediente! er ist bestraft genung: sagen Sie ihm ja kein Wort, welches ihn kränken könnte.

Zu Vergeltung dieses Geschenks habe ich die Ehre, Ihnen hierdurch mit einem Gedichte aufzuwarten, welches ich auf den Abschied eines auswärtigen Cavalier von unserer Universität verfertiget habe. Ich würde es nicht wagen, Ihnen dieses stolze Geschenk zu überreichen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß Sie meine Schriften jederzeit mit Ihrem gütigen Beyfall beehrt hätten. Leben Sie wohl, gnädige Frau, recht wohl, und seyn versichert, daß ich immer noch mit der größten Hochachtung ꝛc.

P. S.

Noch ein paar Worte! Der Bediente hat die Tassen richtig überbracht. Wie süße ist doch eine kleine Rache!

Achter Brief.
An den Herrn Justizrath W*** in A***.

Theuerster Freund,

So wie ich von jeher ein Freund und Lobredner Ihrer *** gewesen bin und sie jungen Reisenden als ein lehrreiches Handbuch empfohlen habe; so freue ich mich natürlicher Weise nicht wenig über die neue Ausgabe dieses Werks, und danke Ihnen für die mir bereits überschickten Bogen desselben ergebenst. Jetzt lese ich sie nur stückweise; aber so bald ich das Buch gebunden habe, werde ich es lesen, als hätte ichs noch niemals gelesen. In wenig Wochen wird Ihnen Herr R** einen kleinen Anhang zu der Sammlung meiner vermischten Schriften übersenden; und ich hoffe, die darinnen befindlichen Lehren eines Vaters werden Ihren Herrn Söhnen, als Lehren Ihres eigenen Vaters vorkommen. Gott beglücke Sie mit den Ihrigen an Geist und Leibe. Ich aber verharre mit der aufrichtigsten Hochachtung ꝛc.

Neunter

Neunter Brief.
An die Frau von G***.

Zürnen Sie immerhin, gnädige Frau! ich denke doch darbey, daß Sie meine beste, meine liebenswürdigste Freundinn sind. Auch diese Freyheit verstatte ich Ihnen nicht! Nun gut, so können Sie doch nicht wehren, daß ich Sie liebe, hochschätze und verehre. Aber bedenken Sie doch einmal, es sind erst — geschwind will ich im Calender nachsehn — es sind erst 5 Wochen 3 Tage, daß ich Ihnen nicht geschrieben habe, und darüber sind sie so hytzig aufgebracht? O Sie scherzen nur! Ich weis gewiß, wenn ich in Ihrem Vorhofe abstiege, würden sie mir entgegen rufen: Willkommen, willkommen, mein lieber Gellert! Hüten Sie sich also vor meinen Beweis, daß Sie gar nicht fähig sind zu zürnen. Ich bitte deswegen gar nicht bey Ihnen um Vergebung, sondern auf einen Nachmittag um Ihre Pferde und Wagen, damit ich meine Probe ablegen, und im Nothfall mich mit Ihnen aussöhnen kann. Sie erlauben demohngeachtet, daß ich mit aller Zuversicht ꝛc.

Zehn-

Zehnter Brief.
An ebendieselbe.

Meine liebe gnädige Frau,

Merken Sie nun, daß sich mein jugendliches Feuer verliert? Vor wenig Jahren würde ich Ihnen vielleicht nicht so lange eine dringende Antwort, auf Ihre Vorwürfe, daß ich ein nachläßiger Freund sey, schuldig geblieben seyn; aber jetzo habe ich dergleichen freundschaftliche Kränkungen zu tragen gelernt. Ich will also auch die Ihrigen mit Gedult annehmen, und Ihnen bey aller Treue, die man von einem Dichter verlangen kann, versprechen, daß ich in Zukunft fleißiger, und wenigstens so oft, als es mein kranker Körper, meine Geschäfte, die Besuche der bekannten und unbekannten Freunde erlauben, schreiben will. Beehren Sie mich nur ferner mit Ihrer schätzbaren Gewogenheit, und glauben ein für allemal, wenn ich auch selten an Sie schreibe, daß ich mit der vollkommensten Ehrfurcht ꝛc.

Eilfter Brief.
An einen relegirten Studenten.

Sie sind also von der Akademie relegirt, vom Vater, von Ihren Verwandten verlassen, und in Ihr Vaterland dürfen Sie nicht zurück! Aber, mein guter Herr R*** warum eilen Sie so spät nach meinem Beystand? Warum sind Sie meinen und Ihrer übrigen Lehrer Warnungen nicht eher gefolgt? Ich kann nicht mehr helfen, alle Rathschläge sind vergebens. Doch, um Sie nicht ganz in der Verzweiflung zu lassen, so will ich Ihnen noch einige Mittel an die Hand geben.

Prüfen Sie Ihr Herz, was es verschuldet, bitten Sie Gott fußfällig um Vergebung, bitten Sie Ihren Vater wehmüthigst, daß er verzeyht, und der übrigen Welt geben Sie durch Ihre sittsame Aufführung, durch Ihren anhaltenden Fleiß zu erkennen, daß Sie sich dieser Strafe völlig unwürdig gemacht haben. Das ist alles, was ich Ihnen rathen kann. Bey Ihren Herrn

Vater

Vater will ich mein möglichſtes thun, ihn wieder auszuſöhnen. Mit Empfehlungsſchreiben kann ich Ihnen itzt mit Ueberzeugung nicht dienen, weil ich von Ihrer Beſſerung noch keine andern Beweiſe habe, als Ihre ſchriftliche Reue. Legen Sie indeſſen dem Herrn Hofrath S*** mit Vermeldung meines ergebenſten Empfehls, dieſen Brief vor; erzählen ihm Ihre gegenwärtigen Umſtände aufrichtig, vielleicht ſteht er Ihnen bey. Studieren Sie übrigens fleißig, beten Sie fleiſſig, haben Sie allezeit Gott für Augen und im Herzen; ſo wird es Ihnen wohl, immerdar wohl gehen, Ihr gekränkter guter Name wieder hergeſtellet werden, und Gott wird Sie nie wieder zu Schanden werden laßen, wenn Sie beſtändig ſind.

Nehmen Sie dieſes zu Herzen, und ſeyn verſichert, daß ich allezeit Antheil an Ihrem Wohlergehen nehmen werde ꝛc.

Zwölfter Brief.

An den Herrn Doktor C*** in Leipzig.

Nun sind wir Philosophen beschämt! Gestern wohnte ich als Präses einer recht artigen Disputation, bey der Tafel des Herrn Grafen von L*** bey, in deßen werthen Gesellschaft ich mich seit 2 Tagen befinde. Der Graf feyerte sein Geburtsfest; alles war heiter, und wir setzten uns muthig zur Tafel. Der Wein begeisterte uns mehr, besonders die jungen Herren, welche sich in der Gesellschaft befanden, und ich dachte mit dem alten guten Grafen bey unsern Bechern:

Narratur et prisci Catonis
Saepe mero caluisse virtus.

Einige davon hatten in Leipzig studiert, besonders der Baron von B*** und dieser sagte zu mir im Scherz: Was machen Ihre Philosophen? Die älteste junge Gräfinn die Sie kennen, kam mir mit der Antwort zuvor: warum fragen Sie nach diesen fürchterlichen

Mäns-

Männern? Ey, antwortete der Baron, ich habe ihnen, auf Befehl meines verstorbenen Vaters vieles Geld zugewendet, aber noch nicht dafür gelernt, daß ich einem andern mein Daseyn demonstriren könnte. Ich bat die Gräfinn eiligst, den Herrn Baron zu überführen. **Gut, erlauben Sie mir Ihre rechte Hand** (indem sie mit der linken unvermerkt nach einer Nadel langte) **Glauben Sie noch nicht, daß Sie wirklich da sind? Nein! So sollen Sie auch von einem Frauenzimmer überzeugt werden.** Gnug, sie stach ihn und augenblicklich schrie er: überführt, überführt!

Sehen Sie nun, theuerster Freund, daß unsre philosophischen Lehrgebäude noch nicht völlig ausgearbeitet sind! Ich gebe Ihnen also hiermit im Namen der ganzen Fakultät vorläufig auf, daß Sie dieselben bey der ersten Gelegenheit von dergleichen Vorwürfen zu befreyen suchen, damit wir nicht mehr so beschämet werden. Ich hätte wenigstens die Demonstration nicht so glücklich führen können, als die Gräfinn.

Uebermorgen bin ich wieder bey Ihnen. Leben Sie indessen wohl, grüßen meine Freunde von ganzen Herzen, und ich ꝛc.

Dreyzehnter Brief.

An die junge Gräfinn von L * *.

Sie nehmen es doch an, wenn ich dankbar bin? Wenigstens haben Sie mich Ihnen durch die letzte Vertheidigung gegen den Herrn Baron von B * * so verbindlich gemacht, daß ich meinen Dank sicher wiederholen kann. Ich habe Ihre Vorzüge in der praktischen Philosophie der hiesigen Fakultät vorgetragen, und diese ist entschlossen, Ihnen zur Belohnung die Magisterwürde cum omnibus privilegiis zu übereichen. Sie nehmen Sie doch an? Warum nicht. Aber, bestes Fräulein, wie werden Sie in dem öffentlichen Examen bestehen? Sie müssen vor einer großen Anzahl schwarzgekleideter ehrwürdiger Väter unserer Akademie erscheinen, und diese werden Ihnen

schwere

ſchwere Fragen vorlegen aus dem organo Ariſtotelico, Batrachomyomachia, Heavtonterumeno und andern dergleichen fürchterlichen Büchern. Doch dafür laſſen Sie mich ſorgen. Ich will den drohenden Repuls auf mich nehmen, ein Paar muntere Fabeln herſagen, mich auf Ihr Anſehen berufen, und dann werden Sie doch vor einen tüchtigen Candidaten gehalten werden.

Das Diplom überbringe ich Ihnen ſelbſt, merken Sies wohl, ich überbringe es ſelbſt; aber nicht eher gebe ichs aus den Händen, bis Sie wenigſtens noch ein halb Dutzent ſchwere Fragen, wie die erſtere gegen den Herrn Baron, werden aufgelöſet haben.

Wie befindet ſich der gnädige Papa, gnädige Mama und —? Recht wohl, Herr Profeſſor, und noch beſſer, Wenn Sie einen Brief von Ihrer Hand werden erhalten haben. Gleich werde ich auch an Dieſelben ſchreiben; denn ich bin Ihnen den Dank vor die letzte gnädige Aufnahme und gute Bewirthung noch ſchuldig. Ich lege unterdeſſen mit Ihrer gütigen Erlaubniß dieſen Brief bey Seite, damit ich Ihnen nach-

dem noch recht viel schreiben kann. Aber, vergeben Sie, gnädiges Fräulein, daß ich schon wieder die Feder ergreife. Der böse Famulus! Kein Bogen Briefpapier ist mehr übrig, und vor Nachmittags 4 Uhr wird kein Gewölbe eröfnet, denn Sie müssen wissen, daß auch bey uns heute Sonntag ist. Trösten Sie indessen den gnädigen Papa bis zum nächsten Posttage, dann will ich ihm viel, recht viel und mehr als Danksagungen schreiben; aber lauter Sachen, die Sie auch lesen können. In dieser Absicht empfehle ich mich Ihnen zu fernern gütigen Andenken und habe ꝛc.

Vierzehnter Brief.

An den Herrn L***g.

Sie müssen sich ein für allemal von mir gefallen lassen, daß ich die Wahrheit rede. Das hierbey zurückkommende Gedicht, welches ich sorgfältig verbessert habe, zeigt vieles Feuer und Anlage zu einem gu-

ten

ten Dichter. Nehmen Sie mirs aber übel, wenn ich ſage, daß Sie noch einige wilde Hitze und viel Ungedult verrathen? Ich zweiffele, denn Sie haben mich ſelbſt zum Richter gewählt.

Sie haben gute, ja vortrefliche Erfindungen, hingegen in der Ausführung ſind Sie zu geſchwinde darüber weg, und können das Ende nicht erwarten. Eben daher kommts, daß Sie oft Hauptſachen zu Nebenumſtänden, dieſe hingegen zu jenen machen. Eben daher kommts, daß die Worte, ganze Redensarten entweder nicht gnug gefeilt, oder der Sache nicht angemeſſen ſind. Doch laſſen Sie ſich dieſe freundſchaftlichen Erinnerungen nicht niederſchlagen; ich ſage es Ihnen als Freund und in der Abſicht, Sie vollkommen zu machen. Ich wiederhole es nochmals, daß ſie die beſte Erfindung, die beſte Anlage haben, und wenn Sie ſo fortfahren, binnen wenig Monathen, unſern iezlebenden Dichtern Troz bieten werden. So bald Sie etwas neues verfertiget haben, ſchicken Sie mirs zu. So ſehr liebe ich Sie, und ſo gerne wollte ich Sie

unſern Landsleuten zum Muſter vorſtellen. Leben Sie wohl und lieben noch ferner

Ihren ꝛc.

Funfzehnter Brief.

An einen Jubelprieſter.

Ich habe die Ehre Ew. Hochwohl-Ehrwürden zu einer Glückſeligkeit Glück zu wünſchen, die Jedermann, als einen ſonderbaren Beweis göttlicher Güte und Treue, bewundern muß. Sie, Hochzuehrender Greis, feyren ein Jubelfeſt, welches Sie an der unausſprechlichen Barmherzigkeit Gottes erinnert. Sie ſehen zugleich mit einem heiligen Schauer auf die Menge derjenigen Seelen, die Sie binnen 50 Jahren geweydet haben, und wünſchen: Herr, iſt es möglich, ſo gieb, daß ich mit meiner ganzen ſo zahlreichen Heerde, an jenem Tage vor dir auftreten und ſagen möge: Hier bin ich, Herr, und die, ſo du mir gegeben haſt!

Doch

Doch ich überlasse die Ausführung erbaulicher Jubelgedanken denenienigen, welche die Kräfte Ihres Geistes und Verstandes besser zu brauchen gelernt haben. Nehmen Sie von mir einen Wunsch an, der sich von der reinsten Ehrfurcht herschreibt.

Gott, dessen Güte über Sie schon so manchen Morgen neu gewesen, lasse Ihnen die Glückseligkeiten des 23. Psalmen schmecken, und beglücke Sie mit allem Wohlergehen. Ich aber bin mit der vollkommensten Hochachtung ꝛc.

Sechzehnter Brief.

An den Herrn Sekretair K**

Theuerster Freund,

Ich entschuldige Sie selbst, daß Sie mir seit drey Monathen nicht geschrieben haben. Denn vom 2. bis 11. October war großes Wasser: Wie leicht hätten Ihre Briefe können verlohren gehn! Die folgenden drey Wochen war schlechter

Weg, und damals waren Sie vielleicht zu gewiſſenhaft, die Laſt der armen Poſtpferde mit Ihrem Briefe zu vermehren: die letzten zwey Monathe hingegen haben Sie gar nicht an mich gedacht. Was können Sie alſo dafür, daß Sie mir ſo lange nicht geſchrieben haben? Ich werde es auch gar nicht übel nehmen, wenn ich dieſen Winter keinen Brief von Ihnen erhalten ſollte, weil ſie tauſend Gefahren unterworfen ſind. Vor Oſtern alſo erwarte ich keinen Brief, und ich würde Ihnen auch iezt nicht geſchrieben haben, wenn ich Ihnen nicht hätte ſagen wollen, daß ich immer noch wäre ꝛc.

Siebenzehnter Brief.

An einen gelehrten Zeitungsſchreiber in B**.

Mein Herr,

Wenn meine Ehre von Dero Urtheil abſtammte, wünſchte ich nie gebohren zu ſeyn. Nochweniger würde ich mir izt die Freyheit genommen haben, Ihnen

nen zu schreiben, wenn ich nicht offenbahr einsähe, daß Sie mir Fehler aus wahrer Unwissenheit angedichtet hätten, und diesen Irrthum will ich Ihnen, durch beyliegende ausführliche Antwort auf Ihre ungegründeten Vorwürfe, benehmen. Lesen Sie dieselben mit Aufmerksamkeit, und überlegen, ob Sie recht gerichtet haben, oder nicht? Ich will es Ihnen vergeben. Fahren Sie übrigens fort, mir in Zukunft die Wahrheit zu sagen. Denn Schmeicheleyen sind für einen vernünftigen Mann zu klein, nur bitte ich dabey alle beleidigende Unwahrheiten zu vermeiden, welche daher kommen, weil der Recensente die Sache nicht versteht, oder Nebenabsichten hat. Ich verharre ꝛc.

Achzehnter Brief.
An eine kleine Freundinn.

Mein liebes Frizchen.

Hier überschicke ich Ihnen das versprochene Gedicht auf das Hochzeitfest Ihrer Mamsell Schwester, welches Sie in

A** oder W** eiligſt müſſen abdrucken laſſen. Trinken Sie dafür bey dem Feſte ein Gläschen auf meine Geſundheit, trinken Sie ia, denn ich erfahre alles wieder, was Sie gethan haben. Gewiß von meiner Schweſter? Nein, mein liebes Frizchen. Oder von der Mama? Auch nicht, ſondern — So iſt es gewiß der Papa? Vielleicht, aber ich ſage es Ihnen nicht. Habe ich Leben und Geſundheit bey Ihrem Hochzeittage, ſo können Sie ſich immer auf ein recht ſchönes Gedicht von mir freuen. Ich werde bald den Anfang machen, und Sie können es auch der lieben Mama zu verſtehn geben. Ihre Mamſell Schweſter? Ja die wird freylich böſe werden, daß ich Ihr einen bloßen Brief ſchicke, und nicht einmal in Verſen; aber Sie ſoll es recht augenſcheinlich merken, daß ich Sie lieber habe, weil Sie mir fleißiger Briefe geſchickt, und noch keinen Mann haben. Leben Sie wohl, mein liebes Frizchen, grüßen Sie Ihr ganzes mir ſehr werthe Hauß, machen ſich fein luſtig/ und vergeſſen darbey nicht ꝛc.

Neunzehnter Brief.

An einen abgedankten Officier.

Hochwohlgebohrner Herr,
Hochwerthgeschätzter Herr Oberstwachtmeister,

Unmöglich können Sie gegen Ihren Beichtvater so offenherzig seyn, als gegen mich! Weil Sie aber selbst befehlen, daß ich Ihnen mit einigen Trostgründen entgegen eilen soll, will ich diese Pflicht, nach meinen wenigen Kräften, erfüllen. Ihr gewissenhafter Brief giebt mir den besten Charakter eines Officiers zu erkennen, und eben dieser wird mir die besten Waffen wider die Unruhe Ihrer Seele verschaffen; nur erlauben Sie mir, sie näher zu untersuchen.

Sie bereuen; Sie empfinden darüber, mein lieber Herr Oberstwachtmeister, eine heftige Unruhe in Ihrem Gemüthe, weil Sie beym Schlusse vorigen Krieges zwey feindliche Officiers, die Verwandte Ihrer Familie und Ihre alten akademischen Freunde gewesen sind, mit eigner Hand, in einem

Handge-

Handgemenge, niedergehauen haben. Schrecklicher Gedanke für einen rechtschafnen Mann, wie Sie! Aber, o lieſſen Sie doch die Gedanke auf Ihre Seele Eindruck machen, daß Sie in dieſem Falle vor jenem Richterſtuhle keine Verantwortung abzulegen haben. Prüfen Sie vor allen Dingen, ob die Armee, in deren Dienſt Sie geſtritten haben, einen gerechten oder ungerechten Krieg geführet hat. Iſt er gerecht; ſo haben weder Sie noch Ihr Anführer Urſache, über die blutigen Schlachtfelder ſich einiges Bedenken zu machen: Iſt er ungerecht; ſo ſchreyt die Rache des unſchuldig-vergoſſenen Bluts, blos über denjenigen, welcher es verurſacht hat, und ein tapfrer Officier hat alsdann blos die Pflichten erfüllt, die von dem Befehl des Regenten abhängt. Hiernächſt kommt Ihnen dieſer Troſt zu ſtatten, daß Ihre Armee Vertheidigungsweiſe gefochten, und hier war es Ihre Schuldigkeit, den Feind auf alle mögliche Art zu ſchwächen, wenn ſie eben dieſes unglückliche Schickſaal nicht ſelbſt erfahren wollten. Vielweniger können Sie das vergoſſene Blut unſchuldig

nennen,

nennen, weil Sie von Ihrem Feinde angegriffen worden.

Es ist zwar ausgemacht, daß es die Pflicht eines ieden rechtschafnen Soldaten ist, des Lebens seines Gegner zu schonen, wenn er andere Vortheile sieht, sich desselben zu bemächtigen; aber, liebster Herr Oberstwachtmeister, wie konnten Sie sich anders in einen Handgemenge verhalten, wo aller Augenblicke das feindliche Schwerd über den Haupte schwebte? Sie mußten, aus Liebe für Ihre Erhaltung, das gerechte Schwerdt brauchen, Sie mußten den Feind, durch die äußersten Mittel, zum Weichen bringen, deren er sich selbst bediente. Die Einwürfe, daß die von Ihnen Unschuldigentleibten Verwandte von Ihrer Familie, und akademischen Freunde gewesen sind, macht hier nicht den geringsten Eindruck. Denn sie waren einmal Ihre Verfolger, die Ihnen selbst den Untergang droheten; und also gilt hier kein Ansehn der Person.

Wie aber, Hochzuehrender Freund, wenn Sie sich in den Personen geirrt hätten? Könnten nicht Ihre Freunde von einer an-

dern Hand niedergehauen worden seyn, oder vielleicht nur bleßirt, oder wohl gar noch leben? Sie stutzen? Gutherziger Mann! Sie meynen doch den Herrn Rittmeister von O** und den Herrn Lieutenant von A** vom Dragonerregimente des General M** Hören Sie also ein schreckliches, ein angenehmes Wort: Beyde leben noch. Wenigstens hat der erstere im Monat März an die Frau von M** geschrieben, und der zweyte im May sich zum zweytenmal vermählet. Beruhigen Sie sich also, liebster Herr Oberstwachtmeister, forschen Sie dieser Spur weiter nach, und ich werde nicht ermangeln, in dieser Stunde noch deswegen an die Frau von M** zu schreiben, von welcher ich die schleunigste Antwort erwarte. So bald ich diese erhalte, geht ein neuer Brief an Sie fort. Schlüßlich danke ich Ihnen nochmals vor das gütige Zutrauen, und empfehle mich zu Ihren fernern Wohlwollen. Ich verharre mit ꝛc.

Zwanzigster Brief.
An eben denſelben.

Mit welchem Vergnügen kann ich Ihnen nunmehr die Nachricht beſtätigen, daß Ihre verlohren geſchätzte Freunde noch leben, ſich wohl befinden, und Sie alſo, theuerſter Freund, Ihrer Gewiſſensbeängſtigungen völlig entlediget werden! O wie freue ich mich mit Ihnen! Wie freue ich mich ſelbſt über eine glücklich entdeckte Unterſuchung, welche Ihnen das Leben und Ihren Freunden die rechtſchaffenſte Seele wiedergiebt! Hier lege ich den Brief der Frau von Mi ** ſelbſt bey; und nun bleibt zur Vollkommenheit Ihrer Gemüthsruhe nichts übrig, als daß Sie die lieben Freunde ſelbſt ſehen, ſelbſt umarmen. In dieſer Abſicht werde ich mit Ihrer Genehmhaltung unſere gütige Freundin erſuchen, eine allgemeine Zuſammenkunft bey ſich anzuſtellen; dann wollen wir unſere gewechſelten Briefe mitnehmen und ſie recht lebhaft überführen, wie ſehr Sie ihr Freund ſind. Himmel! welche entzückende Freude, welches Ver-

gnügen haben wir uns zu versprechen! Ich kann mich nicht länger enthalten, ich schreibe augenblicklich. Erlauben Sie also, daß ich hier schließe, und mit der zuversichtlichsten Freundschaft ꝛc.

Ein und zwanzigster Brief.

An den Herrn Graf von M**

Sehn Sie, mein theuerster Graf, daß ich Sie noch liebe, und mehr um Sie besorgt bin, als Sie wohl glauben. Sie sind schon seit 2 Tagen von einer jährigen Reise zurück, Sie haben mir kein Wort davon melden lassen, und demohngeachtet komme ich ietzt, zu Ihrer glücklichen Zurückkunft Glück zu wünschen. Dem Himmel sey Dank, und ewig Dank, daß er Sie von allen Gefahren befreyet und uns, zum Vergnügen Ihres vornehmen Hauses eben so wohl als ganzen Vaterlandes, glücklich zurück gegeben hat! Möchten Sie mir doch auch das alte gute Andenken, die Freund-

schafe

ſchaft, womit Sie mich ehedem beglücket, erhalten haben! Ich hoffe es, ich wünſche es, und wenn Sie mich davon recht nachdrücklich überführen wollen; ſo ſchicken Sie mir nächſtes Tage einen langen recht langen Brief. Uebrigens bitte ich gehorſamſt, empfehlen Sie mich Ihren ganzen vornehmen Hauſe, und lieben noch ferner ꝛc.

Zwey und zwanzigſter Brief.
An den Herrn Hofrath B** in M**

Wohlgebohrner,
Hochzuehrender Herr Hofrath,

Denn ſo muß ich nunmehr meine Briefe anfangen, weil Sie immer noch an Ihren vertrauten Gellert ſchreiben:

Hochedelgebohrner,
Hochzuehrender Herr Profeſſor
Gönner und Freund.

Doch vielleicht habe ich es unſrer weiten Entfernung zuzuſchreiben; aber gute Freunde,

wie wir ſind, legen alle ausſchweifende Complimente bey Seite.

Vor das gute Zutrauen, daß ich Ihnen meine Meynung von Ihrer ökonomiſchen Abhandlung ſagen ſoll, danke ich ergebenſt; nur beſtimmen Sie mir hierzu einen Termin von 14 Tagen, wenn ich ſie mit gehöriger Aufmerkſamkeit durchleſen ſoll. Ich pflege in dergleichen Sachen ſehr behutſam zu gehn, beſonders wenns meine Freunde betrift. Ich leſe ſie, leſe ſie wieder, und mache mir ein Vergnügen daraus ſie zum drittenmal zu leſen. Doch, mein lieber Freund, nach Ablauf des geſetzten Termins ſollen Sie mehr leſen. Leben Sie bis dahin wohl ꝛc.

Drey und zwanzigſter Brief.
An den Herrn Baron von B**.

Freuen Sie ſich mit mir! Geſtern Nachmittags iſt unſre Freundinn, die Frau Gräfinn von W*** mit einem jungen Grafen glücklich entbunden worden. Vereinigen Sie

Ihre

Ihre Wünſche mit den meinigen, und der Himmel ſtärke und beglücke Sie mit dem neugebohrnen Kinde am Geiſte und Leibe, Ihre 6 Wochen geſund zu überſtehn. Ich erhielt dieſe angenehme Nachricht ſchon geſtern Abends durch einen Reutknecht, und weil ſich dieſer einige Stunden aufhielt, hatte ich Zeit genung, innliegendes kleine Gedicht der freudigen Mutter zu verfertigen. Leſen Sie es, liebſter Herr Baron, mit eben dem Eifer und Gebete für Erhaltung dieſes liebenswürdigen Hauſes, wie der Dichter, als er darauf dachte, und ſollten Sie auf die Gedanken gerathen, Ihren Glückwunſch perſönlich abzuſtatten, ſo werde ichs mir von Ihnen zur Freundſchaft ausbitten, auf Ihrer Durchreiſe mich mit Ihren Beſuch zu erfreuen. Ich habe die Ehre mit ꝛc.

Vier und zwanzigster Brief.
An den Herrn Rittmeiſter von G***.

Weil Sie ein glücklicher Dichter ſind, ſollen Sie keine freundſchaftlichen Erinnerungen von mir erhalten, daß Sie mir die neue Sammlung Ihrer Gedichte erſt zugeſchickt haben, da ſie allen Teutſchen ſchon bekannt ſind. Es iſt mir aber recht angenehm; denn nunmehr darf ichs Ihnen nicht erſt in Vertrauen ſagen, daß Sie des Dichters würdig ſind, daß Sie den Beyfall aller Kenner verdienen, da Sie ihn ſchon erhalten haben. Ich geſtehe es aufrichtig, ich habe ſie mit Vergnügen geleſen, wiederholt, nochmals geleſen, und ſie ſind in Gefahr, zum viertenmal wiederholt zu werden. So ſehr liebe ich ſie und ihren Dichter! Fahren Sie fort, liebſter Herr Rittmeiſter, und liefern uns bald ein neues Bändchen.

Finden ſich Kaufleute oder Buchhändler aus Ihrem werthen Vaterlande zur bevorſtehenden Meſſe hier ein; ſo werde ich die Ehre haben

haben, Ihnen mit der verlangten neuen Ausgabe meiner Schriften aufzuwarten. Sie werden viele Veränderungen darinne finden. Empfehlen Sie mich Ihrem Freunde den Herrn L*** wenn Sie Gelegenheit haben, Ihn zu sprechen, und versichern ihn, daß ich mit eben der Ergebenheit, eben der Hochachtung ꝛc.

Fünf und zwanzigster Brief.
An einen Freund.

Sie sollen mich gesund machen! Ich will mich also immer bey Ihnen selbst anmelden, mir Ihren Wagen ausbitten, der mich morgen Nachmittags abholen soll, wenn ich mich im Stande befinde, aufs Land zu reisen. Leipzig, das mir sonst so liebe Leipzig ist mir jetzt zum Verdruß, und ich fürchte, mich nicht so bald wieder vergnügt darinne zu sehn. Machen Sie sich immer auf einen langen Besuch gefaßt; denn ich habe den völligen Entschluß gemacht, so lange

mich bey Ihnen aufzuhalten, bis die Unruhen unsrer akademischen Jünglinge beygelegt sind. So weit bin ich nie gebracht worden. Ach! liebster Freund, ich kenne die ruhigen, die sittsamen Jünglinge nicht mehr, die ich als Freund, als Vater liebte, und für deren Wohl ich stündlich betete. Es ist alles, alles ist verlohren, wenn Gott sich ihrer nicht erbarmet, und von einem Wege zurückführt, auf welchen sie sich ewig verirrt zu haben scheinen. Heute habe ich noch meinen Zuhörern deswegen öffentlich vom Catheder zugerufen: Entfernen Sie sich, meine Herren, meine theuersten Söhne, vor der einreissenden ewigen Nacht! Ich habe ihnen sogar gesagt: daß ich meinem Churfürsten mich zu Füßen werfen, und statt der gewöhnlichen Gnade mir die Ungnade ausbitten wollte, mich weit von Leipzig zu entfernen, damit ich die wenigen Tage, die ich noch zu leben hätte, in Ruhe und Friede beschließen könnte. Mehr konnte ich ihnen nicht sagen. Gott lenke ihre Herzen! Jetzt höre ich schon wieder ein abscheuliches Lermen in der Nachbarschaft. Gott! wie schlägt mir das Herz; welches

Mutter-

Mutterkind macht ſich vielleicht auf Zeit Lebens unglücklich. Gnug, mein lieber F*** morgen Nachmittags erwarte ich Ihren Wagen und Pferde, ich will Sie auf lange, recht lange Tage entweder krank oder geſund beſuchen, und dann ſollen Sie ſehen, daß ich noch nicht aufgehört habe ꝛc.

Sechs und zwanzigſter Brief.

An den Herrn Commißionsrath H*** in F***.

Ja, ja, mein lieber Freund,

Krieg iſt mein Lied! weil alle Welt
Krieg will, ſo ſey es Krieg!

oder ich leſe die Moral nicht wieder, die ich heute geſchloſſen habe. Auf einmal ſo ſehr aufgebracht? Es iſt der wahre Ernſt, man bringt mich darzu.

Sie wiſſen, daß dasjenige Fenſter, welches den philoſophiſchen Catheder, auf welchen ich zu leſen pflege, im Rücken liegt, auf dem Zwinger hinausgeht. Kaum habe ich mich

mich aufs Catheder begeben, finden sich eine Anzahl Damen und Demoiselles ein, die an meinen Vorlesungen Theil nehmen wollen, und um diese nicht vergebens herbeygelockt zu haben, muß ich die Lunge doppelt anstrengen. Hierzu kommt noch eine gewisse Furcht, als ob ich nicht völlig, nach ihren Beyfall, läse, die Perüque vielleicht nach ihrem Geschmacke nicht gepudert wäre, und mit diesen Beängstigungen muß ich ganze Stunden lehren.

Heute Nachmittags bin ich auch in dieser Muthmaßung bestärkt worden; denn eben, als ich in die dritte Vorlesung gehn wollte, kam mir ein unbekannter Mann mit einem Handkorb entgegen. Welcher mir fürchterliche Anblick! Sieben — — zu einem — von einem Frauenzimmer. Ach! liebster Freund, hätte ich doch 8 Tage zeitiger geschlossen, vielleicht wäre es nicht geschehen! Gewiß hat mir eine Zuhörerinn am Fenster diesen Streich gespielet: vielleicht hat sie bemerket, daß mein — nicht rein genung — oder ist ihr durch die trüben Fensterscheiben geringer vorgekommen als er wirklich ist. Nein, lieber Freund, ich habe es sogleich zurück

rück geschickt; ich fürchte aber, der Bote wird mit tausend Vorwürfen zurückkommen, und alsdann muß ich es annehmen, nur lese ich die Moral nicht wieder. Der Krieg? Den hätte ich bald vergessen. Ich wünschte also blos deswegen einen Krieg, der dem Vaterlande nicht beschwerlich wäre, damit sich meine dankbaren Zuhörerinnen von dem Fenster entfernen möchten. Denn im Kriege, wissen Sie schon, fürchten sich alle Frauenzimmer für fremde Soldaten, diese befinden sich immer in Zwinger, das verhaßte Fenster geht in denselben, und also wäre ich dieser Gäste auf einmal los. Sind meine Wünsche nicht gerecht? Doch Sie haben schon mehr gelesen, als Sie mit Vergnügen lesen können. Antworten Sie mir bald auf diesen Brief, geben mir gute Anschläge, und glauben daß ich immer noch ꝛc.

Sieben und zwanzigster Brief.

An das Fräulein von M***.

Mein gnädiges Fräulein,

Sie feyern also den 18 dieses Ihr Geburtsfest? Gestehn Sie mir aber aufrichtig, ob Sie mir dieses nicht in der Absicht gemeldet haben, daß ich Ihnen recht feyerlich darzu Glück wünschen soll? Sie errathen? Also habe ichs getroffen. Hier haben Sie meinen Wunsch:

Candidior semper, candidiorque veni!

Erschrecken Sie nur nicht über die fremde Sprache; sie ist schön, recht schön, und zu schönen Wünschen aufgelegt. Lesen Sie einmal die beyden langen wiederholten Worte, die haben sehr feyerliche Wünsche in sich. Sie sollten dieselben nicht verstehn? Lassen Sie sichs dem gnädigen Papa sagen, was sie heißen, oder wenn er diese Gefälligkeit nicht auf sich nehmen wollte, geben Sie ihm, geben Sie der gnädigen Mama ein gutes Wort, daß Sie mich zur Feyer Ihres Geburtsfests abholen lassen. Alsdann will ich Ihnen den

festli-

festlichen Innhalt sagen, und vielleicht giebt mir der Burgunder des gnädigen Papa so viel Geist und Stärke, daß ich ein neues Gedicht daraus mache. Leben Sie wohl, immerdar wohl, mein liebes Fräulein und empfehlen mich Ihrem ganzen Hause, das Fräulein Schwester nicht ausgenommen ꝛc.

Acht und zwanzigster Brief.

An eine Freundinn in der Stadt.

Alles, alles ist eitel, folglich auch das Schlittenfahren! Aber, Herr Professor, warum reiten Sie täglich aus? O, Ihre Wiederlegungen sind gar zu nachdrücklich! Gut, ich werde bey Ihnen erscheinen; aber das bitte ich mir aus, daß Sie mir einen recht abgelebten dichterischen Gaul, und wo möglich aus Martin Opitzens Zeitalter, einspannen lassen, welcher nicht durchgeht. Noch eine Bedingung! Es bleibt darbey, ich komme, begleite Sie in Ihren Schlitten, aber ich kann Sie nicht selbst fahren. Noch eins! Sie haben mir doch einen besondern

Schlitten

Schlitten bestimmt? Ich nehme niemanden, als den Fuhrmann, eine halbe Burgunder, und einige Stücken Zwieback zu mir. ꝛc.

Neun und zwanzigster Brief.

An die verwittibte Frau von D**

Hochwohlgebohrne Frau,
Hochwerthgeschätzte Frau Hauptmannin,

Es ist wahr, der Verlust Ihres lieben Gemahls, Ihres treuesten Freundes, der Verlust eines rechtschafnen Vaters der besten Kinder, muß Ihnen schmerzlich fallen, und Sie können versichert seyn, daß ich, als ein vertrauter Freund unsers Seligen, nicht geringen Antheil daran nehme. Ich sollte Ihnen daher sehr viel sagen, ich könnte, ich möchte viel sagen; aber ich will nichts sagen, und ich glaube, dieses ist viel gesagt. Gott, der Vater der Wittwen und Wayfen beglücke Sie dafür mit fernerer Gnade, wie er zeither gethan hat, und gebe Ihnen zum Troste und Freude Ihrer vornehmen Familie ein langes Leben.

Ist es Ihnen noch gefällig, einen Hofmeister, wie ich von dem seligen Herrn Gemahl

mal den Auftrag erhalten habe, von mir anzunehmen; so erwarte ich hierzu Dero fernern Befehl. Beehren Sie mich übrigens ferner mit Ihren gütigen Wohlwollen, und ich verharre ꝛc.

Dreyßigster Brief.

An eine Freundin in G***.

Mademoiſell,

Freylich werden Ihnen meine Briefe nicht mehr so sehr gefallen, Sie werden sie nicht mehr Ihrer Frau Mama so fleißig, wie ehedem, vorlesen, da Sie nunmehr mit einem lieben Bräutigam einen angenehmern Briefwechsel unterhalten. Aber, wissen Sie auch, liebe Freundin, daß alte Freunde wenigstens in dem Briefwechsel ein gewisses Vorrecht haben? Ich werde dieses verfolgen, und wenn zehn liebe Bräutigams, wie der Ihrige ist, sich darwider setzten. Doch dieses befürchte ich nicht von den Ihrigen; ich kenne ihn, er ist ein recht guter

Mann, und mein ehemaliger Schüler; nur habe ich ihn von der eiferſüchtigen Seite noch nicht kennen lernen.

Es könnte daher leicht kommen, daß er Ihnen in Zukunft den Briefwechſel mit mir unterſagte; aber wir wollen ihn ſchon wieder ausſöhnen. Sobald er Ihnen das erſte Wort ſaget, ſchreibe ich an ihn ſelbſt, lege einen unverſiegelten Brief an Sie bey, und auf dieſe Weiſe können wir ihn beſchämen, und unſern Briefwechſel ungeſtöhrt fortſetzen. Noch mehr! Er ſoll alle Briefe frankiren, dieſes wird er endlich überdrüßig, dann können Sie ſicher meine Briefe erhalten, ohne daß er ſie lieſet. Der arme Mann! Ich bedaure ihn ſchon voraus, wie er von ſeinen Freunden ſoll hintergangen werden, wenn er eiferſüchtig iſt; denn ich habe mir vorgenommen Ihnen recht fleißig Briefe zu ſchicken.

Welcher Tag iſt zu Ihrer Hochzeitfeyer beſtimmt? Sie haben mir ihn in dem letzten Briefe gewiß deswegen verſchwiegen, damit ich nicht, als ein ungebetener Gaſt, erſcheinen ſoll. Ja, könnte ich Ihnen ſoviel zutrauen, ich käme gewiß.

Em-

Empfehlen Sie mich Ihren werthen Herrn Bräutigam, der Frau Mama und andern guten Freunden in A*** und leben recht wohl. Vor der Hochzeit erwarte ich noch einen Brief von Ihrer gütigen Hand, außerdem erhalten Sie keinen Glückwunsch. Leben Sie nochmals wohl, immerdar wohl. ꝛc.

Ein und dreyßigster Brief.

An einen Hofmeister.

Ich bedaure Sie, mein lieber Freund, noch mehr Ihren jungen Herrn und den unglücklichen Vater. Sollten die Anschläge, die ich Ihnen an die Hand gegeben habe, die Sie treulich versucht und mit den Ihrigen vereinigt haben, wirklich nicht im Stande seyn den jungen Herrn zu erweichen? O so überlassen Sie ihn nunmehr der göttlichen Barmherzigkeit und Vorsorge des unglücklichen Vaters, wenn Sie Ihre Pflichten vergebens erfüllen! Sie streuen Weizen auf Felsen. Doch, lieber Freund, versuchen Sie noch das äußerste Mittel. Seine Haupt-

Neigung geht auf niedrige Gesellschaften, unmäßiges Trinken und Pferde. Stellen Sie sich also an, als ob Sie selbst von dieser Pest hingerissen worden wären, ermuntern Sie ihn zu dergleichen Ausschweifungen, und treiben es in seiner Gesellschaft einige Täge so weit, als es Ihre Ehre, Religion und Gesundheit erlaubt; brechen Sie denn auf einmal ab, stellen ihm das Laster auf der lächerlichsten und abscheulichsten Seite vor, zeigen Sie ihm, was sie für Thoren sind, vielleicht, und Gott gebe das es geschicht, vielleicht geht er in sich. Der Anschlag ist verwegen und gefährlich: ich würde Sie aber nicht auf eine Klippe führen, wenn ich nicht Ihre standhafte Fähigkeit kennte, sich auf derselben geschickt und ohne Gefahr zu erhalten, auch eben so leicht davon zu entfernen.

Wagen Sie, lieber Freund, alles mögliche für einen verirrten Jüngling, dessen Wohl auf Ihre Seele gebunden ist. Geben Sie mir einen Tag um den andern von Ihren und Ihres Untergebenen Verhalten genaue Nachricht, damit ich Sie von Zeit zu Zeit unterstützen kann. Ich will gerne alle

Mühe für den Sohn meines Freundes anwenden, wenn ich nur die geringſte Beſſerung ſehe. Gott gebe guten Erfolg Ihrer Bemühungen und Aufmerkſamkeit ꝛc.

Zwey und dreyßigſter Brief.
An eben denſelben.

Dem Himmel ſey Dank und immerdar Dank, daß er unſer Gebet erhört, das Herz Ihres jungen Herrn gebeugt und unſere Treue ſo reichlich belohnt hat! Wie ſehr haben Sie ſich um die ganze Familie verdient gemacht! Brauchen Sie nunmehr bloß gelinde Mittel, ihn völlig zu heilen, führen Sie ihn in Geſellſchaft ſolcher Leute, nach denen er ſich bilden kann, und die fähig ſind, ihm durch ihren Umgang den Unterſchied der Tugend und des Laſters beyzubringen. Ja, entfernen Sie ihn einige Zeit von G*** damit er zugleich von den böſen Verführern entfernt wird. Doch, was ſoll ich Ihnen in einer Sache Rathſchläge geben, die Sie beſſer, als ich, zu entſcheiden im Stande ſind.

Der Himmel belohne Ihre ſchwere Arbeit, und die Belohnungen eines dankbaren Vaters werden auch nicht ausbleiben. Wenigſtens werde ichs mir nunmehr die wichtigſte Sorge ſeyn laſſen, den erfreuten Vater dahin zu bringen, daß Sie ſeinen Dank merklich empfinden. Nunmehr gebe ich Ihnen die Freyheit, mich Ihrem jungen Herrn zu empfehlen. Sie aber, mein Beſter ꝛc.

Drey und dreyßigſter Brief.
An den Herrn Rath S***.

Kommen Sie immer näher, theuerſter Freund! Von B*** bis Dreßden haben Sie nur ſieben, von hier bis Leipzig nicht mehr als dreyzehn Meilen, und dieſe können Sie binnen zwey Tagen mit Extrapoſt gemächlich zurücklegen. So etwas müſſen Sie einem alten Freunde zu Gefallen, wie ich bin, den Sie ſeit zwanzig Jahren nicht geſehn haben, ganz willig auf ſich nehmen, da Sie ohnedem die hieſigen Gegenden wieder einmal beſuchen wollen. Kömmen Sie ja

bald! Ich will Ihnen die angenehmen Thäler, die heitern Bäche zeigen, die wir in unsern akademischen Jahren, so manche Stunde durchstrichen haben. Freuen Sie sich mit mir über die mannbaren Fichten, die zu unsrer Zeit noch Jünglinge waren.

Freylich werde ich wenig von Ihren alten Bekannten, noch weniger Freunde aufzuweisen haben: dafür aber sollen Sie den besten den aufrichtigsten Freund in Ihren Gellert finden. Wie ist Ihre Reise aus S** bis B** zurückgelegt? Haben Sie die liebe Gemahlinn in Ihrer Reisegesellschaft? Von beyden schreiben Sie kein Wort, beydes ist nicht hübsch und fein! Ihren ältesten lieben Sohn bringen Sie doch mit? Vielleicht ists die Hauptabsicht Ihrer Reise, denselben nach Leipzig zu begleiten: wo nicht, so reisen Sie augenblicklich zurück, um ihn nachzuholen, sonst erkenne ich Sie nicht für meinen Freund. Zur Dankbarkeit will ich Ihnen alle meine lieben Kinder vorzeigen, womit mich der Himmel und die Musen beschenkt haben. Ich bin sehr stolz darauf! Sie finden sie durchgängig von einerley doch mittelmäßiger Klei-

dung, ihre Erziehung wird von jedermann gebilligt, ich bewahre sie als ein guter Hausvater, und eben deswegen halten sie sich in dem Bücherschranke meiner Studierstube auf. Sie finden sogar, wie Sie schon wissen, eine Schwedische Gräfinn darunter. Was bin ich für ein glücklicher Vater! Kommen Sie ja bald, theuerster Freund, und verdoppeln die Schritte Ihres Laufs. Ich erwarte Sie, ich umarme Sie schon tausendmal in Gedanken ꝛc.

Vier und dreyßigster Brief.
An einen Freund.

Meine Verleger sind gute und sehr billige Männer, ich zweifle auch nicht, daß jeder derselben, auf mein Wort, Ihre logarithmischen Tabellen annehmen möchte. Ich finde aber einiges Bedenken, sie in der gegenwärtigen Verfassung Jemanden anzubieten, weil der Geschmack unserer Zeiten sehr verschieden ist. Wollten Sie dieselben als bloße Tabellen herausgeben, so wür-

würden sie Ihrer Wissenschaft zwar viel Ehre, dem Verleger hingegen einen ansehnlichen Verlust bringen. Denn Sie wissen selbst, wie viel rechtschafne Mathematicker Teutschland zählt, deren Beyfall Ihre Tabellen, die nach meiner kleinen Kenntnis in dieser Wissenschaft vortreflich sind, erhalten würden, und nach dieser Anzahl möchten die meisten Exemplare vielleicht liegen bleiben.

Ich gebe Ihnen also den freundschaftlichen Rath, fügen Sie noch einige Bogen zu, deren Innhalt allen Männern dieser Art nützlich ist. Sie haben vielleicht schon guten Vorrath, oder wenn dieses nicht ist, die Fähigkeit, der gelehrten Welt eine oder mehr gute Abhandlungen zu liefern.

Ich erwarte hierüber Ihre Meynung und verharrt mit ꝛc.

Fünf und dreyßigster Brief.
An ein gelehrtes Frauenzimmer.

Meine liebe Mademoisell,

Sie lesen den Terenz? Und dieser gefällt Ihnen so sehr? O theuerste Freundin,

laſſen Sie dieſes Ihre Frau Großmama, Ihren Herrn P*** ja nicht wiſſen, ſonſt ſind Sie mit dem Terenz verbannt. Bedenken Sie einmal einen Heyden, einen niedrigen Sclaven, der in der tiefſten Finſterniß lebte und ſeit ſo vielen Jahrhunderten todt iſt! Ich rathe Ihnen wohlmeynend, ihn ganz aus den Händen zu legen. Beleidigen Sie doch unſere neuen Dichter nicht ſo ſehr. Sie haben ja die vortreflichſten Muſter der Teutſchen, Franzoſen und Engländer, deren Mutterſprache Sie verſtehen, und die von beſſerer Herkunft ſind.

O quälen Sie mich nicht ſo heftig! Ich weis doch, daß Sie nur einem ſtolzen Freunde parodiren, welcher ſich neulich dieſes Tons bediente. Nun, weil Sie mich verſtehen, ſo mags ſeyn! Fahren Sie fort, aber nur im Original, ihn zu leſen, und wenn Stellen vorkommen, die Sie nicht verſtehen, unterſtreichen Sie dieſelben, leſen ſie denn wieder, und wenn Sie noch nicht den Innhalt einſehen, fragen Sie mich oder andere gute Freunde um Rath. Wir wollen doch ſehn, ob wir dieſem alten Dich-

ter

ter nicht Trotz bieten können! Die Ueberſetzung der ſchönen Stelle aus der Andria, welche Sie mir in dem letzten Briefe zugeſchickt haben, iſt ſchön. Nur finde ich zwey franzöſiſche Züge in derſelben, und eben dieſes bringt mich auf die Vermuthung, als ob Sie die Madame Dacier zu Rathe gezogen hätten. Thun Sie dieſes nicht wieder ohne Noth; den Nutzen davon werden Sie in Zukunft empfinden.

Leben Sie wohl, immerdar wohl, und ſchreiben mir bald wieder etwas von Ihrem Terenz. Ich ſchätze ihn nunmehr noch einmal ſo hoch, da Sie ihn ſo fleißig leſen. Mit dem nächſten Poſttage will ich Ihnen einige gute Hülfsmittel zuſchicken. Nochmals wünſche ich Ihnen recht wohl zu leben und bitte mich Ihrer lieben Frau Großmama zu empfehlen. Ich habe ꝛc.

Sechs und dreyßigster Brief.
An ebendieselbe.

Endlich denke ich einmal an Ihre kleinen Commißionen! Ich will mich zwar nicht selbst der Nachläßigkeit beschuldigen, weil Sie mich noch nicht daran erinnert haben. Wenn Sie aber diese kleine Mühe auf sich nehmen wollten, so nehme ichs auch nicht übel.

Den Horaz, Boileau, Arzt und Geßner erhalten Sie sauber gebunden. Ob sie nach Ihren Geschmack eingekleidet sind, weis ich nicht, wenigstens verlangt der Buchbinder 3 Thaler 6 Gr.

Die Antwort des Augenarztes? Ist recht gut und glücklich bestellt; denn ich habe das Geld, er seine Rathschläge und Medicin behalten, er selbst aber hat als ein Betrüger die Stadt verlassen müssen. Sie sind doch mit dieser Expedition zufrieden?

Endlich überreiche ich Ihnen auch den verlangten Plan, nach welchen Sie die Alten studieren sollen. Gehn Sie ohne Noth

nicht

nicht davon ab. Fehlen Ihnen noch einige claßiſche Schriftſteller, die ich vorgeſchrieben habe; ſo bitte ich, mich in Zeiten davon zu benachrichtigen, damit ich den Mangel erſetzen kann. Mehr ſchreibe ich Ihnen heute nicht, es bleibt bey den Commiſſionen. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Großmama und ich bin ꝛc.

Sieben und dreyßigſter Brief.
An ebendieſelbe.

Wundern Sie ſich nicht zu frühzeitig über die anwachſende Menge unſrer teutſchen Dichter; denn wir können Niemanden, ders nicht verdient, dieſe Ehre wiederfahren laſſen. Nicht der iſt ein Dichter, welcher Verſe macht. Urtheilen Sie nur nach dieſer Regel, nehmen diejenigen Regeln, welche Sie aus der Kritick und Geſchmack gelernt haben, zu Hülfe, prüfen die meiſten, und dann ſagen Sie mirs wieder, ob die Menge der teutſchen Dichter täglich wächſt? Daß Sie des Herrn Boileau Schrif-

ten

ten gar zu fleißig lesen, ist mir nicht ganz angenehm, wenn Sie den Terenz dabey vergessen, von welchem Sie mir in Ihrem letzten Briefe gar nichts schreiben. Ich bestimme Ihnen zu den Boileau täglich eine Stunde, und wenn Sie einmal ausschweifen wollen, zwey Stunden Zeit.

Wie befindet sich die liebe Großmama? Ich bedaure Ihre anhaltende Krankheit. Sagen Sie ihr, daß ich einerley Schicksaal mit ihr hätte. Drey Tage habe ich wieder die Stube gehütet, und der Himmel weis, wenn ich wieder ausgehn darf. Leben Sie indeßen wohl, recht wohl und glauben, daß ich immer noch mit wahrer Freundschaft bin ꝛc.

Acht und dreyßigster Brief.

An den Herrn von H***.

Auch alle glücklich geendigte Proceße machen einen Cavalier, wie Sie sind, Ehre! Ich gratulire Ihnen hierzu von Herzen und wünsche, daß Ihrer werthen Familie dergleichen Ehre nicht so bald wiederfahren

ren mag. Nichts ist mir fürchterlicher, als weitläuftige Processe. Aber, gnädiger Herr, ein Proceß von 87 Jahren wegen eines Reins, das ist zu grausam! diesen Proceß werden Sie mir, vom Anfang bis zum Ende, erzählen, wenn ich einmal die Ehre haben werde, Sie zu besuchen. Ich will Sie, blos aus Neugierde, mit Geduld anhören.

Den Auftrag eines neuen Hofmeisters werde ich zu besorgen nicht ermangeln. Vorher bitte ich gehorsamst mir zu bestimmen, ob Sie einen Juristen oder Theologen befehlen? Da aber der junge Herr künftige Ostern die hiesige Akademie besuchen wird; so wollte ich ohnmaßgeblich den erstern vorschlagen. Ich werde vor einen Menschen sorgen, welcher auch in den humanioribus nicht unerfahren ist. Gott erhalte Sie nebst Ihrer Frau Gemahlin noch lange, recht lange Jahre zur Stütze Ihrer vornehmen Familie, und ich habe die Ehre mit der aufrichtigsten Hochachtung ꝛc.

Neun und dreyßigster Brief.

An den Herrn Licentiaten G***.

Mein lieber Freund,

Fordern Sie mich auf, wie Sie wollen, ich bleibe bey dem gefaßten Entschluß! Sie werden mir doch so viel zugeben, daß ich in dieser Welt genung geschrieben habe, und nunmehr andern mit gutem Rechte diese Ehre überlassen kann. Mein, lieber Freund, ich will meine wenigen Tage ruhig beschliessen, wenn mir Gott diese Wohlthat zukommen lasst.

Vor die mir bereits überschickten Bogen Ihrer neuen Schriften danke ich Ihnen ergebenst, und gebe Ihnen die Versicherung daß ich die letzten mit eben den Vergnügen erwarte, mit welchem ich die ersten gelesen habe.

Das Testament Ihres verstorbenen Schwiegervaters verspricht Ihrer Familie sehr viel Gutes. Nur bedauere ich den armen P*** Der Himmel weis, wozu ihn diese unangenehme Nachricht bringt. Suchen Sie ihn ja zu trösten. Künftige Woche erwarte ich Ihre Antwort ꝛc.

Gellert

als

ein Gelehrter

und

ein Christ

betrachtet

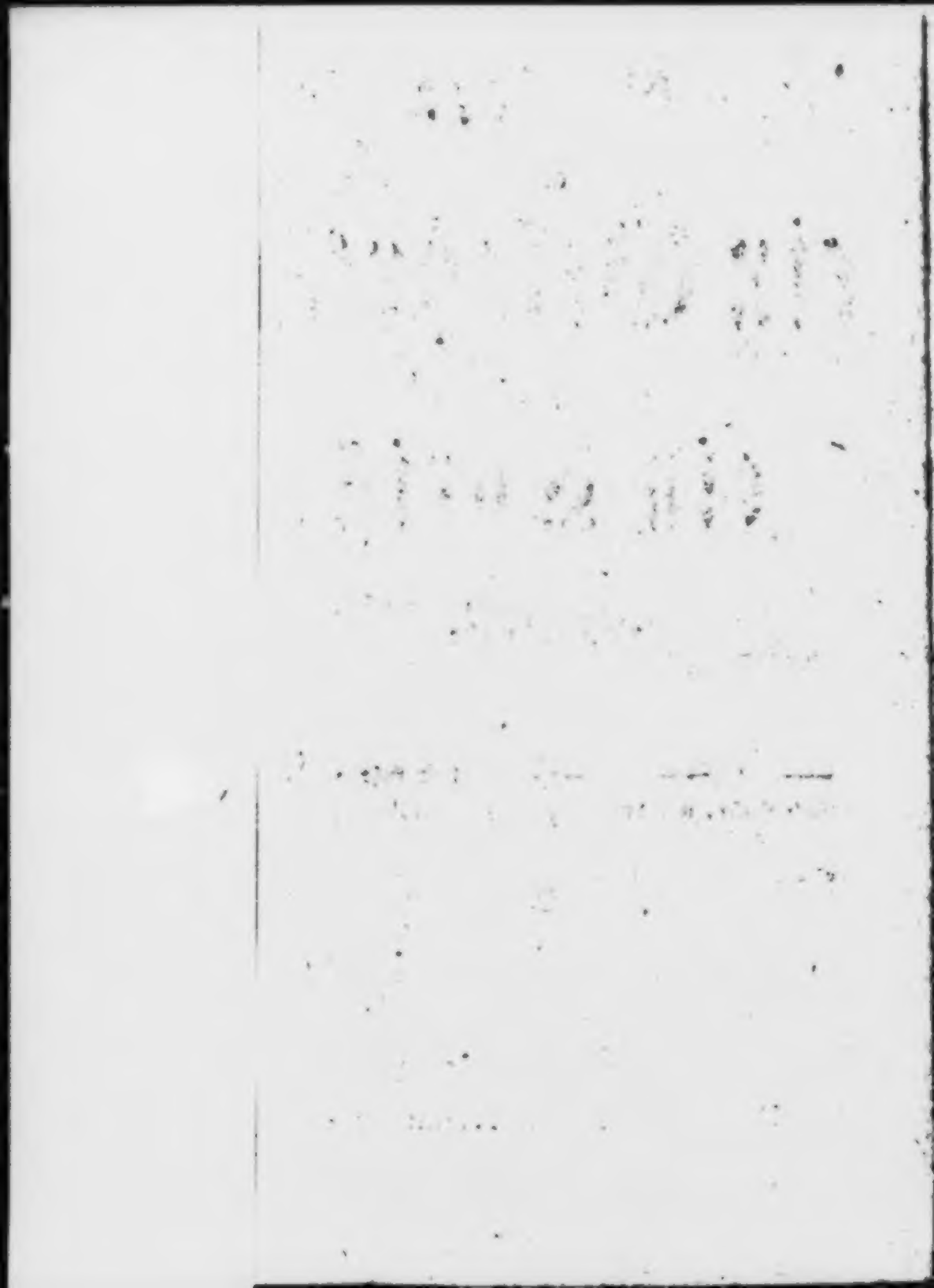
von einem

Seiner Verehrer.

— — — Hier ruht
Ein Weiser, und ein Christ; ein Lehrer,
Voll Menschenhuld, voll Redlichkeit
Ihr Edlen, kommt und weint, weint Ihm und Euch zu Ehren.

Anonym.

Leipzig,
bey Wilhelm Gottlob Sommer. 1770.



Vorerinnerung.

Große Begebenheiten in der Welt sind für das Publikum allezeit wichtig, und lange Zeit der allgemeine Gegenstand seiner Unterhaltung. Man müßte den Werth eines Gellerts nicht gekannt, seine vortreflichen Schriften nicht gelesen haben, wenn man nicht sagen wollte, daß sein Tod

eine wichtige, aber leider! auch eine betrübte Begebenheit wäre. Männer aus verschiedenen Ländern, Männer von großen Verdiensten haben aus rührender Dankbarkeit und Freundschaft ihm ihre Klagen geweihet, und sein ewig grünendes Lob zu erheben gesucht.

Ich bin ein Jüngling, der den Reiz der Tugend unter der Anführung Gellerts, eines Mannes, dessen Name unsterblich bleiben wird, empfinden gelernet; seine weisen Lehren haben mein Herz gebildet und dadurch den Grund zu meinen künftigen Glücke gelegt.

Sollte

Sollte ich ihm nun nicht dafür die Pflicht meiner Erkenntlichkeit bezeugen, und den lautesten Dank abstatten? Ja ich will es thun. Ein gelehrtes Publikum, das Männer nach Verdienst zu schätzen weiß, wird bey meinen gerechten Klagen über den Verlust eines Mannes, der ganz Deutschland schätzbar war, nicht ganz unempfindlich bleiben und aus gefälliger Nachsicht meiner Kühnheit — ja so muß ich es nennen — gütigst verzeihen, weil sie aus Dankbarkeit gegen meinen Lehrer, weil sie zum Lobe seines Gellerts unternommen wird, dessen Andenken mir bis in mein spätestes Alter heilig seyn soll. So hört ein liebrei-

cher Vater das gebrochene Lallen seines Kindes mit gefälliger Großmuth, weil er nur auf das Innere seines Herzens sichet, das untadelhaft ist. Aus diesem Gesichtspunkte, gelehrtes Publikum, bitte ich dich, meine Schrift zu betrachten. Erlange ich nur den Ruhm eines Dankbaren, so bin ich um die Ehre eines Schriftstellers unbesorgt.

Leipzig,
den 6. Febr.
1770.

C. A. *.

Wo iſt wohl in Europa ein noch ſo entlegener Ort, wo der Name eines **Gellerts** nicht mit Ehrfurcht genennt, ſeine Schriften mit Vergnügen geleſen, ſein Tod mit Zittern gehört wird? Die Fürſten und Edlen der Erden beweinen ihn in der Stille, der Redliche überläßt ſich den ſüßen Klagen, das ſchmachtende Auge mächtiger Schönen, ſonſt nur zum Siegen gewohnt, vergießt ſanfte Thränen, und die Gelehrten beweteifern ſich, ſeinen Verdienſten das gerechte Lob zu ertheilen,

und seinen Ruhme ein ewiges Denkmal zu erbauen. Wie er in seinem Leben der Liebling aller Völker war, so ist er auch nach seinem Tode der Gegenstand der allgemeinen Betrübniß. **Ein Kramer** — sein vertrautester Freund, schon **Afra** sah sie Freunde werden, die Bewunderung und Liebe Dännemarks, ein **Vornehmer von Adel** — dessen lobwürdige Demuth seinen Namen zu nennen verbittet, **ein Froriep** — dessen Namen ich nur zu nennen brauche, einen grosen Mann zu nennen, ein **Eck**, — der rühmliche Nachfolger unsers **Gellerts** in seinem Lehramte, ein **Franz** — der mit aufrichtiger Geschicklichkeit seine Verdienste bestimmte, ein Pater **Denis** — der, weit von blinden Religionseifer, das Lob des deutschen Barden in einem gefühlvollen Liede besang, und andere verdienstvolle Männer besingen seinen Tod, klagen seinen Verlust, und zeigen uns seinen Charakter im hellsten Lichte. Und wer weiß, ob nicht nach vielen

Jahr-

Jahrhunderten unſere Enkel einen rühmlichen Streit über ſeinen Geburtsort erheben? Ob nicht jede berühmte Stadt, wie einſt die ſieben Städte Griechenlandes mit den Homer ihn unter ihre Bürger zu zählen verlangt *. Aber nein ſchön gelegnes **Hänchen**, dir gebührt der Ruhm einen **Gellert** erzeugt und erzogen zu haben. Laß immerhin den Nonnenwald dich ringsum einſchließen, deinen Ruhm ſoll er gewiß nicht einſchließen. Wie der ehrgeizige Cicero ſtolz auf ſeinen Ehrentittel: Nouus homo, ſein Arpinas zu unvergeßlichen Ruhme erhob: ſo wird auch dich, geliebtes **Hänchen** dein **Gellert** in aller Welt bekannt machen. Nun bin ich erſt ſtolz auf deine Nachbarſchaft:

Wenn einſt ein Reiſender nach deiner Gegend fragt,
Will ich mit edlem Stolz ihm jene Linden zeigen,

* Nach dem bekannten Verſe:
Smyrna, Rhodus, Salamin, Colophon, Deton, Argos, Athenae.

Wo Lieb und Zärtlichkeit den großen Gellert beugen
Daß er ein feurig Lied mit Luſt zu ſpielen wagt.
„Das iſt der ſchöne Baum, gepflanzt an jenem Tage,
„Da uns der Vorſicht Schluß den theuren Gellert gab,
„Hier ſang der deutſchen Luſt, nun unſre bängſte Klage,
„Denn ach! Ihn und ſein Lied verſchließt das finſtre Grab.

Aber woher dieſe allgemeine Liebe? woher dieſe enthuſiaſtiſche Hitze? — Ein flüchtiger Blick auf ſein ſanftes Leben, — wie ein heiterer Bach floß es dahin — eine kleine Aufmerkſamkeit auf ſeine verdienſtvollen Schriften wird uns den hinreißenden ſympathetiſchen Trieb deutlich erklären. Mein Gellert war ein Chriſt — ein Name, der glänzender iſt als alle Tittel, womit der Stolz ein ſo nichtiges Geräuſch macht — ein Name, der die Schrecken des Todes beſiegt, und

Freuden

Freuden ewiger Wonne ins trunkene Herz gießt. Der Liebling eines Fürsten mag auf die Gunst seines Herren pochen, sie ist flüchtig, eine Blume, die am Morgen schön blühet, und die am Abend der Sturm zerknickt hat: Aber der Name eines Christen ist ein Schatz, der uns durch die fürchterlichen Scenen des Grabes folget, und die Gnade des Königes aller Könige in ewige Myriaden erwirbt. Laß alle Welten verwirrt aus ihren Angeln rollen; laß die Natur bis zum Throne Gottes hinzittern, und die Himmel zerbrochen herabstürzen, verhüllt in seine Tugend steht der Christ da, unerschrocken wie ein Fels stehet, auf den mit wüthender Wuth der kämpfende Sturm schlägt: oder wie ein alter Eichbaum tief eingewurzelt, den stärksten Orkan verlacht, und stolz auf seine Kräfte bey den schrecklichsten Toben ohne Furcht dastehet. Laßt den rasenden Freygeist, der bis zum Thiere herabsinkt, um frey zu seyn, der mit Gott und Himmel frech spottet, um den elenden

Ruhm

Ruhm zu haben, ein groſser Geiſt zu heiſſen, laſs diesen Vernunftlosen den geheiligten Namen eines Christen lästern; am Rande des Grabes wird dieser Nichtswürdige sich winden, gefoltert vom nagenden Gewissen, unter schwarzen Lästerungen, in Verzweiflung dahinsterben, und — schrecklicher Gedanke! ein Gesellschafter der Teufel werden.

Unselig Mittelding vom Menschen und vom Vieh
Gott gab dir die Vernunft und du gebrauchst sie nie.

Mein **Gellert** hatte eine groſsmüthige Seele, kein schmuziger Geiz konnte ihn bewegen sich selbst zu leben; Nein er lebte dem Staate, dem er angehörte. Man weiſs was für einen zärtlichen und schwächlichen Körper er hatte, eine Sache, die ihn bey einem jeden vernünftigen Manne für entschuldigt gehalten haben würde, weniger fleiſsig zu seyn. Allein

von

von Patriotiſcher Liebe entflammt, wollte er ſich lieber, wie Kodrus, auch mit dem Verluſte ſeines Lebens dem Staate weihen. Er war Eins von den Werkzeugen, das die göttliche Vorſehung braucht, um Länder glücklich zu machen. Er zog verdienſtvolle Bürger, die, von ſeinen beredten Lehren gebildet, mit eben dem Patriotismus, als ihr Lehrer, ſagen konnten:

Mein größter Ruhm ſey meine Pflicht,
Der Ruhm vor Gottes Angeſicht.

Er bildete tugendhafte Staatsmänner, die voll Menſchlichkeit, als Freunde der göttlichen Tugend, das Wohl des Staats auch ohne blutige Kabalen zu befördern wußten. Er bildete beredte und chriſtliche Prediger, die durch den Schmuck der Beredſamkeit, durch das Hinreißende des Ausdrucks, das Herz des verſtockten Sünders zu erobern, und den Saamen der göttlichen Wahrheit tief ins Herz zu

pflan-

pflanzen, und blöden Seelen lindernden Troſt einzugießen wußten. Er bildete geſchickte Schulmänner, die mit dem Geiſt der Alten genährt, auch das Studium der Neuern verbanden, die ihre Schüler auf einem mit Blumen beſtreuten Wege führten, und ſie im Ergötzen lehrten. Nicht prügelnde Orbils, die mit einer Pedantiſchen Mine und umwölkten Stirne unwiderſprechliche Machtſprüche thun, und mit dem Haſſe zu ſich, den Haß zu allen Wiſſenſchaften, nach ſich ziehen; Nein, fromme leutſelige Männer, die ihnen bey den Worten die Sache zu erklären, und ein richtiges Gefühl beyzubringen, verſtanden. Ich könnte Bücher von Alphabeten ſchreiben ohne ſein Lob — möchte es doch einſt Deutſchlands Plutarch mit ſeiner ihm gewöhnlichen Stärke beſchreiben, und dieſen ſeltnen Patrioten ein ewiges Denkmal aufrichten! — ohne ſeinen reichen Einfluß in den Staat zu erſchöpfen. So verbreitet die wohlthätige Sonne ihre belebenden Stralen mit einer unbegreifli-

begreiflichem Stärke durch alle beſeelte Weſen.

So groß mein **Gellert** war, ſo entflammte doch nachahmungswürdige Demuth ſeine edle Seele. Er rang nicht nach hohen Ehrenſtellen, die er doch vorzüglich verdient hätte; nur allein der gnädigſte Befehl des glorwürdigen **Auguſts des dritten**, konnte ihn bewegen, ein außerordentliches Profeſſorat anzunehmen. So wenig Reiz hatte die Ehrſucht für ihn. In welcher Abſicht können alſo wohl die Verfaſſer des **neologiſchen Wörterbuchs** unſerm **Gellert** eine heuchleriſche Demuth vorwerfen, wenn ſie ſchreiben: „**Der** „**ſanfte Gellert** der ſo gerne lobt **um wieder** „**gelobt zu werden**? Ich erröthe hier in ihrem Namen. Wenn ihr Vorgeben ſo wahr iſt, warum haben ſie denn keinen Beweis dazu geſetzet? welches ſind denn die Bücher, die mein **Gellert** übertrieben, und aus falſcher Abſicht gelobet hat? Nein ſchändliche Verſtel-

lung

lung war meinem Gellert unbekannt. Wie das Gold ohne Flecken, so war die Seele Gellerts ohne Laster. Er unterhielt keine schlauen Partheien, und suchte nicht in dem Gewande der Unschuld und vorgeblicher Liebe zum allgemeinen Besten kritischer Selbstherrscher zu seyn, und eifersüchtig auf seinen Ruhm das Verdienst aufblühender Genie zu unterdrücken, wie der neidische Nußbaum, den ihm benachbarten Gewächsen die ermunternden Stralen der Sonne und den belebenden Nährungssaft entzieht. Gellert lebte nur für den Staat, und ermunterte junge Genies, wenn sie unter der Last ihres Unternehmens erliegen wollten. Ohne seine Aufmunterung hätten wir vielleicht den Aristoteles noch nicht in deutscher Sprache — ein Werk, das, die Verfasser der oft ungezognen Litteratur Briefe mögen sagen was sie wollen, einem Kurze immer noch Ehre macht, der über unser Erwarten mehr geleistet hat. Wäre unser Gellert eben so ruhmsüchtig als der stolzschreyende

ſchreyende Gottſched geweſen, der ſeine Verdienſte, die oft nicht ſein waren, mit deklamirenden Rednergeſchrey in die Welt ausposaunte, ſo würde er uns gewiß auch das Verdienſt ein Regiſter zum deutſchen Bayle gemacht zu haben — eine Arbeit, die den erſten Grund zu unſers **Gellerts** künftiger Krankheit legte — ſehr hoch angerechnet haben. Aber was brauche ich eine Sache zu beweiſen, die klärer als der Tag iſt? — Wenn **Gellerts** Verdienſte nicht einleuchtend waren, warum ward er denn ſo baid die allgemeine Liebe aller Tugendfreunde? warum beehrten ihn denn Könige und Fürſten mit ihrer Gegenwart? Möchte nur ſein Tod nicht eben ſo wahr, als ſeine Verdienſte ſeyn. Aber leider iſt er dahin! er iſt auf ewig dahin, der Stolz unſers Jahrhunderts: Ein ſchneller Tod entriß ihn zu früh unſrer Liebe.

Tod kann dich kein Verdienſt, kann dich kein Lorber rühren?

traurigen Bewundrer der Gellertſchen Muſe.

Ja, klagt den beſten Freund den eure Bruſt verehrt
Zollt ihm der Liebe Dank! — Er iſt der Thränen werth! —
Betrübter Muſenſiz, zerbrich die kühne Leyer!
Ein trüber Tag umhüllt dein Haupt mit Todesſchleier.
Er, deſſen holder Mund von ſüßen Lehren floß,
Der euch den Tugendtrieb ins zarte Herze goß,
Der euch den ſanften Reiz der Wiſſenſchaften lehrte,
Den euer fühlbar Herz als eurem Vater ehrte

Der

Der Gellert iſt nicht mehr! — Ein dunkler
Myrtenwald
Sei eurer Klagen Siz, der Seufzer Auf-
enthalt!
Laßt den gehäuften Schmerz durch trübe
Lüfte ſchallen,
Bis vom gebrochnen Ton die Thäler wieder-
hallen!
Wer war der gröſte Geiſt den euer Auge
weint?
Der reinſten Tugendbild! — der gröſte
Menſchenfreund! —
Eilt hin zu ſeiner Gruft die Thränen zu
vereinen,
Gewis, es iſt gerecht, um einen Gellert
weinen!

aushebt, die wichtigsten Umstände ergreift sie geschickt verbindet, und mit bezaubernder Lebhaftigkeit vorträgt: So bindet sich der letztere, arm an Erfindung, sklavisch an die Regeln, wagt nie einen Schritt darüber hinaus; und schildert die Natur wie er sie findet, unbesorgt, ob sie für uns wichtig oder gleichgültig ist. Sein regelmäßiger Plan ist kalt angelegt, die Theile unschicklich geordnet und im steifen Tone fürgetragen. Wenn der erste uns in seine wahrscheinliche Handlung die wir vor unsern Augen entstehen und bis zur höchsten Verwirrung anwachsen sehen, einflicht, unser Herz durch Leidenschaften erschüttert, und im Trauerspiele durch die leidende Unschuld uns süße Thränen entreißt, wenn er in der kühnen Ode oder im Heldenliede unsere Seele durch auserlesene Bilder der Großmuth, Tapferkeit, Religion und Menschenliebe zu einer ihr unbekannten Größe erhebt, wenn das Genie reich und kühn, wie die Natur Welten schaft, Wesen aus dem Reiche der Möglichkeit See-

len einhaucht, in unser Herz dringt, jeden Gedanken entstehen sieht, und der Zukunft schon jetzt zu seyn befiehlt: so wird dieser unglaubliche Wunder erdichten, abgeschmackte Charakter malen, unsere Gedult durch Erzählungen ermüden, die zur Handlung nichts beytragen, Lehrsätze deklamiren, wenn er uns erschüttern, nach witzigen Wortspielen und schimmernden Gegensätzen gaukeln, wenn er seinen Knoten entwickeln soll. Weil er nur die Muster seiner Vorgänger sklavisch nachbildet, so sind seine Entwickelungen abgenutzt, wenn das Genie, weil es die unerschöpfliche Natur studirt, an den abgenutztesten Stoffe unendliche Verschiedenheit erblickt, und unter seiner fruchtbaren Feder zu entstehen zwinget. Alle seine Personen reden nur eine Sprache, wenn sie gleich verschiedene Leidenschaften beseelen. Orest rast in eben der Stellung, in der Antonius aus Liebe zu seiner Kleopatra zerschmelzt. Attila giebt mit eben der Wendung Befehl mit der ein zitterndes Frauenzimmer

unter den Händen [redacted]cher Räuber um Erhaltung ihrer Ehre fleht; der phlegmatiſche Organ ſpricht eben ſo wie der leichtſinnige Franzoſe faſelt. Der gebohrne Dichter ändert den Ton, die Wendung, den Ausdruck nach dem Charakter, Alter, Geſchlechte und Lande ab. Kurz die Arbeit des letztern wird allemal eine gewiſſe Steife und ermüdenden Zwang behalten, wenn das Genie die ſeinige mit den Gepräge der Leichtigkeit bezeichnet. Alles lacht, alles ſtimmet mit der gedachten Sache überein, alles iſt Natur; Die Sache in einem Gleichniſſe vorzutragen, ſo ſcheint mir der künſtliche Dichter ein Baumeiſter zu ſeyn, der auf einem feſten Grunde dauerhafte Häuſer von Stein und Kalk, aber in aller ihrer Rauigkeit bauet. —

manent veſtigia ruris.

Aber das Genie iſt ein Baumeiſter der von geglätteten Marmorpaläſte bauet, deren Wände glänzen, und poliret ſind. Aber woher dieſer ſo große Unterſchied? Weil

das

das Genie dem Ausſpruche des Delphiſchen Orakels folgt, das es dem Cicero gab, — ein Ausſpruch den Cicero gewiß übertrat, da er den Aratus in Verſe überſetzte, und wäre er ihm länger gefolgt, ſo würde er gewiß ein elender Reimer ſeyn, da er jetzt der Fürſt der Redner iſt. Wenn wir die Beſtimmung der Natur verlaſſen, ſo ſtraft ſie uns, und wären wir auch Genies mit Verachtung. Wenn Horaz, der nur für die lyriſche Poeſie gebohren ſchien, den Hexameter wählt, ſo fühlen unſre Ohren das Harte ſeines ſteifen Verſes, und nur die Güte der Gedanken eines Horaz kann uns dafür entſchädigen. Aber wenn wir die ſanfte Harmonie der Ode leſen, in der er ſeine geliebte Glycera beſingt, ſo ſehen wir ihn in ſeiner ganzen Stärke. Ovid — wie unnatürlich, wie geſchwäzig iſt nicht ſein Schmerz in ſeinen Klagebriefen, wie oft ſchiebt er Witz ſtatt der Empfindung unter und deklamirt, wenn er erſchüttern ſollte. Er war nicht in ſei-

nem Fache: wenn er sich aber zum Dichter der Liebe erklärt, und sein Leben war lauter Liebe, da konnte er mit Recht sagen: —

Sponte sua carmen numeros veniebat ad aptos
Quidquid tentabam Scribere versus erat.

Die Anwendung auf unsern **Gellert** ist leicht. Fast befand er sich mit dem Homer in gleichen Umständen. Er fand eine rauhe unausgebildete Sprache, die den steifen Charakter, und den unbiegsamen Ernst der alten Deutschen noch an sich trug. Die feinen Züge der Leidenschaften, der leichte Ton der Vertraulichkeit, der lachende Witz, war ihr gänzlich unbekannt. **Gellert** wußte die schönsten Blumen der Griechen und Römer, und die unschuldige Naivität der Franzosen auf deutschen Boden zu verpflanzen. Seine muntern Briefe gaben unse-

unſerer Sprache zuerſt eine geſchmeidige Wendung, und benamen ihr die ſtörriſche Rauhigkeit mit der ſie ſich wie der ſpröde Marmor unter dem beſelenden Meißel des Phidias, wider den lachenden Witz auflehnte. Was Schottel, der Spate, Heraus, Harsdörfer fruchtlos verſuchten, gelang der Meiſterhand unſers **Gellerts**. Seine Lieder hauchten Unſchuld, Natur, Tugend und Religion. Von ihm könnte man mit Recht ſagen, daß ihn Thalia die ſüßen Lieder gelehret, die itzt das Vergnügen der Kenner ſind. Er ward das Haupt der dritten poetiſchen Epoche, wie Opitz der zweyten eben ſo leichtfließend und doch kraftvoll wie er. Seine Fabeln erzählen in einem ſo leichten, angenehmen und drollichten Tone, daß ich oft zweifelhaft bin, ob ich ihn nicht dem la Fontaine, dem Dichter der Naivität vorziehen ſoll. Mit ihm fieng ſich auch die wirkliche Verbeſſerung unſerer bis zu unausſtehlichen Frazzen und pöbel-

haften Zweydeutigkeiten herabgesunkenen Bühne an. Was der stolze Gottsched nur durch seine noch sehr mangelhaften Lehren vortrug. — denn in der ersten Auflage seiner kritischen Dichtkunst fehlte so gar die Hauptlehre von den drey Einheiten, die er, wenn wir Rosts Vorspiele glauben dürfen, von der Frau Neuberin erlernet hat — das leistete unser Gellert durch regelmäßige, schöne und gefällige Muster. Wer seine Schäferspiele ohne zärtliche Rührung lesen kann, wen die simple Naivität der Schäfer und Schäferinn nicht bezaubert oder im Orakel die gefällige Lucinde, dem muß die Natur ein feines Gefühl völlig verweigert haben.

Noch war eine Art von Schriften — die gefährlichste, weil sie jedermann begierig verschlang — übrig, die einer großen Verbesserung bedürftig waren. Jeder Leser sieht ohne mein Erinnern ein, daß ich

von

von Romanen rede — süße Sirenen, die die unvorsichtigen ins Verderben rissen, üppige Gemälde, die die Unschuld ohne erröthen nicht lesen, geile Beschreibungen der Wollust, die die zarte Jugend ohne von ihren Gifte angesteckt zu werden, nicht hören konnte. Unser **Gellert**, dessen unschuldige Seele auch das versteckteste Laster verabscheute, nahm sich aus patriotischen Eifer vor, diese Pest der Jugend, wo möglich, gänzlich auszurotten, und schrieb seine **schwedische Gräfinn**, das erste deutsche Originalwerk in dem Tugend und gute Sitten verbunden, mit regelmäßiger Kunst, in einer meisterhaften Schreibart vorgetragen sind. Schönen ihr habt sie gelesen, und ihm den verbindlichsten Dank dafür gesagt, oft weintet ihr gerührt eine mitleidige Thräne, bey den Stürmen des Schicksals, die dieses liebenswürdigste Muster der Unschuld bekämpften, und beschloßt euer Leben mit behutsamer Vorsichtigkeit zu führen. Edler

lohn!

Lohn! beneidenswerther Dank, den der prahlende Forscher bestäubter Antiquitäten nicht erhält, wenn er auch noch so sehr auf seine nichtigen und unnützen Entdeckungen pocht.

So einen Mann, betrübtes Sachsen! so einen Mann gelehrtes Publikum hast du in deinem **Gellert** verloren, einen Mann groß von der Seite des Genies, einen Mann noch größer von der Seite seines liebenswürdigen Herzens. Noch preßt mir sein Verlust Thränen aus, noch beklagt mein dankbares Herz seinen zu frühen Tod. —

Ein schwarzer Genius zeigt mir nur Sarg und Grüfte,
Die muntre Freude flieht, erschreckt durch seinen Blick.

In Bildern voller Graus, seh ich des
Abgrunds Klüfte,
Und schaudernd bebt mein Geist aus bang-
er Angst zurück.
Es klopft mein zitternd Blut von scharf
gefühlten Streichen,
Mein mattes Herz versinkt in schmerzli-
ches Gewühl.
Vergebens lacht die Flur, die Schwer-
muth zu verscheuchen,
Mir blüht kein Lenz; mich weckt kein
freudiges Gefühl
Von Herden die vergnügt in bunten
Auen scherzen,
Selbst du, o Nachtigall, klagst mir ein
Todenlied!

Mein

Mein Geiſt verſinkt zu tief in jammerrei-
cho Schmerzen

In deren Abgrund ihn die Angſt tyran-
niſch zieht.

Gellert

als

Vater

von einem

Leipziger Frauenzimmer

beſchrieben.

Leipzig,
bey Johann Ehrenfried Walther.
1770.

Vorbericht.

Ich wage ſehr viel, meine lieben Leſer, und vielleicht mehr, als ich verantworten kann! Doch, daß ich mich in die gelehrte Welt wage, iſt nicht der Autorſtolz, nicht die Begierde, mich auf eine Art bekannt zu machen, wovon mein Geſchlecht nichts weis; Sondern bloß die Ehrfurcht und Begierde, einem redlichen Manne ein kleines Andenken nach ſeinem Tode zu ſetzen, welches ich ihm für Liebe und Hochachtung ſchuldig bin.

Sollte ich mich denn schämen, als ein Frauenzimmer, dankbar zu seyn, da man diese gute Eigenschaft an so vielen Männern, die mir vorgegangen sind, angepriesen hat? Und gesetzt, wir nähmen von dieser kleinen Schrift alle Nebenumstände weg, und ließen nur die Empfindungen eines dankbaren Herzens übrig; würden diese nicht hinlänglich seyn, meine gutgemeynte Absicht mit Entschuldigungen zu unterstützen? Ich habe noch eine wichtige Ursache, die zwar sehr allgemein ist, welche mich hierzu aufgemuntert hat. Darf ich sie öffentlich bekennen? Ich hatte sie bloß in der Absicht aufgesetzt, um sie einigen Freundinnen zum Vergnügen vorzulesen, und eben deswegen war sie schon ganz beygelegt.

Aber

Aber man weis ſchon, wie Freunde ſind, wenn man von ihnen aufrichtig geliebt wird. Sie ließen nicht nach, bis ich ihnen ſicher zugeſagt hatte, dieſe Abhandlung der Welt bekannt zu machen, damit man auch von dieſer Seite den vortreflichen und nachahmungswürdigen Charakter eines **Gellerts** deſto deutlicher bemerken möchte. Dieſem alſo, meine Leſer, haben Sie es zu verdanken, wenn anders mein Unternehmen einiges Danks werth iſt, und ich ſehe mich nunmehr hierdurch außer der Gefahr des pöbelhaften Tadels.

Ganz will ich mich nicht davon befreyen. Macht man mir Vorwürfe, ſo will ich ſie mit Dank annehmen, um dadurch fürſichtiger zu werden; nur

werde ich mir selbst keine bittern Vorwürfe machen, weil ich von meiner redlichen Absicht überzeugt bin.

Es würde mir hiernächst nicht schwer fallen, diese freundschaftliche Geschichte sehr ansehnlich zu erweitern; ich habe aber den übrigen Theil derselben nicht für so werth gehalten, daß er bekannt gemacht würde, oder er ist wirklich nicht so merkwürdig, daß ich die Geduld meiner Leser damit aufhalten und ermüden sollte.

Ich hätte auch eine Menge Beweise von seiner Grosmuth und Mildthätigkeit gegen Nothleidende beyfügen können, von welchen ich fast ein Augenzeuge gewesen bin; aber diese übergehe ich aus gerechter Absicht mit Stillschweigen. So weis ich z. E. daß er mit

einem

einem armen Studenten, welcher aus Verzweiflung entweder unter die Comödianten oder Soldaten gehn wollte, seine ganze Baarschaft theilte, und einen wöchentlichen Gehalt von ihm abzuholen, demselben freywillig anboth, um ihn von seiner gefährlichen Absicht abzuhalten. Ich weis mich auch sehr wohl zu erinnern, daß er eben dergleichen Wohlthat zu verschiedenen Zeiten einem bedrängten Proselyten wiederfahren ließ, welcher hierdurch sein Wohl beförderte.

Kleine eingeschlichne Fehler muß man mir vergeben, weil ich von einem Geschlechte bin, welches der Feder nicht sicher gewohnt ist. Wenigstens verlangt es das Recht desselben, daß man so etwas übersieht.

Der geneigte Leſer verſpricht mir dieſes freywillig, und deſto geſchwinder kann ich mich bey der eingebildeten Drohung der Vorwürfe beruhigen.

Dieß iſt alles, was eine unbearbeitete Feder zu ihrem Troſte und Vertheidigung ſagen kann! Leben Sie wohl, meine theuren Leſer, und beehren Sie mich mit Ihrem Beyfalle. Leipzig, den 8. Febr. 1770.

Gellert

Gellert als Vater.

Ich bin ſtolz auf Gellerts Freundſchaft, ſtolz auf ſeinen Tod, weil auch dieſer das vortreflichſte Beyſpiel iſt; und dieſes befiehlt dieſes kleine Andenken. Mit ſtiller Ehrfurcht nähere ich mich ſeinem Grabe, um mich derjenigen Pflichten zu erinnern, die ich ihm im Leben ſchuldig war, und diejenigen ihm zu entrichten, welche auch, nach ſeinem Tode, Dank und Erkenntlichkeit von mir verlangen.

Er war mein Freund, mein Vater, mein Lehrer, und wenn ichs wagen darf zu ſagen, der Beſchützer meiner Muſe. Ihm habe ichs zu danken, daß ich mit dieſen vereinigt bin,

und eine Verbindung geschlossen habe, welche mein ganzes Leben regiert. Frühzeitig flößte er mir diejenigen Lehren ein, die mich zum Christen, ja selbst zum Menschen gemacht, und in reifern Jahren zur Ehegattinn, ja selbst zur Mutter, gebildet haben.

Dein Andenken also, theuerster Freund, sollte ich nicht verehren? Durch Stillschweigen entweihen? Nein, ich wage es öffentlich zu bekennen, daß es ewig in mir leben wird.

Ich bin zwar nicht fähig, seinen vortreflichen Charakter zu entwerfen, und würdige Männer sind mir vielleicht zuvorgekommen; aber welcher Menschenfreund sollte es mir wohl übel nehmen, wenn ich Ihn von der Seite zu erheben suche, auf welcher Er sich um mich verdient gemacht hat? Ich will Ihn als Vater, als Versorger der Witwen und Waisen vorstellen.

Willkommen sey mir eine Beschäftigung, welche mir die angenehmsten Gegenstände darstelle!

Im zwölften Jahre meines Alters hatte ich das Unglück, meinen vielgeliebten Vater zu verlieren, und nun war ich blos der Fürsorge einer zärtlichen Mutter überlassen. Gellert, wel-

welcher der einzige vertraute Freund meines ſeligen Vaters war, eignete ſich augenblicklich das Recht zu, die betrübte Mutter in meiner Erziehung zu unterſtützen. Dieſe unternahm daher nichts, was jener nicht verordnet oder wenigſtens geprüft hatte, und in dieſer vortrefflichen Aufſicht erreichte ich das vierzehnte Jahr. Seine Regeln, nach welchen ich mein Leben einrichten ſollte, ſeine liebreichen Befehle, welche er mir durch meine Mutter aufgab, befolgte ich jederzeit ohne einigen Widerwillen. Ja ich kann wohl behaupten, daß ich durch ihn in meinem ganzen Leben keinen Verdruß empfunden, ohngeachtet ich ganz und gar von Ihm abhienge. Nur eine einzige Kränkung fühlte ich einmal in dieſem unſchuldigen Alter, deſſen ich mich aber nunmehr ſelbſt ſchäme. Es war, mit einem Worte, ein unreifer Gedanke, ein unüberlegter Einfall. Wer muß nicht mit mir über dieſe unſchuldige Eiferſucht lachen? Ich fand nämlich in ſeinen gedruckten Briefen die für mich ſehr beleidigende Verſen:

Denn Mädchen, wenn ſie gleich das Dorf
erzogen hat,
Sind wie die Mädchen in der Stadt.

Wer

Wer sollte wohl glauben, mich darüber erboßt zu haben, daß Gellert vor aller Welt behauptete, die Dorfmädchen wären eben so gut, eben so schön, wie wir Mädchen in der Stadt. Ich sahe es damals besser ein, daß wir mehr Vorzüge besäßen, und daß wir von ganz anderer Art wären. Dieses mußte mich kränken.

Ich ließ ihn meinen Verdruß deutlich empfinden, ich sprach sehr wenig mit ihm, wenn er meine Mutter besuchte, oder mit mir in Gesellschaft war. Er setzte deswegen in mich; aber vergebens — Er fragte meine Mutter sehr ernstlich, wodurch er mich beleidiget hätte? Auch diese wußte nichts. Endlich mußte ichs der letztern eingestehn, diese entdeckte ihm die wichtige Ursache, und weil er mich recht väterlich liebte, so rechtfertigte er sich durch nachstehenden Brief:

Mein liebes Carolinchen,

„Sie sind im Ernste auf mich böse, weil „ich die armen Dorfmädchen den Mamsells „in der Stadt gleich geschätzt habe? Nein, „liebes Carolinchen, dieses dürfen Sie sich „nicht so zu Herzen gehen lassen. Ich habe „es selbst nicht so gefährlich gemeynt, wie

„Sie

„Sie es annehmen. Lesen Sie noch ein-
„mal: Denn

Mädchen, wenn sie gleich das Dorf erzogen hat,
Sind wie die Mädchen in der Stadt. —

„Hierdurch wollte ich nur so viel anzeigen,
„daß Mädchen auf dem Lande, eben so,
„wie diejenigen, welche in der Stadt
„erzogen sind, scherzen; aber weit gefehlt,
„daß sie so schön, so zärtlich, so artig, wie
„Mädchen in der Stadt, aussehen sollten!
„Das wissen Sie ja besser, als ich Ihnen
„sagen kann, und mit dieser Erklärung wer-
„den Sie sich wieder besänftigen. Mor-
„gen werde ich das Vergnügen haben,
„Ihre Frau Mama zu besuchen. Werden
„Sie ja bald wieder gut auf mich, sonst
„lasse ich noch ein Paar Ihnen so gefährliche
„Verse drucken. ꝛc.„

So weit gieng die Liebe des guten Mannes, daß er selbst an mich schrieb!

Meinen Geschmack an guten Büchern hatte er damals schon so weit gebildet, daß ich dieselben mit guter Wahl selbst aussuchen, lesen und nach meiner Einsicht beurtheilen konnte. Die heil. Schrift war jederzeit dasjenige, was er mir am nachdrücklichsten einschärfte, und es dauer-

dauerte nicht lange, so fühlte ich bey mir selbst die Wahrheit, welche mir von Jugend auf war eingeprägt worden, daß sie der Grund und die Stütze unsers zeitlichen und ewigen Wohls sey. Wenn sie diese, sprach er, fleißig gelesen und bewahrt haben, so haben sie alles gelesen, wenn sie auch von allen übrigen Nichts gelesen haben: Wenn sie aber alles übrige lesen, und diese nicht, so wissen sie gar nichts!

Er legte mir selbst eine schöne Handbibliothek an, er schenkte mir die besten Werke, welche in die Moral, Geschichte, Kenntniß der Natur und andere mir nützliche Wissenschaften einschlugen; aber dabey gab er mir allezeit unter der Aufsicht meiner Mutter auf, mich derselben nur so lange zu bedienen, als es die von häuslichen Geschäften müßigen Stunden zuließen. Diese Vorsicht war auch bey mir nöthig, denn es hätte sehr leicht geschehen können, daß ich bey meinen Büchern alle weibliche Beschäftigungen aufgeopfert hätte.

Wöchentlich forderte er einmal Rechenschaft von dem, was ich gelesen hatte, er untersuchte meine Aufmerksamkeit, und freute sich allemal von Herzen, wenn ich ihm einige unschuldige Anmerkungen darüber sagte.

Angenehme Stunden! die ich damals genoß, wenn ich an ſeiner Seite ſitzen, die beſten Lehren anhören, und das Vergnügen auf ſeiner Stirne leſen konnte, welches er über meine Begierde zu lernen empfand. Er zeichnete mir Stellen aus, die ich entweder aus dem Franzöſiſchen ins Deutſche, oder aus dieſer Sprache in jene übertragen mußte. Ich übergab Ihm bisweilen kleine deutſche Ausarbeitungen, beſonders Briefe, die er durchſahe, verbeſſerte, und mir alsdenn ſelbſt die Fehler zeigte. Sie waren freylich nicht alle nach ſeinem Beyfall; doch durch Fleiß und Aufmerkſamkeit kamen ſie demſelben immer näher.

Indeſſen da mein Verſtand mit den Jahren zunahm, ſahe ich den Werth meines Gellerts immer mehr ein. Ich lernte ihn höher ſchätzen, liebte ihn als Vater, und in ſeinen Schriften konnte ich mich niemals ſatt leſen. Beſonders gefielen mir ſeine Briefe ungemein wohl, und kein gröſſeres Vergnügen konnte ich mir vorſtellen, als wenn er einmal an mich ſchrieb. Gleichwohl ſahe ich kein geſchickter Mittel vor mir, wie ich mich deſſelben öfters theilhaftig machen könnte, da ich ſo nahe bey ihm und um ihn war, und ich folglich alle Wochen einige mal

ihn selbst sprechen könnte. Endlich fiel ich auf eine kleine erlaubte List, und reisete öfters ganze Monathe zu meiner Schwester, welche sich, vor meines Vaters Tode, etliche Meilen von Leipzig verheyrathet hatte, wodurch ich Gelegenheit fand, Ihn recht fleißig mit Briefen zu verfolgen, auf welche ich zu Zeiten erwünschte Antworten von ihm zu erhalten hofte. Er entdeckte es auch gar bald, belebte meine Begierde, und suchte mich durch öftere Antworten in meiner Liebe zu den Musen zu unterhalten. Er hielte mirs vor, und ich hatte die lobenswürdige Schwachheit, es ihm zuzugestehn, wodurch ich seine Liebe gegen mich noch mehr befestigte. Einige Briefe sind gar zu schön, als daß ich sie nicht einrücken sollte:

Mein liebes Carolinchen,

„Nun kann ich doch ohne Gefahr sagen, daß

— Mädchen, wenn sie gleich das Dorf erzogen hat,
Sind wie die Mädchen in der Stadt,

weil Sie sich selbst auf dem Lande (Dorfe wollte ich eben nicht sagen) befinden, und es Ihnen daselbst recht wohl gefällt. Recht gut für mich! Denn ich hatte schon in Gedanken, diese bösen Verse aus der zukünfti-

gen

gen Ausgabe meiner Briefe weggeſtrichen. Wie befindet ſich Ihr Hr. Schwager? Ihre liebe Frau Schweſter? Sie ſpenken in Ihrem Briefe an Keines von Beyden, ohngeachtet Sie wiſſen, daß ich Beyde von Herzen liebe, ſo wie Ihre ganze werthe Familie. Wiederholen Sie dieſe Nachläßigkeit nicht wieder, wenn Sie wollen, daß ich auf Ihre Briefe antworten ſoll. Leſen Sie auch fleißig in Ihrem Zuſchauer und Arzt? Ich will Sie wenigſtens hierzu aufmuntern, weil es die angenehmſte Beſchäftigung für ein Frauenzimmer bey müßigen Stunden auf dem Lande iſt. O wie beneide ich Sie! Könnte ich doch mit Ihnen auf dem Lande leben, ſtudiren und meiner Muſe pflegen! Sie glauben gar nicht, wie ſehr ich für dieſe angenehme Beſchäftigungen eingenommen bin. Ich gönne es Ihnen daher von Herzen, und wünſche, daß Sies noch lange, recht lange genießen mögen, wenn es die Umſtände Ihrer Frau Mama zulaſſen. Leben Sie wohl, grüſſen Sie Ihren freundſchaftlichen Herrn Wirth und Frau Schweſter, ꝛc. „

Mit welchem Vergnügen las ich allemal diese Briefe! Ich legte sie niemals aus den Händen, trug sie beständig in der Tasche, und wer uns besuchte, mußte sie von mir vorlesen hören.

Kurz hierauf erhielt ich einen andern, welcher eben die väterliche Gesinnung, und zärtliche Liebe verrieth:

Mein liebes Carolinchen.

„Sie sind also gesund, vergnügt, in Ihrer Seele heiter und mit Ihrem Landleben vollkommen zufrieden! Ich freue mich nicht wenig über dieses aufrichtige Geständniß, und habe mich schon längst gefreuet, weil ichs voraus sah. Also sind Sie ein Prophete? Keinesweges. Sie sehn aber zukünftige Dinge voraus! Ja, das ist wahr, nur bin ich deswegen kein Prophete. Alles dieses konnte ich durch natürliche Mittel voraus wissen. Denn da Sie die Sittsamkeit, die Entfernung von dem weltlichen Geräusche und eine gewisse Einsamkeit lieben, gute Bücher gern lesen, und einen gewählten Umgang suchen, konnte ich alsdann nicht leicht einsehen, daß Sie vollkommen zufrieden seyn würden, wenn Sies beysammen auf dem Lande fänden?

Ich

Ich will Ihnen noch mehr voraus sagen! Sie werden sich ungemein freuen, wenn Sie in die Stadt zurück kehren. Auf mein Bitten und Vorspruch hat Ihre gute Mama Ihre zurückgelassene Bibliothek mit einer Anzahl recht schöner Bücher vermehrt. Je was denn? Das sollen Sie selbst sehen; kommen Sie nur bald zurück. Es sind mit einem Worte recht schöne Sachen, und Sachen, die Sie längst gewünscht haben. Welches Vergnügen werden Sie haben! Kommen Sie ja bald, ich sehe Sie schon mit Ihren neuen Büchern in der Hand herum hüpfen. ꝛc. „

— In der That konnte mich auch nichts nachdrücklicher rühren! Ich ließ mich nicht länger halten, und ehe vier Tage vergiengen, war ich in die Stadt zu meiner lieben Mutter, zu meinem Gellert und zu meinen neuen Büchern zurück. Himmel, welche vortreffliche Sachen! Der Meßias, die Geßnerischen Schriften, die Charaktere des Theophrast von de la Bruyere, und verschiedene andre kleine Werkchen waren die Stücke, welche er mir ausgelesen hatte. Aber dieses war nicht hinlänglich, sie erhalten zu haben!

Es steckte eine artige List darhinter, deren sich mein treuer Pfleger durch diese Vorsorge bediente.

Meine Mutter, die vermuthlich ihr zukünftig Schicksal voraus empfand, wünschte mich wieder bey sich zu sehn, und entdeckte dieses ihrem Freunde. Sie gab ihm auch zu erkennen, daß ich ihrem Befehl vielleicht nicht ohne Widerwillen gehorchen würde, weil es mir gar zu wohl auf dem Lande gefiel. Gellert fand bald ein geschicktes Mittel, mich zurück zu bringen. Er kannte meine Leidenschaften, gab ihr den Rath, einige von mir längst gewünschte Bücher zu kaufen, und dieses ward mit glücklichem Erfolg ausgeführt.

Nun war ich wieder mit meiner zärtlichen Mutter, meinem treuen Gellert und meinen Büchern vereinigt, und genoß ihrer Gesellschaft ungestöhrt.

Aber, gleichwie nichts in dieser Welt vollkommen ist, so war dieses Glück auch nicht von langer Dauer. Meine verehrungswürdige Mutter ward krank, ihre Kräfte nahmen täglich ab, und siehe, es geschah, was wir alle zu erwarten haben — sie starb. Bitterer Augenblick, an welchen ich mit Entsetzen zurück denke!

Ver-

Verwaiſet vom Vater und Mutter, dieſes iſt ein ſchrecklicher Gedanke für eine Tochter.

GOtt war meine einzige Stütze. Gellert war mein einziger redlicher Freund, auf deſſen Fürſorge ich mich verlaſſen konnte. Er verdoppelte ſeine Kräfte, mir beyzuſtehn, und eine weiſe Einrichtung zu meiner künftigen Lebensart zu machen. Seine erſte Sorge war, mich einem ſichern Aufenthalte anzuvertrauen, und da fand er leicht einen vortheilhaften Weg. Er ſchrieb deswegen augenblicklich an meinen Schwager, und erſuchte ihn, mich in ſein Haus aufzunehmen, welches dieſer gute Mann deſto williger übernahm, da er ſchon von freyen Stücken dieſen Entſchluß gefaßt hatte. Alle mögliche Wohlthaten ließ mir dieſer liebe Anverwandte eben ſowohl um Gellerts willen, als wegen unſerer genauen Bande, wiederfahren, die ich ihm nie genug würde vergelten können, wenn er auch noch lebte.

Aber dem ungeachtet hörte Gellert noch nicht auf, mich mit ſeinem väterlichen Arm zu unterſtützen. Er unterrichtete meinen Schwager von Zeit zu Zeit, wie er mich unterhalten ſollte, und ſchrieb ſelbſt fleißig an mich, um mich zu fernern guten Beſchäftigungen aufzu-

muntern, und fügte auch sehr oft neue Bücher bey, welche mit der Reife meines Verstandes und Geschmacks überein kamen.

Nachdem ich nun in diesem neuen Zustande einige Jahre zurückgelegt hatte, wünschte mein Pflegevater, mich selbst einmal wieder zu sehn, und meine verbesserten Kräfte des Geistes zu prüfen. Mein Schwager befolgte diese Bitte, und begleitete mich nach Leipzig. Himmel! welche zärtliche, welche vergnügte Zusammenkunft! Nun kommen Sie, sprach er, theuerster Freund, meine liebe Caroline, ihren alten Freund einmal wieder zu sehn? Wie rührt mich ihre Gegenwart, die ich täglich vergebens gewünscht habe! Nun, was machen Sie, Carolinchen, wie befinden sich ihre lieben Bücher? — Mein Gott, wie hüpfte mir das Herz bey diesem so zärtlichen Ton! Könnte ich ihn doch so lebhaft schildern, wie er sprach! Er wiederholte das freundschaftliche Andenken meiner seligen Mutter, und indem er dieses sprach, rollten ihm einige Freudenthränen von den Wangen herab. Endlich sagte er, noch eins! ehe wir es vergessen. Ich habe Ihnen ein kleines Andenken

ken beſtimmt, und hier (indem er vom Bücherſchrank zurück kam) haben ſie es!

O verehrungswürdiger Mann! Es waren ſeine eignen vollſtändigen Schriften ſauber gebunden, in welche er die weiſe Lehre geſchrieben hatte:

„Sie ſind verwaiſt vom Vater und Mutter, und, zu ihrem Glück, in demjenigen Alter, wo Sie den Unterſcheid der Tugend und des Laſters ſelbſt einſehn können. Finden Sie in dieſem geringen Andenken bisweilen einige Lehren, welche Sie in der Tugend mehr befeſtigen und zu beſtändiger Ausübung derſelben aufmuntern ſollten: ſo danken Sie mir in der Stille, und erinnern ſich dabey Ihres Freundes, der Sie als Ihr eigner Vater liebt.„

Welches Herz, das nur einiges Gefühl nährt, ſollte hierbey unempfindlich ſeyn? Dank und ewigen Dank muß man dafür in ſeiner Bruſt bewahren.

Dieſer Nachmittag ward völlig bey ihm zugebracht, und weil ich mich zu ſehr in die herumliegenden Bücher vertieft hatte, bemerkte ich nicht ſogleich, daß er ſich mit meinem

Schwager von einem Geheimniße unterhielt. Doch deswegen war ich ganz ruhig, und wir nahmen bald darauf Abschied. Nun, sagte er, meine liebe Freundinn, wir scheiden jetzt von einander, in der Hofnung, uns bald wieder zu sehn! GOtt lasse es ihnen wohl gehn, haben sie ihn allezeit für Augen und im Herzen; so wird es ihnen wohl, immerdar wohl gehn!

Den andern Morgen, mit Anbruch des Tages, fuhren wir von Leipzig wieder ab. Auf der Reise beschäftigte ich mich nur mit meinem lieben Gellert, ich dachte, ich sprach nur von Ihm. Mein Schwager freute sich darüber, und sagte unter andern die mir sehr bedenklichen Worte: Wenn sie vollends wüßten, was er ihnen zugedacht hätte, sie würden ihn noch einmal so hoch schätzen! Ich fiel vor allen Dingen auf ein schönes Buch, und weil ich damals noch ganz unschuldig dachte, scherzten wir darüber. Allein nach unserer Ankunft ward diese Materie von meinem Schwager und Schwester so oft und so nachdrücklich wiederholt, daß ich wohl bemerkte, es müßte ein Geheimniß darunter verborgen seyn.

Acht Tage darauf fand ſich ein bekannter Freund meines Schwagers, ein recht liebenswürdiger und vernünftiger Mann ein, mit dem Vorwande, ihn zu beſuchen. Dieſer liebe Freund ſprach ganze Stunden vertraut mit meiner Schweſter und ihrem Ehegatten, dann hielt er ſich beſtändig um mich auf, und bemühte ſich recht zärtlich um meine Freundſchaft, die ich ihm auch nicht verſagen konnte. Ganzer drey Tage, ſo lange er bey uns blieb, ſprach er nur von unſerm Gellert, deſſen Freund er war, und nöthigte mich, ihm zu erzählen, wie ſehr dieſer liebe Mann um mein Wohl beſorgt wäre.

Er reiſete endlich wieder ab, und ich kann wohl ſagen, daß mir ſein Abſchied ſehr nahe gieng, ohngeachtet ſeine mir ganz eigne Abſicht der Reiſe damals nicht bekannt war. Genug, ſagte er, binnen acht Tagen bin ich von meiner Reiſe wieder bey ihnen! Wer war froher als ich? Ich zählte alle Stunden bis dahin, und ehe der geſetzte Termin abgelaufen war, befand ſich dieſer Freund wieder bey uns. Nun ſchien er mir noch einmal ſo werth zu ſeyn, weil er ſein Wort ſo richtig gehalten hatte, und ich merkte an ihm ſelbſt, daß ſeine Freundſchaft und Zärtlichkeit gegen mich ſehr vermehrt war.

Jetzt unterhielt er sich weit vertrauter als vorhero, mit meinen Anverwandten, und unvermuthet wurde ich in ihre Gesellschafft gerufen. Ich eilte mit einigem Erstaunen und Erwartung herbey. Kommen sie, rief mein Schwager von einer Seite, wir haben ihnen ein wichtig Geheimniß zu entdecken, welches ihr ganzes Leben entscheiden soll — Und hier, sagte unser Gast, bringe ich ihnen einen Brief von ihrem besten Freunde. Welche Freude! Ich erkannte meines Gellerts Hand, erbrach und las ihn augenblicklich, worüber ich meines Schwagers Anrede vergaß. Der Brief enthält den Haupttheil meiner Lebensgeschichte, und also setze ich ihn her.

Meine liebe Freundinn,

„Endlich sollen Sie recht offenbar überführt werden, daß Gott der Waisen Vater ist! Der Ueberbringer dieses Briefs ist mehr als mein Freund, er ist auch der Ihrige. Er wagt noch mehr, erröthen Sie nur nicht, er bittet Sie, ihm Ihr Herz, Ihr ganzes freundschaftliches Herz auf ewig zu schenken. Ich glaube, dieses ist genug gesagt. Ich habe ihn geprüft als einen rechtschaffenen Mann, als einen guten

Bür-

Bürger, und ich hoffe, daß Sie sein gutes Herz auf meine Treue und Glauben werden annehmen, da Sie wissen, wie sehr ich für Sie Sorge trage. Doch Sie sollen sich nicht wider Ihre Neigung übereilen, sondern seinen Charakter selbst untersuchen. Ich gebe mein Wort, daß er ein Mann für Carolinen ist. O welche Freude würde ich empfinden, wenn ich ihn dereinst an Ihrer Seite sehn sollte! Die übrigen Umstände wird er Ihnen selbst, Ihr Herr Schwager und Frau Schwester erzählen, die ihn eben so wohl, wie ich, kennen. Ich wünsche Ihnen schon voraus allen Seegen vom Himmel, und bin in Erwartung ꝛc.„

— Welche Veränderung und unerwartete Aussichten auf einmal! Unser Gast, welcher die vortreflichsten Erläuterungen mit den liebenswürdigsten Ausdrücken beyfügte, brachte mich in so eine angenehme Verwirrung, daß ich nicht weis, was ich antwortete. Mein Schwager und Schwester fragten, was mir der liebe Gellert geschrieben hätte, weil ich so schamroth aussähe?

Endlich fieng unser gute Gast ganz ernsthaft an: Sie sehn, theuerste Freundinn, daß

Sie

Sie hintergangen ſind. Ich bin mehr als ihr Freund, ich bin Ihr Liebhaber, und wenn Sie dieſes Anerbieten von mir annehmen, bin ich auf ewig glücklich! Wie verlegen war ich wegen einer geſchickten Antwort. Ich berufte mich in der Angſt auf meine Anverwandten und meinen Freund Gellert; aber endlich, nach vielem Zureden, kam eine Antwort, welche man von einem unſchuldigen Mädchen, die ihren Liebhaber ſchätzt, ſein Herz empfindet, und auf freyer Bahn iſt, erwarten kann. Genug, mir verbanden unſre Herzen.

Dieſe Verbindung erweckte bey unſerm Gellert nicht wenig Vergnügen; er wünſchte mir dazu ſchriftlich Glück, und erſuchte meinen Schwager, daß er eine anſtändige Einrichtung zu unſrer Hochzeit machen möchte. Ich gehe von hier gleich zu derſelben über. Unſer Freund und Vater ward von einer plötzlichen Krankheit abgehalten, dabey zu erſcheinen, welches uns ſehr ſchmerzte, da er eine Hauptperſon war, welcher wir die Feyer dieſes Tages zu danken hatten. Dafür aber ſchenkte er uns ſeine Seegensvollen Wünſche, die wir auch reichlich empfunden haben.

Nun war ich auf einmal eine Ehegattinn, die Beſitzerinn eines liebenswürdigen Mannes, und nur das Einzige kränkte mich, daß der Ort unſers Aufenthalts uns von unſerm Gellert zuweit entfernte. Doch dieſes hielt mich nicht ab, Ihm fleißig zu ſchreiben, Ihn hingegen, nach Beſchaffenheit ſeiner Beſchäftigungen, mir darauf zu antworten.

Zween Jahre genoß ich die Früchte einer vergnügten Ehe, und nichts ſtörte unſre Ruhe, als der plötzliche Tod meines lieben Schwagers. Schmerzliche Nachricht für eine Freundinn, die ihn ſo zärtlich liebte! Meine verwitwete Schweſter, die ohne Kinder in dieſen Zuſtand verſetzt war, fand den Aufenthalt bey mir, und ſie ward meine Gehülfinn, ich hingegen ihr Beyſtand, und wir lebten ſo ganz ruhig fort.

In dieſer wieder hergeſtellten Ruhe fühlte ich einen neuen Schlag, der mich nur allzu ſehr rührte. Wie ſchlägt mir das Herz, wenn ich daran denke! Mein Mann, mein lieber Ehegatte, die größte Stütze in dieſem Leben, ward plötzlich krank, und verſchied nach einer zweytägigen Niederlage. Kann man ſich für ein junges Weib, wie ich war, etwas ſchmerzlichers denken? Ich verlohr mit ihm den beſten,

den aufrichtigsten Gatten, und meine Schwester ihren redlichsten Freund und Wohlthäter.

An demjenigen Orte, wo mein seliger Mann in dem öffentlichen Amte gelebt hatte, wars nicht möglich, mich länger aufzuhalten, als es meine Angelegenheiten und mein so genannter Witwensitz erlaubte, folglich sahe ich mich genöthiget, den Rath guter Freunde bey dieser Sache zu Hülfe zu nehmen. Mein alter Freund, **Gellert**, war der erste und der vorzüglichste, dem ich mich anvertrauen konnte, und zu diesem nahm ich meine Zuflucht. Er gab mir auch den wohlgemeynten Rath, daß ich ein benachbartes Städtchen, wo sich einige Anverwandte von mir aufhielten, meiner Vaterstadt vorziehen möchte, weil ich daselbst von meines Mannes hinterlassenen Gütern ruhiger und gemächlicher leben könnte.

Aber so gern und so sehr ich jederzeit den Rathschlägen meines Pflegers gefolget war, so mußte dieß der erste Schritt seyn, in welchem ich von ihm abwich. Die Liebe zum Vaterlande, die uns angebohren ist, das Vergnügen, zu seinen alten Bekannten und Freunden zurück zu kehren, nöthigte mich, Leipzig zu meinem beständigen Aufenthalt zu erwählen. Ich kam also in dem

ersten

erſten halben Jahre nach dem ſel. Hintritt meines Mannes dahin zurück, und fand meinen Gellert wieder, der mich aufs neue mit ſeiner freundſchaftlichen und väterlichen Mine aufnahm. Welcher Troſt für eine verlaſſene Witwe, ſo einen treuen, ſo einen aufrichtigen Freund und Verſorger zu haben! Welche Nahrung und Stärkung des Geiſtes, Ihm ſein Elend zu klagen, es mit ihm zu theilen, und ſein Herz vor ihm freymüthig auszuſchütten!

Ehe zween Jahre in meinem Witwenſtande verſtrichen waren, zeigte ſich ein neuer merkwürdiger Zufall meines Lebens. Kurz, der Himmel führte mir einen zweyten Ehegatten zu, an welchem unvermutheten Glücke mein Pfleger nicht wenig Antheil nahm. Ihm hatte ichs ſogar zu verdanken, ohngeachtet ichs erſt nach der Verbindung durch meinen Mann erfuhr. Doch der Himmel gönnte mir auch dieſes Geſchenk nicht lange. Ein doppelter Streich verfolgte mich, mein zweyter Ehegatte ſtarb, und Gellert, der von mir ſo kindlich geliebte Gellert folgte ihm in einem halben Jahre in die Ewigkeit nach.

Wer kann meinen Schmerz, meine Herzensangſt über dieſen doppelten Verluſt lebhaft genug empfinden? Einen liebenswürdigen Mann, den beſten Freund und Verſorger auf einmal zu verlieren, dieſes iſt zu hart!

Doch

Doch ich gehe zu weit, ich will nicht wider die göttliche Vorsicht murren; Sie wird mich beschützen und in ihrem Arm halten. Jetzt aber eile ich wieder zu der Gruft meines Gellerts. Ihm will ich einige Blumen auf das Grab streuen, weil ich ihm einmal dieß Andenken bestimmt habe. Sein Haupt ruht sanft in seiner Gruft, seine Gebeine werden nie vermodern, denn sein Andenken ist zu tief in die Herzen der rechtschaffenen Bürger gepflanzt. Wie glücklich bist du, Leipzig! In dir lebte Gellert, in dir zog er Bürger der Welt, in dir bildete er Menschen, und in dir prangt das Grabmaal desjenigen, der bey Königen und Fürsten seiner Zeit beliebt war. Mir bist du heilig, weil du mir den besten, den aufrichtigsten Freund, und nach dem Tode eines zärtlichen Vaters, nach dem Verlust zweyer liebenswürdigen Ehegatten, den besten Beschützer in ihm gegeben hast.

O nie werde ich gnug seinen Tod betrauren, beweinen und beklagen können! Stündlich erneure ich sein Andenken. Mit welchem Entzücken, mit welcher Ehrfurcht erblicke ich sein vor mir hängendes Bild! Was lese ich auf seiner holdseligen Stirne! Freude, Liebe und Zärtlichkeit gegen Freunde, Grosmuth, Mitleiden, Sanftmuth gegen Bedrängte, kommen mir von demselben entgegen. Doch ich verliere mich zu weit. Gellert ist todt, er ist nicht mehr, laßt ihn sanft ruhen!

Gellerts Andenken
in der
Campagne.

Aufgerichtet
von einem alten erfahrnen Officier
von T**.

Frankfurt und Leipzig, 1770.

Vorbericht.

Ich bin ein alter Kriegsmann, deſſen Muſe manche Laſt der Waffen getragen hat, und ich glaube, dieſes iſt Entſchuldigung genung, wenn kritiſche Anatomen nicht alle Theile vom Eingeweide dieſer Abhandlung in der natürlichen Lage finden ſollten. Aber auch dieſen lege ich ſie nicht vor! Ich habe ſie für das Publicum geſchrieben, für das Publicum, welches das Andenken ei-

nes Mannes hochschätzt, der es verdienet, und ich habe es nur überführen wollen, daß Gellert auch dem Soldaten verehrungswürdig ist.

Dieses schien mir nothwendig zu seyn, weil nicht alle Freunde es selbst leicht bemerken werden.

Meine Absicht geht noch weiter. Ich habe, wenn ich mir so viel zutrauen darf, dem zukünftigen Geschichtschreiber unsers Gellerts die Spur zu einigen brauchbaren Materialien an die Hand geben wollen, welcher er nach Befinden weiter nachgehen kann.

Wie sehr wünsche ich doch Gellerts Leben beschrieben zu sehn! Wie freue ich mich voraus, einen Character vollkommen zu lesen, von welchem ich schon so vortreffliche Züge aus den Schriften kenne! Doch, mein Wunsch wird auch bald erfüllt werden.

Mit

Mit eben dieſer Erwartung ſehe ich ſeinen übrigen ungedruckten Schriften entgegen, die uns von geprüften Männern verſprochen ſind, und aus welchen ich noch manchen Troſt und Beyſtand in meinem Alter zu ſchöpfen hoffe.

Ich will mit jugendlicher Begierde die längſtgewünſchte Moral ergreifen, mich an das Schreibepult ſetzen, und es nicht eher wieder verlaſſen, bis ich jene ganz durchleſen und gefaßt habe.

Dieſe wird mir der Spiegel meines Lebens und meiner zurückgelegten Campagnen ſeyn. Wie manches lebendige Beyſpiel, das ich in der Welt habe kennen lernen, wird ſich mir darinne lebhaft vorſtellen! Ich werde mich ſelbſt, die Handlungen meiner Freunde darinne prüfen, und manchen Freund, wenn ich ihn hierinne näher habe kennen lernen, entweder höher ſchätzen oder verabſcheuen.

Ehe ich noch zu dem Ende dieſer Vorrede eile, muß ich noch etwas von dem Alter meiner Hochachtung gegen **Gellerten** berühren.

Boileau ſagt, ich weis nicht in welchem Gedichte, von gewiſſenloſen Aerzten ſehr ſcherzhaft:

Pour honorer les morts font mourir les vivans.

Bald hätte ich ſchon vor zehn oder eilf Jahren ein ſeltenes Beyſpiel geben können, wenn ich nicht vorſichtig geweſen wäre. Ich hörte nämlich die Nachricht, **Gellert** wäre geſtorben. Andere Freunde beſtätigten es, und ich zweifelte nicht länger daran, weil er ſchon lange vorher ſich über einen ſiechen Cörper beklagt hatte. Dieſe unerwartete Nachricht rührte mich ſo ſehr, daß ich ihm zum Andenken augenblicklich

einig

einige Bogen in franzöſiſcher Sprache aufſetzte, mit der Ueberſchrift:

Eſſai ſur le mort de Monſieur Gellert
par un Soldat.

Zum Glück entdeckte ſich bald die Unwahrheit, ſonſt würde ich, wie Gleim, ſeinen Tod zu frühzeitig beklagt haben. Ich würde es auch gegenwärtig ſeinen Freunden und Verehrern mittheilen, wenn nicht der gröſte Theil des Manuſcripts in der letzten Campagne wäre verworfen worden.

Wäre ich ein Tyrtäus, ein Kleiſt, ſo würde ich meinem Gellert das beſte Denkmal von einem Soldaten aufrichten. Ich wollte ihm ein geiſtliches Heldenlied ſingen, welches ſein Andenken bey Soldaten auf ewig erhalten ſollte. Vielleicht haben wir es von einem freundſchaftlichen Dichter noch zu gewarten.

Doch ich bin ein Soldat, der seinen Feind, aber nicht die Musen herausfordern darf.

Ich eile also zum Schluß dieser Vorrede, und bitte die geneigten Leser, dieses Denkmal, nicht wegen des Verfassers, sondern weil es einem allgemeinen Lehrer bestimmt ist, mit der Gesinnung aufzunehmen, mit welcher ichs geschrieben habe.

H*** den 22. Februar, 1770.

Gellerts

Gellerts Andenken in der Campagne.

Auch Herzen der Soldaten rührt Gellerts Tod, denen man ſonſt alle Empfindung abzuſprechen pflegt. Aber, warum will man uns ein Gefühl verſagen, das uns zu ſehr betrift? Er lebte und ſtarb uns eben ſo wohl, als andern rechtſchaffnen Männern, und vielleicht hat ein aufmerkſamer Soldat mehr durch ihn verlohren, als der Muſenſohn und alle übrigen Stände der Bürger.

Wie nachdrücklich iſt ſein Beyſtand, ſein Troſt und ſeine Hülfe einem Soldaten in der Campagne, deſſen Gründe in der Religion und Tu-

gend entweder in jüngern Jahren nachläßig bearbeitet, oder durch die anhaltenden Zerstreuungen des Krieges merklich geschwächet worden sind.

Ich werde sie zum Andenken unsers Gellerts näher darstellen, und Sie, meine Leser, können mir sicher glauben, weil ich aus der Erfahrung mit ihnen spreche. Nichts sollen Sie lesen, was ich nicht selbst gesehn, gehört und bemerkt habe, oder aus dem Munde zuverläßiger Freunde weiß.

Ich bin ein Officier, der in den Diensten seines besten Fürsten grau geworden ist. In meiner Jugend studirte ich auf der Schule zu A** und besuchte alsdann die Universitäten zu Leipzig und Halle. Nachdem ich nun daselbst die besten Lehrer nach meiner Fähigkeit gehört hatte, widmete ich mich dem Soldatenleben, dem meine Familie ihr Glück zu danken hat.

Eben dieses war mir auch günstig, und der Himmel bewahrte mich in so manchem Feldzuge für soviel augenscheinlichen Gefahren des Todes. Hierdurch ward ich immer muthiger, und gieng immer meinem Feinde entgegen mit der Zuversicht: Ob tausend fallen zu meiner Seiten und zehntausend zu meiner Rechten, so wirds mich doch

doch nicht treffen! Dieſes ſey hinlänglich von meiner eigenen Lebensgeſchichte, die hier zur Erläuterung vieler Stellen nothwendig zu ſeyn ſchien.

Nun komme ich meiner Abſicht und dem Andenken unſers Gellerts in der Campagne näher. Welchen Nutzen, welchen Beyſtand leiſtet Gellert einem Soldaten?

Hat jemand in der Welt eine lebhafte Aufmunterung zur Religion nöthig, welche die Seele beruhigt, die Furcht des Todes erleichtert, und zum muthigen Kampf für das Vaterland bereitet, ſo iſts der Soldat. Er braucht Nahrung und Stärke des Geiſtes, er ſoll täglich in ſich gehen, ſich prüfen; aber hierzu werden Reizungen erfordert. Ihm müſſen wir es vergeben, wenn die Prüfungen ſeines Herzens und ſeiner Handlungen nicht ſo nachdrücklich ſind, wie ſie ſeyn ſollten, weil er keinen Augenblick ſicher iſt, in der Ruhe ſeines Gemüths geſtöhrt zu werden.

Stündlich muß er auf die Befehle ſeiner Gebieter und ſeine eigne Sicherheit aufmerkſam ſeyn. Er wird durch anhaltende Strapazen und überlegene Geſellſchaft, die in der groſſen Menge nicht allemal die Beſte iſt, abgehalten, ſein

ſein Leben und zukünftiges Schickſal zu unterſuchen. Oft kommt die Verzweiflung und der Verdruß eines beſchwerlichen Lebens darzu, und wehe alsdann einer Seele, welche ſich in dieſem unglücklichen Zuſtande befindet!

Freylich hat die weiſe Vorſicht unſerer Regenten dieſem Uebel durch verordnete Feldprediger abzuhelfen geſucht; aber Feldprediger — wie viele zählen wir, die ihre Pflicht treulich erfüllen, und erfüllen können? Niemals wäre es nöthig geweſen, daß wir uns ihnen ſelbſt zum Beyſpiel vorgeſtellt hätten, oder mit Troſtgründen entgegen geeilt wären. Doch giebts auch rechtſchaffene Männer, denen man den Ruhm der erfüllten Pflicht nicht verſagen kann.

Aber wie ſüße, wie kräftig iſt ein Troſt, den man in dieſer Wüſte ſelbſt ſchöpfen kann! Wie rührend, wie erbaulich ſind uns gut gewählte Bücher, aus welchen uns dieſe Hülfe zufließt! Und dieſe vorzügliche Wohlthat haben wir den Schriften unſers ſel. Gellerts zu danken. Hieher gehören vornehmlich die geiſtlichen Oden und Lieder; die Troſtgründe wider ein ſieches Leben. Was kann ein Soldat, ich nehme die heilige Schrift aus, fürtreflichers haben? Die erſten

lehren

lehren ihn leben, ſich zum Tode zubereiten und ſterben, und wenn er aufs langwierige Krankenlager kommt, ſo findet er in dem zwoten die ſicherſten Waffen wider ein ſiechtes Leben. Glaubet mir, Freunde, niemand kann ihren Werth recht lebhaft empfinden, wenn er nicht ſelbſt dieſe Verſuchungen erfahren hat. Wie ſehr wünſchte ich, daß der ſel. Verfaſſer die Früchte ſeines Vortrags ſelbſt geſehn und gehört hätte! Mit welchem innbrünſtigen Feuer und Vertrauen würde er ſein Herz zu Gott erhoben, und ihm für dieſe Belohnung ſeiner Arbeit gedankt haben!

Es iſt daher ſehr leicht zu glauben, daß im letztern Feldzuge faſt ganze Armeen dieſe preiswürdigen Bücher bey ſich führten, um ſich wider alle Anfälle zu bewafnen.

Ich will nicht von auswärtigen Völkern ſprechen; aber ich bin überzeugt, daß bey der Armee meines Fürſten nicht ein Regiment geweſen iſt, von welchem nicht wenigſtens zehn Officiers Gellerts Schriften in ihrer Feldbibliothek geführt haben. Ihr Beyfall und Nutzen war allgemein. Ich ſelbſt weis mich noch zu erinnern, daß im letztern Kriege ein

guther-

gutherziger Officier die geiſtlichen Oden und Lieder nebſt den Troſtgründen ꝛc. ſich eilfmal hat neu kaufen müſſen, weil er die vorhergehenden Exemplare an Freunde verborgt hatte, von welchen er ſie nicht zurück fordern wollte.

O, wie geſagt, hätte nur Gellert einen Blick auf ſein Andenken in der Campagne werfen können! Hundert vortrefliche Beyſpiele fallen mir bey, welche der Ewigkeit werth ſind. Ich würde mich ſelbſt ſeines Andenkens unwürdig halten, wenn ich nicht einige auszeichnete.

In dem berühmten Treffen bey N** hatte ich das Unglück, am rechten Fuße verwundet zu werden, und auf dem Platze liegen zu bleiben. Neben mir lag ein feindlicher Officier, ſeiner Nation ein Deutſcher, der mit dem Tode rang. Was für ein erbärmlicher aber auch erbaulicher Anblick! Er lag vor mir geſtreckt, tief in Gedanken, ſprach nichts, und auf einmal hörte ich von ihm die Worte: Gellert, dir ſey Dank, daß du mich ſterben gelehrt! — Und ſo verſchied er.

O ſeliger Gedanke für einen Soldaten! Ich geſtehe aufrichtig, daß dieſer in ſeinem letzten

Augen-

blicke des Lebens ſo glückliche Mann einen beſondern Eindruck auf mein Herz machte. Ich freute mich über dieſes fühlbare und ſtandhafte Herz des Sterbenden, und ſchämte mich zugleich ſelbſt, daß meine Gedanken nicht ernſthafter beſchäftigt waren. Aber dieſe letzten Worte brachten mich zu meiner Pflicht.

Damals war ich noch nicht ſo glücklich geweſen, Gellerten, der mir ſo verehrungswürdig, und deſſen Andenken mir ſtets neu war, jemals geſehen oder geſprochen zu haben. Aber von dieſem Augenblicke an, ſetzte ich mir vor, ihn ſo bald als möglich von Perſon kennen zu lernen. Der Himmel ſchien mir hierzu ſelbſt günſtig zu ſeyn. Denn nachdem ich von meiner Wunde wieder hergeſtellt war, hieß es, daß meine Reiſe zur Armee über Leipzig beſtimmt wäre. Allein meine Hoffnung war bald vernichtet. Ich kam Leipzig und meinem Gellert nicht näher als drey Meilen, und von dem Transport mich zu entfernen, erlaubte damals die Kürze der Zeit nicht.

Eben dieſer Feldzug zeigte mir noch ein merkwürdiges Beyſpiel von Gellerts Andenken im Kriege. Ich befand mich nämlich unter einem Detachement, welches einen nächtlichen Ueber-

Ueberfall auf einen mittelmäßigen Trupp der Feinde wagen ſollte. Wir erreichten glücklich das Lager, ohne bemerkt zu werden, und fanden unſere Feinde in der Ruhe, bis ſie durch das Lermen unſrer Leute ermuntert wurden. Unſere Mannſchaft handelte, wie es bey dergleichen unglücklichen Vorfällen zu geſchehn pflegt, und viele verlohren im Schlafe ihr Leben. Ehe uns aber noch die Feinde genau entdeckten, drang ich mit einer Mannſchaft in das Zelt eines großen Officiers ein, um ſeine Perſon zu bedecken, welcher ſchlafend auf ſeinem Ruhebette lag, in der rechten Hand ein Buch hielt, und eine Nachtlampe vor ſich geſetzt hatte. Augenblicklich befahl ich meinen Leuten ruhig zu ſeyn, ich eilte nach dem Buche, und freuete mich ungemein, da ich Gellerts Geiſtliche Oden und Lieder in der Hand meines Feindes gefunden hatte.

Ich weckte dieſen guten Mann aus dem Schlafe, und ehe er ſich erholte, ſchrie er: wo iſt mein Gellert? Kerl, wo iſt mein Gellert? Bald aber erkannte er, mit wem er ſprach, bequemte ſich nach meinem Befehl, und bath mich um Schutz. Zum Andenken dieſes lieben Mannes, welcher aus ſeiner Gefangenſchaft nachdem fleißig an mich ſchrieb, ſteckte ich

das

das Buch zu mir, und habe es nur noch vor einem Jahre aufbehalten, da es mir von einer treulosen Hand entwendet worden ist.

Wie oft bin ich von kranken und gesunden Freunden, welche mit mir einerley Schicksal verfolgte, ersucht worden, ihnen zu ihrem Troste Gellerts Schriften mitzutheilen!

Wie wunderbare und seltene Wege habe ich bemerkt, daß sie zum Nutzen des gemeinen Mannes sind ausgebreitet worden. Der Herr Major de B** ward bey T** schwer verwundet, und hielt ein hartes Lager aus. Sehr viele von seinen Leuten hatten eben dieses Schicksal. Seine schmerzlichen Tage erleichterten Gellerts Trostgründe. Können wir uns aber etwas nachahmungswürdigers von einem Officier vorstellen, als wenn er nach wiederhergestellter Gesundheit eine ansehnliche Anzahl dieser Schriften unter seine Compagnie austheilen läßt? O folgten doch alle Befehlshaber diesem rühmlichen Beyspiele, das ihm Ehre, und die Liebe, Hochachtung, Treue und Vertrauen seiner Untergebenen verschaft!

Ja, glauben wohl meine Leser, wenn ich Ihnen sage, daß ein Musquetier von meiner

Compagnie, im acht und dreyßigſten Jahre ſeines Alters, noch leſen lernte, um Gellerts Schriften ſelbſt leſen zu können? Ich verſichere es auf mein Wort, und gebe auch die Gelegenheit darzu an. Dieſer ehrliche Mann hatte ſich bey mir ſo eingeſchmeichelt, daß ich ihn, in Abweſenheit meines Bedienten, gern um mich ſah. Wenn ich nun meinen Freunden aus Gellerts Schriften etwas vorlas, hörte er im Vorgemach des Zeltes aufmerkſam zu, und dieſes gefiel ihm. Er bedauerte zu verſchiednen malen gegen mich, daß er nicht leſen könnte, und um ihn in dieſem Stücke, welches vielleicht ſein ewiges Wohl befördern konnte, vollkommen zu machen, ſo lies ich ihm durch den Fourier der Compagnie darinne unterrichten, der ihn auch bald tüchtig machte. Wie rührend und freundſchaftlich hat mir dieſer Menſch, der nur ein gemeiner Mann war, gedankt!

Nicht weniger Nutzen ſtiften ſeine übrigen Schriften bey einem Soldaten. Das Vergnügen, welches man durch ſie empfindet, verſüßt ihm die Laſt und Hitze der Waffen. Wenn er ſich mit ihnen beſchäftigt, wie viele unnütze Gedanken, die oft zu den boshafteſten Unternehmungen Gelegenheit geben, werden hierdurch unter-

unterdrückt. Ich will nicht einmal die vortreflichen Lehren, die wichtigen Moralen berühren, die ein Soldat mit eben dem Vortheile, eben dem Nutzen anwenden kann und nöthig hat, als jeder andrer Leſer. Mit vieler Lebhaftigkeit erinnere ich mich, daß ein vornehmer Officier, der ein Freygeiſt war, und vor wenig Jahren als Chriſt geſtorben iſt, durch Gellerts Fabel, der Freygeiſt, ſich ſo betroffen, ſich ſo beſchämt fand, und gerührt ward, daß er ſein Lehrgebäude ſelbſt verabſcheuete, und in den beſten, den rechtſchaffenſten Chriſten verwandelte.

Doch muß ein Soldat dieſe vortrefliche Beſchäftigung nicht zu ſehr übertreiben, ſie ſeiner Amtspflicht nicht verſetzen, damit er ſich nicht ſelbſt nachtheilige Vorwürfe macht.

Ich habe ſelbſt zuweilen bemerkt, daß ſonſt vernünftige Officiers ſich hierdurch den gröſten Schaden zugefügt haben.

Wenn ſie den ganzen Tag hindurch mühſam gearbeitet oder geſchwärmt hatten, fielen ſie des Abends mit entkräftetem Körper auf ihr Ruhebette, und vertieften ſich ſo ſehr in gute Bücher, daß ſie den gröſten Theil der Nacht da-

mit zubrachten. Nun, meine Herren, wenn ſie dieſes oft unternehmen, ihren Körper, ihren Geiſt geſchwächt haben, wie wollen ſie alsdenn tüchtig zum Dienſte des Vaterlandes erſcheinen, muthig kämpfen, wenn ein unvermutheter Zufall aufſtößt?

Noch eine andere Art von Nachläßigkeit will ich zeigen, die hieraus entſteht. Ich weiß ein Exempel, wo einer meiner beſten Freunde aus Liebe zu Gellerts Schriften ſich in die Kriegsgefangenſchaft ſtürzte. Er war nämlich mit einer anſehnlichen Mannſchaft auf ein Piquet, nicht weit von D** entfernt, commandirt. Mein Freund, als Commendant, hatte müßige Stunden, die ſich auf dergleichen Poſten immer einzuſchleichen pflegen, zumal wenn man den Feind nicht vermuthet; er las alſo in Gellerts Fabeln.

Plötzlich gaben die Feldpoſten das Signal, daß ein feindlicher Trupp anſprengte. Seine Leute ſchwungen ſich auf die Pferde — mein Freund hat noch fünf Zeilen in einer Fabel zu leſen, worzu er noch Zeit zu haben glaubt, aber auf einmal ſind die Feinde da. Die Mannſchaft wehrt ſich tapfer, er iſt von ſeinem Pferde abge-

abgeſchnitten, jene müſſen der überlegenen Macht der Feinde weichen, und dieſer wird auf ſeiner Flucht zu Fuße bleßirt und gefangen.

So leicht alſo kann man in der beſten Beſchäftigung zu ſeinem eignen Verluſte ſündigen, wenn man ſie zu unrechter Zeit unternimmt.

Aber welche Ehre zugleich für einen Schriftſteller, der uns ſo ſehr einnehmen und in Gefahren, die ſchon über dem Haupte ſchweben, ſo ſehr feſſeln kann! Ich weiß nicht, ob Deutſchland viele Copien, wovon Gellert in ſeiner Art Original iſt, wird aufweiſen können.

Doch hiervon zu urtheilen, bin ich nicht fähig. Ich berufe mich blos auf meine eigene Empfindung, und das Gefühl der Kenner, welches oft der aufrichtigſte Richter iſt.

Aber wie hat mich ſelbſt Gellert in den vielen Feldzügen unterſtützt! Er verfolgte mich aus dem Lager in die Schlacht, aus dieſer in die Krankenſtube, und wenn ich dieſe wieder verlaſſen hatte, wieder in meinen Dienſt.

Im Zelte las ich ſeine Schriften, unterhielt meine Freunde damit: Beym Dienſte oder

in der Krankenſtube wendete ich die hieraus gelernten Lehren und Troſtgründe an, und fühlte den vortrefflichen Nutzen. Ich habe mir ſogar das Vergnügen gemacht, die Troſtgründe wider ein ſieches Leben in Winterquartieren 1761. in die italiäniſche Sprache zu überſetzen, damit ſie deſto größern Eindruck auf mich machen möchten.

Mit dieſem Vertrauen zu Gott und dieſer gewiſſen Zuverſicht ausgerüſtet, wagte ich alle Anfälle, oder ſuchte ihnen zu widerſtehen. Niemals gieng ich ins Treffen, ohne mir die Aufmunterung des Tyrtäus ſelbſt zugerufen zu haben:

Ergreift den Schild und haltet ihn
Dem Feinde vor, und bald
Laßt noch einmal den Wurfſpieß fliehn,
Indem ihr rühmlich fallt.

Wie glänzend iſt es, o wie ſchön!
Von edlem Muth entbrannt
Für Weib und Kind im Streit zu gehn,
Noch mehr — Fürs Vaterland!

Sobald

Sobald die Parcen es beſtimmt,
Iſt euer Loos der Tod.
Drum auf! Erhebt das Schwerdt ergrimmt,
Und droht dem, der euch droht!

Es iſt rühmlich, dachte ich, wenn man nach dem Tode eines rechtſchaffnen Soldaten, den er dem Vaterlande zu Ehren gebüſſet hat, ihm nachruft:

Das ganze Volk wünſcht ihn zurück,
Wenn es den Held begräbt:
Er war ſein Gott, er war ſein Glück,
So lang er hier gelebt.

Doch mein altes Kriegsfeuer wacht wieder auf, welches mit den Herablaufen der Jahre merklich verloſchen iſt. Aber niemals wird in mir das Andenken eines Gellerts verlöſchen, dem ich, dem jeder rechtſchaffne Soldat ſo herrliche Wohlthaten zu verdanken hat. Können wir wohl etwas nachdrücklichers verlangen, als die Ruhe der Seelen, eine ſanfte, aber auch durchdringende Aufmunterung zur Tugend und Religion, die wir ihm ſchuldig ſind?

O könnte ich ihm doch so ein Denkmal aufrichten, wie er uns verlassen hat! Möchte ich ihn doch nur ein einzigmal in seinem Leben gesprochen, und ihm gesagt haben, wie werth er mir, wie werth er ganzen Nationen ist, und ewig seyn wird.

Aber vergebens. Es sind Wünsche die nicht erfüllt werden können, und eben deswegen verlasse ich ihn, verlasse ich meinen Gellert, und sehe mit einem traurigen, mit einem wehmuthsvollen Blicke auf sein Grab zurück.

(Die Fortsetzung hiervon ist vielleicht zu erwarten.)

Seite 7. Zeile 6. lies Kleist statt Gleim.

Vollſtändige

Sammlung der Gedichte,

welche

der Tod des Herrn

Profeſſor Gellert

veranlaſſet hat.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS

Erſtes Stück.

Leipzig,
bey Carl Wilhelm Holle. 1770.

Vorbericht.

Die mancherley groſsen und kleinen Gedichte zu sammeln, welche der Tod des unsterblichen Gellerts veranlasset hat, war ein Einfall des Verlegers; und der nunmehrige Vorredner hat dabey weiter kein Verdienst, als daß er die Stücke in die Ordnung gebracht hat, worinn sie der Leser hier findet. Man machte sich Hoffnung, dieser Einfall würde den Verehrern von Gellerts Andenken nicht unwillkommen seyn; indem er Stücke in die Hände aller Leser bringen könnte, die sonst zum Theil nur gewissen Lesern zu Gesichte gekommen seyn würden. Man hatte in mancherley zerstreuten Blättern hin und wieder ein kleines Gedicht gelesen, das sich vor der Menge auszunehmen schien, oder das doch wenig-

stens das Verdienst hatte, etwas Neues zum verdienten Ruhme unsers unvergeßlichen Dichters hinzuzufügen. Schade wär' es, dachte man, daß dieser oder jener lehrreiche, oder den Ruhm des Seligen erhöhende Gedanke nicht jedem Verehrer des Seligen bekannt werden sollte. – Freylich mußten bey der Ausführung dieses kleinen Projects die Wiederholungen eines und eben desselben Lobes, daß nämlich Gellert der allgemeinste Dichter seiner Nation, (und er ist nicht für seine Nation allein Dichter geworden,) daß er ein Menschenfreund, ein Christ, der gewissenhafteste Lehrer, und in aller Betrachtung ein nachahmungswürdiges Muster für seine Schüler, ja für die Menschheit überhaupt gewesen; die Wiederholungen dieses Lobes, sage ich, mußten unvermeidlich werden. Allein, so unangenehm dieser Umstand an sich war; so glaubte man wenigstens, es würde die Allgemeinheit

eines

eines solchen Lobes doch den Vortheil haben, daß theils zu unsern Zeiten alle Auswärtige, die das Glück nicht hatten, Gellerten persönlich zu kennen und seines Umganges zu genießen, theils die Nachkommen aus so viel übereinstimmenden Zeugnissen derer, die den Mann kannten und mit ihm und um ihn lebten, überzeuget würden, dieser seltne – seltne Nachruhm sey auf mehr, als auf das dichterische Lob einiger Freunde gegründet.

Man hat, um dem Leser von Geschmack diese Sammlung nicht ekelhaft zu machen, alles weggelassen, was man entweder an sich schlecht, uninteressant, unwitzig witzig fand, oder was bloß schlechter das Alte wiederholte, das von andern bereits besser gesagt war. Vollständig kann diese Sammlung jedoch nur mit der Einschränkung heißen, daß der Verleger andern Buchhändlern veritzt nicht durch

unzei-

unzeitigen Nachdruck ihres Verlages das Ihrige entreißen wollte; daß ihm vielleicht eine Anzahl in andern Blättern, (die er nicht gelesen,) zerstreuter guter Gedichte noch nicht zu Händen gekommen ist; und daß sie durch ein zweytes Stück erst das werden kann, was sie seyn soll.

Ob man alles, was man hier liefert, für gut, für schön, für würdig halte, neben einander zu stehen, wird vielleicht nur ein unberufner Kritikaster, der selbst keine taugliche Zeile dazu liefern könnte, kein billiger, vernünftig gestimmter Leser fragen; der letztre erachtet leicht, daß manches große Stück bloß um gewisser Stellen, und manches kleine vielleicht um eines einzigen Gedankens willen einer solchen Sammlung einverleibet werden kann.

Innhalt.

Größere Gedichte.

1) Johann Andreas Cramer auf das Abſterben ſeines Freundes, Chriſtian Fürchtegott Gellert . . S. 1-8
2) Auf Gellerts Tod, geſungen im Winter 1769. von Mich. Denis, aus der G. J. Lehrer am Kaiſ. Königl. Thereſiano . 9-16
3) Auf Gellerts Tod, von Karl Maſtalier, d. G. J. Prieſter und öffentl. Lehrer der Dichtkunſt am Profeßhauſe ebenderſelben Geſellſchaft . . . 17-22
4) Ehrendenkmaal auf den Herrn Profeſſor Gellert, nebſt Vorbericht, von dem Verfaſſer der Klagen . . 23-70
5) Der Greis an Gellerts Grabhügel . . 71-86

Kleinere Gedichte.

1) In Obitum Gellerti; eine lateiniſche Elegie von Gottlieb Wilhelm Irmiſch, nebſt der deutſchen Ueberſetzung . . S. 89-94
2) Von einer Freundinn . . 95 u. f.
3) An Se. M. J. F. S. in H. . . 97 u. f.
4) Ein andres . . 99 u. f.
5) Ein andres, von M. . . 101
6) Auf Gellerts Tod, durch den Grafen *** aus der Oberlauſitz . . 102 u. f.
7) Gellert und Voltaire, eine Antitheſe, von F. G. Freitag . . 104 u. f.

8) Auf

8) Auf den Tod des Herrn Prof. Gellerts, von M. G. F. L. . . S. 106 u. f.
9) Ein andres . . 107
10) Ein andres . . 108
11) Ein andres . . 109
12) Ein andres . . 110
13) Ein andres, von der Frau von Runkel . . 111

Singgedichte.

1) Ein lateinisches, nebst der Ueberſetzung, S. 114 u. f.
2) Ein franzöſiſches . 116
3) Ein andres, von der Demoiſelle Möllern in Roſtock . . 117
4) Auf Gellerts Grab . 118
5) Ein andres . . ebendaſ.
6) Ein andres . . ebendaſ.
7) Herr Canonicus Gleim an den Herrn Regierungsrath Wieland . 119
8) Auf das Abſterben des größten Fabeldichters unſrer Zeiten, von G. F. Freytag . . . ebendaſ.
9) Ehrengedächtniß, dem Herrn Profeſſor Gellert gewidmet von J. C. Steiger 120

Grabſchriften.

1) Grabſchrift auf Gellerten . S. 123
2) Eine andre . . ebendaſ.
3) Grabſchrift auf den Herrn Prof. Gellert, von L. . . 124

Anhang.

1) Auf die Gellertſchen Grabeſänger S. 126
2) Eigenſchaften eines Dichters, der Gellerts Lob ſingen will . 127
3) Ein andres Gedicht . 128

Auf

Auf

das Absterben

seines Freundes

Christian Fürchtegott Gellert.

Hier iſt ſein Grab, mein Sohn, beſucht,
bethränt von allen,
Die gut ſind; deſſen, dem dein Herz
Einſt gleichen müſſe! Hier laß deine Thräne
fallen;
Ich kanns nicht; mich betäubt der Schmerz!

Mich übermannt er noch! Ich weinte
gern, und Thränen,
Wie ſie die Bruderliebe weint,
Die treuſte Freundſchaft; gern, o David,
deine Thränen
Um Jonathan, für meinen Freund!

Gern ließ ich auf dieß Grab sie strö-
men, meine Zähren
Zu Liedern werden, und den Mann,
Der lieblich war und fromm, wie sein Ge-
sang war, ehren,
Den edlen himmelvollen Mann:

Damit sein Name dir, o Nachwelt,
werden möchte
Ein Segen, wie sein Leben war,
Und sein Gedächtniß euch, ihr kommenden
Geschlechte,
Auch noch ein Leitstern in Gefahr!

Er wars! Ein mildes Licht entfloß aus
seinem Leben
Für mehr als eine Nation;
Melodisch wars; so sanft, wie Salems
Saiten beben,
Dein Hymnus, o Religion!

Klagt, Jünglinge, den Mann, den
Frommen! Trauert! Keiner,
Wen er in einer Irre fand,

Ver-

Verſchweig es, wie er ihn ergriff, als wär
Er einer
Der Engel, ihm von Gott geſandt!

Klagt, Jünglinge, den Mann, und
trauert! Eurer Jugend
War Er es! Eurer Seele Freund,
Sprach euch ins Herz Gefühl der Unſchuld
und der Tugend;
Der iſt nicht mehr auf Erden! Weint!

Nicht mehr werd ich Ihn ſehn, der mich
zum hohen Bunde,
Die Freuden der Religion
Mit ihm zu ſingen, lud! O ſüßer Traum
der Stunde
Des Wiederſehns, du biſt entflohn!

Wenn Er die Harfe nahm, zu ſingen
von dem Sohne,
Von dir, o Liebe Gottes, dir,
O Tugend, ſeine Luſt, von deinem hohen
Throne,
Was fühlt er dann! Was fühlten wir!

Still ward die Seele, flog nicht auf
im Sturme, fühlte
Nur sanfte Wonne, wurde hell,
Und, fromm zu seyn, wie Er, entschloß sich,
wie Er spielte,
Die Seele ruhig, und doch schnell!

Wer nimmt die Harfe? kann, wie
Er, die Herzen rühren,
Wie Er, holdselig im Gesang?
Wer euch, ihr Jünglinge, wie Er, zur Tu-
gend führen,
Durch einen gleich geliebten Zwang?

So lockt der frühe Strahl des Lenztags
aus der Erde
Des Berges Sprößling, und belebt
In allen Adern ihn, daß Er zur Ceder
werde,
Die bald sich wolkenan erhebt:

Wie Er sie bildete! Voll milder Wär-
me waren
Des Frommen Lehren, und voll Licht.

Wie

Wie sorgsam warnt' Er sie vor schmeichelnden Gefahren!
Wie zärtlich rief Er sie zur Pflicht!

Am rauhen Wege stand der Jüngling unentschlossen:
Da bat Er: Jüngling, nimm den Lauf
Auf diesem Männerpfad! Sieh! Ehr' und Freude sprossen
Hier unter deinen Tritten auf!

Wo ist der Morgenstrahl nunmehr?
Im Todesschatten
Verschimmert! Ach! in jene Welt,
Wo viele schon, die sich durch ihn veredelt hatten,
Der Sohn, die Sonne selbst, erhellt!

Sie sehn Ihn, fliegen Ihm entgegen, und umgeben
Die Seel', und jeder jauchzt ihr zu:
Heil, Wonne dir, und Lohn von Gott!
Du hast das Leben,
Die Seelen, uns errettet! du!

Erhört ist dein Gebet, die Seligkeit
zu fühlen,
Der Retter Einer Seele seyn!
Erhört! Die Wonn ist mehr, ein Retter
seyn von Vielen:
Nun ist die hohe Wonne dein!

Komm mit uns an den Thron, wo
Gott des Lichtes Söhnen
Sein Antlitz völlig offenbart,
Und nimm nun diese Harf', ihm unsern Dank
zu tönen,
Dem Lamme, das erwürget ward!

Dem hohen Namen, der im letzten
Hauch vom Leben
Von dir zu uns herauf erklang,
Dem; denn schon dorten wars dir Wonn',
ihn zu erheben,
Des Himmels seligen Gesang!

Johann Andreas Cramer.

Auf

Gellerts Tod.

Geſungen im Winter 1769.

Geſang.

Schauerndes Lüftchen! woher?
Trüb iſt der Tag. In dem entblät-
terten Hayne
Weder Kehle, noch Fittig. Kein Schwan
berudert den Teich.
Voll der Winterbilder ſitz' ich einſam,
Auf mein Saitenſpiel gelehnet,
Da kömmſt du, Lüftchen! ſchwirreſt
mir
So kläglich, ſo kläglich die Saiten hin-
durch!
Iſt es nicht Hauch des Grabes?
Iſt es nicht Sterbeton?
Hat uns ein Held, ein Barde, verlaſſen?
Schauerndes Lüftchen! woher?

Von

* * *

Von dem Geſtade der düſteren Pleiße
Komm' ich, o Barde! zu dir. Dort hab' ich geflattert
Um Gellerts Grab.
In Blumen konnt' ich nicht ſeufzen,
Noch öde ſteht, bis ihn der Lenz
Mit Blumen deckt, des Grabes Hügel.
Ich hab' in blätterloſen Sträuchern
Umher geſeufzt.

* * *

Lüftchen, genug! Kein ſtürmender Nord
Soll dich verſchlingen, zärtlicher Trauerboth! —
Und ihr hinab, Saiten! hinab
Zur dumpfen, grabestiefen Todesklage!
Er iſt hin, euer Lehrer, Kinder Teuts!
Er iſt hin, euer Führer, Barden-Chöre!
Er iſt hin, dein Verkünder, Tugend!
Deine Freude, Jüngling! Mädchen, deine Luſt!
In der Pleiße Rauſchen
Quollen ſeine Lieder;
Ach! die Pleiße rauſchet;
Aber nimmer, nimmer
Quillt von ihm ein Lied darein!

Seuf-

Seufzet, Ufer!
Blumen an den Ufern!
Erlenschatten an den Ufern!
Nimmer, nimmer quillt von ihm ein Lied darein!

* * *

Vom Tannenberge wälzet sich manch trüber Gießbach;
Und nun entspringt am Fuße des Berges
Ein lauter, himmelheller Quell.
Schnell hüpfen die Kinder des Waldes
Vom trüben Gießbach', und trinken den Quell:
So zogst Du die dürstenden Völker an Dich.
Die Bienenköniginn sammelt ihr zahllos Heer,
Und führt es auf Wiesen voll Frühling,
Und jede vom Heere
Kömmt honigträchtig zurück:
So setztest Du den Söhnen Teuts
Die Süße Deines Herzens in Bardenlehren vor. —
Und dieses Herz durchgrub des Todes Stachel!
Trauret, ihr Völker! trauret, ihr Söhne Teuts!
Der Quell ist versiegt! Der Frühling erstorben!

Ein

* * * * *

Ein Jüngling war ich, und jeglicher Trieb
Zur vaterländischen Bardenkunst
lag noch in meiner Brust in zweifelndem
Schlummer.
Ich hörte Dein Lied, und jeglicher Trieb
Entriß sich dem zweifelnden Schlum-
mer;
Und horchet mir itzo mein Vaterland,
Und thuen mir ältere Barden
Ihr freundliches Herz auf;
Und schändet mein Scheitel
Den heiligen Eichenzweig nicht,
Dir bin ich es schuldig. O nimm, was ich
vermag,
Ein Lied, und Thränen! —

* * * *

Aber hinauf, Saiten! hinauf
Zur hellen, himmelhohen Zukunft!
Mein Aug durchstralet das Wintergewölk,
Erblicket ihn, den satten Lebensgast,
Unter den Barden der Vorwelt.
Ein großes Erstehn
Von allen Walkensitzen
Dem Lehrer der Tugend,

Dem

Dem Sittenverbeßrer,
Dem Feßler der Herzen,
Dem holden, menſchenfreundlichen Weiſen!
Wie dünnere Frühlingsnebel
Von der gebährenden Flur;
So ſchwindet die zärtliche Schwermuth
Von dem Geſichte des Barden.
Aus den Umarmungen ewiger Sänger
(Ach nicht ewig für uns! Die neidige Zeit
Entriß uns ihre Sitten, ihr Lied,
Ihr Lied in freyen Eichenhaynen,
Ihr Lied im Mahle tapfrer Fürſten,
Ihr Lied im lauten Schlachtgetümmel
Unter bemalten Schilden
Hervorgebrauſt!)
Aus den Umarmungen dieſer Sänger
Blicket er lächelnd herab
Auf ſein geliebtes, erdewallendes Geſchlecht,
Und ſieht ſich von Enkel zu Enkel
In ſeinen Geſängen hinwieder geliebt, verewigt;
Und höret die Kinder der Fremden
Am Rhein und am Po
In ihren Zungen ſeine Lehren wiederholen,

Und

Und Deutschland segnen, dem der Himmel
Einen Gellert gab.

* * *

Also mein Lied zur traurigen Wintergegend.
Aber du, Lüftchen! bist du noch hier
Im blätterlosen Ahorngange;
So nimm dir die besten Töne daraus:
Und decket der kehrende Lenz
Den Hügel des Barden mit Blumen;
Dann seufze sie nach in jenen Blumen,
Derer Haupt am Hügel
Schwerer, und gesenkter ist.

Mich. Denis,
aus der G. J.
Lehrer am Kais. Königl. Theresiano.

Auf

Auf

Gellerts Tod.

Der Dichter und die Muſe.

Der Dichter.

Was ſoll der Trauerflor an deinem Saytenſpiel?
nd im göttlichen Auge der Schmerz?
Weh, Deutſchland, dir! dieß gilt
inen Dichter der erſten Größe!

Die Muſe.

Dieß iſt das Saytenſpiel des Dichters der Natur,
eine leichten Geſänge verſchlang
er Iſter und die Spree;
ch die ſtolzere Seine ſingt ſie.

Der Dichter.

Ach **Gellert**! — nenn ihn nur — entſank
dir in die Gruft!
O! ich ſchäme mich nicht, auf ſein Grab
Zu weinen. Schäme du
Deiner Schwäche dich, daß er ſtarbe!

Die Muſe.

Unſterblichen Geſang lehrt ich ihn zwar:
Und die Seele ſo ſchön, wie ſein Lied,
Iſt Ruhms genug für mich,
Stolzes genug. Nur der Leib iſt Aſche.

Der Dichter.

O! ſammle mir die Aſch', in der der
ſchönſte Geiſt
Wohnte, daß kein unheiliger Fuß,
Kein Nordwind ſie entweih!
Sie ſoll ſanft, wie er lebte, ruhen.

Die Muſe.

Des Dichters Nam allein, der von der
Urne ſtrahlt,
Mehr mit Ruhme, denn Lorbeern gekrönt,
Verſichert ihr die Ruh.
Selbſt der Nordwind verehrt den Namen.

Der

Der Dichter.

Wem wird die Cythet jetzt, die unmachahmlich klang?
O ſind, Muſe! Teuts Söhne dir werth,
Gieb keinem Nachbar ſie!
Er ſäh ſtolzer herab auf Deutſche.

Die Muſe.

Sey ruhig! ohn ein Herz ſo voll von Redlichkeit,
Weisheit, Tugend und Menſchengefühl,
Wird ihre Saiten nie
Jemand, wär er auch Orpheus, ſpannen.

Der Dichter.

So glänze ſie denn dort, wo Orpheus Leyer glänzt,
(Deine Schweſtern verſetzten ſie hin)
Noch keine deutſche Ley'r
Blitzt, o Schand'! im geſtirnten Raume.

Die Muſe.

Im Tempel der Natur iſt ihr der Platz beſtimmt,
Denn ihm gab ſie die Mutter Natur.
Dort ſingt er künftig ſie
Ganz enthüllt in erhabnern Tönen.

Der Dichter.

Stark iſt der Ton, den die Natur ihn treffen ließ.
Seinen Wiederhall hörten wir kaum:
Und dichteten ihm ſchon
Deutſche Lieder nach; dir zur Ehre!

Die Muſe.

Schweig! denn ich eile jetzt zu meines Lieblings Grab.
Lang noch klag ich um ihn bey dem Grab.
Vielleicht ehrt ihn mein Schmerz
Mehr, denn fühlloſe Mauſoläen.

Karl Maſtalier,

der G. J.
Prieſter und öffentl. Lehrer der Dichtkunſt am Profeßhauſe ebenderſ. Geſellſchaft.

Ehren-

Ehrendenkmaal

auf

den Herrn

Professor Gellert.

Kommt, ihr Männer! und laßt uns gehn, an Sein
Grab hin, und weinen,
— — Er war der Beste, der Beste! Sein Leben
War für andre, nicht Sein — — —

Klopstock.

Vorbericht.

Der Herr Professor Gellert, mein Lehrer, dem ich aus zärtlicher Dankbarkeit dieses Gedicht schreibe, war die allgemeine Liebe Deutschlandes; und fast alle Völker verehrten Ihn als einen großen Mann, der Er auch ohne Widerrede war. Man kann einen großen Mann von einer doppelten Seite betrachten, von der Seite des Genies, und der Seite des Herzens. Gellert war nach dem einstimmigen Geständniß der Kenner ein Originalgenie: Man müßte Seine Schriften nicht gelesen haben, wenn man dieses leugnen wollte; man müßte nicht wissen, daß Er in den meisten Arten der Dichtkunst vollkommne Muster geliefert hätte: eine Sache, die nur ausserordentlichen Genies glückt! Werke von Alphabethen könnte ich darüber schreiben: aber ich überlasse dieses schwere Werk einem Schröckh — dem Plutarch unsers Deutschlandes, oder einem Schmid — dem beredten Lobredner der Dichter. Man darf sich nur an die dunkeln Zeiten der fruchtbringen-

den Gesellschaft erinnern, und Schriften von dieser Periode mit den feingearbeiteten lachenden Werken eines Gellerts vergleichen, um einzusehen, daß Er der erste Verbesserer der Rauhigkeit und Unbiegsamkeit der deutschen Sprache war. Vergebens suchten der Spate, Heraus, Schottel, Harsdörfer, und endlich selbst der stolze Gottsched sie von fremden Schlacken zu säubern, sie geschmeidig zu machen, und ihr den Glanz des goldnen Zeitalters zu geben. Sie besaßen den feinen Geschmack, die zärtliche Empfindsamkeit nicht, die ein so wichtiges Unternehmen begleiten muß, und schadeten mehr, als sie nutzten. Mosheim gab ihr zuerst den männlichen Charakter der heiligen Rede, die feyerliche Hoheit der Andacht, die tief ins Herz dringt: aber immer fehlte ihr noch eine gewisse Leichtigkeit, immer war noch eine rauhe Trockenheit zu überwinden. Sie sträubte sich wider die feinen Züge der süßen Vertraulichkeit und des lachenden Scherzes, wie spröder Marmor unter dem beseelenden

Meis-

Meiſſel eines Phidias. Gellert und Hagedorn – zween Männer, die mit gleichem Genie ähnliche Gegenſtände bearbeiteten – gewöhnten die deutſche Leyer zuerſt zu ſüßen, ſanften Tönen; ſie hat Calliope die Lieder gelehrt, die durch ihre naive Leichtigkeit einnehmen, und den männlichen Ernſt der Deutſchen durch lachende Züge aufheitern. Natur, edle Einfalt, drolichte Laune, vertrauter Ton der unterhaltenden Erzählung, körnigte Moral, und religiöſe Geſinnungen lebhaft und ſtark gemahlt, das ſind die weſentlichen Kennzeichen der Gellertſchen Schriften. Er ward das Haupt der vierten Epoche in der Geſchichte der deutſchen Litteratur, ſo wie der große Opitz, den man itzt aus übertriebner Zärtlichkeit zu verachten anfängt, der Stifter der zweyten war. Beides Dichter von ſanftem und edlem Charakter, genährt mit dem Geiſte der Alten und beſten Neuern, von der gütigen Natur mit einem empfindſamen Herzen und feinen Geſchmacke begabt; beide leicht, rein, und doch ſtark in ihren Schriften, lebhaft

lebhaft und wichtig in ihrem Vortrage; die den verdorbenen Geschmack nur dadurch verbesserten, daß sie, der Natur getreu, nur solche Schönheiten wählten, die ihren unveränderlichen Reiz in der Natur aller Menschen finden. Und sollte der Wunsch, den der süße Jacobi thut*, einst

* Ich kann die Lust nicht unterdrücken, meine Schrift durch diese schöne Stelle zu verschönern. Das Heiligenmachen kömmt immer mehr und mehr aus der Mode. Wie? wenn wir künftig unter uns den Aeskeln der Freude die Ehre wiederfahren ließen? Wenn wir jeden Dichter kanonisirten, der das Vergnügen seiner Mitbürger war?

Ihn sollte nicht, die Muse zu erschrecken,
Ein finsteres Gewölke decken;
Es sänge nicht das laute Chor
Barbarisches Latein ihm vor;
Es brennte kein geweihtes Licht,
Und in Legenden dürfte nicht,
Wer unser Heiliger gewesen,
Ein Mönch nur durch die Nase lesen.
Da, wo die schönsten Rosen blühn,
Wo Nachtigallen Lieder träumen,
Begrüben in ein Wäldchen ihn
Die Jünglinge: mit Myrthenbäumen
Umpflanzten sie die kleine Gruft:
Und wann der Lenz die Weste ruft,
Dann stimmten sie die Silbersaiten;
Dann kämen sie mit ihren Bräuten,
Und sängen vom Horaz ein Lied:
Sie tanzten auf des Dichters Grabe;
Sie brächten Blumen ihm zur Gabe;
Sie küßten, bis die Sonne flieht.

einſt erfüllet werden, daß man alle Dichter, die das Vergnügen ihrer Mitbürger waren, kanoniſiren ſollte; ſo würde unſer Gellert gewiß den erſten Rang verdienen. Seine Schriften ſind leicht, witzig, erfindend; ein Beweis Seines Genies: aber ſie athmen auch Unſchuld und Tugend — ein Beweis Seines edlen Herzens. Hätten doch alle Genies ſolche Herzen! ſängen ſie doch alle auch nur Unſchuld! La Fontaine, Crebillon, Voltaire, Rouſſeau, Roſt, und ungern ſetze ich noch hinzu Wieland, waren gewiß Genies; aber wie oft erröthen tugendhafte Schönen über ihre Schriften! Wie gefährlich ſind ſie der Unſchuld durch ihre ſchlüpfrigen Erzählungen! Hier übertrifft ſie mein Gellert unendlich. Seine Seele war wie ein heller Bach, immer durchſichtig und lauter; Sein Lied edel und voll Wohlſtand, ſo, daß ich nicht nöthig habe, Ihn wider die Ungezogenheit der Verfaſſer des Neol. Wörterbuchs zu vertheidigen, die Ihn einer verſtellten Lobſucht anklagten. Er ermunterte junge Genies, und ſuchte nicht

als ein kritiſcher Selbſtherrſcher, ihren wachſenden Ruhm neidiſch zu unterdrücken. Ohne Seinen patriotiſchen Eifer hätten wir vielleicht noch keine deutſche Ueberſetzung vom Ariſtoteles; ein Werk, das uns Deutſchen und einem Curtius immer noch Ehre macht; die Verfaſſer der Berlin. Litterat. Briefe mögen ſchreyen wie ſie wollen. Man kann ſich von Seiner edlen Seele aus der Schilderung eines Franz, oder aus den Empfindungen eines Ausländers genugſam belehren; und wer nun noch zweifelt, iſt keiner fernern Belehrung werth. Söhne der Muſen, junge Genies, wollt ihr Gellerts Ruhm, wollt ihr die allgemeine Liebe des Publikums? — ahmt mit Seinen Schriften zugleich Sein Herz nach!

Noch weint mein blutend Herz, von seltner Angst zerrissen,
Das **Gellerts** früher Tod mit trübem Gram durchwühlt;
Acht bange Wochen hat, in schwarzen Finsternissen,
Des Schmerzens schwer Gewicht die matte Brust gefühlt.
Mein frohes Saitenspiel, das sonst von muntern Freuden,
Des Jünglings schönstem Wunsch, im sanften Ton erklang,
Sank tief zum Grabeton; und auf verstimmten Saiten
War Sarg und Gruft sein Lied, und Schwermuth sein Gesang.
Die Welt ward mir zur Last, das Leben Stoff zum Klagen,
Die öde Brust empfand des Umgangs Anmuth nicht.
Den tödtlichsten Verlust sah man mein Herz zernagen,
Der noch aus meiner Stirn umwölkt vom Kummer spricht.

Acht Wochen ließ ich stumm der Wehmuth Thräne fließen,
Vergaß der Dichtkunst Reiz, vergaß der Freuden Trieb;
Mein ganz Gefühl war Schmerz, unfähig zum Entschließen;
Beym Denken zittert ich, und bebte, wenn ich schrieb.
Betäubt von tiefem Gram, riß Sehnsucht meine Lieder
Zu **Gellerts** Grabmaal hin; nur stumm weint' ihn mein Leid.
Doch stark erwacht in mir die Glut zum Dichten wieder,
Die meines **Gellerts** Ruhm' ein traurig Denkmaal weiht:
Laut soll mein thränend Herz itzt Seinen Tod beklagen;
O Schwermuthsvolle Pflicht! Pflicht, die mein Herz durchgräbt,
Wie kann ich Deinen Ruhm, **erblaßter Gellert**, wagen,
Da man mit Deinem Sarg mir Freund und Schutz begräbt?
Zu viel verlohr mein Herz! zu viel hab ich verlohren!

Durch

Durch Deinen Tod fällt mir der Hoffnung Stütze hin.
Ach! warum hat Dein Herz zur Freundschaft mich erkohren,
Da ich durch den Verluſt nun zweyfach elend bin?
Umſonſt wähnt, ich noch einſt in deutſcher Barden Chören,
Von Deiner Hand geführt, durch Deinen Fleiß correct,
Dich durch ein fühlend Lied, mit frohem Dank, zu ehren;
Des ſtrengen Todes Wuth hat dieſen Wunſch verſchreckt.
Umſonſt glaubt' ich, voll Stolz auf Deinen Werth, zu ſprechen:
Der **große Gellert** wars, Er, meiner Seele Freund,
Der durch des Beyſpiels Kraft die jugendlichen Schwächen
Aus meiner Bruſt vertrieb, die Ihn nun todt beweint,
Umſonſt — mein Lehrer ſtarb — ſeht meine Thränen fließen,
Ihr, denen **Gellerts** Tod ein trüber Vorfall iſt!

Ach! unsrer Freundschaft Band hat streng der Tod zerrissen!
Klagt Ihn, den großen Mann, die ihr zu klagen wißt.
An Seine Gruft gelehnt, will ich des Dankes Pflichten,
O jammerreicher Dank! Gedanke, der entseelt!
Mit nassem Angesicht dem besten Mann entrichten,
Um den mit ewgem Gram die bange Brust sich quält.

Hier soll mein traurend Herz um seinen Gellert klagen;
Nicht Dichterklagen sinds, die kühner Witz erdacht;
Gerührt soll, ohne Kunst, das Herz Empfindung sagen,
Das tödtlicher Verlust zur Dichtkunst fähig macht.
Pflicht, Ehrfurcht, Dankbarkeit, kommt und seyd meine Musen,
Singt meines Gellerts Tod, singt meiner Wehmuth Schmerz;

Ent-

Entflammt durch euren Trieb den jammervollen Busen;
Sein Ruhm sey mein Apoll; Begeistrung schenkt Sein Herz.

Er starb, der Menschenfreund — der Christ — der beste Lehrer,
Der treuste Patriot — fließt, Thränen, fließt gerührt,
Beweint den großen Mann, der Frömmigkeit Verehrer!
Weint, daß Germanien den größten Schmuck verliert.
Klagt Ihn, den theuren Mann, klagt: „Er ist uns entrissen.
„Trüb wälzte sie sich her, im stygischen Gewand,
„Die schreckenvolle Nacht, umhüllt mit Finsternissen,
„Von dir, blutdürstger Tod, mit seltner Wuth gesandt.
„Dreyzehnter Christmonath! Tag, reich an seltnem Schrecken,
„O schauervolle Nacht! in dir erblaßt mein Freund:

„In dir muß ewger Schlaf die muntern Augen decken,
„Um die Europa klagt, und jeder Bürger weint.
„Dich soll, verworfner Tag, du Quelle bitrer Klagen,
„Tag, der im Gellert uns den frömmsten Lehrer raubt,
„Der spätsten Nachwelt noch ein schwarzes Zeichen sagen!
„Mit Zittern hört sie's dann, was ihr dein Haß geraubt.
„O Vorsicht! warum hieß dein Wink den Lehrer sterben,
„Den Tugend und Verdienst als seinen Liebling klagt?
„Gieb einen Bösewicht dem endlichen Verderben,
„Der deiner Weisheit Werk kühn zu verlästern, wagt.
„Pedanten reiß dahin, die, stolz auf tolle Grillen,
„Im Schutt Hetruriens bey morschen Urnen stehn;
„Die zarter Jugend Kopf mit leerem Tand erfüllen,

„Um

„ Um Tugend unbesorgt, nicht auf die Her-
zen sehn.
„ Den Freygeist Strephon reiß ins Grabes
schwarze Nächte,
„ Der voller Geilheit brennt, und kühn dein
Wort verlacht:
„ Mit zügellosem Spott bestürmt er deine
Rechte,
„ Wenn er, gleich dummem Vieh, Instinct
zum Gott sich macht.
„ Tyrannen laß im Zorn der Nächte Gruft
verschlingen,
„ Die dein bedrängtes Volk im Jammer
lachend sehn,
„ Die, wilden Blutdursts voll, nach tollem
Frevel ringen,
„ Stolz auf der Unschuld Mord zum blut-
gen Throne gehn.
„ Den sanften Weichling laß des Todes
Grimm verzehren,
„ Der, Wein und Liebe voll, der Wollust
sklavisch fröhnt;
„ Weil Grafen ihn gebückt und seinen Stern
verehren,
„ Träumt kühn sein blinder Wahn, daß ihn
Verdienst bekrönt;

„Doch ihn, der Demuth Freund, den Herold deiner Werke,
„Der voller Andacht brennt, und singt: Gott ist mein Lied.
„Lob ihn der Engel Chor, lobt ihn, den Gott der Stärke,
„Der hin ins innre Herz der schwachen Menschen sieht;
„Ihn sollte nicht so früh dein strenger Arm uns rauben.
„Ist Seiner Tugend Glanz, Sein Herz voll Frömmigkeit,
„Der Eifer des Gebets, die Kraft von Seinem Glauben,
„Die Lust zu deinem Wort, die Seine Seel' erfreut,
„Gott! ist dirs unbekannt? Willst du sie nicht belohnen?
„Warum entreißt du Ihn, der deinen Weinberg baut?
„Soll Er, der fromme Mann, nicht mehr bey Lastern wohnen?
„Ach! wem wird unser Herz zur Bildung anvertraut?

So klagt des Jünglings Gram, mit
faſt zu kühnen Tönen,
Er, dem ein ſtürmiſch Blut in warmen Adern
ſchlägt.
Sein Klagen iſt gerecht, gerecht der Weh-
muth Sehnen;
Die Liebe klagt den Mann, den ſie im Her-
zen trägt.
Sie klagt: Ach! mußteſt du den beſten
Lehrer rauben,
Ihn, jedes Jünglings Luſt, nun jedes
bängſten Schmerz?
So wie, vor banger Angſt, die zärtlichſte
der Tauben
Im ſchwarzen Forſte girrt; Gram quält ihr
leidend Herz,
Wenn durch des Geyers Wuth, bey ſanfter
Liebe Spielen,
Der treue Gatte ſtirbt, den ſie voll Inn-
brunſt liebt:
So ſiehſt du nagend Leid des Jünglings
Bruſt durchwühlen,
Da ſein Vergnügen ſtirbt, dem ſich ſein
Herz ergiebt.
Er ringt die matte Hand, und auf bethrän-
ten Wangen,

Sonſt jungen Roſen gleich, ſchreckt uns
ſein bleicher Gram.
Verwaiſt ſieht ſein Geſicht mit ſehnendem
Verlangen
Das Haus, woher ſein Freund, ſein beſter
Gellert, kam.
Zu groß iſt ſein Verluſt Der öde Hörſaal
ſchweiget,
Wo Gellerts ſanfter Mund von ſüßen
Lehren floß,
Der Ort, wo er die Pflicht rechtſchaffner
Chriſten zeiget,
Wo ſich der Tugend Reiz ins offne Herz
ergoß.
Da ſaß die muntre Schaar der lehrbegier-
gen Jugend,
Verſchlang in tiefer Ruh des beſten Lehrers
Wort;
Mit Ehrfurcht hörten ſie den Prediger der
Tugend;
Der kühnſte Böſewicht gieng hier gebeſſert
fort.
Er kam, und tiefe Still empfieng den wer-
then Lehrer.
Feſt hieng des Jünglings Blick auf Seinem
Angeſicht.

So

So heftet ſeinen Blick der zärtliche Verehrer
An Phyllis ſchönen Mund, wenn er von Liebe ſpricht.
Sein Vortrag ſchnitt durchs Herz: Ein weinerliches Bitten
Durchdrang — ein ſchneller Pfeil — die bloßend weiche Bruſt.
Des Laſters Bosheit ward beglückt von ihm beſtritten;
Der Fromme ſchmelzte faſt vor zitterndſüßer Luſt.
So wie der ſanfte Guß von einem milden Regen
Verſteinte Gegenden leichtſchleichend, tief durchdringt,
Den harten Grund erweicht, nun fähig zum Bewegen,
Daß die verborgne Saat die reichſten Früchte bringt:
So floß die Frömmigkeit von Seinem ſüßen Munde
In des Verſtockten Herz, das ſich vergebens ſträubt.
Entzückend ſegnet er die reiche Segensſtunde,

Die ihn der Tugend Schoos so glücklich einverleibt.
So floß einst bange Furcht von Paulus mächtgen Lehren
In Felix bebend Herz; umsonst schloß er sein Ohr,
Der innre Richter zwang, beschämt ihm zuzuhören;
Doch fromme Seelen hob sein Herz zu Lust empor.
Itzt lehrt Sein sanfter Mund des guten Styls Gesetze;
Kein Laut von Ihm verfliegt, der Jüngling faßt ihn auf.
Durch eigne Muster groß, der deutschen Schreibart Schatze,
Baut Seine Demuth doch nie die Entscheidung drauf.
Itzt prüft Sein feiner Witz, mit dir, Geschmack, verbunden,
Der deutschen Schriften Werth bescheiden, doch genau;
Vorsichtig war Sein Lob; Sein Tadel schlug nicht Wunden;
Sein Vortrag war beliebt, Sein Ton war niemals rauh.

Leut-

Leutſelig bat Sein Mund: „Nahet euch dem
Pfad der Tugend,
„Sie, unſrer Seele Glück, macht eure Her-
zen groß.
„Vertraut der Vorſicht Huld; ſeyd fromm,
geliebte Jugend;
„Von ihr hofft lachend Glück; von ihr der
Zukunft Loos."

Was ſtöhrt mein lauſchend Ohr? wo-
her die bittern Klagen?
Dort ſitzt ein holdes Kind, Gram wölkt
den trüben Blick,
In dem ſonſt Scherz und Reiz in holder
Miſchung lagen.
Was martert ihre Bruſt? was unterbricht
ihr Glück?
Ihr blaues Auge thränt, ſonſt ſtark in ſüßen
Siegen;
Angſt ſchwellt den Buſen hoch, den ſonſt
nur Unſchuld hob.
Sie ſpricht — verwirrte Furcht ſpricht aus
den bangen Zügen —
Sie weint, — die Thräne fließt zu ihres Leh-
rers Lob. —

„So

„So iſt der Mann erblaßt, der durch ge-
fällig lehren
„Der Tugend ſanften Reiz mir tief ins
Herz getragt?
„Mein Gellert, deſſen Herz ich ewig will
verehren,
„Dich hat des Todes Arm ins ſtille Grab
gelegt?
„Freundinnen, weint den Mann, der un-
ſre zarte Seelen
„Geſchmack und Artigkeit durch Seine
Briefe lehrt;
„Laßt Seine Gräfinn uns zum liebſten
Handbuch wählen,
„Wenn der Geſchäffte Lärm des Leſens Luſt
nicht ſtöhrt.
„Kommt, laßt uns auf Sein Grab des Früh-
lings Blumen ſtreuen,
„Weint auf des Lieblings Gruft der Weh-
muth Thräne hin.
„Wird einſt der Vorſicht Schluß mit Kin-
dern mich erfreuen,
„Lehr ich ſie Seinen Werth mit dankerfülltem
Sinn.
„Zu Seinem Grabmaal will ich ſie im Früh-
ling tragen:

„Und

„Und wenn die ſüße Reſt an meiner Bruſt ſie nähret,
„Entzückt von deinem Ruhm, erblaßter **Gellert**, ſagen,
„Bis lallend mir ihr Mund die ſchöne Pflicht entwöhrt:
„Ich will mit edlem Fleiß nach Deinem Muſter leben,
„Ich will ein Menſchenfreund, ein Chriſt, ein **Gellert** ſeyn!
„Voll Innbrunſt ſtell mein Herz dann Sein Gebet erheben:
„O Vorſicht, ſtimme doch den Wünſchen gnädig ein!
„Laß ihre zarte Bruſt der Tugend Reiz empfinden;
„Laß fern vom Eigennutz, ihr Leben heilig ſeyn;
„Laß feſter Liebe Band ihr reines Herz verbinden,
„Und ſich der Frommigkeit nach Deinem Beyſpiel weihen.
„Ja, theurer **Gellert**, ſey, erblaßt ſey noch ihr Lehrer!
„Ahmt dieſem großen Mann, geliebte Kinder, nach;

„Send

„Seyd Christen, tugendhaft, der Frömmigkeit Verehrer,
„So weint, wenn ihr einst sterbt, was Fürsten oft gebrach,
„So weint die Lieb um euch, der Freundschaft heilge Zähren;
„Euch klagt der Menschenfreund, ihr lebt in seiner Brust,
„Euch wird der Patriot, auch in der Gruft verehren;
„Ihr seyd des Jünglings Reiz, und des Gelehrten Lust.
„Sie gehn dann Hand in Hand, im jugendlichen Lenzen,
„Wenn Zephyrs lauer Hauch auf bunten Wiesen lacht,
„Umschlingen euer Grab mit schön verdienten Kränzen,
„Die euch die Dankpflicht weiht, und Liebe kostbar macht.

So weint um **Gellerts** Tod in jeder Brust die Liebe,
Ein jedes Herz empfindet den tödtlichen Verlust;
Ihn klagt der schwache Greis, das Kind mit gleichem Triebe,

Ihn

Ihn klagt der Sachsen Stolz, um ihn
weint selbst August.
Schnell fliegt der bange Ruf mit rauschendem Gefieder
Von Dreßdens Schlöſſern aus, zum niedern Landmann hin:
Von bittern Klagen hallt ganz Sachsen traurig wieder,
Und ſchwermuthsvoller Gram durchzittert Aller Sinn.
Wie wenn im heilgen Forſt der Nordwind tödtlich ſtürmet,
Die ſtolze Ceder ſtürzt, die kühn zum Himmel eilt,
Das niedere Geſträuch einſt durch ihr Dach beſchirmt,
Ihr ſchwerer Fall zerſchlägt, der Berg und Thal durchheult.

Er war des Kindes Luſt, des Jünglings ſanft Vergnügen,
Des Greiſes Zeitvertreib, des Dichters Studium,
Beym Mährahm hatten Ihn die muntern Schönen liegen,

Selbſt

Selbſt der Pedant las ſich an Seiner Schönheit ſtumm.
Der ſtrengſte Kritikus wagts nicht, Sein Werk zu tadeln;
Der zarte Lehrling ahmt das ſchönſte Muſter nach.
Solch rühmlich Leben muß ein rühmlichs Ende adeln;
Drum klagt bey Seinem Sarg ein allgemeines Ach.

Die Armuth, von der Noth mit eiſern Arm umſchlungen,
Klagt, daß im **Gellert** ihr der reichſte Geber ſtarb.
Ihn klagt der Rhein und Po — Ihn klagt, von Schmer; durchdrungen,
Sein **Cramer**, deſſen Lied des Kenners Lob erwarb.
Die Tugend weint um Ihn; — Ihn klagen alle Muſen,
Thalia ſchlang betrübt ein falb Cypreſſenblatt
Um ihr zerſtreutes Haar; ſie klagt mit offnem Buſen,
Daß dem des Todes Arm den Mund verſchloſſen hat,

Der

Der durch den feinſten Spott dem Thoren
auf der Bühne
Des Laſters Larv' entriß, und zu erröthen
zwang.
Verräthriſch ſah Sein Blick der Thorheit
kleinſte Mine;
Ihm jauchzte das Parterr, Ihm lohnt des
Kenners Dank.
„So ſtarb der frömmſte Sohn, Er,
Deutſchlands Moliere,
„Der Schönen Richardſon, — Er ſtarb!
mein beſter Freund.
„O! wenn doch, wie Sein Lied, Sein Leib
unſterblich wäre!
„Vergebner Wunſch! Er ſtarb! — Er ſtarb!
klagt, Schweſtern! weint!
„Der Linden Phädrus ſtarb! der Deutſchen
La-Fontaine,
„Den im Palaſt der Fürſt mit edler Wol-
luſt las.
„Er ſtarb! ach blutend Wort! das ich voll
Angſt erwähne,
„Bey deſſen Fabeln froh der niedre Land-
mann laſt;
„Der, wie Tyrtäus Lied, nur Vaterlandes
Liebe

„Und wahre Tugend ſang; der Dichter der Natur,
„Der von zu kühnem Schwulſt — des Briten wildem Triebe —
„Von matter Niedrigkeit — des armen Stümpers Spur —
„Gleichweit entfernt ſich hielt, den Ausdruck ſorgſam wählte,
„Naiv und edel ſang. Kein geil verblümter Schert,
„Mit dem der kühne Roſt der Unſchuld Ohr oft quälte, *
„Befleckte Sein Gedicht, rein, wie Sein ſanftes Herz.
„Wie Frankreichs Boileau uns die Idylle malet, **

„So

* Wer ſein Zeiſigneſt, ſeine Verzauberung, und die Krone von allen, wer ſeine ſchöne Nacht geleſen hat, der wird kein Bedenken tragen, dieſen und den in der Vorrede ſchon gethanen Ausſpruch zu unterſchreiben. Er wird bedauern, daß ſeine ſchönen Gedichte eben ſo wenig, als Voltaireus Pucelle d'Orleans, der Jugend dürfen empfohlen werden.

** Aimable en ſon air, mais humble dans ſon ſtile
Doit éclater ſans pompe une élegante idylle,
Son tour ſimple et naif n'a rien de faſtueux,
Et n'aime point l'orgueil d'un vers préſomtueux,
Il faut, que ſa douceur flatte, chatouille, éveille,
Et jamais de grands mots n'épouvante l'oreille.
L'Art poët. Ch. II.

„So floß Sein sanfter Vers — — ein heller
Bach — — dahin,
„Unschuld, Natur und Witz! Kein Styl,
der schimmernd pralet,
„An falschem Glanze reich, arm an gesundem
Sinn.
„Einst wird der Nachwelt Sohn, entflammt
von Deinem Namen,
„An Deiner süßen Schrift und Beyspiel sich
erfreun,
„Und angeführt von Dir, und kühn, Dich
nachzuahmen,
„Wird seines Fleißes Frucht Dein bestes
Loblied seyn."
Ihr, die ihr **Gellerts** Werth aus Neid
nicht kennen wollet,
Lernt ihn beschämt, und schweigt. War Er
kein großer Geist;
Sagt, warum Seiner Gruft Europa Thrä-
nen zollet?
Warum Sein heilig Lob der halbe Weltkreis
preist?
Ihr, die ihr meinen Schmerz als übertrie-
ben scheltet,
Nennt mir, ich ruf euch auf, nennt mir
noch einen Mann,

Von dem der treue Ruf uns gleiche Liebe meldet,
Der durch sein edles Herz sich jedes Herz gewann!
Wohin ist nicht der Ruf von seinem Tod gedrungen?
Ihn klagt Sumarokov in Rußlands rauher Flur. *
Des Pabstes Priestern hat Sein Ruhm Lob abgedrungen. **
In jedem Reich siehst du des edlen Mitleids Spur.
Das Laster nur wagts kühn, sein Haupt empor zu heben;
Der Freygeist lacht vergnügt, daß nun sein Feind erbleicht,
Der seinen wilden Trutz bey leeren Schrekken beben,
Der die Verstellung sah, die schon ein Nichts verscheucht.

„So

* Alexander von Sumarokov ist würkl. Staatsrath und Ritter des St. Annen-Ordens, dem Rußland die Stiftung eines guten Theaters zu danken hat. Er hat selbst schöne Fabeln geschrieben, und die Gellertschen übersezt. S. Schmids Theor. der Poes. Vierter Zus. p. 213.

** In den schönen Gedichten zweener Jesuiten, des P. Denis, und des P. Mastalier.

„So riß ihn doch ſein Wahn dahin — den
frommen Träumer?
„Der von Religion und Tugend überfloß?
„In ſeinen Liedern iſt der Mann ein ſchaaler
Reimer,
„Weil ſich der Gottheit Furcht durch ſeine
Seele goß.
„Er dauert mich, der Mann! der Witz in
ſeinen Schriften,
„Die loſe Schalkheit zeigt unwiderleglich an,
„Er könnte ſeinem Ruhm ein dauernd Denk-
maal ſtiften,
„Beträt er nur mit Muth der großen Gei-
ſter Bahn.
„Doch, närriſch wie er iſt, ein Sklav vom
Aberglauben,
„Der, blödem Pöbel gleich, nach einer Tu-
gend lebt,
„Muß ich ihm dieſen Ruhm, er ſich die
Freude rauben,
„Weil er aus toller Furcht vor leeren Lar-
ven bebt.
„Er ſtarb — und ſterbend ſprach ſein Wahn
von Ewigkeiten,
„Wo ein erträumter Gott ſein Leben lohnen
ſoll.

„Wie muß sein klopfend Herz mit Schrekkenbildern streiten!
„So starb kein Sokrates, kein Cato war so toll.
„Kein Wunder! ihr Verstand, von keiner Furcht bemeistert,
„Sah jedes Dinges Grund mit freyen Augen an;
„Durch Offenbahrung ward ihr Denken nicht verkleistert;
„Sie folgten der Natur, verlachten jeden Wahn."

Rühm deinen Sokrates, daß er des Todes Schrecken
Mit kaltem Blut verlacht; rühm deines Cato Tod.
Wer sind sie? Larven nur, ihr Laster zu bedecken.
Sie sterben, — weil sie noch weit härtrer Schimpf bedroht.
Tollkühn stürzt Cato sich in seines Degens Eisen,
Weil seinen störrschen Stolz ein Sklav zu seyn verdroß:

Und

Und du, o Sokrates, Bewundrung blinder Weiſen,
Dich macht der Bosheit Wiz, zum Schimpf der Gottheit, groß.
Der Cato, deſſen Trutz des Cäſars Gunſt verlachte,
Mit deſſen Tode ſchnell des Staates Flor verſchwand,
Wenn er ein Weiſer war, der Tod und Gruft verachte,
Warum verletzt' er noch den Knecht mit blutger Hand,
Der ſeine Wuth errieth, und ihm den Degen raubte?
War Sokrates ein Chriſt, kannt' er der Tugend Macht,
Wie oft zu übereilt der Einfalt Liebe glaubte,
Warum ward noch ein Hahn dem Pluto dargebracht,
Als er, dem Tode nah, den weiten Giftkelch leerte?
Wars nicht die bloße Furcht vor einer Ewigkeit,
Die, ſchrecklich im Gefühl, der Wahrheit Seyn ihn lehrte,

Die keines Leichtſinns Spott, kein Fluchen niederſchreyt?
Freygeiſt, begleite mich zu **Gellerts** Sterbebette,
Der du kühn wider Gott im wilden Aufruhr tobſt;
Dir heißt die Frömmigkeit des blinden Pöbels Kette,
Der Klugen Spott, wenn du dein viehiſch Leben lobſt.
Sklav, der du, frey zu ſeyn, zum niedern Thiere ſinkeſt,
Und vor der Zukunft Nacht mit innerm Schrecken bebſt,
Der du voll dummen Stolz ein ſtarker Geiſt dich dünkeſt,
Wenn du, der Menſchheit Schimpf, in Laſtern dich vergräbſt,
Komm, ſieh den frommen Chriſt, den großen **Gellert**, ſterben.
Zufriedne Ruhe lacht in Seinem heitern Blick;
Sein feſter Glaube ſtärkt des Himmels nahen Erben,
Und Seine Seele fühlt der Ewigkeiten Glück.

Du fliehſt voll banger Furcht, du fliehſt des Todes Schrecken?
Weil dir ein innrer Fluch mit ewgen Qualen dräut.
Laß **Gellerts** Ende dich aus deinem Schlummer wecken:
Sieh, wie die Tugend lohnt, wie frommer Tod erfreut.
Geſtärkt durch ſüßen Troſt, der Welt genützt zu haben,
Des Glückes ſich bewußt, der Gottheit Freund zu ſeyn,
Sieht Er mit ſüßer Luſt die göttlich ſchönen Gaben,
Die in der Ewigkeit des Chriſten Seel' erfreun.
Gelaſſen hört Sein Ohr bethränte Freunde klagen,
Sein ſüßer Mund flößt Troſt in ihr durchgrabnes Herz.
Verſenkt in Seligkeit hörſt du den Chriſten ſagen:
„Ich ſterbe — lebet wohl — beſänftigt euern Schmerz.
„Der Schritt zur Ewigkeit erfüllt mich nicht mit Schrecken;

„Mich führt des Körpers Tod zum Thron der Herrlichkeit.
„Laßt diesen ſiechen Staub des Grabes Nächte decken;
„Einſt wird im hellern Glanz Unſterblichkeit ſein Kleid.
„Mein täglich Leben war, der Zukunft werth zu leben:
„Wer ſtets den Tod gedenkt, den ſchreckt das Sterben nicht.
„Der mag bey Sarg und Gruft mit vollem Schrecken beben,
„Dem ſeiner Thaten Werth ein ſchrecklich Ende ſpricht!
„Glorreiche Stunde, komm, wo an der Gottheit Throne
„Mich deiner Majeſtät vollkommner Glanz entzückt,
„Wo ich der Wahrheit Meer, wo ich der Tugend Krone
„Im eignen Weſen ſeh, das ich hier ſchwach erblickt.
„Mein Schöpfer ruft mich ab zu ſeiner Engel Chören!
„Wie iſt mein Tod ſo ſanft! — mein Herz, Gott, iſt bereit! —

„Nehmt,

„Nehmt, Freunde, sterbend noch von meinem Mund die Lehren:
„Des Christen Größe prangt am Rand der Ewigkeit."
So sagt' Er — und entschlief mit heitrer frommer Miene.
O Gott! wie lehrreich war des besten Christen Tod!
Gieb, Gott der Majestät, dem ich voll Ehrfurcht diene,
Gieb **Gellerts** Ende mir, verleih mir Seinen Tod.
So starb einst Addison, die Ehre seiner Britten;
Ein Beyspiel, das so oft mein **Gellert** uns empfahl,
Wenn er mit sanftem Ton des Christen heilge Sitten
Ins Herz des Jünglings grub durch **göttliche Moral.**
So schloß ein Canitz einst in sanfter Unschuld Stille
Sein Leben, das so sehr Dir, **theurer Gellert**, gleicht.
Sein Herz, der Tugend treu, beseelt ein frommer Wille,

Der junge Tag sah Ihn bey Gottes Lob erbleicht. *

Nun, Freygeist, sahst du sie, die heitre, fromme Miene?
Sahst du des Christen Glanz, den ruhig sanften Tod?
Du, dem ein wahrer Christ ein blöder Dummkopf schiene,
Wie ists? — was pocht dein Herz? — was wird die Wange roth?
Ist das Gewissen noch ein Erbtheil aller Blöden,
Die weibisches Gedicht von Höll und Himmel schreckt,
Die, durch Erziehung dumm, von Träumen göttlich reden,
Die ihrer Pfaffen Witz aus Eigennutz geheckt?
Heißt, Tugend und Vernunft in Offenbahrung finden,
(Ein Wort, das wilder Spott als Thorheit frech verlacht!)

Sich

* Das erbauliche Ende dieses frommen Dichters, das dem Gellertschen fast so ähnlich war, als sein Herz und seine Schriften kann man weitläuftiger in Königs Lebensbeschreibung des Herrn von Canitz nachlesen.

Sich noch, um frey zu seyn, an schwere Ketten binden,
Ein Christ, ein finstrer Kopf, den Milzsucht traurig macht?
Heißt Gott dir noch ein Traum? die Zukunft leeres Schrecken?
Wie? — deine Thräne fließt? — warum? — was stürmt in dir?
Was soll der wilde Blick? wen soll dein Drohn erschrecken?
Du bebst? — und zitternd flucht dein blasser Mund: „Weh mir!
„Wo bin ich? — Kann ein Nichts mich, starken Geist, erschüttern?
„Was sah ich? — Himmel! ach! mein ganzes Herz bebt mir!
„Soll mein gestählter Muth vor einem Traum erzittern?
„Er starb, und drohend warf er einen Blick nach mir.
„Ich zittre — Todesangst ergreift die bange Seele.
„So wäre doch ein Gott? — die Ewigkeit kein Traum? —
„Kein Traum? — ich Thor! — daß ich mit Möglichkeit mich quäle!

„Weich,

„Weich, banges Schreckenbild, gieb beßrer Ahndung Raum.
„Zerreiß mit kühner Hand die Binde vor den Augen!
„Was zittert deine Furcht vor einem leeren Sarg?
„Ein heiliges Gedicht soll dich zu schrecken taugen?
„Verlache kühn den Wahn, an beßrer Einsicht stark!
„Soll bis zum Pöbelwahn mein Geist herniedersinken?
„Es wär ein Gott? man sagts. Allein, wo kam er her?
„Ein Gott, der grausam ist? — für den nur Dolche blinken?
„Sein wilder Priester sagts, so grausam als wie er. —
„Weg, kindisches Geschwätz! ermanne dich, und lache!
„Ein Gott, der Blitze schießt, der hoch im Himmel wohnt?
„Ein Gott, der wüthend straft, und in des Zornes Rache
„Der nur erschaffnen Welt schnell durch Verderben lohnt?

„Ein

„Ein Gott, der grausam ist, mich, sein Geschöpf, zu quälen,
„Der ist von Ewigkeit? Gut — laß ihn ewig seyn:
„Doch, kann nicht unsre Welt auch Ewigkeiten zählen?
„Warum schließt mich sein Wort in strenge Fesseln ein?
„Was? weil mein Herz nicht glaubt, daß in der Juden Gränzen
„Ein Sohn der Gottheit starb, bin ich der Hölle Raub?
„Wenn, der Natur getreu, im jugendlichen Lenzen
„Mein Herz der Wollust dient, schlägt mich sein Blitz in Staub!
„Das wär der Gottheit Wort? Weg, leere Träumereyen!
„Euch hat die Heucheley, euch hat Betrug erdacht!
„Nach deinem Wink, Gefühl, soll sich mein Geist erfreuen:
„Stirb hin, — einst Staub, deckt dich des Chaos erste Nacht.
Doch warum schloß der Mann Sein Leben voller Freuden?

„In

„In Seinem Auge glänzt' erhabne Heiterkeit.
„Jüngst sah ich meinen Freund in seinem Tode scheiden,
„Verzweiflung war sein Bild, sein Anblick Herzeleid:
„Auf seiner finstern Stirn war Tod und gräßlichs Schrecken,
„Furcht in dem Angesicht, Angst in der wunden Brust:
„Vergebens müht' er sich, den Gram mir zu verstecken,
„Sein düstrer wilder Blick macht ihn zu sehr bewußt.
„Er rang mit Todesangst und innerlichen Zweifeln,
„Verstört war sein Gehirn, und brüllend ruft er oft:
„Mir jauchzt die Hölle zu, umringt bin ich von Teufeln.
„Es ist ein Gott! — erschreckt! — Ein Gott, den ihr nicht hofft!
„In seinem Munde Fluch, droht er uns zu verderben:
„Und lästernd floß sein Geist in seine erste Luft;

„Mit

„Mit Schrecken ſah ich ihn in ſeinem Wüthen ſterben;
„Voll Abſcheu flieh ich nun das Sterben, Sarg und Gruft.
„Und hier, wie ſanft entſchlief des weiſen **Gellert's** Seele!
„Kein ängſtlich Zucken preßt die Glieder; ſüße Ruh,
„(Als ſchreckt' ein kluger Arzt mit lindrungsreichem Oele
„Des Schmerzens Wuth hinweg,) ſchloß ſanft die Augen zu.
„Kann ein erträumt Gedicht, kann frommer Aberglauben
„Des blöden Chriſten Bruſt mit ſolcher Luſt erfreun?
„Kann Hoffnung beßrer Welt des Todes Schrecken rauben:
„So muß ein göttlich Wort, muß eine Zukunft ſeyn.
„Hätt' ich ihn nie geſehn! Sein Tod wird mir zum Dolche.
„Weg, laßt mich"! — So entfloh der Spötter unruhvoll.
So, großer **Gellert**, wirkt Dein Tod die ſchönſte Folge,

Ein Quell, aus dem auch Heil auf tolle Spötter quoll.
Recht — flieh vor Furcht: So ſtark ſind eines Freygeiſts Lehren. *
Wie wahr beſchrieb Dein Lied des Poltrons kindiſch Herz!
Drum ſoll die Frömmigkeit Dich, frommen Chriſten, ehren.
Du ſingſt der Gottheit Recht: denn Tugend ſtählt Dein Herz;
Entblößt ſt des Spötters Stolz, erhebſt des Chriſten Glauben,
Verlachſt der Heyden Tand, und ihres Wiehes Werk.
Wer kann aus Deiner Bruſt der Andacht Flamme rauben?
Sie, und Religion ſind nur Dein Augenmerk.
Sie haucht in Deine Bruſt die göttlichſüße Rede:
„Ein menſchlich Werk zu ſeyn, iſt ſtets die Schrift zu ſchön".
Umſonſt ſchilt Unvernunft des Chriſten Einſicht blöde;
Sie leſe Dein Gedicht — beſchämt wird ſie's geſtehn.

„Frag

* S. ſeine Erzählung: Der Freygeiſt.

„Frag sie: Was ist der Mensch? Was
soll er auf der Welt?
„Er ist der Allmacht Werk, die liebreich
ihn erhält;
„Unsterblich ist sein Geist, und soll zu Se-
ligkeiten
„In dieser Welt der Müh durch Tugend
sich bereiten.
„Antwortet die Vernunft, wenn sie der
Weise fragt,
„So göttlich, als das Wort, dem dein
Verstand entsagt?
„Frag sie: woher es kömmt, wenn Gott
die Welt regieret,
„Daß oft die Tugend seufzt, das Laster
triumphiret?
„Frag die Vernunft. Sie schweigt. Frag
die Religion.
„In jener Welt, spricht sie, vertheilt Gott
Straf und Lohn.
„Du spottest stolz der Schrift, nennst sie
den Witz der Blöden;
„Doch laß die Sokraten von Gott und
Tugend reden.
„Spricht einer so gewiß, mit so viel Kraft
und Licht,

„So zuverſichtlich ſchön, als ein Apoſtel ſpricht?
„Des Witzes Fürſt, Homer, ſingt ſeiner Gottheit Rechte.
„Wer iſt ſein Zevs? Ein Gott, der ich nicht werden möchte;
„Ihn kleide noch ſo ſchön die Pracht der Dichtkunſt ein:
„Ich bin zu ſtolz, ſein Freund, und auch er ſelbſt, zu ſeyn.
„Doch, welchen Gott der Macht erheben Davids Chöre?
„Warum verkündigen Den Gott nicht die Homere? *„
So weiſt uns Gellerts Lied, von Andachtsglut beſeelet,
Den Gott der Majeſtät voll Ehrfurcht zu erhöhn.
Zum Herold hat Sein Herz die Frömmigkeit erwählet;
Hört, Sterbliche! Sein Wort, folgt Seiner Dichtkunſt Flehn!

Fromm

* S. ſein Lehrgedicht: Der Chriſt. Ohne einen Vorzugsrang unter den übrigen beſtimmen zu wollen, darf ich kühn behaupten: Dieſes Lehrgedicht iſt die beſte Schutzſchrift für den Chriſten, die beſte Vertheidigung der Religion.

Fromm war des Dichters Herz. Wie
selten ſind die Dichter!
Des Himmels Segen floß durch Sein Gebet
auf dich,
O Leipzig — dir lebt' Er! ſey Seines Lebens
Richter!
Wie war Sein Lebenslauf? Was Seine
Pflicht? Komm! ſprich:
„Du lebteſt ganz dem Staat: Dein kränk-
lich ſieches Leben
„Hielt Dich von Deiner Pflicht durch keine
Furcht zurück;
„Der Eifer des Gebets kann Deinen Muth
beleben,
„Das Heil der Jugend war Dein Wunſch,
Dein einzig Glück.
„Wie Codrus wollteſt Du dem Vaterlande
ſterben,
„Wenn Deine Pflicht befahl, ſie, Deine
Herrſcherinn:
„So muß Dein ſchöner Tod auch Codrus
Ruhm erwerben:
„Drum ſegnet Dich der Staat mit dank-
erfülltem Sinn.
„Auf Deinen Leichenſtein wird er die Grab-
ſchrift ätzen:
„Die enge Gruft verſchließt der deutſchen
Barden Haupt,
„Er war des Landmanns Stolz, der Kö-
nige Ergötzen;

„Der Pflanzer des Geschmacks, mit seltnem Ruhm umlaubt;
„Der Andacht frömmster Sohn, das Muster innaer Dichter,
„Ein wahrer Menschenfreund, der stolzen Frauen Neid,
„Der Lehrer der Moral, ein zuverläßger Richter,
„Der Tugendhaften Freund, der Vorzug unsrer Zeit.

„Sein Leben ließ Beweis von Hallers Ausspruch sehen:
(Ein Ausspruch, dessen Sinn der Weichling nicht begreift,)
„Kein Sclavenhandwerk ist so schwer, als Müßiggehen. *
„Sein täglich Leben war mit Arbeit überhäuft.
„Ihn fand der junge Tag im Beten oder Lesen,
„Ihn fand am Schreibepult des Abends spätes Licht."
Doch, Muse, gnug geweint. — Sein Ruhm wird nie verwesen:
Und wen August beweint, braucht deines Lobes nicht.

* S. sein Gedicht: Die Alpen.

Der Verfasser der Klagen.

Der

DER GREIS

BEY

GELLERTS GRABHÜGEL.

— — occidit, occidit
Spes omnis et fortuna nostri
Nominis —

— — mit Freuden ſtirbt der Weiſe,
Der, durch Religion und Tugend unterſtützt,
Wann ſchon auf ſeiner Stirn des Todes Bläſse ſitzt,
Nicht mit des Pöbels Furcht den Augenblick entweihet,
Den groſsen Augenblick, der unſern Geiſt befreyet,
Der über Tugenden und wahren Heldenmuth,
Und über ewig Glück gerechten Ausſpruch thut.
Er geht voll Zuverſicht aus dieſem kurzen Leben,
Obgleich noch Schatten ſind, die ſeinen Pfad umgeben.
Er weis, wohin er geht, ſein Ziel iſt Ewigkeit,
Und ein verſöhnter Gott iſt ſeine Sicherheit.

Sey mir geſegnet, melancholiſche Stille, des tiefen Nachdenkens einſame Gebährerinn! empfang ihn noch einmal, den müden Wanderer, der bald, reif zu der groſsen Erndte der Ewigkeit, in die traurigen Gefilde des Todes hinabwanken, und der Verweſung entgegen ſchlummern wird —

Schon nähert' ich mich dem Ende meiner Laufbahn; ein einziger Schritt war zwiſchen mir und dem Grabe; und ruhig glaubt' ich den entſcheidenden Tritt zu thun — aber noch einmal muſs mein mattes Herz unter den Streichen des Schickſals bluten; noch einmal treffen mich ſeine Pfeile, tödtlich treffen ſie mich. — Hier in dieſem einſamen Hayne, der Schwermuth und des Schreckens ſchauderndem Aufenthalte, hier, in der unentweihten Wohnung ſchon längſt vermoderter Barden, deren ehrwürdiges Saitenſpiel der Tugend und der Unſterblichkeit erklang, hier will ich weinen. Hingelehnt an das traurige Grabmaal meiner glücklichern Gattinn, will ich klagen und weinen, bis ſich mein Herz, zu ſchwach für die Geneſung, verblutet — Sie ſind alle dahin, die Freuden meines Lebens; in ihrer ſchönſten Blüthe verwelkten ſie mir. Nur eine hub noch am zitternden Stengel ihr unſchuldiges Haupt empor; ſie war die

ſchön-

ſchönſte. Bey iedem Morgen lächelte ſie Ruh in meine bebende Seele hinab; oft eilt' ich zu ihr, wann die Schwermuth ihre ſchwarzen Flügel über mich ausbreitete, und ſchon der eine Fuſs am ſchwindelnden Abgrunde der Verzweiflung ſtand und zitterte; und ihr Anblick vertrieb die Wolken von meiner Stirne, und goſs jugendliches Feuer in die erſtarrten Adern. Aber auch dieſe iſt verblüht; ein Sturmwind zerknickt' ihren Stengel. O könnte mein Blut ſie beleben! Freudig wollt' ich es auf ihre Wurzel herabtröpfeln; und mein Tod ſollte ſie beleben. — Aber umſonſt, Er iſt dahin, der beſte Mann, der Freund des menſchlichen Geſchlechtes, Er iſt nicht mehr; Er iſt zu ſeinen Vätern geſammlet, der, wär' Unſterblichkeit der Tugend Belohnung auf Erden, unſterblich leben würde — Dornen, blutbeſpritzte Dornen keimen mir itzt da, wo ſonſt Roſen lächelten. — Trüb und dunkel iſt der

Olymp

Olymp, wann die Mitternacht in ſchwarzer Majeſtät ihren bleyernen Zepter emporhebt, und der Mond ſein ſilberfarbnes Antlitz in Schleyer verhüllt: aber trüber und dunkler iſt meine Seele. Schrecklich wütet der Sturm auf dem Meere, wenn ein Todesengel auf ihm zum Verderben einer ſündigen Kütte einherzieht: aber ſchrecklicher wütet er in meinem Buſen. Noch einmal will ich den fürchterlichen Gedanken denken, in ſeinem ganzen Umfange denken, ehe mein Geiſt vom kraftloſen Körper zur Unſterblichkeit ſich loswindet; klagen will ich den Liebenswürdigſten der Sterblichen, bis meine Lippen erſtarren — Ausgeſendet vom ſtrahlenden Throne der Gottheit, führt' ihn ſein Schutzengel zu uns; früh fühlt' Er Seine groſse Beſtimmung, das Glück Seiner Mitbürger, der Wunſch der Welt zu werden; und früh glänzte Seine Seele in ungeſchminkter Schönheit, ſchön wie die Tugend und Unſchuld. Umſonſt winkten Ihm Verführung

führung und Laſter; umſonſt thürmten ſich Gebürge des Unglücks wider Ihn empor; umſonſt durchwühlten Krankheit und Schmerzen Sein letztes Gefühl; feſt ſtand Er da, wie der Fels in den Stürmen des Oceans. Weit ſtrahlten Seine Tugenden umher, wie die Stirne des heiligen Moria, wann die Opfer der Verſöhnung entbrannten; und unbemerkt wirkten ſie auf die Sitten Seiner glücklichen Zuhörer. So liegt die kleine Viole unter den Blumen des Feldes verborgen; aber ſanfte Gerüche entſtrömen ihrem Kelch, und ſtärken den arbeitſamen Landmann. Von ſeinem Fürſten geliebt, vom Vaterlande verehrt, von fremden Nationen bewundert, wandelt' Er auf der rühmlichen Bahn des Dichters, des Lehrers, des Chriſten zu der Unſterblichkeit. Pflicht war die Triebfeder Seiner Handlungen; der Stolz Seines Herzens Religion. Sanft, wie ein Bach, der unter dem Schatten dankbarer Bäume, deren Wurzel er nähret, zwiſchen lachenden

Wie-

Wiesen melodisch dahinrieselt, flossen Seine Lippen von Beredtsamkeit über, wann Er den flüchtigen Jüngling in dem Schoosse des Lasters erblickte; unwiderstehlich, wie Mosheim und Spalding, riss Er die täuschende Binde vom bezauberten Aug' hinweg, entlarvte das Laster, und führte den irrenden Jüngling zur Tugend zurück, die unter Seinen Händen in neuer Schönheit hervorgieng. Nicht die mürrische Miene des finstern Pedanten trübt' ihr göttliches Antlitz, wann Sein Pinsel sie zeichnete; nein, liebreiche Majestät, mit Sanftmuth vermischt, lächelt' aus dem gefälligen Auge. Gewiss war dann ihr Sieg. Sanftes Feuer ergoss sich in das Herz des folgsamen Jünglings, wann er in diesem Glanze sie sah; und entbrannt hieng sein Blick an ihrem Blicke.

Ja, Tugend, wann du dich den aufgeklärten Blicken
In diesem Reize zeigst, wer liebt nicht mit Entzücken?

Ganz

Ganz rein, ganz himmlisch ist die Schönheit, die
du zeigst,
Die auch durch Schatten bricht, und redet, wann
du schweigst.
Das Laster selbst erkennt in glänzend schönen
Zügen
Dich auf des Weisen Stirn. Dich sehen, ist Ver-
gnügen!
Der Vater der Natur sieht mit Zufriedenheit
Auf eine Seele hin, die sich dir ganz geweiht.
Voll Eintracht unter sich, sind ihre sittlichen Triebe
Der Ordnung unterthan; und ihr Gesetz ist Liebe.
Gemeine Seelen sind ein Chaos: aber sie,
Den Engeln Gottesgleich, ist Licht und Harmonie.
Zum grossen Ganzen stimmt ihr reingestimmter
Wille.
Nur ausser ihr ist Sturm; in ihr ist holde Stille:
Kann ihrer Freude Quell in dürrem Sand versiegen?
Auf iede gute That folgt göttliches Vergnügen,
Das über unser Herz mit reiner Klarheit strahlt,
Und sein entzückend Bild auch auf die Sinne
mahlt. *

Hoch

* Man wird mir diese aus den Gedichten des Herrn UTZ entlehnte Beschreibung verzeihen, da sie so viel ähnliches mit dem Character unsers Herrn Prof. Gellerts hat.

Hoch ragt' Er über Seine Mitbürger empor, wie die Ceder auf Libanon. Aber sie ist gefallen, sie ist gefallen, die mächtige Ceder; thränend sahen die Völker ihren Fall, und trauerten. So klagt' Adrast, der tugendhaften Sterblichen einer. Dem städtischen Getümmel entrissen, durchlebt' er den Rest seiner Tage in unbekannter Einsamkeit. Eine Höhle des Waldes, von der Natur in einen Felsen gegraben, an dessen Seite die Urne der besten, der zärtlichsten Gattinn ruhte, war seine Wohnung. Schmachtend sah er hier dem Wunsche seiner Seele, dem nahen Tod', entgegen. Düstrer als die Nacht war seine Stirne, als in dunkler Entfernung der Fusstritt eines Wandrers ertönte. "Bist du es, seufzt' er laut, bist du es, gütiger Wegweiser zu der Unsterblichkeit? Bist du der Vorbothe des Grabes? O säume nicht länger! komm, eile, leite mein ruderloses Schiff in den längst gewünschten Hafen. Deine Schrecknisse

rühren

rühren mich nicht. Ich ſehe die furchtbaren Spuren der Verweſung in deiner Miene; aber ich zittre nicht. Nennet ihn nicht grauſam, betrogne Sterbliche: er iſt ein wohlthätiger Sämann; er legt das ſterbliche Korn in die mütterliche Erde, daſs es zur Unſterblichkeit aufwachſe. Nennet ihn nicht Tod; er iſt der Anfang eines ſeligen Lebens." Aber er war es nicht, der Bothe der Natur; es war der Schutzengel Adraſts. Er hatte ſeine Thränen geſehen; ſie hatten ſein Herz gerührt. Eingehüllt in die Geſtalt eines reiſenden Jünglings kam er, (ihm hatt' es der Ewige erlaubt,) lindernden Balſam des Troſtes in die aufgeriſsnen Wunden zu tröpfeln. "Wer biſt du, Wanderer? ruft' ihm Adraſt entgegen: Was führet dich in dieſen heiligen Hayn? er iſt der Schwermuth geheiligt; und noch nie hat ihn ein Sterblicher betreten." „Dort, von jenem Grabe, antwortete der Jüngling, bey dem die Tugend und ihre Verehrer am

vielen Ländern weinen, von GELLERTS Gruft eil' ich zurück" — „O! haſt du ihn ſterben geſehen, den beſten der Sterblichen? Schon längſt flieſsen ihm meine Zähren; nie, nie ſollen ſie vertrocknen —" "Ja, ich habe Seinen Tod geſehen, den Tod des Gerechten. So wie Er, ſterben nur wenige Sterbliche; ſo heldenmüthig trank kein Socrates den Tod aus dem Giftbecher Ruhig ſah Er der Verweſung entgegen; Er, deſſen ganzer Werth nur Wenigen bekannt war. Freudig, wie der Seraphim einer, ſah Er auf Seine Freunde; ſie weinten an Seinem Lager. Weinet nicht, ſprach Er mit halberſtorbner Stimme; weinet nicht, wann ihr mich liebet. Ich habe genug gelebt; die Welt hat ihren Theil, bald wird die Erde den ihrigen auch empfangen; und meine Seele, meine unſterbliche Seele — Gott, wer kann die Wonne faſſen, wer kann ſie würdig genug ausſprechen, die Seligkeit, die deinen Knechten vor dem

Anfange

Anfange der Zeiten bereitet ward, die mir itzt winket? Dort, jenſeits der Gräber, eröffnen ſich lachende Scenen, Scenen einer ſeligen Ewigkeit. Dank ſey dir, allgütiges Weſen, daſs meine Wallfahrt vollendet, das Grab mir offen iſt, ehe dann die Sonne und das Licht, Mond und Sterne finſter werden, und Wolken wiederkommen nach dem Regen; ehe die Hüter im Hauſe zittern, und ſich krümmen die Starken, und müſsig ſtehen die Müller, daſs ihrer ſo wenig worden iſt, und finſter werden die Geſichte durch die Fenſter; ehe die Thür' auf der Gaſſen geſchloſſen wird, daſs die Stimme der Müllerinn leiſe wird, und erwachet, wenn der Vogel ſinget, und ſich bücken alle Töchter des Geſanges, daſs ſich auch die Hohen fürchten und ſcheuen auf dem Wege; ehe der Mandelbaum blühet, und die Heuſchrecke beladen wird, und alle Luſt vergehet; (denn der Menſch fähret hin, da er ewig bleibet, und die Kläger gehen um-

her auf der Gaſſen). Ehe denn der ſilberne Strick wegkomme, und die göldene Quelle verlaufe, und der Eymer zerlechze am Born, und das Rad zerbreche am Born. Denn der Staub muſs wieder zu der Erde kommen, wie er geweſen iſt; und der Geiſt wieder zu Gott, der ihn gegeben hat. * —

Ein Gott regiert die Welt! Wir wiſſen dieſs aus Gründen;
Was die Vernunft errieth, hieſs Gott gewiſs verkünden.
Er führt uns bey der Hand die angewieſne Bahn:
In Demuth betet ihn und ſeine Führung an."

So ſprach der Jüngling, und verſchwand. Ein heller Strahl, und ſüſse Gerüche verriethen ihn. Ehrfurcht und heiliger Schauer faſsten itzt den redlichen Greis; aber bald gien-

* Man wird dieſe unnachahmliche Schilderung des hohen Alters aus der Schrift, in dem Munde eines Gellerts nicht als ungewöhnlich anſehen, wenn man ihn von der Seite des Chriſten gekannt hat.

giengen ſie in ſanfte Empfindungen der Ruhe und Freude über. So verlohr ſich einſt der groſse Vater der Gläubigen in ſüſser Entzückung, als die drey Männer des Himmels im Hayne zu Mamre ihr göttliches Antlitz enthüllten. Hingeriſſen von ungewohnter Empfindung, ergriff er die verwaiſte Leyer, und ſang:

Er iſt dahin, und alles iſt
Todt, öde, leer umher;
Der Dichter, Menſchenfreund und Chriſt,
Und Lehrer iſt nicht mehr.

Er iſt nicht mehr, der Nation,
Der Völker Wolluſt — Er —
Hört die Natur, mit mächt'gem Ton
Ruft ſie: "Er iſt nicht mehr!"

Hier ruht Sein Staub, hier liegt Er, hier,
Entſtellt, blaſs wie der Tod;
Der Jugend Führer, Freund, und mir
Ein Schutzgeiſt und ein Gott.

Kommt, Völker, mit zerſtreutem Haar,
Kommt, tretet an Sein Grab;
Kommt, weinet, von der Schwermuth ſtarr,
Auf Seine Gruft hinab!

Fühlt ihr den Schmerz, den mächtgen Schmerz?
Zermalmt, zerfleischt er euch?
Er ist es werth; Sein edles Herz
War Engeln Gottes gleich.

So groſs, wie Er, ist nicht der Held,
Der fest wie Felsen steht,
Mit Muth im Vorderreffen fällt,
Doch erst auf Feinden geht.

Harmoniſch, wie der Schöpfung Plan,
War Seines Lebens Lauf;
Ihn führte Pflicht die steile Bahn
Der Ewigkeit hinauf.

Groſs war Sein Ende, groſs wie Er,
Groſs, wie des Chriſten Pflicht;
Froh sah Er noch einmal umher,
Und sagte: "Weinet nicht."

So starb einst Socrates, so schön
Von edlem Muth entflammt
Sah ihn Athen zum Tode gehn,
Athen, das ihn verdammt.

Auf, Dichter, euer schönstes Lied
Sey Seinem Ruhm geweiht!
Doch nein, weiht ihm nicht euer Lied:
Ihn singt die Ewigkeit.

Kleinere Gedichte.

IN OBITVM
GELLERTI.

Nec, Gellerte, meo ſine munere carminis eſto,
Nec, ſi non talis, qualis amicus eras.
Quis non Te recte luget, laudatque Tuorum
Innumero numero fronte fauente ſimul?
Non nihil eſt, functum vita tot in oribus eſſe,
Eſſe tot in calamis, atque tot in lacrimis.
Et tamen iſta pudor Tuus ille vetabat honeſtus;
Et noſtra felix es ſine laude ſatis.

Nec

Freye Ueberſetzung.

Auch ohne mein Geſchenk eines Gedichtes ſollſt Du, Gellert, nicht ſeyn,
Auch nicht, wenn Du auch der Freund nicht geweſen wäreſt, der Du wareſt.
Wer beweint Dich nicht mit Recht, und wer lobt Dich nicht
Mit zufriedner Stirne der unzählbaren Zahl Deiner Verehrer?
Es iſt etwas wichtiges, nach dem Tode in ſo vielen Zungen,
Und in ſo vielen Federn, und in ſo vielen Thränen zu ſeyn.
Und doch verboth dieß jene Deine fromme Beſcheidenheit;
Und Du biſt auch ohne mein Lob glücklich genug.

Doch

Nec vero officium nihil eſt, et honor bene partus;
Et non ſit vanum nomen amicitiæ.
Vives in terris, non ſum, non, augur inanis,
Donec erit terra, et donec erunt homines.
Te poſtrema legens aetas mirabitur, atque
Quod mihi, quod multis contigit, eſſe volet.
Dicent felices, qui Tecum vivere poſſent.
Vere, quando mori morte Tua dabitur.

Plauiae Variscorum
d.xxii. Febr. cIↃccLxx.

Theophilus Guilielmus
Irmiſchius,
Art. Mag. Lipſ.
Scholae Plauienſis Rector.

Doch aber iſt die Pflicht und verdiente Ehre
auch etwas wichtiges;
Und meine Freundſchaft ſoll kein leerer
Name ſeyn.
Du wirſt auf Erden leben, (ich bin kein
falſcher Herold, nein!)
So lang die Erde, und ſo lang Men-
ſchen ſeyn werden.
Das letzte Zeitalter wird, indem es Dich
lieſt, bewundern,
Und wünſchen, das geweſen zu ſeyn, was
mir und vielen geglückt.
Glücklich wird es die nennen, die mit Dir
gelebt haben.
Mit Recht, wenn wir Deines Todes ſter-
ben.

Eine andre Ueberſetzung der lateiniſchen Elegie

des Herrn Rector Irmiſch.

Auch ich, o Gellert, will mit der Gabe meines Liedes nicht dahinten bleiben; wäreſt Du ſelbſt nicht der Freund geweſen, der Du mir wareſt, auch dann nicht. Wer trauert nicht billig um Dich? wer rühmt Dich nicht unter dem zugewinkten Beyfalle der zahlloſen Zahl derer, die Dich lieben? Nichts Geringes iſts, aus dem Leben hinweggerückt ſeyn, und doch in ſo viel Zungen, in ſo viel Federn, in ſo viel Thränen noch immer leben! Aber ſelbſt dieß wollte jene Deine fromme Beſcheidenheit nicht; und Du biſt beglückt ohn unſer Lob. Doch auch Pflicht iſt nichts Geringes, und nichts Geringes iſt wohl erworbener Ruhm; und Freundſchaft ſoll kein leerer Name ſeyn. Du wirſt leben auf Erden, (kein falſcher Herold bin ich, kein falſcher!) ſo lange die Erde, ſo lange Menſchen ſeyn werden. Dich wird das ſpäteſte Jahrhundert leſen und bewundern, und wünſchen, das geweſen zu ſeyn, was mir, was ſo vielen glückte. Beglückt, wird es ſagen, waren ſie, die mit Dir lebten! Wie wahr, wenn wir Deines Todes ſterben!

Von

einer Freundinn.

Verklärter Freund! mein Gellert!
Deutschlands Ehre!
Verehrer der Religion!
Der Weisheit und der Musen Sohn!
Wie wird mir, da ich — ach! von Dei-
nem Tode höre?
Ach! Du bist hin, Du stirbest schon.
Welch ein Verlust! Doch nein, mein Freund
ist nicht verlohren!
Ein wahrer Christ fängt recht zu leben an,
Wenn ihm der Tod die Augen zugethan;
Itzt lebet Gellert Gott; Ihn schmückt vor
Gottes Throne,
Statt Pindus Lorbeeren, nun der Gerechten
Krone
Die Sein Erlöser Ihm erwarb,
Den Er bekannt, auf den Er starb.
Wer Ihn gekannt, geschätzt, dem gräbt
der reinste Schmerz,
Mit unverlöschlich tiefen Zügen,
Sein würdig Bild ins Herz.

Die

Die Schriften voller Geist, zum Bessern, zum Vergnügen,
Entreißt der wahre Ruhm, die eigne Würdigkeit,
Dem Zahn der Zeit und der Vergessenheit.
Aus dieser Asche wird ein beßrer Lorbeer grünen,
Als dort aus Marons Grab:
Denn Sein Gedächtniß wird den Tugendhaften dienen
Durch Lehr und Beyspiel, die Er gab.
Ja nach Jahrhunderten wird Er
Noch unsers Deutschlands Pindus zieren.
Noch werden Seine frommen Lieder
Der späten Enkel Brust dann rühren;
Und dort, o Seliger, dort ruft gewiß Dir mancher zu:
„Heil sey Dir! Du hast mir das Leben,
„Die Seele mir gerettet, Du."
Dort will auch ich Dir Dank für Deine Freundschaft geben.
Wohl mir, wenn ich Dich dort im Engel-Orden kenne,
Mich ewig Deine Freundinn nenne!

An Se. M.

Herrn H. J. F. S.

in H.

Dein Gellert stirbt, und Deine Muse
schweiget,
Der schon so manches Lied in sanftem Ton
gelang,
Die uns so oft Dein Herz voll Huld gezei-
get,
Und manchen Freund, und seinen Ruhm
besang.
Er stirbt — es schweiget noch Dein Lied,
Indem ganz Deutschland sich bemüht,
Ihm Ehrenmähler zu errichten?
Du sangst ja sonst so sanft, so rein;
Auf! Ihm mußt Du Gesänge weihn:
Du darfst nur schreiben, und nicht dichten.

Sing' uns den Mann voll Zärtlichkeit und Tugend,
Sing' Ihn, den Lehrer unsrer Jugend,
Ihn, dessen reines Saytenspiel
Den Deutschen Schönen zärtliches Gefühl
Ins Herze singt, der uns zu Christen macht,
Und, seines Gottes voll, mit ruhrerfülltem Herzen,
Von Zweifeln frey, siegprangend über Schmerzen,
Dem Tode sanft entgegen lacht.

W.

* * *

Bey Deinem Grabe muß ich weinen,
Mein **Gellert**, väterlicher Freund! —
Zwar ſollt' ich hier nicht kläglich weinen,
War nicht der Tod Dein längſt erwünſchter Freund? —
Mein **Gellert**, nicht nur mir,
Dem ganzen menſchlichen Geſchlecht zu früh entriſſen, —
Dem Jüngling — ach! zu oft vom Laſter hingeriſſen,
Unaufhaltbar von keinem, als von Dir! —

Einſt, kann ich auch in dieſem Leben
Ihm keinen würd'gen Dank durch meine Lieder geben,
Jauchz' ich, und Tauſende mit mir, vor Gott Ihm zu:
Du warſt mein Freund, mein Seelenretter Du!

O! wie wird Ihn ein solches Glück er
freun! —
Mein **Gellert**, ewig dann mit Dir verein
zu seyn,
Will ich, Du lehrtest michs, mein Herz de
Tugend weihn
Und der Religion. Dein Beyspiel sey mein
Leben,
Dein Tod mein Wunsch, und Deine Selig
keit,
Die Dich, verklärter Geist, in Ewigkeit
erfreut,
Sey, ja, o Gott! sie sey mein einziges
Bestreben.

* * *

Nur ein, ein **Gellert** hat gelebt.
Er ſtirbt, und unſre Thränen fließen.
O! möchte ſich das, was man hier begräbt,
In andrer Dichter Herz ergießen!

Er ſang Gefühl in jede Bruſt.
Geſegnet ſeyd ihr, ſtillen Stunden,
Da ich durch Ihn der Jugend edle Luſt,
Des Chriſten hohen Werth empfunden!

Nicht falſchen Witz, nicht wilden Scherz,
Hat unſer **Gellert** je geſungen.
Rein wie Sein Lied, und zärtlich war Sein Herz,
Von Menſchenliebe ganz durchdrungen.

O! baut Ihm Ehrenſäulen auf!
Doch — Kann man das, was Er geweſen,
Und Sein Verdienſt, und Seinen Lebenslauf,
Auf einem engen Marmor leſen?

M.

Auf
Gellerts Tod.

Durch den Grafen ***
aus der Oberlauſitz.

Verklärter Gellert, deſſen frommes Leben
Der Welt ein lauter Ruf zur Tugend war,
Den Engel jetzt zu Gottes Thron erheben,
Der Erden Söhne krönen Deine Bahr.
Der Fühlende — der edle Weisheit ehret,
Der Philoſoph — noch mehr der fromme Chriſt,
Durch Deine Werke, wie durch Dich, gelehret,
Bedauern, daß Du nicht unſterblich biſt.
Dir ruft der Herr, der Menſchheit Loos zu tragen,
Und dieſer Ruf betäubt mein Vaterland.

Mit

Mit Thränen ſeh' ich ſchon die Nachwelt klagen,
Daß ſie nur Deinen Werth — nicht Dich gekannt.
Wenn ſchlechter Fürſten Staub in Mauſoleen
Den Schmeichler kaum zum feilen Lobe zwingt:
So wird der Marmor ſie umſonſt erhöhen;
Die Tugend nur iſts, die zur Nachwelt dringt.

Gellert und Voltaire.

Eine Antitheſe.

Von F. G. Freytag.

Wer, Gellert! Deine Würde kennt,
vergleicht Dich nicht Voltairen;
Du ſangſt zu des Erlöſers Ruhm; er ſingt
zu Satans Ehren:
Du lehrteſt uns, das Herz Gott und der
Tugend weihn;
Er lehrt uns, Gottes Feind, des Laſters
Freund zu ſeyn:
Dein Witz, von Unſchuld durchgedacht,
entzückte reine Seelen;
Sein Witz, mit geilem Scherz durchwebt,
ſucht Unſchuld nur zu quälen:
Du lebteſt, ganz Moral und ganz Reli-
gion;
Er lebt wie Epicur, Gott und Moral zum
Hohn:

Du

Du ſtarbſt in heitrer Seelenruh, die nur
dem Chriſten eigen;
Er ſtirbt, — doch wie er ſterben wird, dieß
wird die Zukunft zeigen.
Dich klagt die Nachwelt noch am güld-
nen Monument,
Wenn ihn der Freygeiſt nur, kein Weiſer
nicht mehr nennt.

Auf den Tod
des
Herrn Profeſſor Gellerts.

Nach manchen ſchweren Prüfungsſtunden
Haſt Du, mein **Gellert**, Ruh gefunden,
Und biſt des Leidens völlig los.
Nun darf man Dich nicht weiter tröſten;
Dein iſt das Erbtheil der Erlöſten,
Du ruhſt in des Erlöſers Schooß.

Weit über allen Schmerz erhoben,
Kannſt Du den Gott ganz freudig loben,
Den hier Dein Lied beſungen hat.
Du haſt gekämpft, Dir iſts gelungen;
Wornach Dein Glaube längſt gerungen,
Das, das erfährſt Du in der That.

Zwar bringt der Welt Dein Abſchied Schmerzen,
Und preßt aus Deiner Freunde Herzen
So manches thränenvolles Ach!

Dich

Dich klagt die Schaar begierger Hörer,
Und tauſend redliche Verehrer
Sehn Dir mit banger Sehnſucht nach.

Jedoch Du lebſt! und Deine Schriften —
Die werden Dir ein Denkmaal ſtiften,
Das länger bleibt, als Erz und Stein.
So lange Witz und Tugend blühet,
Und man für beide ſich bemühet:
Wird **Gellert** unvergeßlich ſeyn.

M. G. F. L.

Er iſt nicht mehr! Er iſt nicht mehr!
Der Dichter Krone, Deutſchlands Zierde,
Der unſer ſchmelzend Herz durch ſanfte Töne rührte,
Er unſer Stolz und unſre Freude,
Der Fürſten Freund, des Jünglings Augenweide.
Klagt Ihn mit ſchmerzlichem Gehör!
Ach unſer **Gellert** iſt nicht mehr!

---

* * *

Weint, Freunde des Geſchmacks! weint,
Gellert iſt erblaßt;
Der edle Menſchenfreund, der große Geiſt,
der Chriſt,
Der, wenn er Davids Spiel mit heilgen
Händen faßt,
Der Frömmigkeit Gefühl gerührt ins Herze
gießt,
Er, Deutſchlands Cicero, der Bühnen
Moliere,
Der Schönen Stolz, der Nationen Ehre,
Weint Ihn! Er iſt erblaßt! Gießt über die
Gebeine
Des Redlichen bethränte Blumen hin:
Und wenn wir ausgeweint, beweine
Die eiferſüchtge Nachwelt Ihn.

Kommt,

* * *

Kommt, Freunde des Geſchmacks, die Gellerts Tod betrübt,
Ihr Schönen, die ihr Ihn als euern Dichter liebt,
Kommt, ſchlinget um Sein Grab der Liebe ſchöne Kränze,
Und feyert Ihn im blumenreichen Lenze,
Den Dichter der Natur, itzt ſelger Engel Luſt!
Dann ruft aus dankerfüllter Bruſt:
Verklärter Freund, ſieh froh auf uns herab;
Wir ſtreuen Blumen auf Dein Grab.
O Du, den jetzt in ewgen Luſtrevieren
Weit beſſre Kränze zieren,
Laß Dir die Klagen wohlgefallen,
Die hier zu Deiner Ehre ſchallen.
Geiſt unſers Gellerts, höre Du
Den heilgen feyerlichen Schwüren zu:
Wir ſchwören Dir bey Deinem ſelgen Namen,
Stets Deine Frömmigkeit und Tugend nachzuahmen.

* * *

Als jüngſt Sumarokov * die trübe Nachricht hörte,
Der Deutſchen Stolz, ihr **Gellert**, iſt erblaßt;
Durch deſſen Fabeln er ſelbſt rohe Ruſſen lehrte;
Sprach er, den ſchon des Alters Laſt
Mit bebend ſchwachen Händen faßt:
Zu viel haſt, Deutſchland, du, zu viel haſt du verlohren,
Jahrhunderte wird dir kein **Gellert** mehr gebohren:
Denn als Virgil ins Reich der Schatten ſank,
Verfloſſen volle tauſend Jahre,
Eh Miltons hoher Geiſt ſich kühn zur Gottheit ſchwang!
Wie fürcht' ich, daß dir nicht ein gleiches wiederfahre!

* * *

Mein Gellert ſtirbt! der Chriſt, der Menſchenfreund —
Bey deſſen ſtiller Gruft ſo manches Auge weint —
Der die Religion und ihre Pflichten übte,
Den Nächſten wie ſich ſelbſt, Gott über alles liebte;
Der ſich den ächten Ruhm des Redlichen erwarb,
Und als ein weiſer Chriſt gelebt, und chriſtlich ſtarb.
Dieß iſt der Lebenslauf deß, der die Tugend lehrte,
Und, was er ſprach und ſchrieb, durch Beyſpiel ſelbſt bewährte.
Ihm, der dem Ruf gefolgt: gieb mir dein Herz, mein Sohn!
Ihm iſt auch nun der HErr Sein Schild und großer Lohn.

Ihr,

Ihr, die ihr **Gellerten** noch in der
Gruft verehrt,
Lebt ſo, wie Er gelebt; thut, was Er euch
gelehrt:
So werdet ihr das Ziel der Tugend hier
erlangen,
Und einſt als Selige mit Ihm im Himmel
prangen.

von Rinkel.

Sinngedichte.

GELLERTVS, cui grande decus famamque parabat
Fabula, Cui morum maxima cura fuit,
Tandem morte Sua nunc moeſta catastropha ſcenae,
Vltima iam morum regula: Diſce mori.
Diſcite, mortales, tantorum morte virorum,
Munera ſplendoris, vana, caduca, nihil.
Quidquid id eſt, quod fata tamen ſuprema relinquunt,
Doctrina et virtus conciliare poteſt.

Ueber-

Ueberſetzung.

Gellert, dem die Fabel ſo große Ehre, ſo großen Ruhm erwarb, und der ſo eifrig für die Sitten wachte; Gellert wird uns itzt in Seinem Tode, dem betrübten Hingange von Seinem Auftritt im Leben, zur höchſten Sittenlehre: Lerne ſterben. Lernet, Sterbliche, lernet an dem Tode ſolcher großen Männer, daß die herrlichſten Gaben doch Eitelkeit, Vergänglichkeit, Nichts ſind; und daß uns das endliche Verhängniß nichts übrig läßt, als was wir an Wiſſenſchaft und Tugend erwerben.

* * *

Il n'eſt donc plus, cet homme admiré & cheri!
Notre Mentor commun, notre commun Ami!
Que Sa Mémoire à nous ſoit bénie ſans ceſſe!
L'humanité va pleurer Son trépas,
En Le pleurant dira: Helas!
Je plains bien plus encore la Jeuneſſe!

Ueberſetzung.

Er iſt alſo nicht mehr, der bewunderte, der liebenswerthe Mann? Er, unſer aller Mentor, unſer aller Freund? O! ſo ſey doch Sein Andenken bey uns in ewigem Segen! An Seinem Grabe wird die Menſchlichkeit weinen, und weinend wird ſie ſagen: Ach! mehr noch beklag' ich die Jugend!

* * *

Er ſtarb! o flöſſe meine Elegie
Sanft, ſo wie **Gellert** war! — o nein!
das wag ich nie!
Bey Deiner Aſche, Freund, ſteht unent-
weihte Jugend,
Und ſegnet Dich und ſich, und folgt der
ſtillen Tugend.
O! hätt' ich Ihn geſehn, wie Gott, Sein
Gott, Ihn rief,
Den ehrenvollen Freund, wie Er ſo fromm
entſchlief! —
Dieß wünſch ich mir — Fließ ſanft hin,
meine Zähre!
Im Leben lehrt' Er mich; Sein Tod ſey mir
die Lehre,
Die ſtets mein Wunſch, mein Troſt und
meine Freude iſt:
"Gelaſſen und beglückt ſtirbt nur der Chriſt."

Demoiſelle Möllern,
in Roſtock.

Auf Gellerts Grab.

Witz, Einsicht, Wahrheit, Christenthum,
Geschmack und weise Menschenliebe,
Vereinten mit vereintem Triebe:
Nur **Gellert** sey und bleib' ihr würdiger Freund — ihr Ruhm.

* * *

Soll euer Lob so allgemein,
Wie Gellerts Ruhm, ihr Dichter, seyn:
So lernt, wie Er, ihn zu erringen,
Selbstausgeübte Tugend singen.

* * *

War jemals ein Tod der Thränen der Menschen
Und des Jubels der Engel würdig:
So ist es Deiner, o **Gellert!**
Doch Dein Tod nur allein, o **Gellert,**
Der größte Gedank' an Deine Tugend,
Der überzeugende Gedanke Deiner Seligkeit
Erhebt den verwaisten Freund
Ueber die Thräne des Menschen,

Mah

Nah an den Begriff Deines Glücks,
Näher zu Deiner Tugend,
Näher zum Jubel der Engel.

Herr Canonicus Gleim
an den
Herrn Regierungsrath Wieland.

Zum Himmel, Cronegk nach, hat Gellert sich geschwungen,
Und auf der bösen Welt herrscht Dummheit und Betrug.
Dein Gellert, böse Welt, hat dich nicht fromm gesungen;
Dein Wieland singet dich nicht weislich und nicht klug.

Auf das Absterben
des größten Fabeldichters unsrer Zeiten.

Was schöpferischer Witz des Orients erdacht,
Was La-Fontainen groß im Occident gemacht,

Das überſtieg Dein Geiſt, o **Gellert!**
Deutſchlands Ehre!
O! wenn doch auch Dein Tod nur eine
Fabel wäre!

F. G. Freitag.

Ehrengedächtniß,
dem
Herrn Profeſſor Gellert
gewidmet.
(Als eine Antwort auf das vorſtehende.)

Es ſoll des Dichters Tod bey uns zur
Fabel werden;
Beſtimmt zur Ewigkeit lebt Er auf dieſer
Erden.
Wer nach des Dichters Tod Geſchmack und
Dichtkunſt ehrt,
Den frag' ich, ob er nicht Dich, **Gellert,**
ſingen hört?

J. C. Steiger.

Grab-

Grabſchriften.

Sieh, Wandrer, Gellerts Gruft! weih
Seinem Namen
Das schönste Monument, Ihm nachzuahmen.
Du kannst nicht schreiben, wie Er schrieb;
allein thu mehr:
Geh, leb und stirb, wie Er!

Grabschrift
auf
Gellerten.

Was einzeln selten ist, und selten stets gewesen,
Vereinte lebend Der, den dieses Grab umschließt:
Gleich groß, wollt ihr Sein Lob in wenig Worten lesen,
Als Dichter, Menschenfreund und Christ.

Grabschrift
auf den
Herrn Professor Gellert.

Hier liegt der Mann, der Christ, der Dichter,
Der zärtlichste, der beste Freund;
Nur für Sich selbst der allerstrengste Richter,
Und Seiner eignen Schriften Feind.
Er starb. Es trauren Nationen
Vom Süd- bis zu dem Nord-Pol fort;
Die im Palast, und die in Hütten wohnen,
Weihn Thränen Ihm. Unsterblich ist Er dort!

L.

Anhang.

Auf
die Gellertſchen Grabeſänger.

Ach! **Gellert** iſt erblaßt! Gedanke, der erſchreckt!
O Zeitung! mußteſt du der Welt den Tod erzählen?
Von jedem Auge floß der bittre Zoll!
Doch daß der große Mann nicht ruhig ſchlafen ſoll,
Hat jetzt der blaſſe Neid der Scribler Schwarm erweckt,
So weit ſich nur der Ruf von **Gellerts** Ruhm erſtreckt,
Das bange Publicum durch Schriften todt zu quälen.

Eigen=

Eigenſchaften eines Dichters, der Gellerts Lob ſingen will.

Der Meßcatalogus erzählt,
Star hat ein fein Gedicht geſchrieben,
Und **Gellerts** feines Lob zum Inhalt ſich erwählt,
Ihn, den die Grazien, Ihn, den die Muſen lieben.
Doch! nein das Publicum erzählt:
O wäre Staxens Schrift zu Hauſe blieben!
Hätt' unſer ekles Ohr ſein Scharren nicht gequält;
So hätten, durch ſein Prahlen kühn bethört,
Wir ſeinen Namen nicht den Dunſen beygeſchrieben.
Darum, Autoren, hört,
Die ihr des Dichters Ruh durch euer Schreyen ſtöret,
Der Muſen feſten Schluß euch überbringen:
Zu **Gellerts** würdgem Lob wird ſich kein Dichter ſchwingen,
Er könnte denn, wie Er, ſchön, neu und lebhaft ſingen.

Geh,

* * *

Geh, Demiani, hin, mein Gellert leidet Schmerzen;
Mein Freund, mein Unterthan. Geh, gieb ihm eilig ein!
So sprach Auguſt zum Arzt, aus gnadenvollem Herzen,
Und will, der große Mann soll hergestellet seyn.
Der fromme Kranke dankt, Ihm wallt Sein Herz vor Freuden.
„So gut wards Jesu nicht, als er mein Heil erwarb;
„Da mußte er im Tod Spott und Verachtung leiden;
„Und mich — mich ehrt mein Fürst." So sprach der Freund, und starb.

Ende des ersten Stücks.

Vollſtändige

Sammlung der Gedichte,

welche

der Tod des Herrn

Profeſſor Gellert

veranlaſſet hat.

Zweytes Stück.

Leipzig,
bey Carl Wilhelm Holle. 1770.

PROH DOLOR!
GELLERTVS OBIIT,
MVSAE
ET
LIPSIA
LVGENT.

Ode

an

den ſeligen

Profeſſor Gellert.

Gellert, himmliſcher Geiſt! es weint
bey Deiner Gebeine
Staub Germania knieend, und gießt heiß-
quillende Klagen
Ueber den Marmor herab, die Hülle des
heiligen Moders;
Aber tief an dem Grabe laß ich Germania
jammern,
Flieſſen Bäche von Thränen, und Klage-
lieder verhallen
An des Tempels Gewölben, der Hülle des
heiligen Marmors,
Und in den Sälen, wo ehmal Du ſprachſt
von der Tugenden Schönheit; —

Nicht am Staube weil' ich, ach! nicht am Quelle der Thränen;
Nicht, wo Du nicht mehr biſt; nein, hin, wo der ewige Geiſt lebt,
Eilt, ſo ſchnell ſie vermag, mit Flügeln vom Staube zu eilen,
Meine Seele Dir nach; wohin Du mit Flügeln von Licht flogſt;
Himmliſch will ich Dich ſehn; ich will den Sterblichen nicht mehr,
Nicht im Thale der Nacht den müden ſchmachtenden Wandrer,
Nicht den Kämpfer mehr ſehn; ich ſuche den Sieger, den Sieger,
Wie er ſteht im Triumph, wie ſchön in den Auen Siona;
Sehn Ihn, wo Schmerzen nicht mehr, wo Oceane voll Luſt ſind,
Wo kein Schatten ſich naht, und wo kein Klageton hinſchallt;
Alles Gerechtigkeit athmet, und Wahrheit und ewige Liebe;
Welten ſtäubender Staub, und Sonnen dunkler als Nacht ſind;
Da will ich ſtralen auf Ihn die Geiſterſonne Dich, Gott, ſehn;

Strömen das ewige Leben aus dem, der Gott
iſt und Menſch ward,
Schlief im Staube des Todes, Unſterblich-
keit bracht' aus der Grabnacht;
Will bey Gottes Propheten Entzückung ganz
Ihn und Dank ſeyn:
Dank, wie kein Sterblicher iſt, bey Got-
tes Erbarmungen-Fülle,
Wenn vom Golgatha Blut vor ſeinen Au-
gen herabſtrömt,
Und die Seele verſchlingt; Entzückung, wie
Abraham einſt war,
Als er ſahe den Tag des Menſchenſohnes,
und um ihn
Himmel und Erde nicht mehr, nur Dich
erblickte, Meſſias! — —
Ja! ich ſeh Ihn, ich ſeh Ihn, den Sohn
des Lichtes! Er iſt es!
Unter tauſendmal tauſend erkenn' ich die
duldende Sanftmuth,
Wie ſie ſpricht aus dem himmliſchen Aug'
die hohe Empfindung!
Und die Salbung des Geiſtes, wie Sie
vom Antlitz herabtrieft!
Wie von der Sonne der Tag, von der Mor-
genröthe die Wonne

Irdiſcher Anbetung trieſt ins Herz des erwachenden Weiſen!
Welche Fülle des Friedens in neuaufblühenden Zügen!
Welcher Stolz des Triumphes, und welche Demuth im Stolze!
Ueber Ihn freut ſich der Himmel! Der Liebe jauchzende Stimmen
Tönen in Sein unſterbliches Ohr, und ſingen die Thaten,
Die Er im Thale der Nacht dem Tage der Ewigkeit ſäte!
Lange ſchon ſahe der Himmel der Tugenden Menge! Sie blühten
Lang ſchon im Lichte des Throns; die rufende That, wie die leiſe
Unerforſchliche Zähre, geweint in der Mitternacht Stille!
„Sey gegrüßt, unſterblicher Sohn der Sterblichkeit! Siehe,
„Deiner Tugenden Früchte ſind wie des Himmels Bewohner,
„Sind wie Gottes Gedanken unzählbar, ſind ewig, wie Gott iſt!
„Einen Augenblick nur, o **Gellert**! lenke den Blick itzt

„Auf

„Auf die Erde zurück, und höre die ſtär-
kenden Lieder,
„Die Du ſangeſt dort einſt, die mit Dir
tauſende ſangen,
„Tönen ſanftfließend in allen Gränzen Ger-
maniens; Siehe
„Tröpfeln erheiternde Thränen (erhabner
Tugenden Quellen,)
„Bey dem Geſange der Lieder! Sie wird
der Enkel noch ſingen,
„Wenn er früh ſchon erwacht; ſie wird des
ſpätſten Jahrhunderts
„Jüngling lernen; ihn werden nicht treffen
die Pfeile der Wolluſt;
„Ruft aus Deinem Liede die Wahrheit,
und lachet die Unſchuld,
„Wie Du ſie mahlteſt, ihn an! Er wird
von der Reizungen ſtärkſten
„Schnell wegwenden den Blick, wird käm-
pfen, als ſäh' er die Bahre,
„Und das Kleinod des Glaubens, der Sie-
ger Krone, das Vorbild
„Jeder Tugenden, Jeſus! und ſiegen
wird er; wir werden
„Siegen ihn ſehn, Du mit uns; ihn kom-
men ſehen, mit Schweiße

„Des Triumphes bedeckt! Er wandelt mit muthigen Schritten
„Durch die himmliſche Schaar, ſieht um ſich, ſuchet und findet
„**Gellert** zuerſt, und ruft und jauchzet: Heil ſey Dir: denn Du haſt
„Mir gerettet das Leben, die ewige Seele gerettet!
„Dank und ewiges Heil Dir! — So werden, o Bruder, nun täglich
„Von der Erden herauf zu Dir ſich Gerettete ſammeln;
„Von der glänzenden Stirn der Heiligen zielet der Lichtſtral
„Gottes tief in Dein Herz, und tränkt Dich ewig mit neuer
„Unausdenklicher Wonne — Vom Sterbebette ſiegender Chriſten
„Hören wir Deine Geſänge. Die Sänger ſchmachten dem Tode
„Heißer entgegen, um **Gellert** zu ſehn, und ewig mit Dir dann
„Anzubeten das Lamm; — verachten noch tiefer der Erde
„Fliehende Schatten, ergreifen noch feſter das ewige Leben,

„Singen

„Singen und gießen Ströme von Muth
auf die jammernden Waiſen
„Und den klagenden Freund, und die müde,
ſchluchzende Gattinn.
„O! wie ſie rührt, die Sprache des Liedes
im redlichen Munde
„Der entfliehenden Mutter und Freundinn!
o wie ſie wünſchen,
„Dank Dir auch nur zu ſtammeln für jede
Zeile des Liedes — — *
„Wende den Blick noch nicht weg — Noch
weint die getröſtete Armuth
„Ueber Dich Fülle der Freuden herauf aus
dem Jammer des Staubes;

* Wie wahr dieſes ſey, leſe ich eben in einem Schreiben eines zärtlichen Witwers, vom November 1769. an ſeinen Freund .... „Bey „dieſer Gelegenheit bitte ich Dich, mein lieber „Freund, wenn Du dem Herrn Gellert entweder ſelbſt ſchreibeſt, oder jemand kenneſt, der „ihm ſchreibt, ſo danke ihm für den Troſt und „die Beruhigung, die ſeine geiſtlichen Lieder „meiner lieben Seligen im Tode gebracht haben: Ich weiß es, dieß iſt eine ſeinem ſchönen Herzen angenehme Belehnung."

„Und wer leiden Dich ſah, der athmet der Ungeduld Zähre
„Wieder zurück: So hätte nicht **Gellert** geweint; und, wer hörte
„Von der Tugend Zeugniß Dich geben, wer ſahe Dein Beyſpiel,
„Eilt zur Ausübung fort, und ſchreckt den Gedanken der Trägheit
„Und der Eitelkeit Reizungen weg. So lehrte nicht **Gellert**;
„Nein, das gelobt' ich Ihm nicht, da ich im ſtillen Gedränge
„Lernensbegieriger Hörer nicht Ihn, dich Wahrheit und Tugend,
„Vor mir erblickte; da ſie mein Herze mir ſchmelzten! Was damals
„Göttlich fühlte die Seele, das bleibt in der Stunde der Reizung
„Minder nicht göttlich und wahr! Wie würde der Himmliſche trauern,

Säh'

„Säh'er mich wandeln den Weg des Verderbens; ich will ihn nicht wandeln!
„Sind die Erſtlinge heilig, die noch in der Sterblichkeit Nacht ſtehn;
„O! wie werden einſt ſeyn die Früchte der ewigen Erndte!"
Alſo hört' ich die Himmliſchen ſingen. Nur ſo viel verſtand ich;
Mehr, was kein Ohr nie vernahm, was nie verſtehen der Staub wird,
Sangen in Kraiſen um Ihn Jehovah's ewige Sänger.
Und Er neigte ſich tief; Ihm quollen anbethende Thränen,
Thränen voll Licht, die Wangen herab, und unſterbliche Blumen
Blühten eilend empor da, wo ſie troffen, die Thränen.
Und Er rang die Hände zu Gott. Es bethet die Demuth

Unaussprechlich ihn an, der ewig Alles in allen
Himmeln und Erden wirkt, was gut und der Ewigkeit werth ist.

J. C. Lavater.

Elegie

Elegie

auf

Herrn

Gellerts Tod.

Furchtbar ſchreckt der Gedanke vom Tode
Gellerts, des frommen,
Wie ein Gerichte von Gott. Sachſen!
Du fühlſt Seinen Tod,
Vormals glücklicher durch deinen Lehrer, als
unter Erobrern,
Ihn, der Deutſchlandes Stolz, Segen
und Ehre dir war.
Als, von Blattern getödtet, dir Friedrich
Chriſtian hinſtarb,
Lange Hoffnung mit ihm; zitterteſt du
für den Thron.

Der im künftigen Fürsten das Herz zu bilden bemüht war,
Fromm und weise, von Gott es zu erflehen, bemüht,
Gellert naht sich dem Grabe, vieljähriger Krankheit ein Opfer;
Sachsen, du weinest um Ihn; zittere vor dem Gericht,
Das dir Gott vielleicht droht, der dem frommen Knechte gerufen!
Für dein künftig Geschlecht, für deine Jünglinge auch,
Zittere! zwar der dankbare Fürst, er sendet den Leibarzt,
Gellert zu helfen: umsonst! **Gellert** sinket ins Grab,
Und Sein heiliger Odem entflieht zu dem, der ihn gegeben;
Gott! unser Richter! verschon'! Fürst und Unterthan klagt,

Und

Und eine glückliche Welt, die Du erbauteſt und rührteſt,
Durch Deine Lieder bewegt, durch Deinen Wandel geſtärkt.
Gellert! beſter der Menſchen! Chriſt, wie es wenige waren!
Schon verſtehſt Du, wie Gott lohnet, und freuſt Dich des Lohns,
Siehſt im näheſten Lichte Gott- und Menſchheit vereinigt.
Itzt und künftig, wenn einſt tauſende, die Du erhieltſt,
Deren Seelen Du retteſt, in die Seligkeit eingehn,
Fühlſt Du froh ihren Dank, und das himmliſche Glück,
Seelen gerettet zu haben. Ach! Deine Miene verkündigts,
Lehrer! Vater! wie ſehr beugt mich Dein Abſchied! ich ſitz'

Ueber Dein Ende denkend, ſtumm, und Deinem Gemälde
Gegen über wein' ich über Deinen Verluſt.
Ach! Freund! erhielte ich darum von Dir dieß theure Gemälde! —
Aber ich ſchweige. — Was wünſcht, Lehrer, Dein Schüler ſich oft!
O! hätt' einſt mein Sohn auch Dich, wie der Vater, gehöret! —
Aber er ſoll ſie empfahn, Lehren, die mir Dein Mund gab,
Bey Deinem Grabe ſchwör' ich meine Pflicht, dieß ſey ſein Vermächtniß:
"Fromm und weiſe ſein Herz! glücklich ſein Leben und Tod!"

Ode

auf

Gellerts Tod.

Der große Gellert ſtirbt! es zittert
mein Gebeine;
Ich ſehe, daß mein Freund erblaßt:
O Anblick, der mich ſchreckt! Mein Freund
iſt todt, ich weine
Bey Schmerzen, die kein Ausdruck faßt.

Ein Schwindel rührt mein Haupt, ich
ſinke wie im Schlummer,
Nur Traurigkeit durchſtrömt mein Herz:
Es fühlt bey dem Verluſt des Freundes
nichts als Kummer,
Nichts als der Freundſchaft Leid und Schmerz.

O! könnt' ich dieſen Mann recht nach dem Leben ſchildern,
In Seiner ähnlichſten Geſtalt:
Wohlan! ich wag' es hier. Ihr Meiſter in den Bildern,
Erlaubt mir eurer Kunſt Gewalt!

Ein tugendreiches Bild iſt ſtets an Ihm erſchienen:
Denn, Gott zu fürchten, ohne Zwang;
Ihn lieben, ihn zu ehrn; dem Nächſten gern zu dienen,
War Seine Uebung lebenslang.

Der Weisheit reines Licht, das ſich in Ihm geſpiegelt,
Hat Seiner Tugend Glanz vermehrt:
Der Sünde Luſt und Reiz hielt Er Sein Herz verſiegelt,
Die einen weiſen Mann entehrt.

Bloß durch Beſcheidenheit hat Er den Feind beſtritten,
Und Gutsthun war Sein Tagewerk:

Sein

Sein redlich frommes Herz, die Anmuth
Seiner Sitten
War aller Menſchen Augenmerk.

Durch Gaben der Natur war Er das
Glück der Erden,
Und ihres Wunders Gegenſtand:
Ohnfehlbar wollte Gott durch Ihn verherr-
licht werden,
Als durch das Werkzeug ſeiner Hand.

Beſaß Er gleich dieß Glück faſt in dem
höchſten Grade;
So war Er doch vom Stolze frey:
Er dankte Gott vielmehr, und hielt dieß
bloß für Gnade;
Die Demuth ſchmückte Ihn dabey.

An Kenntniß Seines Heils hat es Ihm
nicht gefehlet;
Und zur Vollführung Seiner Pflicht
Hat Ihn nur Gottes Huld und Liebe ſtets
beſeelet:
Denn Gott war Seine Zuverſicht.

In dem Vertraun auf ihn verließ Sein Geiſt die Gränzen
Der wandelbaren Eitelkeit:
Begab ſich an den Ort, wo Salems Thürme glänzen,
In Seine ewge Sicherheit.

Dort fühlt und ſchmeckt Er nun mit heiligem Entzücken
Die Kraft des Himmels immerdar:
Und ſchaut das ewge Licht mit wundervollen Blicken,
Das Ihm auf Erden ſchimmernd war.

Entrückt in das Gebiet der heilgen Engel Schaaren,
Genießet Er des Himmels Luſt:
Das unermeßne Glück von Millionen Jahren,
Das keinem Sterblichen bewußt.

Verlaßne Freunde, gönnt, ach! gönnt Ihm dieß Vergnügen!
O! freut euch Seiner ſtolzen Ruh!

Laßt

Laßt dieſe Freude doch die Traurigkeit beſiegen,
Und ſprecht einander troſtreich zu.

O! prüft den ſüßen Troſt, daß Er durch Seine Schriften
Sein Bildniß hinterlaſſen hat:
Die ſind es, die Ihm ſtets ein rühmlich Denkmaal ſtiften,
Gleich einer großen Heldenthat.

Herrſcht in denſelben nicht Witz, Anmuth, Menſchenliebe,
Und hat Sein Wort nicht Licht und Kraft?
Ja wohl: ſtets reizten Ihn nur ſolche edle Triebe
In Seiner Kunſt und Wiſſenſchaft.

Wie eifrig und wie ſtark war Seine Lehrbegierde!
Wie edel zeigte ſich Sein Geiſt!
Wie reizend, wunderſchön war Seiner Schreibart Zierde,
Die jede Seiner Schriften weiſt.

Der Beyfall und Geſchmack der grund-
erfahrnen Kenner
Lobt Seine Schriften ungemein:
Kurz, es bewundern ſie die allerklügſten
Männer.
Erhabner kann kein Lobſpruch ſeyn.

Und was verlangt man mehr? Das
Werk lobt ſeinen Meiſter.
Sein Ruhm erſchallt nun weit und breit:
Ihn heißt Sein Vaterland das Muſter
großer Geiſter,
Das Muſter der Beredtſamkeit.

Fürwahr! Germanien ſeufzt mit gerech-
ter Klage:
Ach! es verſchwand, ſo wie ein Dunſt,
Durch dieſes Mannes Tod die Zierde mei-
ner Sprache,
Die Zierde meiner Muſenkunſt!

Und Sachſen, als der Siz des hoch-
gelehrten Standes,
Da Leipzig ſtets den Vorzug hat;

Das

Das ſeufzt: "Ach! ich verlor die Ehre meines Landes,
„Die Ehre meiner Lindenſtadt!"

Berühmtes Pleiß-Athen! du lockſt in deine Mauern
Die treuſten Freunde ohne Zahl:
Du lockſt, die den Verluſt des Seligen bedauern,
Zu Deſſen Grab- und Ehrenmaal.

Sie wallfahrten dahin, um Sein Grab zu beweinen,
Das jedermann in Ehren hält:
O! wie ſo mancher Freund wird dabey noch erſcheinen
Aus fernen Gegenden der Welt!

Die ſpäte Nachwelt wird zu wiederholtenmalen
Dir, o berühmtes Pleiß-Athen!
Sein Denk- und Ehrenmaal mit Lob und Dank bezahlen,
Und dich durch Seinen Ruhm erhöhn!

Ihr

Ihr Freunde, laßt uns nun Sein rühmlich Angedenken
Den tiefen Ewigkeiten weihn!
Und unser Herzelcid zu diesem Troste lenken:
"Unsterblich wird Sein Name seyn."

Empfindungen

bey

dem Tode

des Herrn

Professor Gellert.

Er, unſer **Gellert**, — ſtirbt. Wer
ſein Verdienſt kennt, weine!
Weint, die ihr **Gellerts** Sterben hört!
Welch Schmerz gleicht dem Verluſt? — und
welche Thräne? — keine;
Auch nicht die treuſte, die Ihn ehrt.

Wein', Deutſchland, dein Homer, dein
groſſer Sittenlehrer,
Der Muſen Liebling, iſt dahin.
Zu früh ſtirbt des Geſchmacks Beförderer
und Verehrer;
Die Kirch' und Welt bedauern Ihn.

Weint, Leipzigs Musen, weint! der Mund ist nun geschlossen,
Aus dem mit Lehren Segen floß;
Sagt, die ihr Gellerts Rath und Unterricht genossen:
Wenn Gellert lehrte, war er groß.

Wer, Seliger, wird Dir ein würdig Denkmaal stiften,
Wer kann dieß? Freund, Du brauchst es nicht:
Denn Gellerts edles Herz und Gellerts ewge Schriften
Sind Gellerts bestes Lobgedicht.

Auch Königen bist Du, mein Gellert, werth gewesen;
Von Prinzen wurdest Du beschenkt.
Hat jemand Dich gesehn, gesungen und gelesen,
Der nicht bewundernd an Dich denkt?

Von

Von Hohen hochgeſchätzt, geliebt von
tauſend Freunden,
Die Dir der Herr zum Troſte gab;
Von Zweifeln nicht gequält, gehaßt von
keinen Feinden,
Entſchlummerſt Du ſanft hin, ins Grab.

Den Lohn erwarb Dein Herz voll from-
mer edler Triebe,
Voll Sanftmuth, Menſchenlieb' und Treu,
Voll Demuth, — Gott, gieb mir, zum
Zeichen deiner Liebe,
Ein Herz, das **Gellerts** ähnlich ſey!

Wie David, forſchteſt Du in Gottes
heilgen Büchern,
Und prieſeſt ſie den Chriſten an.
Nur Gott war wahrhaft gnug, Dich völlig
zu verſichern,
Daß unſer Geiſt nicht ſterben kann.

Mit Ehrerbietigkeit dienſt Du dem Gott der Götter;
Du ſchämſt Dich nicht, vor ihm zu knien.
Gott iſt Dein Lied und Troſt; der unglückſelge Spötter —
Verſpottet Dich; Du — flehſt für ihn.

Erzähl' es, Lindenſtadt, wie oft im Heiligthume
Er dir erbaulich worden iſt.
Die ihr den Weiſen rühmt, rühmt, Ihm zum größern Ruhme:
Der weiſe Gellert war ein Chriſt.

Dem Schöpfer treuen Dank zu ſingen und zu leben,
War bis ans Grab Dein Augenmerk;
Zur Tugend Unterricht durch Wort und That zu geben,
War jeden Tag Dein Tagewerk.

O! leb.

O! lebten doch zugleich zehn **Gellert'**
auf der Erden!
(Welch groſser Schatz für eine Welt!)
Das Laſter würd' alsdann zum Abſcheu zehn-
fach werden,
Das den entehrt, dem es gefällt.

That! eines Königs werth! daſs Du,
Du Schmuck der Prinzen,
Um **Gellerts** Leben ſorgſam biſt!
Mit Ehrfurcht denk ich Dich. — Sagts
Indiens Provinzen,
Daſs **Sachſens Fürſt** ein Vater iſt.

Des Fürſten Arzt kann nicht Dein koſt-
bar Leben friſten.
Das Wort: Er ſtirbt, ſchreckt Dich nicht bleich.
Gott ruft; Du biſt bereit; Du ſtirbſt den
Tod des Chriſten,
Dein Tod iſt Deinem Glauben gleich.

Im letzten Blick läßt Gott Dich Deine Krone ſchauen,
Des Himmels Freude lacht aus Dir.
Krank vieler Troſt zu ſeyn, durchs Sterben zu erbauen —
Gott! dieſe Wohlthat wünſch' ich mir.

Schon ſtehn ſie lächelnd da, die Engel, Gottes Boten,
In zwiefachfeſtlichem Gewand,
Frohlockend tragen ſie den Geiſt des frommen Todten
Zur ewgen Ruh in Gottes Hand.

Dort ſeh ich meinen **Freund**, dort in den heilgen Chören,
Er ſingt Gott, wie auf Erden — Dank.
Die Schaar der Seligen ſingt mit Ihm, Gott zu Ehren,
Ein Lied, was Er auf Erden ſang.

Der

Der Himmel ſchweigt; nun ſchallt von
tauſend Chriſtenzungen:
Wenn Chriſtus ſeine Kirche ſchützt.
Es ſteigt zu Gott — und der, — der es zu
erſt geſungen —
Er wird mit neuem Glanz umblitzt.

Treu ehrteſt Du hier Gott, dort ehrt
Dein Gott Dich wieder.
Fromm denken — welche ſelge Pflicht;
Welt, ſey Welt! lob' und ſing' anakreont-
ſche Lieder;
Der Himmel lobt und ſingt ſie nicht.

Entzückungsvoller Blick! — die fromm
geſtorbne Mutter
Sieht ihren **Furchtegott** vorm Thron.
Und — Wonn' ergreifet ſie; — "Heil mir!
Heil Dir, Du guter,
„Du ewig liebenswürdger Sohn!"

Der Vater — eilt, jauchzt Dank, umarmt Ihn — Meine Zähre,
Von Freud erzeugt, raubt mir den Blick.
Wenn jedes Kind euch dort ein Theil des Himmels wäre,
Welch Glück glich', Aeltern, eurem Glück!

Vergebens iſt mein Wunſch, Dich in der Welt zu ſehen,
Du eilſt, mir ungeſehn, davon;
Jedoch, Dein frommer Wunſch wird, ja, er wird geſchehen:
"Wir ſehn uns dort vor Gottes Thron.

Wer kann, o Freundſchaft, dich nach deinem Werth erheben?
Ein zweyter Gellert ſchildre Dich!
Dein Band trotzt Zeit und Tod; — Mein Freund ſtirbt — jenes Leben
Verknüpft auf ewig Ihn und mich.

Dich,

Dich, ſelger Freund, beweint das
Land aus treuem Triebe,
Dem Gott den großen Opitz gab.
Die Töchter Schleſiens und Förſter *
ſtreun aus Liebe
Bethränte Blumen auf Dein Grab.

Mein Herz fühlt Deinen Tod; jetzt leſ' ich Deine Lieder —
Ich ſeh Dein Grab — und leſe Schmerz.
Ich denk': Ein Seculum giebt Gellerts Lied einſt wieder; —
Dann fehlt noch — Gellerts beſtes Herz.

* Unter der großen Anzahl der Verehrer eines Gellerts, in Schleſien, zielet der Herr Verfaſſer vorzüglich auf die Frau Menzel, Frau auf Lomnitz, Fr. Hänisch und Franz, beyde geb. Ketzler, vornehme Kaufmannsfrauen in Hirſchberg, und Herrn Förſter, Königl. Oberamts- und Oberconſiſtorialſecretair in Breslau, welchen dieſe Empfindungen gewidmet ſind.

Wo ein verklärter Geiſt an Freund'
auf Erden denket:
So denk' an Förſtern und an mich.
Einſt, wenn uns Gott das Glück, Dir nach-
zuſterben, ſchenket:
So denken wir noch froh — an Dich.

Ehrenfried Liebich.

Ode

Ode

auf

Gellerts Tod.

Gott Lob! Triumph! mein Gellert lebt,
Er ſteht auf Seinem Staub.
Sein Geiſt mit Kraft ſich froh erhebt,
Und flieht des Grabes Raub.

Unſterblichkeit verewigt Ihn,
Die Seele lebt bey Gott;
Mit Herrlichkeit umkleidet Ihn
Jehovah Zebaoth.

Des Lammes Lied iſt nun Sein Lied:
Heil! Preis! Halleluja!
Verehrt den Heiland, den Er ſieht,
Jauchzt ihm, Halleluja!

Er

Er ſinget mit den Cherubim
Ein Lied, im höchſten Chor;
Es horchen auf Ihn Seraphim,
Er ſingt das Heilig vor.

Vor Jeſu Thron, in Jeſu Reich
Erhöht, verklärt, erfreut,
Erlöſet, heilig, Engeln gleich,
Iſt **Gellerts** Herrlichkeit.

Er lebt, der treue Menſchenfreund,
Und Sein Gedächtniß bleibt:
Die Tugend, Menſchen, unſern Freund
In unſre Herzen ſchreibt.

Der Neid ſelbſt ätzet Seinen Ruhm
In Gold und Marmor ein;
Schaut ſchamroth in Sein Heiligthum,
Muß Sein Verehrer ſeyn.

Er lebt, da Er den Glauben lehrt,
Der Gott und Jeſum liebt;
Er lebt, der uns die Tugend lehrt,
Die Gott und Jeſus übt.

Die

Die Lieder **Gellerts** nichts zerſtört,
Denn ſie ſind Gottes Wort;
Ihr Geiſt des Satans Reich verheert,
Gott bleibt ihr ſtarker Hort.

Der Welten Daſeyn nie beſteht,
Es ändert ſich die Zeit;
Was **Gellert** lehret, bleibt, und geht
Mit in die Ewigkeit.

Ovid, Terenz, Horaz, Virgil
Sind unſer Alterthum;
Und **Gellerts** Harf- und Saitenſpiel
Der Nachwelt Heiligthum.

Hier dichtete Sein reiner Wiß
Gott einen Lobgeſang;
Dort bringt der nun verklärte Wiß
Dem Herrn der Freude Dank.

Kein Tod Sein edles Leben le
Vergeßlich machen kann;
Der Sohn der Tugend ſtirbt ja nie,
Ihn rührt kein Satan an.

Wie Jeſus lebt und iſt geſinnt,
Mein Gellert denkt und lebt;
Er, ein Erlöſter, Gottes Kind.
Triumph! mein Gellert lebt!

Seinem verewigten Lehrer und Freunde
ſetzet dieſe Ode zum Gedächtniß der
Liebe und Dankbarkeit auf

M. Joh. Gottfried Lange,
Paſtor zu Altenſalz im Vogtlande.

Gellert.

Dieſes Gedicht wurde noch bey dem Leben des ſel. Herrn Profeſſor Gellerts verfertiget.

— — Non ego te meis
Chartis inornatum fileri
Patiar — —

HORAT.

So wie der reine Fluß, durch keinen Sturm geſchwellt,
Und ohne Regen reich, von ſanften Höhen fällt,
Die Wälder ſanft durchbrauſt, durch Auen langſam eilet,
Und, wo er fließet, Gold und Fruchtbarkeit vertheilet:
So auch fließt angenehm und lehrreich **Gellerts** Lied.
Europens Socrates, Germaniens Ovid,
Singt Er der Welt im Ton der lehrenden Horaze;
Nicht einfach, wie Fontain, und ſchlüpfrich, wie Boccaze;
Gefällig ohne Kunſt, wie die Natur, und frey,
Und vielfach, und, wie ſie, bey jedem Auftritt neu.
Ihm gab die Grazie den Wiß, Apoll die Leyer,

Der Satyr seinen Scherz, und die Natur ihr Feuer,
Auch die Religion gab Seinem Saitenspiel
Den Ton, in dem sie spricht, dem Herzen ihr Gefühl.

So wie der junge Schwan, eh er die Lieder waget,
Die Kehle heimlich übt, und Wald und Echo fraget:
So auch sang der Kritik erst **Gellert** Lieder vor,
Und dann erst sang Er sie der Nachwelt in das Ohr.
Da ruhte Deutschland aus von seinem wilden Feuer,
Da staunten **Neukirch**, **Pietsch** und **Brocks**, und ihre Leyer
Floß aus der schlaffen Hand; nur **Gottsched**, **Gottsched** stand
Betäubet, und behielt sie noch in seiner Hand,
Bewundrungsvoll, daß auch von jüngern Saitenspielen
Gedichte töneten, und ohne Schwulst gefielen.

Denn,

Denn, als Er Fabeln ſang, ſahn Phädrus und Aeſop
In einer fremden Hand ihr Spiel und auch ihr Lob.
Da lernete die Welt, verwöhnt von Seinen Tönen,
Bey **Günthern** froſtig ſeyn, und bey Romanen gähnen;
Da hörten Könige die ſpielende Moral,
Und Weiſe lernten gern, was nur ein Kind befahl.
Drauf, wann Er, voll von dir, bald dich, o Tugend! mahlte,
Bald dich, Religion; o Gott! wie mächtig ſtrahlte
Vernunft in den Verſtand, und Hoheit in das Herz!
Wie ſchwach war Tindals Witz! wie matt Voltairens Scherz!
Doch Ihm, Ihm dankete die Tugend ihre Rache,
Die Freundſchaft ihr Gefühl, die Andacht ihre Sprache.

In sieben Sprachen lobt, o **Gellert!**
Dich die Welt,
Dich ehrt der Patriot, der Staatsmann, und der Held,
Ja, Nachwelt, sag es nach: daß Deutschland Ihn verehrte,
Und Preußens **Friedrich** rühmt, und Sachsens **August** hörte,
Und einen Dichter rief, (ihr Fürsten, welche That!)
Und einen Dichter rief, und **Gellert** es verbat.

Bekannt mit sich, den Ruhm verachten, und verdienen,
Gilt mehr als Höflingsgunst, gilt mehr als Schmeichlermienen:
Denn wo ein Weiser lebt, da ist zugleich sein Thron.
So sitzet **Gellert** auch auf Seinem Heliken,
Hört jungen Musen zu, und mustert ihre Lieder,
Und stimmt ihr Saitenspiel, und singt sie besser wieder.

Da

Da weinen Jünglinge bey jeder ſchönen Pflicht,
Wenn Er ſie prediget, ein ſtilles Lobgedicht.

Dir nach wird manch Genie ikariſch ſich erheben,
Und unbekannten Seen, wie Ikar, Namen geben.
Und wenn die Welt nach Dir noch einen Dichter hört;
So ſage ſie: Auch ihm hat **Gellert** es gelehrt.
Vielleicht ſtirbt **Klopſtocks** Lied, und vor ihm **Miltons** Leyer,
Dann haucht Dein Saitenſpiel noch immer ſanfte Feuer,
Und Deine Harmonie erobert und gefällt,
Geſtimmt von der Natur, geſtimmt im Ton der Welt.
Auch mag Apoll von uns zu kalten Scythen ziehen,
Der Tanais wird doch von Deinen Liedern glühen.

Dann weint der Tartarfürſt, wenn Du ihn Mitleid lehrſt,
Iſt ſich nicht mehr ein Gott, und fühlt, und fühlt zuerſt,
Daß Sieger Menſchen ſind. Und wenn der ſpäte Richter,
Umſchanzt von Jünglingen, die großen deutſchen Dichter
Von ſeinem Throne hört, und ihren Werth beſtimmt,
Und dieſem Lorbeern ſchenkt, die er dem andern nimmt;
So ſagt' er: Dieſer war die Ehre des Verſtandes,
Der Fürſt des Witzes — der, der Ruhm des Vaterlandes —
Und der, der Prediger der Tugend und des Rechts —
Und Dich nennt er den Stolz des menſchlichen Geſchlechts.

C. F. S.

Ode,

bey

dem Grabe Gellerts

gesungen.

Nicht immer braucht der Himmel Heere,
Wenn er ſich rächen muß, nicht Blut
Der Völker, nicht den Dienſt der Meere,
Nicht ſeiner Elemente Wuth;

Nicht Blitze, welche Cedern trafen;
Nicht Stürme, welch' auf Wellen gehn.
Nein; will der Himmel Menſchen ſtrafen:
Heißt er Verdienſte untergehn.

Er

Er winkt, und Gellerts Leben zittert.
Erſchrick nur, Deutſchland! in das Grab.
O Nachricht, die das Herz erſchüttert!
Mit Ihm ſtarb edler Werth uns ab.

Sprich ja; und wag' es, zu geſtehen,
Daß du nicht Seiner würdig warſt.
Der Ruhm ſey dein, es zu geſtehen,
Und der auch, daß du ihn gebahrſt.

Ein Prieſter, der die Welt bekehrte,
Und Menſchen menſchlich ſchuf, war Er.
Was Socrates, was Flaccus lehrte,
Dieß alles lehrt' Er auch, und mehr.

Wohlthätig führt' Er durch Provinzen
Die Tugend feyerlich einher,
Gab weiſen Völkern weiſe Prinzen,
Und Prinzen Diener, treu, wie Er.

Belohnt,

Belohnt, ſo oft die Welt erkannte,
Daß Tugend nur ihr Glück gebahr,
Und glücklich ward, und den nicht nannte,
Durch den ſie es geworden war.

So kleidet die Natur die Wälder
Verſchwiegen, und die bunte Flur;
Dann ſieht der Menſch die vollen Felder,
Nicht die arbeitende Natur.

Der Ruhm zwar drückt' auf Seine Schriften
Den Stempel der Unſterblichkeit;
Auch ſchämte ſich, ſie zu vergiften,
(Der ſich ſo wenig ſchämt) der Neid.

Und Völker ſahen die Verdienſte,
Nur **Gellert**, **Gellert** ſah ſie nicht,
Und lehrte ſie — in Seine Künſte
Gehüllt, gehüllt in Seine Pflicht.

Ein Weiser, nicht sich zu erheben
Besorgt, großmüthig, wie Sein Gott;
Sanft, wie sein Knecht — so war Sein Leben
Moral, und ihr Beweis Sein Tod.

Gelassen grüßt' Er seine Bothen,
Dann sah Er Seine Rolle nach,
Und sah, daß sich der letzte Knoten
Nunmehr entwickeln sollt', und sprach

Gedanken, groß wie Seine Seele,
Den Fuß schon auf der neuen Bahn.
Indessen flog Sein Geist, Befehle
Nicht erst erwartend, schon voran.

Umsonst, daß Ihn der Fürst durch Klagen,
Der Arzt durch Kunst zurücke hält:
Ein Engel höret keine Klagen,
Ein Engel lebt nicht auf der Welt.

Oft wird die Welt noch Kriegesheere
Bewaffnen, über Meere fliehn,
Helenen rauben, und Homere,
Die sie besingen, sich erziehn.

Sein Saitenspiel fand **Milton** wieder,
Und **Klopstock** erbete sein Lied;
Sein Saitenspiel, und Seine Lieder
Nahm **Gellert** in den Himmel mit.

Da drängt zu seines Königs Throne
Der ganze Himmel sich, und schwimmt
In Lust, wenn Er im hohen Tone
Es in das Lob der Allmacht stimmt.

Da schweigen Engel, Sterne glänzen
Entzückender, Er aber geht
Auf ihnen, sieht des Himmels Grenzen,
Und Seines Königs Majestät.

Indem Du sie nun niederlegest,
Die Harf', und fremder Welten Bahn
Besiehst, und ihre Kette wägest:
Besucht ein zweeter Winkelmann

Dein Grab, o **Gellert**, noch, und findet
Mit jungen Lorbeern es umlaubt,
Bricht einen Zweig sich ab, und windet
Ihn seinem Dichter um das Haupt.

C. F. S.

Der

Der Künſtler
und
der Tadler.

Eine Fabel.

Was fehlt dem Menſchenfreund, und Dichter,
Wenn ihn das Volk, wenn ihn der Richter
Mit allgemeinem Beyfall hört?
Ein Tadler fehlt ihm noch, der ihn durch Tadel ehrt.
Sey **Gellert** ſelbſt; dann kannſt du ihn belachen,
Nicht aber, daß er dich nicht tadle, machen.
Und wenn er, ſo wie ihm, im Leben dir nicht droht:
So wartet er gewiß auf deinen Tod.

Als Ihm ein Künſtler jüngſt ein Denkmaal ſetzen wollte,
Trat ſchüchtern Zoilus zu ihm,
Und fragte, wen dieß Werk unſterblich machen ſollte.
Wen ſonſt, als **Gellerten**? ſah ihn mit Ungeſtüm
Der Künſtler an: dieß will die Welt.
Als **Gellerten**? fuhr drauf der Tadler fort, und lachte,
Gewiß, das hat nur noch gefehlt!
Was **Gellert** mit dem Denkmaal machte,
Das wüßt' ich nicht; auch nicht, was Ihm den Ruhm gebahr,
Wahrhaftig nicht. Was war Er denn? Er war
Kein Sieger, der, von Ruhm umgeben,
In unbekannte Länder kam,
Und ganzen Völkern bald das Leben,
Bald aber nur die Freyheit nahm;
Kein Hofmann, der, troß den Gefahren,
Bis an den Thron des Fürſten drang,
Und hundert, welche vor ihm waren,
Mit ſchlauer Klugheit überſprang.

Kein

Kein Kritikus, der mit dem Donner in der Hand,
Und mit dem Bann von Richterſchlüßen,
Ein Heer von Feinden überwand;
Kein Polyhiſtor, der die große Kunſt verſtand,
Die große Kunſt: mehr, als man weis, zu wiſſen;
Kein Philoſoph, der neue Welten fand,
Wo nicht, zum wenigſten mit großmuthsvollen Händen
Die beſte Welt darniederriß;
Kein Autor, der vor hundert Bänden,
Von ihm allein geſchrieben, ſtand;
Kein Lehrer, der, die Nachwelt zu beſchämen,
Nebſt Aemtern, Titeln und Syſtemen,
Zugleich ein Volk, das auf ſie ſchwur, verließ;
Kein Mann, auf den die Stadt mit Fingern wies;
Kein Mann, den laut ein Volk Klienten pries;
Kein Mann, der Schätze hinterließ:

Was kann denn nun von Ihm die Nachwelt lesen?
Von Ihm? Mehr, als dieß alles ist,
Fiel ihm der Künstler ein, sie liest:
„Dieß alles ist Er nicht gewesen."

S.

Der Rangſtreit.

Eine kleine Erzählung.

Im ſchwarzen Reiche dunkler Schatten,
Ein Land, das uns Homer kühn als
ein Gott erſchuf,
Wo ſich in heitrer Luſt zufriedne Dichter
gatten:
(Sein Herz iſt jedem ſein Beruf,)
Entſtand ein wichtger Streit; doch war der
Streit kein Zanken:
Denn bittre Heftigkeit verabſcheut dieſes
Land,
Den kühnen Sterblichen noch unbekannt.
Der Streit zerbrach noch nicht der Freund-
ſchaft feſte Schranken;
Es war nur bloß ein Streiten in Gedanken,
Von edler Ruhmbegierd' erregt;
Ein Streit, wie man von Göttern zu erzäh-
len pflegt.

Acht Dichter, die durch ſeinen Wiß,
Durch leichte Zärtlichkeit, durch Sprache der Natur,
Naive Süßigkeit, des Geiſtes ſichre Spur,
Das Publicum in ſchönen Fabeln lehrten,
Entflammt ein Streit in jenem dunklen Siß:
Wem wohl mit Recht der Ruhm und Vorzugsrang gehörten?

Aeſop trat kühn hervor; mir, mir gebührt der Rang!
Ich ſchuf — ihr ahmt nur nach; mich ehrten ſelbſt Monarchen;
Mich preiſet der Geſchmack, mir ſagt der Kenner Dank;
Mein grünend Lob erhebt die Schaar der Ariſtarchen.
Wahr! fiel hier Phädrus ein; doch prahle nicht zu ſehr.
Dich ruſte Crösus zwar, doch mein Auguſt war mehr.
Der Zeiten ſtrenge Wuth hat deine Schrift verſchlungen,
Sehr wenig blieb uns nur noch theure Ueberreſte.

Mein

Mein gröſßter Ruhm hat ſchnell dein ſchwaches Lob verdrungen:
Rom war das Haupt der Welt, ich unter euch der Gröſßte.
Zu traurig iſt dein Ton, dein Vortrag zu gekürzet,
Ich ſchmückte beydes aus, und dieſer Schmuck gefiel;
Die bittre Wahrheit ward durch ſüßen Scherz gewürzet,
Durch ihn geſchmeichelt drang ſie tiefer ins Gefühl.
Ich lehrte im Ergötzen;
Dafür wird mich das einſichtsvolle Publicum
Mit Recht weit über dich, Aeſopus, ſetzen.

Fontainen ſchien ſchon längſt das Sprechen dumm;
Er pfif und trällerte ein Liedchen,
Hieng übers linke Ohr ſein Alamodehütchen,
Sah ſpöttiſch den Aeſop und frech den Phädrus an:
Par bleu! was zankt ihr euch? Ich bin der gröſßte Mann;
Fragt Frankreich, ob ſein Witz mir jemand ähnlich glaubt.

Wie kömmts, daß ihr so kühn mir jene
Lorbeern raubt?
Umsonst ist aller Neid, der eure Brust
durchquälet;
Mein reich Genie hat sich ein Denkmaal
aufgebaut,
Auf das die Nachwelt einst mit starrer Ehr-
furcht schaut.

Schweig, Prahler, rief Richer, du schriebst
nur Tämperey;
Was hat dein geiles Herz für schmutzgen
Stoff erwählet,
Du Schwätzer, gleich fällt mir dein Jean
Fontaine bey,
Der frech der Unschuld Ohr durch Schlü-
pfrigkeiten quälet;
Dein comisches Geschwätz war oft nur ab-
geschmackt.
Zwar du gefielst — durch sanfter Verse leich-
ten Takt;
Allein die kluge Welt erkennt in deiner Schrift
Dein unkeusch Herz, und nennt dich zarter
Jugend Gift.
Ich schrieb — doch schrieb ich nur, die Ju-
gend zu belehren,

Und

Und führt' ihr reines Herz zu frommer Tugend Chören,
Erfand aus eignem Witz, verbeſſerte la Motten,
Der ſteif erzählt; und blieb noch immer angenehm
Und meinen Franzen werth, ohn zügellos zu ſpotten:
Mein Abſicht muß die Welt, mein Buch der Kenner ehren —

Er thuts. Doch darf ich dich in deinem Loben ſtöhren,
So wiſſe, daß er nur den Willen an dir liebt,
Der aber kein Genie in deine Seele giebt.
Du ſchriebſt, erfandſt, um la Fontainen zu verdrängen;
Allein der Kenner wird euch nie vermengen:
Ich ſchrieb in Proſa nur, kurz, deutlich, angenehm,
Und dem Verſtande ſchwacher Leſer recht bequem,
Durch beygefügte gute Lehren
Sucht' ich des Leſens Luſt in Nutzen zu verkehren,

So

So ſagte Richardſon, mit brittiſch-freyer Miene,
Dem der Clariſſe Reiz aus muntern Augen ſchiene;
Er, der ſo oft der Schöne fühlend Herz
Durch Clementinens ängſtlich ſüßen Schmerz
Zu ſüßen Freudenthränen ſchmelzte.
Der bittre Cay ſchwieg, lächelte ſtumm ſeinen Beyfall zu;
Kein Wort riß ihn aus ſeiner melancholſchen Ruh,
Der Staat beſchäftigte die unruhvolle Seele,
Ihm ſchien das Parlement jetzt eine Räuberhöhle;
Drum ſchwieg ſein feſtverſchloßner Mund.

Der muntre Hagedorn, der ihm zur Seite ſtund,
Nahm drauf das Wort, und that froh ſeinen Vorzug kund.
Beurtheilt, fieng er an, was ich für Mittel wählte,
Der Deutſchen finſtern Ernſt durch Anmuth aufzuheitern:
Ich mußte das Gebiet der rauhen Sprach' erweitern,

Die

Die kraftlos, wie ein Bach matt unterm Eiſe kämpft,
Der ſeiner Freyheit Lauf durch ſtrenge Feſſeln dämpft,
Rauh, unbiegſam und ſteif, von Laune ganz entblößt.
Naive Zärtlichkeit, die Sprache edler Herzen,
Des Umgangs feiner Ton, die Wendung, ſüß zu ſcherzen,
War unſern Deutſchen ziemlich unbekannt.
Voll Muth wagt' ichs, gab ihr ein ſchmeidiger Gewand,
Erzählte drollicht, ſtrafte kühn durch beißende Satyren
Im feinſten Dialog, den Witz und Anmuth zieren.
Der ernſte Deutſche hörte willig zu.
Ich ſprach, und plötzlich herrſchte ſtille Ruh.
Des Kenners Beyfall lohnte meine Schriften,
Die mir in Deutſchlands Flur ein ewig Denkmaal ſtiften.
Er ſchwieg. — und jedes Aug' hieng nun an **Gellerts** Augen;

Allein

Allein er ſchwieg. Man ſprach: Auf! **Gellert**, rühme dich!

„Was kann, ſo ſprach ſein Mund, mein eigen Urtheil taugen?

„Ich ſchrieb — der Kenner las — das niedre Volk verſchlang

„Von meiner Muſe jeglichen Geſang.

„Ich ſtarb — ſelbſt Fürſten klagten mich.

„Ich will den eitlen Ruhm des Vorrangs gern entbehren,

„Hab ich durch meine Schrift der Tugend nur genützt,

„Hab ich der Gottheit Recht durch meinen Kiel beſchützt:

„So mag man mich getroſt zum Unterſten erklären.

„Ich will" —

Ein plötzlich Licht umfloß mit hellem Schein
Die Dichter, und Mercur, geführet von Thalien,
Auf deren Wangen Reiz und himmliſch Leben blühen,
Trat, feyerlich im Gang, in ihren Chor hinein.

Der

Der Heroldsſtab erfüllte ſeine Rechte,
Und Flügel ſein leichtflatterndes Gewand.
Wißt, fieng er zornig an, wißt, eitler Lobſucht Knechte,
Mich hat der Dichter Gott, Apoll, zu euch geſandt.
Schon lange ſtreitet ihr um erſten Vorzugsrang,
Und wem durch neuen Witz das höchſte Lob gelang;
Wißt, daß Apoll, der große Gott der Dichter,
Sich ſelbſt, ſo wills ſein Ruhm, erklärt zu eurem Richter.
Durch mich wird euch ſein Ausſpruch überbracht;
Gebt auf Thaliens Wort und mein' Erklärung acht.
Nur **Gellert**, Er allein iſt unter euch der größte,
Und ſeine Schrift, durch innern Werth,
Die Tugend und Geſchmack verklärt,
So ſagt' Apoll, die beſte.
Ja, ſprach Thaliens ſüßer Mund,
Ihr Auge lächelte voll göttlichſüßer Ruh:

Ich mach euch den Beweis von dieſem Aus-
ſpruch kund;
Hört aufmerkſam den klaren Worten zu!
Aeſop, dich übertrift mein **Gellert** dadurch
weit,
Daß er, der Tugend treu, in vielen Schrif-
ten lehrte,
Die Fürſt, Geſchmack und Dichtkunſt ehrte.
Dir wuchs aus Wahrheit Haß, aus Haß
ein bittrer Streit,
Und dieſer Streit entriß dir früh dein Leben:
Doch **Gellert** wünſchte man Unſterblichkeit
zu geben,
Und weinte mild um ſeine frühe Gruft.
Du, Phädrus, geh Ihm nach; dich las
nur Rom und Kenner;
Doch **Gellerts** ſanftes Lied erklingt in
fremder Luft;
Von unſrer Pleiße Strom bis nach America
Klang nie ein Saitenſpiel von einem Bar-
den ſchöner.
Dir, Phädrus und Aeſop, gab, ſchlechter
Gegenſtand!
Der Durſt nach Ruhm die Feder in die
Hand;

Oft

Oft waren Haß und Rachſucht eure Triebe:
Doch **Gellert** ſchrieb aus edler Tugendliebe,
Sein Herz war ſein Beruf, und Frömmigkeit ſein Ziel.
Sieh, warum ſeine Schrift ſo allgemein gefiel.

Fontaine, prahle nicht mit deinen geilen Schriften;
Mein **Gellert** ſpielt ſo ſchön als du;
Doch ſtöhrt ſein ſchamhaft Lied nie blöder Unſchuld Ruh;
Nie muß der Geilheit Ton der Jugend Herz vergiften.
Rein, wie ein heitrer Bach, ſind ſeine Schriften,
Die ſeiner frommen Bruſt ein ewig Denkmaal ſtiften.
Dein ſchlüpfrich Lied zählt dich Priapen zu.
Richer, dein' Abſicht war zwar gut;
Allein, was hilft der Zweck, was hilft der groſſe Muth,
Wenn zur Vollführung Kräfte fehlen?
Dein Frankreich ſelbſt ſetzt dich Fontainen nach;

Wenn ich nun ihm das Vorzugsrecht abſprach:
So laß des Rangſtreits Luſt dich weiter nicht beſeelen.

Du, Richardſon, kannſt nicht um einen Vorzug ſtreiten,
Der dir kein Recht zu ſtreiten giebt.
Iſt deine Schrift in England gleich beliebt,
So ſieh nur **Gellerts** Ruhm ſich durch die Welt verbreiten;
Ihn lieſt der Franzen ſtolzer Geiſt,
Durch Häbers und Touſſaints Bemühen,
Das jedes Kenners Beyfall preiſt.
Selbſt Rußland will durch ihn ſich gute Bürger ziehen;
Drum kleidt Sumarokov ſein Lied auf Ruſſich ein,
Und Lodde führt ſein Spiel in Dänmarks Gränzen ein.
Dort, wo am heißen Po Italien ſich gründet,
Spricht **Gellerts** Werth aus ihres Landes Schrift,
Wie ſtolzer Cedern Höh den Eichbaum übertrift,

Wie

Wie in der hohen Luft des Adlers Flug verſchwindet,
So weit geht, Richardſon, dir **Gellerts** Ruhm auch vor.
Eröffne, ſtummer Gay, eröffne nun dein Ohr!
Zu ſchleppend iſt dein ſteifer Ton,
Gedrängt rauſcht da Sentenze auf Sentenze,
So drängen Blumen ſich im jugendlichen Lenze.
Oft ſchriebſt du nur dem Staat zum Hohn.
Zu unbekannt mit feinen Zärtlichkeiten,
Die Anmuth auf die Fabeln breiten,
War deine Schrift nur wilden Satyrn lieb,
Wenn **Gellerts** lachend Lied für jeden Leſer ſchrieb.
Du muntrer Hagedorn, du biſt viel zu beſcheiden;

Kaum aufgeblüht riß dich der ſtrenge Tod
ſchon hin,
Um Vorzugsrang mit **Gellerten** zu ſtrei-
ten.
Du kennſt ſein frommes Lied, du kennſt
den frommen Sinn.
Zwar iſt in Deutſchlands Flur dein Anſehn
billig groß;
Doch, da der Gottheit Huld auf **Gellert**
ſich ergoß,
Ward er erſehn, der halben Welt zu nützen,
Und jedes Land wünſcht ſich, ihn zu beſitzen.
Mit gröſſerm Glück verſehn, bracht' Er,
der Deutſchen Ehre,
Die Sprache, die dein Muth zu beſſern
unternahm,
Zur höchſten Lieblichkeit, Geſchmack in Dich-
ter Chöre;
Ward armer Unſchuld Freund, und kühner
Laſter Gram.

Em-

Empfang von meiner Hand der erſten Dichter Krone,
Im Tempel des Geſchmacks ſetz dich zu meinem Throne,
Sey künftger Zeiten Dichter:
Dein' Einſicht bürget mir ein unbeſcholtner Richter.
So ſprach ſie, und verſchwand; mit ihr verſchwand Mercur.

Tod, kann dich kein Verdienſt, kann dich kein Lorbeer rühren?
Warum entreißt du uns den Menſchenfreund, den Chriſt?
„Als Seraph ſoll er nun der Engel Chöre zieren,
„Für den aus edlem Schmerz Europens Thräne fließt.
„Schon längſt, ſo ſprach ſein Gott, kannt' ich ſein gutes Herz.

„Genug haſt du der Welt durch dein Verdienſt genützet,
„Genug dein Land beglückt, die Tugend gnug beſchützet;
„Jetzt ſoll an meinem Thron dich ewge Luſt erfreun;
„Stimm dein Hallelujah in Seraphs Chöre ein,
„Geh, Tod, mein Knecht, drück ihm die ſanften Augen zu! — —
Gott ſprachs — der Himmel jauchzt, die Erde weint:
Die über den Verluſt; der über ſeinen Freund.

Kleinere Gedichte.

Ueber

Gellerts Tod.

Ihr Klagelieder, tönt; fließt, mitleidsvolle Zähren!
Mir iſt allein mein Harm zu ſchwer:
Denn **Gellerts** Geiſt entfloh zu höhern Sphären;
Der Liebling Deutſchlands iſt nicht mehr.

Welch Chor von Tugenden ſahn wir mit Ihm verſchwinden!
Wen wird in langer Jahre Reih
Die **Frömmigkeit**, die **Wahrheitsliebe** finden,
Der unſer **zweyter Gellert** ſey?

Dir, o **Germanien**! iſt deine Zierd' entriſſen;
Du wirſt Ihn in der edlen Zahl
Der Dichter und der Weiſen oft vermiſſen;
Er ſang vor dir zum letztenmal! —

Er

Er ſang zum letztenmal auf dieſem Er-
denkreiſe;
Denn weit erhabner tönet dort,
Wohin Er floh, zu des Allmächt'gen Preiſe
Sein Lied durch Ewigkeiten fort.

Ihn klagt man im Palaſt; Ihn klagt
man unter Hütten:
Die Tugend liebte Seinen Scherz.
Den Menſchenfreund, den Lehrer frommer
Sitten
Betrauret jedes weiche Herz.

Der ehrfurchtwerthe Greis, der Jüng-
ling und die Schöne,
Von Ihm bezaubert, klagen Ihn;
Und Enkeln wird noch manche ſtille Thräne,
Die Sein Gedächtniß ehrt, entfliehn.

W. F. H. Reinwald.

Der

Der Hof,
die Stadt,
der Schatten des Dichters.

Ein Weiſer, der ſich Lob bey ſeinem Volk erwarb,
Daß Ihn der ganze Hof ſo wie die Stadt verehrte;
Und ihn mit gleichem Beyfall hörte,
Der ſtarb.

Sein Auftritt war vorbey — es fiel der Vorhang nieder —
Gleich ſchwiegen Harmonie und Melodie und Lieder;
Und ſahen mitleidsvoll dem flüchtgen Schatten nach,
Der von der Bühne gieng, und noch im Gehen ſprach.

Der Hof empfand, was Edelmuth empfindet,
Die ſich mit dem Verdienſt, auch ohne Stand, verbindet;

Und

Und gab der Stadt mit allem Fleiß
Von seiner Menschlichkeit den sichersten Beweis.
So kann Verdienst, sprach man, dem Vaterlande nützen!
Doch könnt' es vor dem Tod den Tugendfreund beschützen:
Der Dichter lebte noch, den alle Welt beklagt,
Ihm Pflicht und Ehrfurcht weiht, nach seinem Ende fragt.

Hier fiel der Schatten ein: Mein Abschied war genommen;
Ich wollt' in diese Welt mit Fleiß nie wiederkommen:
Zwar hab ich den Geschmack in Deutschland vorgebracht,
Ihn ohne Vortheilsucht in Fabeln kund gemacht.
Ich lehrt' ihn, frey von Zwang, in anmuthsvollen Bildern,
Rein, gleich dem Sonnenlicht, die schönste Wahrheit schildern;
Begriffe mahlt' ich aus, ich zeichnete sie klar,

Daß

Daß jeder ſchön, naif, leicht und begreiflich war.
Was bleibt mir für ein Ruhm, den ich mir hier erworben?
Der Hof ſpricht mit der Stadt: der Dichter ſey geſtorben!
Geſtorben? Nein! es ſtirbt kein Dichter nicht,
Von deſſen Schriften man in allen Ländern ſpricht;
Doch ſpräche man von mir, ich wäre abgeſchieden,
Dieß nähm' ich willig an, und wäre wohl zufrieden.
Denkt, Freunde, wie ihr wollt; doch glaubt mir auf mein Wort:
Mein Tod gleicht keinem Tod, ich lebe bey euch fort. —
Ihr glaubt es nicht? Ich will euch überzeugen;
Man wird von meinem Tode ſchweigen.

Mein Körper war es nicht, durch den ich euch gefiel;
Mehr wars der feine Geiſt mit ſeinem Saitenſpiel,

Der

Der durch der Töne Klang Bruſt, Herz und Ohr entzückte,
Daß alles **Gellert!** ſchrie, ſo bald es mich erblickte;
Drum wars mein Geiſt, der euch gerührt,
Der mir das Lob erwarb, das mir noch itzt gebührt;
Der an der Pleiße Strand, ernährt vom Witz der Alten,
Die wir aus Griechenland und Rom für Muſter halten,
Dem künftgen Enkel ſang. Habt ihr ihn je geſehn?
Sang er deswegen wohl euch minder reizend ſchön?
Von ihm wars ausgemacht, daß er im Körper lebte,
Durch neuer Schriften Witz nach Ewigkeiten ſtrebte.
Nun gut! hier iſt mein Geiſt! ſeht meine Schriften an!
Iſt man da todt, wenn man noch ſingen kann?
Läßt ſich in Sachſens Dichterchören
Itzt weniger mein Geiſt nach ſeinem Abſchied hören?

Wer

Wer nur Geſchmack, Verdienſt und Witz und Dichtkunſt liebt,
Von dem bin ich gewiß, daß er mir Beyfall giebt.
Noch geh ich mit euch um, euch lehr' ich Fabeln dichten;
Und wär' ich, Freunde, todt, wie könnt' ich unterrichten?
Die Schriften ſind mein Geiſt, die überlaß ich euch,
Die ſehen mir noch immer gleich.

Des Dichters Schatten floh — nun hat er überzeuget,
Daß **Gellert** lebt und ſingt, und nicht im Tode ſchweiget.
Es ſtimmten Hof und Stadt mit in die Fabel ein:
Es muß des Dichters Geiſt hier noch am Leben ſeyn.

Verzeihe, Gellert, mir, wenn ich es
nicht betrachte,
Und Deinen frühen Tod zu einer Fabel
machte.
Es folgten Dir betrübt die Fabeln bis ans
Grab;
Wars Wunder, wenn Dein Tod mir Stoff
zur Fabel gab.

J. C. Steiger.

Ode.

Ode.

Es hängt die Laute verwaist, sie rührt kein glücklicher Dichter
So glücklich, als sie sonst **Gellert** gerührt.
Es klangen Töne von ihr, die Deutschland sonst niemals gehöret,
Wo Witz und feiner Geschmack noch nicht galt.

Nicht war ikarischer Flug, Geräusch hochtrabender Worte
Der silbernen Saiten betäubender Ton;
Sie sang, was Göttern gefiel, nicht stolz auf hohen Cothurnen,
In Worten, die uns das Alterthum leiht.

Sie war in Deutschland gestimmt — Paris und London erstaunten,
Daß sie den Völkern Europens gefiel;
Apollo stimmte sie selbst, Europa hörte sie schlagen,
Ruft ihr frohlockenden Beyfall auch zu.

Der Deutschen Sprache gewann in Worten,
die man schon kannte,
Doch neu harmonisch in Anmuth gesetzt.
Es stand das Weltall erstaunt, wenn Gellerts laute sich regte,
Und edlern fühlbarern Seelen vorsang.

Es war der Sterblichen Herz durch simple
Unschuld gerühret;
Ihr horchten Bauern und Könige zu;
Itzt klaget die Tugend betrübt: Wer wird
die Jünglinge lehren
Und bilden, wie sie der Dichter gebildt!

Wo singt die schöpfrische Kraft in neu melodischen Tönen;
In Tönen, wie sie der Dichter einst sang?
Und wer ersetzt den Verlust, erhält Germaniens Ehre,
Singt fort, was mächtigern Völkern gefällt?

J. C. S.

Ode.

Ode.

Und wie! ein Gellert ſtirbt? — o! fließe,
Mitleidszähre!
Sein Tod iſt ein Verluſt der Welt.
Der Sachſen wahrer Stolz, und Deutſchlands Ruhm und Ehre,
Der Zeiten Wunder liegt entſtellt.

Der Thron, die Hütte zollt Ihm unbeſcholtne Liebe;
Ein Gellert war ſie werth: und der
Hat bleyernes Gefühl, der unempfindlich bliebe,
Indem es heißt: Er iſt nicht mehr!

Es dachten Völker Ihn, und fühlten höhre Triebe,
Das, was Er ſchrieb, war ihre Wahl.

Er war ein Menſchenfreund, ſo ſchön, ſ
ſanft, wie Liebe;
Ein ſchöner Geiſt; Sein Herz Moral.

Die Andacht wählt Sein Lied in trübe
Finſterniſſen;
Sie ſingt, ſie fühlt; es weicht der Schmer
Die Ruhe kömmt zurück, und alle Liebe
gießen
Empfindung in des Chriſten Herz.

Ein Polyhiſtor mag viel Folianten ſchre
ben,
Und einſt? — Die Nachwelt kennt ihn nich
Mein **Gellert** ſchrieb fürs Herz, Er wir
in Segen bleiben:
Ihn ehren iſt der Nachwelt Pflicht.

Bey Seinem Grabe klagt der Edl
Ihm zum Ruhme;
Dieß iſt Sein Epitaphium.

Ihr Schönen, ziert das Haupt mit einer
weiſen Blume,
Ihn zu betrauren, euch zum Ruhm.

Ihm gleich wird einſt mein Leib ins Grab
hinabgeriſſen,
Dann wird mein Geiſt Ihn glücklich ſehn.
Dann will ich zu Ihm fliehn, den ſchönen
Dichter küſſen,
Und mein Gefühl ſoll Er erhöhn.

G. H.

Betrachtung
bey dem
Andenken des ſeligen Gellerts.

Erhabne Tugenden zu ehren,
Sie noch den ſpäten Enkeln lehren,
Iſt edler Seelen Schuldigkeit;
Ja, großen Geiſtern in Geſchichten
Ein ewig Denkmaal aufzurichten,
Zeugt ſelbſt von innrer Dankbarkeit.

Zu unſrer Zeiten wahrer Ehre
Vereinen ſich der Dichter Chöre,
Und ſingen, **Gellert**, Deinen Ruhm.
Die kleinen Stümper, und auch Meiſter,
Die ſchönen und die niedern Geiſter
Baun alle Dir ein Heiligthum.

Dich

Dich preißt das Alter und die Jugend,
Weil Deine Redlichkeit und Tugend
Sie ſelbſt zu ihren Pflichten ruft.
Noch lange wird Dein frommes Leben
Der Nachwelt Reiz und Beyſpiel geben,
Sie ehre ſpät noch Deine Gruft. —

Doch iſt vielleicht dem Vaterlande
Dein würdigs Lob nicht eine Schande?
Rühmt man Dich nicht vielleicht zu ſehr?
Iſt auch Dein Ruhm der Sachſen Ehre?
Iſts wahr, was ich ſo oft jetzt höre:
Er ſtirbt — Kein **Gellert** iſt nicht mehr?

An Gellert.

Du stirbst! wie nenn ich Dich, den Engel seyernd nennen;
Dich, den mein fühlend Herz verehrt?
Gott und des Menschen Werth zu kennen,
Dieß, dieß hat mich Dein Lied gelehrt.
Dir dank ichs, Würdigster, daß ich die Tugend liebe;
Dir dank ichs, daß ich glücklich bin:
Bald seh ich Dich, dann fühl ich höhre Triebe,
Dann fühl ich, daß ich selig bin.

R.

Auf

Gellerts Tod.

Ihn klaget die Religion,
Ihn, ihren Herold, ihren Sohn;
Das Chor der Wissenschaften trauert,
Mit ihnen weint der Musen Schaar,
Daß **Gellerts** Ruhm nur ewig dauert,
Und Er nicht selbst unsterblich war. —
Schmückt mit einer weisen Blume
Unsers frommen **Gellerts** Grab,
Den der Menschlichkeit zum Ruhme
Gütig uns der Himmel gab.
Klagt Ihn, Mädchen, Jüngling, klage,
Der an Seinen Lippen hieng,
Daß Er in dem Herbst der Tage
Schon des Himmels Lohn empfieng.

M. L.

Gellerts Größe im Sterben.

Es war zwar Gellert groß in allen Seinen Werken;
Doch ließ Er sterbend erst die wahre Größe merken,
So ständhaft und so groß war Er — dem Tode nah,
Daß selbst der Seraph staunt', als er Ihn sterben sah.

F. G. Freitag.

Gellerts Lieder.

Eine Parodie *, von F. G. Freitag.

Des Himmels auserwählten Chören
Ließ Assaph Gellerts Lieder hören,
Und jeder Engel war ganz Ohr.
„Ihr schmeichelt meinem treuen Sohne!
Sprach Jehovah von seinem Throne,
„Ihm sagt' ich, was er sang, erst vor."

* S. den Almanach der deutschen Musen, aufs Jahr 1770. S. 237.

Auf

Auf
die unbedächtige Vergleichung
des ſel. Herrn Profeſſor Gellerts
mit dem
Herrn von Voltaire.

Wie ſchändlich wird Dein Ruhm, o Gellert! nicht entweiht,
Wenn unbedachter Witz Dir ſchmeichelnd Weihrauch ſtreut:
Es wird dem Arouet Dich niemand ähnlich finden,
Als der den Belial mit Chriſto kann verbinden.

F. G. Freitag.

Gedanken
eines niederſächſiſchen Verehrers
des verewigten Gellerts.

Daß ich von Gellerts Ruhm ein dankbar Echo ſey,
Reizt, als ein Grund der Pflicht, mich billig mancherley;
Jedoch vorzüglich auch, daß man kann deutlich leſen:
Er ſey ein Chriſtian, ein Fürchtegott geweſen.

Der Dichter wollte ſich die Ewigkeit erwerben;
Doch da die ſchönſte Blum' im Alter wieder ſtirbt:
So dacht' er, du mußt eher ſterben,
Eh dich die Zeit verdirbt.

J. C. Steiger.

Wenn

* * *

Wenn Menſchen uns mit allen Würden
Nur gröſsre Sorg und Müh aufbürden,
Dann, Freunde, iſt von unſrer Zeit
Ein Schritt bis auf die Ewigkeit.

Dir, **Gellert**, ſollt' ein jeder gleichen,
An Feinheit Deinen Witz erreichen;
Die Ehre gab Dir keine Ruh;
Dir lieſen Arm' und Reiche zu.

Dann ſprach Gott: Es wird **Gellert** ſterben,
Er ſoll die Seligkeit ererben;
Mit Menſchen theil ich keinen Ruhm;
Komm, Dichter, in mein Heiligthum!

J. C. Steiger.

* * *

Brauchst Du zu Deinem Ruhm ein ewges Monument,
Wobey der Enkel steht und Deine Schriften nennt?
O nein! die Ehrfurcht will im güldnen Marmor lesen:
Sie sey für Dein Verdienst undankbar nie gewesen.

J. C. Steiger.

Auf
Gellerts sehr erbauliches Ende.

Wir wünschen uns, wir Söhne dieser Erde,
Daß unser Ende auch so herrlich werde,
Wie Gellerts war. Daß wir bey Engel-Chören
Ihn singen hören.

H. in Görlitz.

Ende des zweyten Stücks.

Chriſtian Fürchtegott Gellerts

Briefe,

nebſt einigen damit verwandten Briefen ſeiner Freunde;

nach ſeinem Tode herausgegeben

von

Johann Adolph Schlegeln

und

Gottlieb Leberecht Heyern.

Mit allergn. Röm. Kaiſ. und Churfl. Sächſ. Privilegiis.

Leipzig,

bey Weidmanns Erben und Reich. 1774.

BIBLA
UNIVERS.
LIPS.

Vorbericht.

Theils aus Originalen, die uns verſchiedene Freunde und Correſpondenten des ſeligen **Gellerts** mit einer Güte aushändigten, für die wir ihnen öffentlich danken müſſen; theils aus vorhandnen Abſchriften, in denen unſer Freund ſelbſt noch, auf den

Fall, wenn man ſie nach ſeinem Tode für druckbar achten ſollte, kleine Aenderungen, Auslaſſungen, Abkürzungen und dergleichen vorgenommen hatte; übergeben wir hier dem Publico die letzte ſeiner uns überlaßnen Schriften, eine Sammlung von ſeinen Briefen nebſt einigen damit verwandten Briefen ſeiner Freunde, die ihren Verfaſſern nicht weniger als Gellerten zur Ehre gereichen. Sowohl der Mangel an gedruckten, guten, vertrauten und freundſchaftlichen Originalbriefen unter den Deutſchen, als der Werth und die Gemeinnützigkeit der gegenwärtigen haben uns zu ihrer Bekanntmachung bewogen, die unſer ſeliger Freund in

ſeinem

ſeinem Auftrage an uns zwar nicht ausdrücklich **verordnet**, (ſo wenig als er jemals Briefe eigentlich für den Druck geſchrieben,) aber doch unter der Bedingung, wenn wir einige der Welt nützliche unter ſeinen Briefen finden ſollten, erlaubt hat.

Wir wiſſen wohl, daß man mit der **erſten Sammlung ſeiner Briefe** nicht durchgehends zufrieden geweſen iſt. **Gellert** ſelbſt war es nicht, und würde, wie wir aus ſeinen Briefen an uns beweiſen könnten, den Mängeln derſelben bey der letzten Ausgabe ſeiner Schriften abzuhelfen ge-

ſucht haben, wenn es ihm ſeine kränklichen Umſtände verſtattet hätten. Allein wir hoffen, und glauben Grund dazu zu haben, daß dieſe zweyte Sammlung unſerm ſeligen Freunde wegen der Mängel ſeiner erſten bey jedem billigen Gemüthe Verzeihung erwerben werde. Und wenn auch die Briefe der letztern nicht durchgängig von gleicher Güte ſeyn ſollten: ſo wird doch gewiß die ganze Sammlung Werth genug haben, **Gellerts** Ehre auch von dieſer Seite bey den Freunden des guten Geſchmacks in Sicherheit zu ſetzen, ſo wie ſie ihn ſelbſt, den Freunden der Religion und Tugend, noch ehrwürdiger machen wird. Denn die gegenwärtigen

Briefe

Briefe haben, über das Verdienſt der Schreibart und des Innhalts, auch noch dieſes, daß ſie den liebenswürdigen Charakter ihres Verfaſſers, ſo wie die Unpartheylichkeit ſeines würdigen Biographen, beſtätigen, und ſeiner Lebensbeſchreibung bald zur Erläuterung und Ergänzung, bald zum Beweiſe dienen. Und auch dieß war eine von den Abſichten, die wir ſowohl überhaupt bey der Bekanntmachung dieſer Briefe, als beſonders bey der Wahl verſchiedener derſelben hatten. Ueberall wird man darinnen den wahren Freund Gottes und der Menſchen, den uns Cramer in ihm darſtellte, in mannichfaltigen Verhältniſſen

und

und Umſtänden ſeines Lebens reden, und nicht ohne Vergnügen und Nutzen, ja wir können mehr ſagen, oft nicht ohne Erbauung reden hören. Hannover, am 4. Jul. Wolkau, am 26. Jul. 1774.

Johann Adolph Schlegel.
Gottlieb Leberecht Heyer.

I. Meine

I.

Meine liebe Freundinn,

Warum ſagt mich doch die Welt ſo oft todt? Bin ich wichtig genug, daß ſie etwas gewinnen ſollte, wenn ich ſtürbe? Große Herren ſterben in den öffentlichen Nachrichten immer etlichemal, aber warum ſoll ich dieſe Ehre haben? Ich bekomme ſehr oft Briefe von meinen auswärtigen Correſpondenten, in welchen ſie mir die ungegründete Furcht melden, worein ſie durch eine falſche Nachricht von meinem Tode wären geſetzt worden. In einem gewiſſen Verſtande mögen dieſe Nachrichten auch wohl wahr ſeyn. Wenigſtens haben tauſend Dinge, welche die Lebendigen vergnügen, für mich keinen Reiz und keine Kraft mehr, ſo wie ich zu vielen Dingen, welche für die Lebenden gehören, weder Luſt noch Vermögen habe. Traurige Scene meines Lebens, die ich mir vor drey oder vier Jahren, als die unglaublichſte würde vorgeſtellet haben! Aber ſo wenig kennen wir uns ſelbſt und unſer Schickſal. Nichts ſchmerzet mich mehr, als wenn ich bedenke, daß ich auf dieſe Weiſe faſt alle die Eigenſchaften verliere, wo-

durch ich die Liebe meiner Freunde erworben, und Andern zu dienen gesucht habe. So wenig ich endlich abergläubisch bin, so denke ich doch nicht zu irren, wenn ich die öftern Nachrichten von meinem Tode als Erinnerungen ansehe, die mir nöthig sind, weil ich mir sie vielleicht selbst nicht ernstlich genug mache. Wie Ihnen kann ich so reden, meine Freundinn. Sie wissen, wie gern wir die Augen von diesem letzten Auftritte unsers Lebens abwenden. Möchte mich doch Gott so glücklich werden lassen, daß ich über die Furcht des Todes erhaben, ihn mehr mit Freuden als mit Zittern mir täglich vorstellen könnte! Ich bin ꝛc.

1753. G.

II.

An den Herrn Professor S**.

Liebster Freund,

Ich habe mich des traurigen Privilegii, stumm zu seyn, nur gar zu lange gegen Sie bedienet, und ich will mir das Jahr nicht unter dem Vorwurfe verstreichen lassen, daß ich einem meiner schätzbarsten Freunde die Antwort schuldig geblieben bin, die Antwort auf einen Brief, der von nichts als Freuden voll ist, die man mir in B** zubereitet hatte, und die ich hätte genießen können, wenn ich die Kunst verstünde, weniger hypochondrisch

deiſch zu ſeyn und dem Aengſtlichen eines Bades die Anmuth eines Landhauſes, mitten in einer Reſidenz, vorzuziehen. Aber ſo will es mein Schickſal: ich beziehe die Bäder, ringe nach Geſundheit und verſeufze die Zeit, die ich in den Armen der rechtſchaffenſten Freunde ſüß verweinen könnte. Es iſt wahr, ich bin nach dem Carlsbade weniger beängſtiget geweſen, als nach dem Lauchſtädter; allein die Ruhe, die Heiterkeit, die ich ſuche, habe ich auch da nicht gefunden. Indeſſen harre ich, und ſammle den Reſt meiner Kräfte, diejenige Geduld auszuüben, die nicht allein itzt meine vornehmſte Pflicht, ſondern auch meine einzige Arzney iſt. Erreiche ich dieſen Winter nur einige von den Stufen der Munterkeit, von denen ich zurück gefallen bin: ſo beantworte ich alle Ihre freundſchaftlichen Einladungen, Ihre Liebe und das Mitleiden Ihrer Wilhelmine künftigen Frühling perſönlich. Gebe es doch Gott, daß ich dieſe Freude noch ſchmecken mag! Ihren K** habe ich nicht geſehen, ich bin vermuthlich verreiſet geweſen. Aber warum habe ich nun auch dieß Glück nicht genießen ſollen, mir einen Mann zum Freunde zu machen, der Ihr beſter Freund iſt? Wo ich hinſehe, entzieht mir die Hypochondrie den rechtmäſſigen Antheil an dem geſelligen Leben. Würde ich verreiſet geweſen ſeyn, wenn ichs nicht gethan hätte, um nicht krank zu ſeyn? Aber ich wollte ja nicht murren? Nein, ich will es auch nicht thun. Tauſend wackre Leute, die unendlich mehr Verdienſte haben als ich, ſind eben nicht glücklicher,

und werden vielleicht weniger bedauert, als ich. Leben Sie wohl, liebster S**, und tragen Sie ferner durch Ihre Liebe einen Theil meiner Last. Ich küsse Sie und Ihre liebe, gute, fromme Wilhelmine. Es müsse Ihnen nicht nur in dem künftigen Jahre, es müsse Ihnen zeitlebens so wohl gehn, als ich und tausend Andre Ihnen wünschen, und als Sie Beide vor so vielen Andern verdienen. Ich bin zeitlebens der Ihrige,

1753. G.

III.

An den Herrn Professor Gellert.

Verehrungswürdiger Freund,

Ich habe Leipzig verlassen müssen, ohne Sie zu sehn; ohne von Ihnen Abschied nehmen zu können; ohne Ihnen bey unsern letzten Umarmungen wenigstens durch Thränen sagen zu können, wie sehr ich Sie liebe. Ich bin von Ihnen getrennt, und soll die großen Vorzüge Ihres Geistes, und die noch größern Vorzüge Ihres Herzens künftig nur aus der Ferne verehren. O wenn ich Ihnen schreiben könnte, wie empfindlich mir dieses alles fällt! wie sehr ich Sie hochschätze. —

Ich bin auf dem Lande bey meinen Aeltern, und wenn ich an den Plan vom Landleben denke, den wir einmal zusammen machten, so seufze ich so

sehr,

ſehr, daß man mir Schuld giebt, ich hätte eine Geliebte in Leipzig zurückgelaſſen. Aber alsdann fange ich an von Ihnen zu reden, und da bin ich ſo unerſchöpflich, daß ſogar die Bedienten, die bey der Tafel aufwarten, untereinander ſprechen, ſie möchten doch den Mann gern kennen, von dem der junge Herr ſo viel ſage, und bey deſſen Erinnerung ihm immer die Thränen in die Augen kämen.

Ich bin zeither durch Reiſen nach Anſpach ſo zerſtreuet worden, daß ich kaum Zeit zum Denken gehabt; ſonſt hätte ich Ihnen ſchon eher geſchrieben. Keine gereimte Zeile, ſeit ich Leipzig verlaſſen.

Es hängt die früh begriffne Leyer
An ſchwachen Aeſten blaſſer Cypreſſen.
Benetzt von ſtillen zärtlichen Thränen
Ertönen die ſchlummernden Saiten nicht mehr.

Ich ſchicke Ihnen meinen Scipio und einige andre Kleinigkeiten. Vertreten Sie auch noch entfernt das Amt meines Lehrers, und ſagen Sie mir die Fehler dieſer Stücke, wenn ſie nicht zu viel Fehler haben, als daß ſie ſich verbeſſern ließen. Auf dieſen Fall aber ſchicken Sie mir ſie wieder, und ich verſpreche Ihnen, ſie augenblicklich zu verbrennen. Ich ſetze noch immer mein Vertrauen auf Sie, und hoffe, Sie ſollen mich nicht ganz vergeſſen. Vielleicht verdiene ich Ihre Freundſchaft ſonſt durch keine gute Eigenſchaft; aber mein Herz iſt ſo voll von Zärtlichkeit und Dankbarkeit gegen Sie, daß ich doch dadurch einen Platz in Ihrem Andenken verdiene.

Empfehlen Sie mich dem Herrn Grafen von Brühl, Ihrem Herrn Bruder und dem schalkhafteſten und liebenswürdigſten aller Steuerreviſor. Ich weis, daß Sie nicht gern Briefe ſchreiben, und ich will nicht ſo unbeſcheiden ſeyn, auf fleißige Antworten zu dringen. Erlauben Sie mir nur bisweilen, Ihnen zu ſchreiben. Leben Sie wohl. Ich bin zeitlebens

Ihr

Hohentrüdingen den 16. Jun. 1753.

aufrichtigſter Freund und Verehrer von Cronegk.

IV.

Lieber böſer Baron,

Wie lange iſt es wohl, daß Sie nicht an mich geſchrieben haben? Und wie haben Sie es doch über Ihr zärtliches, freundſchaftliches, poetiſches Herz bringen können, mir nicht zu antworten? Denn ich habe Ihnen ja durch Herrn W** geſchrieben. — — Nun das will ich Ihnen ſagen. Ich bin Hofrath, und muß Acten leſen. — — Recht gut! Und ich muß Collegia leſen, und ſchreibe dennoch an meine Freunde. — — Ich bin ein Autor, ein Tragödienſchreiber. — — Viel Ehre! Aber wo ſind denn die Trauerſpiele, mein Herr Tragödienſchreiber? Haben Sie denn alſo nicht wenigſtens Ihren Kodrus ausgebeſſert? — —

Noch

Noch nicht! — Und warum denn noch nicht? — — Ich bin auch ein wöchentlicher Schriftſteller, und muß mit jeder Woche Weisheit für mein Vaterland niederſchreiben. Sie wiſſen es ja, ich ſchreibe den Freund. — — Das weis ich, und eben darum kann ich nicht begreifen, wie ein Autor, der die Pflichten der Freundſchaft beſtimmet und beſingt, eben dieſe Pflichten vergeſſen und unterlaſſen kann. — Ich beſinge ſie, daß Andre ſie ausüben ſollen. Wer kann alles thun? Ich bin ja noch mehr, als Hofrath, Tragödienſchreiber, Journaliſt. — — Und was denn noch mehr? Nur frey mit der Sprache heraus. Ich darf und muß alles wiſſen. — — Ich ſchäme mich, lieber Gellert. Dennoch will ichs Ihnen ſagen. Ich bin auch ein Schäfer, ein Geliebter, und muß oft an meine Schöne ſchreiben, und ſchreibe noch lange nicht ſo oft, als ich wünſche, und als ich ſoll. — — Aber wer iſt denn die glückliche Schöne, die Sie gefeſſelt hat? Doch ich will es nicht wiſſen. Schreiben Sie alle Tage an ſie. Machen Sie Trauerſpiele, Luſtſpiele, Lieder und Compoſitionen, Sinngedichte, Wochenblätter, alles was Sie wollen. Ich bin es ſehr wohl zufrieden. Ich will ſie leſen, loben, tadeln, das iſt meine Schuldigkeit. Aber an Sie ſchreiben? Wenn Sie meine Briefe verlangten, würden Sie mir ja antworten. Ich war doch ſonſt

Ihr beſter Freund

1756. Gellert.

V.

Liebſter Gellert,

Ihr Brief, in dem Sie mir wegen meines langen Stillſchweigens einen Verweis geben, hat mir ſo viel Freude gemacht, daß ich es faſt nicht bereuen kann, daß ich einen Verweis verdient habe. Ein ſo freundſchaftlicher Verweis iſt in der Freundſchaft ſo angenehm, als in der Liebe ein Schlag mit dem Fächer. Aber machen Sie es ja auch, wie ein Mädchen, das ſeinen Geliebten mit dem Fächer ſchlägt. Werden Sie gleich wieder gut. Ernſthaft zu reden, liebſter Gellert, habe ich Unrecht, und mein langes Stillſchweigen iſt nicht zu entſchuldigen. Aber von wem kann ich eher Vergebung hoffen, als von meinem beſten Freunde, von meinem Lehrer, von meinem liebſten Gellert? Daß ich auch auf Ihren letzten Brief ſo lange nicht geantwortet, daran iſt die Nachricht ſchuld, die ich von Ihrer Reiſe nach Braunſchweig erhalten habe. Ich habe mich recht oft hingeſehnet. Aber was helfen Wünſche? Im Geiſte war ich gegenwärtig. Lebt denn auch Gärtner, leben Giſeke und Ebert recht vergnügt? Mein Paſſionsoratorium hätte ich Ihnen, ſo ſchlecht es iſt, längſt geſchickt, wenn nicht meine Hand ſo ſchwer zu leſen wäre. Ich habe es abſchreiben laſſen. Herr Weiße wird es Ihnen überliefern. — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — —

Sie

Sie werden auch drey geiſtliche Lieder mit dieſem Briefe erhalten. Ich habe es gewagt, Sie nachzuahmen, und erſt durch die Nachahmung empfunden, daß Sie unnachahmbar ſind. Doch ich dachte, ein Schüler dürfe unter ſeinem Lehrer bleiben, und ich hielt es gewiſſermaßen für eine Pflicht, auch der Religion zu Ehren zu ſingen.

Mein Kodrus iſt noch nicht fertig, das haben Sie in Ihrem Briefe errathen. Daß ich ein Schäfer war, haben Sie in ſo weit auch errathen; denn gerade an dem Tage, an dem ich Ihren Brief bekam, ſtellte ich den Damöt in Ihrer Sylvia vor. Aber mich für verliebt zu halten, weil ich im Schreiben nachläßig bin? Da haben Sie in der That einen falſchen Schluß gemacht.

Wenn ich doch nur bald wieder ſo glücklich wäre, Sie zu ſehen! Vielleicht geſchieht es auf künftige Michaelmeſſe; vielleicht auf Oſtern im künftigen Jahre. Ich kann nichts beſtimmen. Ich bin auf doppelte Weiſe ein Sklav; als ein Juriſt und als ein Hofmann. Behalten Sie mich in der Entfernung lieb. Dieſen Sommer, ja dieſen Sommer will ich Ihnen recht fleißig ſchreiben. Ich habe mein kleines Tibur zum ordentlichen Wohnhauſe eingerichtet. Da will ich im Sommer reſidiren und Trauerſpiele ſchreiben, die beſſer ſeyn ſollen, als Kodrus, wenn es anders nicht beym bloßen Vorſatze bleibt; denn ich habe ihn ſchon oft gehabt, und niemals ausgeführet. Und wenn ich auch keine Trauerſpiele ſchreibe, ſo will ich doch meinen Freunden fleißig ſchreiben. Sie

werden müde werden, meinen langen Brief zu lesen. Leben Sie recht wohl. Ich werde allezeit stolz, wenn ich einen Brief an Sie schließe. Der Titel eines Freundes ist eine Schmeicheley, die ich mir selber mache. Man kann mir keinen Titel geben, der größer wäre. Ich umarme Sie tausendmal in Gedanken, und bin

Anspach den 28. Apr. 1756.

Ihr Verehrer, Ihr Freund

Cronegk.

VI.

Liebster Gellert,

Schreiben Sie die lange Verzögerung meiner Antwort auf Ihren liebenswürdigen Brief dießmal keiner Nachläßigkeit zu. Ihr armer Cronegk hat in der That eine geraume Zeit her viel ausgestanden. Eine Mutter, der ich meine Auferziehung, meine Art zu denken, kurz, der ich alles, was vielleicht Gutes in mir ist, mein Herz zu verdanken hatte; diese Mutter habe ich verloren. Mein bejahrter Vater und sein ganzes Hauswesen ist nunmehr meiner Sorge anvertraut, die Geschäffte meines Berufs nehmen täglich zu, und doch sind die schönen Wissenschaften noch der Trost meines Lebens. Wenn ich einen heitern Augenblick genießen kann, so wende ich ihn an, um an einem Trauerspiele zu arbeiten, wovon ich Ihnen

nen nächſtens den erſten Aufzug ſchicken will. Meinen verbeſſerten Kodrus ſollen Sie auch nächſtens bekommen. Nur Ihnen darf ich es geſtehen, daß ich die Schwachheit begangen habe, ihn nach Berlin an die Verfaſſer der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften zu ſchicken. Den Preiß zu erhalten, iſt weder meine Hoffnung noch meine Abſicht. Sollte es ſeyn, ſo wird man in dem Zeddel, auf dem der Name des Verfaſſers ſtehen ſollte, eine Bitte finden, die zum Preiße beſtimmte Summe ſonſt auf eine den Wiſſenſchaften zuträgliche Art anzuwenden. Sagen Sie aber Niemanden etwas davon.

Ihre Lieder ſind gedruckt, dieß habe ich aus den Zeitungen geſehen. Morgen hoffe ich ſie aus Nürnberg zu erhalten, und ich freue mich zum voraus darauf. Fahren Sie fort, liebſter Freund. Deutſchland wäre Ihrer nicht werth, wenn es nicht, auch nach ganzen Jahrhunderten, einen ſeiner liebenswürdigſten Schriftſteller verehrte. Wie viel Gutes werden Sie nicht ſtiften, auch bey unſern Nachkommen! Zu wie vielen wahren, redlichen Empfindungen der Religion werden Sie Anlaß geben! Wie ſtolz bin ich nicht darauf, daß es mir erlaubt iſt, mich Ihren Schüler, Ihren Freund zu nennen! Ich verlange es nicht, ich darf es nicht hoffen, der Nachwelt bekannt zu werden. Wenn ſie nur einmal ſo viel von mir ſagt: „Cronegk lebte, er war ein Schüler, „ein Freund, des vortrefflichen Gellerts:“ dieſes iſt der größte Lobſpruch, den ſie mir geben kann.

Ich

Ich umarme Sie tauſendmal in Gedanken. Leben Sie wohl. Ich bin

Ihr

Anſpach
den 21. Apr. 1757.

zärtlichſter Freund
Cronegk.

VII.

Liebſter Cronegk,

Ich beklage mit Ihnen den Verluſt Ihrer theuerſten Mutter und verehre das Andenken derſelben zeitlebens. Sind Sie ihr Ihr Herz und alles ſchuldig, was Sie glücklich und ſchätzbar macht; ſo bin ich ihr einen meiner beſten Freunde, meiner geiſtreichen Freunde, ſchuldig. Immer opfern Sie ihr die dankbarſten Thränen. Es iſt Liebe und Pflicht. Aber ſie mäßigen, dieſe Thränen, dieſe ſchmerzhaften Empfindungen, iſt auch Liebe und Pflicht. Troſt genug für Sie, daß ſie werth war, in eine beſſre Welt überzugehen, und daß Sie werth ſind, den Kummer Ihres rechtſchaffenen Vaters zu lindern, und durch Ihre Sorgfalt ſein Leben zu erleichtern. — Daß Sie den Kodrus nach Berlin geſchickt haben, iſt mir ſehr lieb. Sollte man ihn auch nicht krönen, ſo wird man ihn doch gewiß beſcheiden beurtheilen. Ich bin in der That nicht unpartheyiſch genug, einen Ausſpruch zu thun; denn ich liebe Sie, und was von Ihnen kömmt, zu ſehr. — Was werden

Sie

Sie von meinen Liedern ſagen? Mich verlangt herzlich nach Ihrem Urtheile. Denn nunmehro werden Sie dieſes Werk wohl erhalten haben. — Unſere itzige Meſſe iſt ſehr unfruchtbar; vielleicht zum Glücke des guten Geſchmacks. Leben Sie wohl und ſchenken Sie mir ferner alle die Liebe, mit der Sie mich zeither belohnt haben. Ich bin ewig

Leipzig, den 11. May 1757.

Ihr
G.

VIII.

Mein lieber Herr Vetter,

Nein, ich habe Ihre Klagen gar nicht übel genommen; ich danke Ihnen vielmehr für Ihr Vertraun gegen mich, und liebe Sie wegen der Beſcheidenheit, mit der Sie ſich über Ihre verdrießlichen Umſtände beklagen, nur deſto mehr. Aber wenn ich Ihnen nur auch Ihr Schickſal erleichtern könnte! Und wodurch? Durch mein Mitleiden? Das haben Sie, und das werden Sie ſtets haben, und eben ſo gewiß werde ich auch Ihre Umſtände zu verbeſſern ſuchen, ſo bald ſich eine Gelegenheit zeigt. Itzt weiß ich nichts zu thun, als Sie zur Geduld zu ermuntern, oder Sie vielmehr in dem Muthe zu ſtärken, mit dem Sie Ihr beſchwerliches Schickſal ertragen. Fahren Sie fort Ihre Pflicht genau zu beobachten, und durch

Klug-

Klugheit und Bescheidenheit den übeln Begegnungen so auszuweichen, als es die Umstände erlauben. Lassen Sie sich aber auch durch keine niedrige Menschenfurcht zu irgend etwas verleiten, das im geringsten wider ihr Gewissen ist, und durch keine Begierde, Andern gefällig zu werden, sich um Ihren eignen Beyfall bringen. Nichts ist in unsern Umständen so geringe, das nicht unter der Regierung der Vorsehung stünde. Dieser große Gedanke wird Ihr Herz stärken, wenn Sie ihn oft und viel denken, und die Erinnerung dieser beschwerlichen Tage wird Ihnen in glücklichern Stunden noch eine reiche Materie zum Danke und Vertrauen gegen Gott werden. Wir sind nicht für uns allein in der Welt da. Unsere schlimmen Umstände haben oft einen unvermerkten und nützlichen Einfluß auf Andere. Und wer weis, was Ihr Beyspiel, Ihr Bezeigen, Ihr Unterricht noch nach vielen Jahren an dem Orte für Gutes stiftet, an dem Sie sich itzt, nach Ihren Gedanken, vergebens aufhalten. Die Erfahrung, die Sie einsammeln, die Kenntniß der Menschen, die Sie sich erwerben, die Geduld, die Sie lernen, die Bekanntschaft mit einem wackern Manne, den Sie ohne diese Umstände nicht würden haben kennen lernen; alles dieses sind zuverlässig Vortheile, die Ihnen auf Ihre Lebenszeit nützen werden. Glückselig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet! Dieses lassen Sie Ihr Orakel seyn, wenn Ihr Herz unter so vielen und täglichen Verdrießlichkeiten unruhig seufzet. Ueberdieß se-

hen Sie vor ſich in eine angenehmere Scene Ihrer künftigen Tage hinaus. Ein Jüngling, der ſeine Jugend unſchuldig und tugendhaft zubringt, der mit der Tugend Klugheit und Fleiß verbindet, kann als Mann nicht unglücklich ſeyn. Nein, mein lieber Vetter, das Herz Ihres frommen und gewiß ſeligen Vaters, das auch in Ihnen ſchlägt, wird nicht ohne Belohnung bleiben. Ihr Schickſal iſt von einer gütigen Hand angeleget, warten Sie nur, bis es Zeit ſeyn wird, daß es ſich zu Ihrem Vortheile entwickelt. Wir ſind ſo kurzſichtig, darum kömmt uns vieles ſo fremd und hart vor, das doch in dem Zuſammenhange unſer Glück iſt. Endlich hindert Sie ja nichts, wenn ſich Ihnen eine vortheilhaftere Gelegenheit zeigt, ſolche zu ergreifen, und ich will zu dieſer Abſicht nichts unterlaſſen, was Sie nur von mir wünſchen können. Nur getroſt! Wer recht thut, darf Niemanden ſcheuen. Sagen Sie ſich dieſes täglich vor, und werden Sie ruhig und lieben Sie mich; denn ich bin gewiß Ihr aufrichtiger Freund,

1754. G.

IX.

An Herrn H**.

Ohne Ihren beredten und mit Ihrem ganzen Herzen angefüllten Brief würde mich Ihre Zurückkunft aus fremden Ländern nur halb vergnügt haben; ſo aber erfreut ſie mich vollkommen.

Ich

Ich ſehe es in jeder Zeile, daß Sie noch mein Freund ſind, und es immer ſeyn werden. Was ſoll ich nun auf alle Ihre Liebe antworten? Ich umarme Sie in Gedanken, preiſe die Vorſehung, die Sie glücklich zurück gebracht hat, und wünſche den Ihrigen und Ihrem Vaterlande Glück. Erfüllen Sie die Hoffnung, lieber Freund, die ſich mein Herz beſtändig von Ihnen gemacht hat, und helfen Sie das Beſte der Welt ſo vorzüglich befördern, als Sie vor Andern die Kräfte und den Willen dazu empfangen haben. Das Amt wird nicht mehr fern ſeyn, das Ihre Pflichten näher beſtimmen ſoll. Nehmen Sie es an, auch wenn es nicht das gröſte ſeyn ſollte. Kein Amt iſt ſo geringe, worinne ein geſchickter und rechtſchaffener Mann nicht tauſend Gelegenheiten finden ſollte, nützlich zu ſeyn und ſeinen Verſtand ſowohl als ſeine Wiſſenſchaften zu zeigen. Wir laſſen nicht ſelten, aus groſſer Begierde, uns viel Geſchicklichkeiten zu erwerben, die beſten Jahre vorbeygehen, ſchon erlangte Geſchicklichkeiten zu gebrauchen, und unſer Leben verfliegt unter der ſtolzen Vorbereitung, es recht glücklich anzuwenden. Iſt ein Mann, welcher der Republick ſeine täglichen Pflichten in einem beſtimmten, wenn auch ſchon weniger anſehnlichem Amte mit Rechtſchaffenheit abträgt, der ſeine Familie weiſe und liebreich regieret und verſorgt, und in den Armen einer würdigen Gattinn und an der Seite hoffnungsvoller Kinder das Glück des Lebens mitten unter ſeiner Bürde zu finden weis; iſt der, ſage ich, kein nützlicher und glücklicher

Mann?

Mann? Müſſen wir erſt groſſe Würden erringen, ehe wir glücklich ſeyn können? Aber verfalle ich nicht in den Fehler des Docirens, daß ich Ihnen alles dieſes ſage? Ja, es würde ein Fehler ſeyn, wenn ich aus einem andern Grunde, als aus Liebe, und zu einem Manne, der weniger mein Freund wäre, geſagt hätte. Eine fortgeſetzte Beſchäfftigung, mit einem Worte, die Arbeit iſt zu unſerer Ruhe unentbehrlich; dieß weis ich aus der Erfahrung. Und daß die Liebe einer vernünftigen Gattinn eine groſſe Belohnung für den arbeitſamen Mann, und ein Schuß vor tauſend Anfällen der beſchwerlichen Einſamkeit iſt, das iſt eben ſo wahr als jenes, wenn ich es ſchon nicht aus der Erfahrung weis. Leben Sie wohl, und ſchreiben Sie mir bald wieder.

1754. G.

X.

An Herr von **.

Niemand müßte geſchickter ſeyn, als ich, Ihnen Ihre Leiden zu erleichtern, wenn es bloß auf den Willen ankäme. Sie wiſſen, daß ich kränklicher Mann mit Ihnen beynahe ein gleiches Schickſal habe, und was können Sie anders von mir vermuthen, als das aufrichtigſte Mitleiden und den Wunſch, Sie bald von der Laſt befreyt zu ſehn, von der ich ſelbſt ſo gern frey wäre? Würde es mir nicht ein beſondrer Troſt in traurigen Stun-

den seyn, wenn ich zu mir sagen könnte, daß ein unglücklicher Freund durch meine Vermittelung weniger unglücklich wäre? Aber wodurch könnte ich das ausrichten? Sie kennen die Mittel zu unserer Beruhigung und zur Aufheiterung des Geistes so gut, als ich; und es ist mir nichts übrig gelassen, als daß ich Sie, wenn es anders ein Trost ist, mit meinem Beyspiele tröste und Sie bitte, Ihren Muth nicht sinken zu lassen. Wir sind nicht ohne Beystand, wenn wir ihn gleich nicht allezeit empfinden, und der Herr, der das Gute austheilt, hat mit eben der Liebe das Elend vertheilet. Was kann uns ohne seinen Willen begegnen? Sorget er für alle: so hat er auch für uns geforget, und wir werden ihn noch preisen, daß er so gern hilft. In jener Welt, wenn der Vorhang von unsern Augen fallen wird, alsdann werden wir sehen, wie weise und gnädig die Absichten Gottes auch bey den traurigen Begebenheiten dieses Lebens gewesen sind. Tragen Sie Sorge für Ihre Gesundheit, und das Uebrige überlassen Sie der Vorsehung ruhig. Die Aussicht in die Hoffnung der Religion ists allein, die unsern bangen Geist erfreuen kann. Ich weis sehr wohl, daß wir dieses Glück nicht alle Tage und Stunden erlangen können; aber es ist in unserer Schwachheit genug, wenn wir es wünschen und suchen. Wollen Sie noch in das Carlsbad gehn, das ich Ihnen nicht widerrathe, so halten Sie sich zu Herr D. T**. Er ist ein eben so rechtschaffener Mann als erfahrner Arzt. Ich wünsche Ihnen

von Herzen den glücklichſten Erfolg der Badecur. Nur Muth gefaßt! Gott hat eine beſondre Kraft in das Carlsbad gelegt. Bin ich nicht der Beweis, ſo ſind es doch viele Andre und vielleicht ſind Sie es in kurzem ſelbſt.

G.

XI.

An den Herrn Baron von Z**.

Der Dienſt, den ich Ihnen geleiſtet, iſt auf meiner Seite ſehr geringe, und ich habe mehr Urſache, Ihnen für die Gelegenheit, die Sie mir zur Ausführung einer guten Abſicht gegeben, ſelbſt zu danken, als den Dank anzunehmen, den Sie mir ſchriftlich abgeſtattet, und der mehr ein Beweis eines ſorgfältigen und gütigen Vaters, als eine Belohnung iſt, die ich wirklich verdienet hätte. Indeſſen glaube ich gewiß, daß ich Ihren Herren Söhnen einen rechtſchaffnen und geſchickten Mann zum Hofmeiſter gewählet habe. Er wird ſeine Fehler haben; denn wer iſt ohne Fehler? Allein ich glaube, daß es ſolche ſeyn werden, die Sie oder die Frau Gemahlinn durch ihre Aufmerkſamkeit bald verbeſſern werden. Er hat etwas Gezwungenes in ſeiner Stellung, das mir nicht gefällt; allein es iſt doch tauſendmal beſſer, als das Rohe und Ungeſittete, das junge Leute oft mit von der Univerſität bringen. Und ich weis gewiß, er wird das Gezwungene in der Geſellſchaft, in die er itzt eintritt, unter den freyern Sitten des Land-

lebens bald verlieren. Da er einen ſanften Charakter und dabey ein geſetztes Weſen hat, ſo hoffe ich, er ſoll ſich die Liebe und die Folgſamkeit der jungen Herren bald erwerben. Und da er Geduld hat, geſprächig iſt, zeichnen, malen, und in der Baukunſt kleine Riſſe machen kann; ſo hoffe ich, er ſoll die beiden Kinder an ſich ziehen und leicht unterhalten können: Er wird ihnen den Fleiß nicht zur Laſt, ſondern mehr zu einer angenehmen Nothwendigkeit zu machen ſuchen, und übrigens ſich nach den beſondern Fähigkeiten und Genies ſeiner Untergebenen richten: Dieß iſt nach meinem Erachten die doppelte Regel aller guten Unterweiſung. Und was kann ein Hofmeiſter, der Geſchicklichkeit und guten Willen hat, der in ſeiner Pflicht von dem Anſehen und den Vorſchriften der Aeltern unterſtützet, durch ihr Vertraun und ihren Beyfall mehr ermuntert, und durch die Lehrbegierde ſeiner Schüler angefeuert wird, nicht in etlichen Jahren bey ihnen ausrichten? Ob Herr H** gleich kein Theolog iſt, ſo bin ich doch ſicher, daß er den jungen Herren die Grundſätze der Religion durch Unterricht und Beyſpiele immer mehr eindrücken, und ſie frühzeitig lehren wird, daß die wahre Tugend ein Glück aller Menſchen und keine beſchwerliche Laſt ſey. Ich hoffe, er wird ihre Herzen lenken, ſelbſt indem er ſich nach ihren Neigungen zu richten ſcheint, und nie vergeſſen, daß alle Wiſſenſchaft, alle Künſte, die man erlernt, aller Witz, aller Verſtand den Mangel eines guten Herzens nie erſetzet, und

daß

daß der gelehrte Mann unendlich weniger iſt, als der rechtſchaffne. Ich bin mit der vollkommenſten Hochachtung und Ergebenheit ꝛc.

1754. G.

XII.

An Herrn B**.

Beynahe habe ich in den letzten Wochen dieſes Jahres nichts gethan, als die Briefe meiner Freunde und Gönner beantwortet; und wie könnte ich den Ihrigen vergeſſen, wenn ich auch noch ſo vergeßlich, noch ſo ermüdet wäre? Aber was ſoll ich Ihnen auf alle Ihre beredten Dankſagungen antworten? Sie ſind gewiß aufrichtig, ſo hoch ſie auch getrieben ſind, und deswegen ſind ſie mir ſchätzbar, ob ich mir gleich nur einen kleinen Theil davon zueignen kann, und das Uebrige als eine Belohnung anſehen muß, die ich erſt noch zu erwerben habe. Habe ich Ihnen alſo anders gedienet; habe ich jemals zur Verbeßrung einer Ihrer guten Eigenſchaften durch meinen Unterricht oder mein Beyſpiel etwas beygetragen: nun wohl gut, ſo hören Sie eine Bitte von mir an, durch deren Erfüllung Sie mich zeitlebens und unendlich belohnen können. Erweiſen Sie Andern eben die guten Dienſte, die Sie von mir rühmen, und mit eben der Aufrichtigkeit, Uneigennützigkeit und Klugheit, mit der ich gewünſcht habe, ſie Ihnen zu leiſten. Alsdann bin ich Ihr Schuldner ſo

gewiß, als Sie nach Ihrem guten Herzen und Ihrem Briefe der meinige ſind. Sie werden allezeit junge Leute um ſich haben, wo Sie auch ſind, und nie wird es Ihnen alſo an Gelegenheit, meine Dienſtfertigkeit zu übertreffen, fehlen. Aller Beyfall der Welt, aller Ruhm der Loblieder iſt nichts gegen den ſtillen Ausſpruch des Gewiſſens, daß wir ein einziges junges Herz für den Himmel gebildet, oder doch zu bilden uns aufrichtig bemühet haben. Das wird Ehre, das wird Wolluſt, eine unaufhörliche Nahrung der Zufriedenheit ſeyn, wenn in dem Reiche der künftigen Welt uns eine Seele zujauchzet: Du haſt mich geleitet, mich ermuntert, unendlich glücklich zu ſeyn! Heil ſey dir, mein Freund, mein ewiger Wohlthäter, und Ruhm vor Gott! Und wenn auch kein Menſch auf Erden unſere guten Abſichten bemerken ſollte, würden wir deswegen weniger belohnet ſeyn? — Ihre itzigen, nicht gar zu günſtigen Umſtände tragen Sie mit Gelaſſenheit. Dieß iſt der ſicherſte Weg, beßre zu verdienen. Für Ihr Glück ſeyn Sie nie bange, aber ſtets beſorge für mehrere Verdienſte. Ein Glück, das uns auf dem Wege nach Wiſſenſchaft, auf dem Wege eines klugen, ſittſamen Verhaltens begegnet, das wir nie durch kriechende Schmeicheleyen geſucht haben, das iſt das Glück, das unſer Leben leicht und rühmlich wird machen helfen. Es wird Ihnen nicht an Gönnern fehlen; aber alle Gönner ſind Menſchen, wie wir. Laſſen Sie nie von dem Fleiße in den Sprachen, inſonderheit der Schrift, ab. Predigen Sie zuweilen,

len, ohne künſtlich predigen zu wollen. Machen Sie nicht zuviel, lieber zu wenig Verſe. Schicken Sie mir bey Gelegenheit eine von Ihren letzten Predigten. — — Ich will aufhören, denn was würde ich Ihnen nicht noch ſagen, wenn ich mich ſatt reden wollte? Gott laſſe es Ihnen in dem neuen Jahre, in allen Jahren Ihres Lebens, wohl gehen!

1754. G.

XIII.

An den Grafen M** von B*.

Ihr kleines moraliſches Gedicht iſt in der That ſchön. Ich will es gar nicht von allen Fehlern frey ſprechen; dadurch würde ich meine Aufrichtigkeit und Ihren rühmlichen Charakter beleidigen. Und wer hat wohl je bey ſeinem erſten Verſuche in der Poeſie gleich ein Meiſterſtück geliefert? Indeſſen wiederhole ichs, daß Ihr Gedicht, bey ſeinen kleinen Fehlern, große Schönheiten hat. Kurz es verdienet kritiſiret zu werden. Das iſt in der Sprache der Kunſtrichter viel geſagt. Und dieſe Kritik werden Sie wohl von mir, und zwar mit dieſem Briefe erwarten? Nein, liebſter Graf, das iſt mir itzt unmöglich. Ich müſte wenigſtens zween Bogen Anmerkungen aufſetzen, wenn ich mich deutlich ausdrücken wollte; und wie könnte ich das itzt, da ich täglich fünf Stunden Vorleſungen halten muß, und dabey eine Correctur

habe, die mich auch zwo Stunden und wohl hundert kummervolle Ach! O! und So! koſtet. Ich will lieber bald nach Dresden kommen und Ihnen meine Kritik mündlich ſagen. Indeſſen bitte ich Sie, theuerſter Graf, laſſen Sie ſich von den Zaubereyen der Poeſie nicht zu ſehr einnehmen. Ich kenne die Gewalt dieſer Sirene. Sie ſind, ſo glücklich Ihr Genie auf der poetiſchen Seite iſt, doch ganz gewiß zu gröſſern Dingen beſtimmt. Von dieſen darf Sie die Poeſie nicht abziehen. Sie ſoll nur Ihren Geiſt beſchäfftigen, wann Sie in jenen nicht arbeiten können oder ſollen. Vergeſſen Sie nie, daß Addiſon einer der gröſten Staatsmänner in England war; ſo wie er einer der gröſten Dichter geweſen iſt. Ihre Moral in Ihrem Gedichte iſt vortrefflich, und ich umarme Sie mit belohnenden Küſſen. O liebſter Graf, laſſen Sie das Geräuſch des Hofes dieſe Stimme der Wahrheit und Tugend nicht betäuben! Ich weis, wieviel dazu gehöret, unter tauſend Verführungen dem Ehrgeize und der Wolluſt zu widerſtehen; aber ich weis auch, welch ein edles Herz ich ermuntere. Bedenken Sie den Sieg, geliebter Graf: „In ſeinen lebhafteſten Jahren, „im Angeſichte des Hofes, hat er über den fal„ſchen Reiz der Wolluſt und der betrüglichen Ehre „durch Weisheit und durch den Zuruf eines em„pfindlichen Gewiſſens triumphirt!“ Wenn Sie dieſen Sieg erkämpfen, dann werden Sie, zufrieden mit ſich und der Welt, in der Stunde der Betrachtung Ihren Freund ſegnen, der Ihnen nichts

ſchöners

ſchöners zu ſagen wuſte, als Ihre Pflicht. Sie werden ſich den Beyfall zu verdienen ſuchen, und doch in denſelben ein gerechtes Mißtrauen ſetzen. Es giebt elende Geſchöpfe, die unſere Schmeichler werden, um uns unglücklich zu machen; es giebt elende Geſchöpfe, die es nicht leiden können, daß wir durch wahre Verdienſte weit über ſie erhaben ſind, und die uns durch tauſend Künſte bis zu ſich, bis zu ihren Ausſchweifungen zu erniedrigen ſuchen. Aber was ſage ich Ihnen? Vergeben Sie der Liebe, die mich zu dieſen Sittenſprüchen begeiſtert. Ohne Liebe zu Ihnen würden es Beleidigungen ſeyn; aber ſo ſind ſie Ausflüſſe eines Herzens, das Sie hochachtet und liebet, das Sie gern ewig lieben und bewundern will. Ja, das ſind es. Leben Sie wohl und lieben Sie Ihren

Leipzig,
den 18. Jul. 1754. G.

XIV.

Antwort auf den vorhergehenden Brief.

Dresden, den 27. Jul. 1754.

Liebſter Freund,

Bin ich nicht ſehr verwegen? Ich wage es, Ihnen zu antworten, ſtatt daß mich die Vortrefflichkeit Ihres Briefs davon hätte zurückhalten

ſollen. Allein wie ſollte ich nicht von Ihrer Freundſchaft alles erwarten, von der Sie mich ſo ſchön verſichern? Ja, liebſter Freund, dieſe macht mich verwegen, und ich müßte Sie weniger lieben, und wie iſt das möglich? wenn ſie nicht dieſe Wirkung auf mich thun ſollte. Eben dieſe iſt es, der ich ſchon ſo viel zu verdanken habe; und ich werde nur ſo lange glücklich ſeyn, ſo lange ich ſie zu erhalten wiſſen werde. Aber wie kann ich Ihnen nur den geringſten Theil davon erwiedern? Mit dem dankbarſten Herzen bleibe ich noch ſtets unerkenntlich, und o wie ſüße iſt es nicht, ſo übertroffen zu werden! Glauben Sie indeſſen nicht, liebſter Freund, daß mein Herz nur im geringſten von ſeiner Dankbegierde dabey verlieret. Nie ſchlug es dankbarer für Sie in meiner Bruſt, und niemals auch war es zufriedner, als es itzt iſt.

Ich danke Ihnen unendlich für die Gütigkeit, mit der Sie mein Gedicht beurtheilen. Ihr Beyfall iſt ſowohl die Wirkung Ihrer Nachſicht als Ihrer Scharfſichtigkeit, und er würde mir weit minder angenehm ſeyn, wenn Sie in Beurtheilung deſſelben nur die erſtere gebraucht hätten. Verzeihen Sie mir den Verluſt der Zeit, die es Sie gekoſtet. Ich erwarte Sie nebſt Ihren Anmerkungen. Das erſte, was Sie zu thun haben, iſt, daß Sie Ihre Reiſe nach Dresden antreten. Alles wartet auf Sie, und der ganze Hof iſt ungeduldig auf Ihre Ankunft. Fünf Collegia und Eine Correktur können, deucht mich, ſchon warten. Leben Sie wohl und vergeſſen Sie niemals, daß

ich

ich es mein gröſtes Vergnügen ſeyn laſſe, Sie zu lieben und zu verehren. O! wie glücklich macht mich ſchon itzt Ihre Freundſchaft, und wie viel glücklicher wird ſie mich nicht einſt machen, wenn ich ſie mehr werde verdient haben!

Ihr

B*.

XV.

An den Grafen M** von B*.

Verdiene ich nicht Ihr Lob? Ich reiſe ſechs und zwanzig Meilen, um Sie zu ſehen und Ihnen zu ſagen, wie hoch ich Sie ſchätze. Das ſoll mir ein andrer Hypochondriſt nachthun, wenn er kann. Indeſſen darf ich auf das gute Werk meiner Reiſe eben nicht ſtolz ſeyn; denn ſo beſchwerlich ſie auch geweſen iſt, ſo bin ich doch reichlich dafür belohnet. Ich habe meinen Grafen Moritz wieder geſehen, und ihn ſo liebenswürdig gefunden, als ich wünſchte. Dieſes Vergnügen hat die Natur der Tugend, die uns nicht nur bey der Anſtalt und bey der Ausübung, ſondern am meiſten durch eine ſtille Erinnerung belohnet. Ja, theuerſter Graf, ſo lange Sie fortfahren, die groſe Hoffnung zu erfüllen, die ich mir von Ihrem Verſtande und dem, ihm gleichen Herzen mache: ſo werde ich bey aller meiner Unruhe immer noch eine Nahrung zur Zufriedenheit haben, und nicht glauben, daß ich ganz vergebens gelebet. Mein letzter Wunſch,

wenn

wenn ich sterbe, soll noch Ihre Wohlfarth seyn; und meinen Freunden will ich als ein Vermächtniß die Pflicht hinterlassen, Ihr rühmliches Leben der Nachwelt zu erzählen. „Und alles mit einem „Worte zu sagen, wird Ihr künftiger Biograph „Ihren Lobspruch beschließen: Er fürchtete Gott, „darum war er so groß!“

So wenig Sie diese Stelle aus Ihrer künftigen Lobrede in diesem Briefe vermuthet haben werden: so habe ich Sie doch damit lieber als mit einer ermüdenden Erzählung meiner Reise unterhalten wollen. Genug, ich bin wieder in Leipzig, und ein Posamentirer aus Dresden ist mein getreuer Gefährte gewesen. Er hat mir den Tod seiner Kinder mit tausend Thränen, die Liebe zu seiner krank zurückgelaßnen Frau recht poetisch schön, und seine Unfälle, seine Armuth, sein Vertrauen auf die Vorsehung während seines zwölfjährigen Aufenthalts in der Fremde, das harte Herz seiner geizigen Schwiegermutter, recht erbaulich beschrieben. So bin ich von einer Poststäule zur andern gekommen, weniger langsam, als ohne diesen guten Mann geschehen seyn würde. Leben Sie wohl.

Leipzig,
den 18. October
1754.

G.

XVI.

An Ebendenſelben.

Ihr letzter Brief verdienet zwo Antworten, und mehr als zwo; ſo ſchön iſt er. Alles lebt darinnen von einer ungekünſtelten Anmuth und gefällt wie die natürliche Farbe eines Geſichts, die aus einem heitern Geiſte und aus einem geſunden Blute hervor blüht. Nun werden Sie bald ein kleiner Cicero werden, und da werden denn unſerer Nachkommen Nachkommen die Briefe des Grafen Moritz von B* an ſeinen Atticus fleißig in den Schulen leſen und ſorgfältig darüber commentiren. „Doctor Bartlet, wird es heißen, mit dem er ihn in dem und „dem Briefe vergleicht, iſt nicht in dem Gelehrten„Lexico zu finden; wir muthmaßen aber, daß es „ein tiefſinniger Gelehrter und groſſer Publiciſt ge„weſen ſeyn muß, und zwar aus vielen Urſa„chen.“ — Ich wollte dieſe Urſachen eben ausfindig machen, und eben itzt bekomme ich einen Correkturbogen von der ſchwediſchen Gräfinn, der mir die Luſt dazu benimmt. Mein Brief ſoll ſich auch gleich ſchließen. Wie hat Ihnen Herr Riveri gefallen? Der Verfaſſer der Briefe über die Engländer iſt doch wohl Herr le Blanc? Haben Sie den Grandiſon ganz? Bald will ich Ihnen Cramers Predigten und den erſten Theil ſeiner Pſalmen ſchicken. O wie werden Sie mir für dieſe Bücher danken! Bald wäre ich mit nach Dresden gekommen. Ich empfehle Ihnen den Herrn Cammerjunker von W****, desgleichen die Lotterie

rie meiner Vaterſtadt aufs beſte. Leben Sie wohl, liebſter beſter Graf.

Leipzig,
den 12. Dec. 1754.

G.

XVII.

Dresden, den 14. Dec. 1754.

Liebſter Gellert,

Sehen Sie, wie lieb mich meine Freunde haben! Selbſt in ihrer Gegenwart verlangen ſie, daß ich an Sie ſchreiben ſoll, und wie ſollte ich der Freundſchaft mein eigen Vergnügen abſchlagen? Wenn Sie uns nur zuſammen ſähen! Der Herr von V**** und B* leſen beide mit einer Stille, die ich bewundere, und daß zwar bloß aus Furcht, mich zu ſtöhren. Sie mögen mir es nun bald abgemerkt haben, wie ſehr ich Sie liebe; und ſie gewinnen ſelbſt durch die Achtung gegen unſere Freundſchaft in meinem Herzen. Aber wie ſoll ich Sie für alles Vergnügen belohnen, das mir Ihre Briefe gemacht haben? In was für einem angenehmen Geſichtspunkte zeigt mich Ihnen Ihre Einbildungskraft! Laſſen Sie ſich ja nicht von dieſer Betrügerinn hintergehn. Indeſſen, wenn ich gleich nicht bey unſern Enkeln die Stelle des Cicero vertrete, ſo werde ich doch vielleicht die Stelle des Atticus bey ihnen verdienen. Ward nicht Atticus dadurch berühmt, daß Cicero an ihn

ſchrieb,

ſchrieb, und könnte ich es nicht eben ſowohl werden, da Sie an mich ſchreiben? Doch das wollen wir der Nachwelt überlaſſen. Itzt muß ich Ihnen für Ihren Beyfall danken, und Ihnen ſagen, daß ich niemals zufriedner bin, als wenn ich ihn verdienen kann.

Wie mir der Herr von Riveri gefallen hat? Ziemlich wohl. Aber Sie gefallen mir doch unendlich beſſer. Ich bin immer noch der Meynung, daß man keinen Poeten, deſſen Vorzüge in dem Ungekünſtelten und Leichten, kurz in dem Naiven beſtehen, nur mittelmäßig gut überſetzen kann. Oft iſt es die Art, womit ein Gedanke gezeigt iſt, oft eine Redensart, oft nur ein Wort, welches uns gefällt, und ſobald man Eines davon wegnimmt, ſo hört der ganze Gedanke auf uns zu gefallen. Wieviel hat Ihre Erzählung der Fliege und der Spinne nicht verloren! Der Herr le Blanc iſt eben auch der Verfaſſer der Briefe über die Engländer. Ich erwarte die Werke von Cramern mit der größten Ungeduld. Wie ſchön werden ſie nicht ſeyn! Gewiß, ich werde Ihnen den größten Dank dafür wiſſen, und ich freue mich nicht wenig, daß Sie meine Gedanken im voraus errathen. — — Ich bin ewig

Ihr

B*.

XVIII.

An den Grafen M** von B*.

Leipzig, den 20. Dec. 1754.

Mein lieber Graf,

Um Sie für Ihren letzten, mitten unter dem Ungestüme Ihrer Freunde und doch so schön geschriebnen Brief, so gut ich kann, zu belohnen: so schicke ich Ihnen etliche Bogen von den Crameriſchen Psalmen, und will Ihnen zugleich eine kleine Geschichte erzählen, die Ihrem guten Herzen nicht gleichgültig seyn kann. Ein junger Preußiſcher Officier *** hat hier von seiner verstorbnen Tante eine Erbschaft von fünf oder sechs tausend Thalern gethan. Ich habe ihn, weil er mich zu kennen verlanget, zweymal bey dem Advocaten T** gesprochen, und einmal mit ihm nebst diesem Manne gespeiset. Am Sonntage treffe ich ihn Abends wieder da an. Ehe wir noch aßen, waren wir einen Augenblick allein. Ach, fieng er mit einer schamhaften Offenherzigkeit an, Sie wissen es nicht, ich bin Ihr Schuldner, Ihr großer Schuldner, und ich bitte Sie inständig, nehmen Sie eine Erkenntlichkeit von mir an und danken Sie mir nicht dafür. Zu gleicher Zeit drückte er mir ein Papier mit Gelde in die Hand. — „Sie mein Schuldner, mein Herr, der ich Sie in meinem Leben nicht gesehen, und Ihnen nie den geringsten Dienst erwiesen?“ — Nun ich ruhe nicht, Sie müssen es annehmen. Sie haben mein Herz

durch

durch Ihre Schriften gebeſſert; und gegen dieſes Glück vertauſchte ich die ganze Welt nicht. Jetzt kömmt Ihr Freund, laſſen Sie mich nicht vergebens bitten. Er ſoll kein Zeuge meiner Schuldigkeit ſeyn. — Ich nahm es, und wußte vor freudiger Beſtürzung nichts zu antworten. Als ich zu Hauſe das Papier öffnete, fand ich zwanzig Louisdore. Nun erſchrack ich zum zweytenmale. Dieſes freudige Schrecken that eine mächtige Wirkung auf mein Herz. Nicht das Geld; (nein das Geld konnte es nicht ſeyn; dieß dringt nie in das Innerſte der Seele,) bloſſes Geld kann dieſe Freude nicht erregen, die ich fühlte. Nein, lieber Graf, ein Gedanke, ein dunkler Gedanke, den ich mich ſcheute ganz zu denken, weil ich ihn vor Gott gedachte; ein Gedanke, daß ich nicht unnütze wäre, eine nicht ganz unvernehmliche Einſprache, daß ich getroſt ſeyn, daß ich aus dieſem Vorfalle Muth ſchöpfen und nicht immer in Kummer verſinken ſollte; ein ſolcher Gedanke war es. Alſo biſt du noch empfindlich? ſagte ich bey mir ſelber. Alſo rührt dich doch noch etwas? Das Geld wollteſt du gern wieder einem ehrlichen Manne geben, wenn du nur den Eindruck dieſer Begebenheit immer behalten könnteſt. Nichts, dachte ich zitternd, nichts iſt ſo klein, das nicht unter der göttlichen Regierung ſteht. Sollteſt du nicht glauben, daß er dieſe Begebenheit zu deiner Freude zugelaſſen hat? Zu deiner Freude? O wer wäreſt du! Wie glücklich! Ein Herz gebeſſert! Ich trat näher zum Fenſter und ſah gen Himmel. — Al-

lein gewiſſe Empfindungen kann und darf man auch ſeinen beſten Freunden nicht ſagen. So bald man ſie ausdrückt, ſo giebt vielleicht der Ehrgeiz heimlich die Farben dazu her. Genug, mein lieber Graf, es war ein glücklicher Abend für mich, für den ich Gott nicht genug danken kann. Mein gütiger Freund bat mich, ſeine Freundſchaft zu verſchweigen. Niemand ſoll ſie auch wiſſen, als Sie und meine Schweſter. Er hat ſich bloß durch das Leſen guter Bücher aus den Vorurtheilen wider die Religion, womit ihn ſein Stand angeſtecket hatte, herausgeriſſen. Er iſt ein gelaßner, beſcheidner und wirklich weiſer Soldat; doch hat ſeine Miene noch einen Reſt von einer vormaligen Traurigkeit, worunter ſie aber nicht leidet. Er will als Soldat ſterben, weil er einmal gelernt hat, was zu dieſem Stande gehört. Er ſchreibet gut, und will dieß der Abhandlung vor meinen Briefen zu danken haben. Aber der gute Mann, ſein Herz und nicht meine Abhandlung iſt die Mutter ſeiner Schreibart. Ich habe ihm noch eine kleine Bibliothek aufgeſetzet. — — —

Nun, das iſt ein langer Brief, guter Graf. Meine ganze Bruſt thut mir weh, ſo lange habe ich geſeſſen. Leben Sie wohl; ſo glücklich, als ich mir zu ſeyn wünſche, und bleiben Sie es bis an den letzten Ihrer Tage! Dieß wäre alſo der letzte Brief in dem 1754. Jahre. Und in dem künftigen, wie wird es da ſeyn? Gut! Nun das gebe Gott!

G.

XIX.

An Ebendenſelben.

Leipzig, den 7 May 1755.

Wie ſehr hat mich nicht Ihr Abſchied gerührt! Ich bin mit Thränen den Weg vom äußerſten Thore herein gegangen, mein ganzes Herz that mir weh, und ich glaubte den ganzen Nachmittag, es müßte mir etwas ahnden, ſo betroffen war ich. Vielleicht, dachte ich, ſiehſt du ihn nicht wieder; aber das wolle Gott nicht! dachte ich ſogleich dazu. Ich gieng Abends zur Frau von **. „Sie ſind traurig, ſagte ſie, daß Ihr Moritz fort „iſt; das gefällt mir an Ihnen. Es iſt ein treff„licher Jüngling. Ich will mit Ihnen weinen, „wenn ich Sie dadurch beruhigen kann, wenigſtens „wollen wir von ihm reden. Seine Beſcheiden„heit, da ihn alle Leute loben, iſt ein groſſes Ver„dienſt und ein ſichres Kennzeichen ſeiner künftigen „noch größern Verdienſte. Seine Schamhaftig„keit nimmt ungemein für ihn ein, und wenn er „die erhält: ſo werden ihm alle Verſuchungen „nichts abgewinnen. Er trinkt keinen Wein, der „ſonſt die Quelle vieler jugendlichen Thorheiten iſt. „Er lieſt und ſchreibt gern, dieß wird ihn vor den „gefährlichen Zerſtreuungen des Müſſiggangs und „der Höfe bewahren. Erinnern Sie ihn, wenn „er auf Reiſen geht, daß er ſich ein Tagebuch von „ſich ſelbſt macht; daß er alle Abende ein getreues „Verzeichniß aller ſeiner Handlungen aufſetzet,

„als vor den Augen ſeines beſten Freundes, und „noch mehr, als vor den Augen ſeines allſehenden „und allmächtigen Freundes; daß er ſich keine „Thorheit, ſo klein ſie iſt, ungeſtraft vergiebt, „keine gute That unüberdacht bemerket, und keine „edle Abſicht ungefühlt niederſchreibt. Dieß iſt „eine Art des Gebets und vielleicht eine der vor„züglichſten Arten des Gebets, weil es mit unſrer „Prüfung und mit unſrer Beßrung verbunden iſt. „Ich habe dieſe Pflicht neun ganzer Jahre ohne „Ausnahme ausgeübt, und dieß ſind die beſten, „weiſeſten und ruhigſten Tage meines Lebens ge„weſen. Sagen Sie ihm, daß ich nie einen vor„trefflichern Ausſpruch gehört hätte, als der iſt, „den Sie mir von ſeiner Mutter erzählt, daß ohne „die ſittlichen Tugenden des Herzens alle äußerli„che Vollkommenheiten ihren Werth und auch ge„wiſſermaßen ſelbſt ihr Daſeyn verlieren müßten; „und daß ein Mann von Religion doppelt liebens„würdig wäre, auch zu der Zeit, wenn er am „ſtrengſten handelte. Ich denke, er liebt das „Geld nicht, und ſein ganzer Charakter ſcheint „mir für dieſe Neigung zu groß zu ſeyn; Güte, „Leutſeligkeit und Freygebigkeit reden aus ſeinen „Augen.“

Alles dieſes und noch weit mehr, lieber Graf, hörte ich an, ohne beynahe ein Wort zu ſagen. Das, hub ich endlich an, will ich dem Grafen alles ſchreiben. Er wird Sie und meine Liebe zu ihm durch die Sorgfalt für ſeinen Charakter, oder welches einerley iſt, für ſein Glück belohn-

belohnen. — — — — — — —
— — — — Leben Sie wohl.

G.

XX.

An Ebendenſelben.

Die Freundſchaft thut das in Ihren Briefen, was die Kunſt, unterſtützt von der Natur, in den Werken des Geſchmacks thut. Die Kunſt, ſagt Pope,*) wirkt, ohne ſich zu zeigen, und herrſchet ohne Gepränge. So nährt die verborgne Seele in einem ſchönen Körper alles mit Lebensgeiſtern und erfüllt das Ganze mit Stärke. Sie wirkt jede Bewegung und unterſtützet jede Nerve; ſie ſelbſt iſt ungeſehn; aber in den Wirkungen zugegen. So, ſage ich, wirkt die Freundſchaft, unterſtützt von dem guten Geſchmacke, in Ihren Briefen. Sie herrſchet ohne Gepränge, belebt alle Gedanken, macht den Ausdruck beredt; ſie kündiget ſich nicht an und iſt doch in allem, was Sie mir ſagen, zugegen. Welche Freude für mich! Ich weiß Ihnen meine Dankbarkeit nicht

*) Art — —
Works without ſhow, and without pomp preſides:
In ſome fair body thus the ſecret ſoul,
With ſpirits feeds, with vigour fills the whole,
Each motion gives, and ev'ry nerve ſuſtains,
It ſelf unſeen, but in th'effects remains.

besser zu zeigen, als daß ich mein Lob zurück halte und Ihnen öfter schreibe, als meinen übrigen Freunden, und mich bemühe, Ihnen auch in dem, worinne ich Ihnen kein Beyspiel seyn kann, wenigstens ein Gefährte zu seyn. Das weis ich gewiß, daß Sie die Ermunterungen in meinem letzten Briefe nicht vergessen werden, so sehr Sie sich auch selbst die beste Ermunterung sind. Ich habe sie Ihnen niedergeschrieben, wie man Freunden, die glücklich sind, immer noch Glück wünschet. Die Frau von * * meynt es außerordentlich gut mit Ihnen, und ich glaube, daß sie mir Ihrentwegen gewogner ist; denn in der That mag sie denken, daß ich zu Ihrem Besten mehr beygetragen habe, als ich wirklich gethan. Allein ohne mich zu erniedrigen, muß ich doch bey Ihnen und Cronegken die Anmerkung machen, die man von den größten Malern gemacht, daß sie meistens ohne große Lehrmeister sich selbst gebildet haben. Ich will sie Beide dadurch nicht stolz machen; denn auch das glücklichste Genie, wenn es an seinen Ursprung gedenket, hat mehr Ursache zur Bescheidenheit, als zum Stolze, und der Stolz ist gemeiniglich nur die Ausfüllung des leeren Raums in unsrer vielseynwollenden Seele. Ich fühle es sehr wohl, liebster Graf, daß ichs in meinen Briefen an Sie nicht vergessen kann, daß ich noch einmal so alt bin, als Sie; aber selbst meine Docirsucht ist noch Liebe. Ich denke alle Augenblicke, ich möchte Sie durch mein Lob, davon mein Herz so voll ist, sicher machen; und gleich will mein Verstand

ſtand das wieder gut machen, was mein Herz verſehn zu haben glaubet, und da fange ich denn an, lehrreicher zu ſeyn, als es Ihr Charakter bedarf. Sie werden mirs leicht vergeben; und wenn auch meine Briefe an Sie einmal Andern in die Hände fallen ſollten, ſo können ſie doch nichts weiter davon ſagen, als was man gewiſſen Geſichtern der Frauenzimmer vorwirft, die ſich unvermerkt in eine zu gütig erklärende Miene verlieren, es fühlen und dieſe freywillige Miene durch einen aufgebotnen furchtſamen Ernſt widerlegen wollen. Ich bin heute ſehr fruchtbar in Gleichniſſen und ſolchen Sachen. Vermuthlich habe ich zu viel Zeit zu dieſem Briefe; denn der Regen hat meinen Zuhörer, dem dieſe Stunde gehört, abgehalten.

In dem Journal des Savans et des Trevoux ſind Riveris Fabeln rühmlich genug recenſiret; nur ärgre ich mich, daß der Recenſent aus toller Uebereilnng eine Stelle von Rabenern ſaget, die Riveri in der Vorrede vom Rabelais oder Swiften geſaget hat. Ich will deswegen an Riveri ſchreiben. — — Leben Sie wohl, beſter Graf.

Leipzig,
den 13. May 1755.

G.

XXI.

Dresden, den 18. May 1755.

Liebſter Profeſſor,

Die Vergleichung, mit der Sie Ihren letzten Brief anfangen, ſo wie die Stelle aus dem Pope, ſind beide ſehr ſchön. Wie glücklich wäre ich, wenn ich ſie wahr machen könnte! So viel iſt indeſſen gewiß, daß, wenn anders meine Briefe an Sie einigen Werth haben, Sie ihn bloß durch meine Freundſchaft gegen Sie erhalten, und vielleicht iſt ſie es, die mich bey Ihnen entſchuldiget, und meinem Verſtande Lobſprüche erwirbt, die meinem Herzen allein gehören. Sie erfreuen mich unendlich durch den Vorſatz mir oft zu ſchreiben, und beſchämen mich zugleich, indem Sie es als ein Mittel anſehn, mir Ihre Dankbarkeit zu bezeigen, da es in der That eins iſt, mich noch mehr dazu zu verbinden; mich, der ich Ihnen ſo viel, der ich Ihnen alles zu verdanken habe.

Die Frau von * * hat Recht, wenn Sie dieſes glaubt, und, ſagen, daß ich Sie ſeit fünf Jahren kenne, heißt nichts anders ſagen, als: Gellert hat ihn gebildet, er hat ihn erzogen. Ihr Beyſpiel, das ich glücklich genug war mir zum Muſter zu wählen, hat mir jederzeit mehr genützt, als die trefflichſten Lehren nicht würden gethan haben, die nicht damit unterſtützt geweſen wären; und man kann von der Erziehung insbeſondere behaupten,

was in allen Sachen wahr ist, daß stets die Exempel mehr als die Vermahnungen bessern.

Was Sie von dem Stolze sagen, ist vortrefflich, und ich begreife noch immer nicht, wie man bey einem wahren Verdienste stolz seyn könne. Wenigstens sind solche Personen allemal Räthsel; so wie es unmöglich ist, daß ein geschwollner Körper zugleich gesund seyn kann; und was ist der Stolz anders als Geschwulst? Aber es ist Zeit, daß ich meinen Brief schließe. Morgen früh reise ich nach Pohlen, und es ist schon bald Mitternacht. — Leben Sie wohl, ich bin ewig

Ihr

B*.

XXII.

Dresden, den 3. Jul. 1755.

Liebster Professor,

Ich denke noch immer an den Augenblick unsers Abschieds, und ich denke mit Vergnügen daran. Niemals habe ich lebhafter als damals empfunden, wie unthätig unser Verstand ist, wenn unser Herz in Bewegung ist; und ich bin niemals zufriedner, als wenn ich mich selbst recht lebhaft überzeugen kann, wie sehr ich Sie liebe. Glauben Sie nicht etwan, daß ich jemals daran gezweifelt; nein, dazu kenne ich mich zu gut, um so mißtrauisch gegen mich selbst zu seyn. Aber

das Vergnügen, dieſes beſtändig von meinem Herzen zu erfahren, und dieſes Verdienſt in ihm zu erkennen, (denn eine ſeiner beſten Eigenſchaften iſt gewiß die, daß es ſie liebt,) macht, daß ich ſo genau auf alle ſeine Bewegungen Achtung gebe, als ob ich ihm gar nicht trauen dürfte. Wie gefällt Ihnen dieſe kleine Metaphyſik des Herzens? Ich kann Sie verſichern, daß ſie eben ſo gewiß iſt, als wenn ich ſie auf lauter Grundſätze gebaut hätte; denn ſie gründet ſich auf meine Empfindungen, und dieſe ſind doch gewiß wahr, wenn ſie auch unrichtig wären.

Ich beſinne mich in dieſem Augenblicke, daß morgen Ihr Geburtstag iſt, ein Tag, der unter den Großen froſtigen Complimenten und unter den Niedern abgeſchmackten Wünſchen geweiht iſt. Unter Freunden aber iſt er der Empfindung und der Freude gewidmet. Darf ich Ihnen wohl erſt ſagen, wie groß und wie aufrichtig die meinige darüber iſt? Ich kann hierbey eine Anmerkung machen, die mir gewiß Ehre bringt, die aber doch darum nicht minder wahr iſt: nämlich, daß ich die erſten Verſe, die ich jemals gemacht, der Freundſchaft zu danken habe, ſo wie Corneille ſeine erſten der Liebe [redacted] Erinnern Sie ſich noch an die herzbrechende Ode, die ich vor vier Jahren auf Ihren Geburtstag gemacht, und die Herr S** corrigirt hat? Habe ich alſo nicht Recht, wenn ich mich mit Corneillen vergleiche? Und vielleicht war mein Trieb noch edler als jener,

ner, der Corneillen beseelte. — — — —
Leben Sie wohl,

Ihr

B*.

XXIII.

An den Grafen M** von B*.

L. den 4. Jul. 1755.

Liebster Graf,

Ja heute ist mein Geburtstag, und ich danke Ihnen für Ihren lieben, freundschaftsvollen Brief. Erfreun Sie sich mit mir, daß ich noch lebe! Danken Sie der Vorsehung mit mir, daß ich so viel Ursachen habe, ihr zu danken. Wünschen Sie mir Gesundheit, wenn sie mir gut ist, und ein frohes Herz. Wünschen Sie, daß meine künftigen Tage, es mögen ihrer viel oder wenig seyn, Tage der Weisheit und Gelassenheit seyn mögen, daß ich bis an das Ende meines Lebens den Eifer, Gutes zu thun, fühlen und beweisen mag; daß ich unter dem Beyfalle der Welt nicht eitel, unter dem Tadel nicht klein, im Glücke nicht zu froh, und im Unfalle nicht zu traurig werden, die Liebe meiner Freunde als ein Glück genießen und als die Ehre des guten Herzens verdienen, daß ich Verstand und Tugend über alles schätzen und bewahren mag. Ja, mein liebster Graf, das gebe Gott!

Also

Also habe ich schon acht und dreyßig Jahre gelebt, weit über die Hälfte des menschlichen Ziels und wer weis, wie weit über die Hälfte des Meinigen! Und ich sahe an alles, was unter der Sonne war, und siehe, es war alles eitel! Es soll aber auch eitel und unser Glück hier nie vollkommen seyn. Ich finde vielleicht in dem verfloßnen Jahre weniger Fehler von mir als in den vorhergehenden; aber ich finde auch viele glückselige Empfindungen des Herzens nicht mehr, die ich ehedem gehabt habe. Doch mein Leben hat tausend Spuren der liebreichen Vorsehung aufzuweisen, die ich verehre und noch weit mehr zu verehren wünsche. Ich hoffe mich auf die noch übrigen Tage das Beste von ihr und das Glück eines ruhigen Todes. Ich will meine übrigen Empfindungen heute noch mit der theilen, der ich das Leben schuldig bin. Also lassen Sie mich diesen Brief schließen, mich ihn mit dem Wunsche für Ihr Leben, für Ihr Glück, für die Erhaltung Ihres besten Ruhms, Ihrer Tugend, lassen Sie mich ihn mit dem Wunsche schließen, daß Sie das Beyspiel liebenswürdiger Sitten, daß Sie künftig der nützlichste und glücklichste Mann, der beste Vater, daß Sie stets der würdigste Freund, daß Sie mir noch im Tode Freund und Ehre seyn mögen!

G.

XXIV.

Dresden, den 12. August 1755.

Mein liebster Professor,

Sie haben mich so sehr verwöhnt, daß ich es für etwas außerordentliches halte, wenn eine Woche vergeht, in der ich keinen Brief von Ihnen bekommen habe. Glauben Sie indessen nicht, daß diese Gewohnheit, Ihre ordentliche Gewalt gleichgültig zu machen, auch bey mir ausübet, und daß Sie nöthig haben, sie zu unterbrechen, damit Sie mein Vergnügen vermehren. Ich bin nicht so ungerecht, daß ich Ihnen diesen Verdacht Schuld geben sollte, und Sie wissen zu gut, wie schätzbar mir alles ist, was von Ihnen kommt, als daß ich Sie erst davon versichern dürfte. Ja, was sehr sonderbar ist, meine Gewohnheit selbst vermehrt mein Verlangen nach Ihren Briefen, und ich darf sie niemals in der Anzahl erwarten, in der ich sie mit Ungeduld wünsche. Ich werde Ihnen also nicht sagen, daß ich mich itzt mehr als jemals darnach sehne; aber daß ich unendlich viel vermisse, dieß will ich Ihnen sagen.

Es ist wohl billig, daß ich Ihnen etwas von meiner Reise nach Frankreich melde, weil ich noch immer hoffe, daß Sie mich dahin begleiten werden. Allem Ansehn nach wird sie sehr bald vor sich gehn, und ich hoffe Ihnen morgen den Tag meiner Ankunft in Leipzig zu melden. Es ist mein wahrer Ernst, was ich Ihnen sage; und ich würde sehr betrof-

betroffen seyn, wenn Sie mich nicht begleiteten. Richten Sie also immer Ihre Vorlesungen so ein, daß Sie sie in acht Tagen höchstens schließen können. Vielleicht bin ich schon in dieser Zeit bey Ihnen. Schreiben Sie mir aber erst noch einmal. Vielleicht schreiben Sie nicht so bald wieder an mich nach Dresden. Leben Sie wohl,

Ihr

B*.

XXV.

Antwort auf den vorhergehenden Brief.

Leipzig, den 13. Aug. 1755.

Liebster Graf,

Also wollen Sie noch nach Paris gehn? Ich verliere viel dabey; aber will ich nicht verlieren, wenn Sie gewinnen? Gebe es doch Gott, daß diese Reise alle Ihre guten Eigenschaften in ein noch größer Licht setze, daß Sie mit einer fruchtbaren Kenntniß der Menschen und der Geschäffte und mit dem ganzen Adel Ihres Herzens und Ihrer Sitten, zu Ihrem Glücke, zu dem meinigen, zur Freude und Ehre aller Ihrer Freunde zurück kommen mögen! Und wann wollen Sie wiederkommen? Ich hoffe der Segen Ihrer Freunde soll Sie allenthalben begleiten. Lassen

Sie

Sie mich, ſo lange Sie auf Reiſen ſind, im Geiſte Ihnen täglich gegenwärtig ſeyn, und ſchreiben Sie mir Ihr ganzes Herz, alle Ihre Begebenheiten von Zeit zu Zeit auf. Hätte ich Geſundheit genug, ſo würde ich ſelbſt mit Ihnen reiſen. Aber ſo wird es genug ſeyn, wenn Sie ſich meiner alle Tage erinnern und ich alle Tage für Sie beet. In der That wollte ich wünſchen, ich könnte einige Monate aus Leipzig gehn. Sie wiſſen ſchon warum. Alle Hochachtung, die man uns erweiſet, erſetzet doch nicht den Verluſt einer gewiſſen Freyheit, zu der ich vor Andern geneigt, oder gewöhnet bin. Ich umarme Sie für Ihren letzten Brief, und erwarte bald nur zwo Zeilen von Ihnen, lieber Graf!

G.

XXVI.

Dresden, den 16. Aug. 1755.

Liebſter Profeſſor,

Sie werden mich nicht begleiten? Darf ich Ihnen wohl erſt ſagen, wie ſehr mich dieſe Nachricht betrübt? Ich werde das Vergnügen dieſer Reiſe nur halb fühlen, da ich es nicht mit Ihnen theilen kann, und ich brauche alle Mühe, mich von der Gewißheit dieſer Nachricht zu überreden, ſo ſehr habe ich mich darauf gefreut, daß Sie mein Reiſegefährte ſeyn würden. Ich neh-

me

me indeſſen Ihr Anerbieten an, und ich würde Sie ſchon darum gebeten haben, wenn ich vermuthet hätte, daß ich es jemals würde anwenden können. Sie ſollen der getreue Bewahrer aller meiner Begebenheiten, und meines Herzens ſelbſt ſeyn. Wem könnte ich es ſicherer vertrauen als einem Freunde, der es ſchon ganz beſitzt? Ich weis gewiß, die Entfernung ſelbſt wird nur ein neues Band unſerer Freundſchaft ſeyn, ſo wie mir dieſe zum Schutz und zur Ermunterung dienen ſoll. — — Ich kann Ihnen noch nicht den Tag meiner Ankunft bey Ihnen melden. Leben Sie wohl.

Ihr

B*.

XXVII.

An den Grafen M** von B*.

Liebſter Graf,

Der erſte Brief, den ich Ihnen nach Paris ſchreibe, ſoll kurz, ſoll nichts, als der Wunſch ſeyn, daß es Ihnen wohl gehn mag. Doch wohl gehen, das iſt für mein Herz zu wenig gewünſchet. Nein, es müſſe Ihnen ſo wohl gehn, als es dem beſten Herzen auf Erden gehen kann. Es müſſe Ihnen keine von den Freuden fehlen, die der Hof nicht kennt, die der Weiſe in ſich ſucht, und in der ſtrengen Herrſchaft über ſich ſelbſt allein findet. Ja, mein liebſter Graf, ein

solcher Wunsch ist der würdigste und größte, den ich für Sie weis; und wenn Ihr Herz Freude für Sie hat, so werden tausend Dinge für Sie Anmuth werden, die Andern gleichgültig sind, und hundert Beschwerlichkeiten Ihnen klein werden, die Andern unerträgliche Lasten sind. Gott gebe Ihnen, unter den Reizungen und Versuchungen des Hofs, Muth und Stärke, die wahre Hoheit der Seele zu behaupten! Und keine Stimme der Freygeisterey, kein angesehner Witz, keine falsche Ruhmbegierde mache Sie einen Augenblick in der Weisheit der Religion ungewiß! Bester Graf, wer uns diese nimmt, der nimmt uns Wahrheit und Gott, und mit beiden alles. Ich weis, wie gefährlich der Ort ist, an dem Sie leben, und ich müßte Sie nicht lieben, ich müßte kein gewissenhafter Mann seyn, wenn ich Sie nicht zur Behutsamkeit ermuntern wollte; so sehr ich auch weis, daß Sie ohne mich alles und mehr thun werden, als ich irgend einem Jünglinge von Ihren Jahren zutrauen kann; denn in meinen Augen sind Sie kein Jüngling, oder doch nur das Beyspiel der besten Jugend.

Und nun, theuerster Graf, will ich Sie fragen, wie es Ihnen in Paris gefällt, womit Sie sich vergnügen, womit Sie sich beschäfftigen? Sie lesen doch über Ihre gewöhnlichen Geschäffte fleißig? Ja wohl. — — —. Auf diesen kleinen Brief soll künftige Woche ein desto desto größrer folgen. Dieses verspreche

ich Ihnen oder vielmehr mir ſelber, und bin der Ihrige

G.

XXVIII.

Paris, den 19. Oct. 1755.

Liebſter Profeſſor,

Ich bin ſchon vierzehn Tage hier, vier Wochen von Ihnen abweſend, und habe noch nicht Einmal an Sie geſchrieben! Es ſcheint mir unmöglich, und doch iſts leider allzuwahr. Ich hätte Ihnen gern unterwegens geſchrieben, aber da konnte ich nicht; und da ich nach Paris komme und alle Freyheit habe, meinem Verlangen zu folgen, warte ich vierzehn Tage, ehe ich es ſtille. In der That, ich bin ein ſonderbarer Menſch! Sie werden mich vielleicht mit den Zerſtreuungen entſchuldigen, die ſich überall in einer ſo großen Stadt darbieten; Ihre Gütigkeit läßt mich dieſes erwarten. Aber auch dieſe Rettung bleibt mir nicht übrig; denn ich bin zu keiner Zeit meines Lebens weniger zerſtreut und mehr in mich ſelbſt zurückgezogen geweſen, als ſeitdem ich in Paris bin; und erſt heute fange ich wieder ein wenig an, mich und meinen Geiſt, an dem ich faſt verzweifelte, zu entwickeln. — Aber woher kömmt das, mein lieber Graf? Paris wird Ihnen doch nicht mißfallen? — Nein, liebſter Profeſſor, es gefällt mir vielmehr,

und

und mein Urtheil würde zu übereilt seyn, wenn ich es itzt ganz entscheidend darüber fällen wollte. Vielleicht wird es mir um desto mehr gefallen, weil ich nicht zu viel erwartet habe. Ich entdecke indessen schon viel Schönes, viel Vortreffliches, viel Thörichtes, viel Abgeschmacktes, und bitte täglich den Himmel um Augen, Beides zu unterscheiden und von einander zu trennen. Ich besuche fleißig die Frau von Graffigny, und habe Fontenellen, Marivaux und Duclos gesehn. Die erste besitzt wirklich den liebenswürdigsten Charakter, und man vergißt beständig bey ihr, daß sie eine Schriftstellerinn ist. Ich denke, ich werde ihr sehr wunderbar vorgekommen seyn; denn ich besinne mich nicht, daß ich nur zwey erträgliche Worte bey ihr gesagt habe, meistens aber gar nichts. Ich bin fleißig in der Französischen Komödie. Gestern war ich in dem Mahomed des Voltaire, wo ich wie ein Kind geweinet. Künftige Mittwoche wird man eine neue Tragödie von ihm aufführen, l'Orphelin de la Chine.

Den 24. Oct. — Es ist heute schon Freytag, und mein Brief ist noch nicht fertig? Glauben Sie indessen nicht, daß es mir wie Voiturn geht, der acht Tage über einem Glückwunsche schrieb. — Sie haben also vielleicht große Verhinderungen gehabt? — Das kann wohl seyn. Und wenn ich Ihnen sagte, daß ich dem Könige vorgestellt worden, der Königinn aufgewartet, kurz den ganzen Hof gesehn und besucht habe; sind das nicht wichtige Hindernisse? Ich habe überdieß mein Quar-

ter verändert, und ein Gefängniß mit einem andern vertauscht. — Ich habe die oberwähnte Tragödie gesehn. Sie hat schöne Stellen, ist gut geschrieben, thut aber wenig Wirkung. — — — O könnten Sie mir nicht mit einer Gelegenheit den folgenden Theil des Grandison schicken? Ich meyne den siebenten. Ich würde Ihnen unendlich dafür verbunden seyn. Herr Wächtler läßt sich Ihnen empfehlen. Ich habe hier einen geschickten Kupferstecher, Ihren großen Verehrer, kennen lernen. Er heißt Wille, und ist mit Ihrentwegen gut. Was für ein glückliches Vorurtheil ist doch Ihre Freundschaft. Werden Sie mich auch nicht vergessen? Mir fehlt nichts in Paris als meine Freunde. Wenn ich auch meinem Vaterlande nichts als diese schuldig wäre, wie groß wäre nicht schon meine Verbindlichkeit! Grüssen Sie sie alle in Leipzig, und lieben Sie stets

Ihren

B*.

XXIX.
Antwort auf den vorhergehenden Brief.

Leipzig, den 24. Nov. 1755.

Theuerster Graf,

Alles, was in Ihrem ersten Briefe aus Paris steht, hat mich gerührt; alles ist mir wichtig vorgekommen, entweder weil es Sie angieng, oder weil

weil Sie mirs ſagten, mir von Paris aus ſagten, mir nichts ſagen können, was ich nicht mit Vergnügen leſen ſollte. Alſo werden Sie fragen, haben Sie es mit Vergnügen geleſen, daß ich die erſte Zeit über ſo tiefſinnig in Paris geweſen bin? Ja, das hat mich erfreut. Ein leeres Herz würde gleich eingenommen, gleich entzückt und hingeriſſen worden ſeyn. Aber Ihres waffnete ſich erſt mit Ernſt und Nachdenken, um ſich der Freude deſto ruhiger und ſichrer zu überlaſſen, um ſie zu wählen und nicht um ſie blindlings zu verfolgen. Ich glaube, die meiſten jungen Herren, wenn ſie nach Frankreich gehn, gleichen den Schatzgräbern. Sie nehmen die Begierde, Vergnügen und Wunder zu finden, für die Gewißheit an, daß ſie ſie finden werden, und betrügen ſich einige Zeit durch ihre ſüßen Vorſtellungen.

Sie ſprechen die Frau von Graffigny oft. Eine neue Freude! Bey dieſer würdigen Frau müſſen Sie, wenn Sie anders liebenswürdiger werden können, es gewiß werden. Ihr Umgang wird Ihnen ein ſichres Gegengift wider die Gefahr der großen Geſellſchaften ſeyn. Ich trage es Ihnen auf, ihr in meinem Namen die Hand recht feyerlich und ehrerbietig zu küſſen; und wem könnte ich es lieber und zuverſichtlicher auftragen? Eben dieſe Commiſſion gebe ich Ihnen noch einmal an Madame Wille. Sie hat mich mit der Cleopatra beſchenket, und mir mit Bleyſtift etwas Angenehmes unter das Kupfer geſchrieben. Auch ihren Mann verſichern Sie aller meiner Freund-

schaft. Ich bin sein Bewundrer und Verehrer, und stolz, daß er ein Deutscher ist. — — Herr Wächtlern *) wünsche ich Glück zu Ihrer Bekanntschaft, und überlasse Sie ihm itzt mit der Bedingung, daß er Sie binnen anderthalb Jahren gesund und zufrieden, unter dem Beyfalle der Klugen, wieder zurück bringt, und zuerst zu mir. Das versteht sich. Zu seiner kritischen Nachricht vom Theater habe ich noch Niemanden; denn wenn ich sie ihm nicht gut schaffen kann: so will ich sie ihm lieber gar nicht schaffen. — — Neues aus Sachsen, aus der Welt Ihrer Freunde, liebster Graf, weis ich nichts. — So leben Sie denn wohl, bester Graf, lieben Sie mich, schreiben Sie mir, lieben Sie sich, und bedenken Sie, wie viel Ihre Freunde, wie viel Ihr Vaterland von Ihnen erwartet, und ich mir und der Welt von Ihnen verspreche.

N. S. Wenn ein Auszug aus dem Loose in der Lotterie gemacht werden sollte: so sagen Sie Herrn Wächtlern, daß er die letzten Scenen, wo Caroline ihrem Geliebten das Loos giebt, wegläßt, und die Handlung da endiget, wo die Frau Damon ihr das Billet zurück giebt. Man wird sonst sagen, daß der Geliebte, der in dem ganzen Stücke nicht vorkömmt, Deus ex machina, und die Handlung nicht gehörig geschlossen sey.

G.

XXX.

*) Dieser verfertigte damals die deutschen Artikel für das Journal Etranger. Anm. der Herausgeb.

XXX.

Paris, den 18. Dec. 1755.

Mein liebſter Profeſſor,

Erſt Einen Brief von Ihnen; und es ſind ſchon über zween Monate, daß ich von Ihnen entfernt und weit entfernt bin! Nur dieſes iſt hier die Urſache meines Kummers und meiner Unruhe. Sie ſollten mir dieſe Entfernung wenigſtens vernähern, indem Sie mir, ſo oft als es Ihnen möglich wäre, ich ſage nicht, ſo oft als ich es wünſche, ſchrieben. Ich bin itzt mit dieſem Lande ziemlich zufrieden. Ich habe Freunde, Umgang und Geſellſchaften gefunden. Aber ich bin nicht bey Ihnen! Der erſte und letzte meiner Gedanken bey allem Vergnügen, das ich hier genieße, geht ſtets Sie, Ihre Gütigkeit für mich, die Vortrefflichkeit Ihrer Werke, Ihren perſönlichen Charakter an; und ich bin nie zufriedner, als wenn man mir von allem dieſen Rechenſchaft abfordert. Sie ſind hier ſo ſehr bekannt und verehrt, als an keinem Orte, wo man Deutſch redet. Welcher Ruhm für Sie und welche Zufriedenheit für mich! Die Frau von Graffigny, die mir Ihre Stelle erſetzt, in ſo ferne es eine Perſon von ihrem Geſchlechte thun kann, ſchätzt Sie unendlich hoch, und fragt mich oft, ob ich keine Nachricht von Ihnen erhalten, und ob Sie ſie nicht hätten grüßen laſſen. Sie verdient alle Ihre Hochachtung. Sie verbindet mit einem

richtigen, aufgeklärten und ungezwungenen Verſtande, (einer ſo ſeltnen Eigenſchaft beſonders bey dem Frauenzimmer) die Redlichkeit des tugendhafteſten Mannes, die Beſcheidenheit des unbekannten Verdienſtes, und die Munterkeit und Heiterkeit einer jungen Perſon von zwanzig Jahren. Sie ſteht hier in dem Rufe, den man nur erwirbt, wenn man tugendhaft und weiſe iſt, und ſtets den Witz zur Beförderung der Tugend anwendet. Sie iſt meine wahre Freundinn, und nach Ihnen weis ich Niemanden, den ich mehr liebe und verehre. Sie iſt hier die Bewunderung der Vornehmſten, mit denen Sie als eine Frau von Stande umgeht, das Vergnügen der Vernünftigen, die ſich nach ihrem Umgange ſehnen, und das Muſter aller, die ſie auch nur weitläuftig kennen. Ich habe ihr hier die Bekanntſchaft mit einem gewiſſen Chevalier d'Arc verſchafft, dem Verfaſſer der Lettres d'Osmann. Auch dieſer iſt einer von denen, die ich wegen ihres Umgangs ſuche, und wegen ihres Herzens verehre. Er iſt ein natürlicher Enkel von Ludwig dem Vierzehnten, ein Mann, der mitten in dem Kriege niemals die Liebe zu den Wiſſenſchaften verloren hat, der durch verſchiedene Unfälle kein großes Glück in dieſem Stande gemacht, und der ſich den Wiſſenſchaften und einigen Freunden itzt ganz gewidmet hat. Unſere Freundſchaft hat ſich ohngefehr ſo angefangen, wie die mit Herr Cramern. Er hat mir geſagt, daß er einen Zug gegen mich fühlte, und mir eine ordentliche Liebeserklärung gethan, die ich mit dem

größten

gröſsten Verlangen angenommen habe. Es hat uns Niemand als Sie zum Mittler dabey gefehlt. O! wenn Sie wüſsten, wie oft ich an Sie denke, wie oft ich Sie wünſche! Sie würden mich vielleicht bedauren, meine Wünſche erfüllen, und Ihren Schüler, Ihren Freund, Ihren Verehrer, in Paris beſuchen. Er verdient noch einen Theil von Ihrem Andenken, weil er Sie ſo ſehr liebt. Ich kenne hier viel Gelehrte, viel groſse Häuſer und noch mehr Thoren. Ich habe das Glück, dieſe vermeiden zu können, in jenen gelitten zu ſeyn, und die erſten zu unterſcheiden. Diclos iſt ein liebenswürdiger Mann; aber nicht wie Sie. Er iſt heftig, auffahriſch, aber edel und groſs in ſeiner Aufführung, wie Sie. Ich kenne Racinen, Marivaux, Saintfoix, den Präſident Henault. Ich werde Ihnen bald mehr von dieſen Herren ſagen. Heute will ich mich nur für Ihren kurzen Brief, den Sie mir durch den Herrn von M** zugeſchickt, bedanken. Ich bitte Sie, mir bald wieder zu ſchreiben. Denn Ihre Briefe ſind mir ſo nöthig als einem Durſtigen der Trunk. Ich leſe viel Deutſch, überſetze die Tragödie von Cronegken, verkürze viel Stellen, verändere manche, und dieſs alles für die Frau von Graffigny. Sie ſind nicht mit der doppelten Erſcheinung des Medon zufrieden; ich ſollte doch meynen, daſs ſie zu entſchuldigen wäre. Die Entwickelung iſt unſtreitig ſchön, aber viele Unterredungen ſind zu lang. Ich habe, (werden Sie es wohl glauben?) hier den Entwurf zu einer Komödie gemacht.

Wenn ich ihn jemals ausführe, so sollen Sie sie zuerst sehen. Ich sage hier allen Menschen, daß Sie mein Lehrmeister sind, und daß ich Ihnen alles schuldig bin, was ich weis, und was ich jemals wissen werde. Ja ich bin Ihnen noch viel mehr schuldig. Denn auch die Liebe zur Tugend, wenn ich anders glücklich genug bin, ihr stets zu folgen, ist Ihr Werk. Wenn Sie mit diesem Geständnisse zufrieden sind, so dürfen Sie mich wenigstens nicht für unerkenntlich halten. Man beneidet mich meistens, und wünschet mir Glück, so oft ich es thue, und ich thue es oft. Fahren Sie ja fort, mich zu lieben. Ich weis kein gröſseres Unglück, das mir widerfahren könnte, als den Verlust Ihrer Freundschaft. Leben Sie wohl. Ich bin ewig

Ihr

B.

XXXI.

Antwort auf den vorhergehenden Brief.

Leipzig, den 14. Jan. 1756.

Liebster Graf,

Ihr Brief hat mir die ersten heitern Stunden in dem neuen Jahre geschenket; und wie kann ich erkenntlicher seyn, als wenn ich ihn in eben den frohen Stunden beantworte, die ich Ihnen zu danken

ken habe? In der That, Sie lieben mich zu sehr, und Sie sagen mir dieses viel beredter, als ichs Ihnen von meiner Seite sagen kann.

Ich, liebster Moritz, sollte Ihnen in Paris Ehre machen? Sie, vielmehr Sie, machen mir, wenn Sie so rühmlich fortfahren, selbst noch bey der Nachwelt Ehre. Sie nennen sich meinen Schüler; vielleicht werde ich mich bald in manchen Dingen den Ihrigen nennen müssen. Sie sagen mir, daß ich in Paris nicht ganz unbekannt bin; vielleicht mehr durch Ihre Freundschaft, die für mich spricht, als durch den Werth meiner Schriften. Die Frau von Graffigny ist mir gewogen; vielleicht weil sie von Ihrem Charakter vortheilhaft auf den meinigen schließt. Die Gewogenheit dieser weisen und würdigen Dame ist ein Geschenk, dafür Sie der Vorsehung nicht genug danken können. Ihr Umgang wird Ihnen das berufne Schild der Minerva werden, das vor allen Gefahren schützet. Eine glückliche Vorbedeutung bey Ihrem Eintritte in die Welt, daß Ihre erste Neigung auf eine tugendhafte Frau fällt; und die Liebe einer Graffigny auf Sie! Quod vero in C. Marii, suavissimi doctissimique hominis familiaritatem venisti, non dici potest, quam valde gaudeam: qui fac ut te quam maxime diligat. Mihi crede, nihil ex ista provincia potes, quod iucundius sit, deportare. Diese Stelle des Cicero an seinen Trebatius können Sie, des verschiedenen Geschlechts ungeachtet, sicher auf die Graffigny deuten. Da sie so viel Freundschaft für Sie hat,

da ſie Ihnen Dienſte für das Herz erweiſen wird, die unſchätzbar ſind: ſo hat ſie mich ſchon ſo ſehr verpflichtet, daß ich ihr noch ewig dafür danken will. Was iſt ein geiſtreiches und tugendhaftes Frauenzimmer für eine Wohlthat für beide Geſchlechter! — Auch Ihren Herrn von Arc verſichern Sie aller meiner Hochachtung. —

Ihre Komödie, liebſter Graf! Eine Komödie — Iſt das möglich? Cronegken überſetzen und verbeſſern! Iſt das möglich? Mich nach Paris rufen, der ich kaum nach Weiſſenfels reiſen kann! Iſt das Ihr Ernſt? Und dennoch, wenn Jemand in der Welt mich verführen könnte: ſo wären Sie es und die Frau von Graffigny. — Wer klopft? Ihr Bedienter öffnet die Saalthüre, erſchrickt, fällt zurück in das Zimmer, ſchreyt: Der Herr Profeſſor Gellert! Indeſſen zittert der Herr Profeſſor in das Zimmer hinein und der Graf — —? Der Graf in der erſten Beſtürzung will ſeinen Augen nicht trauen, und doch auch der Erſcheinung nicht widerſprechen. Er nähert ſich mir — und ich weine ihm Gruß, Segen, Freundſchaft, alles entgegen. Endlich ziehe ich den ſiebenten Theil des Grandiſon aus der Taſche heraus und ſage: dieſen überbringe ich Ihnen perſönlich, perſönlich, liebſter Graf. O! wie geht es Ihnen in Paris? Hier fodre ich einen Stuhl, weil ich merke, daß mich meine Füße in meinen Freuden nicht mehr halten wollen. — Zärtliche Scene — Beſchreibung der erſten Geſpräche — Was Paris für einen Eindruck in

mich

mich macht — Zusammenkunft mit der Frau von Graffigny. — Der Fremde hat alles gesehn, will wieder zurückreisen — Trauriger Abschied u. s. w. Füllen Sie diese Züge aus. — Leben Sie unaufhörlich wohl. Ich umarme Sie, und bin zeitlebens

Ihr

G.

N. S.

Indem ich diesen Brief nach Dresden abschicken will, erhalte ich das Journal Etranger vom November. Die Kritik über die Betschwester hat mich nicht sehr vergnügt. Herr Freron urtheilet, ohne das Stück ganz gelesen zu haben, und ohne Deutsch zu verstehen.

1. Die Betschwester ist nicht scheinheilig, wenn sie auf Pfänder leihe. Es ist ein Zug ihres Geizes, und um ihren Geiz zu verdecken, nennt sie das vor der Gesellschaft einen Liebesdienst, was die Andern nicht wissen sollen.

2. Der Charakter der Betschwester ist, nach meiner Meynung, so sehr gezeigt, daß er ekelhaft werden würde, wenn er noch mehr gezeigt würde. Und welches sind die Gesichtspunkte, aus denen es noch geschehen könnte? Herr Freron muß wissen, daß in einem Auszuge tausend kleine Striche des Charakters verloren gehn.

3. Der erste Act enthält die Exposition. Aber der Zuschauer ist immer noch begierig gemacht worden, zu erfahren, ob die Betschwester ihre

Töchter

Tochter weggeben wird, die sie aus Geiz, wegen der Aussteuer, nicht gern weggeben will. Sie hat es gezeigt. Lorchen sagt es am Ende des ersten Acts. Der Knoten ist also durch den Act angelegt: weil die Richardinn der Tochter 10000. Rthlr. mitzugeben versprochen, und sie es bereut, und doch auch den Freyer nicht gern verlieren möchte; was wird sie thun? Ferner: was wird Herr Simon thun, dem Christianchen nicht gefällt? Hat er schon einmal sich entschließen können, sie nicht zu begehren; vielleicht bestimmt ihn ein Umstand, daß er gar von ihr abgeht. Dieß ist die Anlage zu seiner Veränderung im andern Acte.

4. Christianchens Charakter aus der Mutter ihrem herzuleiten, wäre angegangen, und wär deswegen doch nicht nöthig.

5. Lorchen hätte sich freylich stellen können, als wollte sie Simonen nehmen, das ist auch wahr; aber so wäre vielleicht vieles von dem Freundschaftlichen dieser beiden Mädchen verloren gegangen, wenigstens wäre die Entwickelung für die Zuschauer nur eine Theaterbelustigung geworden, wenn sie ihre Verstellung gewußt hätten. Doch diesen Punkt will ich nicht hartnäckig behaupten.

6. Das Rachgierige fehlt dem Charakter der Betschwester, deucht mich, nicht ganz. Warum schimpft und schmäht sie auf Simon? auf Lorchen? Warum redt sie Böses von ihrer eignen Tochter? Sollte Herr Fréron das Stück gelesen haben? Ich zweifle sehr. Daß mehr Leben und Feuer darinne seyn könnte, oder sollte, gebe ich zu. Es ist mir

auf dem Theater selbst so vorgekommen. Indessen tadelt Herr Freron doch bescheiden, wenn er gleich mit der Flüchtigkeit eines Franzosen tadelt. Sein Tadel ist wahrscheinlich, wenn er gleich nicht Wahrheit genug hat. Mir kann er nicht ganz lieb seyn, wenn ich ihn gleich ertragen kann. Er scheint einer kleinen Monarchie der Kritik über die Werke der fremden Nationen sich anzumaßen. Er tadelt also, ohne daß ers will und weis, vielleicht aus Stolz und aus Vorurtheil für seine Nation. Ich wollte, daß ihm Herr Wächtler nichts mehr von meinen Arbeiten gäbe. Er wird in eben dem Tone fortfahren. So bald die Franzosen Deutsch verstehen: so müssen wirs uns gefallen lassen, daß sie von uns urtheilen; aber eher nicht.

XXXII.

Paris, den 17. Jan. 1756.

Mein liebster Freund,

Endlich bin ich glücklich genug Ihnen zu antworten. Jeden Tag, seitdem ich Ihren zweyten Brief erhalten, habe ich mirs vorgenommen; aber keinmal habe ich meinen Vorsatz ausführen können. Die Commission, die Sie mir an die Frau von Graffigny auftragen, habe ich treulich ausgerichtet. Sie küßte Ihnen gern wieder die Hand, wenn sichs für ein Frauenzimmer schickte. Setzen Sie indessen alles andere an die Stelle des Hand-

Handküſſens, das eben ſo viel bedeutet, und Sie werden noch nicht genug für ihre Hochachtung gegen Sie thun. Ich ſage ihr beſtändig, daß Sie mein Lehrer und Freund ſind, daß ich Ihnen alles zu danken habe, was ich bin und denke; und Sie liebt mich nicht wenig, Sie heißt mich Ihren Sohn. Viele Menſchen in Paris wundern ſich, daß ich ſie kenne, und daß ſie mich leiden kann; die meiſten beneiden mich um ihre Bekanntſchaft, und die Deutſchen, die hier ſind, halten mich für einen Sonderling, weil ich, zu meinem Glücke, nicht ſo bin wie ſie. — Ihren Auftrag an Madame Wille habe ich noch nicht ausgerichtet. Eheſtens aber ſoll es geſchehn.

Ich habe neulich der erſten Vorſtellung einer Tragödie beygewohnt, die keinen Beyfall gefunden hat. — Die drey erſten Acte über war alles ziemlich ruhig, bey dem letzten aber fing der Lärmen an. Doch iſt er itzt bey weitem nicht mehr ſo groß, als ehemals. Das Stück heißt Aſtianax. Binnen acht Tagen hörte man von nichts als davon reden, ſo wie man vorher beſtändig von dem Erdbeben zu Liſſabon geredet hat.

Ich habe itzt viel Bekanntſchaften, und unter allen ſind auch hier die Geſellſchaften der Großen die unangenehmſten und langweiligſten. Das Spiel, die große Triebfeder aller ihrer Unterhaltung, ſetzt den Thor in gleiches Verhältniß mit dem Klugen, und oft hat jener noch mehr Verſtand bey ſolchen Gelegenheiten als dieſer. Die mittlern Geſellſchaften, ich meyne die von Leuten,

die

die nicht bloß mit ihrem Stande, ihrem Anzuge, und selbst mit ihrem Müssiggange beschäfftigt sind, (und dieß sind leider die meisten Großen) diese sind allein die angenehmen und diejenigen, in denen es mir am besten gefällt. Das Frauenzimmer — ja das weis ich Ihnen nicht zu sagen — Ich habe wenig vernünftige gefunden. Die meisten von denen, die ich kennen gelernet, sind mit ihrer Person beschäfftigt; und wenn sie ja Verstand haben, so haben sie ihn doch selten so, wie gewisse Frauenzimmer bey uns. Es rühret wohl daher, daß die wenigsten eine gute Erziehung bekommen, sondern daß sie meistens die Welt eher sehen, als sie sie kennen. Die Mannspersonen schmeicheln ihnen und verachten sie. Die Frau von Graffigny (denn ich rede immer von ihr, wo ich nur kann) hat einige Anverwandtinnen, die sehr liebenswürdig sind. Die eine davon ist an einen Mann verheirathet, der einer der richtigsten und witzigsten Köpfe von Frankreich ist. Er hat noch nie etwas drucken lassen, ob er es gleich längst hätte thun können. — Ich kenne auch Herr Freron. Er hat nichts als ein Bischen Witz, viel Beissendes in seiner Art zu denken und sich auszudrücken, und ist sehr wenig geschickt, einen Richter der Schriftsteller abzugeben. — Es giebt itzt wenig wahre Genies in Frankreich, und die meisten, die hier schreiben, machen die Bücher, wie die Frauenzimmer die Knötchen. — Ich dächte, das wäre genug aus der gelehrten Welt. —

Wann, liebſter Freund, werde ich von Ihnen wieder einige Zeilen bekommen? Wenn Sie wüßten, was für ein Troſt Ihre Briefe für mich ſind, zumal da ich ſo entfernt von Ihnen bin, wie oft würden Sie mir nicht ſchreiben! — Vergeſſe ich nicht mein Deutſch? Meine Schuld iſt es nicht; denn ich leſe faſt nichts als deutſche Bücher. Ich habe den zweyten Theil von Cramers Predigten. Sie ſind ſchön. — — — — — —
Leben Sie wohl.

B*.

XXXIII.

Antwort auf den vorhergehenden Brief.

Leipzig, den 4. Febr. 1756.

Liebſter Graf,

Geſtern erhalte ich Ihren Brief vom 17. Januar, eben da ich den Fuß aus dem ſchwarzen Brete ſetzen will. Nun, dachte ich, ob du ihn wohl gleich den Augenblick läſeſt. Ich ſuche das Poſtgeld, gebe vor Freuden dem Briefträger etliche Groſchen mehr, und berathſchlage, ob ich ihn leſen will, ehe ich den Eingang des ſchwarzen Bretes verlaſſe; denn ich war im Begriffe zu Tiſche zu gehn. Ich breche das kleine Siegel auf, leſe das Datum, und ſtecke den Brief hurtig und

mit

mit widerstehender Hand ein. Nein, sprach ich zu mir selbst, wenn du ihn itzt liesest, was willst du denn bey Tische lesen? Lies ihn nicht, gehe geschwind, so hast du die Freude bey der Mahlzeit, und so wird dir der Weg nicht halb so lang werden. Nun laufe ich, was ich kann. Endlich bin ich mit meinem treuen Gefährten, den Herrn von Bosen, vor dem Haukischen Hause. Er verläßt mich. Ich gehe die erste Treppe schnell, schnell hinauf. Bey der zweyten greife ich schon in die Tasche. „Ein Wenig, nur etliche Zeilen willst „du lesen.“ Ich las die erste Seite. Es kam ein Hund und zopfte mich bey dem Pelze, ich that ihm nichts. Es kam eine Magd und sah mir in den Brief, ich that ihr auch nichts. Ich las immer herzlich fort, las langsam, als ob es unleserlich geschrieben wäre, und konnte doch alles sehr gut lesen. Es kam ein Kaufmann, der im Hause wohnet: „O das ist gewiß die heutige Lotterieliste, ist das „große Loos heraus?“ Ich antwortete ihm nichts, schüttelte den Kopf, gieng im Lesen eine Treppe höher, und war immer noch auf der ersten Seite, und freute mich, daß ich nicht weiter war, und überlegte, was auf den übrigen drey Seiten stehen und wie gut mir das erste Glas Wein schmecken würde, wenn ichs mit Ihrem Briefe in der Hand tränke, und Sie in Ihrer heitern, sanften, unschuldigen, denkenden Miene dazu dächte. Man setzte sich zu Tische, ich aß die Suppe, erwartete den Wein nicht, sondern las den ganzen Brief durch, ohne zu hören und zu sehen. — Ja, lieblster und

vortrefflicher Graf, ein Vater, dem sein Sohn nach zehn Jahren das erstemal aus der Fremde schreibt, kann nicht freudiger seyn, als ich war. Ich übertreibe es nicht, liebster Moritz, meine ganze Seele geräth in Bewegung, wenn ich einen Brief von Ihnen lese. Redt Ihr Herz, so lebt das meinige auf. Redt Ihr Verstand, Ihr Witz, so regt sich der meinige. Erzählen Sie mir, so bin ich gegenwärtig, wo auch die Scene ist. Kurz, wenn Ihnen meine Briefe, wie Sie sagen, Trost sind: so sind mir die Ihrigen nichts geringers. Ich soll Ihnen oft schreiben? Und o schreibe ich Ihnen denn nicht oft? Ist dieses nicht seit kurzem der dritte Brief, und sind nicht meine Briefe ihrer Länge nach Tractate, wenn sie gleich leere Tractate sind? — — — — — — — — — — — — Die Fürstinn Frau Mutter von Z*, eine Dame von ungemeinem Geiste und Verstande, hat mich auch zu ihrem Correspondenten gemacht. Sie schreibt französisch, ich deutsch. Viel Ehre für mich, werden Sie denken. Allerdings, aber ich denke doch: Bene qui latuit, bene vixit. Keine Ehre, kein Beyfall der Welt, kein Zeitungslob; nichts als das Bewußtseyn seiner Pflicht macht ruhig; nichts als die befolgte Regel der Religion macht glücklich und stärket die Seele. Der alte R**, der in seinem sonst heitern Alter itzt in eine gewisse Schwermuth verfallen ist, und den ich oft besuche und tröste, ist meinem Herzen, wenn es noch so sinnlich krank ist, eine heilsame Arzney. Wenn ich nun,

denke

denke ich, König der Welt und der Liebling aller Sterblichen wäre, und meine Seele litte so: was wäre ich? Elender als der, der in der Sklaverey, durch harte Arbeit ermüdet, seinen Hunger mit schwarzem Brodte stillet, und sich tröstet, daß er ohne seine Schuld elend ist, und sich freut, daß er sich noch denken, daß er seinen Tod denken und hoffen kann. — — — — — — — Leben Sie wohl.

G.

XXXIV.

Paris, den 3. Febr. 1756.

Mein liebster Freund,

Ich bleibe allen Leuten die Antwort schuldig; und Ihnen antworte ich mit der größten Genauigkeit. Nicht bey Ihnen will ich mir das zum Verdienste anrechnen, aber doch bey mir selber mache ich mir eines daraus. Dieses müssen Sie mir erlauben, und ich darf ja wohl mit mir selbst zufrieden seyn, wenn ich Sie mehr als meine andern Correspondenten liebe. O! warum sind Sie doch in Leipzig, wann ich in Paris bin! So glücklich mein Schicksal auch ist, Ihre Freundschaft zu besitzen: so bitter ist es auch zugleich, so weit entfernt von Ihnen zu seyn! Was ist das Andenken für ein schwacher Genuß in Vergleichung mit der Gegenwart! Bey dieser lebt alles, alles sagt uns,

daß wir uns hochschätzen, daß wir uns lieben, jeder Augenblick ist eine neue Freude; wenn dort kaum einmal die ermüdete Einbildungskraft den Weg zu unserer Empfindung findet. Gewiß Sie sollten eine Reise nach Paris thun. Wenn ich Sie verführen könnte, so würde ich es hoffen, Sie hier zu sehn. — Ihre Briefe sind stets eine neue Stärkung für mein Herz, und eine neue Ermunterung zur Tugend. Sie werfen mir vor, daß ich Sie zu sehr liebe, und Sie verdienen weit mehr diesen Vorwurf in Absicht auf mich. Aber hören Sie ja deswegen nicht auf ihn zu verdienen, und lassen Sie mir allein die Sorge, Sie davon zu befreyen. — Ich habe der Frau von Graffigny noch nicht alles sagen können, was Sie mir an sie aufgetragen. Der Chevalier d'Arc wird Ihnen selbst schreiben, und sich für Ihre Gewogenheit gegen ihn bedanken. Täglich vermehrt sich die Zahl meiner Bekanntschaften. Die Zeit vergeht mir hier ziemlich geschwinde. Des Morgens gehe ich viel zu Fuße, besuche meine Freunde, esse fast täglich auswärts, gebe alsdenn Visiten, und gehe, um den Tag würdig zu beschließen, zu einem Prinzen oder zu einer Prinzessinn vom Geblüte. Dieß ist ohngefähr das Leben der meisten Einwohner in Paris. Meines ist nicht ganz so. Ich lese noch zuweilen, denke fast immer an Sie, und mache, wie Sie wissen, Eine Komödie, zwo Tragödien und drey Heldengedichte auf einmal. Meine Komödie ist noch nicht weiter als sie war, da ich Ihnen davon schrieb. Eine Komödie ist eine

schwere

ſchwere Sache. Lieber eine Tragödie, wenn man Verſe machen kann. Ich habe immer vortreffliche Anſchläge, aber ich führe ſie nicht vortrefflich aus. Ich werde vermuthlich ein ſehr philoſophiſch Werk von dem Charakter der Franzoſen ſchreiben. Die Unternehmung iſt nicht klein. Eine Nation beſchreiben, die ſo bekannt iſt, von der man ſchon ſo viel geſagt hat!

Allein ein edles Werk, iſt nur für edle Seelen,
Und zur Unſterblichkeit, muß man nichts Leichtes wählen.

Man ſieht noch immer in dieſer Nation Spuren des guten Geſchmacks, der Liebe zu den Wiſſenſchaften und ihres vergangenen Glanzes. Sie iſt freylich nicht mehr ſo fruchtbar an großen Geiſtern als im vorigen Jahrhunderte, dennoch aber bleibt ihr die Ehrfurcht für alles, was ſchön iſt, der Eifer es zu kennen, und die Begierde es zu beſitzen übrig. Der Geiſt der Unterſuchung, der Philoſophie, der eine Folge der ſchönen Wiſſenſchaften iſt, wenn ſie wohl verſtanden ſind, und der ſo gefährlich wird, wenn er nicht mit vielen Gaben und einem hellen Verſtande verknüpft iſt, iſt itzt die allgemeinſte Eigenſchaft dieſer Nation. Der Thor glaubt ihn hier zu beſitzen, weil er froſtig und langſam denkt, und der Flüchtige glaubt alles geſehn, alles unterſucht zu haben, wenn er von allen urtheilet und entſcheidet. — Das Frauenzimmer bekümmert ſich hier meiſtentheils nicht ſo ſehr um die Wiſſenſchaften, als man es glaubt. Die jungen ſind nur damit beſchäfftiget, wie ſie gefallen

wollen, und die alten, wie sie am meisten und am sichersten im Spiele gewinnen können. Die Komödie ist fast die einzige Art, wodurch sie sich darum bekümmern, und auch diese besuchen die meisten nur, um gesehn zu werden. In Ansehung der Religion kennt man hier nur zween Gegensätze; entweder gar keine oder eine abergläubische Andacht. Das Vergnügen und die Zerstreuung verhindert die meisten, Religion zu haben, und die Einfalt oder der Ekel ist die Quelle der Andächte bey den Andern. — — — — — Ich habe heute die Madame Dubocage gesehn. Wieder ein Autor. Auf künftigen Sonntag esse ich bey dem Herrn von Reaumur. — Herr Duclos läßt sich Ihnen empfehlen. Ich besuchte ihn neulich des Morgens in einem garstigen Mantel, wie man früh auszugehn pflegt, und entschuldigte mich, daß ich mir diese Freyh[illegible] nähme. Mein Herr, sagte er, Sie dürfen sich nicht entschuldigen. Sie sind mir stets angenehm, und ich würde es Ihnen nicht sagen, wenn ichs anders meynte. Er ist von einer unnachahmbaren Offenherzigkeit, die ihm schon viel Feinde gemacht hat. Leben Sie wohl. Schreiben Sie mir bald wieder.

B *.

XXXV.

XXXV.

An den Grafen M** von B*.

Liebſter Graf,

O wie lange habe ich Ihnen nicht geſchrieben! wie lange haben Sie mir nicht geſchrieben, und wie traurig ſieht es ſeit unſrer unterbrochnen Correſpondenz in unſerm Vaterlande aus! Erwarten Sie keine Beſchreibung unſers tragiſchen Zuſtandes von mir. Er iſt, denke ich, der ganzen Welt bekannt. Wir ſind tief gefallen, liebſter Moritz, und ich weine über unſer Schickſal, und ſehe auf die Hand, die allein auch die allgemeinen Schickſale der Sterblichen lenkt, ſtrafend und gütig. Nunmehr werden Sie Sachſen nicht ſobald ſehen mögen, und ich werde Sie nicht ſobald zu ſehen wünſchen; denn ſollen Sie ein Zuſchauer unſers Elends ſeyn?

Ich bin von allen Seiten beängſtiget. Schon einige Monate vor Michaelis ließ ich mich gezwungen in eine Autorarbeit ein, wie Sie aus der Beylage ſehen werden; und erſt geſtern iſt meine Arbeit, aber nicht meine Sorge, geendiget. Hier haben Sie alſo meine vermiſchte Schriften. Leſen Sie erſt die Vorrede, liebſter Graf, ehe Sie das Werk leſen, und ſo bald Sie es geleſen haben, ſo ſchreiben Sie mir Ihr Urtheil. Ich bin von allen Seiten geängſtiget, habe ich vorher geſagt. Ueber die allgemeine Noth habe ich eine im Hauſe.

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Aber was quäle ich Sie mit der Erzählung meiner Noth? Um etwas zu thun, daß ich weniger traurig werde, so will ich diesen Winter meine geistlichen Oden und Lieder ausbessern, und sie gegen Ostern unter diesem Titel herausgeben. Gott segne diese Arbeit! so thue ich gewiß etwas nützliches, das mich am Ende meines Lebens mehr erfreuen wird, als alle meine übrigen Arbeiten. Nun so leben Sie wohl und unaufhörlich glücklich. Dieß wünscht und gönnt Ihnen mein ganzes Herz.

Leipzig,
den 12. Novembr.
1756. G.

XXXVI.

Paris, den 12. Jan. 1757.

Mein liebster Professor,

Wie lange ist unser Briefwechsel nicht unterbrochen gewesen, und was für betrübte Hindernisse haben ihn unterbrochen! Es ist ohngefehr drey Wochen, daß ich Ihren Brief nebst der Beylage erhalten. Er hat mir seit vier Monaten die erste angenehme Nachricht aus Sachsen ertheilt, nämlich die Nachricht von Ihrer Gesundheit. Wie oft habe ich nicht an Sie gedacht, wie oft bin ich um Sie bekümmert gewesen, und wie oft habe ich Sie nicht bedauert! Es ist in der That ein Zusatz zu dem Schmerze, den ein jeder

Patriot

Patriot empfinden muß, ein Zuſchauer des Unglücks ſeiner Freunde und ſeines Vaterlandes zu ſeyn.

Doch ich will Sie nicht länger mit einem Gegenſtande unterhalten, der uns nur leider ſtets allzugegenwärtig iſt, und an den wir noch denken werden, wenn er lange nicht mehr gegenwärtig ſeyn wird. Die Unſicherheit der Poſt und der Mangel an Gelegenheiten haben mir niemals erlaubt, binnen ſo langer Zeit nur einmal an Sie zu ſchreiben. Sie können leicht denken, wie nah mir dieſe Beraubung gegangen iſt; und ich war eben Ihrentwegen in der größten Unruhe, als Ihr Brief ankam, und mich aus dieſer Beſorgniß zog. Ich könnte Ihnen alſo niemals genug dafür, bloß als Nachricht betrachtet, danken, ſelbſt wenn Sie ihn auch nicht mit einem, mir ſo angenehmen Geſchenke begleitet hätten. So undankbar dieſe Arbeit für Sie geweſen ſeyn mag, ſo nützlich wird ſie für den Geſchmack und beſonders für alle junge Dichter ſeyn, die ihre erſten Verſuche ſchon für Meiſterſtücke halten. Sie erfreuen mich unendlich mit der Hoffnung, Ihre geiſtlichen Oden bald zu ſehen. Wie ſchön müſſen ſie nicht ſeyn! Vielleicht iſt das die einzige angenehme Zerſtreuung, die Ihnen bey dieſen traurigen Umſtänden übrig bleibt; und wie angenehm wird ſie nicht für die vernünftige und tugendhafte Welt ſeyn.

Itzt, mein lieber Profeſſor, muß ich Ihnen eine der ſeltſamſten Begebenheiten erzählen, die Ihnen vielleicht die öffentlichen Nachrichten ſchon

werden

werden gemeldet haben. Am fünften dieses, des Abends um halb sechs Uhr, hat ein Mensch, Peter Damiens genannt, aus der Provinz Artois gebürtig, die Frechheit gehabt, dem Könige von Frankreich zu Versailles einen Stoß mit einem Messer in die rechte Seite zu versetzen, mit dem Vorsatze ihn zu ermorden. Die Wunde ist zum Glück nicht gefährlich. Sie können sich leicht vorstellen, wie groß die Bestürzung und das Schrecken über dieses Unternehmen ist. Man weis noch nicht, wen man für den Anstifter dieser entsetzlichen That halten soll. Der Thäter ist gefangen und wird in einigen Tagen nach Paris gebracht werden. Hier haben Sie nun die Nation, die ihren König so übermäßig liebt. Welche hat sonst Ravaillacs und Clements erzeugt? Dieß letztere Verbrechen wird ein großer Flecken in der Geschichte dieses Volks und besonders in diesem Jahrhunderte bleiben. Wie fruchtbar ist nicht unsere Zeit an entsetzlichen und abscheulichen Begebenheiten! Wie sehr beweisen sie nicht den Grundsatz, daß die Menschen zu allen Zeiten und in allen Umständen noch immer Menschen bleiben! Leben Sie wohl, mein liebster Professor. Der Himmel gebe, daß sich unsere Verfassung bald ändere! Ich bin ewig

Ihr

B*.

XXXVII.

Leipzig, den 1. März 1757.

Liebſter Graf,

Heute, den erſten März, erhalte ich Ihren Brief vom 12. Januar, den erſten Brief ſeit ſechs Monaten. Traurige Epoche! — „Und war„um ſchreibt Moritz nichts? Er vergißt dich nicht, „das iſt gewiß; aber ſollte er unglücklich genug ſeyn, „ſich ſelbſt einige Zeit zu vergeſſen? Eben ſo wenig. „Und warum ſchreibt er doch auch nicht Eine Zeile?“ So habe ich mitten unter der Noth meines Vaterlandes oft zu mir geſagt. — Endlich kam Ihr lieber Brief, und aus dieſem Briefe weis ichs ſicher, daß Ihr Herz noch das vorige gute edelgeſinnte Herz iſt; und ich ſegne Sie, wie der Vater ſeinen entfernten Sohn, mit Thränen der Freude. — Meine vermiſchten Schriften, liebſter Moritz, ſind für unſre jungen Landsleute gewiß ein nützliches, wenn gleich nicht für die Welt das angenehmſte Buch. — Und meine Oden und Lieder, an denen wird bereits gedruckt, und in vier Wochen hoffe ich, ſind ſie in Ihren Händen. — Neuigkeiten: Profeſſor Glöckner, der wackre Mann,*) iſt vor drey Wochen

*) Dieſer Mann verdient auch nach ſeinem Tode noch dem Publico bekannter zu werden. Er war außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie zu Leipzig, und einer von den ſeltnen Gelehrten, die mehr Werth als Namen haben. Sein vorzügliches Verdienſt, durch

Wochen zu Mittage, gleich bey dem Schlusse eines Collegiums über das Evangelium Johannis, vom Schlage gerühret worden, und gegen Abend gestorben. Ich bin etliche Stunden vor seinem Sterbebette gewesen; aber er war und blieb empfindungslos und schlief sanft ein. — Unser Vaterland? — Ich will schweigen und beten. Leben Sie ewig wohl!

G.

XXXVIII.

durch welches sich seine Vorlesungen auszeichneten, war ein philosophischer Geist, nicht von der dürftigen compendiarischen Classe, sondern durch Nachdenken, Humaniora und Literatur gebildet, und mit eben so viel Geschmacke als Wissenschaft und Scharfsichtigkeit begabt. Sein noch größres Verdienst war sein Herz, voll exemplarischer, thätiger Frömmigkeit, Menschenliebe und einer Bescheidenheit, die ihn doppelt ehrwürdig machte. Er starb in seinen besten Jahren und für die Akademie viel zu früh. Ernesti ehrte ihn durch eine öffentliche Gedächtnißschrift; Gellert liebte und beklagte ihn vorzüglich; und seinen Freunden und Schülern wird er unvergeßlich bleiben. In mir, der ich fast zwanzig Jahre so glücklich war beides zu seyn, erwachte bey diesem Briefe sein Andenken so lebhaft, daß ich seinen Verdiensten und meinem eignen Herzen dieß öffentliche Geständniß der Hochachtung und Dankbarkeit nicht versagen konnte. Heyer.

XXXVIII.

An Ebendenſelben.

Den vorhergehenden Brief vom 1. März begleite ich mit einem noch kürzern vom 28. März. Herr Reich geht nach Frankfurt und verſpricht mir, von dar aus beyfolgendes Packet nach Paris ſicher zu ſchaffen. Sie erhalten in demſelben ein Exemplar meiner geiſtlichen Oden und Lieder. O wie werde ich mich erfreuen, wenn Sie dieſe Lieder mit Ihrem Beyfalle und zuweilen mit einer Ihrer frommen Empfindungen belohnen! — Gott gebe es!

Daß wir itzt viel leiden, daß ich und hundert wackere Leute keine Penſion mehr bekommen, daß unſere Univerſität täglich mehr abnimmt, o das verſteht ſich. Ich könnte, wenn ich wollte, nach Copenhagen gehn, wo man mich bey der Erziehung des Kronprinzen zu brauchen gedenkt; allein ich, der ich bald vierzig Jahre alt, meines Lebens oft müde, zu vielen Verrichtungen gar nicht mehr lebhaft genug, und der Einſamkeit gewohnt bin, werde nicht gehn. Aber wenn Sie wieder in unſer Vaterland zurück kommen: ſo will ich mir auf einem Ihrer Güter einen Platz der Ruhe und des Grabes ausbitten. Gay, der engliſche Fabeldichter, liegt in den Gräbern der Könige zu Weſtmünſter; und Gellert ruhe, ſelig geſtorben, in Martinskirchen! — Leben Sie wohl.

G.

XXXIX.

XXXIX.

Paris, den 30. May 1757.

Mein liebſter Profeſſor,

Ich bin Ihr groſſer Schuldner. Auf zween Briefe bin ich Ihnen die Antwort ſchuldig. Werden Sie mir verzeihen, oder vielmehr, werde ich mir ſelbſt verzeihen? Doch itzt will ich mich bloß mit dem Vergnügen beſchäfftigen, das mir Ihre Briefe verurſacht haben, mit der Dankbarkeit, die ich darüber empfinde, und mit der unausſprechlichen Freude, die mir jede Verſicherung Ihrer Liebe und Freundſchaft erwecket. Ihre Oden und Lieder habe ich geleſen und bewundert. Sie ſind überhaupt ſchön, aber einige darunter ſind vortrefflich. Möchte ich Ihnen doch alle die Empfindungen ausdrücken können, die ich dieſem Werke ſchuldig bin!

Werden Sie mir Cramers kleine Schriften und alle andern neuen deutſchen Bücher bald ſchicken? Sie können ſich das Vergnügen nicht vorſtellen, das mir jedes deutſche Buch in Paris verurſacht. Es iſt ohngefähr wie das Vergnügen, das man über die Ankunft eines ſeiner Landsleute empfindet, und Ihre Schriften unterſcheiden ſich bey mir von den allgemeinen Empfindungen, welche gute deutſche Schriften in mir erwecken, wie ſich ein Freund von einem bloßen Landsmanne unterſcheidet. Paris iſt nicht fruchtbarer an guten Schriften, als Sachſen mitten unter der Laſt und dem

dem Schrecken des Krieges. Man wird in einigen Tagen eine neue Tragödie aufführen, Iphigenie en Tauride, eine Handlung, zu der Racine schon den Plan entworfen hatte. Ich habe vor einigen Tagen von ungefähr mit dem Verfasser des Cleveland gegessen. Es ist ein angenehmer Mann, der nicht den Fehler der meisten vermeynten witzigen Köpfe hat, die stets reden und niemals zuhören. Der französische Witz muß viel von seinem Glanze seit einiger Zeit verloren haben; denn nach einer wahrhaftig liebenswürdigen Frau ist nichts seltner, als ein witziger Kopf, der nicht durch sein vieles Reden entweder beschwerlich, oder durch sein wichtig stolzes Stillschweigen unleidlich wäre. Der Geist der Philosophie, so nennt man die Trockenheit und Armuth des Verstandes, hat fast alle Anmuth und Leichtigkeit aus den Gesellschaften vertrieben. Ein jeder will itzt untersuchen, erforschen, und die Quellen und die geheimsten Triebfedern von allem entdecken. Die Meynung, diese Königinn der Welt, ist es insbesondere in dieser Stadt.

Wann werde ich Sie wieder sehn? Möchte es doch eher geschehn, als ich es hoffe und vermuthen darf. Werden Sie mir bald wieder schreiben? Verdiene ich auch nach einer so späten Antwort Ihre fernere Güte? Aber wer sieht bey seinen Wünschen auf sein Verdienst zurück? Leben Sie wohl mein liebster Professor. Ich bin ewig

Ihr

B*.

XL.

Paris, den 4. Jul. 1757.

Liebster Professor,

Ich muß Ihnen doch billig einige Nachricht von dem Erfolge des neuen Stückes geben, von dem ich in meinem letzten Briefe geredet habe. Iphigenie in Tauris hat den größten Beyfall erhalten, den nur immer ein Stück erhalten kann. Am Ende der ersten Vorstellung war das Parterre so entzückt, daß es mit Ungestüm den Autor zu sehn verlangte; und der gute Mann ist nicht mit Einemmale weggekommen. Bey der zwoten hat er ein ähnliches Schicksal gehabt; ein Fall, der sich noch niemals zugetragen. Ich wünschte, daß Sie dieses Stück sehen könnten. Sobald es gedruckt seyn wird, welches aber noch nicht sobald geschehen wird, werde ich es Ihnen schicken. Ich kenne den Autor. Er ist ein junger Mann von sieben und zwanzig Jahren, ein Freund der Frau von Graffigny, und sehr still und bescheiden. Die Scene der Freundschaft zwischen Orestes und Pilades, die Erkenntlichkeit zwischen dem ersten und seiner Schwester, und die Entwicklung oder vielmehr die Catastrophe sind Meisterstücke. Ich möchte Ihnen gern einige Stellen anführen, wenn ich nicht befürchtete, meinen Brief zu sehr zu verlängern. Eine kann ich doch unmöglich vorbeylassen, die als ein Exempel des Erhabnen dienen kann. Pilades ist von Iphigenien zum Opfer erwählt worden, und Orestes

ſtes ſoll abreiſen, weil ſie lieber den Oreſtes retten will, als den Pilades. Oreſtes, dem ſeine Vorwürfe, womit ihm die Götter beſtraften, das Leben ſelbſt beſchwerlich machten, wendet alles an, ſeinen Freund zu bewegen, ihn an ſeiner Statt ſterben zu laſſen. Da ſich dieſer gar nicht ergeben will, ſo ſpricht Oreſtes: „Ich will der Prieſterinn „erzählen, wer ich bin, und wen ich umgebracht „habe, ich will ſie zwingen, mich aus Pflicht aufzuopfern. Sollte ſie aber alles das nicht bewegen: nun gut, ſo magſt du ſterben; aber ich „opfere mich ſelbſt meiner Wuth auf;“ und dann ſagt er, indem er auf ſeine Hände ſieht:

Si cette main balance, o terre entrouvre toi,
Et Vous, qui m'entendez, o cieux, écrasez moi!

Iſt dieſer Gedanke nicht erhaben? Auch that er eine ſchreckliche Wirkung. Ich kenne kein Stück, das mehr Schrecken und Mitleid erweckt als dieſes. Sie können leicht denken, daß keine Liebe darinnen iſt, und dennoch intereſſirt es vom Anfange bis zum Ende, und immer mehr, je näher man dem Ende kömmt. Doch genug von dem Stücke. — Wann werden Sie mir doch alle neue deutſche Bücher ſchicken? Scheuen Sie keine Koſten für mich. Kann man ſein Vergnügen wohl zu theuer bezahlen? — Vom Kriege? Nichts vom Kriege, liebſter Profeſſor. Der Himmel gebe uns bald glücklichere Zeiten! Leben Sie wohl.

B*.

XLI.

An den Grafen M** von B*.

Bonau, bey Weiſſenfels,
den 18. Nov. 1757.

Liebſter Graf,

Laſſen Sie ſich mein Schickſal klagen. Seit den achtzehnten Julius bin ich außerhalb Leipzig. Erſt gieng ich wegen einer Schlafloſigkeit und großen Trägheit des Geiſtes mit dem guten W** ins Lauchſtädter Bad. Die erſte verlor ſich, aber ach! die andere nicht. Nach drey Wochen verließ ich das traurige Bad, und ſuchte meine Zuflucht in Bonau, um da vom Bade auszuruhen, und nach etlichen Wochen wieder in mein einſames ſchwarzes Bret zurück zu kehren; aber dieſe etlichen Wochen ſind nun bis auf funfzehn geſtiegen. Anfangs verwehrte mir die Furcht vor den öffentlichen Unruhen den Rückweg von einem Tage zum andern, und meine Freunde in Leipzig hießen mich auf dem Lande bleiben. Endlich kam eine noch dringendere traurige Urſache, deren ich mich, ſo ſehr bin ich Menſch, am wenigſten verſehen hatte. Ich war in Gedanken nichts als Rückreiſe, ich ſchrieb ſchon um einen Wagen, und achtete der drohenden Unruhen nicht weiter, als ich den vierten October in Meinemeh von einem plötzlichen ſanften Schauer überfallen wurde, dem mir unkenntlichen Vorbothen einer gewaltſamen Krankheit. Ich aß noch mit Hunger an dieſem Abende; aber kaum war

ich

ich nach Bonau und in mein Bette: ſo kam Hitze, unerträglicher Kopfſchmerz, und von der Stunde an eine recht tödtliche Hinfälligkeit. Hier lag ich bis an den dritten Tag ohne Arzt; denn ihm (D. Springsfelden aus Weiſſenfels) war der Weg zu mir durch den Krieg verſchloſſen. Aber Gott, der gütige Vater, wollte mich erhalten. Der Doctor, der, vier und zwanzig Stunden ſpäter, vielleicht ohne Hülfe gekommen wäre, kam noch an dem Tage, da die Ader geöffnet werden durfte. Ehe er ankam, war ſchon ein Balbier aus Naumburg, nicht für mich, nein ſeit vielen Tagen von dem Kammerherrn von Z** auf einen Tag, wenn er wollte, verſchrieben, zugegen. Glücklicher Umſtand! Warum fiel es dieſem Manne nicht ein, eher oder ſpäter zu kommen? Der Doctor konnte alſo das einzige obgleich gefährliche Hülfsmittel, die Oeffnung einer Ader ohne Zeitverluſt ergreifen, um einer tobenden Pleureſie zu wehren. Das Blut bewies ihm die Gewißheit der vermutheten Krankheit; ein ſchreckliches harziges Blut! Dieſes geſchah den ſiebenten October. Allein den 9. d. M. (oder den fünften Tag der Krankheit) ward ich ſo krank, daß ich mich meines Lebens begab, und mir noch in der Nacht das heilige Abendmahl reichen ließ. O liebſter Moritz, was iſt der Schritt in die Ewigkeit für ein feyerlicher, bebender Schritt! Welch ein Unterſchied zwiſchen den Vorſtellungen des Todes bey geſunden Tagen und am Rande des Grabes! Welcher Held muß da nicht zittern, wenn

ihn nicht die Religion, gleich einem Engel vom Himmel stärkt? Ich dachte zu sterben, und siehe, ich lebe noch durch die Güte Gottes. Wie werde ich dieses neu geschenkte Leben recht nützlich und dankbar anwenden? Wie lange oder kurz wird es noch dauern; und wenn es noch so lange dauerte, wie bald wird es gleich dem vorigen verschwunden seyn! —

An eben dem gedachten Tage minderte sich Nachmittags die Krankheit, und ich genoß ein unverhofftes Vergnügen, das für meine Empfindung fast zu stark war. W**, D. H** und H** besuchten mich, und brachten auch Springsfelden mit aus Weissenfels. Ich hörte diese Freunde mehr, als daß ich sie genau sehen konnte, und fühlte mich durch das Erquickende der Freundschaft so gestärkt, daß ich seit fünf Tagen das erstemal einen Bissen Brodt foderte. Auch dieser Besuch meiner Freunde war eine göttliche Wohlthat. Des Tags vorher war schon mein lieber Famulus angekommen, der mir sehr gedienet. Nach wenig Tagen sah ich auch Ihren würdigen Nachfolger, den Herrn von Bosen, der sich mitten durch die Husaren zu mir gedränget hatte. Ich stand bey D. H**s Ankunft in den traurigen Gedanken, daß mir der Aderlaß schädlich gewesen; und zum Glücke war noch das Blut aufbehalten worden. Er sah es, erschrack, umarmte Springsfelden vor Freuden, und versicherte mich, daß ich ohne die Oeffnung der Ader schwerlich würde haben leben können. Preisen Sie die gütige Vorsehung mit mir, lieb-

ster

ſter Moritz, der wir alles ſchuldig ſind. Ich habe aus den Händen meiner gnädigen Wirthinn und Verſorgerinn alles erhalten, was ein Kranker wünſchen kann; alles iſt für mich Mitleiden und Hülfe geweſen. Gott, was iſt der Menſch, daß du ſein gedenkeſt! — Ich übergehe die übrigen Tage der Krankheit, damit ich nicht ein mediciniſches Verzeichniß ſtatt eines Briefs aufſetze. Genug, liebſter Graf, ich bin in der ſiebenten Woche nach der Krankheit ſo weit hergeſtellet, daß ich dieſen langen Brief habe ſchreiben können; und wenn uns Gott Friede ſchenkte, hoffe ich bald in Leipzig zu ſeyn. Möchte Sie doch dieſer Brief geſund und vollkommen zufrieden antreffen, und Ihnen Thränen der Freude abnöthigen! Möchte er mir doch bald eine Antwort von meinem ſo ſchätzbaren Freunde zuwege bringen!, Gott beglücke Sie, theuerſter Moritz, und bewahre Ihre Tugend, und gebe Ihnen langes Leben und allenthalben redliche Freunde, ſo wie mir. Ich liebe Sie mehr, als ich Ihnen ſagen kann, und bin ewig der Ihrige

G.

XLII.

Paris, den 16. Dec. 1757.

Liebſter Profeſſor,

Ich habe zween Briefe von Ihnen. Den erſten hat mir Herr S*** nebſt den Büchern, die Sie ihm für mich mitgegeben, einige Zeit nach meiner Zurückkunft aus Holland, zugeſtellt. Ich

danke Ihnen unendlich dafür. Aber wie groß iſt nicht meine Verbindlichkeit für Ihren letzten Brief! O wenn Sie mich ihn hätten leſen ſehn! Welche Unruhe bey den erſten Zeilen, und welche unbeſchreibliche Zufriedenheit bey den letztern! Welche Glückſeligkeit für mich bey der Entwickelung dieſer rührenden Scene! Niemals habe ich deutlicher wahrgenommen, wieviel unſre Empfindung durch eine große Bewegung unſrer Seele gewinnt. Ich wußte es, daß ich Sie liebte. Ich fühlte mein Glück. Aber niemals habe ich es ſo lebhaft als beym Schluſſe Ihres Briefes empfunden. Gott! in welcher Gefahr haben Sie ſich nicht befunden, und wie glücklich ſind Sie ihr nicht entgangen! Ich habe es meiner Entfernung von Ihnen zu danken, daß eine Begebenheit ſich für mich in das größte Vergnügen verwandelt hat, die außerdem, wenigſtens verſchiedene Tage über, die größte Qual für mich würde geweſen ſeyn. Sie ſind alſo völlig wiederum hergeſtellt? Darf ich noch daran zweifeln, nachdem Sie mir einen ſo langen entzückenden Brief geſchrieben? Alſo hätte ich bald meinen würdigen Freund verloren? Ich zittere, wenn ich daran gedenke. Tauſend glückliche Zufälle haben ihn der augenſcheinlichſten Gefahr entriſſen. O Vorſehung, welche neue Wohlthat! Erhalte ihn fernerhin zum Nutzen der Welt und zum Glücke ſeiner Freunde! Dieſe überſtandene Krankheit, liebſter Profeſſor, wird ein neuer Zuwachs für Ihre Geſundheit ſeyn. Bis zum neunten October habe ich bey Leſung Ihres Briefes nicht

wenig

wenig gelitten. Aber ſobald nur der einmal vorbey war, ſo wuchs meine Hoffnung und meine Freude. Ich habe das Vergnügen Ihrer Beſſerung vollkommen mit Ihnen getheilt. Itzt ſehe ich Ihr Bette, umringt von Ihren Freunden, und mich mitten unter ihnen. Ihre Sprache iſt zu ſchwach, ſich mit uns zu unterhalten. Ihr Auge erſetzt ihre Stelle, und zeigt uns zugleich die überwundene Gewalt der Krankheit. Ich war in allen dieſen Augenblicken bey Ihnen, und indem ich dieſes ſchreibe, ſcheint mir Paris und Leipzig faſt nur Eine Stadt zu ſeyn. — Ihr Wunſch iſt erfüllt worden. Ihr Brief hat mich geſund angetroffen, und mir Freudenthränen abgenöthigt. Der Himmel gebe, daß ich niemals andere für Sie, liebſter Freund, vergießen darf! — Hier iſt alſo die Antwort, die Sie erwarten. Möchte ſie Ihnen doch nur den geringſten Theil von den Empfindungen der Freundſchaft und Zärtlichkeit abbilden können, mit denen mein Herz gegen Sie angefüllt iſt. Wir ſind itzt am Ende dieſes Jahres, eines merkwürdigen Jahres voll ſchrecklicher Begebenheiten. Ich weis die Schickſale des künftigen nicht, aber ſo viel weis ich gewiß, daß ich Sie unendlich liebe, und daß weder Zeit noch Umſtände hierinne die geringſte Macht über mich haben. Sie wiſſen, es kann kein Glück auf der Welt ſeyn, das ich Ihnen nicht wünſchte, ſo wie es keins giebt, das Sie nicht verdienten. Ich bin ewig

Ihr

B*.

XLIII.

An den Grafen M** von B*.

Benau, den 22. März 1758.

Liebster Graf,

Ich habe viel Materie zu einem langen Briefe an Sie, wenn nur meine Bruſt auch Odem genug für den Schreiber hätte. Doch ich will nicht mit Klagen, ich will mit Dankſagungen anfangen. Welche Freude haben Sie mir durch Ihren letzten Brief gemacht! Er iſt die getreuſte und feinſte Copie Ihres ganzen guten vortrefflichen Herzens, und ich weis Niemanden von meinen jungen Freunden, der ſo ſchön ſchreibt, wie Sie. Sonſt hatte ich zu Ihnen noch einen Cronegk, aber — — ja, guter Moritz, erfahren Sie es nur; denn mein Herz kann es nicht länger verbergen. Es blutet! Cronegk iſt nicht mehr, unſer Cronegk iſt den erſten Tag in dieſem Jahre, in der erſten Stunde dieſes Jahres, uns entzogen worden; mir wahrſcheinlich nicht auf lange Zeit, und doch hat mich ſein Verluſt tief gebeugt. Ich warf mich bey der erſten Zeitung von ſeinem Tode auf das Lager, wo ich wenig Wochen vorher meinen eignen Tod erwartete, und weinte. Der ſelige Jüngling! Die Blattern ſind ſein Tod geweſen, haben ihn an einem fremden Orte überfallen, und den neunten Tag getödet. Er hat ſein Ende voraus geſehen und ſeinen Tod ſtandhaft erwartet Wenige Täge vor ſeinem Ende hat er auf ſeinem Todbette

hette noch an verschiedene seiner Freunde in Anspach geschrieben, und zugleich selbst eine Verordnung aufgesetzet, in der ich seinen Geist mehr bewundre, als in seinen besten Gedichten. Nach dieser Verordnung wird seine Bibliothek verkauft, und die Summe in drey Theile getheilet. Einen erhält sein erster Hofmeister, der Hofcaplan Rabe, den andern Utz, der Dichter, und der dritte Theil soll einige Hausarmen erquicken. Der Bediente empfängt einige hundert Thaler, sein Glück zu machen. Mir hat er sein Portrait und seinen Ring zum Andenken hinterlassen. Dieses Bild eines geistreichen und frommen Freundes hängt itzt vor meinen Augen, und vertritt oft bey mir die Stelle einer lehrreichen und anmuthsvollen Schrift. Seine letzten Worte waren: Tod, wo ist dein Stachel; Hölle, wo ist dein Sieg? Gott sey Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christ! Nunmehr freut er sich der Unsterblichkeit, der Liebe und der Anbetung seines Gottes. Wir, theuerster Graf, wir sehen ihm in den Himmel nach, und folgen ihm auf der Bahn, auf welche er so rühmliche Fußtapfen eingedrückt hat. Ich hätte gern, als Dichter, ihn beweinet; aber in meinen itzigen Umständen ist dieses eine unmögliche Pflicht.

Der Major Kleist hat auf meinen vermeynten Tod ein Sinngedichte verfertiget, das für mich unendlich rühmlich ist, und über das hinaus nichts Großes mehr gedacht werden kann. Aber ach! ich

Unwür-

Unwürdiger! ich verdiene nicht die Hälfte davon; das ſagt mir mein Herz laut.

Als jüngſt des Todes Pfeil, o Gellert, dich getroffen,
Klagt ich und weint und ſah den Himmel plötzlich offen,
Auch den belebten Raum der weiten Welt ſah ich:
Die Erde weinete, der Himmel freute ſich.

Als ich die erſte Hälfte der letzten Zeile las, ſo erſchrack ich ſchon nicht wenig; aber Gott! wie zitterte ich, als ich weiter las: der Himmel freute ſich! Ich weinte, daß ich dieſes Glücks nicht würdig war, und fühlte den göttlichen Reiz der Tugend und mein Nichts in Einem Augenblicke. Sie, liebſter Graf, können ſich dieſen Lobſpruch ganz verdienen, und nach meiner Liebe gönne ich Ihnen denſelben. Die Erde weinete! ein großes Glück, ich geſtehe es; aber doch ein ungewiſſes und zweifelhaftes Glück, das großen Seelen im Tode nicht allezeit folgt. Der Himmel freute ſich! Welch Glück, das keine Erklärung leidet, das nur gefühlt werden will, und das doch jeder edlen Seele gewiſſes Glück und heilige Ehrbegierde iſt. Ihr Glück, Ihr Ruhm, mein Graf, und einſt Ihr ganzer Lebenslauf! —

Kleiſt ſteht ſeit dem Anfange des Kriegs in Leipzig bey der Garniſon, und iſt auch den Sitten nach ein liebenswürdiger Mann. —

Bach, der Kammermuſikus in Berlin, hat, wie ich höre, alle meine geiſtlichen Lieder componiret, und ſie ſollen für die Kenner vortrefflich geſetzet ſeyn. —

Der

Der Kodrus des seligen Cronegks hat nach seinem Tode den in der kritischen Bibliothek aufgestellten Preis erhalten. Im versiegelten Zeddel hatte sein Name nicht gestanden, sondern nur dieses: Wenn Kodrus den Preis erhält, so können ihnen die Austheiler zum Besten Andrer anwenden.

Ich bin noch hinfällig und habe wenig Odem. Aber Gott wird helfen. Er beglücke Sie immerdar! Leben Sie wohl.

G.

XLIV.

Paris, den 6. Jun. 1758.

Mein liebster Professor,

Wie groß ist nicht das Vergnügen, das mir Ihr Brief verursacht! Wenn ich ihn so oft beantwortet hätte, als ich ihn gelesen: o wieviel Antworten würden Sie nicht schon erhalten haben! Sie sind stets der edle, geistreiche, vortreffliche Freund, der Sie jederzeit gewesen. Ich wundere mich nicht über diese Unveränderlichkeit, wenn ich anders so reden darf; aber ich freue mich darüber, mehr als ich Ihnen sagen kann. Wenn ich bisweilen bedenke, wieviel vortreffliche Eigenschaften des Herzens und des Verstandes Sie in Ihrer Person vereinigen, so erstaune ich weniger über die große Anzahl mittelmäßiger Geschöpfe. Die Natur ist nicht verschwenderisch mit ihren Gaben. Welch-Glück, Ihre Freundschaft zu besitzen, und

wie

wie großmüthig iſt es nicht von Ihnen gehandelt, ſie auch an Perſonen zu ſchenken, deren größtes Verdienſt darinnen beſteht, daß ſie Sie unausſprechlich lieben. Dieſes Verdienſtes bin ich vorzüglich gewiß, und Sie lieben mich zu ſehr, als daß Sie mir es abſprechen ſollten. Wie vortheilhaft überhaupt zeigt mich Ihnen Ihre Freundſchaft nicht! Welch ein gütiger Beurtheiler, welch ein gelinder Richter! Wie viel gewinne ich nicht dabey, aus dieſem Geſichtspunkte von Ihnen betrachtet zu werden! Ich beweine noch immer den lieben Cronegk, und ſeufze zugleich über das entſetzliche Uebel, das mir ſchon die meiſten meiner Bekannten entriſſen hat. Ich habe Sie erſuchet, mir bey Gelegenheit ſeine gedruckten Werke zu überſchicken. Wenn ſich eine ereignen ſollte, ſo würde ich Ihnen unendlich für dieſe Gefälligkeit verbunden ſeyn.

Es erſcheinen itzt wenig witzige Schriften in dieſem Lande. Der Geiſt der Zwietracht und des Gewinnſtes beſchäfftiget den größten Theil der Nation. Das zweyte Stück der Frau von Graffigny hat nicht ſo viel Beyfall gefunden als Cenie. Verſchiedene Umſtände ſind an dem Falle deſſelben Schuld, beſonders aber die vielen Veränderungen, die ſie aus zu großer Unterwürfigkeit gegen die Urtheile verſchiedener ihrer Freunde gemacht hat. Sie werden es in einiger Zeit gedruckt, und ſo wie ich es vor zwey Jahren geleſen, hergeſtellt ſehen. Die ungezwungene Gleichgültigkeit, mit der ſie dieſen kleinen Unfall aufgenommen, iſt vollkommen

ihrer Denkungsart gemäß, und würde meine Hochachtung gegen diese verehrungswürdige Frau vermehren, wenn sie anders zunehmen könnte.

Herr P * * ist seit vierzehn Tagen hier, und noch immer sehr schwach. Er hat mir die kleinen Stücke von Herr Weißen mitgebracht, worunter in der That die größte Anzahl sehr artig ist. Sie ist, meiner Meynung nach, eine der besten Sammlungen, die wir in dieser Gattung haben.

Der Baron von Bernsdorf meldet mir, daß Cramer ein Wochenblatt, wie der Zuschauer, schreibt. Ist es Ihnen bekannt? Ich werde mir es kommen lassen. — O könnten Sie mir denn nicht die Melodien Ihrer Lieder von Bachen schicken? Ich wünsche recht sehnlich, sie zu sehen. Aber bin ich nicht zu begehrlich? Das Singgedichte von Kleist hat mich entzückt. Ich sehe es als eine Prophezeihung an, deren Erfüllung unfehlbar ist. Ihren Verlust, mein liebster Professor, werden die Klagen der Welt und die Freude des Himmels begleiten. Können Sie wohl daran zweifeln? Doch dieser Augenblick sey noch lange entfernt. —

Ich lese iht die Ueberseßung des Homers vom Pope. Was für ein Genie wird nicht zu einem solchen Werke erfodert! Der alte Homer wird stets für diejenigen neu bleiben, die Empfindung und keinen verderbten Geschmack haben. Leben Sie wohl, mein liebster Professor. Ich bin ewig

Ihr

B*.

XLV.

Paris, den 17. März 1759.

Liebſter Profeſſor,

Ich ſchreibe Ihnen itzt, da ich im Begriffe bin, eine große unruhige Stadt zu verlaſſen, überhäuft mit verdrüßlichen Vorbereitungen zu einer weiten Reiſe, die mir nicht ſo weit vorkommen würde, wenn ich ſie zu Ihnen thun ſollte. O wenn wird mir doch ein günſtiges Schickſal erlauben, Sie, mein verehrungswürdiger Freund, zu umarmen! Wie lange werde ich noch herum irren müſſen, eh ich in dem Umgange meiner Freunde, entfernt von dem Getümmel der Höfe und der unruhigen Gewinnſucht der Städte, auf einem ſtillen Landgute die Ruhe und die Zufriedenheit werde finden können, nach der die meiſten ſo fruchtlos ſtreben! Alsdann werden Sie fortfahren, mir Lehren der Weisheit zu geben, womit Sie ſchon in dem Anfange meiner Jugend den Grund zu meinem Glücke gelegt haben. Alsdann erſt werde ich Ihnen meine Dankbarkeit für ſo ausnehmende Wohlthaten beweiſen können, indem ich die Frucht davon mit vollen Händen einſammeln werde. Ich erinnere Sie itzt an Ihr ehmaliges Verſprechen. Möchte ich doch bald die Erfüllung davon ſehn!

Darf ich hoffen, daß Sie mich in Warſchau bisweilen mit einigen Zeilen von Ihnen beglücken werden? Wie viel deutſche Bücher ſind nicht ſeit meiner Abweſenheit erſchienen, die mir alle unbekannt

kannt sind! Sollte sich denn keine Gelegenheit finden, mir selbige nach Warschau zu schicken? Ich bitte Sie darum, mein liebster Professor, auf das inständigste. Herr P** hat seit einem Monate den Messias zu übersetzen angefangen. Der Chevalier d'Arc, der ihn zu dieser Arbeit veranlaßt, hatte anfänglich Lust, nach dem Gebrauche seiner Landsleute viel Veränderungen darinnen zu machen. Ich habe es aber doch dahin gebracht, daß das Original genau nach den Worten übersetzt wird. Es wird schwer seyn, den Nachdruck und die Stärke des Originals in der französischen Uebersetzung beyzubehalten; wenigstens wird sie aber doch getreu seyn; und dieß ist, deucht mich, eine nothwendige Eigenschaft einer jeden Uebersetzung.

Itzt nehme ich Abschied von Ihnen, mein liebster Professor, auf beynahe zween Monate. Schreiben Sie mir nicht eher, als bis ich Ihnen meine Ankunft in Warschau werde gemeldet haben. Leben Sie wohl.

B*.

XLVI.

Warschau, den 21. Jun. 1759.

Mein liebster Professor,

Schon seit drey Wochen bin ich hier, und ich habe Ihnen noch nicht geschrieben! Das ist freylich kein geringer Vorwurf für mich. Aber wenn Sie wüßten, was das wäre, so zu reden in

eine neue Welt verſetzt zu werden, und zwar in eine ſolche neue Welt, die gewiß nicht unter allen möglichen die Beſte iſt: vielleicht würden Sie mich nicht nur entſchuldigen, Sie würden mich ſogar beklagen, und empfinden, daß man nicht verdient, an Sie zu ſchreiben, wenn man von Paris hieher kömmt. Ich bin eben nicht auf eine lächerliche Art in Paris verliebt. Sie wiſſen, mein liebſter Profeſſor, daß Freunde und Freyheit jeden Ort für mich in ein Paris verwandeln können, und daß Hayndchen*) für mich eben ſo viel Reizendes haben würde, als die Hauptſtädte der Engelländer und Franzoſen, wenn ich das Glück hätte, Sie dort anzutreffen. Welch ein Troſt für mich, daß ich endlich mein Herz gegen Sie ausſchütten kann! Ich fühle ſchon kaum noch halb die Laſt, unter der ich beynahe verſunken wäre. Sie müſſen mir noch einige Klagen erlauben. Die Zuverſicht, mit der ich Ihnen klage, iſt ein Balſam für mein Herz. Schon iſt es ruhiger, als es beym Anfange dieſes Briefs war; ſchon fängt es an, mit den beglückenden Empfindungen erfüllt zu werden, die ich ſo oft in Ihrer Geſellſchaft gefühlt, und die ewig denen unbekannt bleiben müſſen, die weder Geſchmack noch Tugend lieben, und beſtändig genöthigt ſind, ſo zu reden ſich ſelbſt und Andere zu fliehen. Wie groß iſt nicht hier die Anzahl dieſer unglücklichen Geſchöpfe! Doch ich will nicht weiter klagen.

Ich

*) Gellerts Vaterſtadt, ein kleiner Ort in Sachſen, unweit Freyberg.

Ich darf nicht vergeſſen, daß die Mäßigung in allen Stücken eine Grundregel iſt, von der man nicht abweichen ſoll. Wenn mir auch gleich Ihre Freundſchaft langweilige Klagen verziehe, ſo würde ich mir ſie doch ſelbſt nicht verzeihen können. Aber, liebſter Profeſſor, ſind Sie denn noch unverändert derſelbe gegen mich? Haben nicht Zeit und Abweſenheit auch über Ihr Herz ihre gewöhnliche Herrſchaft ausgeübt? Glauben Sie nicht, daß ich dieſen Gedanken nähre. Er iſt viel zu beunruhigend für mich, um ihn jemals für wahr halten zu können. Zürnen Sie mit mir, daß ich ſeiner nur Erwähnung gethan habe, und zeigen Sie mir in Ihrem erſten Briefe, daß ich Ihre Freundſchaft zu verlieren verdiente, wenn ich im Stande wäre, an derſelben zu zweifeln. Leben Sie wohl. Ich bin ewig

Ihr

B*.

Meinen Bruder, der itzt in Leipzig iſt, und vermuthlich auch das Glück hat Sie zu kennen, bitte ich Sie, vielmals in meinem Namen zu grüßen. Mein Gruß wird in Ihrem Munde einen neuen Werth für ihn bekommen, und ich liebe meinen Bruder zu ſehr, um ihm nicht meine Erinnerung ſo angenehm zu machen, als es mir nur immer möglich iſt.

XLVII.

An den Grafen M** von B*.

Leipzig, den 10. Jan. 1760.

Sie haben mir durch meinen Bruder sagen lassen, daß ich Sie nicht vergessen soll; das heißt, wie mir mein Herz sagt, daß ich bald an Sie schreiben soll; und was thue ich lieber, als daß ich an Sie denke, an Sie schreibe, und von Ihnen rede? Aber warum schreibe ich gleichwohl nicht öfter? Liebster Graf, warum? Weil ich itzt fast nichts als Collegium, und nach den Collegiis nichts als Hinfälligkeit bin. Auch ein Brief, der mir sonst Freude war, wird mir itzt nicht selten eine große Arbeit. O wie wenig bin ich der Vorige, und wie alt muß ich seyn, da ich so gern klage! Doch heute will ich nicht klagen, ich will mich freun, daß ich noch an Sie schreiben, und wieder in einem neuen Jahre Sie aller meiner Liebe und Hochachtung, die Sie vor tausend Andern verdienen und haben, versichern kann. Immerdar müsse es dem Grafen Moritz wohl gehen, und sein Glück und sein Verdienst müsse das Glück vieler Tausenden und die Freude aller Rechtschaffnen werden! Ja, theuerster Graf, Gott, den Sie von Jugend auf vor Augen gehabt, wird Sie mit einem reichen Maaße von Weisheit und Tugend, und also auch von Zufriedenheit und Glückseligkeit segnen, und Sie, wie ich sicher hoffe, das höchste und freudigste Alter erreichen und dereinst sterben

lassen,

laſſen, wie Sie gelebt haben. Alle gute Menſchen, die von Ihnen reden, reden nichts als Rühmliches von Ihnen; beynahe nichts anders, als was ich in meinem Gedichte zu Ihrem vierzehnten Geburtstage nicht von der Poeſie, ſondern von Ihrem Charakter begeiſtert, vorher verkündiget habe. O welche Zufriedenheit wird mir das noch in der Ewigkeit geben, daß ich auf Erden mit zu der Pflicht beſtimmt war, die erſten Empfindungen Ihres edlen Herzens zu bemerken und zu bilden! Möchte doch der Graf Heinrich ſeinem würdigen Bruder vollkommen ähnlich werden! Er zeigt, ſo jung er iſt, ſchon viel Anlage darzu.

Eine kleine Entdeckung muß ich Ihnen noch machen. Ich habe vor wenig Wochen die Verſicherung aus Warſchau erhalten, daß mir ein unbekannter Gönner daſelbſt eine jährliche Penſion von 150. Thalern (denke ich) ausgeſetzet hätte, und zugleich wurde mir von Herrn D** die Hälfte ausgezahlet. Ein ſonderbares, unerwartetes und unverdientes Glück! Wer iſt der Großmüthige, der mir Gutes thun will, ohne mich den Wohlthäter kennen zu laſſen? Ich verweiſe Sie, beſter Graf, auf einen Brief an den Herrn von L**, in der Hoffnung, daß Sie mir einiges Licht über mein Glück geben werden, wenn Sie können, und wenn mirs gut iſt. Ich umarme Sie und bin bis an mein Ende der Ihrige

G.

XLVIII.

An Ebendenſelben.

Leipzig, den 2. May 1760.

Ich weis Ihnen außer meiner Liebe und unſerm Unglücke wenig zu erzählen. Das letzte iſt weltkundig, und die erſte iſt Ihnen ſchon ſeit Ihrem vierzehnten Jahre bekannt. Indeſſen gehört es zu meiner Ruhe, daß ich Ihnen in jedem Briefe ſage, wie ſehr ich Sie liebe und verehre. Ich fange alſo auch den heutigen in dieſer Sprache des Herzens an, mein liebſter Graf. Denn das ſind Sie; Sie ſind einer meiner liebſten Freunde, und Sie werden es mir bis an mein Ende bleiben. — — — — — — — — — — — — Der Herr von Täubern hat Youngs Brief über die Originalwerke überſetzt. Dieſer Brief iſt zu ſchön, als daß ich Ihnen ſolchen nicht mitſchicken ſollte. Wie iſt es möglich, daß ein Greis von achtzig Jahren noch ſo lebhaft und doch ſo richtig denken kann? Leſen Sie nur, liebſter Graf. Ein Period vom Young hat mehr Leben, als mein ganzer Brief nicht haben wird. Wie ſehr wird Sie die chriſtliche Anecdote vom Addiſon erfreuen! Ich habe ſie wohl zwanzigmal geleſen; ſie iſt ganz Original, Originalgröſſe. — Von Cronegks Schriften iſt der erſte Theil fertig. Ich habe ihn noch nicht geſehen, allein wenn ich ihn fortbringen kann, ſo erhalten Sie ihn mit dieſem Briefe. — Daß der

Herr

Herr von Riveri an den Blattern geſtorben iſt, werden Sie wohl aus des Freron Année Litteraire geſehen haben. Ich müßte ſehr unempfindlich ſeyn, wenn ich den Verluſt eines Mannes, der mir ſo viel Achtung bewieſen, nicht bedauren ſollte.

So habe ich auch vor wenig Tagen einen lieben Freund an dem jungen Herrn von Häſeler verloren, der in der Oſterwoche in Halle an einer Auszehrung geſtorben iſt. Er hat mir noch auf ſeinem Sterbebette einen Brief geſchrieben, der mehr Ruhm für ihn iſt, als ein ganzes Buch. Sein Herz war vortrefflich, und ſeine Geſchicklichkeit groß. Er iſt lange mein Zuhörer geweſen, und ſein Brief ſchließt ſich mit der Stelle:

Da will ich dem den Dank bezahlen,
Der Gottes Weg mich gehen hieß,
Und ihn zu Millionenmalen
Noch ſegnen, daß er mir ihn wies.

Welche Belohnung iſt ſo ein Dank, mein liebſter Graf! —

Cramers Aufſeher, Sie haben Recht, iſt wirklich ſehr ernſthaft; allein er ſoll es auch nach ſeiner Abſicht und den gewählten Materien ſeyn. — — — — — — — — — Leben Sie wohl, liebſter Graf.

G.

XLIX.

Theuerſter Graf,

Ihr letzter Brief iſt mir ein ſehr lieber Brief geweſen, und hat mich gelehret, daß mein Herz noch nicht zu allem Vergnügen erſtorben ſey, und daß mich wenigſtens Ihre Liebe und Ihr Beyfall noch rühre. Wie viel Dank bin ich Ihnen alſo nicht für dieſen Brief ſchuldig, und für die Beredſamkeit, der ich nicht habe widerſtehen können, ſo unempfindlich ich auch unter meinen anhaltenden Beſchwerungen geworden bin.

Ueber die Fürſorge, deren mich der Engliſche Geſandte Mitchel, mir unbewußt, gewürdiget, bin ich herzlich erſchrocken. Gott, warum nehmen ſich doch ſo viele Menſchen meiner an? Verdiene ichs denn mehr, als Andre? Nichts weniger. Die glänzenden Verdienſte des Autors erwerben mir das Herz der Hohen und der Niedrigen; und dieſe Verdienſte, die in das Auge fallen, ſind doch oft nichts gegen die ſtillen Verdienſte eines Mannes, den Niemand bemerket, und der mir weit vorzuziehen iſt. Ich kann es Ihnen, liebſter Graf, verſichern, daß ich den Geſandten um keinen Fürſpruch gebeten, ja nie daran gedacht habe. Es kömmt nicht in mein Herz. Ich ſuche kein Amt, ich wünſche keine Penſion, ich bin krank, und kann kein langes Leben hoffen, ich leide keinen Mangel, und Gott giebt mir mehr, als vielen Andern, wie könnte ich mehr begehren? Ich habe dem Geſandten, da ich Ihren Brief erhalten,

alles

alles dieſes ſelbſt geſagt; allein umſonſt. — Sie haben, fieng er an, es nicht wiſſen ſollen, wie weit meine Liebe für Sie geht, und die Sache, da Sie es wiſſen, hat nunmehr ihr Schönes verloren. Aber ich werde doch thun, was ich für recht und gut halte. — Dieß war es alles, liebſter Graf, was ich von dieſem Manne, der durchaus mein Wohlthäter ſeyn will, habe erhalten können. Ich fürchte, er wird wieder an den Lord St ** geſchrieben haben; aber bitten Sie Ihren Onkel, daß er ſich nicht durch dieſe ausländiſchen Fürbitten bewegen läßt, zu einer Zeit an eine Penſion für mich zu denken, da unſer Vaterland ſo unendlich leidet. Ich habe im vorigen Jahre von einer ungenannten Dame aus dem Brandenburgiſchen ein Geſchenke von zweyhundert Thalern erhalten. Alſo bekomme ich ja immer mehr, als ich zu hoffen und zu wünſchen habe. O, guter lieber Graf, wenn mir Gott leidliche Geſundheit und ein freudiger Herz giebt: ſo verachte ich alle Schätze und Ehren der Erde. Dieß, dieß iſt mein Wunſch und mein Gebet. Möchte es doch Gott erhören! Doch es iſt ja ein köſtlich Ding, geduldig ſeyn und auf die Hülfe des Herrn harren.

Der alte D. Müller, Profeſſor Organi Ariſtotelici, iſt geſtorben. E*** und Andre haben mir ernſtlich angelegen, dieſe Stelle zu ſuchen; aber um alles in der Welt willen würde ich ſie nicht ſuchen, noch annehmen. Gott weis es, daß ich kein neues Amt übernehmen kann; und wenn ich lebe, ſo kann ich ja der Univerſität eben ſo viel

nützen, wenn ich Professor Extraordinarius bin, als wenn ich Ordinarius wäre. Wozu ich mich nicht geschickt fühle, das lasse ich mir von allen Königen der Erde nicht aufbürden.

Der Englische Gesandte ist noch hier, und sorgt bey den gegenwärtigen Drangsalen sehr für uns; das ihm Gott vergelten wolle. N*, ein geschickter und patriotischer Mann, der sehr gut bey dem Gesandten wegen seines Verstandes und Herzens steht, hat durch ihn, Ihrer Frau Mutter und beynahe unsrer ganzen Stadt viele Dienste gethan. Er verdienet Ihre Aufmerksamkeit und die Gnade des Hofs. Er hilft mit Vermögen, Fürspruch, Rath, That und Muth. So viel! Das ist seit etlichen Monaten der erste Brief, den ich habe schreiben können und mögen. Ich umarme Sie, und wünsche Ihnen von Gott alles, was Menschen glücklich macht.

Leipzig, den 16. May
1761. G.

L.

An einen Preußischen Officier in Schlesien.

Ihr gutes Herz schreibt sich in alle Ihre Briefe, und so sehr Sie es der Empfindung nach zuweilen vermissen mögen: so sehr sehe ichs doch in jedem Gedanken. Ich will Sie gar nicht stolz, sondern nur muthig machen, an dem guten Erfolge Ihrer from-

frommen Abſichten und Bemühungen nicht zu ſehr zu zweifeln. Auch der Tugendhafteſte bleibt ein Menſch, bleibt ſchwach bis an ſein Ende, und die Religion hebt unſere natürlichen Neigungen nicht auf, ſie mäßiget, beſſert, und reiniget ſie nur. Unſere Schwachheit ſoll uns zwar zum Fleiße, zur Wachſamkeit über uns ſelbſt, zur Unterſuchung unſers Herzens antreiben, aber ſie ſoll uns nicht traurig, niedergeſchlagen und furchtſam machen. Mit unſerer Angſt iſt Gott nicht gedienet, und wenn er Traurigkeit verſtattet, oder befiehlt, ſo iſt es nur diejenige, die zur Ruhe und zum wahren Vergnügen unſers Geiſtes führet. Sie klagen, daß Sie ſich leicht in Geſellſchaft vergeſſen, und den Vergnügungen alsdann zu ſehr nachhängen. Das glaube ich Ihnen ſehr leicht. Eine oftmalige Erfahrung, auch ſelbſt meine eigene hat mich gelehret, daß Gemüther, die von Natur zur Traurigkeit geneigt ſind, die Freude zu gewiſſen Zeiten ſo tief in ſich einlaſſen, daß ſie bis zur Luſtigkeit anwächſt, und ernſthaftern Gedanken nicht wieder weichen will. Sobald ſie endlich weicht, behauptet die Schwermuth wieder ihre Rechte, und ſtellt uns unſere Fehler, wo nicht zu groß, doch auch gewiß nicht zu geringe vor. Indeſſen gebe ich es zu, es ſollen Fehler ſeyn, auch oftmalige Fehler; aber, mein liebſter Freund, wer hat am Ende des Tages keine Fehler zu bereuen, und am folgenden keine zu verbeſſern? Beides iſt unſere Pflicht? Wenn wir dieſes thun, dem Fehler nicht nachhängen, die natürliche Trägheit bekämpfen; ſo dürfen

fen wir nicht nur, wir ſollen uns auch eines höhern Beyſtandes getröſten. Und da müſſen wir nicht zagen. Die Kraft Gottes, die in einem guten Herzen iſt, iſt größer als die, die in den Reizungen der Welt iſt. Müßten wir unſer wahres Glück verdienen, durch Vollkommenheit verdienen; ſo wäre nichts gewiſſer, als daß wir traurig in die Einöden fliehen und da verzweifeln müßten. Aber unſer Glück iſt göttliche Wohlthat und Gnade; und Gott beglückt als ein Gott unter Bedingungen, die wir ihm durch ſeinen Beyſtand leiſten können. Freuet euch, und abermal ſage ich, freuet euch! Vergeſſen Sie dieſe Ermunterung nicht. Die, an welche ſie ergangen iſt, waren ſchwach und fehlerhaft wie wir, und bemühten ſich, es nicht zu ſeyn. Ein guter Muth iſt ein tägliches Wohlleben. Dieſen göttlichen Gedanken ſage ich mir oft vor, wenn ich dem Kummer nachgeben will. Und ich erinnere mich ſehr oft der Worte, die ich einen Theologen zu einem ſeiner traurigen Freunde ſagen hören: Wer einen Gott zum Vater und Erlöſer hat, muß nicht traurig ſeyn. — —

Möchte ich doch im Stande ſeyn, die beſondere Gewogenheit und das außerordentliche Vertrauen, das Sie zu mir haben, zeitlebens zu verdienen und zu erhalten! Ich will es, und werde beſtändig mit einer wahren Hochachtung und Freundſchaft ſeyn,

1755. G.

LI.

An Ebendenſelben.

Ehe das alte Jahr vergeht, muß ich nothwendig noch einmal mit Ihnen reden. Ich ſtelle mir vor, als ob ich bey Ihnen in ** auf Ihrer Stube ſäße, und nur eine halbe Stunde Zeit hätte, mit Ihnen zu ſprechen. Da würde ich in der Geſchwindigkeit hundert kleine Fragen an Sie thun, ohne zu warten, bis Sie die erſten beantwortet hätten, ſchon die andern beantwortet wiſſen wollen, und die Antworten aus Ihren Mienen, aus jedem Tone der Stimme mir ergänzen. Nun, würde ich haſtig ſagen, wie haben Sie dieſes Jahr zugebracht? War es beſſer, ſchlimmer, als das vorige? Haben Sie mehr geſunde als kranke Tage gehabt? — „Mehr geſunde“ — Vortrefflich! Mehr heitre, als trübe Stunden? — „Ich glaube, mehr heitre“ — Gott ſey gedankt! Zählen Sie, welches ſind Ihre freudigen Begebenheiten geweſen? Sie ſinnen nach, und ich leſe indeſſen in Ihrem Geſichte ihrer viele, und ich hoffe, ich betrüge mich nicht. Aber Ihre traurigen Zufälle? Ja, wie ſollten Ihnen keine begegnet ſeyn? Aber ſie ſind vorbey, und die Art, mit der Sie ſolche ertragen haben, oder doch haben ertragen wollen, giebt dieſen Unfällen noch eine heitre Ausſicht. So erinnert ſich der Soldat, wenn er die Gegenden des Treffens wieder erblickt, der überſtandnen Gefahren, und freut ſich, nach einem kleinen Schauer, ſeines Muthes, ſeiner beobachteten

Pflicht,

Pflicht, und ſieht mit einem dankenden Blicke gen Himmel, preiſt Gott für die Errettung, und belebt dadurch ſein Vertrauen auf das Künftige. Immer zählen Sie die beſchwerlichen Fälle, die traurigen Stunden durch. Das Product wirkt, wenn auch nicht allemal Freude, dennoch Standhaftigkeit, Geduld, Vertrauen; und aus ihnen entſteht doch zuletzt Ruhe und Zufriedenheit. — „Das „ſagen ſie mir ſehr dreiſt, werden Sie denken; „aber ſind ſie denn auch immer heiter und ſtark ge„nug, dieſe Rechnung anzuſtellen? Und wenn „man nun ſieht, daß man die Laſt des Lebens nicht „ſo getragen hat, wie man ſollte?“ — Wenn ich das ſehe, ſo verweiſe ich mirs; ſo demüthige ich mich im Herzen vor der Vorſehung, unter deren Regierung Glück und Unglück ſteht, bereue meine Schwachheit, hoffe, und ſtärke mich durch einen Blick in jene Welt, der ich in dieſer entgegen gehe. Der Gedanke: Es ſind noch wenige Schritte, die ich zu thun habe; ſie ſind beſchwerlich, aber mit jedem komme ich der Ruhe näher! dieſer Gedanke hat, wenn gleich nicht ſtets, doch oft einen mächtigen Einfluß auf mein Herz. Aber was ſehe ich in Ihrem klagenden Auge, liebſter Freund? Eine Unzufriedenheit über ſich ſelbſt. Sie haben in dieſem Jahre nicht ſo viel Gutes gethan, als Sie gethan zu haben wünſchen, und als man thun ſoll? Ich und tauſend Andre auch nicht. Und dieſe, die dieß fühlen und beklagen, ſind doch glücklicher als die, die es gar nicht wiſſen, oder nicht wiſſen wollen. So lange wir Menſchen ſind, ſo lange

werden

werden wir Urſachen über uns zu klagen, und Urſachen, uns zu beſſern, aber doch deswegen nicht immer Urſache, an unſrer Aufrichtigkeit und Begierde zur Tugend zu zweifeln haben. In den Spiegel ſchauen, ſeine Fehler bemerken, und keine Luſt haben, ſie zu beſſern, das iſt ein böſes Kennzeichen. Aber oft in den Spiegel ſchauen, ſeine Flecken mit Widerwillen wahrnehmen, ſie, obgleich mit langſamer und widerſtehender Hand zu entfernen ſuchen, iſt ein Kennzeichen, daß wir durch die Länge der Zeit, durch wiederholte Bemühungen, zu einer gewiſſen Reinigkeit und Schönheit gelangen werden. So würde ich ungefähr mit Ihnen reden, wenn ich itzt bey Ihnen wäre. Und das Ende meines Geſprächs würde das nicht ein freundſchaftlicher Wunſch zum neuen Jahre ſeyn? Dieſen ſtatte ich Ihnen hier mit aufrichtig ab. Wie wohl wird es Ihnen gehen, wenn er erfüllt wird! Geſundheit und Zufriedenheit wird Ihnen das Leben verſüßen, und Sie in den Stand ſetzen, Andre ruhig und glücklich zu machen. Gott gebe Ihnen und mir, was wir nach ſeinem Willen wünſchen!

1755.

G.

LII.

Gnädige Frau,

Und das haben Sie von Ihrem Briefe denken können, daß er in die Gefängnisse der schlechten Briefe kommen würde? Behüte der Himmel! Er liegt, wo dächten Sie wohl? in meiner besten Commode, zwischen den Briefen meiner geistreichsten Correspondenten. Wäre ich so reich wie Alexander der Große: so würde ich Ihren Briefen eben die Ehre erweisen, die er den Gedichten des Homers erwiesen hat; ich würde sie in eine goldne Kapsel mit Diamanten besetzt, verschließen. Alexander nahm diese Gedichte mit in das Feld; das könnte ich nun freylich nicht thun; aber ich könnte sie dafür mit auf den Katheder, mit auf meine Spatziergänge, und auf meine Reisen nach B** und W*** nehmen. In Wahrheit, gnädige Frau, Sie haben mir durch Ihren vortrefflichen Brief die gröſste Freude gemacht, und ich bin ihm vielleicht die erste heitre Miene seit einigen Wochen schuldig. Stünde es bey mir, so würde ich Ihnen persönlich dafür danken. Allein ich habe eine Gelübde gethan, nicht eher an eine Reise zu denken, als bis die Leipziger Lotterie mein Schicksal entschieden haben wird. Dieses geschieht in dem Februar des künftigen Jahres. Gewinne ich nun die gehofften acht tausend Thaler: so habe ich bereits die Einrichtung gemacht, daß ich Leipzig in den ersten acht Tagen verlassen und mit meiner ganzen Habe nach B** eilen

kann,

kann, meiner Ruhe und endlich meinem Grabe entgegen.

Ob ich sehr gesund bin? Nein, gnädige Frau, ich habe z. E. diese Nacht wenig geschlafen, und ich habe mich an diesem Briefe wieder gesund schreiben wollen; aber diese Medicin will mir auch nicht helfen. Ich will ihn also nur schließen, so kurz und leer er auch ist.

Leipzig,
den 22. December
1755.

G.

LIII.

An Ebendieselbe.

Ach! gnädige Frau, die Loose von acht, von zwölf, von sechzehn tausend Thalern sind heraus, und ich armer Mensch habe nichts bekommen; und ich soll also in der traurigen Stadt, bey den bösen Büchern und noch bösern Menschen bleiben, und nicht auf das Land ziehn, mich nicht in B** ankaufen, nicht Bäume pfropfen, Wein pflanzen, Obst backen, nicht M*** pachten, nicht mit Ihnen spatzieren gehn, — — — — — mit einem Worte, nicht bey Ihnen meine Tage zubringen? Das ist kläglich, gnädige Frau. Ich mag ja an keiner fürstlichen Tafel speisen, ich will in B** von dem guten Sallate, von dem Krauskohle, der daselbst wächst, von den Enten, die

da geboren und erzogen werden, essen — — Was hilft nun der Ruhm? Habe ich das geringste Glück in der Lotterie gehabt? Es ist wahr, die letzte Classe der Lotterie in meiner Vaterstadt ist noch nicht gezogen; aber das gröſste Loos ist nur — ja nur 300. Rthlr. und dafür werden Sie mir das Haus am Garten nicht lassen. Und ansäſsig muß ich doch seyn; denn sonst wird die Fräulein nicht — — — — Sie hat auch Recht. O gnädige Frau, wie weise ist es, sich nicht durch Hoffnungen einnehmen lassen! Ich kränke mich, schäme mich, schmähle auf mich, und küsse Ihnen mit vieler Demuth für den letzten so schönen, aber kurzen Brief, die Hand, und verharre in groſser Traurigkeit

Leipzig,
den 7. Febr. 1756. G.

LIV.

Mademoiselle,

Meine Freude über Ihren Brief ist erstaunend groſs, und ich weis nicht dankbarer zu seyn, als daß ich Ihnen dieses aufrichtig gestehe. Heute erhalte ich ihn, und an eben dem Tage beantworte ich ihn. Diese Eilfertigkeit im Antworten ist mir weder natürlich, noch wegen meiner abgemeſsnen Stunden ganz erlaubt; darf ich sie also als einen Beweis anführen, wie sehr mir Ihr Brief muß

muß gefallen haben? Ja, meine liebe unbekannte Freundinn, er hat mir nur gar zu sehr gefallen, und Sie schreiben weit beſſer, als Sie ſich zutrauen, und als viele von Ihrem Geſchlechte niemals werden ſchreiben lernen. Ihre Furchtſamkeit iſt eine Tugend, ſie vergrößert Ihre Geſchicklichkeit in meinen Augen, und giebt Ihrer Schreibart eben die gefallende Miene, welche die Beſcheidenheit einem ſchönen Geſichte zu geben pfleget. Ich will Ihnen dieſe Tugend nie weder durch meine Ermunterungen, noch durch meine Lobſprüche, rauben. Ich liebe ſie, weil ſie mir ziemlich natürlich iſt. Alſo erlaube ichs Ihnen auch, daß Sie bey Ihren Verſuchen ſo lange an Ihrem Genie oder an Ihrem gehabten Glücke zweifeln mögen, bis R** und die, welche ihm gleichen, es Ihnen bekennen. Gelehrte Frauenzimmer braucht die Welt, denke ich, nicht ſehr; aber ein Frauenzimmer, das gleich Ihnen, ſich durch das Leſen guter Bücher, den Verſtand, das Herz und den Geſchmack bildet, iſt ihrem Hauſe, ihren Freunden, einem künftigem Manne, Vergnügen, Glück und Ruhe. Sie wird ſchreiben, ohne ihre andere Pflichten zu vergeſſen, und dadurch, daß ſie gut zu denken weis, wird ſie ihren übrigen Verrichtungen, auch den geringern, noch einen gewiſſen Reiz, und ihren Tugenden eine größre Anmuth geben. Sie alſo, meine neue liebenswürdige Freundinn, zur Fortſetzung im Leſen und Schreiben zu ermuntern, halte ich für meine Pflicht, und danke es Herr R**, daß er mir die Gelegen-

heit dazu gegeben hat. Ich bin mit der größten Dankbarkeit und Hochachtung ꝛc.

1756. G.

LV.

Mein lieber Herr * *,

Sie haben nicht Abschied von mir genommen; Sie haben in so langer Zeit nicht an mich geschrieben. Soll ich glauben, daß Sie noch mein Freund sind? Ja, Sie sind es gewiß, und Sie wissen auch, wie sehr ich der Ihrige bin. Gesetzt aber, Sie liebten mich itzt nicht mehr, so weis ich doch gewiß, daß eine Zeit kommen wird, da Sie mich wieder lieben werden; oder ich müßte es gar nicht verdienen, und Sie müßten das gute Herz nicht haben, das Sie doch gewiß haben. — — — Ich kann den Gedanken nicht unterdrücken; — — — ich wollte es thun; aber ich liebe Sie zu sehr, als daß ich schweigen könnte. Man hat mir gesagt — — doch nein, ein Mann, der den Saurin so gern liest wie Sie, der das Vortreffliche der Menschenliebe, der Tugend so sehr fühlt, wie Sie, der es in jeder guten Schrift fühlt: sollte der kein Freund der Religion seyn? Vielleicht haben Sie sich nur unbehutsam ausgedrückt; vielleicht haben Sie nur zum Scheine die Sprache eines starken Geistes angenommen. Ich bitte Sie, als Ihr bester Freund, ich bitte Sie

brüder-

brüderlich, hören Sie nicht auf, es gut mit Ihrer Ruhe und mit der Weisheit und Tugend zu meynen. Vielleicht sehe ich Sie in meinem Leben nicht mehr; aber allezeit werde ich Antheil an Ihren Schicksalen nehmen, und mich durch Aufrichtigkeit um Sie verdient zu machen suchen; denn wodurch könnte ichs sonst? Ich bin Ihr wahrer Freund.

G.

LVI.

An den Herrn Hofrath * *.

Bey Ihrem Unfalle bedauere ich weniger Sie, als den, der so niederträchtig hat seyn können, sich sein Glück durch den Verlust des Ihrigen zu erkaufen, und weder den Vorwurf der Rechtschaffnen, noch seines eignen Herzens zu scheuen. Wie Sie, unglücklich seyn, ist in einem gewissen Verstande ein Glück, und den Unfall, wie Sie ertragen, ist eine Ehre und eine sichre Anwartschaft auf ein größer Glück. Freylich muß es sehr schmerzen, sich verleumdet und eben dadurch sich eines Amtes entsetzt zu sehen; aber die Unschuld ist doch allezeit ein heimlicher Trost, auch ehe sie gerettet wird; und Sie haben nunmehr schon die Belohnung, sie gerettet zu sehen. Wie freue ich mich darüber! Ja, theuerster Freund, Sie haben Recht, es giebt eine gewisse Weisheit,

die uns alle Schulen nicht lehren können, eine Stärke des Geiſtes, die wir ſelten in freudigen Tagen, und beynahe allein in Widerwärtigkeiten erhalten. Kurz, es giebt gewiſſe traurige Begebenheiten in dem Syſtem unſers Lebens; anfangs ſind ſie ſchreckliche Räthſel, und nach und nach klären ſie ſich in lauter helle Beweiſe der göttlichen Vorſehung auf, machen unſern Verſtand heiter und unſer Herz feſter. Eines ſolchen Unglücks waren Sie werth, Sie und Ihre liebe Frau. Warum kann ich doch nicht in dem Augenblicke bey Ihnen ſeyn, und mit Ihnen über Ihr Unglück triumphiren? Doch noch einmal bey Ihnen zu ſeyn, ſo gut wird mirs wohl in meinem Leben nicht mehr werden, ſo wenig ich Sie auch bey meinem kurzen Aufenthalte in ** genoſſen habe. Leben Sie wohl.

G.

LVII.

Theuerſter Freund,

Der König hat mir ſechzig Thaler Accisgeld auszahlen laſſen, und gleichwohl kennt mich der König nicht. Bey wem ſoll ich mich nun bedanken? Bey dem Könige, der mich nicht kennt? Bey dem Miniſter, der mich auch nicht kennt? oder bey dem Accisrathe **, der mich kennt? Ich dächte bey dem letzten. In der That bin ich

eben

eben nicht geizig, und doch freue ich mich über meine sechzig Thaler erstaunend. Die Ursache davon hat lange vor mir ein Frauenzimmer bey dem Terenz gesagt: gratum est donum, non tam per se, quam quod abs te datum est. Dieses Compliment war bey dem Mädchen eine listige Galanterie, und bey mir wird es der wahreste und freundschaftlichste Dank. Endlich schickt es sich für einen Professor ganz hübsch, daß er sich lateinisch oder griechisch bey seinem Gönner oder Freunde bedanket. Wie gut ist es doch, lieber Herr **, wenn man Zuhörer hat, die bald an das Steuerruder kommen! (ich nehme das Wort Steuer hier im Rabnerischen Verstande) Hätten Sie bey mir kein Collegium über den Styl gehöret: so würden Sie zwar vortrefflich haben schreiben lernen, ich aber würde durch allen meinen Styl, durch alle Wendungen, die ich meinem Memoriale gegeben, das Acciscollegium nicht bewegt haben, mir sechzig Thaler zu geben, die ich aus Bescheidenheit und aus Liebe für das Publicum sechs Jahre später gefodert, als ich gesollt. Es wäre die größte Undankbarkeit, wenn ich künftig von Ihrem Sohne (schieben Sie Ihre Vermählung ja nicht lange auf, ich werde alt) das Honorarium für die Rhetorik annehmen wollte. Nein, lieber Herr ** und ehemaliger theuerster Zuhörer, Sie haben dadurch, daß Sie mir den Befehl ausgewirket, für alle Ihre Nachkommen bezahlet, und es wird mein Lebensbeschreiber bey dem Jahre 1756. folgende rühmliche Anecdote gewiß einrücken lassen:

„Als unſer Autor theils aus Beſcheidenheit, theils aus Nachläſſigkeit das gewöhnliche Accisgeld ſich zu erbitten, ſechs Jahre unterlaſſen hatte: ſo ſchlug mans ihm das erſtemal ab, weil man ſeinen Namen in Dresden nicht kannte. Als er das andremal anhielt, behauptete einer bey dem Collegio, daß dieſer Mann faſt eine Tonne Golds, wie er gehört, in Vermögen haben, und wegen gemachten Unterſchleifs bey der Acciſe verdächtig ſeyn ſollte, bis endlich zum Glücke der Accisrath **, der damals nicht zugegen geweſen, in das Collegium trat, und ſeinen Collegen eröffnete, wer der Mann wäre.“

Schöne Anecdote! über der ich meine Dankſagung vergeſſen habe; doch ſie ſelbſt iſt ja der künftige Dank. —

Alſo ſind Sie mein Zuhörer, mein Freund, mein Gönner, meine Verdienſte, mein Ruhm, alles dieß in verſchiednen Geſichtspunkten? Ja wohl, Sie ſind mir Miniſter, Befehl und König geweſen. Mit welcher Freundſchaft, Liebe, Ehrerbietung, Unterwerfung und allerſtiefſter Devotion zugleich, muß ich nicht zeitlebens verharren und darinne erſterben ꝛc.

Leipzig, den 30. Jun.
1756. G.

LVIII.

Liebſter Herr Baron,

Ich, der ich Sie ſo ſehr geliebt und hochgeſchätzt, und mir und der Welt ſo viel Gutes und Großes von Ihnen verſprochen habe, bin ſeit geraumer Zeit mit Ihrem ganzen Betragen nicht mehr zufrieden. Dieſes, lieber Baron, muß ich Ihnen, aus Pflicht und Freundſchaft, ſchriftlich ſagen. Denken Sie nicht, daß ich bloß über Ihre einſiedleriſche und ungeſellige Lebensart, über die Vernachläßigung Ihrer öffentlichen Lectionen, und über Ihre tumultuariſche Art zu ſtudiren unruhig bin. Nein, daran ließe ſich bey einem Jünglinge von Ihren Jahren noch vieles entſchuldigen, und vieles ſo gar loben. Aber ich ſehe mehr auf die Quellen, aus denen dieſes Ihr Betragen fließt, ohne daß Sie es wiſſen und denken, und vielleicht auch, ohne daß Sie es gern wiſſen wollen; denn nichts verbergen wir uns lieber und leichter, als unſre Fehler. Sie wiſſen es nicht, wie ſehr Sie ſich von Eigenſinn, Eigenwillen, Vertrauen zu ſich ſelbſt und Ihren eignen Kräften, und von der gelehrten Ruhmbegierde leiten und regieren laſſen. Dieſes ſind die geheimen Triebfedern Ihres Verhaltens. Daher nehmen Sie ſo ungern Rath und Vorſchrift an, oder folgen ihr doch nicht; daher ſtudiren Sie, obgleich mit großem Fleiße, dennoch nur nach Ihrem Geſchmacke und den Eingebungen Ihrer Ehrbegierde; daher ſehen Sie an Ihren Docenten nur Mängel

und Fehler, und ſetzen ſich mit Ihrer Einſicht über ſie hinweg, und werden des Vortrags derſelben in den erſten Wochen ſchon ſatt; daher vernachläſſigen Sie das Aeußerliche und die Pflichten der Wohlanſtändigkeit, weil Sie ſich keinen Zwang anthun, weil Sie ſich nach den eingeführten Meynungen nicht richten mögen, weil Sie Andre durch das Außerordentliche übertreffen wollen, weil Sie Andre gering ſchätzen, weil Sie ſich mehr Einſicht zutrauen, als andern Leuten; daher ſcheuen Sie allen Umgang und alle Geſellſchaft, weil Sie entweder Ihre gelehrte Wißbegierde nicht darinne befriedigen können, oder weil Sie merken, daß Andre Sie an den äußerlichen Manieren übertreffen, oder weil Sie ſich nach Jemanden richten müßten.

Dieſe Quellen, lieber Baron, werden ſich künftig in Ihren ganzen Charakter ergießen, und einen Einfluß in Ihr ganzes Leben haben; und eben dieſes iſt es, was mich am meiſten beunruhiget, und woran ich Sie, um Ihrer Wohlfahrt willen, als Freund und Lehrer, am meiſten erinnern muß. Sie haben an Michaelis einen Plan Ihres Studirens entworfen, und haben ihn, ungeachtet Ihres Vorſatzes und Verſprechens, bald wieder aufgegeben. Dieſe Hitze und Unbeſtändigkeit, wenn Sie ſolche nicht itzt unterdrücken, wird Ihnen in Ihr ganzes Leben folgen. — Ihre Ungeſelligkeit und Sorgloſigkeit in Anſehung des Aeußerlichen wird Ihnen, bey allen Ihren Talenten, dennoch die Geringſchätzung und den Spott der Höhern und Niedern zuziehen;

und

und man ſpottet ſchon, ungeachtet meiner Vertheidigung, ſehr über Sie. — Indem Sie weiſer ſeyn wollen, als alle Andre, werden Sie immer mehr auf das Sonderbare und das paradoxe Verdienſt fallen. — Ich habe mit allen meinen Bitten und liebreichen, auch ernſthaften Vorſtellungen nicht erhalten können, daß Sie der Frau von ** einen Beſuch gegeben hätten; und wer wird denn etwas auf dieſe Weiſe von Ihnen wider Ihre Neigung erhalten können, wenn Sie mirs, den Sie gewiß für Ihren wahren und verſtändigen Freund halten, nicht gewähren? Sie wollen, daß ich dieſe meine Klage Ihrem Herrn Vater nicht überſchreiben ſoll? Gut! Aber, wollen Sie denn, daß ich wider mein Gewiſſen und wider Ihr Beſtes handeln ſoll? Wenn ich der Einzige wäre, der an Ihnen ſo viel zu erinnern fände: ſo würde ich glauben, daß ich Ihnen zu viel thäte, und aus Hypochondrie zu ſtrenge urtheilte. Aber, lieber guter Baron, ich weis, dieß kann ich Ihnen betheuern, keinen verſtändigen Menſchen, der nicht Ihr Verfahren und Ihre Sitten mißbilligte; und das thun die am meiſten, die ſonſt Ihre Vorzüge ſehr geſchätzet haben. Ich, der ich ein kranker und kraftloſer Mann bin, werde Sie durch meine Beredſamkeit gewiß nicht umbilden, aber es war meine Pflicht, Ihnen alles dieſes zu ſagen, nicht aus Tadelſucht, ſondern aus Gewiſſen und aus Religion — und ich werde es Ihnen nie mehr ſagen, wenn Sie ſichs nicht auch ſelbſt ſagen.

G.

LIX.

LIX.

Lieber Herr C***,

Unter den vielen Urſachen, warum ich ſeit etlichen Tagen böſe auf mich bin, iſt dieſes keine der geringſten, daß ich einen Brief von Ihnen ſeit ſo langer Zeit unbeantwortet gelaſſen; einen Brief, der mit Liebe und Achtung gegen mich angefüllt iſt. Und wodurch ſoll ich meinen Fehler wieder gut machen? Durch einen langen Brief? Durch Verſprechungen, daß ich oft an Sie ſchreiben, daß ich mich weder durch den Geiſt der Hypochondrie, noch des Katheders, noch des Autors von dem Vergnügen will abhalten laſſen, mit Ihnen zu reden, mit Ihnen über Ihr gelehrtes Exilium zu klagen, und Sie mit den Beyſpielen großer Männer zu tröſten, deren erſtes Schickſal auch Prüfung geweſen iſt? Leibnitz fällt mir den Augenblick ein, und nach ihm Moſheim. Sie mögen es nun denken, oder nicht: ſo iſt doch Ihre Jugend der Jugend dieſer Männer ähnlich. Leibnitz wollte in ſeinem achtzehnten Jahre Doctor werden. Man ſchlug es ihm ab, und er gieng einige Zeit in ein gelehrtes Exilium. Ich kann die Parallel nicht weiter fortſetzen, weil ich Lamprechts Leben dieſes Mannes nicht bey der Hand habe. Moſheim predigte als Candidat einige Jahre in Lübeck, und hatte wenig Ausſichten zu einer Dorfpfarre, die er ſich wünſchte, u. ſ. w. Aber nicht ſo gelehrt. Ich bedaure Sie im Ernſte, lieber C***, daß Sie fern von Freunden, fern von den Gegenden

des

des Geſchmacks und des guten Umgangs, die Jahre Ihres Frühlings verregiſtriren ſollen. Aber eben dieſes, daß Sie bedauert werden, daß Sie Freunde haben, nach denen Sie ſich ſehnen müſſen, und die ſich nach Ihnen ſehnen; daß Sie Geſchmack haben, und alſo leſen können, das iſt doch alles Troſt. Perfer et obdura, dolor hic Tibi proderit olim; das Letzte glauben Sie mir, und nicht dem Poeten; das Erſte thun Sie, weil es Ihre Pflicht und Ihre Ruhe erfordert. —

Dieſer Brief iſt, dächte ich, ſehr lang, wenn alle Briefe lang ſind, in denen nicht viel ſteht. Ich ſchließe ihn alſo, und verſichere Sie, daß ich Sie liebe und hochachte, daß ich an Ihr gutes Herz, Ihren Fleiß, Ihr Genie, Ihre Liebe zu den Wiſſenſchaften, und was weit mehr iſt, zur Rechtſchaffenheit und Tugend allezeit mit Freuden denke, und Sie in Gedanken ſegne. Das thue ich itzt, und bitte um Ihre fernere Liebe.

Leipzig, den 30. Jan.
1756.

G.

LX.

An Herrn * *.

Aus der überſchickten Probe der franzöſiſchen Ueberſetzung, die Sie veranſtalten, kann ich noch nicht völlig urtheilen, mit welchem Glücke Herr * * überſetzt hat. Wenn der Ueberſetzer

ſelbſt

ſelbſt ein Poet iſt, und genug Zeit hat, für ſeinen eignen Ruhm und die Ehre unſrer Nation zu arbeiten: ſo kann man ſich alles von ſeiner Ueberſetzung verſprechen. Er wird das Natürliche, und das Leichte, das Naive, das Lachende, das Dialogiſche in der Sprache der Erzählung anbringen, ohne matt, ohne niedrig, ohne gezwungen zu werden. Er wird fühlen, daß der Werth des Gedanken oft nicht ſowohl in dem Gedanken ſelbſt, als in der Wendung, in dem Schwunge, den man ihm giebt, in der komiſchen oder lebhaften Stellung beſtehet; oft darinn, daß man ihn nur halb ſehn, und die andere Hälfte errathen läßt; kurz, in der Feinheit des natürlichſten Ausdrucks. Er wird alles dieß im Ueberſetzen ſehen und beobachten. Er wird eine Schönheit des Originals, die ſich nicht auf eben dieſe Art in der andern Sprache anbringen läßt, durch diejenige erſetzen, welche die andere Sprache darbietet. Er wird es oft verſuchen, bis er ſie findet, bis ſie recht in das Ganze hineinpaßt, ſo daß ſie nicht eingeſchoben, ſondern nothwendig da zu ſeyn ſcheint. Er wird dem Reime nie etwas von dem Gedanken aufopfern, noch durch die Tyranney des Reims ſich zwingen laſſen, etwas Ueberflüßiges, Mattes oder Kriechendes zu ſagen. Er wird, wenn er alle Treue eines Ueberſetzers beobachtet hat, auch die Probe nicht vergeſſen, daß eine gute Ueberſetzung klingen muß, als wäre es keine Ueberſetzung. Aber iſt nicht dieſes alles große Mühe? Ein Ueberſetzer, der unter der Laſt ſeiner Pflichten nicht erliegen, der ſein

Origi-

Original nicht ſchwächen will, hat beynahe mehr zu thun, als der Autor ſelbſt gehabt hat, und er verdienet weit mehr Ruhm, als man ihm insgemein zu ertheilen pflegt. Wenn ich indeſſen bedenke, wie unmöglich es beynahe iſt, aus Verſen in Verſe zu überſetzen, wie viel verloren geht, wie viel ſich unvermerkt hinein ſchiebt, ſo iſt mir für den Ueberſetzer, aller ſeiner Mühe und Geſchicklichkeit ungeachtet, bange. Ich weis dieſe Sache aus der Erfahrung. Es verfliegt ſtets etwas von einem Spiritus, den man aus einem Glaſe in das andere übergießt; aber es iſt auch wahr, daß man ihn aus einem ſchlechtern Gefäße zu gleicher Zeit in ein ſchöneres bringen kann. Empfehlen Sie mich dem Ueberſetzer, und bitten Sie ihn, ſich nicht zu übereilen.

G.

XLI.

Liebſter Herr Graf,

Die Klage, die Sie in Ihrem letzten Briefe über Ihren Verſtand führen; die Klage, daß Sie ſich in einer gewiſſen Verlegenheit finden, Ihre Gedanken zu ſammlen, wenn Sie einer etwas wichtigern Materie nachdenken, und den Hauptpunkt nicht durch Nebenwege aus dem Auge verlieren wollen, iſt mehr rühmlich als nachtheilig für Sie, und ein Beweis, daß Sie nicht flüchtig,

nicht

nicht mit Autorliebe denken. Allein die Geſchicklichkeit und Fertigkeit ſelbſt, ſo zu denken, wie Sie verlangen, iſt eine Frucht einer fortgeſetzten langwierigen und mit Hülfe gewiſſer Regeln angeſtellten Uebung. Unſer Verſtand erlangt ſeine Reife durch Nachdenken, durch das Leſen guter Schriften, durch Verſuche, durch den Umgang, und die Kritiken geiſtreicher und erfahrner Perſonen beiderley Geſchlechts; aber er braucht auch zu ſeiner Reife gewiſſe Jahre, die wir oft durch die beſte Erziehung nicht anticipiren können. Seyn Sie nicht ungehalten auf ſich ſelbſt; ich und viele wackre Männer erfahren das Schickſal, über das Sie ſich ſo aufrichtig beſchweren, ſehr oft, und bey aller Uebung, die wir angeſtellt haben, legt uns doch jede Materie, die wir überdenken wollen, neue Arbeit auf, und lehrt uns bey dieſer Arbeit nicht ſelten unſer Unvermögen. Wenn auch ebendieſelben Regeln im Denken bleiben, ſo verlanget doch jede neue Materie eine beſondere Anwendung dieſer Regeln, und dieſe Kunſt iſt uns ſtets bis auf den Augenblick verborgen, da ſich die Sache, die Materie, von der wir uns unterrichten wollen, unſerm Geiſte darſtellt. Getroſt, lieber guter Graf, Sie denken beſſer, als tauſend Ihres Standes, und Ihr Herz und Ihr Eifer ſind Ihnen Bürge, daß Sie von Zeit zu Zeit immer noch heller, noch ſtrenger und richtiger werden denken, und Ihre Gedanken ausbilden lernen. Leſen Sie nur fort, und zwar ſolche gute Schriften, wo der Umfang des Innhalts nicht ſo groß iſt, daß Sie

ihn nicht bald sollten übersehen, und sich in Gedanken oder auf dem Papiere einen kleinen Plan, den Haupttheilen oder Hauptgedanken nach, entwerfen können. Nehmen Sie, zum Exempel, den Zuschauer, den Aufseher oder Vormund, den Jüngling; und wenn Sie im Lesen über ein Stück kommen, das Ihnen vorzüglich gefällt: so ergreifen Sie ein Blatt Papier, setzen Sie die Materie, den Satz hin, suchen Sie in der Abhandlung die Erklärungen und die Hauptbeweise auf; setzen Sie diese auch hin: so haben Sie einen kleinen Plan und die Ordnung, in der die Sache vorgestellt wird. Nunmehr bemerken Sie, wie Ihr Autor diese Hauptgedanken durch andere Nebengedanken, die auch in der Sache enthalten sind, in ein größer Licht gesetzet, sie deutlich aber auch mit Kürze, gründlich aber auch mit Anmuth vorgetragen hat. Forschen Sie, ob Sie von der Sache auch so helle und so fein gedacht haben würden, und lernen Sie diese Kunst Ihrem Originale von Zeit zu Zeit ab. Nehmen Sie alsdann nach einigen Wochen, wenn Sie die Ausarbeitung vergessen haben, Ihren Plan vor, und versuchen Sie, ihn mit Ihrem eignen Geiste und Ihren eignen Worten auszuarbeiten. Dieses ist ein einfältiger Vorschlag, den Sie selbst erweitern können. Ich bin ꝛc.

G.

LXII.

An den Herrn Hofrath * *.

Ich kann den Herrn Sohn nicht von unſrer Akademie gehen laſſen, ohne ihm das rühmliche Zeugniß des Fleißes und der guten Sitten, das er vor vielen Andern verdienet, zu ertheilen; und ich thue dieſes mit dem größten Vergnügen, und zugleich mit der ſtrengſten Aufrichtigkeit. Sind die erſten Monate ſeines akademiſchen Lebens nicht die glücklichſten für ihn geweſen: ſo hat er die übrige Zeit ſeines hieſigen Aufenthaltes deſto mehr zu ſeinem Glücke angewandt. Ich kenne ihn genau, ich habe ihn ganze Jahre faſt alle Tage geſprochen, und bin bis zur Freundſchaft mit ihm umgegangen. Ich kenne ſeinen Verſtand, ſein Herz und ſeine Geſchicklichkeit. Alles dreyes macht ihm Ehre, und Sie können dieſen würdigen Sohn nicht ohne Freude und Segen ſich entgegen eilen ſehen. Er iſt ein guter Wirth geweſen, und hat doch die Regeln des Wohlſtandes auf das genauſte beobachtet. Er hat die ſchönen Wiſſenſchaften getrieben, ohne die höhern zu verabſäumen. Er hat die beſten Geſellſchaften beſucht, und die wackerſten jungen Leute zu Freunden gehabt, ohne ſeinem Fleiße zu ſchaden; und ſelbſt ſein Fleiß iſt die Urſache geweſen, daß man ſeinen Umgang geſucht hat. Da ich gewiß weis, daß Sie kein Mißtrauen in mein Zeugniß ſetzen können: ſo weis ich auch gewiß, daß es Ihnen die angenehmſte Nachricht ſeyn muß. Wie glücklich würde ich mich ſchätzen, wenn ich

ein

ein Vater wäre, und ein redlicher Mann ſagte mir ſo viel Gutes von meinem Sohne, und zwar aus Pflicht und Ueberzeugung! Ich wünſche Ihnen alſo zu dieſem ſo lieben Sohne, zu ſeinem glücklichen Abzuge von der Akademie, zu aller der Freude, die er Ihnen und ſeinem Vaterlande machen wird, von Herzen Glück, Ihnen und Ihrer Frau Gemahlinn; und ſo ungern ich ihn verliere, ſo ſehr werde ich ihn ſtets lieben und hochſchätzen.

Ich bin mit der vollkommenſten Hochachtung

1757. G.

LXIII.

Lieber Herr von Boſe,

Indem ich nur etliche Zeilen von Ihnen hoffe und wünſche, erfreuen Sie mich mit einem langen Briefe aus dem Innerſten Ihres Herzens geſchrieben, und deswegen für mich ſo ſchön, und für mein Vergnügen viel zu kurz. In der That verdiene ich Ihre Liebe; aber ſo groß, als ſie iſt, habe ich ſie noch nicht verdienet; und dennoch nehme ich ſie an, als ob ſie mir gehörte, und als ob ich ſicher wüßte, daß ich ſie zeitlebens würde behaupten können. Fahren Sie fort, mir dieſelbe in meiner Abweſenheit durch Briefe genießen zu laſſen, ich bitte Sie darum. Aber auf Unkoſten Ihres Fleißes will ich keine Briefe haben. Ich bin mit wenigen Zeilen und mit den Augenblicken

zufrieden, die Ihnen Ihre Bücher und der Umgang noch frey lassen. Mir ist mehr Zeit übrig, so kann ich auch mehr und öfter an Sie schreiben. Ja, jede Stunde, die Sie bey unserm W** zubringen, soll mir einen Brief gelten. Eben dieses, daß Sie die Freundschaft dieses Mannes schätzen, vermehrt mein Vergnügen und Ihr Verdienst, und sein Umgang ist für Sie, so gesetzt Sie auch sind, und für mich, so alt ich auch bin, immer eine Schule, und eine desto nützlichere, je angenehmer sie ist.

Wie bald ich nach Leipzig kommen werde, mein lieber Bose, dieses steht auf gewisse Weise nicht mehr bey mir. Ich habe es, mich zu beruhigen, dem Rathe und dem Rufe meiner Freunde überlassen. Es ist wahr, ich lebe, weil ich mich nicht genug beschäfftigen kann, zu einsam; allein genug, daß ich an einem Orte lebe, wo man mich gern sieht, und wo mich mein Schicksal hingeführt hat. Um nicht ganz unnütze zu leben, und einigermaßen dankbar zu seyn, unterrichte ich itzt täglich die beiden jungen Herren von Z**, eine Arbeit, die, wenn ich ein stolzerer Gelehrter wäre, mir sehr geringe vorkommen würde, und die mich doch, wenn ich an den Nutzen denke, beruhiget. Ist man im vierzigsten Jahre wohl zu alt, um sich mit seiner Weisheit bis zu dem zehnten und eilften Jahre herab zu lassen, und den Saamen derselben in die Herzen der Kinder zu streuen? Gesetzt, die Umstände unsrer Akademie sollten schlechter werden, als ich fürchte: so würde ich mich keinen Augenblick

blick schämen, einen Hofmeister abzugeben. Besser ein arbeitsamer Informator, als ein müssiger Professor! Und wer kann immer Bücher schreiben? Ich am wenigsten; und die ausgestandne Krankheit hat mich auf lange Zeit zum Nachdenken und Sitzen unfähig gemacht. — Leben Sie wohl, meine Schüler kommen. Ich liebe Sie, und bin Zeitlebens Ihr Freund und Diener,

Bonau, den 5. Dec.
1757. G.

LXIV.

An Ebendenselben.

Ich halte es allerdings für eine besondre Vorsehung, daß Ihnen ein Antrag, wie der C*** ist, und noch dazu in dem Augenblicke geschieht, da Sie Leipzig verlassen müssen, und eine nähere Bestimmung Ihres Schicksals erwarten. Gehen Sie nach C**, das verlange ich von Ihnen als Ihr Freund und ehmaliger Führer; ich hoffe sicher, Sie gehen Ihrem Glücke entgegen. Aber wollen Sie erst die Antwort von P** erwarten? Ich dächte nicht, sondern ich erwartete Sie in dem Hause des Herrn von B***, nicht als Regierungsrath, sondern als ein Fremder, der sich bey Hofe bekannt machen will. Was ist das für ein Herr von B***? Kenne ich ihn? Es muß ein wackrer, ein vortrefflicher Mann seyn, wie ich

aus seinem ganzen Briefe sehe, der mit so vieler Einsicht, Freundschaft und Geschmack geschrieben ist. Empfehlen Sie mich seiner Gewogenheit nachdrücklichst. — Lieber Bose, gehn Sie getrost. Gott, den Sie fürchten, wird Sie allezeit wohl führen, gesetzt, daß auch dieser Weg der nicht wäre, den Sie zu Ihrem künftigen Glücke gehen sollen. Er gefällt mir unendlich besser, als der Weg der Reise in fremde Länder. Sie können nützen, ohne zu reisen, und haben Lebensart, ohne sie in fremden Ländern zu suchen. — — — Leben Sie wohl, und bleiben Sie stets der, der Sie zeither gewesen sind, so werden Sie in allen Umständen des Lebens glücklich seyn, wenn Sie auch das Glück der großen Welt nicht machen. Ich umarme Sie, segne Sie im Herzen, und bin ewig Ihr Freund.

Störmthal,
den 10. April 1760. G.

LXV.

An Ebendenselben.

Jeder Brief von Ihnen überführt mich immer stärker, daß Sie unter meinen jungen Freunden einer der glücklichsten und dankbarsten sind; und so lange Sie das edle Mißtrauen gegen sich selbst, und das große Vertrauen zu der göttlichen Hülfe fühlen, das Ihren letzten Brief erfüllt:

füllt: so sind Sie auf allen Wegen, wenn sie auch noch so gefährlich wären, (und der Hof hat freylich die gefährlichsten) dennoch sicher. Seyn Sie getrost! der Freund, den Sie itzt entbehren, ist Ihnen entweder zu Ihrer Tugend nicht nothwendig, oder sein Dienst wird Ihnen durch eine unsichtbare Hand ersetzet. Machen Sie sich indessen Ihre abwesenden rechtschaffnen Freunde oft in Gedanken gegenwärtig. Reden Sie mit Ihnen, fragen Sie sie in zweifelhaften Fällen um Rath, und geben Sie nur auf das Acht, was Ihr eignes Herz im Namen des Freundes sagen wird; und Sie werden Rath und Trost finden. Unser bester Freund, liebster Bose, zu allen Zeiten und in allen Umständen, ist doch die Religion. Diese lehrt unsern Verstand nicht nur die Regeln der wahren Weisheit; sie giebt auch unserm Herzen Kraft und Lust, diese Regeln auszuüben; und das letzte kann uns kein Freund, keine Philosophie, kein menschlicher Lehrer, auch der beste nicht, gewähren. Seyn Sie also getrost und stark durch die Kraft der Religion. Kommen Hindernisse, Gefahren, süße Reizungen, so lassen Sie sich nicht erschrecken. Sie sind nie allein, denn jeder Tugendhafte hat seine unsichtbaren Beschützer. Der Engel des Herrn lagert sich um die her, so ihn fürchten, und hilft ihnen aus; nicht blos aus leiblichen Gefahren; denn die geistlichen sind ja die wichtigsten! Und wieviel vermag nicht das Gebet des Gerechten, wenn es ernstlich ist! Wer sich auf sein Herz und seinen Verstand verläßt, ja der

iſt allezeit ſchwach, wenn er ein Held ſeyn ſoll; aber wer ſich durch das Vertraun auf die Hülfe des Herrn ſtärkt, und wacht, und betet, und kämpfet, der kann nie über Vermögen verſucht werden, und ruft in ſeinem Siege dankbar mit einem David aus: Gelobet ſey der Herr, der mein Gebet nicht verwirft, und ſeine Güte nicht von mir wendet! Ich freue mich, liebſter Boſe, daß ich dieſe Sprache mit Ihnen reden kann; eine Sprache, deren wir uns, wie im Umgange, ſo auch in vertrauten Briefen, nur gar zu oft ſchämen, und in der wir doch denken müſſen, wenn wir anders von unſerm wahren Glücke richtig denken wollen. Die Nachrichten von mir habe ich bis zum äußerſten Ende meines Briefs verſparet, damit ich ſie Ihnen gar nicht geben kann. Denn was würden ſie anders ſeyn als Klagen? Doch nein; der Chriſt, auch wenn er klagen könnte, ſoll lieber danken, als klagen, und Materie zum Danke hat auch das ängſtlichſte Leben noch. Ich empfehle Sie Gott, umarme Sie, und bin zeitlebens der Ihrige.

Leipzig, den 6. Nov.
1760. G.

LXVI.

An Ebendenſelben.

Ihr frommer Brief vom vierten October verdienet eine lange und geſchwinde Antwort, und je weniger ich das erſte leiſten kann, deſto mehr will

will ich das andre beobachten, und Ihnen an eben dem Tage für Ihren Brief danken, an dem ich ihn erhalten. Leider habe ich über mein Glück, über das Sie sich so brüderlich erfreun, wenig Freude; aber genug, wenn ichs als eine unverdiente Wohlthat von Gott erkenne, und die erhaltne Pension zu meinem und Andrer Besten sorgfältig anzuwenden mich bemühe. Ich bin noch krank, liebster Bose, das ist gewiß. Indessen will ich nicht klagen, sondern Gott preisen, der auch die schwerste Last nie über unser Vermögen steigen läßt, und mit unsrer Schwachheit täglich Geduld trägt, wenn nur unser Herz aufrichtig ist. Er gebe Ihnen und mir das Glück, das wir Beide nach unsern verschiednen Umständen wünschen, und lasse Sie die Früchte einer frühen Gottseligkeit in einem langen zufriednen und der Welt nützlichen Leben schmecken. Erfahrung auf der Bahn der Tugend bringt Hoffnung, Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden. Dieser Trost muß Sie in den künftigen Gefahren desto muthiger machen, je glücklicher Sie durch Gott die Gefahren der ersten Jahre überstanden haben. Helfen Sie aus Dankbarkeit nun denen fort, die diesen Weg der Jugend erst zurück legen müssen, und werden Sie ihnen, so wie Sie können, Rath und Hülfe und Beyspiel. Zu Ihrer erhaltnen Domherrnstelle wünsche ich Ihnen von Herzen Glück. O ja, liebster Bose, Ihr Leben hat sehr viel sichtbare Spuren der göttlichen Fürsorge; und wie glücklich sind Sie, daß Sie dieselben so dankbar bemerken,

und insonderheit diejenigen Wohlthaten am meisten schätzen, die Andre oft am wenigsten wahrnehmen, ich meyne die geistlichen. Gott lasse es Ihnen allezeit wohlgehn!

Leipzig, am 8. Oct. 1761. G.

LXVII.

Gnädige Frau,

So wenig Sie auch meine Danksagungen für Ihre Gnade verlangen, so bleibt es doch meine Pflicht, sie Ihnen abzustatten; und wer unterläßt gern eine angenehme Pflicht, auch wenn sie nicht verlanget wird? — So weit, gnädige Frau, war ich in meinem Danksagungsschreiben gekommen, als ich durch eine Begebenheit unterbrochen wurde, die ich Ihnen nicht verschweigen kann.

Mein Famulus trat herein, übergab mir einen Brief nebst einem Päcktchen und sagte: „Eine „Frau, die ich nicht kenne, brachte diese Sachen.“ Ich erbreche den Brief; aber es steht kein Wort darinne. Ich erbreche das Packet, finde ein Schächtelchen, ein Arzneyschächtelchen, dessen Titel ein Lebenspulver versprach, das für alle mögliche Krankheiten helfen soll. Nun dachte ich, das muß eine sehr mitleidige Seele seyn, die dich ungebeten curiren will, und öffne das Siegel.

Ich

Ich fand keine Arzney, aber das ganze Schächtelchen voll Louisdore, und bey diesem Gelde war wieder keine Zeile. Ich sehe nach dem Siegel; aber das Siegel war ein Kopf, der allen Menschen ähnlich sah. Ich rufe meinen Famulus: — Wo ist die Frau hergewesen, die ihnen diesen Brief gegeben hat? — Das weis ich nicht. Sie sagte, der Herr Professor wüßte schon, von wem der Brief käme. — Also war ich berichtet. Vergeben Sie mir, gnädige Frau, daß ich Ihnen diese kleine Geschichte so sorgfältig erzähle, als ob sie für Sie selbst merkwürdig wäre. Wenigstens würden Sie mir eine große Gnade erweisen, wenn Sie mir einen Rath ertheilen wollten, was ich mit diesem mir ziemlich verdächtigen Gelde anfangen soll. Es ist mir Niemand etwas schuldig, und die Schuldner verschweigen auch ihren Namen nicht. Geld in einer Arzneyschachtel? Könnte das Geld, oder der Brief, oder die Schachtel wohl gar vergiftet seyn? Aber ich bin ja kein großer Herr, und ich habe auch in meinen Schriften Niemanden beleidiget, einige übereilte Stellen wider das Frauenzimmer ausgenommen; doch diese Stellen stehen in den Fabeln und sind auch Fabeln. Wie soll ich mich also vorsichtig genug bey diesem Gelde verhalten? Soll ichs in meine Chatoulle legen, so könnte es vielleicht ungerechtes Gut seyn, und mir ein Unsegen werden? Es soll auf Ihren Ausspruch ankommen, ob ichs behalten, oder lieber den Armen, oder Ihrer Königl. Maj. in P** geben soll. Vielleicht ist es selbst eine Wohlthat von diesem

Herrn,

Herrn, wenn er etwan durch die dritte Hand erfahren hat, daß ich mich in * * ankaufen will. — Mir wird Angſt, gnädige Frau, ich weis nicht warum; und ich werde, ohne Ihren Rath abzuwarten, mich mit der Schachtel auf einen Wagen ſetzen, und das Geld bey Ihnen gerichtlich deponiren, bis ich mehr Liche erhalte. In dieſem Falle darf ich auch meine angefangene Dankſagung nicht fortſetzen; denn Sie erzeugen mir doch wieder neue Gnade, wenn ich mit meinem Depoſito ankomme. Den Herrn Gemahl habe ich geſtern nach meiner Ankunft aufgeſucht; aber vor der Mahlzeit war er nicht zugegen, und um fünf Uhr war er abgereiſet. Eine neue Urſache zur Reiſe nach * *! Ich bitte alſo unterthänig, daß Sie mir auf dieſen Brief keine ſchriftliche Antwort ertheilen. Ich bin

Leipzig, den 14. Oct.
1758. G.

LXVIII.

Theuerſte Freundinn,

Sie haben Ihr böſes Fieber wieder bekommen, und zwar bald nach meinem letzten Briefe? Das iſt traurig. Bald dürften Sie denken, daß ich Ihnen das Fieber ancorreſpondirte; und wer weis, ob Sie es nicht ſchon gedacht haben. Aber ich armer Menſch, ich bin wohl unſchuldig; und warum ſollten meine Briefe, meine treuherzigen

Briefe,

Briefe, eine ſo böſe Wirkung thun? Nein, ich wage es getroſt, mitten in Ihrem Fieber an Sie zu ſchreiben. Hat doch ein Poet ehedem durch ſein Trauerſpiel ein Geſpenſt vertrieben, wer weis, ob ich durch meine Proſa nicht auch ein Fieber wegſchreiben kann. — „Aber das Trauerſpiel war ſchlecht.“ — Nun, deswegen machen Sie ſich keinen Kummer. Ich bin ſeit dem dritten Feyertage ſo hypochondriſch, daß ich mir zutraue, es mit jedem Menſchen in ſchlechten Briefen und Gedichten aufzunehmen, und, um witzig zu werden, mich ſelbſt zu übertreffen. Ich wollte nach Bonau reiſen, und machte alle Anſtalt, und blieb da. Ich wollte nach Welkau mit meinem Bruder reiſen, und ſchickte nach dem Wagen, und blieb da. Ich wollte meinen Gönnern zum neuen Jahre Glück wünſchen, ich ſetzte mich nieder und ſchrieb an keine Gönner, ich ſchrieb an meine Freundinn, die das Fieber hat. So zweydeutig ſieht es heute und geſtern in meinem Herzen aus; und ich ſollte keinen Brief zuwege bringen können, vor dem ſich das Fieber fürchten müßte? — Aber, werden Sie fragen, warum ſind Sie denn ſo hypochondriſch? Ja, liebe Freundinn, dieſes kann ich Ihnen nicht ſo genau ſagen. Die Bücher — o hüten Sie ſich vor den Büchern! Die Civil- und Militairbeſuche; o wenn doch keine nach ** kämen! Die vielen Briefe, in denen nichts ſteht, als daß ich antworten ſoll, und auf die ich nichts zu antworten weis; o hüten Sie ſich vor den Briefen, auch vor

den

den meinigen, wenn Sie können. Ich las unlängst, daß der Poet Campistron zugleich Sekretair des Herzogs von Vendome, und nicht gar zu sorgfältig in Beantwortung der Briefe gewesen, und ich gewann den Mann heimlich lieb. Ich las fort, und fand, daß er bey dem Beschlusse eines alten Jahres mit vieler Mühe ein groſses Packet Briefe verbrannt, und daß der Herzog, der ihm zugesehen, gesagt habe: le voila tout occupé à faire ses réponses! Dieser Gedanke, oder vielleicht die Sache selbst, gefiel mir unendlich, und wer weis, ob ich morgen zum letzten Tage im Jahre meine unbeantworteten Briefe nicht gröſstentheils auch so geistreich beantworte; — Und ich, Herr Professor, die Ihrigen vielleicht auch so — Von Herzen gern, nur diesen nicht, wenn er etwan für das Fieber gut seyn sollte. — Vier ganzer Seiten zu beschreiben, und das mit Nichts? Ja wohl, liebste Freundinn, das kann Niemand so leicht, wenn er nicht sehr hypochondrisch ist. Mein Herz sagt mirs, daß Sie das Fieber itzt verläßt, ich kann also mit Ehren schlieſsen. Leben Sie wohl.

Leipzig,
den 29. December
1758. G.

LXIX.

An den Freyherrn von Crauſſen.

So wie ich Niemanden weis, der ſich um meine Mutter verdienter gemacht, als Sie, groſsmüthiger Freund, ſo haben Sie auch unter allen meinen Freunden das Recht, ihren Tod zuerſt zu erfahren. Vor wenig Stunden erhielt ich die Nachricht davon, und kaum habe ich die erſten Regungen der Liebe und des Schmerzes durch kindliche Thränen befriediget: ſo ſchreibe ich an Sie; das Wichtigſte, was heute mein gerührtes Herz thun kann und will. Der Tod meiner Mutter iſt am 23ſten dieſes Monats erfolget; und ſie iſt geſtorben, wie ſie gelebet hat, ſanft und fromm. Ich bin zwar nicht bey ihrem Ende geweſen; aber ich weis es ſicher, daſs ihr letzter Segen mich und Sie zum Gegenſtande gehabt hat. Im Namen dieſer Seligen alſo danke ich Ihnen, theuerſter Gönner und Freund, hiermit für die liebreiche Wohlthat, mit der Sie dieſelbe ſo viele Jahre erfreut, und in ihrem Alter geſtärket haben. Gott belohne Sie mit den Jahren meiner Mutter; ſie hat achtzig Jahre gelebet; und mit ihrem Ende; ſie iſt freudig und ſanft eingeſchlafen, und ihr letztes Wort iſt Dank und Preis Gottes geweſen. Es iſt meiner ſeligen Mutter unbegreiflich vorgekommen, wie ein Fremder ihr eine ſo groſse und langwierige Gutthat erweiſen könnte, die ſie nicht verdienet hätte, und ihr Sohn eben ſo wenig; wird es der Nachwelt nicht eben ſo unglaublich vorkommen,

kommen, wenn sie vielleicht erfährt, daß ein gelehrter Herr und Kenner der Wissenschaften, außerhalb meinem Vaterlande, mir, ohne daß ich vorher seinen Namen gekannt, eine jährliche Pension auf die großmüthigste und verborgenste Art angeboten, und da ich sie verbeten, sie meiner Mutter, die er aus meinen Briefen gekannt, bestimmt hat? Ich habe meine Mutter außerordentlich geliebet, und so werde ich ihren Wohlthäter auch bis an mein Ende außerordentlich lieben und verehren, und wie das erste meine Schuldigkeit war, so thue ich auch im andern Falle noch nichts als Schuldigkeit. Ja, theuerster Freund, so erkenntlich ich im Herzen bin; so bleibe ich doch stets ein Schuldner, der nicht weis, wie er in der That dankbar seyn kann. Mit dieser Empfindung bin ich zeitlebens.

Leipzig, den 25. Jan.
1759. G.

LXX.

An die Frau Gräfinn von **.

In diesem Augenblicke erinnere ich mich, daß morgen ein sehr feyerlicher Tag für Sie einfällt. Möchte ich doch mit meiner Freude und mit meinem Glückwünsche der erste seyn! Ja, theuerste Gräfinn,

Noch oft wird dieser Tag ein Fest des Dankes seyn,
Noch oft des Grafen Herz erfreun,

Noch

Noch oft der Kinder Wunsch erneun,
Noch oft der Enkel Wollust seyn:
Da wirst Du, Gräfinn, noch in langen langen Jahren
Des Lebens größtes Glück erfahren,
Das Glück der Lieb und Zärtlichkeit,
Der Tugend und Zufriedenheit,
Das Glück mit Kindern edler Gaben,
Die Welt und dich erfreut zu haben,
Das Glück mit den verliehnen Gaben
Die Menschen gern beglückt zu haben,
Das Glück der oft vollbrachten Pflicht,
Mehr Glück hat dieses Leben nicht.

1759.

G.

LXXI.

Theuerste Freundinn,

Was soll das bedeuten? Heute, Mittwochs, vor acht Tagen erhielt ich mit der Preußischen Post hundert Thaler; und eben itzt erhalte ich wieder hundert Thaler, unter eben dem Siegel und von eben der Hand. Ich bin erschrocken, daß ich zittre; und ich erschrecke noch mehr darüber, daß ich weder Freude noch Dankbarkeit genug bey meinem Geschenke empfinde. Wer will mich wider mein Wünschen reich machen? Und wie werde ich die Wohlthaten anwenden, die mich Gott so unverdient, durch unbekannte Hände empfangen läßt! Ich seufze um Gesundheit und Geduld, um

Luſt und Kraft zur Arbeit; und ich bekomme einmal über das andre Geld. Ich gäbe gern alles, was ich habe, darum, wenn ich das Uebel, das mich dieſen Frühling wieder und weit heftiger befallen hat, von mir entfernen könnte. Soll ich lernen, daß alles in der Welt ohne Geſundheit keinen Werth für das Herz des Menſchen hat; und daß Gelaſſenheit und Geduld unendlich größre Güter ſind, als Reichthum und Ehre? Ach, theuerſte Freundinn, die erhaltnen Wohlthaten ſind wohl Prüfungen für mich; aber auch, wenn ſie dieſes ſind, muß ich ſie mit Dank annehmen. Ich will gegen Andre gutthätig zu ſeyn ſuchen, wie es Andre gegen mich ſind, ohne Geräuſche und ſtets aus Religion und Dankbarkeit gegen Gott, unſern höchſten Wohlthäter. Dieſes will ich thun und nicht weiter forſchen, woher und warum ich ſo viel Geld erhalte. Ich ſchicke Ihnen das Billet mit, das bey dem Geſchenke lag; vielleicht leſen Sie es lieber, als dieſen meinen Brief.

1760. G.

LXXII.

Liebſter Häſeler,

Als ich heute, am grünen Donnerſtage, in den Gedanken der feyerlichſten Handlung der Religion, die ich eben verrichtet hatte, nach Großboſens Garten gieng, kam mir vor demſelben ein

Brief-

Briefträger mit dem Briefe an den seligen Schmehr entgegen. Ich erbrach ihn mitten auf dem Wege, las, erschrack, las ihn noch einmal, sah gen Himmel, und konnte weder beten noch weinen. Aber ich gieng zurück in mein Haus; und nun habe ich das erste, und ich denke, auch das andre gethan. Also stehen Sie, mein theuerster Freund, nahe an den Pforten der Ewigkeit? Gott, der barmherzige Gott, stärke Ihre fromme Seele im Glauben zum ewigen Leben, und lasse die Tage, oder Stunden, die er Ihnen noch auf der Erde bestimmet, zu Stunden der Standhaftigkeit im Leiden, zu Stunden des Trostes und der Freude in Gott, Ihrem Heilande, und für die, die um Sie sind, zu lehrreichen Stunden werden! O wie glücklich, wie überglücklich sind Sie, bester Freund, daß Sie freudig und selig zu sterben durch die Religion gelernet haben! Ihr Brief, den ich itzt vor mir habe, Ihr Brief voll Christenthum und Ergebung in den göttlichen Willen, ist Ihre größte und rühmlichste That auf Erden, und er soll nicht von mir kommen. Sie thun noch, indem Sie sterben, einem Manne Gutes, der schon vor Ihnen zu Gott gegangen ist, und da für seinen Wohlthäter betet. Sagen Sie ihm in der Ewigkeit dereinst, daß Ihre letzte Wohlthat, die ihn nicht mehr gefunden, durch meine Hände andre Arme erquicket hätte. Ach, liebster Häseler, ich weine und umarme Sie im Geiste, und segne Sie mit Wünschen der Liebe, und erbaue mich aus Ihrem Briefe, aus Ihrer Gelassenheit und

Ihrem Glauben. Ja, es gehört zu den Wohlthaten des heutigen Tages, daß ich Ihren Brief erhalten. Ich soll an meinen Tod denken, indem ich den Ihrigen fühle; ich soll für Sie beten, und mich zum Beweise der Liebe der Religion, über Ihre Seligkeit erfreuen, an dem Gedächtnißtage der Leiden des Sohnes Gottes erfreuen, der die Auferstehung und das Leben, der ewig unsre Gerechtigkeit, und im Tode allein unser Trost und unsre Stärke ist. Vor wenig Tagen las ich in einem gedruckten Schreiben des D. Young eine Nachricht von dem Tode des großen Addison, die mich ganz entzückt und zugleich gedemüthigt hat. Als er auf seinem letzten Lager die Aerzte aufgegeben, und sich allein zu Gott seinem Erlöser gewandt, befahl er, daß man einen seiner jungen Anverwandten rufen sollte. Er kam, Addison lag ruhig und schwieg. Ich komme, sagte der Jüngling, Ihre letzten Befehle zu hören, die ich heilig erfüllen werde. Was haben Sie mir zu befehlen? Nichts, versetzte Addison, Sie sollen sehen, in welchem Frieden ein Christ sterben kann. — Und bald darauf starb er. Ihr Ende, wenn es Gott beschlossen hat, gleiche dem Ende dieses frommen Mannes, und meines sey selig in Christo, wie das Ihrige!

Hat Gott uns seinen Sohn geschenkt,
(So laß mich noch im Tode denken)
Wie sollt' uns der, der ihn geschenkt,
Mit ihm nicht alles schenken!

O was hätte ich an meinem Communiontage beſſers thun können, als an meinen ſterbenden Häſeler ſchreiben! Aber ich bin ſehr bewegt, ich weis nicht, was ich Ihnen ſagen ſoll; ich möchte Sie wohl in dieſer Welt noch ſehen! In der ſeligen ſehe ich Sie; das hoffe ich zur Gnade Gottes. Dieſe ſey mit Ihnen und mir! Alſo leben Sie wohl, und alſo ſterben Sie, wenn Ihre Stunde kömmt, chriſtlich groß. Ich bin ewig Ihr Freund,

1760.

G.

LXXIII.

Gnädige Gräfinn,

Herr S** hat mir erzählet, mit wie vieler Gelaſſenheit und Ergebung Sie Ihre ſo ſchwere und langwierige Krankheit tragen. So ſehr ich Sie beklage, daß Sie ſo viel leiden, ſo erfreue ich mich auch zugleich, daß Sie ſo viele Menſchen an Weisheit und Religion und alſo auch an wahrer Glückſeligkeit übertreffen. Vielleicht ſchenkt Ihnen Gott bald die Geſundheit wieder; ich wünſche es nicht nur, ſondern ich hoffe es zuverſichtlich. Aber geſetzt, er verſagte ſie Ihnen länger: ſo fühlen Sie doch bey aller Ihrer Krankheit den Troſt, daß denen, die ihn lieben, alle Dinge zum Beſten dienen; und dieſer Troſt iſt nichts anders, als die Verſichrung, daß wir hier für ein ewiges Glück leben, zu dem wir bey allem unſern äußerlichen

Unglücke nur desto geschickter werden. Ich weis wohl, daß dieser Trost nicht immer gleich stark in uns ist; aber in einem so edlen und unschuldigen Herzen, als das Ihrige ist, kann er auch unter anhaltenden Schmerzen nie ganz schwach werden. Vielleicht sehen Sie in Ihren künftigen Jahren die besondern Ursachen, warum Sie in der Blüte Ihres Lebens die Last der Krankheit haben tragen müssen. Gewisse große und der Welt sehr nützliche Tugenden können ohne Widerwärtigkeiten nicht gebildet werden; und die das Glück vieler Andern werden sollen, müssen oft erst einige Zeit mit dem Elende dieses Lebens kämpfen. Ich bin mit der vollkommensten Ehrerbietung

1760. G.

LXXIV.

Theuerste Freundinn,

Ich bin in Donau, und wenn ich Ihnen auch nicht versprochen haben sollte, von hier aus zu schreiben: so fühle ich doch, daß es auch ohne Versprechung meine Pflicht ist. Ich mache den Anfang meines Briefs mit einer kleinen Reisebeschreibung.

Den 10. May gieng ich mit Qinasi-Postpferden, nachdem ich von halb fünf Uhr bis um sieben auf sie gewartet hatte, in der Gesellschaft meines Famulus und noch eines Studenten, herzlich unzufrie-

zufrieden nach Rippach ab. Der Himmel war sehr neblicht, aber mein Kopf war es noch mehr. Ohne Pelz fror ich, und im Pelze wollte ich verschmachten. Meine drey Pferde, ein weisses, schwarzes, und braunes, schliefen im Gehen, und der Postillion versicherte mich, daß er krank, noch viel müder als seine Pferde, und auf meine Reise gar nicht wohl zu sprechen sey. Ich trug alles dieses mit einer mürrischen Geduld, aß vor Unzufriedenheit eine halbe Semmel, die mir sehr bitter schmeckte, und kam endlich in Markranstädt an, wo die Pferde getränket und ein Schmidt und ein Wagner herbey gerufen wurden, um eine Besichtigung an meinem Wagen, der dem Grafen H** gehörte, anzustellen. Der Postillion behauptete, der Wagen würde nicht bis Rippach halten, wenn er nicht gemacht würde. Vermuthlich wollte er Zeit zur Erholung für sich und seine Pferde gewinnen; und der Schmidt sagte, wenn er nicht drey bis vier neue Schrauben von seiner Arbeit an diesen Wagen ansetzte, so würde er auf immer unbrauchbar bleiben. Mit dem Wagner ließ ich mich gar nicht ein, denn er sagte, der Mann, der diesen Wagen gebaut, müßte gar keinen Menschenverstand, und der ihn gekauft hätte, viel Geld übrig und nicht viel Verstand mehr als der Meister gehabt haben; kurz, ich war in der Gewalt des Schmidts, der eine Schraube nach der andern abriß und neue machte, und sie ansetzte, und mich einmal über das andre anfuhr, daß ich mit einer solchen Chaise zu fahren mir kein Gewissen machte.

Indem ich also hielt, kam die Frau von *** mit ihrer Familie, sieben Personen in Einem Wagen. Ich mußte nothwendig aus dem meinigen aussteigen und sie becomplimentiren. — Wo wollen Sie denn hin, Herr Professor? — Nach Bonau, gnädige Frau. — Wo liegt das Bonau? — Bey Weissenfels, Naumburg und Zeitz — Es kann doch nicht bey allen drey Orten liegen? — Ach ja; es liegt bey allen dreyen: ich kann es nicht ändern. — Was wollen Sie denn in Bonau? — Nichts, auf der Welt nichts, gnädige Frau. — Ich schickte gestern in Leipzig nach Ihnen, Herr Professor: da ließ man mir sagen, Sie wären in ** bey **. Sie reisen ja recht herum — Leider! und Sie sind nicht sicher, daß ich nicht zu Ihnen komme, wenn der Krieg noch länger dauert. — Herr Professor, fieng eine von den Fräulein an, Sie stehen ja mit Damen in Briefwechsel? — Ich? mit Damen? — Ja sehen Sie — ein allerliebster Brief — Ich mochte gerne nicht sehen noch wissen, was sie für einen Brief meynte, oder wie sie dazu gekommen wäre: genug, dieß Compliment und das Hämmern des Schmides brachten mich vollends um alle meine Gelassenheit. Ich konnte auch der gnädigen Frau auf alle Fragen nichts weiter antworten, als Ja und Nein, und Nein und Ja. Dieses hatte die Wirkung, daß sie den Postillion fortfahren und mich glücklich nachkommen hieß. Es geschah auch. Ich erreichte Rippach um zwölf Uhr. Aber zu meinem Schrecken erblickte ich mich hier unter lauter Freyhusaren und Freybeutern.

beutern. Ich bat den Poſtmeiſter inſtändig, daß er mich bald fortſchaffen und mir eine Stube allein geben ſollte. Kommen Sie, ſagte er, in meine Schlafkammer, ſonſt iſt kein Winkel mehr leer. Ich gieng hinein, beſeufzte mein Schickſal, daß ich nichts zu eſſen bekommen und doch auch keine Pferde haben konnte. Hier ſaß ich alſo, und nun traten ſechs Officiere unangemeldet in mein Zimmer. Ich ſtehe auf und bücke mich. — Laſſen Sie ſich nicht ſtören, Herr Profeſſor, fieng der erſte an. Dieß hier iſt der Rittmeiſter K**, ein großer Verehrer Ihrer Schriften, und ich bin der General S***. Wo gedenken Sie hin? — Nach Bonau, Herr General, komme ich ihnen etwan verdächtig vor? — Nichts weniger. Sie mögen wohl oft in Bonau ſeyn? Um Vergebung, wie hat ihnen das bekannt werden können? Eben ſo, Herr Profeſſor, wie mirs bekannt iſt, daß ſie oft in ** ſind, und oft Beſuche von ſolchen Leuten haben, wie der Rittmeiſter K** iſt. — Nunmehr trat der Rittmeiſter näher auf mich zu, mit einem ſehr freundlichen Geſichte, und ſagte mir, daß er mich ſehr lieb habe, und mich gern läſe. — Herr Profeſſor, fuhr der General fort, ich bitte Sie, daß Sie dieſen Mittag mit mir ſpeiſen; alsdann will ich Sie ruhig nach Bonau reiſen laſſen. — Nun dachte ich, das wird eine ſchöne Mahlzeit werden. Aber was hilfts? — Gehe mit, ehe man Gewalt braucht. Ich ſpeiſte alſo mit dieſen Herren im Garten. Das Eſſen war ſehr gut, und der Rittmeiſter und der General begegneten mir mit

vieler Freundſchaft; ich aber konnte nicht eſſen und nicht trinken, ſo ſehr ſie mir auch zuredeten. Immer dachte ich, ich würde die ganze Nacht hier reſidiren müſſen, und dieſe Furcht gab mir, wie ich vermuthe, ein ſo mürriſches Anſehen, daß ſie ſich wohl ſehr über den menſchenfreundlichen Profeſſor wundern mochten: denn ſie ſahen mich immer einer um den andern aufmerkſam an. Zu meinem Glücke bließ in der Hälfte der Mahlzeit ein Poſtillion. Halten Sie mirs zu Gnaden, Herr General, fieng ich an, der Poſtillion ruft mich; und ſogleich ſtund ich auf, und zitterte heimlich vor der Arretirung. Aber nein, theuerſte Freundinn; der General ließ mich ſehr gütig von ſich, und ich muß es rühmen, daß ich an ſeiner Tafel kein unanſtändiges Wort gehöret habe. Ich lief geſchwind durch den Garten, ſprang in den Wagen, und ſagte zum Poſtillion: Fahrt zu, ich gebe euch doppelt Trankgeld. Alle Vorpoſten wollten mich aufhalten. — Wo kommen Sie her? — Wo werde ich herkommen? Von der Tafel des Generals. — Sind Sie der Herr Profeſſor Gellert? — Ja wohl. — Nun ſo fahren Sie ruhig, wir haben Ordre, Sie nicht aufzuhalten. Fahrt zu Poſtillion! fahrt zu, rief ich aufs neue, indem ich voll Dank meinen Hut gegen die guten Huſaren abzog. Der Poſtillion fuhr, was er konnte, und hörte gar nicht mehr, die Vorpoſten mochten rufen, wie ſie wollten. Ich kam alſo wie im Trunke nach Donau. Hier fand ich die gnädige Frau krank, und zwar krank über das Schrecken, das ihr den 8. May zwey Huſaren von dem-

demſelben Corps gemacht hatten. Einer hatte ſie erſchieſſen, der andere erſtechen wollen, und ſie ſelbſt war von allen ihren Leuten, die von den Huſaren durch Prügel waren verſcheucht worden, verlaſſen, die Kammerjungfer ausgenommen. Ich erzählte dieſer armen Dame meine in Rippach gemachten Bekanntſchaften, und ſie ſah meine Ankunft für ein Glück an. Kurz, ich nützte mein Anſehn und ſchrieb, (an wen dächten Sie?) an den Rittmeiſter K**, und bat, daß er keine ſolche tyranniſchen Huſaren mehr nach Bonau ſchicken ſollte, wenn er mich anders lieb hätte. Ich hoffe von dieſem Briefe gute Wirkung. Vielleicht kann auch einmal ein demüthiger und friedfertiger Autor eine Dame beſchützen, die alle Landſtände vor ſolchen Anfällen nicht würden ſchützen können. Sie hat ſich, da ſie nicht mehr in Furcht iſt, größtentheils erholt, und mir ſelbſt befohlen, es Ihnen zu melden, in welcher Gefahr ſie zeither beynahe ſeit vier Wochen geweſen. Dieß habe ich nun, deucht mich, ſehr treulich gethan. — Itzt will ich alſo ſpatzieren gehen, und wünſchen, daß keine Huſaren wieder kommen. — Leben Sie wohl.

Bonau, den 12. May
1760.

B.

LXXV.

An Ebendieſelbe.

Ich liege noch immer zur Bedeckung in Bonau, und in der That iſt zwiſchen mir und einem Huſaren itzt eben kein großer Unterſchied. Erſt hatte ich meinen Quartierſtand in **, alsdann in **, und nun ſtehe ich in Bonau; und alles, weſſen ich mich bey meiner Freybeuterey rühmen kann, iſt, daß ich den Leuten nichts mit Gewalt nehme. Gleichwohl zehre ich auf Koſten meiner Wirthe, und bringe ſie über dieſes um die Zeit, ja ich bin in einer gewiſſen Betrachtung noch ſchlechter, als ein Huſar; denn anſtatt daß dieſer Tag und Nacht in Bewegung ſeyn muß, ſo bin ich Tag und Nacht im Müſſiggange. Bey dieſer Lebensart kann unmöglich viel Segen ſeyn, und daher mag auch wohl die heimliche Unruhe kommen, die ich auf meiner Stube, im Garten, und überall fühle. Ich ſehe die Baumblüthe vor mir, und ſie lacht mich nicht an. Ich höre die Nachtigallen, und bleibe immer kaltſinnig. Ich gehe nach Meineweh in das Faſanenholz, und es iſt, als ob mir jeder Baum etwas vorzuwerfen hätte. Aber werden Sie ſagen, wenn ſie alles das fühlen und einſehen, warum gehen ſie nicht zurück nach Leipzig, wo ſie hingehören? Warum ich nicht zurückgehe? — — Die Frau von Z** will mich nicht fortlaſſen. Sie ſpricht, ich würde vor den Feyertagen nichts in Leipzig thun; und ich, ich will dennoch fort, ſo ſehr die gute Dame das Gegentheil will.

will. Welcher Wille wird gelten? Heute iſt Dienſtag; nun muß ſichs bald ausweiſen. Leben Sie wohl.

Bonau, den 20. May
1760. G.

N. S. Hier ſchicke ich Ihnen die Antwort des Herrn Rittmeiſters von K **. So lange ich hier bin, haben wir Ruhe gehabt.

LXXVI.

An Ebendieſelbe.

Nun bin ich vollkommen gedecket. Ich habe Fußvolk und Reuterey, die Grenadier und die Garde, ich habe alles; denn ich habe vier Lazarete, ſo nahe als man ſie haben kann, und mein ganzer Hof iſt mit Soldaten angefüllt, von denen viele kränker und viele auch geſünder ſind, als ich bin. Man kocht und bratet und wäſcht um mich herum. Man lacht, man weint, man ſingt, man flucht, man betet, alles durch einander. Man löſet hier Einen Arm ab, und ſetzet dort einen Fuß an. Der Eine redet von der Schlacht bey Torgau, und hält ſie für die blutigſte; der Andre zieht die von Collin noch vor. Der Eine redet von ſeinem Fleiße auf der Univerſität Halle und Jena, und der Andre verſichert, daß er weder ſchreiben noch leſen könne. Der Eine lobt meine

Schrif-

Schriften, und weiſet auf mein Kammerfenſter; und der Andre lacht mich aus. Kurz, die Scene wird zu ernſthaft, und die Nachbarſchaft zu groß und zu gefährlich. Ich muß fliehn, ſo ſauer mirs auch ankömmt, mein ſonſt einſames ſchwarze Bret zu verlaſſen. In der Stadt iſt vielleicht kein Haus ſicher, und das noch ſicher iſt, nimmt mich darum nicht auf. Alſo muß ich aus der Stadt, und wohin? Nach Bonau? Aber Bonau iſt fünf Meilen, und was will ich ohne Beſchäfftigung in Bonau anfangen? Der Müſſiggang iſt ſo gut, als ein Lazaret, und vielleicht noch ſchlimmer. Doch genug, daß Sie wiſſen, daß ich bald von hier gehen werde, wenn ich Ihnen auch heute nicht ſagen kann, wohin. Leben Sie indeſſen vollkommen wohl.

Leipzig, den 3. Dec.
1760. G.

LXXVII.

An Ebendieſelbe.

Um Leipzig zu entfliehn, gehe ich nach **, und um ** zu entfliehn, den andern Tag wieder nach Leipzig; das iſt ſonderbar und zugleich traurig für mich. Hier ſitze ich nun, trage meine eigne Laſt, die nicht klein iſt, und die Laſt der Beſuche, die mir faſt unerträglich wird. O Ruhm, was biſt du für ein Uebel! Die dich nicht haben, grämen

men ſich, und die dich haben, beſeufzen dich. Ein Brief über den andern wünſchet mir Glück zu der Gnade des Königs. Ja, liebſte Freundinn, es iſt nicht zu glauben, und doch wahr, ich komme tauſend Leuten erſt ehrwürdig vor, ſeit dem der König mit mir geſprochen und mich gelobt hat; und iſt denn ſein Lob vor dem Richterſtuhle der Vernunft und des Gewiſſens wirklich mehr, als der Beyfall eines andern Menſchen? — So viel den 30. December 1760.

Den 31. December. Der letzte Tag im Jahre, und alſo auch der letzte Brief dieſes Jahres, den ich an Sie ſchreibe! Und dieſe dreyhundert und fünf und ſechzig Tage, merkwürdige Tage für Sie, und noch mehr für mich, ſind alſo vorbey?

Ja, wiederum ein ganzes Jahr vollbracht!
O ſchau mein Geiſt in dieſes Jahr zurücke,
Denk an dein tauſendfaches Glücke,
An jeden frohen Tag, an jede ſanfte Nacht;
Und danke du, bey jedem Blicke
Auf dein und deiner Freunde Glücke,
Dem Gott, der deines Glücks gedacht.
Dann ſchau auf deine böſen Tage,
Und zähle ſie und freue dich;
Sie ſind vorbey. O ſieh, wie manche Plage,
Die dich ſo lange drückte, wich,
Und die noch blieb, verminderte doch ſich!
Und jedes Kreuz, war dieß nicht Glück für dich?
So danke Gott auch für die böſen Tage!
Für die Geduld, die dich das Leid gelehrt,
Für das Vertraun, in dem es dich bewährt,

Für

Für das Gebet, für jede fromme Klage,
Die Schmerz und Elend dich gelehrt.
So denk und tritt auf deines Lebens Pfade
Ins neue Jahr mit Dank und Muth,
Empfiehl dich Gott und seiner Gnade,
Was er verhängt, ist alles gut.
Aus Liebe hat er dir verborgen,
Was künftig ist, Glück oder Leid.
Drum sorg nicht für den andern Morgen.
Sey frömm und froh! Dieß sind die ganzen Sorgen
Des Lebens und der Seligkeit.

Diese Verse, liebste Freundinn, die ersten und letzten im Jahre 1760. mögen die Stelle eines Briefs vertreten; wenigstens sind sie die natürlichsten Gedanken bey dem Schlusse eines Jahres. Sie werden sich freuen, ich weis es, daß meine Gedanken die Ihrigen sind, und es ist kein besser Mittel, das neue Jahr froh anzufangen, als wenn man das alte ernsthaft beschließt. In der That ist mein Herz so unartig, daß es heute lieber klagen, als danken möchte; aber so gut, oder vielmehr so schlimm, soll es ihm nicht werden. Es ist wahr, dieses Jahr ist eines der traurigsten meines Lebens gewesen; ja ich kann noch mehr sagen, seine Last ist mir größer gewesen, als die ganze Last aller der vierzig Jahre, die ich unter mancherley Unfällen durchlebt habe. Aber genug, dieses Jahr ist überstanden, und wer hat es mir überstehen helfen? Könnte ich alles übersehen, so würde ich vielleicht wahrnehmen, daß eben dieses bittre Jahr die größte Wohlthat sey, für die ich Gott am meisten zu

danken

danken hätte. Wir kennen uns so wenig, und was uns wahrhaftig gut ist, auch so wenig, daß wir oft unser Glück für Unglück ansehn, weil wir nur an den gegenwärtigen Schmerz und nicht zugleich an das Vergnügen denken, das aus diesem Schmerze für uns gebohren wird. Dank und Preis sey also Gott auch für dieses traurige und schmerzhafte Jahr, und für alle Demüthigungen seiner Hand, und für allen Trost in den bösen Stunden! Um froh zu sterben, will ich leben; gesetzt, daß ich auch nicht ganz froh leben kann, genug, wenn ich ohne Ungeduld und mit Hoffnung leben kann. Ich will Ihnen die Wünsche, die ich für Sie und Ihr ganzes Haus thue, nicht namentlich hersetzen. Ich will diese Pflicht im Stillen ausüben, und mich im voraus freuen, daß es Ihnen nicht nur auf dieses Jahr, sondern auf viele lange Jahre und immerdar wohlgehen wird. Dieses gebe Gott; und so leben Sie denn wohl, voll Muth und Hoffnung, denn Sie sind allemal glücklich!

G.

LXXVIII.

Liebster Herr von R**.

Sie machen mir wegen meines Charakters einen großen Lobspruch in Ihrem Briefe, und wie glücklich würde ich seyn, wenn mir mein Herz sagte, daß ich das wäre, was ich nach Ihrer Meynung

bin! Allein mein Herz sagt oft nein. Indessen ist es mein Wunsch, der Mann zu seyn, der ich seyn soll, ja es ist auch mein Bestreben. Dieses ist es alles, was ich mir mit Wahrheit nachsagen kann; und wenn ich endlich besser wäre, als ich nicht glaube, wem hätte ich mein Gutes zu verdanken? Gewiß nicht mir. So aufrichtig also auch Ihr Lobspruch ist, mein lieber Herr von N**, so hat er mich doch weit mehr gedemüthiget, als erfreut; aber dennoch muß ich Ihnen dafür danken, und ich thue es mit dem freundschaftlichsten Herzen. Zugleich versichre ich Sie, daß ich Sie, nachdem ich Sie persönlich habe kennen lernen, noch weit mehr liebe, als vorher durch alle günstige Beschreibungen, die mir der Herr von B** von Ihnen gemacht; denn ich kenne Sie nunmehr selbst als einen Freund der Wissenschaften und Verehrer der Religion und als den angenehmsten Gesellschafter. Gott lasse Sie lange zum Besten Ihrer Freunde, und zum Glücke Ihrer Unterthanen, und zum Troste Ihrer Gemahlinn leben, und tausendfaches Gutes stiften! Ein solches Leben ist eigentlich ein wahres Leben.

Mein Aufenthalt in Bonau, der drey Wochen gedauert hat, ist für mich zwar nicht der ruhigste gewesen, aber ich würde undankbar seyn, wenn ich die frohen Stunden vergessen wollte, die ich auch an diesem Orte genossen. Kaum war ich wieder in Leipzig, so überfielen mich die Beschwerungen, die ich gemeiniglich im Frühlinge dulden muß, auf das heftigste, und die Woche vom 1. bis zum 7ten

Junius

Junius ist eine der schrecklichsten meines Lebens gewesen. Aber ich hoffe zu Gott, das Aergste überstanden zu haben, und preise seine Güte, daß es überstanden ist. Er gebe mir nur Vertrauen und wahre Geduld in den bösen Tagen. — — Leben Sie wohl, liebster Freund.

Leipzig, den 10. Jun. 1760. G.

LXXIX.

An Ebendenselben.

Was Sie mir in Ihrem letzten Briefe sagen, ist in der That sehr schön, aber in der Beziehung auf mich doch viel zu rühmlich. Es ist wahr, ich habe vieles nicht, was ich wünsche, und was vielleicht Andre besitzen, die es übel anwenden; aber ich habe doch unendlich mehr, als ich verdiene. Wer hat die Strophe gesagt?

Willst du zu denken dich erkühnen,
Daß Gottes Güte dich vergißt?
Er giebt uns mehr, als wir verdienen,
Und niemals was uns schädlich ist.

Wenigstens kann doch das Elend zur Uebung unsrer Tugend dienen, und in Absicht auf die Wirkung betrachtet, die das Elend nach sich ziehn soll, ist es auch Glück. Alle Züchtigung, so lange sie da ist, scheint uns freylich nicht Freude zu seyn, aber nachmals wird sie eine friedsame Frucht der

Gerechtigkeit, denen geben, die dadurch geübet ſind. Dieſe tröſtliche Wahrheit lehrt uns die Religion, wenn ſie auch der Vernunft nicht helle genug ſcheinen ſollte. Es iſt wahr, liebſter Freund, mein Leben wäre vielleicht mehr Ruhe, wenn mich eine liebe Gefährtinn durch daſſelbe begleitete, aber nur vielleicht, vielleicht hätte ich unglücklich gewählt. Vielleicht hätte meine Frau nicht ganz nach Wunſche gewählt. Nunmehr iſt mein beßres Leben vorbey, und dieſer Gedanke verſchwindet; aber genug, wenn mir Gott das Glück giebt, mein noch übriges Leben zu einem ruhigen Tode zu verleben; ſo habe ich ja unendlich viel, ſo habe ich alles. —

Die Gelaſſenheit, lieber Herr von R**, mit der Sie Ihren erlittnen Verluſt tragen, iſt mehr werth, als ein ganzes Ritterguth, ſo wie das alte Sprichwort: Krieg und Brand, ſegnet Gott mit milder Hand! reicher an Troſte und Wahrheit iſt, als hundert witzige Sentenzen. — — Ich bezeuge Ihrem würdigen Herrn Vater, Ihrer Frau Gemahlinn, und der Frau von K*** meine Ehrerbietung und Freundſchaft.

Leipzig, den 29. Nov.
1760.

G.

LXXX.

LXXX.

An Ebendenſelben.

Leipzig, den 2. Dec. 1761.

Ich bin ſo wenig der Verfaſſer der moraliſchen Erzählungen, daß ich ſie nicht einmal genau kenne. Alſo hätte ich die erſte Hälfte Ihres Briefs ſehr entſcheidend beantwortet. Möchte ich doch auch die andre Hälfte: Was leſe ich, und wie ſoll ich leſen, daß ich weiſer und beſſer werde? — ſo leicht und zuverſichtlich beantworten können! Aber das iſt eine ſchwere Frage; eine Frage, die ich aus Freundſchaft Ihnen vor tauſend Andern gern beantworten möchte, und die ich vielleicht nicht halb beantworten kann. Dennoch, was quäle ich mich? Sie kennen gewiß die beſten Bücher aus der theologiſchen, moraliſchen, hiſtoriſchen und phyſiſchen Claſſe; und das ſind eigentlich die Bücher, die unſern Verſtand und unſer Herz vorzüglich bilden und beſſern können. Wie man leſen ſoll, das wiſſen Sie ja auch ohne mich. Wer die beſten Bücher oft und viel mit Achtſamkeit lieſt, wieder lieſt, in der Abſicht lieſt, ſie auf ſeinen Verſtand und ſein Herz' und ſein Leben anzuwenden, ſich das Vorzüglichſte anmerkt, oft ſelbſt aufſchreibt, und ſich fleißig daran erinnert; der hat gut geleſen.

Endlich, liebſter Freund, braucht man, um weiſe zu leben, nicht ſowohl viel zu leſen, als die Regeln der Weisheit ſorgfältig, fortgeſetzt und

täglich auszuüben. Der Unterricht in der Tugend und alle Beweisgründe von der Vortrefflichkeit derſelben geben uns die Kraft und das ernſthafte Beſtreben nicht, die Tugend ſelbſt zu erlangen. Sie können uns wohl dahin bringen, einige Verſuche im Guten zu wagen, ſchwache Verſuche, die bald mißlingen, und uns ſehr ſauer werden; aber das wahre Vermögen und der anhaltende Eifer zum Guten iſt nirgends als in der Religion enthalten. Wie dieſe von Gott iſt, ſo iſt auch die Kraft, die unſer Herz ändert, beſſert und tugendhaft macht, ein göttliches Geſchenke, das uns durch die ſorgfältige und tägliche Betrachtung und Beobachtung der Wahrheiten der Religion und durch Gebet von Gott mitgetheilet, und ſtufenweiſe vermehret wird; ſo daß wir, je mehr wir dieſe Gabe eifrig üben und anwenden, auch alſo immer durch unſer ganzes Leben an Weisheit, Erkenntniß und Tugend zunehmen. Wir bleiben indeſſen unvollkommne Geſchöpfe, die täglich fehlen. Aber unſre Tugend ſoll uns auch nicht gerecht vor Gott machen, unſre Tugend iſt nur eine Frucht des Glaubens, der unſer Herz reiniget, und unſer Gewiſſen durch den Beſitz eines unendlichen Verdienſtes und der freyen Gnade Gottes beruhiget. Wer alſo die Schrift oft mit achtſamer und williger Seele lieſt, und mit ihr etliche wenige gute Bücher, in denen die Wahrheiten der Religion im Zuſammenhange vorgetragen, oder ihre Lehren und Gebote erkläret, und dem Verſtande und Herzen überzeugend und eindringend vorgehalten, oder auch

andre

andre hiſtoriſche und kritiſche Kenntniſſe beygebracht werden, die zur Einſicht in die Schrift und ihren Innhalt vornehmlich dienen; von dem kann man ſagen, daß er genug lieſt, um immer weiſer und beſſer zu werden. Dieſes iſt ſo wahr, daß das mannichfaltige Leſen oft nur eine Zerſtreuung unſrer erlangten Einſicht wird, ſo wie das beſtändige Leſen und die ſonſt rühmliche Begierde immer noch Ein gutes, noch Ein ſchönes Buch mehr zu leſen, oft nichts als Wolluſt und Flucht vor einem thätigen Leben iſt. Indeſſen bleibt es immer gewiß, daß die, welche mehr Muße und Freyheit von beſtimmten Geſchäfften haben, auch eine Pflicht mehr tragen, ein gutes Buch zu leſen und zu nützen. Dieſer guten Bücher, liebſter Freund, haben Sie, ſo viel ich weis, viel. Geſetzt, Sie hätten ihrer nur hundert, und Sie läſen ſie drey, vier, fünf und mehrmal: ſo würde es ſo viel ſeyn, als ob Sie ihrer ſo viel hundert hätten, ja Sie würden mehr Vortheile von Ihrer Lectüre haben, als der gierige Leſer, der ſie zu ganzen Tauſenden lieſt, und in der Abſicht, ſich zu beſſern, ſein Leben verlieſt. Da Sie aber einmal ſo viel Vertraun in meinen Rath ſetzen: ſo wünſchte ich, daß Sie mir ein Verzeichniß Ihrer kleinen oder großen Bibliothek ſchickten. Auf dieſe Weiſe würde ich entweder Ihr Verzeichniß nach meinem Geſchmacke ergänzen, oder Ihnen diejenigen Werke vornehmlich empfehlen können, die ich für die beſten und brauchbarſten halte. — — Leben Sie wohl.

G.

LXXXI.

An Ebendenſelben.

Leipzig, den 1. Jan. 1762.

So wenig ich auch das Geld liebe; ſo hat mich doch Ihr Geſchenk, eben weil es von Ihnen kam, unerwartet, am letzten Tage des Jahrs und in einer Stunde kam, da ich die genoßnen göttlichen Wohlthaten des verfloßnen Jahres überdachte und niederſchrieb, es hat mich, ſage ich, ungemein und bis zu Thränen gerührt. Gödicke war der Ueberbringer. Ich las Ihren Brief, gab ihm Gödicken erſchrocken und ſagte: laſſen Sie mich einen Augenblick allein, ich will ſehn, ob ich die Freude der Dankbarkeit nicht auf friſcher That empfinden, und meinem Freunde und Wohlthäter mit gerührtem Herzen Gutes von Gott wünſchen kann. Ja, liebſter Freund, wenn ich auch dieſes alles thue, ſo thue ich nur immer Pflicht, und die natürlichſte Pflicht. Sie aber haben mehr gethan. Ihr Brief iſt mir eben ſo viel, ja weit mehr werth, als Ihr anſehnliches Geſchenke; und ohne denſelben hätten Sie mich nur halb erfreut, und halb ſich verbindlich gemacht.

In der That haben Sie meinen itzigen Charakter und ſein Fehlerhaftes genau getroffen. Er iſt zum Theil eine Wirkung eines ſiechen Körpers und ſchweren Blutes, und ich ſuche ihn zu beſtreiten, das kann ich mit Wahrheit ſagen. Allein ob ich ihn genug, aus allen Kräften und zu allen

Zeiten

Zeiten beſtreite, das will ich nicht ſagen. Der Menſch, auch der, der ſeine Fehler erkennt und gern gut ſeyn möchte,

Der Menſch bleibt ſtets ein Kind, das meiſtens elend wählet,
Den Fehler bald bereut, und gleich drauf wieder fehlet.

Allein da wir einen höhern Beyſtand haben, ſo bleibt es ſtets unſre Pflicht, wider uns ſelbſt zu ſtreiten, und zu hoffen, daß wir ſiegen werden, wenn auch unſre Siege nicht merklich oder langſam ſind. So viel Sie indeſſen Urſache haben, mich einer finſtern Ernſthaftigkeit, die leicht zu dem Schwermüthigen führt, zu beſchuldigen, ſo wenig trifft mich der Vorwurf einer zu großen Gutthätigkeit. Dieſe dichten Sie mir aus einer zu günſtigen Meynnng von meinem Herzen und aus großer Liebe, ohne es ſelbſt zu wiſſen, an. Eine zu leichtſinnige Eilfertigkeit giebt es bey dem Wohlthun, dieſer könnte ich mich eher anklagen, aber wie ſie oft aus Trägheit und Weichlichkeit entſteht, ſo kann ſie am wenigſten auf die Rechnung einer zu großen Begierde, Andern wohl zu thun, geſchrieben werden. Bis auf dieſen Punkt iſt Ihr ganzer Brief Wahrheit, Beredſamkeit und Liebe für mich. Ich danke Ihnen alſo für denſelben eben ſo herzlich, als für das Geſchenke. Gott laſſe es Ihnen, theuerſter Freund, und Ihrer würdigen Gemahlinn in dieſem Jahre und in einem langen Leben vorzüglich wohl gehen und ſegne Sie für das Gute, das Sie mir aus Liebe erzeigen.

lebe ich, ſo will ich ernſtlich ſorgen, Sie in dieſem Jahre, ſo Gott will, auf Ihrem Landgute zu ſehen, und bey Ihnen geſünder und heitrer zu werden. Möchte mir doch dieſes Glück aufbehalten und lebenslang eine Materie der Dankbarkeit und Freude ſeyn! — — Ich würde Ihnen ein kleines Werk des verſtorbenen Kirchmanns, eines Lehrers des Prinzen von Braunſchweig, das den Titel führt: Kleine Schriften zur Beförderung der Religion und Tugend, beſonders bey der Erziehung junger Standesperſonen ꝛc. und vom Herrn Profeſſor Gärtner vorige Oſtermeſſe herausgegeben worden, mit dieſem Briefe als ein Gegengeſchenke, ob es gleich nur acht Groſchen koſtet, zuſchicken, wenn es itzt in den Buchläden zu haben wäre. Es verdient, daß Sie es leſen und jungen Freunden empfehlen. Auch das Leben des Braunſchweigiſchen Prinzen Albert Heinrichs, von Jeruſalem beſchrieben, iſt vortrefflich, voller Beredſamkeit und Unterricht. Leben Sie wohl mit Ihrer theuerſten Gattinn.

G.

LXXXII.

An Ebendenſelben.

Bald werde ich die Furchtſamkeit, mit der ich Ihre freundſchaftlichen Wohlthaten annehme, für das Merkmal eines eiteln Herzens anſehn,

das

das sich keine Verbindlichkeit will auflegen lassen, sondern lieber der Wohlthäter, als der Dankbare seyn möchte. Wenigstens erschrack ich doch zu sehr, als ich mit dem Ende des vorigen Jahres Ihr abermaliges Geschenk erhielt, und ich wußte ja, daß Sie mirs versprochen hatten, das ist, daß ichs erhalten würde. Auch sagte ich zu mir, da ich Ihren Brief las: Nein, wenn uns Gott Friede giebt, so nimmst du diese Pension nicht weiter an. Vielleicht, theuerster Freund, ist meine Furchtsamkeit auch Gewissenhaftigkeit. Denn es ist kein Zweifel, daß hundert wackre Männer diese Ihre Güte itzt nöthiger haben werden, als ich, dem bey aller Plage des Kriegs nichts an seiner gewöhnlichen Versorgung abgeht. Aber genug, Sie lieben mich, und thun mir aus einem edlen Herzen und frommen Absichten Gutes; also will ich mit einem erkenntlichen Herzen mich Ihrer Liebe und Wohlthat erfreun, Gott dankbar bitten, daß er Sie und Ihr Haus segnen welle, und mich, wenn ich nicht die ganze Summe Ihrer Güte nöthig habe, als einen Haushalter derselben ansehen, der Andre damit beglücken soll. In der That habe ich nahe Anverwandte, eine gute, bejahrte, fromme Schwester, die Witwe ist, und meiner Hülfe bedarf, und also kann ich ihr ja von Ihrer Wohlthat, mein lieber N**, das abgeben, was mir nicht gehören möchte. Ja, wenn es auf das Verdienen ankäme, wer weis verdiente sie nicht mehr, als ich, ob sie gleich keine Bücher geschrieben hat.

Wie ich lebe? Ich leide, aber Dank sey Gott, der mir gnädig bis hieher geholfen hat. Bey guten Tagen gelassen seyn, und die kleinen Uebel geduldig tragen, ist die leichte Tugend; wir müssen auch, wenn es Gott so gefällt, die schwere, sehr schwere, lernen. Doch genug. — Gott beglücke Sie und Ihre Gemahlinn und Ihren würdigen Vater auch in dem angefangnen Jahre mit seiner Gnade und mit allem Segen dieses Lebens!

Leipzig, den 3. Jan.
1763. G.

LXXXIII.

An Ebendenselben.

Ich will Ihrer Güte zuvorkommen, und eine Wohlthat verbitten, die Sie mir zeither um das neue Jahr erwiesen haben, und die ich im Frieden nicht mehr mit ruhigem Herzen von Ihnen annehmen kann. Nein, liebster Freund, schicken Sie mir keine Pension mehr. Es ist Sünde, eine anzunehmen, wenn man ohne dieselbe leben kann. Ich weis sehr wohl, daß Sie das Geld, das Sie jährlich für mich bestimmt hatten, entbehren können, und daß Sie es aus großer Liebe für mich aussetzten. Aber auch in der Liebe des Freundes kann man zu weit gehen, und dadurch gegen Andre ungerecht werden. Ich dächte also, Sie nähmen auf meine Bitte Ihr Jahrgeld zurück, und

wendeten

wendeten es zur Erziehung armer Kinder oder zur Ausſtattung eines armen und frommen Mädchens an. Ich werde Sie eben ſo ſehr lieben und ehren, und nicht minder Ihr Schuldner ſeyn, als vorher. Thun Sie es alſo, theuerſter R**, ich bitte Sie und umarme Sie mit der herzlichſten Erkenntlichkeit, Sie und Ihre würdige Gemahlinn. Wenn Sie mir aber eine neue Wohlthat erweiſen wollen, nun ſo ſchreiben Sie mir bald, oder beſuchen Sie mich bald. Leben Sie wohl!

Leipzig, den 26. Nov. 1763. G.

LXXXIV.

An Ebendenſelben.

Ich habe einen kleinen Unwillen in Ihrem letzten Briefe bemerket; aber ich werde nicht mit Bitten nachlaſſen, bis Sie mich wieder eben ſo lieb haben, als vorher. In der That wäre es eine ſeltne Geſchichte, daß zween Freunde uneinig würden, weil der eine zu gütig, und der andre zu beſcheiden iſt, ſeine Güte länger anzunehmen; und gleichwohl iſt dieſes buchſtäblich unſer Fall; und wer ſoll dieſen Fall entſcheiden? Nein, liebſter und beſter R**, ſeyn Sie nicht ungehalten. Auf mein Gewiſſen ſage ichs Ihnen noch einmal, daß ich Ihr Geſchenk aus keiner andern Urſache

ausge-

ausgeschlagen, als weil es zu ansehnlich und für mich zu unverdient ist, nach meiner Ueberzeugung. Habe ich nach der Ihrigen unrecht; nun so verdiene ich doch weit eher Ihre Vergebung als Ihren Unwillen; und wenn ich sie nicht verdiene, nun so bitte ich doch um dieselbe aufrichtigst und herzlichst. Ich nehme es also schon als gewiß an, daß Sie in diesem neuen Jahre wieder eben so sehr mein Freund sind, als in dem vorigen, und umarme Sie unter tausendfachen Wünschen für Ihre beständige Zufriedenheit.

Ich will Ihnen hier drey neue Bücher beylegen, die Briefe der Frau von Montagüe, die angenehm; die Erinnerungen für ein junges Frauenzimmer, und des Squire Werk für die Religion, die lehrreich und zugleich angenehm geschrieben, und die alle drey aus dem Englischen übersetzet sind. — Wissen Sie denn, liebster Herr von R * *, daß ich schon seit einem Jahre ein Pferd aus Ihres Prinzen Heinrichs Stalle habe, das stille und sicher ist, und mir fast tägliche Dienste thut, ob es mich gleich nicht gesund macht, wie Sie aus meiner schwerfälligen Art zu schreiben leicht schließen werden? Fristet mir Gott das Leben, so gedenke ich dieses Jahr noch einmal in das Carlsbad zu gehen, wofern meine Kräfte diesen Winter nicht zu sehr abnehmen. — Leben Sie wohl, und empfehlen mich Ihrer würdigen Gattinn.

G.

LXXXV.

LXXXV.

An Ebendenſelben.

So irrig denkt der Menſch! Ich glaubte, daß Gott den ſeligen Boſen wegen ſeiner Geſchicklichkeit, Frömmigkeit und Arbeitſamkeit beſtimmt habe, das Glück vieler Menſchen auf Erden zu befördern. Ich gab ihm alſo ein langes Leben, und dachte nicht an ſeinen Tod; und ſiehe, er iſt plötzlich erfolgt, und hat meine ganze Seele niedergeſchlagen. Aber ſo war es beſchloſſen. Der Herr hat ihn der Welt gegeben, der Herr hat ihn früh zu ſich genommen; der Name des Herrn (auch ſo müſſen wir unter unſern Thränen ſagen) ſey gelobet! Auch ſo, theuerſter Freund, werden Sie bey dem Verluſte Ihres beſten Vaters ſagen, und ſich beruhigen. Wir leben, um zu ſterben, um ewig glücklich zu werden. Das iſt der Glaube und der Troſt des Chriſten. Niemand hat mehr Urſache, täglich des Todes zu gedenken, als ich, der ich ſeine Vorboten ſeit ſo vielen Jahren, und itzt noch alle Tage näher ſehe. Ich bin wieder, Dank ſey es Gott! aus dem Carlsbade zurück gekommen, aber nicht geſünder, weit kraftloſer. — Doch das ſollte mich nicht beunruhigen, ſondern nur wachſamer und getroſter machen. — — So viel. Leben Sie mit Ihrer liebſten Gemahlinn wohl.

Bonau bey Weiſſenfels,
den 10. Aug. 1764.

G.

LXXXVI.

LXXXVI.

An Ebendenſelben.

Ein Tuchmachergeſelle aus meiner Vaterſtadt, mit Namen Höpner, ſchon zwey und zwanzig Jahr alt, kam vor einigen Wochen nebſt ſeinem Vater zu mir, ſagte, daß er ein Anliegen hätte, welches er mir aus Blödigkeit nicht wohl mündlich entdecken könnte, und übergab mir darauf den franzöſiſchen und lateiniſchen Brief, den ich Ihnen hier beylege. Aus denſelben, liebſter R**, werden Sie ſehen, daß der Menſch, nachdem er in der Jugend den Donat einigermaßen gefaßt, nachher bey ſeinem Handwerke, ohne allen mündlichen Unterrichte, durch Hülfe der Grammatik das lateiniſche und franzöſiſche, meiſtens in der Nacht, getrieben, und bis zum Leſen und leidlichen Schreiben gebracht hat. Dieſer Menſch der eine gute Miene hat, beſcheiden und vernünftig ſpricht, möchte gern noch ſtudiren. Ich ließ ihn mit der Antwort von mir, daß, wenn ich ihm einen Tiſch im Conviktorio auf drey Jahre binnen hier und Michaelis auswirken könnte, er in Gottes Namen ſtudiren ſollte. Dieſen Tiſch habe ich. Nunmehr ſuche ich für dieſen armen Menſchen ſechs Gönner, die ihm auf drey Jahre jährlich mit zwölf Thalern bey ſeinem Studiren unterſtützen ſollen, und einer von dieſen Gönnern, gutthätiger R**, ſollen Sie ſeyn. Dieſes iſt meine demüthige Bitte im Namen Höpners; und ich weis, Sie gewähren mir dieſelbe gern. Von Michaelis

chaelis an soll er hier studiren, und wenn es möglich ist, in meinem Hause wohnen.

Den französischen Brief schicken Sie mir unbeschwert bald wieder zurück.

Ich umarme Sie und bin zeitlebens der Ihrige, so wie der Verehrer und Freund Ihrer guten Gemahlinn.

Leipzig, den 12. Aug. 1766.

G.

LXXXVII.

An Ebendenselben.

Sie sind so gütig gewesen, und haben mir zum Besten des guten Höpners drey Louisdore überschickt. Seyn Sie nun auch so gütig und hören Sie die kurze Geschichte seines Studirens an. Er kam die Woche vor der letzten Messe zu mir, ward gleich in den ersten Tagen hypochondrisch krank, trank das bittre Wasser, blieb krank, und die Aerzte thaten den Ausspruch, daß er nicht studiren, sondern zur Erhaltung seiner Gesundheit und seines Lebens bey dem Handwerke bleiben solle. Er gieng also nach vier Wochen gelassen und getrost wieder nach Hause, und sagte: „Nun sehe ich, und weis es, daß es Gott nicht haben will, daß ich studiren soll; was kann ich mehr „verlangen?“ Ich wandte fünf Thaler von Ihrem Gelde zu Büchern für ihn an, und zehn Thaler

ler von dem Zuſchuſſe eines andern Gönners gab ich ihm, daß er dafür Bürger und Meiſter in Haynichen werden ſollte. In der That, liebſter R**, iſt es ein ſehr guter Menſch, voll geſundem richtigen Verſtand, voller Liebe zur Religion, und zu allem, was edel und anſtändig iſt, voller Fähigkeit und Wißbegierde, und zugleich voller Beſcheidenheit und Demuth, der ſeinem niedrigen Stande Ehre macht, und einſt zu Haynichen ein brauchbarer und für ſeine Vaterſtadt nützlicher Mann ſeyn wird. Aber nun, theuerſter Freund, was ſoll ich mit dem Reſte Ihrer Wohlthat, die nunmehr aufgehöret hat, Wohlthat zu ſeyn, was ſoll ich mit den noch übrigen zehn Thalern anfangen? Diſponiren Sie ſelbſt über Ihr Eigenthum, und erlaſſen Sie mir die Pflicht, es zu verwahren. Genug, der junge Höpner braucht nunmehr dieſes Geld nicht, und hat auch ſchon durch Ihre Freygebigkeit Bücher. Indeſſen danke ich Ihnen, guter R**, nebſt meinem Landsmanne mit einem Herzen voller Liebe und guten Wünſchen für Ihre und Ihrer theuerſten, beſten Gattinn beſtändige Wohlfahrt und Zufriedenheit. Gott ſegne und erhalte Sie beide! Lieben Sie mich und ſchreiben Sie bald an mich.

Leipzig,
den 5. December
1766. G.

LXXXVIII.

An Ebendenſelben.

„Wir ſind wohl auf, vergnügt, und dieſes in „einer glücklichen Eingezogenheit.“ Dieß iſt mit Ihren eignen Worten, liebſter R**, die Geſchichte Ihres gegenwärtigen Lebens, und, ohne daß Sie vielleicht daran gedacht haben, die vollſtändigſte Beſchreibung des ruhigſten und beſten Lebens auf Erden. Was könnte ich Ihnen nach aller meiner Liebe, und was könnte ſich Ihr chriſtlich genügſames Herz mehr wünſchen, als was Sie haben, und nicht nur haben, ſondern mit einer ſo guten Gattinn zu genießen wünſchen? Gott ſey für dieſes Glück meines Freundes gedanket.

Warum unſre Herzen, wenn ſie eine gewiſſe ſtille Traurigkeit fühlen, ſie ſo gern in der Poeſie ausdrücken; dieſes, guter R**, weis ich ſo wenig, als Sie. Aber anſtatt, daß Sie dieſe Frage in Ihrem Briefe aufgeworfen haben, wünſchte ich lieber, Sie hätten mir dafür einige von Ihren Gedichten beygelegt. — So ſind Sie auch zu ſtrenge, wenn Sie glauben, daß Verdienſte und Tugend ſich faſt ganz in den bürgerlichen Stand zurückgezogen. Nein, mein Freund, es giebt in Ihrem Stande, Gott lob! noch viel edle und große Seelen; ich ſelbſt kenne derſelben viele; und ich denke, Sie mögen es nun zugeben oder nicht, Sie und Ihre tugendhafte Gattinn mit in dieſer Zahl. Für dieſe Ihre theuerſte Gemahlinn lege ich hier mein Bildniß von Bauſen, einem noch

jungen aber ſchon groſſen Künſtler, geſtochen, bey. Wenn ich nicht gefürchtet hätte, dem Künſtler einen erlaubten Gewinn zu entziehen: ſo würde ich nie in dieſen Kupferſtich gewilliget haben; denn mich ſelbſt zu ſehen, auch wenn ich völlig getroffen wäre, iſt meine Eitelkeit nicht. — Bey dem lieben Rammler, zu deſſen Bekanntſchaft ich Ihnen Glück wünſche, fällt mir ein junger Poet in Göklitz, ein Schüler von ſiebenzehn Jahren, ein, von dem mir der daſige Conrektor, ein ſehr rechtſchaffner Schulmann, unlängſt einige Proben zugeſchickt hat. Dieſe ſende ich Ihnen. Erhalten ſie Ihren Beyfall, nun ſo ſchicken Sie mir einen Ducaten in die Collecte für den jungen R**, oder ſchicken Sie ihn ſelbſt an den Conrektor, wenn Sie mit ihm zum Beſten des Jünglings correſpondiren wollen.

Ich bin zeitlebens

Leipzig, den 13. Jan. 1768.

G.

LXXXIX.

An Ebendenſelben.

Alſo ſind Sie nahe an den Pforten des Todes geweſen, theuerſter R**? Und Gott hat Sie nicht allein in der gefährlichſten Krankheit mächtiglich erhalten, ſondern auch nach wenig Wochen, mit neuen Kräften geſtärket, wieder ins Leben ein-

treten

treten lassen? Welche Wohlthat für Sie, für Ihre zärtliche Gemahlinn und für mich und alle Ihre Freunde! Gelobet sey der Name des Herrn; und seine Gnade müsse unser Preis, unser Trost und ein ewiger Antrieb seyn, ihn zu lieben und ihm alleine zu gehorchen. Nun so lasse Sie denn Gott, mein geretteter Freund, noch ein langes, für Ihre Seele heilsames, für Ihre liebe Gemahlinn, für Ihr ganzes Haus, für Ihre Unterthanen und für das Beste der Welt nützliches und zufriednes Leben führen. Ich will mich, so lange ich noch lebe, mit Ihnen darüber erfreun und daran erbauen. Von mir selbst will ich in diesem Briefe nicht reden. Genug, die Güte Gottes ist, daß ich bey aller meiner Hinfälligkeit noch nicht gar aus bin, und seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende. Möchte ich sie doch dankbar genug erkennen, und den preisen, der für uns zur Rechten Gottes bittet! Grüßen Sie Ihre liebe gute Gemahlinn ehrerbietigst von mir, und lieben Sie mich.

Leipzig, den 4. Sept.
1769. G.

XC.

An einen jungen Officier bey der Abreise zu seinem ersten Feldzuge.

Es ist mir, als ob ich nur halb von Ihnen Abschied genommen hätte; und mich zu beruhigen, muß ichs noch schriftlich thun, und Ihnen

die guten Wünsche und Bitten, mit welchen ich Sie auf Ihrer Abreise zur Armee begleite, wiederholen. Wie glücklich wird es Ihnen, liebster Herr von Sch**, sowohl im Felde als in Ihrem ganzen Leben gehen, wenn es Ihnen nach meinen Wünschen und nach meiner Hoffnung geht! Vermöge dieser Wünsche werden Ihnen Gesundheit, Muth, Klugheit, Tapferkeit und Ehre auf der Bahn folgen, die Sie von heute an betreten, und auf der Sie durch ein langes Leben, wie ich zu Gott hoffe, Ihrem Vaterlande immer wichtigere Dienste leisten werden. Wenn Sie mich fragen: Wie wird ein Jüngling, wie ich bin, seinen Weg, den gefährlichen Weg des Soldatenstandes, unsträflich wandeln? so kann ich Ihnen getrost antworten: Wenn er sich hält nach Gottes Wort. Es ist wahr, daß die Gottesfurcht allein keinen Soldaten macht, so wie sie keinen Gelehrten und Künstler macht. Allein wie sie die Seele des ganzen Lebens, und die Anführerinn zu allen Pflichten ist, so ist sie es auch besonders zu den Pflichten des Soldatenstandes. Der Soldat, der Gott wahrhaftig fürchtet, wird die Wissenschaft, die sein Stand fordert, sorgfältiger erlernen, fortsetzen und ausüben. Er wird muthiger und gesetzter in Gefahren, geduldiger in Beschwerlichkeiten, folgsamer und gewissenhafter in Ausrichtung der empfangnen Befehle, in Vollziehung der härtern billiger und schonender, und also immer geschickter zu seiner Pflicht, und glücklicher in der Erfüllung derselben seyn. Er wird selbst dadurch mehr Ehre und Liebe

bey

bey den Rechtschaffnen, und bey denen, die es nicht sind, erlangen. Eben weil er Religion hat, und Gott überall fürchtet und gegenwärtig sieht, wird er den Müssiggang, die Quelle so vieler bösen Neigungen und so vieler Laster, meiden. Er wird vorsichtiger in dem gesellschaftlichen Leben seyn, und weil er den Umgang mit schlechten Menschen nie ganz fliehen kann: so wird er desto mehr über seine Tugend und sein Herz wachen, und sich durch schlimme Beyspiele nicht verführen lassen. Eben weil er Gott fürchtet, und ein gutes Gewissen höher schätzt, als alles verbotne Vergnügen, wird er auch nicht in die so gewöhnlichen Ausschweifungen der Wollust oder des Trunks verfallen, die seine Kräfte verzehren, und ihn weichlich, muthlos, und zum täglichen Feinde seiner selbst machen. Er wird natürlicher Weise mehr Gesundheit und Stärke des Körpers und des Geistes genießen, und die tausendfache Last des Kriegs eher tragen können. Ja, liebster Sch**, der Soldat, der Gott fürchtet, darf sich vor nichts fürchten, auch vor dem Tode nicht; denn der Fromme ist auch im Tode getrost, und sein Tod ist der Schritt in eine ganze glückselige Ewigkeit. Ich kenne Ihr gutes Herz, Ihre Liebe für die Religion, den guten Unterricht, den Sie genossen haben, und die lehrreichen Beyspiele Ihres Hauses; alles dieses läßt mich sicher hoffen, daß Sie ein frommer und vortrefflicher Soldat seyn und bleiben werden. Der Segen Ihrer würdigen Mutter folgt Ihnen, und der Engel des Herrn lagert sich um die her, so ihn fürchten,

und hilft Ihnen aus. Das Gebet zu Gott müſſe Ihr Schild und Ihre Stärke ſeyn, nicht allein in den Gefahren des Kriegs, ſondern in allen Hindernissen der Tugend und in allen Verſuchungen des Laſters.

So gehen Sie denn getroſt und freudig ins Feld, zur Ehre Gottes, zum Dienſte des Vaterlandes und zu Ihrem eignen Glücke. Der Herr ſegne Sie und behüte Sie, und laſſe Sie unverletzt am Leibe und Geiſte aus dem Feldzuge zurück kommen!

1761. G.

XCI.

An Ebendenſelben.

Es ſchmerzet mich, daß ich Sie nach einem langen Jahre nicht wenigſtens etliche Stunden ſprechen und das Gute und Böſe, das Frohe und Traurige Ihres erſten Feldzuges durch Sie ſelbſt erfahren ſoll. Es iſt ein einziges Mittel, mir dieſen Verluſt einigermaſſen zu erſetzen, nämlich, wenn Sie mir Ihre Memoiren zu leſen ſchicken; denn ganz gewiß haben Sie ein Tagebuch Ihres erſten militariſchen Lebens gehalten. Sie wiſſen ja, daß ſich Cäſar durch ſeine Commentarios eben ſo ſehr, als durch ſeine Siege verewiget hat. Im Ernſte, liebſter Sch**, ich würde mich ſehr erfreun, wenn Sie ſich die Mühe gegeben hätten, gleich

gleich von dem ersten Anfange Ihres Dienstes, ein getreues und ungekünsteltes Journal zu halten. Eine solche Schrift verschafft tausend Vortheile. Sie übt uns in der Schreibart, macht uns auf das, was wir thun, sehen oder hören, achtsamer, giebt uns zu guten Anmerkungen und Regeln über unsre Berufsgeschäffte Gelegenheit, und wie oft muß sie einem Soldaten bey so mannichfaltigen Gefahren der Gesundheit, des Lebens und Gewissens, und bey Errettung aus diesen Gefahren Anlaß geben, die Spuren der göttlichen Vorsehung dankbar zu bemerken. Und endlich wie kostbar muß eine solche Sammlung jugendlicher selbst erlebter Begebenheiten einst im Alter seyn! Ich verlasse mich also darauf, daß ich diese Nachrichten, wenn Sie welche niederschreiben, einmal zu sehn bekomme, umarme Sie in Gedanken mit tausend guten Wünschen zu Ihrem zweyten Feldzuge, bete für Ihre beständige Wohlfarth, und versichere Sie meiner unaufhörlichen Liebe, Freundschaft und Ergebenheit.

1762. G.

XCII.

Hochzuehrender Herr Professor,

Der allgemeine Ruhm, den Sie erlanget haben, in der That das menschenfreundliche Herz zu besitzen, das man aus allen Ihren Schriften so

deutlich hervor leuchten ſieht, macht mich ſo kühn, ob ich Ihnen wohl gänzlich unbekannt bin, dennoch an Sie zu ſchreiben; ja ich bin ſo ſehr von dem Ihnen eignen edelmüthigen Beſtreben, Ihre Nebenmenſchen zu belehren und zu beſſern, überzeugt, daß ich dieſes gütige und großmüthige Herz, welches ich an Ihnen verehre, zu beleidigen glauben würde, wenn ich mich wegen meines Unterfangens ſehr entſchuldigte, zumal wenn Sie geſehen haben werden, daß es nichts Geringers betrifft, als die Beruhigung meines Herzens. Ich geſtehe aber offenherzig, daß ich ſehr verlegen bin, Ihnen mein Anliegen auf eine deutliche Weiſe, und in der gehörigen Ordnung der Gedanken, vorzutragen; doch mein Vertrauen auf Ihre gütige Nachſicht läßt mich hoffen, daß Sie mir alle Fehler dieſer Art verzeihen werden. Um Ihnen die Zweifel zu entdecken, die mich über mein Herz und meinen Charakter beunruhigen, ſollte ich Ihnen zuförderſt Beides genau abſchildern; ich will es verſuchen.

Mein Herz iſt von Natur weich, zu der feurigſten, zärtlichſten und beſtändigſten Freundſchaft aufgelegt, ſtets bereit, alle Eindrücke des Mitleidens und der Empfindlichkeit anzunehmen, dabey aber ſo ſehr zur Schwermuth geneigt, daß ich öfters meine Zuflucht zu Thränen nehmen muß, um daſſelbe zu erleichtern. Meine Gemüthsart iſt biegſam, nachgebend, ich verehre und ſchätze Verdienſte, wo ich ſie auch finde. Das Leſen guter und nützlicher Bücher iſt mein liebſter und angenehmſter

nehmſter Zeitvertreib, und ohne die Schriften eines Gellerts, Cronegks, Wielands und Klopſtocks würde mir das Leben eine Laſt ſeyn. Eine rührende Stelle, große und edle Empfindungen, ein wohlgewählter und glücklich ausgeführter Charakter haben mehr Reizungen für mich, als alle Güter und Freuden dieſer Welt; aber eben dieſe rührenden Stellen, eben dieſe Empfindungen erweichen mich ſo ſehr, daß ich mich oft in ganzen Tagen nicht genug wieder faſſen kann, und belehren mich dadurch von der außerordentlichen Schwäche und Weichlichkeit meines Herzens und meines Temperamentes. Ich ſtelle mir die Gefahren und die Schwachheiten, denen ein ſolcher Charakter unterworfen ſeyn muß, ohne ſie zu kennen, ſo lebhaft vor, daß ich davor erzittere. Die Urſache dieſer beunruhigenden Vorſtellungen iſt wohl hauptſächlich dieſe: Ich bin von Kindheit auf in der größten Einſamkeit erzogen worden. Meine Aeltern habe ich frühzeitig verloren, und die Verwandten, bey denen ich mich ſeitdem befinde, lieben mich zwar herzlich, und beſitzen ſelbſt viel liebenswürdige Eigenſchaften, halten aber doch, ich weis nicht, ob aus Vorurtheilen oder Stärke des Geiſtes eine zärtliche Freundſchaft und edle Empfindungen für romanhaft, eine vergoßne Thräne über die leidende Tugend einer Clariſſa, oder über die rührende Geſchichte der frommen Clementine, für ſtrafbar, und überhaupt ein empfindliches Herz für gefährlich. Ich weis dieſes zum Theil nur aus allgemeinen Geſprächen; denn ich hüte mich

ſo viel als möglich, bey der Kenntniß, die ich von ihrer Denkungsart habe, ihnen meinen wahren Charakter ſehen zu laſſen. Wie unangenehm mir aber unter einem ſolchen ſteten Zwange das Leben fällt, werden Sie, theuerſter Herr Profeſſor, ſelbſt am beſten ſchließen können. Und dieſes iſt dennoch die Lebensart, die ich nun ſchon ſo lange führe, als ich angefangen habe, vernünftig zu denken, ohne ein freundſchaftliches Herz um mich zu haben, mit dem ich meine Empfindungen theilen könnte. Meine liebſte Freundinn hat der Tod ſchon vor einigen Jahren in eine beſſere Welt verſetzet, und eine andere iſt ſeit ihrer Verheirathung kaltſinniger geworden, als es mit meinen Begriffen einer vollkommenen Freundſchaft beſtehen kann. Da ich nun aber meine ganze irdiſche Glückſeligkeit in die Freundſchaft geſetzet habe: ſo werde ich täglich mehr überzeugt, daß keine ſolche für mich möglich ſey, auch nicht bey Veränderung meines Standes; ja ich ſehe alle die Unruhen, die Beängſtigungen voraus, denen mein allzuempfindliches Herz in dem verheiratheten Stande ausgeſetzet ſeyn würde. Dieſes alles zuſammen (ich muß es zu meiner äußerſten Beſchämung geſtehen) macht mir das Leben ſo verhaßt, daß mich nichts ſo ſehr zu quälen vermag, als der Gedanke, daß mir mein Schöpfer wohl bey einer ſo dauerhaften Natur, als ich beſitze, ein langes Leben beſtimmt haben möchte. Ich weis, wie ſehr ich mich dadurch an dem gütigen Gott durch Undankbarkeit verſündige; allein ich kann mir doch auch nicht vorſtellen, daß eben

dieſer liebreiche Gott, der den Trieb, unſern Zuſtand immer vollkommner zu machen, in unſer Herz gelegt hat, ſich dadurch beleidiget finden ſollte, wenn man ſich wünſchet, je eher je lieber dieſes Standes der Unvollkommenheit entledigt und ewig glücklich zu werden. Nun, hochzuehrender Herr Profeſſor, habe ich Ihnen ſo gut als es mir nur hat gelingen wollen, mein ganzes Herz mit allen ſeinen Fehlern und Schwachheiten entdeckt, — Aber aus eben dieſer Urſache kann ich mich nicht überwinden, dem Namen nach von Ihnen gekannt zu ſeyn. Entſchuldigen Sie daher meine Freyheit, daß ich Ihnen denſelben verſchweige. Demungeachtet verſpreche ich mir von Ihrer Gütigkeit, daß Sie mir aus Mitleiden und Menſchenliebe antworten, und mich belehren werden, welches die Gefahren ſind, vor denen ich mich am meiſten zu hüten habe, und ob ich mich in meinen Begriffen von der Freundſchaft und wahren Glückſeligkeit geirret. Ich weis wohl, daß ich mir alles dieſes aus Ihren und anderer vortrefflicher Männer Schriften ſelbſt beantworten könnte; allein, ein unmittelbarer Unterricht macht doch jederzeit einen ſtärkern Eindruck, und in öffentlichen Schriften findet man doch immer viel Abweichungen der allgemeinen Charaktere gegen den ſeinigen ins beſondere, und zu dem, woferne ich ſie nicht gänzlich unrecht verſtehe, ſo beſtärken mich alle dieſe theuern Männer nur noch mehr in meiner Meynung. Um aber Ihre Gütigkeit nicht allzuſehr zu mißbrauchen, will ich Sie nur noch um Verzeihung aller meiner Fehler und

Freyhei-

Freyheiten erſuchen. Haben Sie nur die Güte und beſtimmen den Boten, in wie vielen Tagen oder Wochen, nach Ihrer eigenen Bequemlichkeit, er wieder bey Ihnen nach der Antwort fragen ſoll. Sie mögen nun aber meine Bitte ſtatt finden laſſen, oder nicht, ſo bin ich doch nicht weniger mit aller erſinnlichen Hochachtung

Ihre

den 22. März
1762.

ganz ergebenſte Dienerinn,
und beſtändige Verehrerinn
** von **

XCIII.

Antwort auf den vorhergehenden Brief.

Gnädiges Fräulein,

So viel ich urtheilen kann, entſpringt Ihre Traurigkeit, über die Sie klagen, theils aus Ihrem guten und empfindlichen Herzen, theils aus der Einſamkeit, in der Sie von Jugend auf leben, und theils aus den Büchern, die Sie lieben, und ſo gern und oft leſen. Eine Traurigkeit von dieſer Art erſchreckt mich nicht, und darf Sie auch nicht erſchrecken; allein ſo gut ſie in Anſehung ihres Urſprungs iſt, ſo kann ſie doch durch die Länge der Zeit ſehr beſchwerliche Folgen für Sie haben.

Arbei-

Arbeiten Sie ihr alſo entgegen, theuerſtes Fräulein, und halten Sie es für Ihre größte Pflicht, und für den herrlichſten Sieg, dieſe Feindinn Ihrer Ruhe zu überwinden, es koſte auch was es wolle. Erinnern Sie ſich daher täglich, und beſonders mit dem Anfange des Tages, an die ſo wohlthätige Pflicht der Zufriedenheit und der Ergebung in den göttlichen Willen. Sagen Sie zu ſich ſelbſt: „Warum biſt du traurig oder unruhig? „Deine Religion, die dir Gott gegeben hat, be„fiehlt dir die Freude, und iſt dir zur Ruhe der See„le gegeben. Alles alſo, was dich bey deiner Tu„gend zur Traurigkeit und Schwermuth führen „will, muß dir nothwendig verdächtig ſeyn. Sey „nicht traurig — du ſündigeſt an dir ſelbſt — „du verſündigeſt dich an der Tugend und Fröm„migkeit, weil Andere aus deinem Beyſpiele „ſchließen werden, daß ſie das Herz traurig und „niedergeſchlagen mache — du verſündigeſt dich „an dem Herrn deines Lebens; denn Unzufrieden„heit iſt eine Art des Undanks, den wir begehen, „ohne daß wirs wiſſen und wollen. Denke doch „an das Gute, das du vor ſo vielen Andern ge„nießeſt, — an das blühende Leben deiner Ju„gend, an deine Geſundheit, an den Schlaf, der „dich erquicket, an die Bequemlichkeit deiner Um„ſtände, an die wohlzubereitete Mahlzeit, die täg„lich auf dich wartet, an das Glück, den Verluſt „liebenswürdiger Aeltern durch liebenswürdige „Verwandten erſetzt zu haben — Denke an die „Güter deiner Seele, an deinen fähigen Verſtand,

„an

„an dein fühlbares Herz, an die Glückſeligkeit ei-
„nes ruhigen Gewiſſens, die mehr iſt, als das Le-
„ben ſelbſt; und endlich denke immerdar an den
„liebreichen Geber aller dieſer Güter und Vorzüge,
„und daran, daß noch eine ganze Ewigkeit zu dei-
„ner immerwährenden Freude auf dich, nach ſei-
„ner unendlichen Gnade, wartet. Iſt es möglich,
„daß dir das Leben eine Laſt ſeyn kann, wenn du
„alles dieſes überlegſt?

„Zerſtreue alſo deine finſtern Gedanken, und
„unterdrücke deine ſchwermüthigen Empfindun-
„gen. — Du findeſt die Freundinn oder den
„Freund nicht, wie du ihn wünſcheſt. Aber ſu-
„cheſt du nicht vielleicht eine vollkommne Freund-
„ſchaft, die nur in Gedanken möglich iſt; die in
„dem Buche zwar zur Nachahmung, aber darum
„nicht zur völligen Erreichung ſo ſchön abgebildet
„wird? Duldet Gott die ſchwachen Menſchen, ſo
„dulde du auch den unvollkommnern Freund, und
„wenn du beſſer biſt, als Andre, ſo trage und ver-
„beſſere die Fehler der Andern, die du zu deinem
„Glücke nicht haſt. — Die Glückſeligkeit in die-
„ſem Leben beſteht nicht darinne, daß alle deine
„erlaubten und guten Wünſche erfüllt werden müſ-
„ſen, ſondern darinne, daß du dich bemühſt, ſo
„gut, ſo weiſe, ſo nützlich, ſo ruhig zu werden, als
„du nach der Vernunft und der Offenbarung wer-
„den ſollſt. — Sey geduldig; dieſe Tugend ſollſt
„du eben zu deinem Glücke hier auf Erden lernen
„und üben — Sey getroſt; Gott wacht über die
„Schickſale derer, die auf ihn vertrauen, beſon-
„ders.

„ders. — Sey froh in dir, denn Gott giebt uns „mehr Gutes, als wir in Ewigkeit ihm verdanken „können.“

Aber diese Betrachtungen, gnädiges Fräulein, bringen nicht allezeit gleich stark in uns ein; sie weichen auch bald wieder aus unsrer Seele, wenn wir schon einen Hang zur Traurigkeit haben. Entfernen Sie also alles das, was die Traurigkeit nährt und unterhält.

Mein erster Rath ist: Lesen Sie weniger. Ihre Clarissa und Ihr Grandison sind vortreffliche Bücher, aber Ihrem Herzen scheinen sie nachtheilig zu seyn. Nehmen Sie also künftig lieber historische, bloß moralische, physikalische Bücher zur Hand.

Zweytens: Meiden Sie die Einsamkeit, so viel Sie können, wenn es Ihnen gleich sauer wird. Machen Sie sich kleine nützliche Geschäffte, die sich für Ihren Stand und Ihr Geschlecht schicken. Haben Sie keine bestimmte Arbeit, so arbeiten Sie zum Besten der Armen, was Ihrem Charakter am anständigsten seyn mag. Die Kenntniß und Besorgung des Hauswesens ist eine rühmliche Pflicht des schönen Geschlechts; und das Haus weislich regieren helfen, ist besser, als die schönsten Bücher lesen, und keine häuslichen Pflichten besorgen. Die Bewegung und Veränderung, zumal im Freyen, ist nicht blos Arzney für den Körper, sie heitert auch unser Gemüthe auf.

Drittens rathe ich Ihnen: Lassen Sie sich ja nicht die Furcht, unglücklich zu wählen,

einen Ekel vor der Ehe überhaupt erwecken. Die Gefahr dieſes Standes iſt groß, gnädiges Fräulein; aber es giebt doch noch gute und liebenswürdige Männer, wenn es gleich keine Grandiſone giebt; und endlich wer hat dieſen Stand eingeſetzet? Leſen Sie ja, wenn ich bitten darf, was die Frau von Beaumont in dem Magazine für erwachſene Frauenzimmer von dieſem Artickel ſagt. Sie verdient in dem gegenwärtigen Falle mehr Glauben, als das, was Männer darüber ſagen können. Sollte für eine liebenswürdige und edelgeſinnte Perſon Ihres Geſchlechts nicht auch ein liebenswürdiger und edelgeſinnter Mann vorhanden ſeyn? Und wenn ers noch nicht genug wäre, kann ers nicht durch die Hülfe einer tugendhaften Liebe noch mehr werden? Faſſen Sie alſo Muth, gnädiges Fräulein! Die Religion und Ihre eigne vortreffliche Einſicht, von der mir Ihr Brief ein Beweis iſt, werden Ihnen genug Mittel wider die Traurigkeit darbieten. Gebrauchen Sie dieſelben täglich, und Sie werden täglich ruhiger und zufriedner werden. Gott gebe Ihnen dieſes Glück! Und von wem ſollen wir das größte Gut des Lebens, Zufriedenheit und Ruhe der Seelen, mehr hoffen und bitten, als von dem Gott alles Troſtes und dem Vater der Barmherzigkeit, der die Menſchen ſo unendlich liebt? Ich bin mit der vollkommenſten Ehrerbietung

Leipzig, den 22. März
1762.

G.

N. S.

N. S. — Noch ein Wort, gnädiges und theuerſtes Fräulein. Auf der letzten Seite Ihres mir ſehr ſchätzbaren Briefs ſteht eine Stelle, die mich beunruhiget. „Ich kann mir doch auch nicht „vorſtellen, ſagen Sie, daß der liebreiche Gott „ſich dadurch beleidiget finden ſollte, wenn man „ſich wünſchet, je eher, je lieber, dieſes Standes „der Unvollkommenheit entledigt und ewig glück„lich zu werden.“ Wenn Sie dazu die Einſchränkung ſetzen: wofern es ihm und ſeinen heiligen Abſichten gefallen ſollte — ſo iſt dieſer Wunſch des Todes ein chriſtlich edler, hoher und ſeliger Gedanke. Außerdem erfordert es unſer Gehorſam und die Liebe gegen Gott, daß wir es uns auf dieſer Erde, auch unter den Widerwärtigkeiten, Leiden und Schwachheiten dieſes Lebens, ſo lange gefallen laſſen, als er, der Herr unſerer Tage, der Herr über Leben und Tod, uns nicht ſelbſt abruft. Dieſe Stimme: Kommt wieder Menſchenkinder! ſollen wir mit einer heiligen Gelaſſenheit und täglichen Bereitſchaft erwarten. „— Eins (ſagt du Moulin in ſeinem Buche von dem Frieden der Seele) „eins ſoll uns An„laß geben, die Welt mit guten Augen anzuſehen, „weil nämlich die Erde der Ort unſers Aufent„halts iſt, ehe wir in den Himmel eingehen, und „weil alles, was uns auf dieſem Wege begegnet, „uns dahin zu treiben dienet. Alle Geſchöpfe, die „durch die Sünde nicht verderbt ſind, leiten uns „zu Gott; und es iſt keines unter ihnen ſo böſe, „das uns nicht Anlaß gebe, unſre Gedanken zu

„ihm zu erheben. Allen denen, die ihn lieben, „lachet die Natur freundlich zu; Gottes Wohltha„ten und Güter umgeben uns, sein Gesetz unter„weiset uns, und seine Verheißungen trösten uns. „Er leitet uns mit seinem Geiste, und bedecket uns „durch seine Vorsehung. Er zeiget uns den auf„gesteckten Preis am Ende des Schrankens. „Durch diese Mittel fällt uns die Welt so verdrieß„lich nicht — — Und wenn wir mit einem wohl„bedachten Urtheile dasjenige, was gut und böse „in ihr ist, erwägen: so nehmen wir wahr, daß „wir es besser darinne haben, als Andre, und daß „das Leben nicht allzuböse sey, weil es der Weg ist, „der uns zu Gott führet.“

Wollen Sie ferner an mich schreiben, gnädiges Fräulein, so wird es meine große Pflicht seyn, Ihnen zu rathen und zu dienen, so viel ich kann und weis. Sie können Ihren Namen auch künftig verschweigen, damit Sie unbesorgter schreiben.

XCIV.

An Herrn * *.

Sie werden eine erstaunende Arbeit haben, wenn Sie Ihren Psalmliedern alle die Schönheiten durch die Verbesserung geben wollen, deren sie fähig sind. Ich weis es aus der Erfahrung, wie schwer es ist, geistliche Lieder zu dichten, auch wenn man seinen eignen Vorstellungen

folgen

folgen darf; wie viel ſchwerer muß es nicht ſeyn, die Pſalmen in Lieder, nach gewiſſen Melodien, ſo glücklich überzutragen, daß man ſeinem heiligen Originale treu, auch die ſchweren Regeln der Poeſie, und die Pflichten der kirchlichen Erbauung beobachte! Es ſind wohl ſechs Jahre, daß ich einen Verſuch mit dem fünf und zwanzigſten Pſalme zu einem Kirchenliede wagte, und er iſt mir ungeachtet aller Verbeſſerungen ſo mißgeglückt, daß ich ihn ſeit dieſer Zeit nicht wieder angeſehn, und daß ich hingegen ſeit dieſer Zeit die Pſalmenlieder Gerhards nur deſto mehr bewundert habe. Wenn ich das kräftige und ſtarke Lied des ſeligen Luthers, das Lied des hundert und dreyßigſten Pſalms: Aus tiefer Noth ꝛc. gegen mein Lied aus dem fünf und zwanzigſten Pſalme in Gedanken halte: ſo fühle ich mich nicht wenig beſchämt. Aber durch alles dieſes will ich Sie gar nicht von Ihren ſo ſchätzbaren Bemühungen, die ſich auf das Beſte der öffentlichen Andacht beziehn, abhalten; nein, ich will Sie nur im voraus zu beruhigen ſuchen, wenn Ihnen die angeſtellten Verſuche der Ausbeſſerung nicht glücken ſollten. Uebrigens danke ich Ihnen für das beſondre Vertraun, deſſen Sie mich würdigen, und bin mit der vollkommenſten Hochſchätzung

1762.

B.

XCV.

An einen Geistlichen der römischen Kirche in Böhmen.*)

Je unerwarteter mir der Beyfall gewesen ist, mit dem Sie meine Schriften beehret haben, desto angenehmer hat er mir seyn müssen; und ich danke Ihnen für denselben und für alle die Gewogenheit und Freundschaft, die Sie mir in Ihrem Briefe so aufrichtig bezeugen, auf das verbindlichste.

Was die Anmerkungen anlanget, die Sie mir in Ansehung des geistlichen Liedes, der thätige Glaube betitelt, gemacht haben: so kann ich Ihnen dreist und zuversichtlich antworten, daß der Innhalt dieses Liedes die einmüthige Lehre unsrer Kirche ist; daß kein Mensch bey uns leugnet, daß

*) Dieser Brief ist eine Antwort auf einen zwar sehr gut gemeynten aber ohne Erlaubniß seines Verfassers nicht druckbaren Brief eines böhmischen Geistlichen, der Gellerten sehr ernstlich zur römischen Kirche zu bekehren suchte. Der Pater *** nimmt in demselben, nach vielen vorhergeschickten Lobeserhebungen der Gellertischen Schriften, und besonders seiner Lieder, die Gelegenheit dazu von dem Liede über den thätigen Glauben; fragt Gellerten: „Sind Sie denn ein Lutheraner? Beynahe „glaubte ich es nicht, wenn Sie nicht in Dero „Vorrede des Herrn D. Luthers erwähnt hätten.“ führet darauf aus den Schriften Luthers und andrer

daß der wahre Glaube nicht die Liebe Gottes, und durch die Liebe auch gute Werke hervor bringen müſſe; daß der rechte Glaube aus zwo Eigenſchaften erkannt werde, aus dem Vertrauen auf das unendliche Verdienſt Jeſu Chriſti, durch den wir allein gerecht und ſelig werden, und aus dem Gehorſame. Wir lehren ohne Ausnahme, nach den Wahrheiten der heiligen Schrift, daß die guten Werke, ob ſie uns gleich nicht vor Gott gerecht und ſelig machen, dennoch als nothwendige Früchte aus dem wahren lebendigen Glauben folgen müſſen, und daß der Glaube, der nach dem Ausſpruche der Schrift, das Herz reiniget, und alſo die innerliche Heiligung der Seele wirket, auch die äußerliche Heiligkeit des Lebens und die Beobachtung der göttlichen Gebote wirket. Was Lutherus in denen, außer ihrem Zuſammenhange angeführten

drer Lehrer unſrer Kirche eine Menge abgerißner Stellen an, die, ſeiner Meynung nach, gerade das Gegentheil des Gellertiſchen Liedes vom thätigen Glauben ſagen ſollen, im Grunde aber nur dem, in der römiſchen Kirche herrſchenden Begriffe von den guten Werken und ihrer Verdienſtlichkeit nachdrücklich widerſprechen; bittet ſodann Gott, daß er Gellerten vollends erleuchten wolle; und beſchwört endlich dieſen ſelbſt bey ſeiner Seligkeit, zur römiſchen Kirche überzutreten, und dieſen Wink der göttlichen Gnade, der bey ſeinem hohen Alter (er hielt ihn für einen Mann von ſechzig Jahren) leicht der letzte ſeyn könne, ja nicht zu verachten. Anmerk. der Herausgeber.

führten Stellen, die Ihr Brief beybringt, gemeynet habe, das hat er an hundert andern Orten, und zwar so erkläret, wie es in meinem Liede steht. Halten Sie mich für einen rechtschaffnen Mann und Christen; so werden Sie mir zutrauen, daß ich hier nichts gesagt habe, als was ich für wahr nach meinem Gewissen halte. Indessen will ich zum Ueberfluss einige Stellen aus Luthers Schriften hersetzen, die seinen Sinn wegen des thätigen und lebendigen Glaubens erklären.

In der Vorrede über die Epistel an die Römer: — „Es ist ein lebendig, geschäfftig, thä„tig, mächtig Ding um den Glauben, daß es un„möglich ist, daß er nicht sollte ohne Unterlaß Gu„tes wirken. Er fragt auch nicht, ob gute Wer„ke zu thun sind; ehe man fragt, hat er sie schon „gethan, und ist immer im Thun.

„Wir lehren also, daß, Gott versöhnen, „fromm machen, Sünde tilgen, sey ein so hoch, „groß und herrlich Werk, das allein Christus, „Gottes Sohn, thun müsse, und sey eigentlich „ein lauter bloß sonderlich Werk des einigen rech„ten Gottes und seiner Gnade, dazu unsre Werke „nichts sind, noch vermögen. Aber daß darum „gute Werke sollten nichts seyn, wer hat das „ie gelehret oder gehöret? Ich wollte meiner Pre„digten Eine, meiner Lectionen Eine, meiner „Schriften Eine, meiner Vater Unser Eins, ja „wie klein Werk ich immer gethan, oder noch thue, „nicht für der ganzen Welt Güter geben, ja ich „achte es theurer, denn meines Leibes Leben, das

„doch

„doch einem jeden lieber ſeyn ſoll, denn die ganze „Welt. Denn iſts ein gut Werk, ſo hats Gott „durch mich und in mir gethan. Hats Gott „gethan, und iſts Gottes Werk, was iſt die ganze „Welt gegen Gott und ſein Werk? Ob ich nun „wohl durch ſolch Werk nicht fromm werde, (ſo „durch Chriſtus Blut und Gnade ohne Werk ge„ſchehen muß) dennoch iſts Gott zu Lobe und Eh„ren geſchehen, dem Nächſten zu Nutz und Heil, „welches keines man mit der Welt Gut bezahlen „oder vergleichen kann.“

Luth. Op. Tom. V. Ien. p. 292.

Mein Alter erſtreckt ſich zwar nicht ſo hoch, als Ihnen geſagt worden; denn ich bin erſt ſeit wenig Tagen in mein acht und vierzigſtes Jahr getreten: dennoch haben Sie ſehr Recht, wenn Sie glauben, daß ich dem Tode ſehr nahe bin, deſſen Vorboten ich ſeit vielen Jahren an mir habe ſehen müſſen. Gott gebe, daß ich täglich durch Glauben und Gehorſam mich zu einem ſeligen Tode vorbereite; und den hoffe ich in der Religion, in der ich leben und ſterben werde, in der Religion der heiligen Schrift. Ich bin

Leipzig, den 21. Jul.
1762. G.

XCVI.

Liebſter Herr B****.

Einem Freunde, der in der Barbarey lebt, nicht zu antworten, iſt wirklich ein großer Fehler; und gleichwohl habe ich mich dieſes Fehlers ein ganzes halbes Jahr ſchuldig gemacht, und zwar gegen Sie, den ich ſo ſehr liebe und hochſchätze, und der mich gewiß nicht minder liebt, wie ſoll ich dieß verantworten? Nein, liebſter B****, vor meinem Herzen kann ich dieſen Verzug nicht ganz verantworten, ſo ſehr mich auch meine ſtets kränklichen Umſtände, und die mit ihnen verknüpfte Beſchwerlichkeit meiner täglichen Berufsarbeiten zu entſchuldigen ſcheinen. Wenn ich in Mequinez wäre, würde mir der Brief eines Freundes nicht die größte Wohlthat ſeyn, und würde ich nicht mit Recht eben wegen meiner großen Entfernung deſto eher und gewiſſer eine Antwort von ihm erwarten? Ja, ich habe gefehlet, und ich bitte Sie nicht allein um Vergebung, ſondern ich eile heute, dieſen Fehler wieder gut zu machen. Ich eile, Ihnen für alles das herzliche Gute, das Sie mir in der erſten Hälfte Ihres Briefs ſagen, für alle Ihre Liebe, und die nicht ganz verdiente Erkenntlichkeit, die Sie mir bezeugen, und die ich gern ganz verdienen möchte, aufrichtigſt zu danken. Ich umarme Sie in Gedanken, verſichere Sie aller meiner Freundſchaft, und wünſche Ihnen von Gott, was man nur Gutes wünſchen kann. Er laſſe Sie die Spuren ſeiner gnädigen Vorſehung täglich

unter

unter einem wilden Volke erblicken, und mache Sie selbst zum größten Wohlthäter einer Nation, der das Erkenntniß der Religion, und also auch der größten Glückseligkeit, mangelt. Wer weis, liebster Freund, warum Sie Gott in dieses entfernte und finstre Land vor andern hat gehen lassen; ein Land, an das Sie vor zehen Jahren vielleicht nicht gedacht! Auch nur eine einzige Seele glücklich zu machen, ist das nicht die höchste That eines Menschen? Und kann diese That nicht Ihrem guten, liebreichen und christlichen Herzen, außer der glücklichen Besorgung der Geschäffte eines dänischen Consuls, vorbehalten seyn?

Die andre muntre Hälfte Ihres Briefs aus Salee hat mir, wenn ich auch zu krank bin, Ihren Scherz ganz zu fühlen, doch deswegen angenehm seyn müssen, weil sie mir ein Beweis ist, daß ein zufriedner Geist auch in der Barbarey noch froh denken und witzig scherzen kann. Mein Bruder, und die Grafen M** und Sch* und B* haben Sie belohnet, und herzlich über Ihre Vergleichung zwischen mir und dem Sidi-Mahomed gelacht. Alle diese Ihre Freunde grüßen Sie durch mich bestens. Wirklich machen Ihre Dänen unsrer Akademie und ihrem Vaterlande viel Ehre, und versprechen ihrer Nation und der Welt große Dienste. Wie angenehm muß Ihnen diese Versicherung aus meinem Munde seyn! Leben Sie wohl, liebster Freund, unter dem Schutze des Allmächtigen, und der

Ruhe

Ruhe Ihres Gewiſſens, und der Gnade Ihres Königs.

Leipzig, den 15. Nov. 1762. G.

XCVII.

Gnädige Frau,

„Alſo iſt der ganze Plan Ihres künftigen Lebens, „der auf Ruhe und Einſamkeit gieng, zernichtet? und ich kann mir alle die widrigen Zufälle, „Verdrießlichkeiten und Zerſtreuungen unmöglich „vorſtellen, die Ihnen ſeit dem Anfange des nunmehr verfloßnen Jahres begegnet ſind?“ Ein ſchweres Schickſal für Sie, und eine traurige Nachricht für mich, der ich Sie ſo gern ruhig und nach Ihrem Wunſche glücklich ſähe. Aber ich weis auch, daß ein Herz, wie das Ihrige, ſich ſelbſt in denen Schickungen, die wider unſer wahres Beſte zu ſeyn ſcheinen, der Vorſehung gern unterwirft. Auch da, wenn es menſchlich klagt, auch mitten unter den traurigen Empfindungen, die ſelbſt in der gelaſſenſten Seele nicht ausſterben, beruhiget es ſich dennoch mit den Betrachtungen der Weisheit und Macht, der Güte und Gerechtigkeit des Herrn, der alle unſre Schickſale, gute und traurige, kennt, verhängt, zuläßt und zu unſerm und Andrer Glücke im Verborgnen lenket, und ſtets nach unſern Kräften abmißt. Getroſt

also, meine theuerste Freundinn, wenn Sie künftig Ihre Tugend darinnen beweisen und üben sollen, daß Sie den entworfnen Plan Ihres künftigen Lebens, den Plan der Ruhe und der Einsamkeit, mit dem Plane eines geschäfftigen und in die Augen leuchtenden schwerern Lebens vertauschen müssen. Wer mehr Kräfte empfangen hat, empfängt auch größre und in das Beste der Welt stärker einfließende Pflichten. Wie viele und wichtige Gelegenheiten, Gutes zu thun, und das Licht Ihrer Weisheit und Tugend vor der großen Welt, der vielleicht ein solches Beyspiel nothwendig war, leuchten zu lassen; wie viele solche Gelegenheiten werden Sie nicht in diesem neuen unruhvollen Leben antreffen, und endlich in der Unruhe selbst, und in der Art, sie zu tragen und anzuwenden, nur mehr Ruhe des Herzens, und mehr Hoffnung und Trost des künftigen vollkommnern Lebens finden! Doch vielleicht sind auch Ihre itzigen Umstände nur eine kurze eingeschaltete Begebenheit, die das Ganze Ihres Plans nicht stören, sondern sich bald mit demselben vortheilhaft wieder vereinigen soll. Ja, theuerste Freundinn, Geduld und Demuth sind unstreitig die schwersten Pflichten bey anhaltenden Widerwärtigkeiten, das hat mich eine traurige Erfahrung von vielen Jahren gelehret; aber wir können oft ohne langwierige Unfälle der Tugenden, zu denen wir berufen sind, gar nicht fähig werden, und wir haben ja stets einen mächtigen Beystand und mit demselben das wahre Glück, das Glück unsrer Seele, das uns

auch im Tode bleibt; dieß muß unser höchster Trost seyn.

Vor einigen Jahren war der Wunsch und der Plan meines Lebens, wie der Ihrige, Ruhe, und nützliche Einsamkeit. Nichts schien mir erlaubter, und nichts schicklicher für meine guten Absichten und meine ganzen Umstände als dieser Wunsch. Du willst dich, dachte ich oft bey mir selbst, in die Stille auf das Land, in eine gute Familie begeben, daselbst die Pflichten des Privatlebens mit Gott genau beobachten; für dich und die Ruhe deiner Seele studiren und angelegentlich sorgen; nützliche Schriften, die etwa nach deinem Tode heraus kommen mögen, aufsetzen; von Zeit zu Zeit einen fähigen Knaben zu dir nehmen, und ihm sein Herz weise und christlich zu bilden suchen, und so, ja so willst du dein Leben ohne Geräusche, sanft und stille bis an sein Ende führen. Aber ach, gnädige Frau, wie viel unglücklicher würde ich itzt seyn, wenn dieser Wunsch wäre erfüllt worden! Unfähig, wie ich itzt bin, die Stille und Ruhe des Landes zu genießen, die Stunden der Einsamkeit durch selbst erwählte Geschäffte auszufüllen und nutzbar zu verwenden; ungeschickt, Bücher zu schreiben, und die Herzen der Kinder zu bilden; zu krank, um an den erlaubten Freuden eines genauen Umgangs Theil zu nehmen, oder mich mit dem Lesen guter Bücher lange zu unterhalten; was würde ich in diesen Umständen, (versetzt in den ehedem gemachten Plan meines Lebens) für eine höchst traurige Rolle spielen;

da

da die vorigen Wünſche gar nicht mehr meine Wünſche ſind, und bey meinem itzigen Schickſale es gar nicht ſeyn können. — Möchte doch das neue Jahr, das wir bald antreten, eines der zufriedenſten und beſten Ihres ganzen Lebens ſeyn! Dieſes wünſche ich aufrichtigſt, und bin zeitlebens

1762. G.

XCVIII.

An Herrn * *.

Wenn der Vorſatz Ihrer Beſſerung aufrichtig iſt, woran ich keinen Augenblick zweifle: ſo ſorgen Sie nunmehr, daß er auch beſtändig ſeyn mag; das einzige gewiſſe Kennzeichen unſrer Aufrichtigkeit. Stellen Sie ſich Ihre Vergehungen oft vor, und hören Sie die Entſchuldigungen der Eigenliebe nicht; denn ſo lange wir uns in unſern Herzen noch entſchuldigen, ſo iſt die Ueberzeugung, daß wir ſtrafbar ſind, nicht die wahre. Stellen Sie ſich die traurigen Folgen Ihrer bisherigen Lebensart oft und lebhaft vor, um Ihren Abſcheu dagegen deſto mehr zu erwecken, und die Wege zu fliehen, die zum Verderben führen. Geſetzt, Sie hätten große Verſuchungen und Verführungen von außen gehabt: ſo bedenken Sie, daß keine Verſuchung ſo groß iſt, die wir nicht durch Gott und ſeine Furcht überwinden können, wenn wir aufrichtig geſinnet ſind, und immerdar

wachen

wachen und beten. Der gröſste Feind des Guten iſt in unſerm Herzen. Bedenken Sie alle die Umſtände, die Ihre Vergehungen vergröſsern. Gott hat Ihnen vor andern groſse Fähigkeiten des Geiſtes gegeben, einen guten ſorgfältigen Unterricht in der Religion durch den Dienſt eines weiſen und tugendhaften Mannes, der Ihr Freund war, und den Sie liebten. Ein ſolcher Unterricht dringt tiefer ein, und iſt ein unſchätzbares Glück. Sie ſind ferner von Ihren erſten Jahren bis hieher an der Hand eines Mannes gegangen, der durch ſein Beyſpiel, ſeine Ermunterungen, und ſeine väterliche Sorgfalt alles über Sie hätte gewinnen ſollen; und tauſend vaterloſe Kinder finden keinen B**, keinen H**. Bedenken Sie, wie viele gute Bücher Ihre Lehrer in den erſten Jahren Ihres Lebens geworden ſind; Bücher, die oft Männern noch nicht bekannt werden. Und wie viel haben Sie nicht gute Gefährten und jugendliche Freunde ſeit Ihrem Eintritte in Leipzig gehabt; und wie leicht geht man ſonſt auf der Bahn der Tugend an der Seite guter Gefährten fort! Sie fanden Gönner und Verſorger, ohne ſie zu ſuchen; und wie ſehr hält uns nicht bloſs die Scheu vor Männern, die wir ehren und lieben, von einem ſtrafbaren Wandel zurück! Alle dieſe Umſtände ſind ſehr wichtig. Stehen Sie alſo von Ihrem Falle mit deſto gröſserer Sorgfalt auf, mein lieber Sohn, und lernen Sie aus Ihrer eignen Erfahrung, wie bald und ſchwer der Menſch fällt, wenn er leichtſinnig, ſtolz auf ſeine Kräfte

Kräfte und Gaben, und ſicher in ſeinem Herzen wird; wenn er nicht mehr täglich und ernſtlich zu Gott um Weisheit und Gnade betet, nicht die Pflichten des Fleißes und der Arbeitſamkeit ſorgfältig beobachtet, ſich nicht alle Morgen durch Gründe der Religion zur Tugend und zum Fleiße ſtärket, und ſich nicht mit dem Ende jedes Tages aufrichtig vor Gott prüfet; wenn er ſich kleine Vergehungen erlaubt, und über der Ehre und Liebe bey den Menſchen, die Ehre bey Gott zu vergeſſen anfängt. Wie wird ein Jüngling ſeinen Weg unſträflich wandeln? Wenn er ſich hält, Herr, nach deinem Worte.

Nun ſo fangen Sie denn mit dieſem neuen Jahre durch die göttliche Kraft dieſes Wortes ein neues glückſeliges Leben an. Nicht unſere Beſſerung iſt die Urſache der Vergebung bey Gott; nein; aber ſie kann nicht ausbleiben, wenn der Glaube an Gott und unſern Erlöſer und an die Vergebung unſrer Sünden durch ihn, in unſern Seelen lebendig iſt. Zagen Sie nicht vor den Schwierigkeiten. Mit Gott können wir Thaten thun; und er iſts, der in uns das Wollen und Vollbringen des Guten nach ſeinem Wohlgefallen wirket; der denen, die ihn bitten, ſeinen Geiſt giebt, und Kräfte ſchenket, die wir ſorgfältig üben, und dadurch immer mehr Kräfte gewinnen ſollen. Fliehen Sie die häufigen Bekanntſchaften, und ſuchen Sie wenig Freunde, und machen Sie ſich den Fleiß im Stillen, zum Vergnügen und täglich zum Geſetze. Ich, mein lieber Sohn, ver-

gebe Ihnen willig, und bitte Gott, daß er Ihnen vergebe und Sie regiere, ſo lange Sie leben. Ich will meine Liebe und Sorgfalt für Sie eher vermehren als mindern, wenn ich Ihr künftiges Wohlverhalten ſehe. Durch dieſes können Sie ſich Ihre Freunde und Gönner erhalten, aber ohne daſſelbe werden ſie ſich zu Andern wenden, die ſie für würdiger anſehen. Und wie könnte ich Sie in Zukunft mit Gewiſſen empfehlen, wenn Ihr eigner Wandel wider mich zeugte? Leben Sie wohl, und beſuchen Sie mich ohne Furcht.

1763. G.

XCIX.

An den Herrn Profeſſor Gellert.

Sie werden ſich vielleicht weniger wundern, daß ich mir Ihre gütige Erlaubniß an Sie zu ſchreiben itzt zu Nutze mache, als daß ich es nicht eher gethan habe. Aber ich konnte nicht eher wohl etwas Wichtiges von unſerer Reiſe melden; und unbeträchtliche Dinge laſſen ſich an Sie nicht ſchreiben. Nunmehro kann ich Ihnen melden, daß wir Wien, Gottlob! glücklich verlaſſen, und einem nützlichern Zuſtande mit jedem guten, und, Gott gebe! auch dauerhaften Vorſatze entgegen gehn. Ein kleiner Unfall iſt mir hier an meinen Büchern wiederfahren, die vor der Cenſur ein ſtrenges Examen ausgeſtanden haben. Meine erſte

ſte Beſorgniß war für unſre geiſtlichen Bücher, und für diejenigen, die Sie uns für den Graf ** mitgegeben, von denen wir noch doppelte Exemplare hatten. Aber der Präſident in dieſem Büchergerichte, der berühmte Baron van Swieten, beruhigte mich mit dieſen Worten: Nous vous regardons comme freres, & vous n'avez rien à craindre pour vos livres de devotion; pour les ouvrages de Monſieur Gellert, nous les admirons & les reſpectons. Die Freude des Herrn Grafen ** über dieſes koſtbare Geſchenk iſt ſo groß geweſen, als vorher ſeine Unruhe, da es ihm einige Tage von der Cenſur vorenthalten worden. Er wird Ihnen ohne Zweifel beide bezeugen, ſobald ihm ſeine itzige Krankheit es zuläßt, die ihn eine Verkältung zu ** zugezogen, und die ihn auch allein abgehalten hat, mich alle die Wirkungen einer ſo wichtigen Empfehlung, als die Ihrige, empfinden zu laſſen. Gleichwohl habe ich alle die Güte an ihm bemerkt, die ihm Ihre Zuneigung verſchaffen konnte. Mit andern Nachrichten von hier darf ich Sie nicht mehr aufhalten, mein theuerſter Herr Profeſſor. Ich nehme mir nur noch die Freyheit, mich Ihrer fernern ſchätzbaren Gewogenheit zu empfehlen. Ich bin zeitlebens mit der wahreſten, mit der ſchuldigſten Ehrerbietung

Ihr

Wien,
den 28. October
1763.

gehorſamſter verbundenſter
Diener
P. Meinhard.

C.

An den Herrn Grafen M**.

Ich weis, mein lieber Graf, daß ich, wenn ich an Sie schreibe, nicht allein Ihnen ein Vergnügen der Freundschaft mache, sondern daß ich auch auf meiner Seite eine Pflicht der Liebe und Freundschaft erfülle. Ich umarme Sie also in Gedanken, an welchem Orte der Welt Sie auch immer seyn mögen, und wünsche Ihnen alles das Gute, das ein Freund seinem besten Freunde, ein Lehrer seinem liebsten Schüler, und ein Vater seinem Sohne wünschen kann. Ich stelle Sie mir vor, wie Sie bemüht sind, auf Ihren Reisen immer mehr Vortheile einzusammeln, Ihren Verstand mit nützlichen und mannichfaltigen Kenntnissen und Einsichten zu bereichern, und aus dem Umgange mit guten und nicht guten Menschen Ihrem Herzen Regeln der Weisheit und Klugheit des Lebens einzudrücken, Ihre Liebe zum Guten zu erwecken, und den Abscheu gegen das Laster zu befestigen. Ich sehe Ihr fleißiges Journal, das Sie führen, und darinne Sie den Nutzen und das Vergnügen der Reisen für Ihr Gedächtniß nicht allein, sondern für Ihre Freunde und Nachkommen aufbewahren. Ich sehe Sie an der Seite Ihres guten Führers, wie Sie seinen Rath gern hören und suchen, und seinen Einsichten und seinem Beyspiele aus Liebe und Ueberzeugung gern folgen, ihm Ihr Herz entdecken, und zur Verhütung oder Abwendung der Versuchungen und Gefahren

fahren ſeine liebreiche Hand zu Hülfe nehmen. Ja, theuerſter Graf, ſo ſchwer auch die Kunſt, nützlich und gewiſſenhaft zu reiſen, ſeyn mag; ſo traue ich Ihnen doch zu, daß Sie vor Andern glücklich reiſen werden. Was kann Wachſamkeit, Fleiß und Religion, bey allen Zerſtreuungen und Gelegenheiten zur Sinnlichkeit, bey allen Hinderniſſen des Guten, bey allen Lockungen eines glänzenden Beyſpiels, nicht ausrichten? Nein, nein, ich weis es, der Graf L** M** wird als der liebenswürdige und tugendhafte Jüngling, der er war, wiederkommen, wird als ein Mann an Weisheit und Frömmigkeit wieder zurück in ſein Vaterland kommen; denn er hat Gott vor Augen und im Herzen, und wachet und betet. — Der Graf **, liebſter M**, hat mir ſehr für Ihre Bekanntſchaft gedanket, und mich verſichert, daß er Sie lieben würde, wenn Sie auch nicht der Sohn eines verdienſtvollen Miniſters wären. Ihr Bruder — nein liebſter Graf, iſt nur gar zu fleißig. Welche Freude wird Ihr theuerſter Vater an dieſen ſeinen beiden Söhnen erleben, wenn ſie immer an Weisheit und Güte des Herzens fortwachſen! Leben Sie wohl, mein liebſter Graf, und unter dem Schutze des Höchſten an allen Orten geſichert und zufrieden! Ich liebe Sie, bete für Sie, und bin zeitlebens der Ihrige.

1763.

G.

CI.

An Herrn F**.

„Daß ein Leben ohne Religion nicht die Zufriedenheit gewähre, die man in ihm ſuchet, „und daß die Vorurtheile von der Entbehrlichkeit „eines thätigen Chriſtenthums die ſchrecklichſten „Folgen nach ſich ziehen“ “ dieſe Wahrheit iſt von ſo vielen frommen und geiſtreichen Männern ſo oft dargethan worden, daß ichs zwar nicht für überflüſſig halte, ſie noch in ein größeres Licht zu ſetzen, aber doch auch nicht glauben kann, daß ich der Mann ſey, der dieſes überzeugend und glücklich genug thun könne. Es kann vielleicht wahr ſeyn, was Sie ſagen, daß die günſtige Meynung, welche die Welt für mich gefaßt, einer ſolchen Schrift viel Leſer verſchaffen würde; aber meine Kräfte, wie Gott bekannt iſt, ſind zu einem ſolchen Werke itzt zu ſchwach. Indeſſen will ich, wenn ich länger lebe, die Erinnerung Ihres gütigen und Ihrem Herzen ſo rühmlichen Briefs nicht vergeſſen. Itzt aber will ich Sie auf ein treffliches Werk, ich meyne Bernards Abhandlung von der Vortrefflichkeit der Religion verweiſen, wenn Sie es ſelbſt noch nicht geleſen haben, oder Ihren Bekannten gern ein Buch dieſes Innhalts empfehlen wollen. Dieſer Mann (er war Profeſſor und Paſtor in Utrecht) iſt völlig Ihrer Meynung, daß die meiſten Menſchen viel zu wenig von der Liebenswürdigkeit der Religion unterrichtet und überzeugt ſind: und aus dieſem Grunde

hat

hat er ſein herrliches Buch ſchon 1718. oder 1720. geſchrieben, welches vor einigen Jahren in Halle mit einer Vorrede des ſeligen Baumgarten aus dem Franzöſiſchen in gutes Deutſch iſt überſetzet worden. Freylich, wertheſter Freund, wiſſen es wenig Menſchen, welche hohe Wohlthat von Gott die Religion und das Chriſtenthum iſt; aber die meiſten wiſſen es darum nicht, weil ſie es nicht wiſſen und erfahren wollen. „So jemand, ſagt „unſer Erlöſer, will deß Willen thun, der mich „geſandt hat, der wird inne werden, ob mei„ne Lehre von Gott ſey“ — und alſo auch wie herrlich und liebenswürdig und wohlthätig die Ausübung des Chriſtenthums ſey. Uebrigens danke ich Ihnen für das beſondre Vertrauen, das Sie ſo gütig in mich ſetzen, ob ichs gleich nicht ganz verdiene, empfehle mich Ihrer fernern Gewogenheit, und wünſche Ihnen von Gott das zufriedenſte Leben des Chriſten.

1763. G.

CII.

An den Herrn Geheimderath und Miniſter von B*.

Ew. Excellenz melde ich ehrerbietigſt, daß der junge Graf Sch**, den Sie mir zu empfehlen die Gnade gehabt, ſich gut eingerichtet hat, ſeine Studien fleißig abwartet, und von ſeinem

Hofmeiſter ſorgfältig geführet wird. Ueberhaupt machen die däniſchen Cavaliere, die ſeit einigen Jahren bey uns ſtudiret haben, oder noch itzt zugegen ſind, unſrer Akademie viel Ehre. Die Grafen * * und * *, die bereits auf Reiſen gegangen ſind, waren Beyſpiele des Fleiſſes, der Geſchicklichkeit und der Lebensart, die ich zeitlebens lieben und ehren werde. Auch der jüngere Graf * * und die beiden Herren von * * verdienen das gröſte Lob. Da ich ſo glücklich bin, daß Ew. Excellenz meinen Worten trauen: ſo halte ichs für meine groſſe Pflicht, dieſes Zeugniß zum Ruhme dieſer Jünglinge vor Ihnen abzulegen, als vor dem Freunde Ihrer Väter und dem Gönner der Verdienſte. Iſt mir Dännemark, wie Ew. Excellenz in Dero gnädigem Schreiben zu ſagen geruhen, einigen Dank ſchuldig: ſo darf mich dieſe Verſicherung ſeines Miniſters, als die gröſte Belohnung, zwar erfreuen; aber ich muß doch befürchten, daß die jungen Dänen, die ich zu unterrichten und bilden zu helfen Gelegenheit gehabt, aus Liebe für mich mehr von mir rühmen, als ich verdiene. Schülern von groſſen Fähigkeiten, anhaltendem Fleiſſe und gutem Herzen glücklich zu dienen, iſt leicht. Unter dieſe Zahl gehört bey mir vornehmlich Ihr würdiger Neveu in Copenhagen, den, wie ich heute erfahre, ſeine Gemahlinn mit einem Sohne erfreuet hat. Ich weis, daß Ew. Excellenz dieſen Vater als Ihren Sohn lieben, und ſtatte daher in dieſer Rückſicht Ihnen meinen ehrerbietigſten Glückwunſch ab, der ich,

ſo

so lange ich lebe, mit der größten Verehrung und Dankbegierde bin,

1763. G.

CIII.

An Herrn B**.

Es ist noch keine Stunde, daß ich Ihren traurigen Brief erhalten habe, und ich eile zu meiner eignen Beruhigung, Ihnen mein Mitleiden über den frühen Tod Ihres lieben und mir schätzbaren Bruders zu bezeugen. Also ist der Jüngling, dessen blühender Anblick ein langes Leben versprach, der fromme, fleißige, geschickte Jüngling, einer meiner hoffnungsvollsten jungen Freunde, der lange nach mir noch das Glück vieler Menschen befördern sollte, der ist in dem Anfange seines Lebens, nachdem er kaum die Akademie verlassen, schon aus dieser Welt gegangen? So dachte ich, als ich Ihren Brief las, und beweinte den frühen Tod Ihres Bruders und bedauerte Sie, liebster B**, herzlichst. Aber was klagen wir? Ist es denn nicht ein Glück, geschickt zum Tode, auch früh, nach Gottes Willen, sterben, früh ewig selig werden? Ist dieß nicht das höchste Glück des Christen und das Glück dieses Jünglings? Der Herr gab ihm das Leben, der Herr hats ihm früh genommen, um es ihm ewig wieder zu geben; gelobet sey der Name des Herrn! —

und rühmlich und lehrreich sey das Andenken dieses theuern Jünglings und das Beyspiel seiner Tugend und Wissenschaft! Sie aber wolle Gott, wenn es seiner Weisheit gefällt, die Früchte des Fleißes und der unschuldig verbrachten Jugend in einem langen, zufriednen und der Welt nützlichen Leben geniessen lassen.

Die Danksagungen für meinen Unterricht, die Sie mir in Ihrem Namen, und im Namen Ihres seligen Bruders abstatten, kann ich nicht beantworten. Sie haben mich gerührt, außerordentlich gerührt, und ich weis mich seit langer Zeit keines Dankes zu erinnern, dessen Aufrichtigkeit und Stärke ich so sehr empfunden hätte. In meinen Augen waren die Dienste, die ich Ihnen und Ihrem besten Bruder erwiesen, klein, und nach Ihrer Beschreibung kommen sie beynahe mir selbst wichtig vor; und o wie glücklich bin ich, wenn sie das wirklich gewesen, wenn sie Ihrem seligen Bruder selbst noch in seinem Tode heilsam gewesen sind. Dafür sey Gott ewig gedanket! Leben Sie wohl, liebster B**.

G.

CIV.

Liebster **.

Seyn Sie ruhig! Ihre Reue hat so starke Kennzeichen der Aufrichtigkeit und eines höhern Ursprungs, daß ich Ihnen nicht allein mit väterlichem

lichem Herzen vergebe, ſondern Sie, wenn Sie, durch Gottes Gnade von Ihrem Falle aufgerichtet, nunmehr den Weg des Guten mit deſto gröſſrer Vorſichtigkeit und Treue betreten, auch deſto mehr lieben und für Ihre Ruhe und Wohlfarth ſorgen will. Faſſen Sie Muth, und beten Sie, liebſter Freund. Gott wird Ihnen die verlorne Ruhe des Gewiſſens nach ſeinem Worte wieder ſchenken, und das gute Werk, das er in Ihnen angefangen hat, gewiß vollenden, und Sie aus einem verirrten und unglücklichen Jünglinge einen geretteten und glückſeligen Jüngling werden laſſen, der ſeinen künftigen Weg, und auch dereinſt den Weg des Mannes und des Greiſes, unſträflich wandelt. Das verſpreche ich Ihnen im Namen des Gottes, der uns, da er uns ſeinen Sohn zum Erlöſer gegeben, mit ihm nach einer unendlichen Liebe alles ſchenken will.

Bey Ihrem Herrn Vater, o da will ich mit Freuden für Sie bitten. — „Da er aber noch „ferne von dannen war, ſahe ihn ſein Vater, „und es jammerte ihn, lief und fiel ihm um „ſeinen Hals, und küſſete ihn“ — — — Das wird Ihr theurer frommer Vater im Geiſte thun; welche Beruhigung für Sie! Und eben ſo liebreich geſinnt iſt auch der Vater im Himmel, der Vater der Barmherzigkeit gegen Sie, bey Ihrer Reue, Rückkehr und Bitte des Glaubens, welcher Troſt für Ihr banges und mir ſchätzbares, doch was mir? ihm ſelbſt, Ihrem Erlöſer ſo theures und ſchätzbares Herz! Zagen Sie nicht wegen

Ihrer

Ihrer künftigen Beſtändigkeit im Guten. Wir vermögen es freylich nicht durch unſre Kraft, weder gut zu werden, noch zu bleiben; aber der in uns das Wollen wirket, (ſeliger Troſt!) der wirket auch das Vollbringen; wie könnten wir zagen, da er uns die Waffen zum Siege anbeut, giebt, und, wenn wir nur wollen, ſo ſtreiten und widerſtehen hilft, daß wir aus ſeiner Macht durch den Glauben den Sieg erhalten, auch gegen unſre heftigſten und gefährlichſten Feinde, gegen die ſüßeſten Reizungen des Laſters und der Lüſte der Jugend und die Macht böſer Gewohnheiten. So umarme ich Sie denn väterlich, als meinen wiedergefundnen Sohn, und bete für Sie, und weine Thränen der Freude über Sie, und preiſe Gott über Sie, durch ihn glücklicher Jüngling! Kommen Sie heute oder morgen ohne alle Furcht zu mir. Ich will mit Ihnen reden, wie ich itzt geſchrieben habe, liebreich und voll Bereitwilligkeit, Ihnen zu helfen; denn ich ſuche nichts, als Ihr Glück, und die Vollbringung meiner Pflicht.

1763. G.

CV.

Liebſter Herr Paſtor,

Die Schuld, die ich Ihnen heute abtrage, iſt ſehr alt, iſt noch aus dem verfloßnen Jahre, und ich weis kaum, was ich zu meiner Entſchuldigung ſagen ſoll. Vermuthlich habe ich mich von

Zeit

Zeit zu Zeit darauf verlaſſen, Sie mündlich zu ſprechen, und Ihren Brief zu beantworten. Indeſſen kann ich Sie doch aufrichtig verſichern, daß ich den Auftrag Ihres Briefs gleich in den erſten Wochen, nachdem ich ihn erhalten, ausgerichtet habe. Auch glücklich? — Das will ich nicht ganz ſagen. Genug der Herr von ** will Ihnen ſehr wohl, ob er gleich Bedenklichkeiten findet, Sie künftig nach ** zu berufen. Seyn Sie indeſſen ruhig, liebſter Herr Paſtor. Iſt es Gottes Wille, daß Sie ihm an dieſer Gemeine dienen ſollen: ſo wird ſich Ihnen der Weg dahin, ohne Ihre großen Bemühungen, öffnen. Itzt iſt es Beruhigung genug für Sie, daß Ihre Gemeine in ** Sie liebt, gern hört, und ſich willig von Ihnen leiten läßt, wie mir verſchiedne Freunde zu meiner großen Freude geſagt haben und noch ſagen. Daß Ihre Gemeinde die unausgearbeiteten Predigten, zum Exempel, die Leichenreden höher ſchätzet, als diejenigen, die Sie mit aller Sorgfalt niedergeſchrieben haben, das nimmt bey Ihnen mich nicht ſo ſehr Wunder. Vielleicht reden Sie, indem Sie nicht von dem Gedächtniſſe gefeſſelt werden, lebhafter, freyer, und eindringender. Auch iſt es nichts ſeltnes, wenn man einmal ſeine Materie gehörig überdacht hat, und ihrer mächtig iſt, daß uns die Feyerlichkeit des Ortes, die Achtſamkeit der Zuhörer, und die eigne Empfindung, in die uns die Wahrheit, die wir vortragen, oft plötzlich verſetzet, daß ſie uns, ſage ich, wenigſtens ſtellenweiſe mit einer Beredtſamkeit begeiſtert,

geistert, die mir bey dem Nachdenken und der ruhigen Ausführung der Rede weniger zu finden im Stande sind. Endlich, liebster Freund, müssen Sie auch wissen, daß ich Ihnen oft den Vorwurf gemacht habe, daß Ihre Reden, wie Ihre Gedichte, zu viel Mühe und Kunst verrathen; und in so weit können Ihre sorgfältigst niedergeschriebenen und treu nach dem Concepte gehaltenen Predigten oft weniger Wirkung thun. Nicht, als ob es nicht sicherer, nicht die Regel und Pflicht des Redners wäre, seinen gutgedachten Entwurf vollkommen auszuarbeiten, sondern weil Mühe und ängstliche Sorgfalt, insonderheit in Ansehung der Wahl des Ausdrucks, oft eine gewisse Dunkelheit in unsre Reden bringen, und dem Verstande der Zuhörer zu viele und schwere Arbeit auflegen. Leben Sie wohl, und führen Sie Ihr Amt zur Ehre Gottes und zur Wohlfarth Ihrer Zuhörer, mit allem Eifer und aller Treue, die Ihnen möglich ist: so wird Gott diese Treue und diesen Eifer auch vorzüglich segnen, und Ihre Belohnung groß seyn lassen. Ich bin

1764. G.

CVI.

Lieber Herr L* *.

Wenn Ihnen meine Lieder den Dienst geleistet, den Sie ihnen zuschreiben: so habe ich große Ursache, Gott dafür zu preisen. Gehen Sie, aller

ler Schwierigkeit ungeachtet, ſtandhaft auf dem Wege der Religion fort. Sie werden finden, daß er der einzige Weg iſt, der zur wahren Zufriedenheit im Leben und Tode führet; daß es einerley iſt, die Pflicht des Chriſten und ſein eignes Glück behaupten. Gott ſelbſt (er hat es verheißen) wird Sie ſtärken, und Sie zum tugendhaften, nützlichen und glücklichen Manne erwachſen laſſen. Kommen Sie vielleicht einmal nach Leipzig, ſo bitte ich, daß Sie mich beſuchen, damit ich Sie perſönlich kennen lerne, und Sie mündlich aller meiner Hochachtung und Liebe verſichern könne, ſo wie ich itzt ſchriftlich thue.

1764. G.

CVII.

Mademoiſelle,

Es iſt ein groſſer Lobſpruch für mich, daß Sie meine Schriften mit ſo vielem Vergnügen leſen. Möchten Sie Ihnen doch eben ſo viel Nutzen bringen! Beunruhigen Sie ſich indeſſen nicht, daß Ihnen Ihre häuslichen Verrichtungen ſo wenig Zeit zum Leſen erlauben. Die wahre Weisheit beſteht nicht in vielem Leſen das Guten, ſondern in vielen Thun, und eine Perſon Ihres Geſchlechts, die mit ihren häuslichen Pflichten beſchäfftiget, täglich auch nur Eine Stunde zur Bildung ihres Verſtandes und Herzens lieſt, lieſt mehr,

als

als die, welche unbeschäfftiget den ganzen Tag die besten Schriften zum Zeitvertreibe, oder aus Eitelkeit, liest. Die erste wird eine gute Ehegattinn, eine verständige Mutter und eine sorgfältige Haushälterinn werden, wenn sie ihr Stand dazu beruft; aber wie schwerlich die andere! Fahren Sie also fort, liebe Mademoiselle, bloß die Stunden, die Ihnen Ihre Geschäffte übrig lassen, auf das Lesen eines guten Buches anzuwenden. Die Schriften der Frau Beaumont, des Zuschauers, die Erinnerungen an ein junges Frauenzimmer von dem Herrn Wilkes, und andre diesen ähnliche Werke, ergötzen eine aufmerksame Leserinn eben so sehr, als sie ihr nützen. Uebrigens danke ich Ihnen ergebenst, Mademoiselle, für Ihren beredten und mir so angenehmen Brief, und bin mit besonderer Hochachtung

1765. G.

CVIII.

Liebster und bester Graf,

So sehr ich Sie beklage, daß Ihr Aufenthalt in * * nicht angenehmer für Sie ist: so weis ich dennoch, daß Sie sich ihn durch Ihre Wißbegierde, durch Ihren Fleiß und Ihr gutes Herz bald erträglich und gewiß nützlich machen werden. Dieses tröstet mich; und dieses muß auch Sie trösten. Finden Sie wenig Umgang mit guten Menschen:

Menſchen: ſo ſind Sie doch vor tauſend Andern glücklich, daß Sie viel gute Bücher kennen, haben, und zu nützen wiſſen. Unter dieſen Ihren lieben Büchern, guter Graf, und unter den Bemühungen, die nöthigen Kenntniſſe, um derentwillen Sie ſich itzt in ** aufhalten, zu erlangen, werden Sie die Unannehmlichkeiten des Ortes vergeſſen, den beſchwerlichen und froſtigen Umgang ertragen, und die Fehler der großen Welt, deren Laſt Sie fühlen, deſto gewiſſer vermeiden lernen. Dieſe Fehler gelaſſen tragen zu können, bitten Sie mich um Regeln. Aber, liebſter Graf, welche Weisheit wüßte ich hierüber, die Sie nicht auch wüßten? Was würden Sie dem Freunde antworten, der dieſe Regeln von Ihnen begehrte? „Denken „ſie, würden Sie ſagen, um Nachſicht und Ge„duld mit den Fehlern der Andern zu haben, oft „und täglich an ihre eignen, auch die geheimſten „Fehler, und hingegen an die guten Eigenſchaften, „die Andre bey ihren Fehlern noch beſitzen, und „ſie vielleicht nicht. Können ſie die Fehler und „Schwachheiten derſelben durch Klugheit verbeſ„ſern, ſo iſt es ihr Glück, wie es ihre Pflicht iſt. „Tragen ſie dieſelben mit Geduld, ſo haben ſie „weniger Verdruß. Sind es Thorheiten, ſo ler„nen ſie Weisheit aus der Thorheit der Andern, „und hüten ſie ſich deſto vorſichtiger vor den Schri„ten, die zu ihr führen. Sind es offenbare Laſter, „ſo verabſcheuen ſie das Laſter; bedauern ſie den „Menſchen, der ſich dadurch entehrt; lehren ſie „ihn durch ein tugendhaftes Beyſpiel das Gegen„theil;

„theil; beten ſie für ihn.“ Dieſes, liebſter Graf, was Sie Ihren Freund lehren würden, ſagen Sie ſich ſelbſt. Wir leben in einer unvollkommenen Welt, und müſſen entweder mit Andern Nachſicht haben, oder Einſiedler und bittre Menſchenfeinde werden. Duldet Gott die täglichen Fehler und Gebrechen unſrer Nebenmenſchen; wie vielmehr iſt dieß unſre Pflicht? Wem gar Niemand gefiele, der würde unglücklicher ſeyn, als der, der Niemanden gefiele. Getroſt, mein lieber Graf. Dieſer Ihr erſter Auftritt in der größern Welt wird nicht lange währen, wird bald mit beſſern abwechſeln, wird Sie in der Gelaſſenheit und Geduld üben, einer Tugend, deren unſer ganzes Leben bis an unſern letzten Augenblick bedarf, und die, nebſt der Demuth, den Geiſt und die Kraft der Religion am ſicherſten beweiſet. Die Vorſchriften der Religion, die Sie lieben, werden überall und in allen Umſtänden Ihre beſten Rathgeber ſeyn, und Sie vor den Gefahren, die Ihrer Tugend drohen, und noch oft drohen werden, gewiß in Sicherheit ſetzen. Bete, wache, thue deine Pflicht, und beſchäftige dich nützlich; und das thue täglich, und auch täglich prüfe dich hierüber! Dieß iſt die wahre und höchſte Weisheit. Leben Sie wohl, beſter Graf, den ich liebe, und wegen ſeiner Tugend lieben muß. So wie Sie unter den vielen Jünglingen, die ich gekannt, einer der beſten und ruhmwürdigſten, und für mein Herz einer der liebſten geweſen ſind; ſo ſuchen Sie mit den Jahren des Mannes einer der rechtſchaffenſten,

ſenſten, gewiſſenhafteſten und nützlichſten, und alſo auch glücklichſten Männer zu werden. Der Herr ſegne Sie und behüte Sie!

1765. G.

CIX.

An Herrn B***.

Sie erinnern ſich meiner in den Briefen an Ihren Herrn Bruder ſo oft, und mit ſo vieler Liebe, daß ich nicht weis, wie ich Ihnen genug dafür danken, noch wie ich dieſes Andenken verdienen ſoll. Dieſes aber, wertheſter Herr Paſtor, kann ich Ihnen theuer verſichern, daß die Freundſchaft, die Sie mir ſchenken, und der Beyfall, mit dem Sie meine geiſtlichen Lieder beehren, mir mehr iſt, als die Gunſt der Großen und der Lobſpruch vieler Kunſtrichter. Meine Lieder würden Ihr edles und gottſeliges Herz nicht rühren, wenn Sie weniger zur Erbauung geſchickt wären. Und o wie glücklich bin ich Unwürdiger, wenn Gott dieſe Lieder bey vielen zur Verherrlichung einer Religion, über welche der Witz unſrer Tage bald verdeckt, bald offenbar ſpottet, gereichen läßt! Der berühmte Mann in Ihren Gegenden fährt immer fort, die Angriffe ſeines Spottes zu verdoppeln; aber der im Himmel wohnet, lachet ihrer. Er wird ſeine Wahrheit ſchützen, wenn auch noch mehr Spötter aufſtehen; und die Religion wird

ſelbſt in den Gegenden, wo ſie von vielen Voltai-ren lächerlich gemacht wird, von noch mehr B*** ehrwürdig erhalten werden. Gott ſegne Sie, lieb-ſter Mann, mit Geſundheit und langem Leben! Ich empfehle mich Ihrer Liebe und Ihrem Gebete, und bin zeitlebens

1765. G.

CX.

An den Herrn Profeſſor Gellert.

Kein Geſchenke konnte mir angenehmer ſeyn, als Ihre Vorleſung aus Ihren eignen Händen. Ohne den verbindlichſten Dank darf ich es nicht annehmen; und aus dem Danke wird ein Brief. Ich bin dieſe Aufmerkſamkeit nicht allein Ihnen, ſondern auch meinem Herzen ſchuldig. Für das Herz iſt ja der ganze Aufſatz gemacht; und ich ha-be dieſen Währmann bey Leſung Ihrer ſchönen Schrift geſpürt. Von dem allgemeinen Beyfalle ſchreibe ich Ihnen kein Wort. Nein, mein lieb-ſter Herr Profeſſor; aber von dem allgemeinen Nutzen, von der Erfüllung Ihrer Abſichten möch-te ich Ihnen recht viel und oft ſchreiben. Dann werde ich Sie nicht, wie itzt, um Vergebung bit-ten, daß ich Ihre nützlichern Beſchäfftigungen durch Briefe unterbreche. Anſtatt der Antwort, die ich aus eben dieſer Urſache durchaus verbitte, laſſen Sie mich nur zuweilen durch gute Freunde

wiſſen,

wiſſen, daß Sie recht geſund ſind. Wie ſehr habe ich mich gefreuet, als ich kürzlich hiervon eine angenehme Nachricht erhielt! Ich weis, Sie ſind von meiner Hochachtung und Ergebenheit längſt verſichert, und ich darf mich nur, nach allen Geſinnungen der Freundſchaft, unterſchreiben

Ihren

Dresden, am 24. Febr.
1766. C. L. v. Hagedorn.

CXI.

Theuerſter Herr von Hagedorn,

Sie haben mich Ihrer Gewogenheit und Freundſchaft auf die gütigſte und überzeugendſte Art verſichert; dafür danke ich Ihnen heute als für eine große Wohlthat, und verſichre Sie zugleich auf meiner Seite, daß ich Sie ſchon ſo lange verehre und liebe, als ich Ihren Namen und Ihre Verdienſte kenne; und dieſes iſt ſehr lange. Daß Sie ferner in Ihrem gütigen und mir ſchätzbaren Briefe meine Vorleſung für eine dem Publico nützliche Schrift erklären, dieſes iſt für mich der größte Lobſpruch; und ich will mich von nun an bemühen, dem Ausſpruche einſichtsvoller Männer in dieſem Stücke mehr zu glauben, als meinem furchtſamen und betrüglichen Herzen. Uebrigens empfehle ich mich Ihrer fernern Liebe, wünſche Ihnen

nen Leben, Geſundheit und alle Wohlfahrt, die man nur verdienten Männern wünſchen kann, und bin, ſo lange ich lebe, mit einem Herzen voll Hochachtung und Ergebenheit

1766.

G.

CXII.

An den Herrn Hofrath Heyne.

Sie haben zu günſtig von meiner kleinen Schrift geurtheilet; aber ich will Ihnen auch nicht ſowohl für den Lobſpruch ſelbſt, als für die liebreiche Art danken, mit der Sie ihn mir ertheilet haben. Wollte Gott, ich wäre ganz der gute Mann, der ich in Ihren Augen bin! Indeſſen bitte ich nichts deſto weniger um Ihre fernere Liebe und Freundſchaft, und verſichre Sie der meinigen und aller meiner Hochſchätzung mit dem aufrichtigſten Herzen. Profeſſor Heynen, ſo ſage ich oft unter meinen Freunden, auch laut vor meinen Zuhörern, ach, den hätten wir bey uns behalten ſollen! und ich habe noch vor wenig Tagen dieſen Wunſch gedacht und gefühlt, da ich Ihre vortreffliche und beſcheidne Vorrede zu dem zweyten Bande des Auszugs der Allgemeinen Welthiſtorie las. Gott laſſe es Ihnen, theuerſter Freund, in einem langen, der Welt nützlichen und für Sie zufriednen Leben wohlge-

wohlgehen. Mit dieſem Wunſche umarme ich Sie, und bin zeitlebens

Leipzig, den 31. März 1766.

G.

CXIII.

Mein theuerſter Herr Profeſſor,

Wie gütig iſt es von Ihnen, daß Sie eine Handlung von meiner Seite, die ganz in der Ordnung war, und ganz keine Aufmerkſamkeit verdiente, zu einer Veranlaſſung machen, mir eine ſchätzbare Verſicherung von Ihrer Achtung und Freundſchaft zu geben. So ſtumpf und fühllos mich eine gewiſſe Erfahrung gegen den gelehrten Ruhm gemacht hat: ſo empfindlich bin ich gleichwohl bey dem Beyfalle rechtſchaffner und verdienſtvoller Männer. Allein bey der Zufriedenheit, die Sie mit mir bezeugen, mein liebſter Herr Profeſſor, empfinde ich mehr als bey dem kahlen Lobe einer ganzen Welt; denn mein Herz wird dabey beruhiget, und mit innerer Selbſtzufriedenheit erfüllt. Eifrig werde ich mich mein ganzes Leben durch beſtreben, dieſe Zufriedenheit mir zu erhalten, ſie mehr zu verdienen, und mir auch dann einmal ihren Beyfall zu erwerben, wann verklärtere Einſichten in einer andern Welt mich beurtheilen werden. Mein Vaterland hatte keinen Winkel für mich, wo ich in einem geringern

Maaße von Unbequemlichkeiten mein Leben im Verborgnen hätte hinwallen können. So abgeneigt als ich auch für den Stand eines Gelehrten von Beruf, und für das Leben auf einer Akademie war, so hatte mich doch die Vorsehung dazu bestimmt. Meine Unterwerfung hat mich viel gekostet, doch die Erfahrung hat mich auch hierinnen gelehret, daß ihre Wege Liebe sind. Mein Leben ist so einfach, so unschuldig, so ruhig, als ich es in Dresden nie hoffen konnte. Dieß wird Sie erfreuen, mein bester Herr Professor; deswegen spreche ich zuversichtlicher, als ich es sonst bey der Ungewißheit und dem Unstäten der menschlichen Dinge zu thun wage. Gott erhalte Sie gesund, und lasse Sie noch lange Tugend und Religion einer Jugend einpflanzen, die auf unsern Akademien sonst leider auf Gelehrsamkeit fast allein angeführet wird. Alle Ihre Freunde grüßen Sie, niemand aber mit innigerer Hochachtung als meine Frau. Ich bin zeitlebens

Ihr

Göttingen,
den 11. May 1766.

ergebenster Freund
und Diener

Heyne.

CXIV.

CXIV.

An den Herrn von R***.

Ihren letzten Brief habe ich sehr spät bekommen. Allein so spät ich ihn auch bekam, so ist er mir doch außerordentlich angenehm gewesen, nicht allein wegen der guten, natürlich schönen Schreibart, in der Sie trefflich zugenommen haben, sondern auch wegen seines Innhalts, der nichts als gutes Herz, nichts als Liebe für mich, Ihren Freund, und Wünsche für meine Wohlfarth redt und enthält. Möchte ich doch nunmehr bald einen Brief von Ihnen bekommen, der nichts als gute und frohe Nachrichten von Ihrem Glücke enthielte, das sich Ihnen itzt nur noch in der Entfernung zeigt! Doch getrost, liebster Herr von R***! Fahren Sie fort, wie Sie rühmlich thun, im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, die Sie bisher so wunderbar geleitet hat, für die Verdienste zum Amte zu sorgen und zu arbeiten; für das Amt selbst wird die Vorsehung sorgen. Und welch Glück für Sie ist nicht schon Ihre itzige Verfassung, da Sie in derselben so gute Gelegenheit haben, sich in dem praktischen Theile der Rechtsgelehrsamkeit fester zu setzen! — Sey tugendhaft und arbeitsam, und das Uebrige überlasse Gott! — Dieses ist der sicherste Weg zu unserm Glücke, der sicherste zu unsrer Ruhe — die kürzeste und richtigste Moral. Mit den aufrichtigsten Wünschen für Ihre, Ihrer würdigen frommen Mutter und aller Ihrer theuern

Angehörigen Wohlfarth, und mit wahrer Liebe und Hochachtung bin ich zeitlebens

1766. G.

CXV.

Liebſter und beſter Graf,

Wenn ich Ihnen auch in Ihren jüngern Jahren noch ſo viele Dienſte geleiſtet hätte; und es waren doch nur Dienſte der Pflicht, die Sie mir durch Ihre Folgſamkeit zum Vergnügen machten: ſo haben Sie mich doch nunmehr für alle auf einmal reichlich belohnet, und mir nebſt Ihrer theuerſten Gemahlinn einen Beweis Ihrer Freundſchaft und Ihres Vertrauns gegen mich, gegeben, den ich nicht gröſſer und mir rühmlicher hätte wünſchen können. Sie laſſen mich, da Sie zum erſtenmale ein glücklicher Vater werden, an dieſem Glücke als einen Pathen Ihrer lieben Tochter Antheil nehmen; und was hat ein Vater für gröſſre Freuden, die er mit ſeinem beſten Freunde theilen könnte? Für dieſe außerordentliche Freude und Ehre, liebſter Graf, danke ich Ihnen und der glücklichen würdigen Mutter mit einem gerührten Herzen, mit einem Herzen voller Wünſche und Segen für das Leben und die Wohlfarth Ihrer Tochter, Ihrer Gemahlinn, und Ihrer ſelbſt. Ich werde das Glück zwar nicht erleben, mich durch irgend eine Sorgfalt um dieſe Ihre Tochter verdient

verdient machen zu können; aber die ſtille Pflicht eines chriſtlichen Pathen werde ich nicht nur morgen an ihrem Tauftage auf meiner Stube, oder auch in einer Kirche, zu erfüllen ſuchen, ſondern mich, ſo lange ich noch lebe, oft an dieſe Pflicht erinnern. Der Graf ** wird Ihnen ſagen, daß meine Gliederſchmerzen, die ich itzt wieder dulde, mich an keine Reiſe nach ** denken laſſen. Ich umarme Sie indeſſen in Gedanken. Gott ſegne Sie und Ihr ganzes Haus! Alſo leben Sie wohl, und freuen Sie ſich, glücklicher Mann und Vater, der Freuden Ihres ehelichen Lebens und der Unſchuld Ihres verbrachten jugendlichen mit dankbarem Herzen. Ich bin ganz der Ihrige.

G.

CXVI.

Theuerſter Herr Doctor,

Womit verdiene ich doch alle die Liebe, die Sie für mich haben; die brüderliche Liebe, die Sie mir in Ihrem letzten Briefe mit einer Beredſamkeit erklären, deren nur wenig Herzen fähig ſind; eine Liebe, die ich nicht aufrichtiger, edler und frömmer denken und wünſchen kann? Doch muß man denn ein Geſchenke verdienen, um es annehmen und ſich ſeiner erfreuen zu können? Genug, daß ich den ganzen Werth Ihrer Freundſchaft und Liebe empfinde, ſchätze und durch Gegenliebe

liebe und Dankbarkeit über Ihre Güte, zu verdienen herzlich wünsche. Dieſes, theuerſter Freund, kann ich mit Wahrheit von mir ſagen; und möchte ichs Ihnen doch in dieſem Augenblicke durch Umarmungen und Thränen der Freude perſönlich ſagen können! Ich habe Sie alſo, nach Ihrem gütigen Geſtändniſſe, durch meinen letzten Brief nicht wenig beruhiget und getröſtet? O dafür ſey Gott gedanket, der mir dieſen Sinn gegeben, und meine Worte geſegnet hat! Er erhalte Sie ferner bey Ihrem getroſten Muthe, und gebe Ihnen die Ruhe und Zufriedenheit einer Seele, die ihm vertraut, in allen Fällen Ihres Lebens. Er beglücke Sie mit allen den Ihrigen in einem langen Leben, und ſegne Ihre eifrigen Bemühungen für die Erhaltung und Wohlfarth der Menſchen! — Die Exemplare Ihrer gelehrten Schrift habe ich einem geſchickten Medico gegeben, und ſie durch ihn den Männern überreichen laſſen, für die ſie beſtimmt waren. Billigen ſie Ihr neues Syſtem nicht ganz (und welche neue Methode findet ſgleich einen allgemeinen Beyfall?) ſo ſchätzen Sie doch die Verdienſte des Erfinders. Leben Sie wohl, beſter Mann; denn ich habe Ihnen nun ſo viel geſagt, als ein kranker Freund, dem bey dem beſten Willen doch das Schreiben ſauer wird, ſeinem Freunde auf einmal ſagen kann. Grüßen Sie Ihre theuerſte Frau und lieben Kinder herzlichſt von mir, und ſchenken Sie mir ferner Ihre Liebe und Ihr Gebet, den Segen chriſtlicher Freundſchaft. Ich bin ſo lange ich lebe ꝛc.

1767. G.

CXVII.

CXVII.

Gnädige Frau,

Einer meiner erſten Gedanken, als ich heute früh erwachte, waren Sie und Ihre Abreiſe. Nun, dachte ich, wird ſie mit ihrem lieben Gemahle ſchon auf dem Wege ſeyn: und ſo nahm ich in Gedanken Abſchied von Ihnen, und begleitete Sie mit meinen guten Wünſchen. Aber eben itzt höre ich, daß Sie noch da ſind; und alſo kann ich ja noch ſchriftlich von Ihnen Abſchied nehmen.

So gehe denn, o Freundinn, die ich ehre,
Durch deren Umgang ich mehr, als ich ſagen kann,
Zehn ganze Jahre lang gewann;
Mit der ich nun von heut auch mehr entbehre,
Mehr, leider, als ich ſagen kann.
Geh mit dem Muthe frommer Seelen,
Geh froh von hier an Deines * * Hand;
Du ſtehſt in dem für Dich durch Gott beſtimmten Stand.
In dieſem Stande kann das Glück Dir niemals fehlen,
Das Gott an Tugend und Verſtand,
An Lieb' und Freundſchaft hier verband.
Geh froh; der Mutter frommer Segen,
Ihr lehrreich Beyſpiel, ihr Gebet,
Begleiten Dich auf allen Deinen Wegen,
Gleich guten Engeln, früh und ſpät.
Geh froh; die Wünſche frommer Armen,
Die du beglückt haſt, gehn voran,
Und bitten: „Wie Sie aus Erbarmen
„Uns oft in Nöthen wohlgethan;

„So

„So nimm dich, Gott, auch Ihrer an!"
Geh froh, und laß Dein Herz das Glück mit Dank empfinden,
Jedwedem werth zu seyn, der nur entfernt Dich kennt;
Denn Niemand ist in unsrer Stadt zu finden,
Der Dich nicht rühmt und Dir nicht Gutes gönnt.
Geh froh; Du aehst an Deines ** Seite,
Sein Herz, sein Ruhm, sein Glück ist Dein;
Und seiner Kinder Glück, das ihn so sehr erfreute,
Wird, wenn Du leidest, Trost Dir seyn,
Denn nicht nur Glück, auch Leiden, Dich zu üben,
Erwarten Dich und sind schon da;
Doch unverzagt; denn denen, die Gott lieben,
Ist seine Hülfe täglich nah.

1767. G.

CXVIII.

Mein lieber Herr **.

Die Grafen von ** und ihr Hofmeister sind Ihre großen Freunde, und schätzen Ihr Genie und Ihre ausgebreitete Gelehrsamkeit sehr hoch; und dennoch muß ich Ihnen sagen, daß sie sich Ihres Unterrichts ganz begeben werden, wenn Sie in Ihrer zeitherigen Lebensart fortfahren. Ich bitte Sie also, als Ihr Freund, bey Ihrer eignen Wohlfarth, bey Ihrer Gesundheit, bey Ihrem Leben, bey Gott und seiner Gnade, überlegen Sie ernstlich die schrecklichen Folgen des Trunkes.

Trunkes. Ich weis alles, was irgend zu Ihrer Entschuldigung dienen kann; aber, lieber **, es bleibt doch ewig Ihre Pflicht, von dieser verderblichen Gewohnheit abzustehen, so schwer es Ihnen auch ankommen mag. Was dem Menschen unmöglich scheint, das ist ihm mit Gott möglich. Daran erinnere ich Sie brüderlich mit aller der Liebe, die ich Ihnen schuldig bin.

1767. G.

CXIX.

Theuerster Kästner,

Ich umarme Sie mit einem Herzen voller Liebe und Hochachtung, und danke Ihnen für den heitern Brief, mit dem Sie mich in Ihrem Prorectorat erfreut haben, und für den Commentarium über eine Stelle des Varro, mit dem Sie mich nicht blos erfreut, sondern meisterlich unterrichtet haben. Zugleich empfehle ich Ihnen einen meiner zeitherigen Zuhörer, einen Dänen, mit Namen Schönheiter, der ein Jahr in Göttingen studiren wird, und der sowohl seines Fleißes, als seiner Geschicklichkeit und seines guten Charakters wegen Ihrer Gewogenheit und Fürsorge nicht unwerth ist. Außer der theologischen Literatur, die sein Hauptwerk ist, liebt er auch die Mathematik und schönen Wissenschaften, und wird, wie ich sicher hoffe, Ihrer Akademie dadurch Ehre machen, daß er gründlich studiret.

Herr

Herr Wolkens ist heute nach Dresden gereiset, um dem Grafen von F** vorgestellt zu werden, der einen Hofmeister, und zwar einen mathematischen Kopf, für seinen Sohn von funfzehn Jahren sucht.

Ich liebe diesen Wolkens; und ich hoffe, der Graf, dem ich ihn nachdrücklich und gewissenhaft empfohlen, wird ihn wählen. Die Stelle wird für ihn von allen Seiten, oder doch von vielen, günstig seyn, wenn er sie erhält. Und hiermit leben Sie wohl, guter Kästner, und lieben Sie ohne Aufhören Ihren alten, kranken und redlichen Freund,

G.

Es wird noch ein Däne zu Ihnen kommen, der Mourier heißt, und Lieutenant unter der Dänischen Miliz ist; auch ein sehr guter fleißiger junger Gelehrte, den ich Ihnen ebenfalls bestens empfehle, und der sich Ihnen selbst zu empfehlen wissen wird. Mich aber empfehlen Sie dem lieben Professor Heyne, dem guten Herr D. Miller und Professor Diezen ergebenst und freundschaftlich.

Leipzig, den 13. April
1767.

CXX.

CXX.

Mein liebſter Gellert,

Dieſe Oſtern habe ich über funfzig Antworten geſchrieben, die ich zum Theil länger als ein Jahr ſchuldig war; und Ihren Brief beantworte ich ſo bald, weil ich den Werth eines Briefes von Ihnen erkenne. Und doch werde ich Sie ſogleich bitten, wenn Sie etwa Luſt haben, bald wieder nach Göttingen zu ſchreiben, nicht an mich, ſondern an jemand anders zu ſchreiben. Dieß hängt ſo zuſammen: Ich ſteckte Ihren Brief zu mir, die Complimente auszurichten. Im Vorbeygehen: Einer Ihrer Freunde heißt darinne der Liebe, der andere der Gute, und der dritte? der iſt der dritte ſchlechtweg. Hatten Sie denn kein Beywort für ihn? Ich wüßte wohl eins, darauf er ſtolz ſeyn könnte, weil es ihm eine Aehnlichkeit mit Ihnen gäbe, und das ich doch nicht haben mag: der Hypochondriſche. Nun alſo, wie ich Ihren Brief bey mir trug, gab ich ihn der Frau Prof. Heynitz zu leſen, die mir dazu ſehr viel Glück wünſchte, und meynte, was es für ein Lob für mich wäre, daß ich Sie unterrichtet hätte, wie Ihr Brief ſagt; und als ich antwortete: das wäre ein Compliment; ſagte ſie: Gellert machte keine Complimente. Die einfältige Frau! Nun alſo, weil ſie ſo eine Freude darüber hatte, ſo ſagte ich ihr, wenn ich wieder an Gellerten ſchriebe, ſo wollte ich ihn bitten, daß er einmal an ſie ſchriebe, und weil man Gellerten ſo viel Achtung ſchul-

dig wäre, daß man ihm nicht zumuthen müßte, sogar viel Briefe zu schreiben, so sollte er lieber alsdann an mich nicht schreiben. Sehen Sie, so gehe ich mit Ihrem nächstkünftigen Briefe um, daß ich ihn schon jemand anders abtrete, als wenn ich schon wüßte, daß ich selbst einen würde bekommen haben. — Sie sind gegen Herr Wolkens sehr gütig gewesen. So viel ich ihn kenne, verdient er es, wegen seines sehr guten Herzens.

Was meynen Sie denn von *) — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Sie könnten zwischen dem ersten Absatze meines Briefs, und dem nächstvorhergehenden, einen Widerspruch finden, weil ich Ihre Gedanken zu wissen verlange: Aber wie oft stellt sich nicht der Poet, als verlangte er des Kunstrichters Gedanken zu wissen, nur damit er seine eignen dem Kunstrichter vorlesen kann. Leben Sie wohl, und behalten

*) Ein damals neues Buch, über das Gellert seine Meynung mir nicht geschrieben hat. Was ich ihm darüber geschrieben habe, müßte, wenn es gedruckt werden sollte, mehr aus einander gesetzt und unterstützt werden, als in einem Briefe, wo ich eben über meine Gedanken eines Freundes Urtheil verlangte, nöthig war. Ich habe daher diese Stelle unterdrücket, als die Herren Herausgeber, mit einer Billigkeit, derentwegen ich Ihnen danke, mir verstatteten zu bestimmen, wie dieser Brief öffentlich erscheinen sollte. Kästner.

halten Sie einen Freund in gutem Andenken, der allemal suchen wird, Ihrer Freundschaft werth zu seyn.

Göttingen, den 27. May
1767.

Abraham Gotthelf Käſtner.

CXXI.

An Madame Heyninn.

Herr Professor Käſtner verlanget in seinem letzten Briefe von mir, ich sollte, an statt ihm zu antworten, nur an Sie schreiben. In der That weis ich nicht, was der gute Mann bey diesem Auftrage sucht, ob er mir wirklich eine Wohlthat erweisen will, deren er mir seit dreyßig Jahren eben nicht viele erwiesen hat; oder ob er nur meinen Briefwechsel los seyn, und Sie dagegen mit demselben beläſtigen will. Doch wenn auch seine Absichten nicht die besten seyn sollten, so danke ich ihm doch sehr für seinen Muthwillen, und wende seine Veranlassung auf die Seite, wo sie Freude und Pflicht für mich wird. Ich versichre Sie also meiner besondern Hochachtung, Ergebenheit und Freundschaft aufrichtigst, und bin überzeugt, daß Ihnen diese schriftliche Versichrung nicht gleichgültig seyn wird. Wenn ich Ihnen endlich sage, daß ich vor wenig Wochen so glücklich gewesen bin, Ihre beste Freundinn persönlich hier in Leipzig ken-

nen zu lernen, und mich mit ihr und ihrem theuerſten Gemahle oft und viel, bald auf meiner Stube, bald im Roſenthale, bald auf ihrem Zimmer zu unterhalten; wenn ich Ihnen dieſes ſage, und wie ſehr ich Beide, ihn und ſie, ehre und hochſchätze, und wie oft und herzlich die Frau von Sch** an Sie gedacht hat: ſo weis ich, daß Ihnen mein Brief wichtig und ſchätzbar werden muß. Ja, liebſte Madame, dieſes Glück alſo, Ihre beſte Sch** faſt eine ganze Woche zu ſehn und zu ſprechen, habe ich gehabt, und es, ſo ſehr ich ſonſt neue Bekanntſchaften fliehe, eifrig geſucht, und, ungeachtet meiner Kränklichkeit, behauptet. O freun Sie ſich dieſer würdigen Freundinn mit mir, die Ihnen und Ihrem Geſchlechte Ehre macht; und die Gott nebſt ihrem vortrefflichen Manne immerdar beglücken wolle! Nunmehr weis ich Ihnen weiter nichts zu ſagen, als daß Sie, meine Freundinn, Ihren guten Heynen in meinem Namen küſſen und ihn aller meiner Liebe verſichern wollen.

Leipzig, den 10. Jun. 1767.

G.

CXXII.

An den Herrn Hofrath von B**.

Der arme B** verlangt, daß ich mich mit ihm zu einerley Pflicht vereinigen, und Ihnen für die beſonders gnädige Vorſorge danken ſoll, deren

deren Sie ihn zeither gewürdiget haben. Mit einem Herzen alſo, theuerſter Herr Hofrath, das Sie ſchon lange verehret und liebet, ſo lange ſchon als mein Freund Cramer der Ihrige iſt, danke ich Ihnen auf das verbindlichſte für die ſeltne Großmuth, mit der Sie ſich eines der unglücklichſten und ſonderbarſten Menſchen auf Erden nun ſchon ſo lange angenommen haben, ohne zu ermüden. In der That ſehe ich die ihm erzeigten Wohlthaten, als mir ſelbſt erzeigt, und mich als Ihren Schuldner an, als den Schuldner des beſten Mannes, den Gott mit ſeinem ganzen Hauſe ſegnen und der Welt lange erhalten wolle. Daß W** wieder nach Amerika zu gehen denkt, gefällt mir nicht; die Ruhe wohnt weder in Europa noch in Amerika, ſollte er zu ſich ſagen, ſondern in der Gnade Gottes, die du bey Fleiß und Pflicht und Gebet geduldig und demüthig erwarten mußt. Uebrigens bitte ich noch um Dero mir ſchätzbare Liebe, und bin ſo lange ich lebe ꝛc.

1767. G.

CXXIII.

An Herrn F**.

Wie groß iſt Ihr Verluſt, liebſter Freund, und wie herzlich beklage ich Sie! Aber wie groß und chriſtlich iſt auch Ihre Gelaſſenheit und Ergebung in den göttlichen Willen; und wie ſehr liebe

und bewundere ich Sie deswegen! Herr G** hat mir nämlich Ihren Brief an ihn vorgeleſen, und ſo wie mich der Anfang deſſelben außerordentlich betrübt hat, ſo hat mich auch das Ende dieſes Briefes wieder geſtärket und getröſtet. Wie glücklich ſind Sie bey Ihrem chriſtlichen Herzen, und bey der Hoffnung der Religion, der Hoffnung des Himmels! Gott beruhige Ihre Seele ferner, theurer Freund, und laſſe Sie das Glück lebhaft empfinden, der Vater einer ſo frommen und liebenswürdigen Tochter zu ſeyn, die der Herr früh von der Erde in den Himmel rief. Ach Herr lehre uns täglich bedenken, daß wir zu der Abſicht leben, um ſelig zu ſterben! Ich umarme Sie mit Liebe und Hochachtung und bin zeitlebens der Ihrige.

Leipzig, den 12. März
1767. G.

CXXIV.

An Ebendenſelben.

Sie finden, wie Sie in Ihrem Briefe klagen, bey Ihrem ſchweren Verluſte, die Gelaſſenheit und Ergebung in Ihrem Herzen nicht, die Sie wünſchen, und haben ſollten. Aber ich finde ſie, dieſe willige Ergebung, ſelbſt in Ihrer wehmüthigen Klage über den Mangel derſelben; in dem herzlichen Kummer, daß Sie ſolche bey ſich nicht gewahr werden; in dem Kampfe, Ihren Willen

Willen gern dem Willen des Allmächtigen zu unterwerfen, und ſeine Güte, Weisheit und Gerechtigkeit auch in den härteſten Schickungen und Trübſalen zu verehren und anzubeten. Der Geiſt iſt willig! Getroſt alſo, mein Freund, wenn gleich das Fleiſch ſchwach iſt, wenn gleich Ihr Herz die Größe ſeines Verluſtes mit Bangigkeit fühlet, und in Klagen und Thränen übergeht. Auch unſer göttlicher Erlöſer wünſchte unter der Angſt ſeiner Seele: Iſts möglich mein Vater, ſo gehe dieſer Kelch vorüber! und dennoch trank er ihn willig, und dennoch ſagte er: Doch nicht wie ich will, ſondern wie du willſt. Das Weſen der Ungeduld beſteht nicht in den ſchmerzhaften Empfindungen unſerer Seele über das Elend, das uns drückt; nicht in dem Wunſche nach Minderung deſſelben und Befreyung von unſerm Jammer, wenn es Gott gefiele; nicht in Klagen und Thränen, die der Menſch weint, ſondern in den harten und argen Gedanken, mit denen das Herz ſich an ſeinen Gott unter der Laſt der Trübſale vergreift, und bald ſeine Güte, bald ſeine Weisheit, Heiligkeit und Gerechtigkeit entehret und in Zweifel zieht. — Getroſt alſo, theuerſter Mann, Ihr Geiſt, Ihr Herz iſt willig, Gott bey dem Verluſte, den Sie erlitten, durch eine völlige Ergebung zu ehren; und nur Ihr Fleiſch, nur der Menſch iſt ſchwach. Aber er, der das Wollen der Pflicht in uns wirket, wirket auch nach ſeiner Gnade das Vollbringen, wenn dieſes gleich nicht auf einmal, nicht ohne ſtarken Widerſtand, und oft nur im geringen Maaße

erfolgt. Der Herr hat Geduld mit unsrer Schwachheit; dieß ist der selige Trost unsrer Religion. Und so lange wir wachen, beten und kämpfen, so thun wir seinen Willen, und Er sieht das Herz und nicht das Werk an. Gott beruhige, tröste und stärke Ihre ihm theure Seele, daß endlich seine auch rauhen und kummervollen Wege Ihren Augen wohlgefallen! Ich liebe Sie; denn wie könnte ich Ihr gutes und christlich gesinntes Herz zu lieben aufhören? Ich liebe Sie, so lange ich lebe, und bitte, daß Sie mir, auch wenn Ihr lieber Vetter nicht mehr um mich ist, Ihren Briefwechsel erhalten, so wie Sie mir Ihre Gewogenheit gewiß ganz erhalten werden, ob ich gleich die gute Meynung, die Sie von mir haben, lange nicht verdiene; denn ach welch ein elender und schwacher Mensch bin ich, der ich Ihren Augen so stark vorkomme? Beten Sie für mich und lieben Sie mich.

Leipzig, den 6. April
1767. G.

CXXV.

An Madame G**.

Ich überliefere Ihnen endlich Ihren lieben Sohn, den ich gern noch länger behalten hätte, da ich ihn vorzüglich liebe, hochschätze, und an seinen Umgang gewohnt bin. Allein es würde

eine

eine Ungerechtigkeit seyn, diesen guten Sohn, seiner würdigen und besten Mutter auch nur einen Tag länger vorzuenthalten. Ich heiße ihn also gehen, so ungern ich ihn auch verliere, und begleite ihn mit meiner Liebe und mit väterlichem Segen in ihre mütterlichen Arme. Ist es seine Bestimmung, daß er in seinem Vaterlande, und vor Ihren Augen versorgt werden soll: So lasse Sie Gott diese Freude bald erleben, und lange, lange genießen. In der That wünscht er wohl nach Leipzig zurück zu kehren, aber unter der Bedingung, daß Sie ihm dahin folgten. Er scheint auch zum akademischen Leben bestimmt und gebohren zu seyn; allein ich weis auch, daß die Wege der Vorsehung oft anders sind und führen, als die Gedanken, selbst die für sich guten und richtigen Gedanken der Menschen. Ich will also durch mein Urtheil nichts von dem Plane des Schicksals Ihres theuersten Sohnes zu entscheiden suchen, sondern wünschen und beten, daß Gott diesen Ihren Sohn, dem er ein gutes und frommes Herz, große Talente, und eine sorgfältige Erziehung geschenket hat, in seinem ganzen Leben mit seiner Weisheit und Gnade regieren, und ihn in denjenigen Stand und in das Amt setzen wolle, worinne er das meiste Gute stiften, die Ehre des Herrn am meisten verherrlichen, und also am glücklichsten seyn kann, wenn auch dieses Amt nicht ganz unsern Wünschen und Einsichten gemäß scheinen sollte. Wohl der Mutter, die Freude an ihren Kindern erlebt! Wohl also Ihnen, theuerste Freundinn, die an

ihrem einzigen Sohne die Freude über viel Kinder erlebt; und Dank und Preis sey Gott, der Ihnen diesen Sohn gegeben, und seinen Fleiß und Ihre Erziehung vorzüglich gesegnet hat! Mir dürfen Sie nicht danken: ich habe wenig und lange nicht so viel gethan, als ich gesollt. Ich bin mit allen guten Wünschen für Ihre beständige Wohlfarth und mit der vollkommensten Hochachtung

Leipzig, den 23. May
1767.

G.

CXXVI.

Theuerster Herr Professor,

Bey allem dem Vergnügen, das ich empfinde, eine zärtliche Mutter, einen gütigen Onkel, und eine Menge von rechtschaffnen Freunden wieder zu sehn, höre ich doch noch nicht auf, den Verlust zu fühlen, den ich durch die Trennung von meinem zweyten Vater leide. Erlauben Sie mir immer, daß ich Ihnen einen Namen gebe, zu dem Sie mir selbst durch Ihre außerordentliche Güte ein Recht ertheilt haben, und mit dem mein Herz und meine Gesinnung so genau übereinstimmen. Ich habe es beständig als eine der größten Wohlthaten von Gott erkannt, daß er mich in Ihr Haus und in Ihre Bekanntschaft gebracht hat. Nicht bloß Ihr Unterricht, Ihr Rath, Ihre Fürsorge für mein Glück, sondern noch vielmehr der starke und beständige Antrieb, den ich zur Ausübung meiner

ner Pflichten, in dem Wunſche und in der Hoffnung Ihre Gewogenheit und Ihren Beyfall zu erhalten, gefunden habe, und immer finden werde: dieſes iſt ein Geſchenk der Vorſicht, die meine ſchwache Tugend dadurch unterſtützen und befeſtigen wollte. Ich erinnere mich niemals der Stunden, die ich bey Ihnen zubrachte, ohne Gott dafür, als für die glücklichſten meines Lebens, zu danken. Dieſes Andenken wird, ſo lange ich das Glück entbehre, Sie wieder zu ſehn, einen Theil meiner Vergnügungen ausmachen. In Wahrheit, das Herz und die Geſinnungen eines vortrefflichen Mannes, haben einen gewiſſen geheimen Einfluß auf die, die das Glück haben, mit ihm umzugehn; und auch ohne ſeine Lehren iſt ſchon die Hochachtung, die ſie für ihn haben, und ſein Beyſpiel ſtark genug, ſie ihnen einzuflößen. Ja, theuerſter Herr Profeſſor, wenn ich jemals ſo unglücklich wäre, den Gedanken einer ſchlechten und unedlen Handlung zu haben, ſo würde die Erinnerung an Ihre Freundſchaft die Tugend augenblicklich wieder in mein Herz zurückrufen. So bin ich Ihnen nicht nur die Ausbildung meines Verſtandes, ſondern auch die Verbeſſerung meines Herzens ſchuldig. Möchte Sie doch Gott dadurch belohnen, daß er Ihnen noch viele Gelegenheiten ſchenkt, ähnliche Wohlthaten zu erzeigen! Meine Mutter iſt gütig genug, mir die Erlaubniß, wieder zu Ihnen zurück zu kehren, gleich bey meiner Ankunft zu verſichern. — Ich bin

B**, den 3. Jun.
1767.

C. B**.

CXXVII.

CXXVII.

Antwort auf den vorhergehenden Brief.

Liebster G * *.

Ein gutes Herz ist auch gern das dankbarste Herz: dieses sehe ich an dem Ihrigen; denn wie sehr danken Sie mir nicht für das Wenige, was ich zu Ihrem Besten habe thun können! Aber ein dankbares Herz ist auch immer das beredteste Herz: dieses sehe ich an der Wirkung Ihres Briefes; denn wie sehr hat er mich nicht gerührt und erfreut! Möchte ich doch viel solche dankbare, beredte und in den Wissenschaften geübte Schüler haben! Wieviel Belohnung und Ehre würde mir dieses seyn! Doch ich will Sie itzt nicht loben, ob gleich das Lob auch eine Pflicht des Lehrers und Vaters ist; ich will Sie bloß meiner Liebe aufrichtigst versichern, und Ihnen zugleich melden, daß der Antrag wegen des Grafen * * vergebens ist, weil ihn sein Herr Vater noch vor Michael zurückrufen wird. Aber es ist darum nichts verloren. Da Sie einmal die Einwilligung Ihrer theuern Mutter haben, wieder zu uns kommen, so hoffe ich, soll sich bald eine schickliche und für Sie günstige Stelle finden. Seyn Sie also getrost, mein lieber G * *, und leben Sie itzt mehr für die Beruhigung Ihrer guten Mutter und Ihres guten Onkels, als für die Wissenschaften. Gott, den Sie fürchten, laß es Ihnen mit Ihrer ganzen

Fami-

Familie wohl gehn, und Sie die Freude Ihrer Mutter, und bald auch das Glück der Jugend, insonderheit der ſtudirenden, werden! Ich bin ſo lange ich lebe.

Leipzig, den 6. Jun. 1767. G.

CXXVIII.

An Ebendenſelben.

Was muß der gute G** machen? — ſo habe ich ſchon etliche Wochen bey mir in Gedanken gefragt, nun aber will ich den Mann ſelbſt fragen. Was machen Sie alſo mein lieber G**? Das heißt nicht: was ſtudiren Sie? denn ich weis, daß Sie mehr thun, als Andre Ihres Alters, und vielleicht mehr, als ich von einem fleißigen Freunde wünſche. Nein, es iſt eine bloße Frage des Herzens und der Liebe, und heißt nichts mehr, als: Ob Sie geſund, mit Ihren Umſtänden und indem Schooße Ihrer Vaterſtadt zufrieden leben, die Freude und Ruhe Ihrer theuern Mutter vermehren, Ihren lieben Onkel oft ſehen und aufheitern, und fleißig den Umgang des trefflichen Tr** ſuchen und genieſſen; und endlich: Ob Sie oft an mich, nicht an mich Ihren Lehrer, ſondern an mich Ihren Freund, denken? Dieſes glaube ich mag der Innhalt meiner Frage geweſen ſeyn; und nun erwarte ich die Antwort auf meine reichhaltige Frage, und ſehe geſchwind

geſchwind noch eine hinzu, nämlich: Wird Sie auch Ihre Frau Mutter dieſen Sommer ohne Kummer von ſich laſſen, und wollen Sie noch gewiß zu uns kommen? Ich wünſche es nicht nur, ſondern ich veranſtalte es auch, wenn es Gott will. Itzt habe ich freylich noch keine Gewißheit vor mir; aber das Beſte erfolgt ja oft unvermuthet und ungeſucht. Herr B** war vorgeſtern bey mir, redte von Ihnen mit groſſer Achtung und Liebe, und fragte mich, ob Sie nicht bald kämen? Er wird kommen, ſprach ich, und künftig bey der Akademie thun, was ich kranker und ſchwacher Mann nicht mehr thun kann, auch wohl nicht recht gut gethan habe. — Und ſo viel mein lieber G** auf heute, vielleicht bald ein mehrers. Leben Sie wohl. Gott leite Sie auf die beſten Wege, und beglücke und ſegne Sie, und Ihre Mutter und meine Freunde.

Leipzig, den 14. Jan.
1768. G.

CXXIX.

Theuerſter Herr Profeſſor,

Ob ich meinen Sohn ohne Kummer von mir laſſen würde! Dieſe Frage muß ich ſelbſt beantworten. Wie vollkommen kennen Sie doch das Herz einer Mutter, und wie gütig nehmen Sie Antheil an ihren Empfindungen! Aber wie unſchätzbar muß mir die Wohlthat des Himmels ſeyn,

seyn, daß Gott meinem Sohne einen so rechtschaffnen und tugendhaften Freund zugeführt, der mit der wahrhaften Treue eines Vaters für sein Bestes sorget! Dieses Glück macht mir die Beantwortung der Frage leicht. Es ist wahr, ich fürchte mich vor der Stunde des Abschiedes. So schwer er mir aber auch ankommen möchte, so vollkommen beruhige ich mich doch durch Ihre großmüthige Liebe. Ihre Gütigkeit verwandelt eine Menge meiner Sorgen in Hoffnung und Zuversicht. Und also müßte ich meinen Sohn nicht so sehr lieben, als ich ihn wirklich liebe, wenn ich ihn nicht mit Freuden zu seinem besten Lehrer zurück sendete. Ach, theuerster Herr Professor, könnte er das Glück genießen, stets nahe um Sie zu seyn, und durch Ihre Erfahrung und Ihren Rath geleitet zu werden; wie getrost würde ich ihn von mir lassen! Ich wüßte ihn in noch bessern Händen, als in den meinigen. Sie würden alsdann ihm bald eine Mutter nachkommen sehen, der Sie ihr Alter durch Ihre seltne Güte fröhlich gemacht hätten. Doch alle diese Wünsche überlasse ich der Vorsehung Gottes; der ordne die Schicksale meines Sohnes nach seinem Wohlgefallen, und mache ihn zu einem tugendhaften Manne und thätigen Christen, und schenke ihn mir ewig wieder. Gott erhalte Sie für uns und die Welt noch lange! Ich bin unaufhörlich mit der größten Hochachtung

B**, den 20. Jan. 1768.

Ihre
gehorsamste Dienerinn
B**.

CXXX.

CXXX.

An Herrn *.

Was Sie in der beſchwerlichen Stellung, in der Sie leider! ſtehn, thun ſollen, liebſter *? Vor allen Dingen nicht muthlos werden; Geduld lernen und täglich üben; (ein Schatz, den wir auf unſer ganzes Leben brauchen) Ihre Pflicht, ungeachtet aller Verdrießlichkeiten, beharrlich und treulich beobachten, durch Klugheit den Verdacht und böſen Schein entfernen: ſo oft es dieſe befiehlt, nachgeben; die Beſchuldigungen, auch die unverdienten, zu Ihrer eignen Vorſichtigkeit und Bemerkung Ihrer Fehler (denn die haben wir alle) anwenden; Ihre Hitze, wenn Sie leiden, zurück halten, und bald durch Nachſicht, bald durch Hoffnung, bald durch Demuth ſich in Ihren beſchwerlichen Umſtänden Erleichterung, Hülfe und Muth verſchaffen. Sie haben Ihren * * und ſeinen freundſchaftlichen Verſtand; welch Glück für Sie! Sie haben den Zutritt zu dem Herrn * *, einem ſo einſichtsvollen, liebreichen und dienſtfertigen Manne; welche Wohlthat für Ihre Jugend und Ihre gegenwärtige Verfaſſung! Sie haben endlich in Ihrem Berufe ein gutes Gewiſſen vor Gott und den Menſchen; und Sie wollten nicht gelaſſen und geduldig ſeyn? Getroſt alſo, mein Freund! Werden Ihre guten Abſichten und Dienſte verkannt; nun ſo erinnern Sie ſich oft an die herrliche Stelle: „laſſet euch dünken, daß ihr dem „Herrn dienet, und nicht den Menſchen; und wiſ-

„ſet,

„ſet, was ein jeglicher Gutes thun wird, das wird „er von dem Herrn empfahen.“ — Auch die Menſchen, denen Sie bekannt werden, werden Ihr Gutes bemerken, und, ohne daß Sie es denken und wiſſen, Beförderer Ihres Glücks werden. Können Sie aber das Vertrauen und den Beyfall Ihres Principals gar nicht erhalten: o ſo ſtehe es Ihnen ja frey, mit Beſcheidenheit um Ihre Entlaſſung zu bitten, und eine andre Stelle zu ſuchen. In dieſem Falle wünſchte ich freylich, daß Sie eine in K** vielleicht durch den Dienſt des Herrn ** finden, und nicht ſo bald genöthiget ſeyn möchten, in Ihr Vaterland, wo Sie nach meinem Sinne hätten bleiben ſollen, wieder zurück zu kehren. Itzt weis ich keine Gelegenheit, bey der ich Sie empfehlen könnte; allein das wird zu Ihrer künftigen Empfehlung nöthig ſeyn, daß man Sie nicht mit Unwillen Ihrer itzigen Stelle entlaſſe. Und ſo leben Sie wohl, und vertrauen Sie auf Gott bey allem, was Sie noch ſo vorſichtig unternehmen. „Verlaß dich „nicht auf deinen Verſtand; ſondern verlaß dich „auf den Herrn von ganzem Herzen: ſo wird er „dich recht führen.“ Ein Enkel eines Großvaters, der um des Guten willen eines gewaltſamen Todes ſtarb, muß um des Guten und ſeiner Pflicht willen die Verdrießlichkeiten ſeines Berufs nicht achten. Ich bin mit aller Hochachtung und Liebe.

1768. G.

CXXXI.

An den Herrn von K * *.

Der gute Mann, so dachte ich, theuerster Freund, als ich Ihren traurigen Brief erbrach, der gute K * * hat gewiß sein Kind verloren; und wie sehr wird dieser Verlust ihn, und noch mehr die zärtliche Mutter schmerzen! Aber ach, gebeugter Freund, wie erschrack ich bey der ersten Zeile über einen Verlust, an den ich nicht gedacht hatte! Ja, Sie haben viel, — und warum soll ich nicht, alles, sagen? Sie haben Ihr größtes, Ihr ganzes Glück auf Erden, ein Glück, das Gott nur wenig Menschen gewähret, verloren, eine der frömmsten, liebreichsten und besten Frauen. Ich traure und weine mit Ihnen, theuerster Mann, und fühle es, wie unersetzlich Ihr Verlust ist; aber mitten unter meiner Wehmuth erfreue ich mich über Ihre wahrhaftig große Ergebung in den göttlichen Willen, der doch für Ihre Empfindung der schmerzhafteste bleibt. Nein, nein, ein Herz, das so gelassen und demüthig leidet, als das Ihre, hat nicht alles, nicht sein ganzes Glück verloren; es besitzt und fühlet ja den Trost der Religion, der höher ist, denn alle Vernunft, und stärker, als der Schmerz über den größten Verlust. O wie preise ich Ihre Gattinn selig, daß sie selbst durch ihre Liebe und ihr Beyspiel Sie zu dieser Quelle aller Beruhigung im Leben und im Tode geleitet, und Sie, sterbend in Ihren Armen, durch ihren Tod gelehret hat, in welchem Frieden ein Christ durch

seine

seine Religion sterben kann. Aber warum ließ Ihnen Gott diese weise, vortreffliche Freundinn, die Sie so innigst liebten und schätzten, nicht länger, nicht wenigstens noch etliche Jahre? Die einzige Antwort auf diese Frage steht in Ihrem Briefe: Wer hat des Herrn Sinn erkannt! Was er thut, ist recht und gut, wenns auch noch so streng und traurig schiene — du wirst es nachmals erfahren. — Gott beruhige und stärke Ihre Seele, gebeugter Freund! Ich liebe und ehre Sie, und bin mit dem aufrichtigsten Herzen ꝛc.

1768. G.

CXXXII.

Gnädige Frau,

Ihr heiße ich Sie nur schriftlich in ** willkommen, bald aber denke ich auch persönlich dieses Glück zu haben. — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Daß meine Schecke vorigen Donnerstag gestorben ist, darf ich Ihnen das sagen? O ja, denn es ist für mich ein sehr wichtiger Verlust, den ich schwerlich werde ersetzen können. Das Sonderbare dabey war, daß die Mittwoche vorher mein Churfürstlich Pferd ankam. Wie dieses aussieht, wollen Sie wissen? Lichtebraun mit schwarzen Extremitäten und schwarzem Strieme über das Kreuz —

ferner sieht es still und freundlich aus, und auch nicht ganz still und freundlich. Kurz, es läßt sich besser sehen, als beschreiben. Ich werde es also mit seinem goldnen Zaume, mit seinem blausammetnen Sattel und der nur gar zu schönen Schabracke, kurz so, wie mir es der Churfürstliche Stallknecht vorige Mittwoche Nachmittags in meinen Hof, unter einem Zulaufe von Jung und Alt, Gelehrten und Ungelehrten brachte, in den Hof nach ** schicken. Ich habe es noch nicht geritten; denn ach! so sorgfältig der gute, gnädige Churfürst auch bey der Wahl dieses Geschenkes gewesen seyn mag, so fürchte ich mich doch vor dieser Wohlthat; denn ein kranker alter Professor und ein gesundes junges Pferd schicken sich nicht recht zusammen. Wie vielmal der liebe Churfürst das Pferd auf dem Schloßplatze hat probiren lassen; wie er selber aus dem Fenster gerufen, daß man sich in einer weißen Wildschur darauf setzen sollte, um zu wissen, ob es sich etwan davor scheute; wie das Pferd etliche Tage in Sattel und Zeug im Stalle öffentlich gezeigt worden — alles dieses brachte der Stallknecht, ein Mann mit eisgrauen Haaren, mit in das Compliment des Herrn Oberstallmeisters hinein. So viel von der Geschichte des Pferdes!

— — — — — — — —

Ich küsse Ihnen ehrerbietigst die Hand und empfehle mich Ihrem Herrn Gemahle zu Gnaden.

Leipzig,
den 22. December
1768.

G.

CXXXIII.

CXXXIII.

Dresden, den 21. Oct. 1760.

Hochzuehrender Herr Professor,

Ich bitte Sie nicht, daß Sie mirs erlauben an Sie zu schreiben: denn ich bin doch entschlossen es nicht zu unterlassen, Sie möchten mir es nun erlauben oder nicht. Die Freyheit zwar, deren ich mich bediene, ist sehr neu; allein eben weil sie neu ist und mir gefällt, bin ich nicht davon abzubringen. Sie sollen sehr gütig seyn; das hat man mir gesagt: und da, denke ich, will ich schon dafür sorgen, daß Sie mich nicht für unbescheiden halten. Denn fürs erste bin ichs nicht: das getraue ich mir zu beweisen, wenn ich darzu aufgefordert werden sollte; und dann hoffe ich Sie auch schon dadurch, daß ich Ihnen alles sage, was ich von Ihnen denke — und ich denke unbeschreiblich gut von Ihnen — auf meine Seite zu bringen, daß Sie mir meine Unbescheidenheit, wenn Sie ja so wollen, und meine andern Fehler, die sich etwan verrathen könnten, gütigst übersehen werden. — „Es gilt Ihnen gleich, was ich von Ihnen denke?“ — O verzeihen Sie mir! Ich bedeute wohl nicht sonderlich viel in der Welt; aber, daß ich Sie so sehr liebe, ist doch wohl kein geringer Beweis, daß mein Urtheil nicht zu verachten ist, und daß ich Verstand habe. Ueberdieß bin ich auch sonst ein gutes Mädchen, von al-

len meinen Verwandten und Freunden geliebt. Ich könnte mich in diesem Stücke auf das Zeugniß meines Bruders berufen, der nicht wider sein Gewissen reden würde, und der auch gewiß keine Parteylichkeit für mich hegt. Allein ich darf es nicht. Er möchte sich wohl beleidigt finden, daß ich es ihm nicht aufgetragen, meinen Brief an Sie zu bestellen; zumal da er mich nur vor wenig Tagen verlassen hat, und nun wieder das Glück genießt, mit Ihnen unter einem Dache zu wohnen. Er könnte Ihnen auch sagen, wie ungemein hoch ich Sie schätze, wie eifrig ich nach Ihnen frage, und mir jeden Umstand, um mir ihn recht einzuprägen, wohl zehnmal wiederholen lasse. O wenn ich doch mein Bruder wäre! Ich wollte Ihnen gewiß mehr Gutes von mir sagen, als er vielleicht in seinem ganzen Leben nicht von mir denken wird. In der That, mein lieber Herr Professor, Sie können sichs unmöglich vorstellen, wie gut ich Sie kenne, und wie viel ich von Ihnen weis. Ihren Charakter und Ihre Grundsätze weis ich aus Ihren Schriften fast auswendig. Hernach plagen ich und meine Schwester, (im Vorbeygehn, sie ist auch ein gutes junges Kind, zwölf Jahr alt, die viel von Ihnen und vom Fragen hält.) eine jede Person von unserer Bekanntschaft, die das von uns beneidete Glück genießt, Sie persönlich zu kennen, fast bis zur Ungeduld mit unsern Fragen, und ich weis nunmehr alles, wie Sie aussehen, wie Sie reden, wie Sie lesen, wie Sie gehen, wie Sie sich kleiden, wie Ihre Perücken, Mützen,

Schlaf-

Schlafpelze u. ſ. w. ausſehen; und das ſtelle ich mir alles ſo lebhaft vor, daß ich Sie malen und treffen wollte, ohne Sie geſehn zu haben. Noch mehr, ich kann Ihr Hausgeräthe beſchreiben, ſo gut kenne ichs. Herr G** — ja! ſo heißt Ihr Famulus. Der glückliche Mann! Er kann immer bey meinem lieben Gellert ſeyn. Aber er muß auch, (zum wenigſten hat man mirs geſagt,) wenn Sie krank ſind und nicht ſchlafen können, des Nachts bey Ihnen aufſitzen, und wenn er einſchläft, werden Sie ungehalten. — Der arme Mann! — Ich könnte das nicht ertragen. Aber warum ſchläft er auch, wenn er wachen ſoll? — Sie ſpeiſen bey Ihrem Bruder, dem Fechtmeiſter. Eine kriegeriſche Profeſſion. Ihrentwegen, und des Namens wegen bin ich ihm gut. Er ſoll für Sie ein ſehr gefälliger, zärtlicher Bruder ſeyn. — „Ich ſoll ein ſehr geſchwätziges Mädchen ſeyn,“ werden Sie ſagen. Ja, das bin ich auch, aber nur im Schreiben, ſonſt rede ich nicht leicht zu viel. Und darinnen gleiche ich Ihnen, wie ich glaube. Darf ich mir nicht etwas auf die Aehnlichkeit einbilden? Aber wieder zur Sache zu kommen, denn ich muß mich ſatt ſchreiben; — ich werde wohl nie wieder aufgemuntert werden, an Sie zu ſchreiben; — ſo muß ich Ihnen nur noch die Abſicht entdecken, die ich bey dieſem Briefe habe. Sehen Sie alſo nur: ich kenne Sie ſo ſehr gut und genau, wie ich ſchon geſagt habe, und da kann ich mirs nun nicht verwehren, das einzige Mittel zu ergreifen, das ich vor mir ſehe, um Ihnen zu zeigen,

daß auch ich in der Welt bin, und daß dieß Ich, das Sie zwar nicht kennen, Sie unendlich hochschätzt und verehrt. Und wenn ich nun das erlangt habe, so denke ich, kann ich immer noch nicht recht ruhig seyn, als bis ich mich rühmen kann, eine Gewogenheit von Ihnen erhalten zu haben. Sie würden mich zur äußersten Dankbarkeit verbinden, wenn Sie solche darinnen wollten bestehen lassen, daß Sie mir ein Geschenk von einem Ihrer Bücher machten, von welchem Sie glauben, daß es sich am besten für mich schickt. Sie würden mich dadurch nicht allein von der Sorge befreyen, die mich manchmal beunruhigen wird, daß meine Freyheit Sie vielleicht könnte beleidiget haben; sondern Sie könnten mich wohl gar so glücklich machen, zu denken, daß es Ihnen nicht ganz gleichgültig sey, daß ich Verlangen getragen, Ihnen die ausnehmende Hochachtung und Liebe zu bezeugen, mit welcher ich die Ehre habe zu seyn ꝛc.

Werden Sie nicht einmal nach Dresden kommen? Wenn es geschieht, und ich etwas davon höre, wo Sie sich aufhalten, so sind Sie in der That vor mir nicht sicher. Fürchten Sie aber nur nicht gar zu viel. Ich weis es schon, was es zu bedeuten hat, wenn Sie die Mütze abnehmen.

Meine Schwester empfiehlt sich Ihnen ehrerbietigst.

CXXXIV.

CXXXIV.

Mademoiſell,

Sie haben mich Ihrer Achtung und Freundſchaft in einer ſo aufgeweckten, naiven und überzeugenden Sprache verſichert, daß ich ſehr unempfindlich ſeyn müßte, wenn mir Ihr Brief nicht hätte gefallen ſollen, und ſehr undankbar, wenn ich Ihnen nicht gleich den erſten Tag für dieſes unerwartete Geſchenk danken wollte. In der That kann ich mich nicht erinnern, daß ich jemals einen ſo lachenden und doch natürlichen Brief von einem Frauenzimmer erhalten hätte; von einer Mannsperſon will ich gar nicht ſagen; denn unſer Witz iſt nicht fein genug zu dieſer Schreibart. Ihr Brief, liebe Mademoiſell, iſt alſo der erſte ſchöne Brief in dieſer Art, den ich erhalten. Sind Sie mit dieſer Dankſagung zufrieden? Vor zehen Jahren hätte ich ſie munterer geſagt; aber itzt, ſcherzhafte Babet, koſtet mich ein trockner Brief ſchon Mühe, und Gedanken, die freywillig kommen ſollen, muß ich aus einem eingeſpannten und ſchmerzhaften Kopfe erſt losarbeiten. Doch ich ſtehe in der Gefahr zu klagen, wenn ich länger von mir rede, ich will alſo von dem Buche reden, das ich Ihnen ſchicken ſoll. Sie wollen eines von meinen Werken haben, aber worzu? Sie haben ſie ja alle geleſen, und ſcheint es nicht, wenigſtens in manchen Augen eitel, wenn ein Autor ſeine eignen Werke verſchenkt?

Nein, gute Mademoiſell, ich will Ihre Bibliothek durch ein Buch vermehren, das Sie vielleicht noch nicht geleſen haben, und das ich herzlich gern geſchrieben haben möchte. Das Magazin der Frau von Beaumont, dieſer vortrefflichen Frau, iſt es, das ich Ihnen ſchicke, und das Ihnen, ich weis es ſicher, angenehm ſeyn muß. Ich habe es zweymal durchgeleſen, und wie vielmal wird es meine gutherzige Correſpondentinn nicht erſt leſen, und Ihrer kleinen lieben Schweſter vorleſen? So wenig ich ſonſt wünſche, daß ein Frauenzimmer ein Autor werden mag, ſo ſehr wünſche ich Ihnen, das Sie zur Ehre und zum Beſten Ihres Geſchlechts eine deutſche Beaumont werden, und eben ſo glücklich und geiſtreich unterrichten und vergnügen mögen, als dieſe Frau gethan hat. Sie beſchämt uns Männer; und ich liebe ſie ſo ſehr, daß mir meine Liebe vielleicht einen ſehr ernſthaften Wunſch abnöthigen würde, wenn ſie nicht ſchon ſechzig Jahre wäre. Ihre letzte Frage, Mademoiſell, ob ich nicht bald nach Dresden komme, kann ich nicht beantworten. Leute, die oft krank ſind, reiſen nicht gern. Aber ſo viel kann ich Ihnen ſagen, daß ich nicht nach Dresden kommen will, ohne Sie perſönlich der beſondern Hochachtung zu verſichern, mit welcher ich zeitlebens bin

Leipzig, den 22. October 1760.

Ihr verbundenſter Diener
C. F. Gellert.

Ihrer Jungfer Schweſter mache ich mein ergebenſtes Compliment.

CXXXV.

CXXXV.

Theuerſter Herr Profeſſor,

Man iſt doch immer in der Welt recht unglücklich, auch ſo gar dann, wenn man ſeine Wünſche erreicht. Vorher ehe ich wußte, wie mein Brief von Ihnen aufgenommen werden würde, war ich voller Zweifel und Sorgen; und nun ichs weis, daß Sie ihn wohl aufgenommen haben, nun bin ich ſo unruhig, daß ich die ganze Nacht nicht geſchlafen habe. Wie ſoll ich Ihnen die lebhafteſten Empfindungen der Dankbarkeit ausdrücken? Was kann ich Ihnen ſagen? Ihr Geſchenk iſt das ſchönſte, und muß das ſchönſte ſeyn, weil es von Ihnen kommt, und weil Sie es für mich erwählet haben. Und Ihr Brief — der übertrifft alle meine Wünſche und Erwartungen. Kam es Ihnen denn gar nicht gefährlich vor, meine beſcheidene Meynung von mir ſelbſt auf eine ſolche Probe zu ſtellen? Gewiß, mir iſt noch kein Lobſpruch beygeleget worden, der mich ſo ſtark gerührt hätte; und nie hat eine Achtung, die man mir bezeigt, eine ſo feurige Entſchlieſſung bey mir nach ſich gezogen, beſſer zu werden, und mich derſelben würdiger zu machen. Nun will ich mich bey jeder Gelegenheit fragen: Wird auch die Handlung, die Rede, der Gedanke, der Vorſatz, das Wohlwollen rechtfertigen, deſſen mich zu würdigen, einer von den beſten Männern in der Welt, ſich herabläßt? Mein Brief kann nur darum gut geweſen ſeyn, weil Sie ſo ſehr gütig ſind: und

diese liebenswürdige und mir so nothwendige Eigenschaft an Ihnen, kann auch dem gegenwärtigen einige Art von Güte beylegen, sonst würde ich vielleicht Ursache haben, sehr übel mit demselben zufrieden zu seyn. Ja, theuerster Herr Professor, ich habe wirklich das Buch, das Sie mir geschickt haben, noch nicht gelesen, ich bin aber auf die glücklichste Art dafür eingenommen; denn wenigstens in meinen Augen könnte nichts den Werth desselben erhöhen, als nur der einzige Umstand, wenn Sie es selbst geschrieben hätten. Was braucht es auch mehr, als Ihre Empfehlung? Diese wird allen Lehren darinnen einen stärkern Eindruck auf mein Herz machen helfen, und die Einpflanzung aller guten Grundsätze in mein Gemüth ohnfehlbar erleichtern. Zweifeln Sie nicht daran, ich und meine Schwester werden es fleissig lesen. Wie vergnügt haben Sie uns nicht gemacht! — Gestern den ganzen Nachmittag haben wir sonst nichts gethan, als von Ihnen geschwatzt, Ihren Brief und in Ihrem Buche gelesen, und uns über beides gefreuet. Stellen Sie sich nur vor, wie wir an einem Tische einander gegen über sitzen; wie meine Schwester, während daß ich arbeite, mir vorliest, und fast bey jedem Blatte, das sie umschlägt, mit einer zufriedenen, lachenden Miene auf, und mich ansieht, den gleichen Beyfall in meinen Augen zu lesen.

Der Wunsch, den Sie für mich thun, (ich danke Ihnen dafür; er ist ein Zeichen Ihrer unschätzbaren Gewogenheit gegen mich;) ist zu groß, für

meine

meine Fähigkeiten und für meinen Ehrgeiz: denn der wird befriedigt seyn, und mein Herz wird mir einen sehr beruhigenden Beyfall geben, wenn ich mich versichern kann, daß ich nicht unglücklich in den eifrigen Bestrebungen bin, die ich anwenden will, eine folgsame Schülerinn der Frau Beaumont, und also ein gutes Frauenzimmer zu werden.

Es geht mir sehr nahe, und ich leide selbst dabey, daß Sie öfters krank sind. Der Himmel schenke Ihnen noch viele glückliche und heitere Tage! Vielleicht wird dann auch Einer davon unter die angenehmsten meines Lebens gerechnet werden können, wenn er die reizende Hoffnung erfüllen sollte, die Sie mir geben. Wie vergnügt würde ich nicht seyn, mich mit Einem der würdigsten Männer in Einem Zimmer zu befinden, mit ihm zu sprechen, und mich dabey als die glückliche zu betrachten, die er einer solchen Achtsamkeit würdigt. Man darf nicht denken, daß ich gar keine Eitelkeit besitze. Urtheilen Sie also, wie gefährlich mir Ihre Güte werden könnte. Seyn Sie aber auch versichert, daß ich niemals die zärtlichste Ehrerbietung und die dankbarsten Empfindungen vergessen werde, mit welchen ich mich verbunden erkenne, unaufhörlich zu seyn.

Dresden, den 28. Oct.
1760.

Verzeihen Sie mir die Länge dieses Briefs.

CXXXVI.

CXXXVI.

Mademoiſell,

Fürchten Sie nichts. Ihr Brief iſt mir nicht zu lang; er iſt mir ſelbſt durch ſeine Länge nur angenehmer und ein großer Beweis geweſen, daß Sie gern an mich ſchreiben. Ich danke Ihnen für alles das Gute, das Sie mir darinnen ſagen, aufrichtigſt, und erſuche Sie, Ihren Briefwechſel ohne alle Sorge ferner mit mir fortzuſetzen, wenn es Ihre Umſtände erlauben. Es iſt freylich wahr, liebſte Mademoiſell, daß ich nicht der fleißigſte Correſpondent bin; allein ich verdiene eine kleine Nachſicht mehr als Andre, weil ichs ſelten durch meine Schuld bin. Schon lange vorher, ehe ich Ihren letzten Brief erhalten hatte, wollte ich an Sie ſchreiben, und gern ſchreiben; aber ich ward krank, und vergaß über meinen Beſchwerungen alles, was mir ſonſt eine angenehme Beſchäfftigung iſt.

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

Fahren Sie in Ihrer guten Lektüre fort, liebſte Mademoiſell, Sie muntere ich dazu auf, ob es gleich für viele Frauenzimmer gut wäre, wenn ſie weniger läſen; aber Sie gehören nicht in dieſe Claſſe. Sie leben nicht, um zu leſen; ſondern Sie leſen, um deſto geſchäfftiger, nützlicher und ruhiger zu leben; und ich habe eine ſo gute Meynung von Ihrem Herzen und Ihren weiblichen Geſchicklichkeiten, daß ich Sie dem beſten Manne wünſche.

wünſche. Leben Sie wohl, und grüßen Sie Ihre liebe Schweſter vielmal von mir. Ich bin mit beſonderer Hochachtung

Leipzig, den 11. März 1760.

G.

CXXXVII.

Hochzuehrender Herr Profeſſor,

Ich ſoll nur ohne alle Sorge meinen Briefwechſel mit Ihnen fortſetzen? Und Sie wollen wirklich ſo gütig ſeyn und es mir erlauben, ob ich gleich kaum die Ehre habe, Ihnen dem Namen nach bekannt zu ſeyn? — Das habe ich in der That nicht gedacht. Allein, wenn ichs ſchon nicht gedacht habe: ſo weis ich mich doch gleich darein zu ſchicken, und mache mir dieſe Erlaubniß mit aller Zuverſicht zu Nutze. Sie haben mir ſie einmal gegeben; daran will ich mich halten, bis Sie ſie wieder zurück nehmen; und das werden Sie doch wohl nicht thun? — Nein; das thun Sie nicht; Sie ſind viel zu gutherzig, viel zu menſchenfreundlich dazu. Mein langer Brief, und daß ich gern an Sie ſchreibe, iſt Ihnen angenehm, wie Sie ſagen? Auch dieß hätte ich kaum geglaubt, und doch muß es ſo ſeyn: denn rechtſchaffene Leute überhaupt haben ja niemals Urſache, anders zu reden, als ſie denken. Wie viel weniger Sie! Da ich ſchrieb, ſchmeichelte ich mir gar nicht mit der

Hoff-

Hoffnung, eine Antwort zu erhalten; noch weniger unterſtund ich mich, nur einen Augenblick die Abſicht zu hegen, Sie dadurch in einen Briefwechſel mit mir zu ziehen. Ich gedachte, ſo zu ſagen, bloß von Ihnen Abſchied zu nehmen. Aber hernach ſah ichs wohl ein, daß ich mich ſelbſt nicht recht verſtanden hatte; denn ich war immer ſo unruhig, weil ich nichts davon erfuhr, wie mein Brief von Ihnen war aufgenommen worden, und er ward mir ſo zuwider, daß ichs gar nicht mehr hören wollte, wenn meine Schweſter ſeiner erwähnte. Und im Herzen, glaube ich, war ich gar böſe, daß meine Aeltern mir erlaubt hatten, ihn fortzuſchicken. War das nicht recht w[illegible]derlich von mir? — Sehn Sie, mein liebſter He[illegible] Profeſſor, ich erzähle Ihnen das alles, damit [illegible] der Freude urtheilen können, die mir Ihr werth[illegible] Brief gemacht hat, und die Sie mir durch alle diejenigen verurſachen werden, die Ihnen dann und wann an mich zu ſchreiben belieben wird. Drey Zeilen von Ihnen können mich auf eine lange Zeit vergnügt machen; und ich habe nunmehr ſo viel Vertrauen zu Ihnen, daß ich, wenn Sie auch nicht an mich ſchreiben, dennoch nicht einen Augenblick an Ihrer Gütigkeit zweifeln will. Da will ich mich unterdeſſen mit den Gedanken von Ihnen beſchäfftigen, und dasjenige leſen, was Sie ſonſt ſchreiben. So habe ichs auch bisher gemacht. Ich habe des Herrn Rabeners Brief an Sie und Ihre Antwort darauf, geleſen und abgeſchrieben. Wie krank müſſen Sie geweſen ſeyn, daß Sie nicht

einmal

einmal dem Herrn C*** L*** zu seiner vortreffl. Braut haben Glück wünschen können! — Ich kann nicht ohne Betrübniß an die Stelle denken, wo Sie von Ihrem Tode reden. Ich weis wohl, daß man darum nicht stirbt, wenn man an den Tod denkt, oder davon spricht; aber es macht mir doch tausend traurige Eindrücke. Mit Ihnen würde ein großer Theil meines Vergnügens dahin sterben. Ihre Schriften bleiben zwar in der Welt; und es werden sich auch immer Leute finden, die Sie kennen, und, wie ich, lieben und verehren, mit denen ich viel Gutes von Ihnen werde sprechen können. Aber ich könnte doch dann nicht mehr an Sie schreiben, und das Angenehme Ihres Andenkens würde allemal mit viel Traurigkeit vermischt seyn. Gott verlängere Ihr Leben, und schenke Ihnen Gesundheit und Kräfte, Ihnen dasselbe angenehm zu machen! Ich bete täglich darum.

Ich habe Sie recht lieb, daß Sie mich des Lesens wegen nicht tadeln. Es würde mir sehr schwer fallen, den Büchern zu entsagen; sie sind fast meine einzige Belustigung. Nur wünsche ich, daß ich auch Nutzen daraus ziehen möge. Wenigstens will ich sorgen, daß weder die Sachen, die ich lese, noch die Art, mit der ich sie lese, mir schädlich seyn sollen. Es ist mir unschätzbar, daß Sie gut von mir denken, und sich sogar die Mühe geben, es mir zu sagen. Lassen Sie es sich nicht gereuen, daß Sie mirs gesagt haben; ich will gewiß einen guten Gebrauch davon machen. So oft

es mir einfällt — und das geschieht oft, — daß Sie gut von mir denken: eben so oft will ich meine Bemühung, es zu verdienen, verdoppeln, und mich in dem Entschlusse befestigen, recht sehr gut zu seyn. Sie, der Sie vom Werthe der Dinge ein so richtiges Urtheil fällen, schämen sich nicht, fromm zu seyn, und also darf ichs Ihnen wohl sagen, ohne zu befürchten, daß Sie mich deswegen für ungesittet, oder gar für enthusiastisch halten werden, daß ich zwar noch weit höhere Aufmunterungen kenne, dasjenige auszuüben, was gut ist; allein ich weis auch, daß es erlaubt ist, über den Beyfall tugendhafter und würdiger Personen sich zu freuen, und daß man darnach streben, und ihn als eine Aufforderung zu mehr Tugend, anwenden soll.

Meine Schwester und mein Bruder, welcher mir Ihren Brief selbst überbracht hat, empfehlen sich Ihnen mit der vollkommensten Ehrerbietung; und meine Aeltern — mein Vater liebt Sie vornehmlich wegen Ihrer Fabeln, und meine Mutter wegen Ihrer Lieder; eigentlich aber, lieben wir Sie um Alles, was wir von Ihnen wissen — meine Aeltern, sage ich, nehmen sich die Freyheit, Sie durch mich von ihrer ausnehmenden Hochachtung zu versichern, und Ihnen für die Gütigkeiten zu danken, womit Sie ihre Tochter beehren.

Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Dresden, den 25. März
1761.

CXXXVIII.

CXXXVIII.

Mademoiſell,

Jeder Brief von Ihnen überzeugt mich immer mehr, was für ein gutes Frauenzimmer Sie ſind; wie viel Freude Sie Ihren Aeltern itzt machen, und wie viel Glück Sie künftig einem Manne ſeyn werden; und ich fange an, den Briefwechſel mit Ihnen als eine Pflicht zu betrachten, da ich ſehe, daß Sie ſo viel Vertrauen in mich ſetzen, und durch meinen Beyfall auf Ihrem trefflichen Wege ermuntert werden. Vor gelehrten Frauenzimmern erſchrecke ich; weil ich fürchte, daß ſie etwas anders ſind, als ſie ſeyn ſollen. Aber Frauenzimmer von Ihrem Charakter, die über die weiblichen Pflichten, die ſie erlernen, ſich durch das Leſen guter Bücher den Verſtand aufheitern und das Herz edler bilden, dieſe achte ich ſehr hoch: und wenn ich mir ſolche Frauenzimmer denke, ſo bin ich oft geneigt, mit dem berühmten und frommen Engländer Doddridge, zu glauben, daß das andere Geſchlecht vielleicht die beſte und tugendhafteſte Hälfte des menſchlichen Geſchlechts ſey.

Fahren Sie fort, dieſen Satz durch Ihr Beyſpiel zu beſtärken, und andre durch Ihr rühmliches Beyſpiel zu eben ſo guten Eigenſchaften zu ermuntern; mir aber geben Sie Gelegenheit, Ihnen nützlicher zu werden.

Daß ein Brief von Herr Rabenern, nebſt einer Antwort von mir, in Dresden in Abſchrift herumgeht, hat mich ſehr befremdet. Seyn Sie ſo gütig, Mademoiſel., und laſſen Sie den meinigen abſchreiben und ſchicken Sie mir ihn; denn ich weis ſeinen Inhalt nicht ſo genau mehr. Ich bin mit wahrer Hochachtung

Leipzig, den 4. April
1761. G.

CXXXIX.

Theuerſter Herr Profeſſor,

Sie machen mich recht unruhig durch das viele Gute, das Sie von mir denken, und zu meinem Lobe ſagen. Ich fürchte immer, Sie möchten mehr von mir halten, als ich verdiene, und dann möchten vielleicht Ihre eignen Worte an mir eintreffen, wenn ich Ihnen ſcheinen kann, was ich mir ſelbſt nicht bin. Was mich aber wieder beruhigt, iſt dieß, daß ich mir bewußt bin, daß ich alles das wirklich denke, was ich Ihnen ſchreibe, und geſchrieben habe; und daß nichts Verſtelltes darunter iſt, oder das erkünſtelt wäre, um Sie zu meinem Vortheile einzunehmen. Denn freylich iſt Ihre Gewogenheit und Ihr Beyfall etwas ſo ſehr ſchmeichelhaftes, daß man dadurch einigermaßen entſchuldiget ſeyn würde, wenn nur Lügen und Verſtellung nicht zwey häßliche Laſter

ſter wären, die am meiſten Verachtung verdienen, und des Beyfalles tugendhafter und rechtſchaffener Leute am unwürdigſten machen. Von dieſer Wahrheit bin ich ſo ſtark überzeugt, daß ich fortfahren will, Ihnen alles, wie ich denke, ohne Zurückhaltung, mit aller nur möglichen Aufrichtigkeit, zu ſchreiben. Dadurch werden Sie mich mit der Zeit völlig kennen lernen, und wenn Sie da Fehler in meiner Gemüthsart, oder in meinem Verſtande entdecken, ſo weis ich doch, daß Sie mir deswegen Ihre Gewogenheit nicht entziehen werden; ſondern, daß Sie vielmehr gütig genug ſind, mir meine Fehler zu zeigen, und mir die Mittel anzuweiſen, wodurch ich mich beſſern kann.

Ob ich einem Manne ein Glück ſeyn würde, weis ich nicht. Es möchte ſehr eitel ſeyn, wenn ichs dächte. Ich werde auch ſchwerlich in dieſem Stücke etwas Gewiſſes von mir erfahren. Ich bin nicht reich genug, um verheirathet zu werden. Ihr Doddridge, mein lieber Herr Profeſſor, erweiſt uns Frauenzimmern ſehr viel Ehre; aber glauben Sie mirs, ich bin mit ſeinem Urtheile nicht wohl zufrieden. Aus Liebe zur Unpartheylichkeit wollte ich, daß man von beiden Hälften des menſchlichen Geſchlechts gleich gute Meynungen hegte. Und gewiß, es giebt unter beiden Hälften Leute, die man nicht beſſer wünſchen kann. Sie, und die Frau von Beaumont, ſind ein guter Beweis davon, und beide, vornehmlich aber Sie, ſind mir dadurch, daß Sie mich unterrichten, vergnügen, und zum Guten aufmuntern, ſo nützlich, daß ich

Ihr sehr gütiges Verlangen, mir noch nützlicher zu werden, fast für ganz unmöglich halten muß.

Seit acht Tagen habe ich erfahren, daß des Herrn Rabeners Brief an Sie, nebst Ihrer Antwort, (von welcher ich, Ihrem Befehle zu Folge, eine Abschrift beyschließe) ingleichen ein Brief, den Rabener kurz nach der Belagerung an den Sekretär F** in Warschau geschrieben, und der ebenfalls lange zuvor, wie die Ihrigen, in aller Leute Händen war, in Berlin gedruckt, und nun in hiesigen Buchläden zu verkaufen sind. Ich kenne den Herrn Rabener nicht: ich glaube aber, daß nicht sowohl er selbst, als vielmehr seine Freunde Schuld sind, daß diese Briefe so sehr gemein, und nun gar herausgegeben worden.

Itzt lese und schreibe ich gar nichts, ausgenommen an Sie. Ich bin eine Krankenwärterinn, und zwar, was das betrübteste ist, bey meiner Mutter. Sie liegt an Schmerzen in der Hüfte und im Rücken so krank, daß sie sich nicht einmal allein im Bette aufrichten kann. Neulich sagte sie: Es geht mir wie den armen Gellert, ich muß Geduld haben, wie Er. Sie empfiehlt sich Ihnen, nebst meinem Vater, gehorsamst. Mein Bruder und meine Schwester versichern Sie von ihrer Liebe und Ehrerbietung. Wir reden itzt, da wir beysammen sind, recht oft von Ihnen, und wünschen Ihnen tausend Gutes, und ich, mein lieber Herr Professor, wünsche auch mir, daß ich Ihre Gütigkeiten verdienen,

dienen, und niemal den Vorzug verlieren möge, mich nennen zu dürfen ꝛc.

Dresden, den 7. April
1761.

CXL.

Liebe Mademoiſell,

Wenn meine Briefe Ihnen Beweiſe ſind, wie hoch ich Ihr Vertrauen und Ihre Freundſchaft achte: ſo ſind ſie das, was ſie nach meiner Abſicht ſeyn ſollen; und wenn Ihnen mein Beyfall über Ihre Art zu denken, zu ſchreiben und zu leben, eine Aufmunterung iſt: ſo werde ich ſtets etwas Nützliches thun, ſo oft ich an Sie ſchreibe; ſo wie ich ſtets etwas Gutes leſe, ſo oft ich Ihre Briefe leſe. In Wahrheit, liebe Mademoiſell, Sie ſind eine meiner beſten Correſpondentinnen. Dieſes Geſtändniß muß ich Ihnen aus Aufrichtigkeit wiederholen, und wegen Ihrer groſſen Beſcheidenheit darf man es ohne alle Furcht thun. Es wird Sie nicht ſtolz, es wird Sie nur beherzter machen, ein gutes Frauenzimmer zu ſeyn, und die glücklichen Umſtände mit frohem Danke zu erkennen, in denen Sie gebohren und erzogen ſind. Sie müſſen eine ſehr gute Erziehung genoſſen haben; und welches Glück iſt dieſes nicht, an der Hand ſorgfältiger und weiſer Aeltern ſo geleitet werden, daß wir früh das Beſte kennen, lieben

und ausüben lernen! Diese Erziehung wird Sie allerdings in den Stand setzen, einen rechtschaffenen Mann einmal glücklich zu machen; denn eine fromme, verständige und liebreiche Frau ist ohne Ausnahme das Glück eines Mannes. Ich gebe es gern zu, daß viele Männer bey ihrer Wahl auf das Vermögen sehen; auch wohl darauf zu sehen Ursache haben. Aber dennoch ist es die geringste Aussteuer eines Frauenzimmers; und Sie sind desto sicherer, wenn Ihnen künftig ein Mann die Hand anbietet, daß er Sie selbst, und nicht Ihre Erbschaft sucht. Ich kann niemals ohne Bewunderung den vortrefflichen Charakter lesen, den Salomo von einer guten Frau entwirft, und mit den Worten schließt: Viel Töchter bringen Reichthum; ein solch Weib aber übertrifft sie alle. Lieblich und schön seyn ist nichts. Ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben.

Unverheirathete Frauenzimmer können kein vortrefflicheres Bild von dem, was sie werden sollen, und verheirathete, von dem, was sie seyn sollen, vor Augen haben, als dieses Gemälde der Tugenden und Pflichten einer Frau. Ich fange schon an, Sie, gute Mademoisell, (so partheyisch werde ich,) bloß einem meiner Freunde zu gönnen. Ihre Verbesserung, die Sie mit des Doddridge Ausspruche vorgenommen haben, und die ich gern billige, scheint doch, weil sie so gütig ist, das Urtheil dieses Mannes immer noch zu rechtfertigen. Die so gute Meynung, die Sie von mir hegen, haben Ihnen vermuthlich meine Schriften beygebracht.

bracht.. Ich würde vielleicht selbst so denken, wenn ich an Ihrer Stelle wäre; gleichwohl würden Sie, wenn Sie an der meinigen wären, sehr demüthig an der völligen Richtigkeit eines so günstigen Urtheils zweifeln.

Ihre Nachricht von dem gedruckten Briefe hat mich sehr erschreckt; mehr als ich Ihnen sagen mag. Was ist Ruhm für ein gefährliches Glück! Bald möchte ich mit Hallern sagen:

O selig, wen sein gut Geschicke
Bewahrt vor großem Ruhm und Glücke!

Also ist kein Brief mehr sicher, sobald er aus meiner Hand ist? Doch ich will nicht eifern; ich will Ihnen für die Abschrift und auch für die böse Nachricht danken.

Leben Sie wohl, und wünschen Sie Ihrer lieben kranken Mama Muth und Gesundheit in meinem Namen.

Leipzig, den 15. April
1761.

G.

CXLI.

Theuerster Herr Professor,

Am 15. April waren Sie so gütig, einen Brief an mich zu schreiben; am 17. früh erhielt ich ihn zu meinem größten Vergnügen; heute haben wir den 19., und hier sitze ich schon wieder mit der Feder in der Hand, um Ihnen meine Danksa-

gung dafür abzuſtatten. — „Das iſt zu bald; (ſpricht ein gewiſſer Menſch, der manchmal ſehr weiſe thut) „einem Manne, der mehr zu thun hat, „als deine Briefe zu leſen, mußt du nicht ſo oft „beſchwerlich fallen. Eine Unhöflichkeit iſt es, es „iſt wahr, zu ſorglos und nachläßig, im Umgange „und in der Correſpondenz mit ſolchen Perſonen zu „ſeyn, die uns damit Ehre erweiſen. Doch muß „man ſie mit nichtsbedeutenden Briefen nicht ſo „bombardiren.“ — Der gute Menſch! Er hat noch kein Bombardement erfahren; ſonſt würde er ſich zu ſo gelinden Dingen keines ſo gewaltſamen Ausdrucks bedienen. Mit allem dem mag er wohl Recht haben, und ich kann auch Recht haben, und doch deswegen nicht ſeinem, ſondern meinem Willen folgen. Sehen Sie nur, mein lieber Herr Profeſſor, wie ichs machen will. Ich will immer heute ſchreiben, weil ich ſo große Luſt dazu habe. Hernach kann ich ja meinen Brief acht oder vierzehen Tage, oder ſo lange es das Ceremoniel, (mit welchem ich allerdings nicht recht bekannt bin) erfordern wird, liegen laſſen. Dieſes Mittel gefällt mir außerordentlich wohl, und ich glaube ſogar eine Art von Delikateſſe darinnen zu entdecken; denn dadurch beweiſe ich — es ſcheint mir wenigſtens ſo — meinen Eifer und meine Sorgfalt in Beobachtung meiner Schuldigkeit und das Vergnügen, das ich daran finde; und dann zeige ich zugleich auch meinen Gehorſam gegen das, was Höflichkeit und Beſcheidenheit vorſchreiben. Was ſagen Sie dazu? Gefällt es Ihnen nicht auch?—

Wenn

Wenn ich Ihnen doch immer ſo ſchriebe, daß es Ihnen gefiele, und daß Sie denken könnten, Sie läſen etwas Gutes! ſo würden Sie immer, und mit Recht glauben, etwas Nützliches zu thun, ſo oft Sie mich Ihres unſchätzbaren Beyfalls verſichern. Stolz wird er mich nicht machen: ſo weit haben Sie mich ſchon gebracht, daß ich darüber hinweg bin; aber aufmuntern wird er mich allerdings, recht gut zu ſeyn, immer beſſer zu werden, und mich zu freuen, daß ich ſo viel Beförderung und Anleitung dazu gefunden habe, ohne die Hinderniſſe anzutreffen, die vielleicht Andere auf ihrem guten Wege aufhalten, oder gar davon abführen können. Glauben Sie nicht etwan, daß ich bisher, auf eine undankbare Art fühllos, dieſes große Glück überſehen, oder mich für weniger glücklich gehalten habe, weil meine äußerlichen Glücksumſtände gering ſind, und mir diejenigen Vortheile verſagen, die bey manchen Gemüthsbeſchaffenheiten, vielleicht auch bey meiner, zu ſolchen Hinderniſſen werden können. Man kann nicht ſtärker überzeugt ſeyn, als ichs bin, daß Gott unendlich weiſe und gütig iſt, und bey Beſtimmung unſerer Schickſale allemal dasjenige wählet, was in vollkommenſtem Verſtande für uns das Beſte iſt; und dieſe Ueberzeugung iſt Urſache, daß die Zufriedenheit und Dankbarkeit, mit welcher ich das Vergangene überdenke, nicht gröſſer iſt als das Vertrauen und die Zuverſicht, womit ich auf das Zukünftige hinaus ſehe. Und geſetzt, ich fände Urſachen, die Ausſichten vor mir, nach

menſch-

menſchlichen Begriffen, nicht für glücklich zu halten: ſo kann mich doch dieß nicht unruhig machen. Das Leben iſt kurz; und wir leben nicht in der Welt, um ganz glücklich zu ſeyn.

Um wohl zu ſterben, will ich leben.
Der Herr, der alles Fleiſch erhält,
Wird mir, ſo viel ich brauche, geben.
Ihm werth zu ſeyn, der Tugend nachzuſtreben,
Dieß ſey mein Sorgen auf der Welt.

Der Charakter, den Salomo von einer guten Frau zeichnet, iſt ſehr vollkommen und den Einſichten dieſes weiſen Mannes anſtändig. Vielleicht würde er weniger ſelten ſeyn, als er iſt, wenn alle Männer ſo richtige Begriffe von demjenigen hätten, was den wahren Werth eines Frauenzimmers ausmacht, und folglich im Stande wären, ihre Wahl darnach einzurichten. Doch daran iſt nichts gelegen, und man muß ſich dadurch nicht irre machen laſſen. Genug, daß die Männer ſo denken, und die Frauenzimmer ſo leben ſollten.

Ihre Partheylichkeit, mein lieber Herr Profeſſor, verdiene ich zwar im geringſten nicht. Dennoch will ichs Ihnen geſtehen, daß ſie mir ſo wohl gefällt, daß ich Ihnen nothwendig dafür verbunden ſeyn muß. Ich würde mich ſelbſt keinem Andern, als einem Ihrer Freunde gönnen, wenn mir alſo zu reden erlaubt iſt. Und es kann mir, denke ich, erlaubt ſeyn; denn dieſer Gedanke läßt eine ſehr allgemeine Anwendung zu. Jeder rechtſchaffene Mann, deſſen Herz tugendhaft und empfindungsvoll iſt, muß Sie lieben und Ihr Freund

ſeyn.

seyn. Ein Anderer aber, der das nicht ist, hat auch kein Recht, mir zu gefallen.

Ob ich an Ihrer Stelle so gar demüthig seyn würde, das kann ich nun eben nicht für gewiß nachsagen. Ich fürchte immer, ich würde auf wunderliche Einfälle gerathen seyn, und deswegen halte ichs für weit sicherer für mich, daß ich an meiner Stelle bin.

Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Dresden, den 19. April
1761.

Den 28. April. Ihres Herrn Bruders Brief ist am Montag nach Warschau abgegangen. Mein Vater wird allemal mit Vergnügen dasjenige ausrichten, was Sie ihm aufzutragen belieben werden. Ob ich gleich noch sehr wenig Platz übrig habe, kann ich doch nicht unterlassen, Ihnen für das Zeichen an mich zu danken, womit Sie den Brief Ihres Bruders begleiteten. Ich möchte Ihnen gern recht weitläuftig sagen, warum ich es besonders lieb habe. Nun besitze ich ein Papier, darauf es ausdrücklich geschrieben steht, daß Sie mein Freund sind. Dieses einzige Wort macht mich so vergnügt, und bestärkt mich so sehr in allen meinen guten Entschließungen, als der längste und lehrreichste Brief kaum hätte thun können. Lassen Sie meine Bemühungen Ihrer Freundschaft — darf ich so sagen? — würdig zu werden, anstatt eines bessern Dankes gelten, und nehmen Sie gütig

eig die Liebe und die Ehrerbietung an, die ich zeitlebens gegen Sie hegen werde.

CXLII.

Liebste Mademoiſell,

Zur Vergeltung für Ihren lieben ſchönen Brief, den mir Ihr Herr Bruder heute, den 2. May, überbracht hat, will ich Ihnen auch heute noch danken, und Ihnen ſagen, was ich gewiß nicht allen meinen Correſpondenten ſagen möchte, daß Sie mir nie zu früh und zu viel antworten können, wenn es anders Ihre Geſchäffte zulaſſen. Anſtatt daß ichs, mit Ihrem Herrn Bruder, als einen Fehler anſehen ſollte, daß Sie mir ſo fleißig und eiligſt ſchreiben, ſo ſehe ichs vielmehr als eine Tugend an, in der es Ihnen hundert Frauenzimmer entweder gar nicht, oder nur aus Zwang, würden nachthun können. Denn wenn ſie auch Ihre Geſchicklichkeit im Schreiben beſäßen: ſo ſind doch Geduld und Ernſthaftigkeit ſelten die Tugenden eines jungen Frauenzimmers. Der Innhalt unſerer Briefe iſt wirklich ſehr ernſthaft, und Ihre Geduld erkenne ich nicht bloß aus der Länge Ihrer Antworten, ſondern auch aus der Genauigkeit und Richtigkeit, alles zu beantworten. Ja, ich muß offenherzig geſtehen, daß Sie bey unſerer Correſpondenz die ſchwere Seite tragen, und ich die leichte. Sie antworten mir genau, und ich ant-

worte Ihnen bequem. Geſetzt, unſere Briefe kämen einmal auf die Nachwelt; ſo würde die Nachwelt ſagen, was ich hier geſagt habe, und je mehr ich verlöre, deſto mehr würden Sie gewinnen. Es iſt indeſſen gut, meine liebe Freundinn, daß der Gedanke von der Nachwelt oder Welt auf unſern Briefwechſel keinen Einfluß hat; denn durch ihn könnte das ungezwungene Gute und Schöne Ihrer Art zu denken und zu ſchreiben gar leicht verloren gehen. Eben darum, weil Sie in einer andern Verfaſſung und Abſicht ſchreiben, ſchreiben Sie mit Glück, mit Nutzen, und allezeit mir zur Freude. Ich bin mit wahrer Hochachtung

Leipzig, den 2. May
1761.

G.

CXLIII.

Liebſte Freundinn,

Das waren harte Tage, ſehr ſchwere, harte Tage! Aber dieſe kurze Klage ſey auch meine ganze Klage; denn was iſt das für ein Chriſt, der nicht im Leiden Geduld beweiſen und lernen will; er, der auch im Elende Gott noch preiſen ſoll? O wie beſchämt ward ich, liebſte Freundinn, als ich verigen Sonntag traurig und niedergeſchlagen in die Kirche trat, und bey dem Eintritte das Lied von den Schülern mir entgegen ſingen hörte: O Herr mein Gott durch den ich bin und lebe, gieb,

daß

daß ich stets mich deinem Rath ergebe ꝛc. Bist du der Mensch, dachte ich, der dieses Lied gemacht, und seine Kraft nicht im Herzen hat? So dachte ich, und fieng an bitterlich zu weinen, und um Muth und Freudigkeit zu beten und zu kämpfen.

Heute, Mittwochs, will ich diesen Muth in diesem meinem Briefe an Sie zu beweisen suchen, nicht klagen, sondern Gott danken, der alles, alles wohl macht, und Niemanden über Vermögen versucht werden läßt. Wie, wenn ich so krank wäre, daß ich auch diesen Brief nicht mehr schreiben könnte; und das bin ich ja noch nicht! Getrost also! Wir wissen nicht, was zu unserm Besten dienet; aber Gott weis es, und Gott ist die Liebe, auch wenn er uns züchtiget. Dieser Glaube muß unser Trost seyn. Es ist ja noch eine ganze Ewigkeit voll Seligkeit für uns übrig, die wir glauben, und auf sein Wort hoffen. Diese Betrachtungen scheinen freylich mehr ein Brief, oder eine Rede an mich, als an Sie, zu seyn; aber ich weis doch, daß Sie solche Gedanken, Gedanken der Religion, schätzen und lieben, wo Sie sie auch immer finden, in dem Briefe des Freundes, oder in einem guten Buche. Der Ernst der Religion hat die Eigenschaft, daß er das Herz freudig und getrost macht; und dieses wollen wir ja gern alle Tage unsers Lebens seyn.

Gott gebe Ihnen und Ihrem Hause Gesundheit und alle Zufriedenheit! Ich bin mit wahrer Hochachtung ꝛc.

Leipzig, den 16. Sept. 1761.

G.

Den

Den 22. Sept. Sie haben nichts verloren, daß mein Brief ſo ſpät abgeht. Einige ſchwere Zufälle ließen mich, ſeitdem ich ihn geſchrieben, an nichts denken, als an die Pflichten gegen mich ſelbſt. Heute, und das ſey Gott gedanket! genieße ich einige Erholung; dieſes melde ich Ihnen und überſchicke Ihnen meinen Brief. Leben Sie wohl!

CXLIV.

Theuerſter Herr Profeſſor,

Daß die Beſſerung, die Sie an dem Tage zu empfinden angefangen, an welchem Sie mir Ihren letzten ſchönen Brief, einen Brief, der mich gleich ſtark gerührt und erbaut hat, überſchickten, von Beſtändigkeit geweſen ſeyn möge; das wünſche ich nicht allein von ganzem Herzen, ſondern ich hoffe es auch zugleich ſo ſehr; (denn wie leicht hofft man nicht, was man ſehnlich wünſcht? und wie gegründet hofft man es nicht, wenn man Gott, der uns alles gewähren kann, was er für gut findet, ernſtlich und in der Ordnung, in der man bitten ſoll, darum gebeten hat!) daß ichs itzt wage an Sie zu ſchreiben, um ſo vielmehr da der eingeſchloſſene Brief mir zur Entſchuldigung dienen kann, wie er denn auch wirklich meine Veranlaſſung iſt.

Ihre Gedanken, liebſter Herr Profeſſor, ſchätze und liebe ich allemal; aber die Gedanken in Ihrem

letzten Briefe würde ich schätzen und lieben, auch wenn ichs nicht wüßte, wer ihn geschrieben hätte; und die Abschilderung, die Sie mir von dem Zustande Ihres Gemüths beym Eintritte in die Kirche, und von den Empfindungen machen, die Ihr Lied in Ihnen erreget, haben mich unaussprechlich gerührt. — Mein Gott! dachte ich, warum genießen so viele das Glück der Gesundheit, die es nicht schätzen, die dich nicht dafür loben, und es nicht zu deiner Ehre und nach deinem Wohlgefallen gebrauchen? Und einem Manne, den du liebst, der den Werth dieser Wohlthat zu schätzen wüßte, der dich dafür loben und sie zu dem Endzwecke, zu welchem du sie erzeigst, anwenden würde, dem versagst du sie? — Aber war das nicht verwegen? Sie sind frömmer, als ich; Sie denken gewiß nicht so. Ich sah es nicht sogleich ein; sonst hätte ich es gewiß auch niemals gedacht. Wie leicht kann man fehlen! und wie viel Vorsichtigkeit ist nöthig, auch bey den besten, unschuldigsten Regungen! War es nicht, als ob ich mich für weiser und billiger, als unsern Gott, hielte, der doch allein weis, was zu unserm Besten dienet, und der die Liebe ist; oder, als ob ich glaubte, er handle nach bloßem Eigensinne mit uns Menschen? — Wie viel Dank weis ich es nicht Ihren nachfolgenden Gedanken, die mich wieder zurückbrachten und es mir empfindbar machten, wie heilsam und tröstlich es sey, sich Gott in seiner Liebe, Weisheit und Allmacht zu denken, diesen drey Eigenschaften, nach welchen er unser Glück will, was

dazu

dazu dienet, kennt, und ein uneingeſchränktes Vermögen beſitzt, es uns zu verſchaffen! Eine ganze Ewigkeit voll Seligkeit wartet unſer. Dort alſo: nicht hier, wird das Gute belohnt. Hier iſt alles Vorbereitung. Glück und Unglück, Luſt und Schmerz ſind einerley; ſind beides Prüfungen. Nur unſer Verhalten dabey entſcheidet unſern Zuſtand, und macht denſelben glücklich oder unglücklich; und wer weis, ob es nicht gefährlicher iſt, durch Glück und Freude geprüft zu werden. Wenigſtens wird mehr Stärke des Geiſtes dazu erfodert, ſich weiſe dabey aufzuführen. Es mag wohl ſelten geſchehen, daß wir Glück und Freuden für das halten, was ſie ſind, nämlich für Prüfungen. Sie ſchmeicheln unſern Empfindungen zu ſehr, bemächtigen ſich unſers Herzens, laſſen uns nicht die gehörige Freyheit nachzudenken, und beſitzen uns, anſtatt daß wir ſie beſitzen ſollten. Wir betrachten ſie als billige Belohnungen; genieſſen derſelben in Sicherheit, und vergeſſen darüber, auf unſerer Hut zu ſeyn. Bey Widerwärtigkeiten im Gegentheil, hört die Zerſtreuung auf. Sie laſſen uns mehr in unſerer eigenen Gewalt; ſie unterrichten uns von der Unbeſtändigkeit und Unzulänglichkeit irdiſcher Glückſeligkeiten; und die Beraubung des Vergnügens und der Zufriedenheit treibt uns an nach etwas zu ſtreben, das uns ſchadlos halten könne, und weſentlicher und beſtändiger als jene ſey; und wo fänden wir das ſonſt, als in Gott und in der Ausübung des Guten? Denn dieſe allein giebt uns Freudigkeit zu ihm, und wir

wiſſen wohl, daß wir ohne dieſelbe uns keine Rechnung auf ſeinen Beyſtand und ſeine Hülfe machen können. Ich weis nicht, ob ich richtig unterſcheide; aber ich bin ſchon ſeit langer Zeit davon überzeugt, und vielleicht iſt dieſe Ueberzeugung nöthig, um Solche, die hier wenig Glück haben, vor der Verſündigung des Murrens und der Unzufriedenheit zu bewahren. Denn wenn ich annehme, daß alles Prüfungen ſind, und daß es ſicherer für uns iſt, durch Unglück als durch Glück geprüft zu werden: ſo muß ſogar, wenn ich mein Beſtes liebe, meine Vernunft mich hindern, kleinmüthig oder unzufrieden zu ſeyn; zumal da das Leben ſo kurz, und am Ende deſſelben, das man ſich ja zu ſeinem Troſte, auch zu ſeiner Ermunterung, immer als ſehr nahe vorſtellen kann, nicht das geringſte daran gelegen iſt, ob er glücklich oder unglücklich geweſen, ſondern ob es in beiden Fällen wohl oder übel geführet worden. — Ich halte mich wohl, mein lieber Herr Profeſſor, zu lange bey Sachen auf, von welchen Sie weit beſſer zu reden wiſſen. Aber die Materie, auf die Sie mich gebracht haben, gefällt mir; ich lerne gern von Ihnen; rede gern mit Ihnen davon; und es iſt natürlich, daß ich mich freue, wenn ich bedenke, daß wir durch Gottes Gnade ſo ſelig ſind, daß nichts, nichts uns begegnen kann, das im eigentlichen Verſtande ein Unglück für uns wäre, oder das wir nicht durch unſer Wohlverhalten dabey, in einen wahren Segen verwandeln könnten, deſſen wir noch in alle Ewigkeit genießen ſollen; denn

wir

wir haben ja die Verheiſſung, daß Geduld, Ergebung und Unterwerfung im Leiden, uns im Himmel wohl belohnt werden ſoll. Freylich ſind dieſe Tugenden unſere Pflicht; aber Gott iſt ſo gütig, daß er ſie belohnen will, nicht anders als ob ſie Verdienſt wären. Je mehr er uns alſo Leiden zuſchickt: deſto mehr Gelegenheit giebt er uns, dieſe Tugenden auszuüben: und deſto gröſſere Belohnung haben wir zu gewarten, und dieß iſt ein groſſer Troſt. Leben Sie recht wohl. Ich habe die Ehre zu ſeyn.

Dresden, den 2. Oct. 1761.

CXLV.

Liebſte Freundinn,

Allerdings ſind Glück und Unglück, frohe und traurige Begegniſſe Prüfungen, bey denen wir unſern Gehorſam gegen Gott üben ſollen; und in Anſehung der glücklichen Tage, die wir insgemein ſo zu nennen pflegen, mag es wohl ſehr wahr ſeyn, daß ſie ſchwerer zu tragen ſind als die traurigen. Die Tugenden, zu welchen uns die Tage des Glücks verbinden, ich meyne die Mäßigung in dem Genuſſe der Freuden des Lebens, Dankbarkeit und Demuth gegen die unverdienten göttlichen Wohlthaten, Vertrauen auf die fernere gnädige Fürſorge Gottes und Eifer, andre Menſchen auch gleich uns

glücklich zu wissen und gern glücklich zu machen, scheinen leichtere und frohere Tugenden zu seyn als die Tugenden im Elende; als Gelassenheit, Geduld und nöthige Ergebung in anhaltenden Widerwärtigkeiten, die Gott schickt, oder zuläßt. Allein die Natur eines ungestörten Glücks, das die Sinnlichkeit, die Eigenliebe, den Stolz und Leichtsinn unsers Herzens unvermerkt nährt, und ihm schmeichelt, macht durch diese heimlichen Feinde die Ausübung der Pflichten des Gehorsams in guten Tagen gemeiniglich schwerer, als wir im Anfange denken. Wir erinnern uns zwar an diese Tugenden, wir sprechen von ihnen, loben sie, bewundern sie, beten um dieselben, und meynen, daß wir sie haben und ausüben, weil wir ihre Nothwendigkeit und Vortrefflichkeit einsehen; und entfernen uns doch täglich mehr von ihnen, bis wir endlich durch sichtbare Vergehungen aus dem Schlummer der guten Meynung von uns selbst erwachen. Ja, liebe Mademoisell, wenn das Elend, das uns trifft, unverschuldetes Elend ist. so sind die bösen Tage für ein christlich Herz leichter zu tragen, als es die guten meistens nicht sind; und wenn sie auch nicht leichter zu tragen wären: so sind doch die Züchtigungen in Ansehung ihres heilsamen Einflusses auf das Glück unserer Seelen, wenn sie geduldig überstanden sind, unaussprechlich große Wohlthaten, für die wir Gott, der mit uns, als kranken Seelen, verfahren muß, noch ewig danken werden. So denkt ein Christ und tröstet sich. Aber ach! haben wir nicht oft

die

die meiſten Leiden verdient, und wo nicht ſtets die, die uns treffen, doch andere, und oft härtere, die uns nicht treffen? Und wir können verlangen, daß es uns immerdar wohl gehen ſoll? Wie unbillig und begehrlich iſt der Menſch! Und wie unglücklich würde er ſeyn, wenn ihm nichts wiederführe, als was er wünſcht!

Ich merke, daß ich krank bin, liebe Mademoiſell, weil ich einen Gedanken, den ich Ihnen in wenig Zeilen hätte beantworten und getroſt zugeben können, ſo weitläuftig umſchrieben habe. Aber das Vergnügen, mit Ihnen ſo ernſthaft reden zu können, entſchuldigt einen Theil der Länge dieſes Briefs; und heimlich mag ich ihn wohl wieder mehr an mich, als an Sie, geſchrieben haben. Doch nun auch kein Wort weiter auf heute. Morgen beantworte ich vielleicht eine Stelle aus Ihrem Briefe, die mich angeht. Wenn ich ein Vater wäre, und meine Tochter hätte dieſen Ihren Brief geſchrieben: ſo würde ich vor Freuden geweinet haben; das weis ich gewiß. Leben Sie wohl, beſte Correſpondentinn.

Leipzig, den 7. Oct. 1761.

Den 8. October. Sie ſind frömmer als ich — ſo ſagen Sie, und ich glaube ſicher, daß Sie es für wahr halten. Allein habe ich nicht eben die Pflicht ſo günſtig von Ihnen zu denken, als Sie von mir denken? Unſtreitig! Ich erſchrecke, ſo oft ich meine Tugend gelobt finde, vermuth-

lich weil ich allemal an meine Fehler denke, die andre Menſchen, denen ich ſo gut vorkomme, nicht wiſſen, oder ſehen können. In der That will und darf ich Ihnen Ihre gute Meynung von mir nicht benehmen; aber bitten darf ich Sie wohl, daß Sie Ihre gute Meynung nicht immer meinen Lobſpruch ſeyn laſſen. Ein ſolches Geſtändniß der Beſcheidenheit und Demuth (ſo dachte ich, als ich die angeführte Stelle Ihres Briefs las) ein ſolches Geſtändniß kann dieſes Frauenzimmer thun, und ſie thut es gewiß von Herzen. Iſt ſie nun nicht eben deswegen beſſer als du? Würde es dich nichts koſten, wenn du ihr eben das ſagen ſollteſt? Und gleichwohl fällt es dir gar nicht ſchwer, es zu denken und in Gedanken für wahr zu halten. Iſt ſie alſo nicht beſcheidener als du? Das Uebrige Ihres Briefs will ich nicht beantworten. Ich leſe Sie gern, wenn Sie munter ſchreiben; ich leſe Sie gern, wenn Sie ernſthaft ſchreiben; und ich danke Ihnen freundſchaftlichſt, daß Sie ſo oft, und ſo gern, und ſo viel an mich ſchreiben. Leben Sie ſtets wohl!

Den 18. Oct. Nachmittags. Schon wieder einen Brief von Ihnen, für den ich Ihnen geſchwind danken muß. O wie ſehr werde ich Ihr Schuldner! Aber deſto mehr will ich mich bemühen, unſern Briefwechſel, der nunmehr ſchon ein Jahr gedauert hat, fleiſſig zu unterhalten. Möchte ich ihn doch auch zu Ihrem wahren Vortheile unterhalten können! Wenigſtens müſſen

Sie

Sie mir dafür verbunden ſeyn, daß ich Ihnen Gelegenheit zu ſo viel guten Briefen gegeben, daß ich Sie durch meinen Beyfall ermun-ert, und daß ich eſt, wenn ich aus Krankheit Andern nicht geantwortet, doch Ihnen geantwortet habe. Ich bin mit aller Hochachtung und Freundſchaft ꝛc.

G.

CXLVI.

Theuerſter Herr Profeſſor,

Heute iſt, wie Sie wiſſen, der Neujahrstag unſrer Correſpondenz, und ich ſetze mich nieder, Ihnen einen Brief zu ſchreiben. Dieſes thue ich mit einer deſto größern Empfindung von dankbarem Vergnügen, da Ihr letzter vortrefflicher Brief eben vor mir liegt. In ihm habe ich einen neuen ſtarken Beweis von der Gütigkeit, mit welcher Sie von mir denken, und eben deswegen auch eine nachdrückliche Aufmunterung, nichts zu unterlaſſen, was mich Ihres ſo ungemein ſchätzbaren Verſprechens, den Briefwechſel mit mir noch ferner zu unterhalten, würdiger machen könnte, und alles zu vermeiden, was die Erfüllung Ihres mir noch ſchätzbarern Wunſches, ihn zu meinem wahren Vortheile unterhalten zu können, verhindern würde. Ich bin gewiß, daß dieſer Wunſch erfüllet werden wird, ſo lange ich nichts von dem,

was Sie mir ſchreiben, aus einer undankbaren leichtſinnigen Unachtſamkeit vergeſſe, oder mir etwas ingeheim verzeihe oder nachſehe, was ich mir unter Ihrer Aufſicht und vor Ihren Augen nicht erlauben würde.

Sie mein Schuldner? — Nein, liebſter Herr Profeſſor; ich weis zu gut, wofür ich Ihnen verbunden ſeyn muß. Ich will gern Ihre Schuldnerinn ſeyn. Es iſt mir Freude und Ruhm. Ich würde weniger froh, weniger glücklich ſeyn, wenn ich weniger Ihre Schuldnerinn wäre. Mein Vater hat über meinen und über Ihren Brief geweint, und es fehlt wenig, daß ich nicht über Ihre Gütigkeit weine. Wie rührend iſt der Lobſpruch, den Sie meinem Briefe ertheilen! — Wenn Sie ein Vater wären — Wie viel Freuden würden da Ihre ſeyn! Wie gut, wie liebenswürdig müßte Ihre Tochter ſeyn! — Sie wäre; das weis ich gewiß, Sie hättens erlaubt; meine Correſpondentinn und Freundinn geworden. Wie würden wir uns unter Ihrer Aufſicht, Eine die Andre geliebt, vergnügt und ermuntert haben! —

Ich kann mir nicht helfen; ich muß es Ihnen noch einmal wiederholen: Sie ſind doch frömmer, als ich. Es kam mir ſehr leicht, ſehr natürlich vor, Ihnen offenherzig, ohne Kränkung meiner Eigenliebe, nach meiner Ueberzeugung zu ſagen, daß Sie frömmer ſind, als ich. Hätte ich aber eine Widerſetzung bey mir empfunden, dieſes ungeachtet meiner innerlichen Ueberzeugung zu thun: ſo weis ich nicht, ob ich mich würde haben überwinden

winden können, Ihnen dieſe Widerſetzung zu geſtehen. Und gleichwohl ſagen Sie mir etwas von der Art, ſo gütig, ſo ungezwungen, ſo edel — ich will es Ihnen nicht einmal ſagen, wie viel Tuzend ich in dieſem Theile Ihres Briefs finde. In der That, ich fühle die allerangenehmſte Zufriedenheit; Sie als den Mann zu denken, den die Welt in Ehren hält, den die Rechtſchaffnen lieben, den auch die hochſchätzen, die es nicht ſind. Und wenn Sie ſich hierbey an den Namen meines Freundes erinnern, den Sie ſich — nie werde ichs Ihnen verdanken können — ſelbſt gegeben haben: ſo wird es Ihnen nicht ſchwer fallen, dieſe Empfindung zu erklären. — Welch Glück für mich, Ihre Freundſchaft erlangt zu haben! Sie ſchon ein Jahr zu beſitzen, und verſichert zu ſeyn, daß ich ſie nie (es müßte denn durch meine Schuld geſchehen, und dafür will ich mich durch Gottes Hülfe hüten) verlieren werde! Beſtes, großmüthigſtes Geſchenk! Ich kenne ſeinen ganzen Werth; ich fühle die ganze Stärke der Verbindlichkeiten, die es mir auflegt, gut und tugendhaft zu ſeyn.

Sehen Sie, liebſter Herr Profeſſor, dieß, (ich meyne die Glückſeligkeit, einen Freund zu beſitzen, wie Sie mir ſind,) dieß iſt eine unſchädliche Art von irdiſcher Glückſeligkeit, die man mit völliger Sicherheit ohne Gefahr genießen kann, und bey der man eben um deswillen mehr glücklich, als bey andern iſt. Doch die Ewigkeit gewinnt allemal ihre Sache ganz. Wäre das Glück der Freundſchaft eine bloß irdiſche und alſo endliche

Glückſe-

Glückſeligkeit, ſo würde ſie viel verlieren, und kaum den Namen verdienen. Es würde für unſre Ruhe gefährlich ſeyn, ſich derſelben zu ſehr und zu ſicher zu überlaſſen, und die Furcht vor der Vernichtung unſrer Glückſeligkeit, zu welcher ein jeder Augenblick bevollmächtigt ſeyn kann, würde uns alle Süßigkeit des Genuſſes rauben. Allein wir ſind beſſer unterrichtet. Wir wiſſen, daß die Freundſchaft eine Glückſeligkeit für den Geiſt, gleich ihm unſterblich, nur hier ihren Anfang nimmt, um ewig mit ihm in unendlich größerer Vollkommenheit fortzudauren. Ich freue mich auf alles, was ich auch hierinnen in der Ewigkeit gewinnen ſoll. Sie ſehen, mit Ihnen ſprechen, oder irgend eine fromme Pflicht gemeinſchaftlich mit Ihnen ausüben, wie ich dort thun werde; ohne Furcht, Sie wieder zu verlieren; dieſes iſt ein Glück, das ich vielleicht hier immer werde entbehren müſſen, das mir aber aufbehalten iſt. O wenn man an alles dieſes genug gedächte: ſo würde man die Freundſchaft allemal anwenden, worzu ſie gegeben iſt; und nicht ſo traurig ſeyn, wenn unſre Freunde uns verlaſſen, oder wir ſie verlaſſen müſſen. Ich habe auch Freunde, die mir ſehr lieb waren, durch den Tod aus dem Geſichte (nicht aus dem Herzen,) verloren; aber ich bin nicht mehr betrübt darüber. Ich weis, daß ſie mich noch lieben, daß ich ſie wieder finden und eine ganze Ewigkeit mit ihnen zubringen ſoll. —

Iſt denn Niemand da, der mir befiehlt aufzuhören? — Ich bin doch ſehr unbedachtſam. Ich

werde

werde es noch ſo weit treiben, daß Sie meiner überdrüßig werden. Wenigſtens müſſen Sie mich für außerordentlich geſchwätzig halten. Aber Sie wiſſen wohl, daß Sie ſich bey mir bedankt haben; und wofür? Dafür, daß ich ſo oft, und ſo gern, und ſo viel an Sie ſchreibe. Leben Sie wohl, ſtets wohl, und verzeihen Sie nur heute — es iſt der Neujahrstag unſrer Correſpondenz — Ihrer

Dresden, den 21. Oct. 1761.

CXLVII.

Liebſte Freundinn,

In der That habe ich ein großes Vergnügen eingebüßt, daß ich die Reiſe nach Dresden mit meinem Bruder nicht habe thun können, und alſo auch nicht die Perſon habe kennen lernen, die mir durch Ihre Briefe ſo viel Freude, und ihrem Verſtande und Herzen in meinen Augen durch dieſelben ſo viel Ehre macht; die mir ſo viel wahre Hochachtung bezeigt, und die mich gewiß eben ſo gern würde geſehen haben, als ich ſie hätte ſehen und ſprechen mögen. Mein Bruder, liebſte Mademoiſell, hat mir freylich dieſen Verluſt durch ſeine Erzählungen von Ihnen und Ihrem guten Charakter zu erſetzen geſucht; aber alle Geſchichte, wenn ſie auch noch ſo gut geſagt wird, läßt unſerer Wißbegierde immer noch viele Fragen übrig, die nicht jeder Zeuge beant-

beantworten kann. Genug, er ist Ihr und Ihrer lieben Schwester Lobredner, und spricht von Ihrem ganzen Hause so, wie man spricht, wenn man mit Vergnügen und Hochachtung von Abwesenden redet.

Gehen Sie den Weg, auf den Sie so glücklich fortgerückt sind, immer freudig fort. Es ist der Weg des stillen Verdienstes, der zur Zufriedenheit führet. Zwar fürchten Sie sich immer vor Ihren Fehlern. Das, mein gutes Kind, thue ich auch. Aber mir fällt dabey öfters der Gedanke eines sehr frommen Mannes ein: „Vor meinen Fehlern, sagte er, fürchte ich mich nicht „sehr; diese machen mich behutsam und demüthig. „Weit mehr fürchte ich mich vor meinen Tugenden; denn diese machen mich leicht stolz.“

Alles dieses würde ich Ihnen schon vor einigen Wochen gesagt haben; aber ich war zu krank, es Ihnen gern zu schreiben, und hoffte immer auf eine heitere Stunde. Ich kann nicht sagen, daß ich sie eben itzt hätte; aber ich habe doch so viel Gewalt über mich, den Fehler zu empfinden, den ich begehen würde, wenn ich meiner besten Correspondentinn noch länger auf zween Briefe nicht wenigstens etliche Zeilen antwortete. Der ganze erste Monat des Jahres ist ohne Brief an Sie verstrichen, und schon auch die Hälfte des zweyten; das geht wohl zu weit. Vielleicht verbessere ich diese Fehler in der Folge, wenn ich weniger Versuchung habe sie zu begehen. Ob ich itzt gesünder bin als letzthin? Das kann ich wohl nicht ganz mit Wahrheit

heit ſagen, gute Mademoiſell, aber ich danke Gott, daß meine Beſchwerungen erträglich ſind, und mich ermuntern helfen, immer beſſer zu leben und zu ſterben. Daß Sie mir tauſend Gutes wünſchen und herzlich für mein Glück beten: das weis ich gewiß, und danke Ihnen dafür zeitlebens mit der Liebe eines Freundes und Bruders.

Leipzig, den 13. Febr. 1762.

G.

CXLVIII.

Theuerſter Herr Profeſſor,

Nun habe ich Ihren Herrn Bruder erſt recht lieb: oder, wenn es beſſer geſagt iſt: nun liebe ich ihn noch einmal ſo ſtark als zuvor, weil er Ihnen ſo viel Gutes von mir ſagt, und überhaupt ſo gütig von uns geurtheilt hat. Ich bin doch recht glücklich, ihm gefallen zu haben; und ich freue mich darüber: nicht aus Eitelkeit, gewiß nicht! aber ich denke, ich müſſe mich über die günſtige Meynung aller Leute freuen, die Ihnen wieder ſagen können, was ſie Gutes von mir denken.

Allein, liebſter Herr Profeſſor, wenn Ihr Herr Bruder mich einmal tadelt — (und ſollte er das noch nicht gethan haben?) — oder Sie ſelbſt etwas an mir entdecken, daß Ihren Beyfall nicht hat; das Ihrer Gütigkeit gegen mich nicht Ehre macht, und dem Charakter einer Perſon, die Sie

Ihre

Ihre Freundinn nennen, nicht gemäß seyn kann: dann verſprechen Sie mirs, daß Sie mich erinnern wollen. Ich habe bisweilen, es iſt wahr, wunderliche Einfälle, die eben nicht alle Leute haben können. Hier iſt vielleicht einer davon: Es kömmt mir manchmal vor, als ob es mich zu wiſſen verlangte, auf welche Art Sie mir einen Verweis geben würden, und was ich dabey empfinden möchte. Ich denke, ich würde ſtolz darauf ſeyn. Er müßte mich zwar demüthigen, wegen meines Fehlers; aber auch erheben, wegen des Antheils, den Sie dadurch an mir zu nehmen bezeigten, daß Sie die Sorgfalt, mich gut zu behalten, und die Mühe, mich beſſer und vollkommener zu machen, für ſich nicht zu gering hielten. Sie ſind lauter Güte und Sanftmuth. Ihre Verweiſe müſſen die Verweiſe der Liebe, und väterliche Erinnerungen Ihre Erinnerungen ſeyn. — Brüderliche Erinnerungen, habe ich vielleicht ſagen ſollen. Sie, beſter Herr Profeſſor, haben ſich — ſo außerordentlich gütig! — den brüderlichen Charakter beygelegt — ich verehre und liebe dieſe Güte — aber ich kann Sie nicht (und Sie erwarten es auch wohl nicht?) mit der Liebe lieben, mit welcher man einen Bruder liebet. Meine Liebe iſt eine ehrfurchtsvollere, gehorſamere, dankbarere Liebe; eine Liebe, die ſo freywillig, ſo ſelbſt gewählt — (ich fürchte, ich drücke mich ſchlecht und unverſtändlich aus,) ſie auch iſt, dennoch mehr Empfindung von der Schuldigkeit, von der Verbindlichkeit zu lieben, bey ſich hat, als die Liebe gegen

Brüder,

Brüder, ob ſie wohl deswegen keine Entfernung zuläßt, und ein uneingeſchränktes Vertrauen nicht ausſchließt.

Wie oft nenne ich es nicht in Gedanken ein Unglück, oder doch einen unangenehmen Umſtand meines Lebens, daß ich nicht an dem Orte ſeyn kann, wo Sie leben! Wie ſehr gern wollte ich gehalten ſeyn, Ihnen von allen meinen Gedanken Rechenſchaft zu geben; Sie zum Richter über alle meine Handlungen zu machen — Wie wollte ich Sie um vielerley fragen, und mit begieriger Aufmerkſamkeit den weiſen Unterricht von Ihren Lippen hören! Ihre liebreichen Lehren und die ſtillſchweigende Vorſchrift Ihres Beyſpiels, würden mich noch mehr unterweiſen, wie ich Ihres Beyfalls würdiger werden könnte; es würde mir leichter werden, Gelegenheiten zu finden, Ihre Gewogenheit beſſer zu verdienen; und vielleicht würden Sie dann noch mehr mein Freund ſeyn, als Sie es itzt ſchon ſind. Sie würden — (ja lieber Herr Profeſſor, ich weis es, daß ich lauter vergebliche Dinge rede; aber laſſen Sie mich nur ausreden. Es läßt ſich ſo hübſch denken, was da alles geſchehn würde, und ich ſchreibe Ihnen ſo gern was ich gern denke) — Sie würden, ſage ich, ſehen, daß, ob ich wohl Ihre Gütigkeiten, unter allen, denen Sie welche erweiſen, am wenigſten verdienen mag, ich doch gewiß zu denen gehöre, die am meiſten geſchickt ſind ſie zu verſtehen und zu empfinden. Keines von Ihren Worten geht bey mir verloren; ich zergliedere, ſo zu reden, Ihre

Gedanken; ich fühle das Große, das Chriſtliche, das Rührende — die Herablaſſung, die Güte — Zum Beyſpiel: ich empfinde es ganz, wie gütig es von Ihnen iſt, daß Sie nachrechnen, wie viel Zeit ohne Brief an mich verſtrichen; ja noch mehr — wie ſehr beſchämen Sie mich! wie wenig verdiene ichs! — daß Sie ſo gar ſich einigermaßen zwingen, und die heitere Stunde nicht erwarten, auf die Sie hofften. O daß doch alle Ihre Stunden heiter wären! Nur Ihrentwegen wünſche ichs; denn der Brief, der liebe, ſchöne, in einer umwölkten Stunde geſchriebene Brief, hat ſo wenig düſteres an ſich, daß ich mein ganzes Leben durch lauter ſolche Briefe leſen, und demjenigen, der ſie mir geſchrieben, aufs freudigſte und herzlichſte dafür danken wollte. — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Aber wieder auf Ihren Brief zu kommen: Iſt es nicht traurig, daß wir uns auch vor unſern Tugenden fürchten ſollen? Ich hätte wohl Luſt, Ihnen meine Gedanken noch davon zu ſagen, wenn ich es wagen dürfte. Und warum ſollte ich nicht? Wenn ich ſie einmal denke, und wenn ich ſie Ihnen geſagt hätte, wie ich gewiß ohne Bedenken gethan haben würde: warum ſollte ich mich fürchten, ſie Ihnen zu ſchreiben? Ich will nur allemal thun, als wenn ich mit Ihnen redte. Werden Sie nicht unwillig auf mich; ich muß eine Frage aufwerfen: Iſt nicht ſchon Stolz dabey, wenn ich

mich

mich fürchte, meine Tugenden möchten mich ſtolz machen? Muß ich mir es nicht da ſchon bewußt ſeyn, daß ich ſehr fromm und viel beſſer als Andre bin? Denn gemeiniglich, ſagt man, entſteht unſer Stolz aus der Vergleichung, die wir zwiſchen uns und Andern anſtellen, weil wir nur vergleichungsweiſe gut ſind. Ich geſtehe es Ihnen aufrichtig; mir gefällt die Furcht vor den Fehlern beſſer. Sie ſcheint mir natürlicher und auch demüthiger zu ſeyn; und vielleicht iſt Demuth und Behutſamkeit eben ſowohl eine Folge von der Furcht vor unſern Fehlern, als von den Fehlern ſelbſt. — Leben Sie wohl, theuerſter Herr Profeſſor. Ich habe die Ehre zu ſeyn ꝛc.

Dresden, den 22. Febr. 1762.

CXLIX.

Liebſte Mademoiſell,

Der fromme Mann mit ſeiner Tugendfurcht hat alſo, wie Sie meynen, nicht ſo gar recht; und ich fürchte, er hat ſehr Recht. — Iſt nicht ſchon Stolz dabey, ſpricht Ihr Brief, wenn ich mich fürchte, meine Tugenden möchten mich ſtolz machen? Muß ich mirs nicht da ſchon ſehr bewußt ſeyn, daß ich ſehr fromm und viel beſſer als Andere bin?“ — — Warum ſollte das von Stolz ſeyn, gute Correſpondentinn, wenn ich

mich fürchte, meine Tugenden möchten mich stolz machen? Es ist in einem guten Herzen, was es ist; eine Besorgniß, die sich auf gar zu gute Erfahrungen gründet; auf die Gewißheit, daß wir uns bey unsern Tugenden gern zu sehr gefallen und unsern Kräften zu viel trauen. Wir sollen uns also freylich nicht sowohl vor unsern Tugenden, als vor der Eigenliebe und dem Stolze fürchten, die unsere Tugenden überall begleiten, und von ihnen Gelegenheit nehmen, uns sicher oder schläfrig zu machen. — Bewußt seyn darf ich mirs wohl, daß ich fromm bin, auch sehr fromm und besser als Andre; das ist der Stolz nicht. Wenn es wahr ist, daß ich so beschaffen bin, und ich sehe meine Vorzüge, Gaben und Tugenden für das an, was sie sind, für unverdiente Geschenke und Gnaden der Vorsehung; so bin ich demüthig; wenn gleich mein Herz den Ausspruch thut, daß ich besser bin als tausend Andre. Aber weil wir so leicht in dieser Vergleichung mit Andern irren können: so ist es sichrer und eine Pflicht, sich lieber geringer als Andre, und Andre höher, als sich zu schätzen. Wenn wir hingegen noch so bescheiden von unsern Tugenden urtheilen, und sie als unser eignes Werk ansehen: so sind wir stolz, und lassen uns von unserm Herzen belügen. Wir können daher Andre, es sey nun mit Wahrheit oder aus Irrthum, weit über uns in Gedanken setzen, uns gegen sie für klein achten, und doch auf das wenige Gute, das wir an uns antreffen, eben so herzlich stolz seyn, als Andre auf ihre großen Verdienste. Müssen wir uns endlich

lich prüfen und uns ſelbſt erkennen: ſo dürfen und müſſen wir auch unſre Tugenden erkennen; und damit ſie uns nicht ſtolz machen, ſo müſſen wir ſowohl auf ihre Mängel ſehen, die unſer Werk ſind, und die wir nicht gern ſehen, als auf unſer Unvermögen bey aller unſrer Tugend, damit wir nicht die Quelle des Guten, und eben dadurch unſer Gutes ſelbſt, aus den Augen verlieren. Liebſte Correſpondentinn, was ich Ihnen hier auf zwo Seiten geſagt habe, iſt ſehr wahr, aber um ſchön geſagt zu ſeyn, ſollte es nur eine halbe Seite einnehmen. Vergeben Sie es meinen Krankheiten und Berufsarbeiten.

Hier ſende ich Ihnen einen Brief von fremder Hand, nebſt meiner Antwort, zum Durchleſen, theils um Ihnen mein Vertrauen und meine Freundſchaft zu beweiſen, und theils, um Sie mit dem Charakter des ungenannten Frauenzimmers bekannt zu machen. Dieſes Fräulein, die ich beklage, iſt ſowohl Ihres Mitleidens als auch Ihres Briefwechſels werth; und vielleicht könnten Sie viel zu ihrer Beruhigung beytragen. — Aber laſſen Sie dieſe Briefe, ich bitte Sie herzlich, ja nicht in fremde Hände kommen. Sie wiſſen die Urſachen nur zu gut, die mich zu dieſer Aengſtlichkeit bringen. Leben Sie wohl, meine liebe Freundinn.

Leipzig, den 29. März
1762. G.

CL.

Theuerſter Herr Profeſſor,

Durch die Nachricht, daß beym Gebrauche der Cur Ihr Befinden leidlich geweſen, haben Sie mich ſehr erfreuet. Auch der Herr Oberpoſtcommiſſar hat die Gewogenheit für mir gehabt, mich hiervon zu verſichern, und mir von Ihrer ganzen Lebensart, faſt nach allen Stunden des Tages, eine ausführliche Beſchreibung zu geben. Urtheilen Sie ſelbſt, theuerſter Herr Profeſſor, ob ichs gern geleſen habe, und ob ich ihm dafür verbunden bin? — Es iſt wahr, bloß das Geſchenk der Geſundheit ſcheint zu mangeln, um Ihren Zuſtand zu demjenigen Grade von Glückſeligkeit zu erheben, deſſen das menſchliche Herz hier fähig iſt; und Ihr würdiger junger Freund, Ihr Graf M**, hat in ſeinem mir zugeſchickten Gedichte auf Sie, ſehr Recht, und alle diejenigen, die eben ſo denken, haben es mit ihm, wenn Sie Gott um Geſundheit für Sie, auch in dieſer Abſicht, bitten, damit die Welt es erfahren möge, daß Gott auch ſchon in dieſem Leben diejenigen ſegne, die ihn fürchten. Keiner zwar von denen, die Sie ſo gut kennen, als der Graf M**, wird daran zweifeln, daß Sie, glücklicher Herr Profeſſor, mit den auserleſenſten Glückſeligkeiten geſegnet ſind. Allein freylich; dieſe Glückſeligkeiten, oder doch die beſten derſelben, ſind von der Art, daß ſie ſo gar über den Neid erhaben ſind, und alſo den Augen der Wenigſten kennbar werden.

Denn

Denn iſt es nicht unſtreitig, daß ſchon ein gewiſſer Grad der Tugend dazu gehört, einen Begriff von dem Segen zu haben, der aus der Tugend fließt; einen Geſchmack daran zu bekommen; und einen Wunſch darnach zu empfinden? Wäre die Welt geſchickt, dieſe Ruhe und dieſe Glückſeligkeit zu verſtehen: ſo würde ſie bald ſich es abgewöhnen, die Glückſeligkeit und Unglückſeligkeit eines Menſchen, nach der Beſchaffenheit ſeines äußerlichen Zuſtandes zu entſcheiden, und ſie würde einſehen lernen, daß bey dem größten Theile der ſogenannten Glücklichen

— — — — ſi riduce
Nel parere a noi felici
Ogni la felicità.

Und hätte ſie feine Empfindung genug, den Unterſchied zwiſchen Beyfall und Beyfall, zwiſchen Liebe und Liebe zu machen: ſo würde ſie denjenigen höchſt glücklich nennen, der, (außer dem allgemeinen Beyfalle, außer dem eignen Bewußtſeyn ſeiner Tugend, und der Gewißheit, daß er am Ende des Lebens Gott danken und ſich freuen wird, gelebt zu haben) noch die Tugend Andrer genießt, die ſie ihm verdanken, und das Lob, das ſie ſich dadurch verdienen, ja noch mehr, die entfernteſten glänzendſten Belohnungen, die ſie ihnen verſpricht, mit ihnen theilet —

O Graf M * *, wie würdig denken ſie des beſten Mannes! — Vor dem Angeſichte Gottes will er ſich einſt ſeines Lehrers, ſeines Freundes

rühmen. Und wie viele noch werden dieß mit ihm thun! — —

Ein ſtralend Zeugenheer, um Gott für ihn zu danken,
Von Gott ihn nun belohnt zu ſehn!

Kann nicht der Mann, der, außer der allgemeinen Liebe, die beſten Zuneigungen ſolcher Herzen beſitzt, die einen eigenthümlichen vorzüglichen Werth haben, und dadurch, daß ſie ihn lieben, und durch die Art, womit ſie ihn lieben, ihren Werth noch erhöhen, das ſchätzbarſte unter allen ſchätzbaren Dingen, die nur in der Welt erlangt und beſeſſen werden können, ſein Eigenthum nennen? — O wie muß eine Seele, wie die Ihrige, theuerſter Herr Profeſſor, das Glück empfinden, in den Stand geſetzt zu ſeyn, ſich den Herzen Anderer, auf eine ſolche Art theuer zu machen, daß die Grenzen des Lebens zu enge ſind, ihre Dankbarkeit und Liebe zu faſſen. — Wir alle, die wir glauben, haben Hoffnungen auf hohe Seligkeiten: aber Sie haben hier eine Hoffnung, dort eine Seligkeit, mehr. In Ihren letzten feyerlichſten Augenblicken, wann die Seele ſchon anfängt, ſich die Freuden der Herrlichkeit als gegenwärtig zu denken; dann wird die Vorſtellung von der glorreichen Scene, die Ihrer wartet, nicht der geringſte oder gleichgültigſte unter Ihren Gedanken ſeyn — Glücklicher Graf! auch ſie werden alsdann, vielleicht fern von ihm und ihnen unwiſſend, etwas beytragen, die letzten Stunden ihres Freundes heiterer zu machen. — —

Wun-

Wundern Sie ſich nicht, beſter Herr Profeſſer, daß ich ſo lange und mit ſo vielem Vergnügen, dem Gedanken Ihres Todes nachhänge. Sie verdienen, ſo wie Menſchen es verdienen können, (das muß ich dazu ſetzen; Sie ſind viel zu groß, um es nicht gern zu ſehen, wenn ich auch in Ihrem Namen demüthig bin,) das Glück, das Ihrer erwartet; und dieß Glück iſt zu ſchön, als daß ich das Mittel nicht lieben ſollte, das Sie dazu erhebt; auch ſelbſt dann, wann es mich kränken wird. Sie ſelbſt müſſen ſich darauf freuen; und dieſe Freude auf das zukünftige Leben iſt eine eigene Annehmlichkeit des gegenwärtigen. Es iſt alſo nichts Widerſprechendes, wenn ich ſage: daß ich mit einem lebhaften Vergnügen an Ihren Tod und die Folgen deſſelben denken, und dennoch mit dem größten Eifer um die Verlängerung Ihres gegenwärtigen Lebens beten kann. Denn durch ein längeres Leben können Ihnen die zukünftigen Freuden des Genuſſes nicht verkürzt werden. Es bleibt allemal eine Ewigkeit übrig. Aber durch ein kurzes Leben müßten Sie nothwendig von den gegenwärtigen Freuden der Hoffnung und Erwartung verlieren. —

Der Innhalt, den Sie, gütiger Herr Profeſſor, mir durch Mittheilung der beiden Gedichte, zu dieſem Briefe, verſchafft haben, iſt ſo wenig undankbar, daß er mich von Betrachtung zu Betrachtung führen würde, wenn ich mich demſelben länger überließe. Erlauben Sie mir indeſſen, nur noch einer Art des ausgeſuchteſten Vergnü-

gens zu gedenken, das ich dem glücklichen Eindrucke zu danken habe, den Ihr Werth auf mein Herz gemacht hat, und der durch die unschätzbare Freundschaft, deren Sie mich würdigen, und durch die dankbarsten Empfindungen, die ich Ihnen dafür schuldig bin, noch rührender gemacht worden. Denn dieser Eindruck berechtiget mich, einen besondern Antheil an Ihnen, und demjenigen, was Sie angeht, zu nehmen. Haben Sie jemals einen Menschen gefunden, dessen Herz zum Gefühl einer allgemeinen Menschenliebe empfindlich gebildet gewesen, und der, bey dem Gedanken, daß alle übrige Menschen mit ihm Ursprung, Wesen und Interesse gemein haben, und mit ihm zu einerley allgemeinen Hauptpflichten berufen, und zu einerley Bestimmung erschaffen sind, fühllos geblieben? Es ist gewiß, daß diese Betrachtungen ein jedes Herz, das menschlich empfinden kann, auf die angenehmste Weise rühren müssen. Und nun denken Sie sich die Empfindung eines solchen, oder wenn Sie lieber wollen, die Empfindung meines Herzens, das sich im Stande befindet, sich aus der Verbindung aller übrigen Menschen, eine kleine Anzahl auszusondern, mit denen es ein besonderes Interesse, einige besondere Pflichten und Hoffnungen, gemeinschaftlich theilt, und Ihnen deswegen näher anzugehen scheint; und dann Sie als das Band dieser engern Verbindung betrachtet. — Man hätte mich mit den Charakteren des Grafen M**, des Fräulein **, und aller Ihrer Freunde, bekannt machen können; ich würde mich

ihres

ihres Werthes gefreuet und Ihnen dazu Glück gewünschet haben. Allein zu wissen, daß ich ein besonderes Interesse mit ihnen theile; daß wir in Absicht auf dasselbe einerley Wünsche, einerley Pflichten, einerley Hoffnungen haben; zu wissen, daß wenigstens einmal des Tages unsere Gebete, im genauesten Verstande, einerley Innhalt haben, und dann die glückliche Phantasie höher zu treiben, und zu glauben, daß wir vielleicht manchmal zu einerley Stunde Gott für Sie danken, oder für Sie anflehen: Dieß, theuerster Herr Professor, ist eine Vorstellung, die die allgemeine Menschenliebe in Ansehung ihrer erhöht, zärtlicher macht, und meinen bessern Zuneigungen in ihnen neue Gegenstände zeigt.

Ich habe mich sehr schwach ausgedrückt. Je empfindungsreicher ein Innhalt bey mir ist, desto mehr zeigt er, daß Worte bloß Worte sind.

Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Dresden, den 29. Jun.
1762.

CLI.

Liebste Correspondentinn,

Lassen Sie sich eine kleine Begebenheit erzählen, die ich gehabt habe. Ob gleich die Hauptperson nur ein Feldwebel ist, so ist er doch gewiß werth, Ihnen bekannt zu werden; denn seine Reden und

die

die frommen Gesinnungen, die er darinnen äußerte; würden auch einem Generale Ehre machen.' Dieser Feldwebel, der in preußischen Diensten gestanden, hatte mich schon zween Tage aufgesucht und nicht sprechen können. Endlich kam er vorgestern in die Moral, und ward meiner nach der Stunde habhaft.' Ich nahm ihn aus dem Auditorio mit auf meine Stube. — „Verzeihen Sie, „Herr Professor, daß ich zu Ihnen komme. Ich „bin ein preußischer Feldwebel, habe drey und „dreyßig Jahre gedienet, habe endlich meinen Abschied bekommen, bin auf dem Wege nach Liefland, in mein Vaterland zurück zu kehren; und „bin fünf Meilen umgegangen, um Sie zu sehen, „und Ihnen mein dankbares Herz zu zeigen."

Sitzen Sie nieder, lieber Herr Feldwebel. Womit habe ich denn Ihre Dankbarkeit verdienet?

„Durch alle Ihre Schriften, die ich schon seit „1748. lese, besonders durch Ihre letzten. Sie „haben mich oft vom Bösen abgehalten und zum „Guten ermuntert. Gott Segne Sie dafür, und „gebe Ihnen Gesundheit und ein langes Leben, „und das ewige Leben! Wenn Sie nur wüßten, „wie gut ichs meyne, und wie ich mich erfreue, „Sie zu sehen!"

„Es ist eine unerwartete und große Freude für mich, Herr Feldwebel, daß Sie mich haben besuchen wollen; und ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit und Liebe eben so

sehr,

ſehr, als Sie mir danken; denn dieſen Dank waren Sie mir nicht ſchuldig. Haben Ihnen meine Schriften genützet: ſo will ich Gott danken, und mich freuen, daß ſie Ihnen genützet haben, und daß ich einen ſo guten, frommen, alten Soldaten habe ſollen kennen lernen. Sind Sie über Ihren Abſchied zufrieden? Haben Sie ſo viel in Ihrem Dienſte gewonnen, daß Sie Ihre letzten Jahre davon leben können?

„Ich bringe nichts als meine Freyheit zurück; „aber ich finde noch ſo viel zu Hauſe, daß ich nicht „Mangel leiden werde. Endlich bin ich, unge„achtet aller meiner Bleſſuren, noch geſund; und, „o wie oft hat mich Gott nicht im Kriege ſichtbar „beſchützet und erhalten! So wird er mich auch „ferner erhalten. Als ich, nach der Affaire bey „Görlitz, tödtlich bleſſiret nach Böhmen gebracht „wurde, habe ich binnen fünf Tagen, auf einem „Schlitten liegend, nichts gehabt, als ein Stück „Commißbrodt, an dem ich kauete, und den Schnee, „den mir die Bauern, welche die Bleſſirten fuh„ren, in der Hand vor den Mund hielten; und „doch erhielt mich Gott, und gab mir Glück, daß „ich, als ich in das Lazaret kam, in die Hände „eines ſehr geſchickten und mitleidigen Böhmiſchen „Arztes fiel, der mich, (ich war hinten in die Knie„kehle geſchoſſen, und vorn in der Knieſcheibe „ſteckte die Kugel, und ich litt ſchreckliche Schmer„zen,) der mich curirte, und mir nachher einen „freyen Zutritt während meiner Gefangenſchafe

„in

„in ſein Haus verſtattete; und damals habe ich „Ihre Schriften, (er hatte ſie alle,) wohl zwan„zigmal durchgeleſen. Ich bin ganz vor Freuden „auſſer mir, daß ich Sie ſehen und ſprechen darf. „Nun will ich heute (es war gegen fünf Uhr) mei„ne Reiſe noch ein Paar Meilen fortſetzen.“ — Darauf nahm er auf die beweglichſte Art Abſchied.

Der Mann hatte eine aufrichtige beherzte Miene, ein gutes Anſehen, trug ſich in ſeiner Montur ſehr reinlich; war eines Feldſcherers aus Liefland Sohn, hatte in ſeiner Jugend ſtudiren wollen, und war 1730. in den Deſſauiſchen Landen von der Poſt mit Gewalt zum Soldaten weggenommen worden; „und ich hatte doch,“ ſetzte er hinzu, „von Jugend auf einen Abſcheu vor dem „Soldatenleben gehabt, und hätte in Ruſſiſchen „Dienſten Officier werden können, wenn ich Luſt „zu dieſem Leben gehabt hätte. Aber, Gottlob! „es iſt überſtanden.“ Er war ſechs oder acht und funfzig Jahr alt, und noch ſtark vom Leibe.

Was meynen Sie, gute Mademoiſell? Sollte mich der Beyfall und der Dank des geringen unbekannten Feldwebels weniger rühren, als der Beyfall und das Vertrauen des großen, berühmten und tapfern Generals, eines Laudon?

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— —

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Leben Sie wohl.

Leipzig, den 15. Sept. 1763.

G.

CLII.

Liebste Mademoiſell,

Ich würde Ihnen vielleicht heute noch nicht ſchreiben, wenn ich mir nicht ein Gewiſſen daraus machte, Ihnen ein Buch, das Sie gewiß gern leſen werden, auch nur einen Tag länger vorzuenthalten. Ich ſchicke alſo Ihnen hier die Erinnerungen an ein junges Frauenzimmer aus dem Engliſchen des Herrn Wilkes, von dem Herrn Weiße überſetzt. In der That habe ich in langer Zeit kein Buch geleſen, das mir ſo wohl gefallen hätte, keine Moral, die mit ſo vielem Geiſte und ſo chriſtlich ſchön geſchrieben wäre.

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Daß ſo manche Menſchen unter dem Schutze meines Namens, einer nach dem andern, ſich Ihnen aufdringen, höre ich ſehr ungern; aber wie ſoll ich dem Unheile ſteuern? Trauen Sie Niemanden, der ſich nicht ſchriftlich legitimiren kann, daß er von mir kömmt, oder beſonders mit mir bekannt

kannt iſt. Den Herrn, von dem Sie in dem Briefe an meinen Bruder reden, habe ich ehedem einigemal geſehen. Genau bin ich nie mit ihm bekannt geweſen.

Leben Sie wohl.

Leipzig, den 18. Oct. 1763. G.

Meine gewöhnlichen Arbeiten ſind wieder angegangen, darum ſchreibe ich ſo lakoniſch.

CLIII.

Theuerſter Herr Profeſſor,

Sie wiſſen, daß ich immer, aus Langerweile vielleicht, oder aus Mangel ſolcher Verrichtungen, die meine Gedanken beſchäfftigen, in meinem Kopfe Betrachtungen und Unterſuchungen anſtelle, zuweilen über Dinge, die mich nicht viel angehen, und die ich nicht einmal ganz verſtehe; Sie wiſſen auch, daß ich mich nicht ſelten durch meine kleine Sophiſtereyen ſelbſt hintergehe, und vielleicht ſind Sie aus der Urſache niemals verdrüßlich geweſen, wenn ich Sie zum Richter über meine Gedanken gemacht habe. Itzt habe ich Gelegenheit zu einer Betrachtung gefunden, die ich Ihnen gar zu gern mittheilen möchte; denn ſie gefällt mir, und wenn es möglich iſt, liebſter Herr Profeſ-

Professor, so lassen Sie mich, ich bitte Sie, Recht behalten.

Ich las vor einiger Zeit im Zuschauer, im achten Theile, ein Stück von der Verläumdung, in welchem er ein Gesetz der Abtey de la Trappe anführet, das den Mitgliedern derselben Abtey die Pflicht vorschreibt, von einer bösen Handlung, die sie so richtig bewiesen finden, daß sie nicht daran zweifeln können, vorauszusetzen, daß sie wohl aus einer guten Absicht entsprungen seyn möchte. „Vielleicht, spricht der Zuschauer, „heißt das die Menschenliebe zu weit treiben?“ — Das kann allenfalls seyn. Doch bin ich nicht davon überzeugt. Wenigstens ist nicht zu besorgen, daß man diese Regel zu sehr beobachten werde. Ich halte dafür, daß nur Leute von gütiger und großmüthiger Gemüthsbeschaffenheit dazu fähig sind, und daß eine Fertigkeit in Ausübung derselben eine der liebenswürdigsten Eigenschaften des menschlichen Herzens sey. Wenn die Marquise von Lambert in dem Briefe an ihren Sohn, ihm den Charakter seines Vaters zur Nacheiferung und Nachahmung vorstellt, so spricht sie von ihm: Quelle indulgence n'avait-il pas pour les faiblesses de l'humanité! Il excusait tout, & regardait les fautes comme des malheurs & *se croyait seul obligé d'être honnête-homme.* Ses vertus laissaient les autres à leur aise. In der That, ich finde nichts Größres in dem Charakter eines Menschen, als eine große Nachsicht gegen Andere, die mit einer großen Strenge gegen sich selbst verbunden ist.

Niemand ſollte unterlaſſen, eine ſo glückliche Fähigkeit in ſich zu erwecken und zu befeſtigen. Wer ein gutes Herz hat und ſie richtig beurtheilt, wird ſie auſſerordentlich leicht finden. Wer hat nicht von Natur eine Neigung und eine Geſchicklichkeit zu dem, wodurch er ſich beliebt und gefällig machen kann? Und ſchmeichelt dieſe Tugend nicht unſerm Eigennutze, indem ſie die Ruhe unſers Lebens in Sicherheit ſetzt, wenn ſie uns verhindert, über die Handlungen andrer Menſchen, denen wir beleidigende Abſichten beymeſſen, weil ſie vielleicht ſolche zu haben ſcheinen, Verdruß zu empfinden? —

Mir wenigſtens, wenn ich ſie ſo anſehe, kömmt ſie leicht und liebenswürdig vor. Es iſt mir natürlich, mich in die Situation derer zu ſetzen, deren Aufführung ich beurtheilen will, und die Bewegungsgründe und Geſinnungen anzunehmen, die man bey einer jeden Handlung haben kann, nach den verſchiedenen Arten, wie ſie ſich betrachten läßt, und nach den verſchiedenen Umſtänden, in denen man ſich befindet, und aus denen man dieſelbe anſieht. Ich weis ſehr wohl, daß man mit völliger Unſchuld eine That thun kann, welche nicht weiter, als nur in Abſicht auf die Perſon, die ſie gethan hat, in Abſicht auf ihre Urſachen, und aus dem Geſichtspunkte betrachtet, aus welchem ſie dieſelbe angeſehen hat, unſchuldig iſt. Es kann ſo gar geſchehen, daß dieſe Perſon ſelbſt ihre Handlung nicht mehr unſchuldig findet, ſobald ſie die Umſtände, oder die Geſinnungen verläßt, in welchen

chen ſie ſich damals befand, als ſie die Handlung vornahm, und daß dieſe That niemals mehr unſchuldig ſeyn kann, ſie werde denn von einer Perſon gethan, die ſich aufs allergenaueſte in eben demſelben Falle befindet.

Um mich in der Gewohnheit dieſer Pflicht, die ich ſo gern billige, nicht nur weil ich Güte und Menſchenliebe darinnen finde, ſondern weil die Gerechtigkeit, die man einander ſchuldig iſt, unumgänglich dazu verbindet, immer feſter zu gründen, habe ich mich um Gelegenheiten bemühet, ſie auszuüben; und nun will ich Ihnen eine, die ich ungeſucht gefunden habe, um ſo viel lieber erzählen, da ich gewiß weis, daß Sie einigen Antheil daran nehmen werden.

Es erzählte mir nämlich jemand, der gewiß kein Verläumder iſt, (es iſt unnöthig die Perſon zu nennen,) daß der Baron *** der lobenswürdige Mann nicht ſey, für den Sie ihn gehalten haben. Die Geſchichte iſt folgende: — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Der erſten Vorſtellung nach kam mir die Aufführung des Barons verhaßt vor; und wenn ich gleich eine dunkle Empfindung davon hatte, daß wohl Gründe zur Entſchuldigung für dieſelbe zu finden ſeyn möchten, ſo hatte ich doch damals weder Zeit, noch Gegenwart des Geiſtes genug, ſie ſo-

gleich zu entdecken. Es kränkte mich ungemein, einen Mann verdammen zu hören, für welchen Sie so viel Hochachtung und Freundschaft bezeiget, und gegen welchen Sie auch mir Hochachtung eingeflößet haben. Aus allen diesen Ursachen verdroß es mich, daß ich mir nicht getraute, etwas Gründliches zu seiner Entschuldigung anzuführen. Ich mußte es also dabey bewenden lassen, und sagte nur zu mir selbst: „Da der Baron, wie ihn „mir Gellert beschrieben, der einnehmende und „angenehme Mann ist, der nichts als Gutes von „sich sehen läßt, so hat Gellert nicht anders als „ihn hochachten können und müssen. Würde er „nicht vielmehr zu tadeln seyn, wenn er seine Hoch„achtung einem Manne versagt hätte, an dem er lau„ter Ursachen sah, Hochachtung für ihn zu hegen? „Und wollen wir wohl haben, daß ein rechtschaffe„ner Mann in einem andern Fehler voraussehe, „die er nicht gewahr wird, und hingegen den Ver„diensten, die er wirklich entdeckt, nicht Gerech„tigkeit erzeige?“ Also suchte ich mich in Ansehung „Ihrer vortheilhaften Meynung für diesen Herrn zufrieden zu stellen, über die ich doch noch keinen Zweifel gehabt hatte. Ich fühlte auch wohl, daß dieß die Sache nicht wäre, die mich beunruhigte.

Als ich allein war, fieng ich wieder an, diese Geschichte zu überlegen. Ich kann es Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr es mich kränkte, daß ich einen Mann, den Sie ehren, in einem so wichtigen Punkte, wo es auf Rechtschaffenheit und Treue ankömmt, fehlerhaft finden sollte. Hier, sagte

ich zu mir ſelbſt, iſt die Gelegenheit, die nachſichtsvolle Regel der Abtey de la Trappe auszuüben; und vielleicht kann ich es, wenn ich ohne Kunſt, ohne Vorurtheile, auf eine ſimple Art, und indem ich bloß der natürlichen Billigkeit folge, mir ſeine Aufführung und ſeine Urſachen darzu vorſtelle, entdecken, ob er denn dadurch wirklich der Hochachtung eines rechtſchaffenen Mannes unwerth ſey.

Der Baron *** hatte — — — —
— — — — — — — — —
— — — —. — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Bis hieher, glaube ich, iſt es mir ohne Mühe, bloß durch eine ſimple Vorſtellung der Wahrheit gelungen, noch mehr zu thun, als das Geſetz der Abtey de la Trappe befiehlt, denn nicht nur die Abſicht, ſondern auch die Handlung des Barons iſt unſchuldig.

Nur bey dem Schritte, den der Baron hierauf that, — — — — — — —
— — — — — — kann man ihn, wie es mir ſcheint, mit Recht eines Fehlers beſchuldigen; denn es zeigt ſich in ſeiner Aufführung ein Widerſpruch, der nicht von einerley Grundſätzen herkommen konnte. Indeſſen iſt er, obwohl nicht von Ungleichheit, doch von Niederträchtigkeit und Treuloſigkeit freyzuſprechen.

Ein Mann, der nur ein wenig Stolz und ein empfindliches Gemüth besitzt, der sich seiner redlichen Absichten und der Aufrichtigkeit seiner Anerbietungen bewußt ist, und undankbar, mit verächtlichem und seine Rechtschaffenheit beschimpfenden Mißtrauen abgewiesen wird, kann vielleicht diese Beleidigung zu hoch empfinden, dem Verdrusse darüber zu viel nachgeben, und sich dadurch zu einem Schritte verleiten lassen, welcher verursacht, daß er aufhört, in seiner Aufführung sich gleich und ein gesetzter Mann zu scheinen. Aber deswegen hört er nicht auf, ein rechtschaffener Mann zu seyn. Denn, ich wiederhole es: was ist leichter für ein redliches und empfindliches Herz, als in einem so kritischen Umstande, wo es auf der einen Seite durch beleidigende Verwerfung zurück getrieben, und auf der andern Seite durch das Andenken der Güte gelocket, und zur Dankbarkeit aufgefordert wird; was ist leichter für dasselbe, als von dem rechten Wege zu weichen? Und sollen rechtschaffene Leute einen Mann als einen Unredlichen verurtheilen, weil er hat irren können? — — und in einem solchen Falle?

Es wäre sehr gezwungen, wenn man bey der itzigen, oder vielmehr damaligen Verfassung der Sachen, dem Baron eigennützige oder ehrgeizige Absichten, die ihn zu diesem letzten Schritte bewogen, beymessen wollte; und es scheint mir ganz unstreitig, daß kein ungezwungenerer und natürlicherer Bewegungsgrund dazu ausfindig gemacht werden könne, als diejenigen, die ich angegeben

habe, nämlich zu viel Empfindlichkeit über die Beleidigung von **, die das Andenken der gütigern Begegnung von ****, in dem Herzen des Barons zu lebhaft erneuerte.

Nun lassen Sie mich, liebster Herr Professor, bey Gelegenheit wissen, ob ich die Sache richtig erklärt habe? oder ob ich sie aus Partheylichkeit, oder Mangel der Einsicht, unrecht verstehe? Ich hätte wohl Lust Ihnen noch die Ursachen zu sagen, warum ich mir hierinnen noch weniger als sonst traue. Aber der Brief ist ohnedieß schon zu lang, und ich schäme mich, einen neuen Bogen zu nehmen. Leben Sie also wohl, und seyn Sie meiner vollkommensten Ehrerbietung versichert.

Dresden, den 7. Nov. 1763.

CLIV.

Liebste Mademoisell,

Ihre Apologie ist voll Güte und Scharfsinn, und vielleicht hat sie der Baron *** nöthig. Ich für meine Person habe indessen viel Ursache, ihn für einen ehrlichen Mann zu halten, und er ist mir auch unter diesem Namen von einem sehr rechtschaffenen Manne gerühmet worden. Irre ich, nun so hat uns Ihr Ungenannter doch nur eine traurige Wahrheit entdeckt, für die ich ihm nicht sehr danken kann. Sie ist aber auch nicht so leicht

zu erweiſen. Dieß ſoll mich ſo lange beruhigen, bis ich die Untreue des Mannes, die eine hiſtoriſche Sache iſt, hiſtoriſch bewieſen ſehe. Ich halte die Leute gern bis auf den letzten Augenblick für ehrlich, vielleicht weil ich wünſche, daß alle Menſchen es ohne Ausnahme ſeyn möchten.

Etwas anders! Ob Sie das Buch behalten ſollen? Ja, das verſteht ſich. Sie erweiſen mir ſo gar eine Wohlthat, wenn Sie es gern behalten. Leben Sie wohl, meine liebe Correſpondentinn.

Leipzig, den 10. Nov. 1763. G.

CLV.

Theuerſter Herr Profeſſor,

Nun weis ich, was unter allen Dingen in der Welt das leichteſte iſt; Ihre Wohlthäterinn zu ſeyn; ſo lange Sie das Ihnen eine Wohlthat erweiſen nennen, wenn man Ihre Geſchenke gern annimmt; und ich, wie ſollte ich das nicht in Betrachtung des Geſchenks, der Hand, von der es kömmt, und der Art und Abſicht, mit der es gegeben wird, thun? Ja, liebſter Herr Profeſſor, es iſt mir eine Freude, daß ich das Buch des Herrn Wilkes habe, und daß ich es von Ihnen habe. Nehmen Sie doch die Verſicherung hiervon, und die von meiner Dankbegierde, nur halb

ſo gern an, als ich Ihr Geſchenk, die neue Verbindlichkeit dazu, angenommen habe.

Daß meine Apologie, wie Sie meinen letzten Brief nennen, aus Gutherzigkeit herkam, mag wohl gewiß ſeyn; und es iſt mir ſehr angenehm, daß Sie auch ſo denken, und meine Gründe zu billigen ſcheinen. Scharfſinn iſt freylich, ich geſtehe es Ihnen, nicht ganz das Wort, das ich mir gewünſcht hätte, weil man ſich ſcharfſinnig auch ſehr betrügen kann, und weil man ſich nur zu oft, aus gutem Herzen, zu ſeinem und andrer Leute Vortheil blendet.

Wenn ich dieſes ſonſt nie beſorgt hätte: ſo würde ichs doch unfehlbar in dieſem und in einem jeden andern ähnlichen Falle thun. Es koſtet zu viel, diejenigen fehlerhaft zu finden, für welche wir Liebe und Ehrerbietung gefaßt haben. Unſer Herz beſitzt einen gewiſſen Stolz, und in unſern Geſinnungen iſt ſo etwas Erhabenes, nach welchem wir nicht einwilligen wollen, etwas zu lieben, das ſehr unvollkommen oder tadelnswerth wäre. Und doch läßt ſich die partheyiſche Neigung des Herzens, nicht ſo leicht durch die Gerechtigkeit der Vernunft regieren. Wir ergreifen alſo das Mittel, uns ſubtil zu hintergehen, und Gründe aufzuſuchen, die uns behülflich ſind, dasjenige für unſchuldig zu halten, was uns lieb iſt. So dürfen wir unſere Neigung nicht dem Stolze aufopfern, den wir haben, nichts Unwürdiges lieben zu wollen. Wir retten unſern Stolz und unſere Neigung zugleich,

indem wir uns über die Tugenden und Fehler unſrer Freunde geſchickte Blendwerke machen.

Ich ſchmeichle mir aber demungeachtet, Sie haben auch Richtigkeit in meinen Gedanken angetroffen. Denn wenn das nicht wäre: ſo hätten Sie gewiß die Gütigkeit gehabt, mir meinen Irrthum zu zeigen, und mich genauer und richtiger denken zu lehren.

Ich mache mir indeſſen die Freude, mit Ihnen zu glauben, daß die Apologie ganz unnöthig iſt. Ich habe es mir nur zur Regel gemacht, weil ſchlimme Nachrichten nicht ſelten wahr ſind, eine jede unangenehme Sache, die man mir hinterbringt, ſo lange als gegründet anzunehmen, bis ich alles ausgedacht habe, was ſie gut oder erträglich machen kann, und bis ich mir wider den Verdruß, den ich empfinden würde, wenn ſie zum Unglück wahr ſeyn ſollte, eine Zuflucht ausfindig gemacht habe.

Itzt, — ich bedaure Sie darüber nicht wenig — müſſen Sie, wenn Sie auch noch ſo viele Freunde um ſich haben, und wenn Ihnen auch der Herr Oberpoſtcommiſſar bleibt, doch in der Entfernung Ihres Freundes, des Herrn ** und der Gräfinn ** es empfinden, daß es eben kein Vergnügen iſt, ſich von ſeinen liebſten Freunden, von ſeiner Erholungsgeſellſchaft getrennet zu ſehen. Man kann einander freylich ſchreiben; aber dabey muß man viel ſitzen; und das Sitzen iſt nicht geſund, und das Schreiben verderbt die Augen. Zudem iſt es doch nur eine ſchwache Nachahmung

des

des Umganges und der Unterredung; wiewohl ich für mein Theil manchmal weit lieber schreibe, als rede. Wenn ich schreibe, stört mich Niemand; ich habe meine Gedanken unzerstreut; und kann einen jeden so lange ausbilden und fortsetzen, als es mir gefällt. Das ist im Gespräche nun schon nicht. Ich werde zu leicht unterbrochen, und in der Ordnung meiner Ideen gestört, und unvermerkt, ohne daß ich vielmal weis, wie es zugeht, von demjenigen abgeführet, was ich am liebsten hätte sagen, fragen oder beantworten mögen. Aber das gilt nur von mir, und ich will nicht damit sagen, daß jede mündliche Unterredung diese Mängel haben müsse. Und dann ist das Vergnügen, seine Freunde zu sehen, ihre Mienen zu bemerken, womit sie dasjenige begleiten, was sie uns freundschaftliches zu sagen haben, ihre Gedanken zu verstehen, noch ehe sie reden; die Bequemlichkeit seinem Freunde ohne Zeitverlust etwas zu erzählen, wenn es nur eine Kleinigkeit, ein bloßer Einfall ist, der nichts weiter thut, als daß er ihn in dem itzigen Augenblicke vergnügt, und schon in dem folgenden nichts mehr seyn würde; die Meynung seines Freundes sogleich über etwas zu hören, und sich ohne Umstände zu Rathe zu ziehen, ausfragen und beantworten zu können — Dieß alles sind Vorzüge des persönlichen Umganges, die der vertraulichste und beste Briefwechsel nicht ganz, und auch nicht ohne Unbequemlichkeit, ersetzen kann. Und das alles haben Sie nun bey Ihrem Freunde durch seine Entfernung eingebüßt.

Ich

Ich weis wohl, was Sie ſagen werden. Sie werden ſprechen: Es iſt Beruf, Pflicht, ein Wink der Vorſehung, dem man ohne Widerrede gehorchen muß. Das iſt es auch; aber ich bedaure Sie demungeachtet, und ich bedaure auch Ihren Freund, der ſo viel aufopfern muß.

Heute bin ich ſpatzieren geweſen, und der Spatziergang fängt an, mir eine Neigung zum Schlafe zu erwecken, die mir nun recht willkommen ſeyn ſoll, da ich den Tag mit der angenehmen Beſchäfftigung, an Sie zu ſchreiben, beſchließe, und mit der Bitte, daß Sie niemals an der Eherbietung und Liebe zweifeln wollen, mit welcher ich lebenslang ſeyn werde ꝛc.

Dresden, den 7. Dec.
1763.

CLVI.

Theuerſter Herr Profeſſor,

Ich bin recht betrübt, daß Sie, nach den letzten Briefen, welche die Frau Gräfinn ** und Herr Z* von Ihnen erhalten, am Beſchluſſe des letzten und am Anfange des itzigen Jahres, nicht ſo geſund geweſen, als ich wünſche, daß Sie immer ſeyn möchten, und als ich zum Theil, nach den guten Verſicherungen des Herrn **, den ich einmal bey Herrn Z* zu ſehen das Vergnügen gehabt, hoffen durfte.

Wie

Wie gütig ſind Sie indeſſen, liebſter Herr Profeſſor, daß Sie noch an mich denken, und mich in dem Briefe an Herrn Z* grüßen. Ich danke Ihnen für dieſen Beweis Ihrer Gewogenheit; aber ich bitte Sie, ſchreiben Sie nicht an mich, bis Sie es ohne alle Beſchwerung thun können: dieſes wird mir lieber ſeyn, als der längſte Brief, der Ihnen zu ſchreiben beſchwerlich geweſen wäre.

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Leben Sie wohl, beſter Herr Profeſſer. Ich wollte Ihnen aufrichtigſt wünſchen, daß die Tage Ihres theuren Lebens ganz glücklich und von jeder Trübſal frey ſeyn möchten, wenn ein ſolcher Wunſch ſich mit dem Zuſtande der Menſchen vertrüge, und man ein Beyſpiel hätte, daß dergleichen Wünſche jemals erfüllet worden wären. Aber das laſſen Sie mich von Gott bitten, daß Ihr Leben lang und geſegnet, und Ihrer heitern Tage mehr als der traurigen ſeyn mögen, und daß es Ihnen niemals an dem Troſte fehlen möge, den Sie dem Herrn von Z** gegeben: und von Ihnen bitte ich, daß Sie mich, ſo lange ich lebe, erkennen wollen für Ihre ꝛc.

Dresden, den 10. Jan.
1764.

CLVII.

Liebſte Mademoiſell,

Ob Sie mich gleich heute gebeten haben, daß ich nicht an Sie ſchreiben ſoll, wenn es nicht ohne alle meine Beſchwerung geſchehen kann: ſo will ich Ihnen doch heute noch zeigen, daß ich Ihren Bitten widerſtehn, und gern an Sie ſchreiben kann, auch wenn mirs ſauer wird. Ich danke Ihnen alſo, liebſte Freundinn, zuerſt für Ihre guten Wünſche zum neuen Jahre, die ich von Ihnen deſto williger und freudiger annehme, da ſie Niemand leicht kräftiger und aufrichtiger thun kann, als Sie. Auch Ihnen wünſchet mein Herz alle die Wohlfarth, durch die wir auf Erden ruhig, der Welt nützlich und zum Himmel reifer werden. Lebe ich nach Gottes Willen noch länger, ſo wird mirs Freude und Pflicht ſeyn, Ihr Beſtes, ſo oft ich kann, zu befördern, oder Ihnen doch zu zeigen, daß ichs gern befördern wollte. Zuerſt will ich Sie in dieſem Jahre meinem guten * * und ſeiner lieben Frau bey unſerm Abſchiede anbefehlen, der leider bald erfolgen, und für mich äußerſt traurig ſeyn wird. Dieſer Mann iſt faſt noch der einzige geweſen, zu dem ich oft mit allem meinem Kummer geeilet bin; und wenn ich nicht zu ihm gieng, ſo war mirs doch Troſt, daß ich zu ihm gehen konnte. Aber auch dieſer Troſt entgeht nunmehr meinem Leben, und getrennt von meinen älteſten und beſten Freunden, ſehe ich mich entweder einſam und allein, oder an der Seite der jugendlichen

lichen Welt, die nicht mehr meine Welt iſt. Doch unſer unzufriednes Herz, ſagt Gerhard, macht ohne Noth ihm manchen Schmerz, und vielleicht thut dieſes auch itzt das meinige. Soll ** mir zum Beſten in Leipzig bleiben? Und weis ich denn, wie lange ich ihn noch würde genießen können? Nein, ich will mich bemühen, ihn gern von mir zu laſſen. Einen der größten Dienſte, den ich von ihm erwarten und bitten darf, kann er mir auch in ** und an allen Orten auf Erden täglich leiſten. Gott ſchütze und ſegne dieſen frommen und zum Dienſte unſers Vaterlandes gebohrnen Mann! Aus meinem Zuhörer iſt er mein Freund, Wohlthäter und Rathgeber geworden, und auf eben dieſe Art iſt es auch der vortreffliche ** geworden. O wenn Sie nur wüßten, wie demüthig und wie klein ich mir bin, wenn ich dieſe beiden Männer, oder einen Cr** denke, der ehedem zu mir kam und mit vieler Schüchternheit mein Urtheil über ſeine jugendlichen Arbeiten einholte; der Mann, dem ich wenig Jahre hernach meine eignen Arbeiten zur Beurtheilung, nicht ohne Furchtſamkeit, vorlegte. In dem Lehrgedichte, der Chriſt, ſtehn zwo Zeilen, welche **, der ſonſt keine Verſe macht, als eine Verbeſſerung an den Rand des Manuſcripts geſchrieben hatte. Ich ſah, daß ſie ſchöner und kräftiger waren, als die meinigen, und ich nahm ſie mit Dank in meine Arbeit auf.

Von dieſem Gedichte muß ich Ihnen im Vorbeygehn eine kleine Anecdote erzählen. Ich verfertigte

fertigte es binnen eilf Tagen mit einer Begierde, die ich eine längere Zeit nicht hätte ausstehen können. Die ersten beiden Tage hatte ich ungefehr achtzig Verse niedergeschrieben. Den dritten Morgen strich ich sie voller Unmuth aus, entwarf einen andern Plan, schrieb nieder, war ohne Trost, wenn ich gestört wurde, lief oft in meine Kammer und betete, daß ich ja von Herzen und nicht aus unreinen Absichten schreiben möchte, ward endlich an einem Sonntage, Abends um sechs Uhr (ich hatte die Kirche nicht versäumet) fertig, und las mirs alsdann zum erstenmale laut vor. Ein sehr froher Abend für mich! O wie sind meine itzigen Tage von den damaligen unterschieden, unendlich unterschieden!

Daß die Frau Gräfinn W** itzt in Dresden und nicht in W** ist, auch dieses ist für meine Ruhe der größte Verlust. Ich würde diese Messe, die ich auf meiner Stube ängstlich versessen, bey ihr nützlich verredt haben. — O wie viel großes und frommes höre ich täglich von unserm seligen Churfürsten, einem Herrn, dessen Sachsen nicht werth war, über dessen Tod die Menschen weinen, und die Engel sich freuen! Die Tugend ist allezeit reizend, aber in einem Prinzen thut sie Wunder. Gott belohne unsern theuersten Friedrich Christian für seine väterliche Liebe in alle Ewigkeit!

Leipzig, den 11. Jan.
1764. G.

CLVIII.

CLVIII.

Beſter Herr Profeſſor,

Haben Sie Dank, daß Sie mich Ihrem Freunde und ſeiner Frau Gemahlinn empfohlen haben; und ſeyn Sie überzeugt, daß ich Sie in dieſen Ihren Freunden zeitlebens lieben und ehren werde.

Aber haben Sie denn gar Niemanden, der Ihnen erſetzen könnte, was Sie in der Entfernung des Herrn ** verlieren? Ich dächte, Sie dürften nur wählen. Wer weis, wie viel rechtſchaffne Männer Ihre Freundſchaft wünſchen, und als ein großes Gut betrachten; die aber zu beſcheiden ſind, darum zu bitten? Es mag wohl ſchwer fallen, neue Verbindungen zu errichten, vornehmlich alsdann, wenn man in ſeinen vorhergehenden ſehr glücklich geweſen iſt; und alte Freundſchaften müſſen freylich ihre großen Vorzüge haben: aber es giebt doch auch immer ſolche gute Menſchen, bey denen man weder einen langen Umgang, noch eine lange Prüfung nöthig hat, um ihres Herzens ganz verſichert zu ſeyn.

Die kleine Anekdote von einem Ihrer vorzüglichſten Gedichte, dem Chriſten, iſt mir ſehr lieb. Gott belohne Sie in alle Ewigkeit auch für dieſe Arbeit und für den frommen Eifer, aus welchem Sie ſie unternommen haben. Wollten Sie mir wohl bey Gelegenheit einmal die zween Verſe des Herrn ** anzeigen? O theuerſter Herr Profeſſor, Sie können ſich in Ihrer Demuth nim-

mermehr so klein seyn, als Sie mir darinnen groß sind.

Wenn Sie doch nur der Poesie nicht entsagt hätten! Itzt würden alle Ihre Freunde Sie bitten, unserm theuersten Churfürsten auch in Ihren Schriften ein Denkmal zu hinterlassen. Und Sie würden dem Vaterlande diesen Dienst nicht versagen. Jeder redliche Unterthan, dessen Herz zu voll, oder dessen Zunge zu unberedt ist, die Empfindungen seiner Seele zu sagen, würde es Ihnen danken, und sich freuen, daß Sie ihm eine Sprache erfunden hätten. Er würde die schönsten Stellen auswendig lernen, und wenn er dann von seinem Churfürsten reden wollte, mit Ihren Worten von ihm reden.

Ich habe einige Kleinigkeiten auf den Tod dieses unschätzbaren Prinzen gedruckt gesehen; aber es ist alles nichts. Die Größe des Gegenstandes, wie Sie wissen, setzt allemal die Schwäche des Dichters in ein helleres Licht, als ein geringer Innhalt. Und ich denke, wer den Werth unsers Verlustes kennt, und davon, wie er soll, durchdrungen ist, der kann, wenn er anders ein Dichter ist, nichts Mittelmäßiges schreiben. Entweder er wird ganz schweigen, oder er muß im Ausdrucke seiner Empfindungen vortrefflich seyn.

Haben Sie denn auf Ihrer Akademie keinen jungen Dichter, welchen patriotische Regungen und Ihre Aufmunterungen in einen poetischen Enthusiasmus versetzen, und ihm ein Lied eingeben könnten, das eines solchen Prinzen würdig wäre?

Wie

Wie ſehr wünſchte ich, daß Cramer noch unſer ſeyn möchte! wiewohl ich ihn den Dänen nicht mißgönne. Aber gewiß man ſollte dafür ſorgen, daß den Sachſen ein treues Bild aller der Tugenden ihres verlornen Vaters, und aller Verdienſte, die er um Ihre Wohlfahrt hat, aufbehalten würde. Und wenn das auch gleich zur Ausbreitung und Unſterblichkeit ſeines Ruhms, und zur Erhaltung ſeines unvergänglichen Andenkens in den Herzen ſeiner Unterthanen, nicht nöthig iſt; ſo ſcheint es doch die Pflicht der Dankbarkeit zu erfodern. Kein wahres Genie, denke ich, ſollte bey einer ſolchen Gelegenheit ſeine Talente ungebraucht laſſen.

Indeſſen wenn auch Niemand da iſt, der im Namen des Landes prächtig klagt, und den wahren Schmerz der Unterthanen berühmt macht: ſo iſt er doch deswegen nicht weniger wahr, nicht weniger pflichtmäßig, und den Sachſen eine Ehre; und wer die Sachſen kennt, wird gewiß hier das Volk von aller Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit freyſprechen, und den Ruhm des Fürſten und die Liebe der Unterthanen in den ungekünſtelten Thränen ſo deutlich und ſo überzeugend, als in dem erhabenſten und rührendſten Gedichte, leſen. Der ſechste Februar iſt der Tag, der beſonders dem ehrenvollen Andenken unſers ſeligen Churfürſten gewidmet iſt. Ein trauriger Tag! an welchen in Einer Stunde, an allen Orten im Lande, unzählich viel Großes und Frommes und Edles, bald ſchön, bald ſchlecht, von ihm geſaget werden

wird. Aber die Rührung in den Herzen der Zuhörer wird den Rednern auf der Kanzel zu Hülfe kommen, und mehr thun, als ihre Beredsamkeit kann. Leben Sie wohl.

Dresden, den 21. Jan. 1764.

CLIX.

Liebste Freundinn,

Also haben Sie mein Portrait? Dank sey es der guten Gräfinn, daß Sie es haben; und Dank Ihnen, daß Sie es so werth halten! Nun fehlet nichts mehr, als daß Sie das kranke Original noch sehen und sprechen. Aber wann wird das geschehen? Vielleicht bald; vielleicht in diesem Leben niemals; denn ich bin ziemlich krank. Wenigstens denke ich itzt oft an das Carlsbad, noch öfter an den Tod; und wer denkt oft und weise genug daran? Ich habe wieder einen lieben Freund, der Böhme hieß, Landrichter im Kreisamte, ein Liebling von W**, und jünger als ich, war, durch einen geschwinden Tod verloren. So stirbt die Welt meiner Bekannten mir ab, bald durch den Tod, bald durch Entfernung! Aber getrost! Ein guter Tod ist Leben und Seligkeit, und das Sterbebette oft noch Ruhe und Friede. Ich denke niemals an das Ende des großen Addison, ohne eine christliche Eifersucht. Sie kennen es aus Ihrem

Young.

Young. O Gott, möchte doch das meinige eben
o seyn; wie überglückselig wäre ich!

Künftige Woche will ich Ihrer Freundinn in
* * die Briefe, die sie von Ihnen besitzt, und die
hr schön sind, wieder schicken, und ihr für die
Mittheilung derselben danken, noch einige andere
Briefe beantworten, und hierauf, wenn Gott will,
nige Zeit aufs Land gehen. Küssen Sie der Frau
räfinn die Hand in meinem Namen. Leben Sie
ohl und schreiben Sie mir bald wieder.

Leipzig, den 31. März
1764.

G.

CLX.

Mein lieber Herr Herr Professor,

Es war sehr gütig von Ihnen, daß Sie mir am
Ende Ihres Briefs sagten, bald wieder zu
elben; und nun bilde ich mir ein, daß ich, auf
solche Erinnerung, nach zehen Tagen nicht
genug schreibe. Was mich abhielt? — Ich
n es Ihnen nicht eigentlich sagen. Ihr Brief
— — ich weis nicht — ob traurig? Wohl
mal habe ich ihn, in der Absicht, ihn zu be-
orten, gelesen, und habe die Feder wieder
elegt, und den Brief auch; ich hatte keinen
h. Die Idee Ihres verstorbenen und Ihrer
rnten Freunde, die Gedanken an Krankheit
Tod — und an wessen Krankheit und Tod!

machten mich so niedergeschlagen, daß ich nicht schreiben konnte. Es scheint mir selbst nicht, als ob ich in der itzigen Stunde fröhlicher wäre; aber ich bin itzt auf so eine Art betrübt, daß ich gern mit Jemanden, der es mir erlaubte, davon reden möchte; und itzt habe ich keinen Menschen um mich, als Sie, mein theuerster Freund; denn wenn ich an Sie schreibe, bin ich ganz bey Ihnen.

Es ist wahr, wenn ich den Tod Ihres Freundes und Ihre Krankheit abrechne, enthält Ihr Brief lauter tröstliche Bilder, das Bild des guten Todes und das Sterbebette eines Frommen, von welchen unser lieber Young sagt, „daß „es sein Heiligthum, über den gemeinen Weg des „tugendhaften Lebens hinausgesetzt, mit besondern „Vorrechten begnadigt ist, und ganz im Gebiete „des Himmels liegt — Denn der Himmel erwar„tet nicht den letzten Augenblick; schon diesseits „des Todes erkennt er seine Freunde, und zeigt sie „den Menschen zu einer wichtigen Lehre. Denn „nicht im Tode ist der Sterbliche zu finden. Sein „Verhalten ist ein Vermächtniß für alle —“

Nun giebt es wohl Menschen, die darüber traurig werden, wenn sie Personen, die sie lieben, vom Tode reden hören, ja, die über den Gedanken an ihren eigenen Tod traurig werden. Aber ich gehöre nicht zu diesen Menschen. Einmal ist uns der Gedanke des Todes ein so höchst nöthiger Gedanke, daß er nie für traurig sollte gehalten werden; denn das giebt Gelegenheit, ihn zu entfernen. Und hernach ist er ja eine von den ersten

allge-

allgemeinen Lehren, die der mitleidige Schöpfer
ſeinen verirrten Menſchen, zu ihrem Wohlverhal-
ten in der Welt, durch die Natur gegeben. Denn
welche Wahrheit, als die: Du biſt Staub, und
wirſt wieder zu Staub werden; war geſchick-
ter, uns zu lehren, wie weit unſre Anſprüche an
die Welt gehen ſollen und dürfen, und uns wieder
zu demjenigen Punkte der Wahrheit zurück zu brin-
gen, von welchem unſre unordentlichen Neigungen
uns alle, die einen mehr, die andern weniger,
ableiten? — Und endlich, wer es glaubt, daß
die Religion dasjenige iſt, was uns in der gegen-
wärtigen Welt ruhig, und in der künftigen ſelig
machen kann; wie kann der den Gedanken des To-
des nicht lieben? Wie kann er es vergeſſen, daß
dieſer Gedanke vorzüglich zur Religion gehört, ja
ſelbſt Religion iſt? In der That, ſo wie ich ihn
betrachte, iſt er ihr vornehmſter Innhalt. Um
des Todes willen iſt die Religion, nicht um die-
ſes, oder doch weniger um dieſes Lebens willen.
Der Tod giebt der Religion Urſache und Wirkſam-
keit, und bringt uns zu unſerer Beſtimmung, und
vollendet uns zu dem Endzwecke, zu welchem uns
die Religion nur vorbereiten ſoll. Was wäre ſie
ohne den Tod? Und wie wollen die ſterben können,
die vor dieſem Gedanken fliehen?

Beſter Freund, Gott erhalte Ihr Leben noch
lange, und ſegne es mit Geſundheit! Sie kennen
mein Herz, und wiſſen, wie aufrichtig ich Ihnen
dieſes wünſche. Und ich kann es aufrichtig thun:
nicht allein, weil ich Sie liebe, und gewiß bin,

daß ich einen Theil Ihrer Gewogenheit beſitze, die mir unausſprechlich theuer iſt; ſondern weil ich gewiß weis, daß Sie einen jeden Tag Ihres Lebens, ſich und andern zum Segen, und keinem einzigen zum Schaden, leben würden. Aber wenn Sie einſt Ihre theure Seele Ihrem Gotte überlaſſen ſollen — — o ſo wünſchte ich, daß ein Young dabey gegenwärtig ſeyn, und dem nachfolgenden Geſchlechte die Scene Ihres Todes ſchildern möchte; — eines Todes, der ſo fähig wäre, das Beyſpiel Ihres Lebens mit Nachdruck zu empfehlen! —

Aber was iſt denn nun ſo Trauriges in allem dem, was ich bisher geſchrieben habe? Dieß habe ich mich ſchon etlichemal gefragt; und es iſt nichts. Gleichwohl, was weine ich? Ich habe immer mit unter im Schreiben geweint, und ich dächte, wenn mein Leben darauf ſtünde, ich könnte mich deſſen itzt nicht enthalten, aber ich weis nicht woher es kömmt. Ich bin eben nicht zur Traurigkeit gemacht; und manchmal habe ich gar von mir geargwohnet, daß mein Gemüth etwas mehr natürlichen Hang zum Leichtſinne als zum Ernſte habe. Indeſſen kann ich doch leicht ſehr tief gerühret werden, und das, ohne den Einfluß äußerlicher Dinge, die etwa mich beſonders angiengen; nur durch meine eigene Betrachtungen. Aber in der That; es ſind in dem Leben, und ſelbſt in dem Leben guter Menſchen, ſo viel traurige Zufälle, und manchmal in einem einzigen Streiche ein ſo vielfaches Unglück, daß man wohl Urſache zum Weinen hat.

Heute

Heute aber habe ich ein Vergnügen, das wirklich für mich groß iſt, ob es wohl kein ſehr fröhliches Anſehen hat. In meiner Nachbarſchaft wohnte ein Mann, ein ***, der von einigen geliebet und geehret, von andern hingegen getadelt, verſpottet, und, ich kann ſagen, geläſtert ward. Ich habe ihn nie genau gekannt, und daher auch keinen Beruf zu haben geglaubt, mich um ihn und das, was von ihm geſagt ward, ſorgfältiger zu bekümmern. Dieſer Mann nun iſt heute früh, nach einer kurzen Krankheit von fünf Tagen, die ihm aber bis an die letzte Stunde den freyen Gebrauch ſeines Verſtandes gelaſſen, unter anhaltenden Anfällen einer ängſtlichen Erſtickung, mit völliger Losmachung von der Welt, mit einem freudenvollen Verlangen nach der Ewigkeit, voll Ruhe und Troſt, ſelbſt Troſt für ſeine Frau und ſeine drey jungen Waiſen, die er wirklich als ein guter Ehemann und Vater geliebet hat, geſtorben. Nun wiſſen Sie, liebſter Herr Profeſſor, und Young ſagt es auch: „Ein Sterbebette iſt ein Verräther „des Herzens. Hier wohnt ein unüberwindlicher „Beweis; hier läßt die müde Verſtellung, die „Beherrſcherinn in dem Geberdenſpiele des Lebens, „ihre Larve fallen; hier ſind Schein und Wahrheit einerley; hier ſehn wir den Menſchen; wir „ſehen ſein ſichres Vertrauen auf den Himmel, „wofern ſeine Tugend rechtſchaffen iſt —“ Soll ich nun nicht glauben, daß die Tugend dieſes Mannes, die, wenigſtens mir, ſein Tod zu rechtfertigen ſcheint, rechtſchaffen geweſen, und daß er von

Verläumdern, wo nicht in allem, doch in den Hauptſachen, Unrecht gelitten? (denn ich verlange ihn nicht von jedem Fehler frey zu ſprechen: ich weis es, daß er welche hatte; und wo iſt der Menſch, der ganz davon frey wäre? —) Und ſoll ich mich nun nicht freuen zu denken, daß Gott ihn aus Gnaden, mit ewigen Ehren die leichte Verachtung einiger Menſchen erſetzen werde?

Ich habe der Frau Gräfinn in Ihrem Namen die Hand geküßt. Sie empfiehlt ſich Ihnen beſtens, und freut ſich darauf, Sie nach den Feyertagen zu ſehen, und hernach mit Ihnen zugleich in Carlsbad zu ſeyn. Möchten Sie doch dießmal, noch geſünder und dauerhafter geſtärkt, von dort zurück kommen, als vorm Jahre; und möchte ich Ihnen noch viele Jahre ſagen können, daß ich mit der vollkommenſten Ehrerbietung bin ꝛc.

Dresden, den 8. April
1764.

CLXI.

Theuerſter Herr Profeſſor,

Unſer guter Herr von Ch*** iſt ſeit acht Tagen wieder hier, und geht morgen, oder längſtens künftige Mittwoche zurück nach F**. Wo ich nicht irre, iſt er Ihnen genau bekannt. Dächten Sie nicht, daß er einer von den beſten jungen Leuten iſt? Nach dem, was ich von ihm gehört und

geſehen

geſehen habe, mache ich keine Schwierigkeit, ihn unter die beſten der wenigen Menſchen zu ſetzen, die ich kenne. Aber je mehr mir ſein ſolider Charakter, ſeine philoſophiſche und aufrichtige Seele gefällt, und ſeine Geduld, Freudigkeit und Ergebung mich erbaut; ſo ſehr betrübt mich die traurige Beſchaffenheit ſeines Glücks. Seit zwey Jahren iſt er nun ſchon in F**, und legt ſich auf diejenige Wiſſenſchaft, auf die ihn ſeine Neigung vorzüglich geführet, und darinnen er nützlich ſeyn zu können glaubt. Hätte er nur ſo viel, daß er leben könnte; ſo würde er, da er wirklich Verſicherungen und Hoffnungen, obgleich keine gewiſſe Ausſicht vor ſich hat, aus Neigung noch dort bleiben, und ruhig den Zeitpunkt ſeiner Verſorgung erwarten. Aber da ſeine Umſtände es ihm nicht erlauben, aufs Ungewiſſe hinzuleben; ſo wird er ſich gezwungen ſehen, außer Landes ein Glück zu ſuchen, das vielleicht eben ſo ungewiß iſt. Dieſer Schritt wird ihm unendlich ſauer ankommen, da er eine Schweſter zurückläßt, die in G** bey ſeinem alten abgelebten Vater lebt, der ſie kaum nothdürftig unterhalten, ihr alſo kein Erbtheil als ſeinen Segen (der Bruder ſpricht, ſie wäre ein frommes Kind) hinterlaſſen kann, und nach deſſen Tode ſie ſich ganz allein in einer Welt befinden wird, in der ihr Bruder, wenn er nur unterdeſſen eine ſehr mäßige Verſorgung erhielte, ihre einzige und beſte Zuflucht wäre. Ich will eben nicht ſagen, ob es wohl ziemlich wahrſcheinlich iſt, daß Menſchen, und recht gute Menſchen, die im Glücke

ſind,

ſind, und ſich nie in einer traurigen Situation befunden, oder ſie doch längſt vergeſſen haben, gegen das Unglück der Andern eine gewiſſe Gleichgültigkeit behalten, die ſie verhindert, ſo viel Antheil daran zu nehmen, als man nehmen muß, wenn man im Ernſte darauf bedacht ſeyn will, einem Unglücklichen zu helfen. Allein das kann man ſicherer behaupten, daß das vornehmſte Hinderniß darinnen mit beſteht, daß diejenigen, welche Hülfe bedürfen, bey denen, welche die Mittel dazu in ihren Händen haben, ſo ſchwerlich Gehör finden, weil dieſe, theils mit Geſchäfften überhäuft, und dadurch zerſtreuet werden, und theils Ceremonienbeſuchen und andern dergleichen Schuldigkeiten eine Zeit aufopfern müſſen, die ſie geſegneter zum Dienſte und zur Beförderung des Glücks beſcheidener Tugendhaften anwenden würden, die keinen Freund haben, der für ſie ſpricht, und keinen Schimmer um ſich her, der Aufmerkſamkeit erregt. Eben ſo geht es auch dem armen Ch***, der manchen vergeblichen Gang, auch wohl manche vergebliche Reiſe thun muß, und doch vor diejenigen nicht kommen kann, die ihm allein einige gewiſſe Ausſichten eröffnen, oder ihm wenigſtens eine abſchlägliche Antwort ertheilen könnten, die er vielleicht noch als eine Wohlthat annehmen würde, wenn er ſie erhielte, ehe er noch mehr Jahre bey Erlernung ſchwerer Wiſſenſchaften verlöre, die am Ende vielleicht für ihn ganz ohne Nutzen ſeyn werden.

In der That wenn ich die vielen Exempel dieſer Art betrachte, wie beſchwerlich der Eintritt in die Welt, und oft das Leben ſelbſt derer iſt, die Würden und Ehren erlangt haben, die ſie durch mühſame ſorgenvolle Arbeiten erkaufen: ſo kehre ich das Geſicht ab, und ſage, daß es traurig in der Welt zu leben iſt. Aber das muß vielleicht ſo ſeyn. Wäre hier alles nach den Geſetzen der Billigkeit abgemeſſen, wären alle Tugendhafte ſo glücklich, als ſie zu verdienen ſcheinen: ſo würden wir wenig an diejenige Welt denken, wo die Gerechtigkeit allein herrſchen ſoll.

Quand ſur la terre penétré de douleur
Je vois l'humble vertu, qu'accable le malheur:
J'éléve mes regards vers un juge ſuprême,
Et je reconnais Dieu dans ce deſordre même.
Puiſqu'il le ſouffre, il doit le réparer un jour. —

Und das wird er thun. O wenn wir nur den Gedanken der zukünftigen Welt ſtets bey uns lebendig erhielten: wie ſehr wenig Dinge würden alsdann für uns eine Verſuchung zum Murren ſeyn!

Aber wie kommen Sie denn dazu, daß ich Ihnen den Kummer meines Freundes klage? — Doch ich dürfte Ihnen ja wohl eben ſo zuverſichtlich meinen eigenen klagen. Warum ſind doch nicht alle Menſchen ſo mitleidig wie Sie? Dadurch würde ſchon die itzige Welt dem Himmel gewiſſermaßen ähnlich werden. Leben Sie wohl, mein theuerſter Freund. Ich bin zeitlebens ꝛc.

Dresden, den 21. Sept.
1764.

CLXII.

CLXII.

Theuerſter Herr Profeſſor,

Ich ſchicke Herr C*** Thomſons Jahreszeiten wieder, die er mir und meiner Schweſter ſeit meiner Abreiſe aus Leipzig geliehen hat, und die mir ganz ausnehmend wohl gefallen. In der That, wenn ich auch in meinem Leben kein engliſches Buch mehr zu leſen bekäme: ſo ſollte es mich doch nicht gereuen, nur um dieſes einzigen willen Engliſch zu lernen. Ich habe es zweymal, und mit ſehr vielem Fleiße geleſen, und, wie ich wenigſtens glaube, bis auf drey oder vier kurze Stellen, ganz verſtanden, und mich unterm Leſen vielmal bey demjenigen bedankt, der uns zuerſt zur engliſchen Sprache Muth gemacht hat.

Ich erfahre zuweilen, wie Sie ſich befinden, und freue mich, ſo wie ich mich bey meiner andern Freunde vollkommenen Geſundheit freue, wenn ich höre, daß Sie nicht krank ſind. Nur ein verneinendes Wohlbefinden! — — Es iſt traurig für ſeine Freunde zu fürchten. Das habe ich itzt ſehr lebhaft bey der Krankheit unſrer lieben Madam D** empfunden; denn niemals habe ich gewußt, daß ſo viel Urſache zu fürchten war als da.

Es ſind heute ſechs Jahre, daß ich einen Freund zum letztenmale ſah, der in zehen Tagen darauf todt war, ohne daß ich für ihn fürchtete. Er verließ mich geſund und froh, und das erſtemal, als ich wieder von ihm hörte, meldete man mir ſeinen Tod. Es thut nichts, daß ſein Name unbekannt,

kannt, ſein Leben kurz war; daß die Welt ihn nicht kannte, nur wenige ſeinen Werth wiſſen, und Niemand von ihm ſpricht — Von ſeinem Andenken inſpirirt, habe ich dennoch Recht, wenn ich ihn mit in den Innhalt eines Briefes an Sie miſche. Dieß ſey eine Ehrenbezeigung, die ich ſeinem Andenken erweiſe, gleich den Blumen, die man auf geehrte Gräber ſtreut! Es iſt keine fremde Materie, ob er ſelbſt gleich Ihnen unbekannt war. Denn er war ein frommer Jüngling

As truth ſincere, as weeping friendſhip kind.

und ein Freund — — theuerſter Herr Profeſſor, ein ſolcher Freund, als ich glaube, daß Sie in den Jahren des Jünglings, ehe noch ernſthafte Sorgen Ihr Herz einnahmen, und Empfindung von Krankheit, und die der Krankheit beſchwerlichen Geſchäffte, die zärtlichern und angenehmern Eindrücke ſchwächten, Ihren jungen Freunden geweſen ſind. Er ehrte Sie zärtlich. Vielleicht mögen wohl einſt nach dieſem Leben Ihre Seelen einander ausfindig machen, einander deutlich kennen, und in alle Ewigkeit einander lieben. Welch ein Segen des Himmels iſt tugendhafte Freundſchaft! Welcher Anblick iſt ſchöner, als der Anblick einer edlen und gefühlvollen Seele, und welche Quelle menſchlicher Glückſeligkeit iſt reicher und unerſchöpflicher, als das heilige Bündniß, das ſolche Seelen vereinigt!

Sie kennen wohl das jüngſte Fräulein S** in J** nicht? Sie iſt eine Freundinn, die mir meine Reiſe zu Ihnen eingebracht hat. Wollen Sie

wiſſen,

wiſſen, wie ihr Herz redet: ſo leſen Sie nur dieſes Briefchen von ihr.

Da ich einmal von meinen Freunden mit Ihnen rede, muß ich Ihnen auch noch ein Wort von meiner K*** ſagen: — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Indeſſen bin ich doch von ihrer Liebe und Freundſchaft ſo vollkommen überzeugt, als ich Sie, beſter Herr Profeſſor, zu überzeugen wünſche, daß ich, ſo lange ich lebe, die leichte und angenehme Pflicht lieben und in Ehren halten werde, mit dem dankbegierigſten Herzen zu ſeyn ꝛc.

Dresden, den 18. Sept. 1765.

CLXIII.

Liebſte Mademoiſell,

Da Sie meine Umſtände kennen, ſo darf Sie meine ſpäte und kurze Antwort auf Ihre beiden langen und lieben Briefe nicht befremden. Genug daß ich Ihr Freund bin; wenn ich auch Ihr unfleißigſter Correſpondent wäre. Der erneuerte und von Ihren Aeltern gebilligte Briefwechſel mit Herrn X** kann mir nicht anders als angenehm ſeyn, ſo wie er für dieſen gewiß vortheilhaft ſeyn muß. Indeſſen erſchrecke ich doch über die

die Menge Ihrer Correſpondenten, die das gute Fräulein S** noch vermehrt hat. Wenn Sie verheirathet wären, würden Ihnen freylich die Geſchäffte des Hauſes den Briefwechſel ſchwer machen; aber nun ſind Sie es itzt noch nicht, und alſo genießen Sie das Privilegium, Ihre freyen Stunden zum Schreiben anzuwenden, in ſo fern Ihre Frau Mutter es billiget, und Ihr künftiger Mann nichts dabey verliert. Die Frau D** iſt Ihre ſehr große Freundinn, davon bin ich ein Zeuge; ſo wie ſie überhaupt eine vortreffliche und liebenswürdige Frau und Mutter iſt. Ich bin zween Tage in B** bey dem Grafen B* geweſen; aber meine Kränklichkeit, mit der ich täglich ſtreite, und die rauhe Witterung, haben mich wenig Vergnügen da genießen laſſen. Ich eilte alſo zurück, als gehörte ich nicht mehr auf das Land. Leben Sie wohl, liebe Mademoiſell, und verſichern Sie Ihr ganzes Haus meiner Hochachtung und Ergebenheit.

Leipzig, den 22. Sept. 1765.

G.

CLXIV.

Antwort auf den vorhergehenden Brief.

Schon wieder eine freye Stunde? werden Sie ſagen. Ja, liebſter Herr Profeſſor, und ich habe deren ſchon verſchiedene ungern vor-

beyſtreichen laſſen, aus bloßer Furcht, Sie möchten endlich mehr über die Menge meiner freyen Stunden, oder über meine wenige Arbeit, als über die Anzahl meiner Correſpondenten erſchrecken. Wenn ich meine Correſpondenten zähle, ſo dächte man doch, ich müßte ſehr viel ſchreiben — Der Herr Profeſſor Gellert; der Herr Oberpoſtcommiſſar, ſchreibt, glaube ich, nicht mehr; der Doktor S**, ſchreibt, denke ich, auch nicht mehr, oder doch ſelten — meine K*** in C**, das Fräulein Sch**; ſchreiben nicht oft — die Madam D** ſchrieb ſonſt auch ſelten, will aber nun öfter ſchreiben — o tröſten Sie, tröſten Sie doch die gute Madam D**, beſter Herr Profeſſor! — Herr F** etwan alle Monate; der Herr von Ch*** des Jahres zwey bis dreymal, Engliſch; der kleine Däne S*** allemal zum Neuen Jahre; Eine gewiſſe Fräulein von A*** in G** ſchreibt ziemlich oft wegen einer Angelegenheit, die ſie hier am Hofe hat, und von der ſie zuweilen einige Nachricht verlangt; und endlich faſt wöchentlich zween Briefe, die ich im Namen meiner Mutter an ihre verheirathete Schweſter ſchreibe. Wenn ich die Briefe an das Fräulein A***, und die an meine Tante abziehe, welche ich ohnedem nicht zu meinen freyen, ſondern zu meinen Arbeitsſtunden rechne, und die übrigen Correſpondenzen gleich eintheile, ſo kann unmöglich auf eine jede Woche ein Brief kommen. Nun ſind mir alle meine Abende frey, und wir ſind immer allein und haben gar keine Geſellſchaft. Ich bin alle Abende zu

Hauſe,

Hause, ich müßte denn einmal bey Herr Z** seyn, und habe überhaupt wenig Bekanntschaft, und wenig Besuche zu geben und anzunehmen. Auf diese Weise, liebster Herr Professor, erspare ich sehr viel Zeit, die ich nach meiner Neigung zum Lesen, zum Schreiben, oder zu kleinen Nebenarbeiten anwenden kann. Ich bin so unglücklich daran, daß ich von meinen liebsten Freunden entfernt bin. Hätte ich sie hier um mich, so würde ich ihnen viel mehr Zeit schenken, und keinen Augenblick davon bereuen. Wenn ich verheirathet wäre, würde sich freylich diese meine Eintheilung ein wenig ändern müssen; aber dafür finden auch verheirathete Frauenzimmer viel Nachsicht gegen ihre Nachlässigkeiten in solchen Fällen. Ich, so begierig ich auch auf Briefe von meinen Freunden bin, ließ es mir doch gern gefallen, daß die liebe Madam D** selten schrieb, und auch, wenn sie einmal schrieb, den halben Brief diktirte, und durch Herrn F** schreiben ließ. In der That glaube ich nicht, daß man, wenn man sich verheirathet, allen freyen Stunden entsagen müßte. Allein ich denke, eine zärtliche Frau, die ihren Mann liebt, und in demselben einen angenehmen Gesellschafter findet, soll nicht wünschen, über ihre freyen Stunden so unumschränkt befehlen zu können, als sie thun mochte, da sie noch unverheirathet war. Ich meyne, sie soll ihre Geschäffte, wenn es möglich ist, so eintheilen, daß sie sich diejenigen Stunden frey machen kann, in welchen ihr Mann ohne Geschäffte ist, damit der Mann so we-

nig als möglich, die mit Arbeit und Sorgen beschäfftigte Haushälterinn in ihr erblicken; sondern, so viel als möglich, die heitere gefällige Freundinn in ihr finden möge, die bereit ist, mit einem freyen Gemüthe an seinen vergnügten Stunden Theil zu nehmen, und sorgfältig, die Wolke zu zertheilen, die sich etwan darüber ausbreiten will.

Es können freylich Fälle und Umstände kommen, in welchen der beste Plan dieser Art nicht auszuführen ist; ja, solche Umstände, in welchen die gefälligste und verbindlichste Frau alle Fähigkeit dazu verliert — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Es giebt wohl tausend alltägliche Heirathen, die es zeigen, daß sie ohne Wahl geschlossen wurden; aber diese hält mein Herz für ein Unglück. Welche Empfindung kann durch dergleichen Bündniß befriedigt werden? — Ich glaube in der That nicht, daß meine Begriffe romanhaft sind, und doch weis ich nicht gewiß, ob ich ganz so denke wie ich soll. Wenn die Frau von Beaumont ohne Ausnahme Recht hat; so habe ich wohl Unrecht. Wenn aber der Ehestand, so wie alle Stände dieses Lebens, seinen Frieden und seine Last hat; wenn es öfter geschieht, daß der erste ganz vermißt wird, und nur eine erkaufte und durch fromme Besiegung des Verdrusses erstrittene Zufriedenheit zu erlangen ist; hingegen die andere niemals ganz wegbleibt, und sich unvermeidlich auch

in die vergnügteste Ehe eindränget: so denke ich, diejenige Person handelt unvorsichtig, unverantwortlich gegen sich selbst, und mit einem verwegenen Vertrauen auf ihre eigenen Kräfte, die, (es wäre denn aus dringenden Ursachen, und um sich von einem noch traurigern Schicksale zu befreyen,) sich ohne einige, wenigstens dem Scheine nach, zuverlässige Aussicht von Vergnügen, gewissen und unvermeidlichen Beschwerlichkeiten, auszusetzen wagt.

Ich habe heute auch an meine liebe Frau D** geschrieben. F** kam gestern von Leipzig hier an, und brachte mir einen Brief von ihr. Einen so zärtlichen, so rührenden Brief — und doch nicht ein Wort von ihrem schmerzlichen Verluste. Gestern Abends beantwortete ich ihn schon, und heute, als Herr F** fort war, wandte ich den übrigen Vormittag an, diese Antwort zu schließen, und an Sie zu schreiben. Leben Sie recht wohl, bester und gütigster Freund! Wenn ich auch unter allen den würdigen Personen, deren Freund Sie sich nennen, am wenigsten in Betrachtung zu ziehen bin: so stellt mich doch dieß zufrieden, daß ich mit zu der Zahl derer gehöre, die von Ihrer Freundschaft am lebhaftesten gerührt sind, und den ganzen Werth derselben empfinden.

Dresden, den 12. Oct.
1765.

CLXV.

Mein beſter theuerſter Herr Profeſſor,

Ich habe die Frau Gräfinn V**, die ich, wie Sie wiſſen, aufrichtig verehre und liebe, nebſt ihrer Fräulein und ihrem Sohne geſehen. Hernach beſuchte ich mit meiner Schweſter unſere gute Freundinn, die Madam H**, und nun, um den Tag vergnügt zu beſchlieſſen, mache ich Ihnen noch einen kleinen Abendbeſuch. Fürchten Sie nichts, er ſoll nicht lange dauren, ich will auch meine D** noch ſprechen, und auch dem D. S** noch wegen ſeiner Mutter condoliren; das aber mag bleiben bis auf die Nacht.

Sie werden wohl denken, und es kann faſt nicht anders ſeyn, daß ich ein ſehr müßiges Leben führe, weil ich in Einem Tage Beſuche gebe und Briefe ſchreibe. Aber wenn Sie wüßten, wie viel ich itzt Zeit erſpare. Ich habe itzt faſt gar nichts zu antworten. Ich bin oft zu meinem eigenen Erſtaunen fleißig. Niemand ſcheint zu denken, daß ich es bin, als bis ich es erzähle; und es iſt doch ſo was verdrießliches, von ſeinen eigenen Verdienſten zu reden. Davon zu ſchreiben, iſt noch leichter. Mir wird es wenigſtens gar nicht ſchwer.

So fleißig ich aber meinen Gedanken nach itzt bin, ſo glaube ich doch, daß ich es noch mehr ſeyn könnte. Ich habe mir alſo vorgenommen, im künftigen Jahre eine Probe zu machen. Ich will verſuchen früher aufzuſtehen, und ſo wenig Zeit zu

vertän-

ertändeln, als nur möglich iſt. Warum das? — O lieber Herr Profeſſor, darunter ſteckt ein wichtiges Geheimniß. Ich habe, oder vielmehr, ich werde mit zwo Geſellſchaften in unſere Kirchenlotterie legen, und bin noch überdieſes in einer andern Lotterie, in der ich ſchon, (ich weis ſelbſt nicht recht ob acht oder achtzehn Groſchen) gewonnen habe. Nun denke ich, es kann nicht fehlen, ich werde doch etwas gewinnen, wenigſtens ſo viel, daß ich davon auf künftiges Frühjahr eine Reiſe nach Leipzig in Geſellſchaft meiner Geſchwiſter bereiten kann; denn ich wünſche mir faſt nichts ſo ehr, als Sie und meine Freundinn D** in der Welt noch Einmal zu ſehen und meine Schweſter dabey zu haben. Der Bruder reiſt des Wohlands wegen auch mit. Und eben darum will ich eißiger werden, damit ich die Zeit, die ich verreiſen werde, einbringe. Wenn nur erſt der unkt wegen der Lotterie richtig iſt; — — itzt hle ichs gleich, daß das Vergnügen Luftſchlöſſer bauen, nicht ſo ſchlecht iſt, als man denkt; — — sdann werde ich noch meine Geſchicklichkeit anenden müſſen, einem andern Einwurfe zu begnen, den meine den Vorurtheilen unterworfee Vernunft dem Projekte dieſer Reiſe entgegen tzt. Er läuft, kurz gefaßt, darauf hinaus, daß ns die Leute eine ſolche Reiſe übel auslegen könn. Es wäre höchſt überflüßig, mir itzt den Kopf arüber zu zerbrechen. Diese Schwierigkeit öchte ich überhaupt am liebſten erſt auf der Reiſe Betrachtung ziehen. Ich glaube nicht, daß

ich mich so recht in die Welt schicke wie sie ist. Die Frage: Was werden die Leute davon sagen? ist mir bey unschuldigen und angenehmen Dingen allemal sehr anstößig gewesen; und sie wird einem unter den Menschen bis zum Ekel wiederholt. Was das Leben in der Welt noch erträglich macht, ist, daß man nicht so leicht das Nachtheilige erfährt, was die Menschen von unsern Handlungen denken, und daß man mit einiger Gleichgültigkeit und Unachtsamkeit gegen ihre Urtheile noch zufrieden und ruhig genug seyn kann. Indessen mag es wohl einigermaßen gefährlich seyn, diese Betrachtung oft und aus Gewohnheit zu machen. Es ist eine Art von Heldenmuth darinnen, bey dem sich unser Stolz gefällt. Wir ziehen uns in uns selbst zurück. Unser eigner Beyfall folgt der eingebildeten oder wahren Rechtmäßigkeit unsrer Handlungen, und diese Empfindung ist so süß, daß sie uns den Verdruß über die falschen und gehässigen Urtheile der Andern nicht empfinden läßt. So lernen wir nach und nach erstlich den Tadel, hernach den guten oder schlimmen Ruf überhaupt, gering schätzen, und uns selbst schmeicheln, daß bessere Menschen seyn werden, die besser, und so wie wir selbst thun, von uns denken; und diese Art zu schließen, hat vielleicht schon verschiedenemal einen schädlichen Einfluß, wo nicht in die Sitten, doch in das Glück einiger guter und rechtschaffener Leute gehabt.

Ob Jemand schlimm von mir denkt, weis ich nicht. Ich habe nichts davon erfahren, und gebe

mir

mir auch keine Mühe es auszuforſchen. Ich verlange kein Gegengewicht gegen das Vergnügen, zu wiſſen, daß Sie, theuerſter Herr Profeſſor, und noch einige ſehr gute Menſchen gütig von mir denken und mich lieben. Hierunter rechne ich auch den rechtſchaffenen Herrn von D**, der mir beym letzten Abſchiede aufs ganze Leben tauſend Gutes gewünſcht hat. Wie herzlich liebt er nicht Sie! Wie viel brünſtige Wünſche wird ſein redliches Herz für Sie gethan haben, als er Sie verließ — — Ich bitte Gott, dem Beſten unter denen, die ich liebe, durch viele Jahre in dieſer Welt, und in Zeit und Ewigkeit, alles das Gute wiederfahren zu laſſen, welches ſo viele fromme Gebete für ihn erbitten. Gott hat Güter, überſchwengliche Güter, über alles was wir bitten und verſtehen, für diejenigen, ſo ihn aufrichtig lieben — O wie glücklich wird er Sie machen! — — Ich bin mit vollkommenſter Ehrerbietung, mit unaufhörlicher Ergebenheit ꝛc.

Dresden, den 30. Dec.
1765.

CLXVI.

Liebſter Herr Profeſſor,

Ich bin Ihnen recht ſehr vielen Dank für Ihr letztes gütiges Billet ſchuldig. Es wird mir allemal nützlich und angenehm ſeyn. Sollte ſich

Gelegenheit zeigen, daß mein Wunsch, Sie in dieſer Welt noch einmal zu ſehen, ſich in Erfüllung bringen ließe: ſo giebt es mir ein Recht, dieſem ſo guten Wunſche nachzuſehen. Und wird mir derſelbe noch lange verzögert, oder wohl gar vereitelt: ſo bleibt mir doch immer der Troſt und die Freude, zu wiſſen, daß Sie mir die Erfüllung deſſelben ſelbſt gewünſchet haben. Und ſind wir nicht, ſo zu ſagen, halb im Beſitze desjenigen Guten, welches uns unſere Freunde gönnen, oder gern verſchaffen würden, wenn ſie könnten? Und iſt nicht oft die Freude über ihr Wohlwollen, und die Erkenntlichkeit unſers Herzens dafür, ſo rührend und ſo ſüß, als der Beſitz und Genuß des Guten ſelbſt? Dieſes habe ich ſchon oft erfahren, und über verunglückte Projekte habe ich mich auch ſchon einigemal zufrieden gegeben. Man wird dieſes in der Welt ſehr gewohnt. Die geringſten und gewöhnlichſten Dinge ſind zuweilen in der Ausführung ſo ſchwer als eine Königswahl oder eine Eroberung. Einige von meinen Freundinnen und ich hatten Luſt in dieſem Winter irgend ein gutes Schauſpiel zu lernen, und zu unſerm Vergnügen unter uns aufzuführen. Die Wahl war ſchwer, weil wir keine Mannsperſon dazu nehmen, und wenig Frauenzimmer eine Mannsrolle ſpielen wollen. Wir blieben endlich bey der Verſchwenſter ſtehen; aber auch da ereignen ſich Schwierigkeiten, und weder die Verſchwenſter, noch ſonſt ein Stück, wird aufgeführet werden. Herr X** hat mir einmal geſagt: Sie wären der Meynung, daß die

hweſter nicht mehr ſollte geſpielet werden.
ſie nie geſehen. Ich verſtehe auch nichts
auſpielen, aber ich dächte, es wäre ein
es Stück, und die Charaktere ſehr wahr
rlich. Dafür bin ich zwar nicht, daß
ſt ſpiele. Es iſt nicht ſo gar nützlich, weil
nicht viel Betſchweſtern giebt, und weil
n Betſchweſtern nicht in die Komödie ge-
es ſechs oder acht Groſchen koſtet, auch
mödie leſen, ſondern lieber Geld zählen,
paniſch ein Lied dazu ſingen, ohne dabey
denken oder zu empfinden.

mir an den Schauſpielen gefällt, die itzt
meiſten von den franzöſiſchen Komödian-
eführet werden, iſt, daß ihre Satyre
lich das Leere, Frivole, Empfindungs-
Nichtsbedeutende trifft, das in den Ge-
n, und überhaupt in dem Leben der Leute
Mode herrſcht, und daß ihre Moral dar-
lt, an die Stelle dieſer Nichtswürdigkei-
der verächtlichen Coquetterie, Wahrheit
pfindung zu ſetzen. Und in der That,
ichts nöthiger. Zwar ſehe ich wenig Ge-
n, aber man braucht nur drey Perſonen
Art eine halbe Stunde lang zu hören, ſo
genug. —

e Freundinn K*** hat mir kürzlich
n, und mich gebeten, ihr Nachricht von
u geben, welches ich auch gethan habe.
heidenheit ſchreibt ſie nicht an Sie ſelbſt.
in dieſer Tugend wohl viel ſtärker ſeyn

als

als ich — — — Wer kann ſich helfen? Sie haben dennoch Geduld mit mir; das weis ich, und bitte auch darum. Denn die Freyheit, Ihnen zu ſchreiben, gehört nun einmal zu meinem Vergnügen; und meinem Vergnügen ſind Sie nicht zuwider; dazu ſind Sie viel zu gütig. Ich habe die Ehre zu ſeyn ꝛc.

Dresden, den 20. Jan. 1766.

CLXVII.

Liebſter Herr Profeſſor,

Sie haben mich mit Ihrer moraliſchen Vorleſung durch Herrn W * * beſchenkt. Sie wiſſen, ob mir alles theuer iſt und ſeyn muß, was mir von Ihnen kömmt. — In der That, Sie können nicht zweifeln, daß ich Ihnen ſehr aufrichtig für dieſe Gewogenheit danke; die nämliche Gewogenheit, die ich mir gleich in meinem erſten Briefe an Sie auszubitten wagte.

Und wie gütig haben Sie nicht meiner guten Schweſter durch Ihr Geſchenk Freude gemacht! Ich ſoll ihr ein ganz kleines Plätzgen in meinem Briefe laſſen, damit ſie ihren Dank dafür mit ihrem eigenen Namen unterſchreiben könnte. Das habe ich ihr auch verſprochen. Aber es iſt hier noch ſo viel Platz, daß ich Sie wohl bitten möchte, mir zu erlauben, noch ein wenig bey Ihnen zu bleiben.

Ich

Ich wünschte ohnedieß Ihnen einen Gedanken mitzutheilen, den ich neulich gehabt habe, und bey Gelegenheit Ihre Meynung davon zu erfahren.

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

So viel ist gewiß; junge Kinder, die von ihren Aeltern verkehrt erzogen werden, oder sich von ihnen lauter eigensinnigen und gebietrischen Widerspruch vermuthen, nehmen oft williger die Lehre oder den Rath einer fremden Person an, von der sie wissen, daß sie sich selbst und ihr eigenes Ansehen nicht mit dabey in Gedanken haben, und keine Herrschaft über sie zu behaupten verlangen kann. Auch macht oft ein Unterricht, der mit einem freundlichen Lächeln begleitet, und nicht im stolzen Tone des Befehls ausgesprochen wird, mehr Eindruck auf ein junges Herz, als das Beste, was eine sonst kluge Mutter oder Hofmeisterinn sagen kann, welche der Ernst des Alters, und die Gewalt und Gewohnheit zu befehlen und zu bestrafen, schon unangenehm machen. Und wie viele Erziehungen sind nicht so beschaffen, daß es für eine junge Person schon ein großer Vortheil heißt, wenn sie nur täglich Eine Stunde in einer Gesellschaft zubringen kann, wo sie etwas Gutes hören oder lesen, und auf eine unschuldige Art ruhig

und vergnügt seyn darf? — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — —

Es giebt Vorurtheile, seltsame Vorurtheile, in denen gar nichts Wahres ist, die man doch wider recht gute Sachen gelten läßt, und die einen aufhalten, ob sie das gleich nicht thun sollten. Eben deswegen giebt es auch viele Dinge, die weder unanständig, noch der wahren Ehre zuwider, oft löblich sind, und von denen man doch nicht einmal mit allen rechtschaffenen Leuten reden kann. Nur solchen kann man alles sagen; deren Denkungsart so richtig, so delikat, und zugleich so simpel ist, als die Ihrige.

— — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — —

Sie, bester Herr Professor, kennen übrigens meine Gedanken von der Geringschätzigkeit der Umstände dieses Lebens in Absicht auf zeitliches Glück und Ehre. Sie wissen, aus was für sichern Gründen ich mit allem zufrieden bin, was hier mein Loos seyn kann. Da ein viel Weiserer als ich, derjenige, dessen Werk ich bin, mein Schicksal ordnet und bestimmt hat, so weis ich, daß ich nichts zu thun habe, als seinen Beystand anzurufen, daß ich den Plan seiner Weisheit nicht durch

das,

s; was ich thue oder werde, verunstalte; son-
rn vielmehr dasjenige thun und bleiben möge,
as er will, daß ich thun und seyn soll. Das
acht mich ruhiger, fröhlicher, heiterer, als viele
enschen, die ich kenne, weil ihnen zum Theil
nöthige Bereitwilligkeit fehlt, dem Winke der
tlichen Vorsehung zu folgen, und denselben oh-
Ausnahme für gut zu erkennen. Ich bin
ylich auch immer glücklich gewesen. Selten ist
ine Hoffnung hintergangen worden, weil ich
nig gewünschet habe, und selbst zu befürchtende
nge befürchte ich nicht, weil ich meiner Pflicht,
göttlichen Hülfe zu vertrauen, keine Grenzen
e, die, wie Young sagt, auch durch einen
urm errettet kann.

Aber bin ich von mir selbst so weise geworden?
in, liebster Herr Professor; das maaße ich mir
ht an, und das werden Sie mir auch nicht
uben.

Leute, die viel gelitten haben, mögen vielleicht
ch mehr als natürlichen Trost, oder durch die
ere Weisheit, die sie aus ihren ausgestandenen
öfungen als einen Gewinn und Lohn davon
gen, oder auch, wenn es die Schwachheit der
tur erfordert, durch die Abwechslung einiger
klichen Begebenheiten aufgerichtet und ge-
ket werden müssen. Eben so nöthig mag es
, die vereinigte Jugend, Gesundheit und Frey-
eit, die keinen Schmerz oder Leiden kennt, die
Zerstreuung, der Thorheit und Gedankenlosig-
so leicht begegnet, und sich damit verbindet,

durch

durch einen plötzlichen Unfall, oder einen empfindlichen Schmerz, von dieser gefährlichen Gesellschaft zu trennen, und dem heilsamen Kummer zu überliefern, der sie mit der Ernsthaftigkeit, dem Nachdenken und der Betrachtung ihrer selbst bekannt machen soll. Ich erinnere mich und schäme mich einer unglückseligen Zeit in meinem Leben, wo es mir Mühe kostete, einen ernsthaften Gedanken zu finden und mich dabey aufzuhalten.

Das Unglück des Krieges, auf gewisse Weise; der Kummer anderer Menschen, den ich sah, und solcher, die mir lieb und nahe waren; noch mehr aber ein doppelter Verlust, den ich in der Freundschaft erlitt, brachten mich wieder zu mir selbst. Muß ich nicht die göttliche Erbarmung preisen, die mich gewürdigt hat, mich zurück aus der Welt in mich selbst, und in die Zukunft zu führen, und mir Lehrer zur Tugend zu geben, die ich so nöthig hatte? — Youngs Nachtgedanken waren mir wohl vorher schon bekannt; aber ich konnte sie nicht lesen; ich verstund sie so wenig als eine fremde Sprache. Nun aber konnte ich sie lesen, sie verstehen und empfinden. Mit welcher Begierde und mit welcher Theilnehmung las ich sie damals nicht! Dieses Buch hat mir unschätzbare Dienste geleistet. Gott belohne den gesegneten Verfasser auch dafür in alle Ewigkeit! Es verwandelte meine Thränen in Freude, und meinen Schmerz in Weisheit und Muth. Meine besten und richtigsten Grundsätze habe ich von dieser Zeit her. Ich bin viel glücklicher als ich sonst war. Meine

ehmalige

ehmalige Ruhe war Abwesenheit und Unwissenheit des Uebels; meine gegenwärtige ist tiefeingedrückte, aus Erfahrung herfließende Kenntniß und Ueberzeugung von der Unzuverlässigkeit, Vergänglichkeit und Eile der Freuden, der Leiden und der Tage dieses Lebens, und eine gläubige Erwartung des Zukünftigen.

Ich bin also in einer Art von Sicherheit gegen die Zufälle des Lebens. Der Traum, den ich gelebt habe, hat mir Unterricht von dem Werthe desjenigen gegeben, den ich vielleicht noch leben soll. Welcher König kann seine Krone theurer achten, als ich die Freunde, die ich verlor? Und wie unsicher sind Kronen und Freunde! — Es ist höchst traurig, daß unsterbliche Seelen sich durch sterbliche Freuden entzücken, durch endlichen Schmerz niederschlagen lassen! Alles Endliche ist Nichts gegen das, was nie ein Ende nimmt.

Aber soll denn der trostreiche Contrast der Vergänglichkeit mit der Ewigkeit, die heilige Flamme der Freundschaft in unsrer Brust auslöschen, weil sie uns hier in der Welt nur Freuden gewährt, die unterbrochen und verdunkelt werden können? — Das sey ferne! Er soll nur unsere Trübsal erleichtern; denn dieser ist eine solche Dauer versagt, weil sie den Frommen nicht über das Grab hinaus folgen darf. Ein Vorrecht, welches nur die Freude behauptet. Mit der unsterblichen Freude aber, mit den Freuden der Freundschaft, die bestimmet sind, unsern gegenwärtigen und künftigen Zustand zu beseligen, mag sich unser Herz immer aufs zärt-

lichſte verbinden. Sie ſind nicht verloren; und wenn wir der Menſchlichkeit die ihr gebührenden Thränen bezahlt haben, dann lernen wir, welch ein Troſt, welch eine Aufmunterung es iſt, in eine Ewigkeit übergehen zu können, wo wir ſie wieder finden, und ihrer ungeſtört genießen ſollen —

Mit ſolchen Ausſichten liebe ich Sie, theuerſter Herr Profeſſor. Iſt es wohl möglich, daß ich jemals aufhören könnte, es zu thun? ꝛc.

Dresden, den 15. März
1766.

Erlauben Sie mir, theuerſter Herr Profeſſor, daß ich Ihnen mit eigner Hand für das unerwartete und ſo ſehr ſchätzbare Geſchenk danke, das Sie mir gemacht haben. Womit habe ich mir Ihre Gütigkeit verdient, und womit kann ich die dankbaren Empfindungen ausdrücken, die ſie in mir erregt hat? ꝛc.

CLXVIII.

Liebſter Herr Profeſſor,

Hier ſitze ich bey einem dunkeln Lichte, unter einer grünen Meye, die vortrefflich riecht; höre Fledermäuſe ſchreyen, und ſinne nach, was ich Ihnen morgen ſchreiben will; bedaure, daß es ſchon um eilf Uhr, und alſo auf dieſen Abend zu ſpät iſt; denke, daß ich nichts weiter thun, als

Ihnen

Ihnen recht herzlich in Gedanken eine gute Nacht wünſchen kann; und, ohne es faſt ſelbſt zu merken, ergreife ich die Feder, und ſchreibe: Liebſter Herr Profeſſor — — und weil ich in gewiſſen Fällen nicht viel Herrſchaft über mich habe, ſo kann ich mich nicht verhindern, ein wenig fortzufahren, und alle die Empfindungen ſchon itzt zu empfinden, die mein Herz ganz gewiß morgen Vormittags und gegen Abend erfüllen werden — und o wie gern wird es ſich ihnen überlaſſen!

Ich werde nicht wieder von Ihnen Abſchied nehmen wie vorm Jahre; ich werde nicht die Thräne eilfertig abtrocknen, die mir entfiel, als ich durch das Zimmer lief, in welchem ich Sie itzt zum letztenmal geſehen hatte, und nun nicht mehr ſehen ſollte — — Aber mein Herz wird Sie für alle Ihre Gütigkeiten ſegnen; für die redende Miene, die uns allen, die wir damals beyſammen waren, ſagte, daß Sie uns liebten und ſegneten; ich werde ſie auf Ihrem Bilde aufſuchen, und wenn ich ſie nicht darauf finde, wird meine Einbildung ſie ihm zu geben wiſſen. Glauben Sie nicht, daß ich Sie in meinem kleinen Enthuſiaſmus, in welchem ich mich oft in meinen vergnügteſten Stunden verliere, noch immer ſehe und höre? — — — Und meine D**! die wird mich ſpät verlaſſen; ſie wird mich bitten bey ihr zu bleiben, und ich werde nicht können. Man wird mir ſagen, daß ich hier in Dresden ſchlafen muß; (denn wenn ich manchmal zu lange ſitze, und leſe oder ſchreibe, kömmt meine Mutter, und heißt mich zu Bette

gehen und das Licht wegthun) — Glückliche erwünschte Tage! Noch immer in der Erinnerung schön, und mir auf mein ganzes Leben rührend! Auch wenn sie niemals wieder kämen! — Meine D** —: Sie wissen, wie sehr Sie Freundinn seyn kann; und so sehr als sie es nur seyn kann, ist sie es für mich; und ich bin sie Ihnen schuldig — Muß ich mich nicht freuen, sie gefunden zu haben, und sie schon ein Jahr lang zu besitzen?

— — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — —

Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung und Ehrerbietung

Ihre

Dresden, den 17. May 1766. ꝛc. ꝛc.

CLXIX.

Theuerster Freund,

Ein ganzer Monat seit Ihrem gütigen Briefchen! Bester Herr Professor, ich verdiene wohl, daß Sie mich ein wenig wegen meiner Bescheidenheit loben. Und mit wie viel Freude, mit wie viel Zutrauen schreibe ich nicht heute, nun ich denke, daß ich recht lange gewartet habe? Ueberhaupt

haupt verlor ich nichts bey dieſem Verzuge. Der vierte Julius iſt dennoch mein Feſttag geweſen; und obgleich die Poſt meine Wünſche für Ihr theures Leben nicht empfangen: ſo hat ſie doch gewiß der Himmel mit Wohlgefallen gehöret und angenommen. Meine liebe D** hat mich auch ſo freundſchaftlich an allem Antheil nehmen laſſen, was mir wichtig ſeyn konnte: wie ihr ehrwürdiger Vater mit ihrem Sohne Ihnen die ſüßeſte Pflicht der Freundſchaft und der ehrerbietigen Liebe abgeſtattet, und wie Sie den eigenen Geburtstag dieſes ihr ſo theuren Greiſes feyerlicher haben machen helfen — Sehen Sie, ſo hat mein Herz ſich immer mit Ihnen beſchäfftiget, und mit dem glücklichen, glücklichen Andenken des vorigen Jahres! Daß dieſe mir eine beſtändige Freude bleiben mögen, wünſchen Sie? — O gewiß! das bleiben ſie! Bald — ſo angenehm träumten es Herr F** und ich; bald hätte ſich dieſe Freude recht lebhaft erneuert. Meine liebe D** hatte ein kleines wahrſcheinliches Projekt gemacht, mit ihrem Sohne Herrn ** nach Dresden zu begleiten. Anfänglich fanden ſich wohl einige Bedenklichkeiten, und die ſehr ſchleunige Abreiſe des Herrn **, die Unpäßlichkeit ihres guten Mannes, und die erwartete Ankunft ihres Vaters und ihrer Schweſter zerſtörten es ganz. Es mag ihr wohl etwas gekoſtet haben. Mir koſtete es viel. Ich gieng ihr ſchon in Gedanken bis Neudorf entgegen, und führte ſie ſchon in unſre ſchönſten Gegenden ſpatzieren. Alles umſonſt! — Gut! Bleibt mir doch mein

Gedächtniß und ein vorjähriges Pfingſtfeſt, das ich, wenn ich will, in daſſelbe zurückrufen kann. Süßes Andenken! — Das iſt gewiß; ich habe den Kayſer geſehen. Freylich iſt er auch ein Menſch wie ein andrer, aber er hat das Geſicht eines guten Menſchen, und nach dem Verhältniſſe, in welchem er, als Kayſer, mit unſerm deutſchen Vaterlande ſteht, ſah ich ihn mit mehr Antheil, als ich einen andern fremden Prinzen geſehen hätte. Aber werde ich mich in einiger Zeit noch lebhaft daran erinnern und mich freuen, ihn geſehen zu haben? Wenn ich wieder an die Orte komme, wo ich ihn ſah, werde ich zu mir ſelbſt ſagen: Hier fuhr, hier ſaß, hier ſpeiſte der Kayſer? Ich glaube es nicht; aber das weis ich, daß ich eine gewiſſe Treppe, wo ich Jemanden zuerſt die Hand küßte, einige Zimmer, eine gewiſſe Lektüre, und noch viel andre kleine Umſtände, Worte und Blicke, niemals vergeſſen, und oft mit Dank und Freudenthränen ins Gedächtniß rufen werde.

Meine liebe Freundinn in C** werde ich wohl ſo leicht nicht beſuchen können, wenigſtens in dieſem Jahre nicht, und meine D** wird auch mich nicht beſuchen. Aber der Himmel hatte mir doch wieder eine eigne Freude, auf die ich nicht rechnete, für dieſes Jahr beſtimmt. Der rechtſchaffene, ſchätzbare Herr **, der uns itzt zugleich anſtatt der Frau D** und ihres Sohnes iſt, und den der freundſchaftliche X** bey uns eingeführet hat, iſt unſer Freund, unſer wahrer zärtlicher Freund für unſer ganzes Haus geworden. Eine neue

glück-

glückliche Folge von der zuverſichtlichen Willigkeit, mit der ich dem ſtarken Triebe, den erſten Brief an Sie zu ſchreiben, zu folgen wagte. Freuen Sie ſich mit mir darüber! Sie, deſſen liebreiches Herz ſo gern an den Freuden andrer guten Menſchen Theil nimmt. O wie glücklich ſind Sie für Ihre damalige gütige Nachſicht gegen mich belohnt worden! Ihr allein habe ich alle die beſten Freuden meines itzigen Lebens zu danken. — Und Gott weis, ob ich nicht einige davon ſehr nöthig hatte, und ob mein Herz nicht ſo müßig, ſo freudenleer war, als es in Ihnen einen Freund ſuchte — Einen Freund? Sollte ich das gedacht haben? Ich weis es ſo genau nicht; ich wußte es damals ſelbſt nicht: aber das weis ich, daß ich mit den froheſten angenehmſten Empfindungen an Sie ſchrieb, und daß das auf geraume Zeit die erſten dauerhaften in dieſer Art waren. Meine D** und ihr Sohn und Herr F** haben mir oft geſagt, daß ich denen, die mich lieben, glückliche Augenblicke mache — Sie, theuerſter, beſter Freund, haben mir ſeit dem Anfange unſers Briefwechſels viele, ſehr viele glückliche Tage gemacht. Ich wiederhole es immer (es iſt einer von meinen liebſten Gedanken) daß ich alles, oder doch das meiſte, was meinem Herzen erwünſcht und glücklich iſt, darauf zurückleiten kann.

Hat denn meine K**, itzt G**, Ihnen geſchrieben? — Ich habe keine weitere Nachricht, ungeachtet meines Glückwünſchungsbriefs. Aber ich bin nicht unruhig darüber, ich ſchließe vielmehr

daraus, daß sie froh und glücklich ist. Hätte sie zu Hause nicht Vergnügen und angenehme Unterhaltung genug: so würde sie vielleicht welche bey mir suchen.

Liebster Herr Professor, ich denke nichts nachtheiliges von der Ehe. Ich denke, daß dieser Stand vielleicht eine Pflicht wird, so bald man sich mit Klugheit in denselben begeben kann. Ich denke noch mehr, ich denke, daß es meinen Aeltern eine Freude seyn würde, mich glücklich verheirathet zu sehen, und daß ich wohl verbunden seyn könnte, ihnen diese Freude zu machen, wenn sich eine günstige Gelegenheit dazu zeigte. Denken Sie also ja nicht, wenn ich etwan unverheirathet bleiben sollte, daß es aus Vorurtheilen, oder aus Eigensinne geschieht. — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Der Ehestand muß doch nicht für alle Leute seyn: warum hätten sonst so viel gute Leute, von denen man denken sollte, sie wären recht geschickt eine Familie glücklich zu machen: warum hätten die nicht geheirathet? Warum, z. B. hätten Sie nicht geheirathet? Ich verlange nicht, daß Sie mir dieses erklären; ich sage nur, daß man gut von der Ehe denken und doch unverheirathet bleiben kann. Indessen, das gestehe ich gern, spricht meine Vernunft mehr für die Ehe als meine Neigung. —
— — — — — — — — —
— — — — Zuweilen habe ich, ohne im geringsten finster oder traurig zu seyn, eine so

abge-

geſchiedene, einſiedleriſche Denkungsart, daß , anſtatt meine Verbindungen mit der Welt d dem Leben darinnen zu vervielfältigen und fe- r zu knüpfen, ſolche lieber vermindern und auf- ſen möchte. Sollte es dem Himmel gefallen, ich zu einem andern Stande, als mein itziger iſt, berufen: ſo hoffe ich gewiß, er werde mir auch edanken einflößen, die ſich dazu ſchicken, und mir nen frommen, treuen und einſichtsvollen Freund brig laſſen, ſo einen Freund, wie Sie, theuer- er Herr Profeſſor, meine Entſchließungen zu iten.

Ich werde und kann nie[illegible]s aufhören zu yn ꝛc.

Dresden, den 22. Jul. 1766.

CLXX.

Liebſte Mademoiſell,

Freuen Sie ſich mit mir, daß die beſchwerliche, für meine Geſundheit und meine Gemüthsru- he gefährliche Meſſe überſtanden, und, Gott ſey Dank! von mehr als einer Seite, glücklich über- ſtanden iſt. — Daß ich zwo Vorleſungen vor un- ſerm guten Churfürſten, eine öffentlich, und die andere auf ſeinem Zimmer, im Beyſeyn der Chur- fürſtinn habe halten müſſen; dieſes werden Sie wohl ſchon durch meine Freunde wiſſen. Aber daß

unſer junger Fürſt mit eigner Hand und mit den liebreichſten und gnädigſten Ausdrücken mir ſein Portrait und eine Schreibtafel gegeben hat; dieſes werden Sie wohl noch nicht wiſſen, oder doch gerne von mir ſelbſt hören wollen. Das Geſchenke an ſich, und wenn es ein Ritterguth wäre, würde mich wenig rühren; deſtomehr hingegen die unerwartete und unverdiente Liebe des hoffnungsvollſten Fürſten, den Gott erhalten, leiten, und am Geiſte und Leibe ſegnen, und alſo unſer Vaterland in ihm von neuem beglücken wolle!

— — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — —

Freuen Sie ſich alſo auch über dieſe Nachricht, und leben Sie wohl, liebe Freundinn.

Leipzig, den 23. Oct. 1767. G.

CLXXI.

Beſter Herr Profeſſor,

Vorige Woche ſetzte ich mich an einem ſehr ſtürmiſchen Nachmittage, aber in einer deſto ruhigern Gemüthsverfaſſung hin, einen Brief an Sie zu ſchreiben; und ſchrieb Ihnen ſehr viel von dem äuſſerlichen Sturme und meiner innern Zufriedenheit, von einem einſamen Spaziergange,

den

den ich früh mit meiner Schweſter gemacht, und der mich, wie ich glaubte, ungemein aufgeheitert hatte, und noch von verſchiedenem Guten, das mir wiederfahren war, und davon das Andenken mich noch in jener Stunde ſehr angenehm rührte. Damals gefiel mir, was ich ſchrieb; ich gab es hernach meiner Mutter zu leſen, und ihr gefiel es nicht. Ich las es auch wieder; und ich fand, wie ſie, daß das Wetter und ich zwo Materien ſind, in denen ich eben nicht glücklich bin. Unſre Fehler führen alle ihre eigene Strafe bey ſich. Meiner war ein Fehler der Beurtheilung. Zur Strafe ſitze ich nun nicht weit von Mitternacht und reibe mir den Schlaf aus den Augen, dasjenige zu verändern, was ich zu bequemerer Zeit mit ſo viel Leichtigkeit geſchrieben hatte. Denken Sie nicht, daß ich gezwungen bin, die Mitternacht hierzu anzuwenden. Nein, das thue ich freywillig, weil ich mich ſtrafen will; denn zweymal an Sie zu ſchreiben, wenn es auch einerley Sache iſt, dieß iſt für mich eben noch keine ſonderliche Strafe. Ich ſchicke mich itzt auch recht gut zur Nacht; ich bin gar nicht ſo heiter, als ich damals war. Dennoch will ich Ihnen einige für mich angenehme Dinge, davon ich in dem verunglückten Briefe erzählte, hier wiederholen. Ich werde es gern thun, und mich noch einmal dankbar daran erinnern. Auch Sie werden es gern leſen, weil Sie ſehr gütig ſind, und ein Herz beſitzen, daß ſich des Guten, das andern Menſchen begegnet, aufrichtig freuet.

Erſtlich

Erſtlich beſuchte ich am Montage Vormittags eine kranke Tante, ein gutes Frauenzimmer, das ich liebe, und die meine Mutter am Sonntage im Bette liegend, und ohne Hoffnung, daß ſie es jemals wieder werde verlaſſen können, angetroffen hatte. Ich aber fand ſie außer dem Bette, mit einem ziemlich muntern Anſehen, voll Hoffnung, geſprächig, erfreut über meinen Beſuch, und verbindlich dankbar dafür. Nachmittags gieng ich zur Frau von **, und fand auch ſie geſund, und ſehr heiter und gnädig. Sie werden die Freude haben, ſie dieſen Sommer in Leipzig zu ſehen. Ich blieb eine Stunde lang bey ihr. Sie ſchien gern mit mir zu reden; ich war auch recht gern bey ihr; und doch waren wir über vielerley Dinge gar nicht einerley Meynung. Den großen Garten z. E. kann ſie faſt gar nicht mehr ſehen, ſo ſehr iſt ſie ſeiner überdrüßig, und für mich gehört er unter die liebſten Spaziergänge.

An eben dieſem Montage — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — —

Dieſes war alſo dreyerley Gutes an Einem Tage, noch über die unzähligen Wohlthaten, die uns Gott ſtündlich erweiſt, und deren wir, weil wir ſie einen Tag wie den andern genießen, gewohnt werden. Auch mein heutiger Tag iſt an ſolchen Wohlthaten reich geweſen: ich erkenne dieſes, und doch ſagte ich vorhin, daß ich

heute

heute nicht recht froh und heiter wäre. Ich habe auch einige Entſchuldigungen. Die Tante, deren Beſſerung mich erfreute, iſt wieder ſchlimmer, und wird ſchwerlich aufkommen. Ueberdieß haben Unfälle, die zwar nicht mich, oder unſer Haus, aber doch Perſonen angehen, die ich lange kenne, und zum Theil liebe, traurige und kummervolle Empfindungen in meinem Herzen erregt. Ihr Herz, liebſter Herr Profeſſor, iſt ſehr mitleidig und empfindlich: es kann bey fremdem, auch bey verſchuldetem Elende bluten. — Welches Elend iſt auch ſchwerer? Und wie viel Unſchuldige werden nicht oft in den Untergang Eines Strafbaren hineingezogen! — Ich will Sie alſo mit den Schmerzen einer ſolchen Erzählung verſchonen. Wenn ich Menſchen leiden ſehe, und zu traurig und ängſtlich darüber werde, als ob ich dächte, Gott hätte nicht auch Liebe und Erbarmung für ſeine Geſchöpfe, und werde nicht, vermittelſt ihrer ſchwerſten Leiden, etwas Gutes und für ſie Seliges zu wirken wiſſen: dann ſchäme ich mich des zu weichen Jammers, und ſcheite ihn, als eine Art von Muthloſigkeit, die ich vielleicht in meinem eigenen Falle, wenn ich ſelbſt leiden ſollte, noch mehr fühlen würde.

Leiden ſind wohl gut, wenn ſie chriſtlich ertragen werden. Geſtern rührte, erfreute und erbaute mich auch der Beſuch einer ſehr guten Frauensperſon vom niedrigen Stande, die ſonſt bey meiner ſeligen Großmutter einige Jahre mit vieler Treue und Geduld gedient hat. Nachher heirathete ſie,

und

und riß durch ihren Fleiß und gute Haushaltung, und vielleicht noch mehr durch den göttlichen Segen, der ihr frommes Leben begleitete, ihren Mann, einen durch schlechte Lebensart seiner ersten Frauen verarmten Leinweber, mit drey unerzogenen Söhnen, aus großer Unordnung und Armuth, ob es gleich Gott so fügte, daß sie beym andern Brande in der Vorstadt ihr Wohnhäuschen, auf welches sie noch drey oder vierhundert Thaler schuldig waren, verloren, und auf einem, eine Stunde von hier gelegenen Dorfe, ihre Zuflucht suchen mußten. Und selbst damals erwies sie einer ebenfalls abgebrannten Nachbarinn, die noch ärmer geworden war als sie, Wohlthaten, und theilte ihr von der Wäsche und den Betten mit, die sie noch erhalten hatte. Sie blieben sechs Jahre auf dem Lande, um wohlfeiler zu leben. Da mußte sie wöchentlich ihre Waaren mit saurer Mühe zum Verkaufe in die Stadt tragen, und ihren Mann, der achtzehen Wochen lang gefährlich krank lag, mit seinen und auch ihren eigenen kleinen Kindern versorgen. Hierauf zogen diese Leute wieder in die Stadt, kamen in gute Umstände, bezahlten ihre Schulden, und lebten einige Jahre in ihrer Art sehr zufrieden.

Vor neun Monaten bekam diese gute Frau von einem plötzlichen Schrecken die sogenannte weiße Rose an der Brust. Durch eine unverständige Cur ist ein schmerzhafter und langwieriger Schaden daraus entstanden, der ihre Nahrung hindert, ihr Vermögen verzehrt, und die Frau wahrschein-

licher

licher Weiſe ins Grab bringen wird. Ihr Verhalten in dieſer großen Prüfung erhöht alle Tugenden ihrer Seele in meinen Augen. Sie ſah einer Leiche gleich, aber freundlich und heiter. Sie erzählte von der Größe und Menge ihrer Schmerzen, vom Verfall ihrer Nahrung, von der Nothwendigkeit ihr Erſpartes zuzuſetzen, und miſchte nur wenige, ſehr beſcheidene Klagen unter; aber viel Vertrauen auf Gott, viel Gelaſſenheit und Ergebung war in ihrer Miene und in ihren Reden. Mit Sanftmuth und Nachſicht erwähnte ſie, daß ihr Mann mit ihrem Zuſtande keine Geduld und kein Mitleiden habe, und keine Hoffnung zu Gott, daß er ſie aus dieſer Noth wieder erretten, und ſie wieder ſegnen könne, wie er doch ſchon ſonſt gethan hätte. Voll Erkenntlichkeit und Rührung redete ſie von den Dienſten, die ihr itzt ein junges Mädchen leiſtete, deren Mutter ſie eben nach dem Brande Gutes erwieſen, und die Gott oft um die Gnade angerufen hätte, daß er ihr doch Gelegenheit geben möchte, ihr dieſe Gutthat wieder zu vergelten. Mit den gleichen Empfindungen rühmte ſie die Liebe, die ihr älteſter Stiefſohn, (ſie iſt eine der beſten Mütter für ihre Stiefkinder) der itzt als Geſelle beym Vater arbeitet, ihr in ihrer Krankheit erweiſt. Sie iſt ſieben und dreyßig Jahr alt; macht ſich keine Hoffnung zur Geneſung und zum Leben; und ſieht dem Tode ruhig und heiter entgegen. Wir erinnerten ſie an ihr eigenes Kind, ein Mädchen von ſieben Jahren, an welchem ſonſt ihr Herz hieng. Gott, ſo tröſtete ſie

ſich,

ſich, werde ſchon für ihr Kind ſorgen. Sie wäre auch jung verwaiſt, und doch gut in der Welt fortgekommen. — Iſt nicht ein ſolches Verhalten, und eine ſolche Gemüthsverfaſſung bey einem ſolchen Leiden, groß und nachahmungswürdig? Vielleicht habe ich wohl ein wenig zu lange von ihr geredet, da ſie Ihnen ganz fremd iſt. Aber alle gute und tugendhafte Menſchen gehen einander an, haben Gemeinſchaft unter einander, und gehören zuſammen; und nach meinen Begriffen von Güte und Tugend, iſt es dieſe fromme Kranke wohl werth, daß auch Sie etwas von ihr wiſſen und ihr Gutes wünſchen.

Neanders Lieder ſind mir ſehr lieb, und mein ganzes Herz dankt Ihnen, theuerſter Freund, für dieſes liebreiche und ſchätzbare Geſchenke. Sie gefallen mir ſehr; ſie haben die Simplicität, die herzliche und fromme Sprache der wahren Andacht, und machen glücklichen Gebrauch von bibliſchen Sprüchen und Ausdrücken. — Schreiben Sie meine ſpäte Antwort nicht einer Fühlloſigkeit gegen Ihre Gütigkeit, oder einem kalt gewordenen Verlangen nach der Unterhaltung mit Ihnen zu. Nein, da thäten Sie mir Unrecht. Mein Wunſch geht immer dahin, im beſtändigen Umgange mit Ihnen zu ſeyn, und alles mit Ihnen zu theilen, was mir wichtig, rührend, oder angenehm iſt. Und oft dann, wann ich ſchon im Begriffe bin, mit meinen Empfindungen zu Ihnen zu eilen, denke ich an den Unterſchied des Alters, der Geſchäftheit, der Gemüthsart, des Intereſſe, der Beſchäfftl-

ſchäfftigungen, und werde auf Betrachtungen geführet, die mich zurückhalten, und mir mit Recht die Furcht erwecken, daß ich bey der beſten Abſicht, Sie zu unterhalten und zu zerſtreuen, auf meiner Seite, und bey der liebreichſten Willfährigkeit und Nachſicht auf der Ihrigen, dennoch beſchwerlich werden könnte. — — —

Sie angenehm unterhalten habe, ſteht darinnen, und darauf wage ichs, einen neuen anzufangen, ob ich gleich weis, daß Sie kränker ſind als ſonſt, folglich auch mehr geſchont werden müſſen. Wundern Sie ſich nicht, wenn ich mit Freuden und einer Art von Geize alles ergreife und ſammle, was meinen Wunſch, wieder an Sie zu ſchreiben, den ich mir ſo oft als eine Unbeſcheidenheit vorwerfe, bey mir ſelbſt entſchuldigen kann. Ich mache mich oft vorſetzlich und mit Mühe gegen alles blind, was mich zurückhalten ſollte, nur damit ich dem ſüßen Vergnügen, mich zuweilen ſchriftlich mit Ihnen zu unterhalten, und mir es dadurch ſinnlich zu machen, daß ich Ihnen einigermaaßen angehöre, einem Vergnügen, an welchem mein Herz hängt, nicht entſagen dürfe. Eins bitte ich Sie, daß Sie mir, ſo lange Ihre kränklichen Umſtände Ihnen das Schreiben beſchwerlich machen, auf meine Briefe mit keiner Zeile antworten. Sie kennen mein Herz; Sie wiſſen, wie heilig und höchſttheuer mir jeder Beweis Ihrer gütigen Freundſchaft iſt, und, ſo lange ich lebe, bleiben wird. Es iſt wahr, der Hoffnung, deren mehrere zu ſammlen, würde ich nicht ohne viele Betrübniß entſagen. Die Urſache dazu iſt mir weit trauriger, als ſelbſt der Verluſt, den ich dadurch leide; dennoch bin ich bereit, ſo bald es Ihnen Beſchwerde macht, dieſe Hoffnung ganz aufzugeben. Ich kann nicht wünſchen, daß Sie durch das, was mir Freude macht, nur im geringſten leiden ſollen. Ja, ich wollte ſelbſt gern nicht mehr an Sie

ſchreiben, wenn es geſchehen ſollte, daß meine Briefe Ihnen nur den kleinſten Grad von unangenehmer Empfindung oder Ueberdruß erweckten.

Meine gute Tante, von der ich Ihnen im vorigen Briefe ſchrieb, iſt noch am letzten April geſtorben. So gern! ſo ruhig!— Ich war an ihrem Sterbetage über zwo Stunden bis eine halbe Stunde vor ihrem Ende bey ihr. Nie bin ich zuvor bey einem Kranken- oder Sterbebette geweſen; und ſo feyerlich und durchdringend der Anblick an ſich ſelbſt iſt, ſo neu und ungewohnt er für mich war, ſo habe ich doch keine andere als angenehme und ruhige Ideen, und tröſtliche und ſanfte Eindrücke, die ich in meinem Herzen zu behalten wünſche, mit mir davon hinweggenommen. Nein, der Tod kann ſo fürchterlich nicht ſeyn, oder es muß weit weniger davon geſehen als empfunden werden. Und doch, wie heiter war ſie nicht! Wie frey ihr Gemüth! wie los ihr Herz! Sie betete unabläſſig und mit Inbrunſt, und freute ſich ſichtbar der Zukunft ihres Heilandes. Der Tod hatte keine Schrecken; ſie und die umſtehenden Freunde ſahen und fühlten keine. Wir ſahen wohl etwas von der Angſt und dem Untergange der Natur: aber wir ſahen weit mehr von dem Siege der Unſterblichkeit und des Lebens, das Jeſus Chriſtus ans Licht gebracht hat. —

Die gute kranke Leinweberinn iſt nun auch bettlägerig und dem Tode nahe; ſie wird auch gern und ſelig ſterben. Ein unverheirathetes Frauenzimmer, bey dem ihre Schweſter lange Jahre in

Dienſten iſt, hat ihr verſprochen, ihr Töchterchen zu ſich zu nehmen, und für deſſen Erziehung zu ſorgen. Dieſes iſt eine doppelt gute That; Wohlthat für Mutter und Kind, die Gott belohnen wird, der auch, ohne daß ſie es verdienen, den Menſchen ſo viel Glückliches begegnen, ſie ſo viel Angenehmes empfinden läßt.

Am erſten Pfingſtfeyertage erhielt ich, nach einem vortrefflichen Spaziergange mit meinem Vater und Geſchwiſter, aus den Händen meiner Mutter einen ſehr lieben Brief von dem guten Herrn von D**, und mit demſelben viele Freude für mein Herz. Dieſe, durch zwar ſeltene aber ſehr liebe Briefe unterhaltene Freundſchaft, iſt eine von den beſten Vergnügungen meines Lebens, und den liebſten Angelegenheiten meines Herzens. Wie viel gute und angenehme Bekanntſchaften habe ich nicht der Gütigkeit zu danken, mit der es Ihnen gefallen hat mich zu unterſcheiden! — Vor kurzem habe ich noch eine Bekanntſchaft gemacht, die ich wenigſtens auf eine entferntere Art von dieſer Urſache herzuleiten habe, und die mich dadurch intereſſirte, ſo wie alles, was eine eigentliche oder uneigentliche Beziehung auf Sie und Ihre Gewogenheit für mich hat. Ich ſehe aus Ihrem Briefe, daß Ihnen Herr *** davon geſagt hat; allein ich wünſche Ihnen ſelbſt die kleine Geſchichte dieſes mir lieben Beſuches zu erzählen. — — —

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

— — — — —

An

An eben den Morgen ließ ſich Herr Doctor ** bey mir melden. Meine Schweſter und ich nahmen ihn an. Er überreichte mir ein Billet von ſeiner Verwandtinn; ſagte, daß er mich durch meine Briefe an dieſelbe ſchon vor einigen Jahren kennen gelernet, und von der Zeit an den Vorſatz gefaſſet hätte, wenn er jemals nach Dresden käme, meine perſönliche Bekanntſchaft zu ſuchen; daß er ſich über Ihre Freundſchaft für mich eben ſo ſehr, als über meine Freundſchaft für die Mademoiſell ** freute, und über den Auftrag dieſer letztern an mich vergnügt wäre, weil er ihm einen geſchickten Vorwand zu ſeinem Beſuche gegeben, und die Freyheit deſſelben gemildert hätte. Er redete viel Angenehmes mit uns, und kam mir vernünftig, unterhaltend und gutherzig vor: aufrichtig ohne Rauhigkeit, verbindlich ohne Schmeicheley, ungekünſtelt, und ohne alles dasjenige, was die Franzoſen Prätenſion nennen. Er gefiel mir auch in dem, was er von ſich ſelbſt ſagte. Er geſtund, daß er lieber mit Frauenzimmern als mit jungen Mannsperſonen umgienge, weil man ſich in ihrem Umgange einigermaßen Zwang anthun, und eine nachgebende Gefälligkeit annehmen lernte, welche die Sitten ſanfter machte. Junge Mannsperſonen wären nur immer, entweder von ihren Ergötzlichkeiten, die oft die ſeinigen nicht wären, oder von ihrem Studiren, oder von ihren Abſichten und Entwürfen für ihr Glück voll, und redeten davon, welches für ihn, in der Stunde des Umgangs, in der er ſich erholen und ver-

gnügen wollte, nicht leicht und angenehm genug wäre. Doch tadelte er auch den Ton der meiſten ** iſchen Frauenzimmer in Geſellſchaft. Er erzählte, wie er wenig Umgang und Zerſtreuung hätte, und keine ſchwärmenden Luſtbarkeiten, ſelbſt das Theater nicht mehr ſo wie ſonſt liebte. Ein Beſuch bey einem Freunde, eine Stunde Spaziergang in einer angenehmen Gegend, ein Brief an eine abweſende ihm theure Perſon — dieſes ſey hinreichend, ihn auf eine ganze Woche heiter, und gegen alle andere Zerſtreuung gleichgültig zu machen. ꝛc.

— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — Er verließ uns mit einer Miene, in der ich zu leſen glaubte, daß er über die Stunde, die er mit uns beiden verſchwatzt hatte, vergnügt wäre, und bat um Erlaubniß (unter dem Vorwande Abſchied zu nehmen,) uns noch einmal zu ſehen.

— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — —

Es iſt die höchſte Zeit dieſen Brief zu ſchließen. Ich will auch kein Wort hinzuſetzen, als daß ich mit den eifrigſten Wünſchen für Ihre Geſundheit

heit, und mit dem Herzen einer zärtlichen Tochter bin ꝛc.

Dresden, den 11. Jun.
1768.

CLXXIII.

Berggießhübel, den 3. Jul.
1768.
Sonntags Abends um 9. Uhr.

Liebſter Herr Profeſſor,

Hier bin ich nun ſeit vierzehen Tagen mit ein paar geliebten Perſonen, meiner Mutter und meiner Schweſter, im Bade, wie Sie vor vier und fünf Jahren. Aber ich weis Ihnen nichts von uns zu erzählen. Vielleicht verdiente die hieſige Gegend, welche Carlsbad und Töplitz übertreffen ſoll, Ihnen geſchildert zu werden. Allein dazu brauchte ich in der That eine poetiſche Feder, oder einen Pinſel; denn unſre blumenvollen Thäler, in welchen ſich unverſteckt, und zwiſchen Weiden und andern Sträuchern, ernſthaft murmelnde, oder ſpielend ſchwätzende Bäche ſchlängeln; unſre graſichten, oder bebüſchten, oder beſäeten Hügel und Berge; der unaufhörlich abwechſelnde Geſang der Waldvögel und Lerche; die natürlichbedeckten, ſchattenreichen Gänge und hohen Alleen, und die bäuriſchen Gärten, aus welchen, unter den nützlichen Gewächſen, ſparſam, aber

deſto anmuthiger, manche friſche Roſe hervorglänzt; Heumäher, die Blumen auf den Hüten tragen, und ein Schäfer, der verborgen im Gebüſche, auf ſeiner Pfeife oder Flöte, (wie man es nennen will,) einſam und vergnügt, vielleicht gar zärtlich, ſein Stückchen ſpielt; dieß alles zuſammen macht eine ſehr poetiſche Gegend aus; und noch nirgends habe ich ein ſo ähnliches Urbild zu der Idee gefunden, die ich von Arkadien habe, als hier.

Mit der Beſchreibung der Landſchaft möchte ich wohl nicht glücklich ſeyn; und die Badegäſte ſind in geringer Anzahl; Leute, die ich wenig kenne, und — Leute wie wir ſelbſt, von denen ſich nichts Merkwürdiges ſagen läßt. Dennoch habe ich mir einen kleinen Liebling unter ihnen erwählt; einen Knaben von drey Jahren und etwas drüber; das ſanfteſte, liebenswürdigſte, freundlichſte Kind, das ich noch geſehen habe; das ich Ihnen tauſendmal lieber abmalen möchte, als die ganze ſchöne Gegend; für welches mein Herz aufrichtige Wünſche thut, ſolche nämlich, daß es einen Lehrer und Führer finden möge, der ſeine Seele ſo ſchön bilden helfe, als ſein Körper regelmäßig, und ſeine kindiſchen Sitten einnehmend gebildet ſind; einen Lehrer, der das an ihm thun möge, was Sie, gütigſter Herr Profeſſor, an ihm gethan haben würden wenn er zwanzig Jahre früher gebohren, und in Ihre liebreichen Hände gekommen wäre. Es muß ein Schmerz ſeyn und viel Ueberwindung dazu gehören, (ſo habe ich heute gedacht,) gegen ein ſolches Kind Schärfe zu gebrauchen, um gewiſſe

unver-

unvermeidliche Unarten auszurotten, die das liebenswürdige Geschöpf dereinst verstellen könnten. Ich lockte den Kleinen heute in unsere Stube, weil mein Vater hübsche Kinder sehr gern sieht, (Er hat uns heute mit Bruder Carln ganz unvermuthet überrascht, und ist nun, um sechs Uhr, schon wieder fort, der arme Papa! —) Er nahm es auf seine Arme und küßte und klopfte es.

Wir leben hier einsam, ruhig und sehr ordentlich. Wir baden gleich früh um sechs Uhr, essen meistens Spinat und andre Gartengewächse, Sallat, Erdbeeren und alle Abende Milch; gehen sehr viel spatzieren und befinden uns wohl dabey. Bey so wenig Zerstreuung und Geschäfften denke ich unaufhörlich an alles, was mir lieb ist, und woran mein Herz einen zärtlichen und vergnügten Antheil nehmen kann; denn zu traurigen und unangenehmen Gedanken darf man es, wie Sie wissen, im Bade nicht kommen lassen. Sollte ich nun da nicht auch an Ihren morgenden feyerlichen Tag gedacht haben, liebster, theuerster Herr Professor? Gott nicht für das Geschenke dieses zu Ihrem segensvollen Leben hinzugefügten Jahres gedankt haben? — Morgen, wenn ich erwache — und ich erwache hier früh — soll es mein erstes vorsetzliches Geschäffte seyn, Gott für Sie um Segen für Ihr künftiges Leben, um Gesundheit, um Heiterkeit Ihres Gemüths, um Vermehrung Ihrer Tage, und um Beystand zu jeder Ihrer edlen und frommen Absichten zu bitten. Voll Zuversicht und Vertrauen auf die Uebereinstimmung des göttlichen

lichen Willens mit meinem Gebete, will ich mit Freuden in die verflossene Reihe von Jahren zurück sehen, seitdem Sie, bester Herr Professor, angefangen haben Antheil an mir zu nehmen, und dann, erfüllt mit dem glücklichen Bilde, und mit derjleichen Empfindung der Freude, weit hinaus in die zukünftige Zeit denken, in welcher ich noch Ihrer unschätzbaren Freundschaft genießen, noch im Besitz des Glücks seyn werde, Ihnen die aufrichtigsten, ehrfurchtsvollesten, zärtlichsten Empfindungen meines Herzens für Sie, erklären zu dürfen. — Frohe und rührende Viertelstunden werden es seyn, die ich auf solche Art Ihnen zu verdanken haben werde. Auch dafür wolle Sie Gott durch Ihr ganzes Leben segnen! ꝛc.

CLXXIV.

Liebste Mademoisell,

Herr C*** reist morgen nach Dresden, und es wäre unverantwortlich, wenn ich ihm nicht einen Brief an meine beste Correspondentinn mitgäbe. Doch nein, nicht einen Brief, sondern nur ein Paar Zeilen — so weit ist es leider mit mir, der ich sonst so gern schrieb, so gern an meine liebe ** schrieb, gekommen. Beides in Ihrem letzten Briefe, liebe Freundinn; sowohl die Beschreibung von Berggießhübel, das ich kaum den Namen nach gekannt habe, als auch die Geschichte

ſchichte von Ihrem Aufenthalte daſelbſt, hat mich ſehr unterhalten; und da ich auf Ihren feyerlichen Glückwunſch zu meinem Geburtstage kam, konnte ich mich der Thränen nicht enthalten, theils wegen ſeines frommen Innhalts, theils weil ich fühlte, wie viel mir fehlte, wenn ich alles des Guten, das Sie mir erbitten, werth ſeyn ſollte. Gott wolle es Ihnen itzt und nach mir ſo wohl gehen laſſen, als zum Glücke eines guten Herzens dienlich iſt. Ich grüße Ihr ganzes Haus und Herrn Z* und ſein Haus ergebenſt.

Leipzig, den 8. Aug. 1768.

G.

CLXXV.

Dresden, Sonnabends Abends, den 17. Sept. 1768.

Liebſter, beſter Freund,

Mit einem ſehr gerührten Herzen komme ich zu Ihnen; mit einem Herzen voll angenehm auriger Empfindungen — Der ganze heutige ag iſt mir ſo ſtill dahin geſchlichen, ganz einför- ig, in Ruhe, Heiterkeit und anhaltendem Fleiße. ßt gedachte ich, um gleichſam davon auszuruhen, wollte Fritzchen aufſuchen, und ihr vorſchlagen, ne Partie Piquet mit mir zu ſpielen; ich verließ er ſogleich dieſen Einfall wieder. Die Einſam- it um mich; das ſchwache Licht, das nur das

Tiſch-

Tiſchchen vor mir erleuchtet, und den übrigen Theil des Zimmers halb in Dunkelheit läßt; das Zimmer an ſich ſelbſt, in welchem ich vielleicht den größten Theil meiner glücklichſten Stunden zugebracht, in welchem ich alles geſehen habe, was meinem Herzen jemals ſehr theuer geweſen, — (nur Sie fehlen, und noch zwo Perſonen,) — in welchem auch Ihr Bildniß hängt; endlich der nicht entfernte Schall feyerlicher Trauergeſänge, die eben itzt vor der Wohnung des ſeligen Grafen Rex abgeſungen werden; alles dieſes machte, daß ich mir eine ehrwürdige Geſellſchaft und eine intereſſante Beſchäfftigung wünſchte, und goß eine Art von ſanfter Traurigkeit in meine Seele, ohne dennoch mich betrübt zu machen. Ich weis auch nicht, warum meine Augen voll Thränen waren, als ich dieſen Brief hier anfieng. Sie kamen, glaube ich, von einer zärtlichen Aufwallung der Freude, daß ich mich noch Ihnen nähern, mich noch mit Ihnen unterhalten kann. — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — —

Wenn wir darauf achten, ſo finden wir, daß unſer ganzes Leben, und alle zeitliche Freude deſſelben, in einem beſtändigen Untergange beſteht. Selbſt was wir die Fortdauer unſers Vergnügens nennen, iſt der immerwährende Fortgang ſeiner Abnahme; jeder vorbeyſtreichende frohe Augenblick begräbt ſeine eigenthümliche Freude, und verringert die Zahl derer, die uns vorgezählt ſind. —

Auch

Auch ich hatte Freunde, die ich nicht mehr unterhalten, deren ich mich nur erinnern, die ich nur beweinen kann. In eilf Tagen wird es um die itzige Stunde neun Jahr. — Aber nichts hiervon! Ich bin dennoch glücklicher, als viele. Meine geliebten Aeltern; den theuren Freund, an den ich schreibe; mein Geschwister; und viele mir ergebene gute Personen, die besitze ich noch alle. Durch diese genieße ich mehr Glückseligkeit und Freude, als ich zu genießen werth bin. Herr C*** machte uns nur kürzlich eine sehr frohe Woche. Vielleicht hat er Ihnen etwas davon erzählt. Er war vergnügt unter uns, und wird herzlich von uns allen geliebt. Er brachte mir einen unerwarteten sehr lieben Brief von Ihnen, für welchen Ihnen mein ganzes Herz dankt; und zwar brachte er ihn mit einer so guten Art, daß ich wohl wünschte, ihm einen dafür an Sie mitzugeben, wenn er ihn vielleicht auch Ihnen mit so guter Art überreichet hätte. Aber die sechs Tage seines Hierseyns entflohen mir zu geschwind. Gröstentheils brachten wir sie in seiner Gesellschaft zu; und die Zeit, in der er nicht um uns war, wandte ich an, einige kleine Sorgen aus meinem Gemüthe zu verbannen, damit solche dieß in seiner Gegenwart nicht umwölken möchten.

Sie, bester Herr Professor, können es vielleicht vom Herrn Oberpostcommissar erfahren haben, wie unsers F**s Anschläge für seine künftige Versorgung auf eine fürchterliche Art bedrohet wurden. Dieses beunruhigte mich eben damals

mals ein wenig seinetwegen. Nun hat es sich aufgeklärt, daß es abermals eine vergebliche Unruhe gewesen, wie die meisten menschlichen Unruhen sind, weil sie doch am Ende allemal zu nichts helfen. Sie hat vielmehr eine gute Wirkung gehabt, sie hat unsern F** auf acht Tage hierher geführt; und darüber; ob es nun gleich unnöthig ist, wird doch keines von uns unzufrieden seyn. Seitdem wir aus dem Bade nach Hause sind, ist meine Mutter noch nie so heiter und aufgeräumt gewesen, als sie itzt bey F**s Besuch geworden. Und in der That, liebster Herr Professor, ich habe oft gedacht, es würde selbst Ihnen bey uns manchmal gefallen haben, zumal wenn eines von uns Ihr Sohn, oder Ihre Tochter gewesen wäre. Da hätten Sie vielleicht unsern süßen vertraulichen Geschwätzen zugehört, wie ihnen meine Mutter zuhörte, wenn wir uns in die ersten Zeiten unserer Bekanntschaft zurücksetzten. — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Solche Zurückerinnerungen sind sehr angenehm und interessant, sie bringen uns auf die Hauptangelegenheiten unsers Lebens zurück. Denn unsere pflichtmäßigen und tugendhaften Zuneigungen und Verhältnisse sind das Einzige, was unserm Leben einen Zusammenhang und ein wesentliches und festes Andenken giebt. Die andern Umstände des Lebens und des Glücks; die Sitten;

der

der Umgang; die Beſchäfftigungen und die Lebensart: alles ändert oft ab, und verſchwindet, von neuern Dingen dieſer Art verdrängt, wie ein Traum dem Gedächtniſſe. Allein das Verhältniß, in welches Gott uns mit ihm ſelbſt zu ſetzen uns gewürdigt hat, und dann die heiligen Bande, mit welchen er uns an Seelen von gleicher Natur und gleicher Beſtimmung verknüpft, machen ein ununterbrochenes Ganzes aus, das ſtets durch alle abwechſelnde Scenen des Lebens daſſelbe bleibt, und durch alle Ewigkeit ungehindert und immer vollkommener mit uns fortdauert.

Montags den 19. Sept. früh.

So weit ſchrieb ich vorgeſtern Abends. Heute bin ich fröhlicher. Ich denke, ich würde heute beſſer ſchreiben als jemals, wenn ich nur nicht ſonſt ſo viel zu thun hätte. Es iſt ein heiterer ſchöner Morgen, ſo ſchön, daß meine Mutter, die ſich ſonſt nicht leicht zum Spatzierengehen entſchließt, mit Fritzchen ſpatzieren gegangen iſt. — Bey mir hier iſts auch recht hübſch. Ich bin wieder ganz allein; aber von lauter Sonnenſchein umgeben. Alles iſt Liebe und Leben um mich. Wie mögen Sie ſich denn itzt befinden, Theuerſter Freund? Wie mag es bey Ihnen ſeyn? Auf die Meſſe werden die Herren *** und X** nach Leipzig kommen, und mir, Gott gebe! erwünſchte Nachrichten von Ihnen mitbringen. ꝛc.

CLXXVI.

CLXXVI.

Liebſter Herr Profeſſor,

Gute Freunde ſind immer gewohnt Feyertags zuſammen zu kommen, und das iſt keine üble Gewohnheit. In der Kindheit ſchon werden uns die Feyertage ſo lieb, weil man da ſpielen, Viſiten geben, ſeine beſten Kleider anziehen, ſpatzieren gehen darf. Kleine kindiſche Urſachen, die mit der Zeit verſchwinden, in dem Gemüthe aber einen frohen Eindruck hinterlaſſen, der es, wenn dieſe Tage wiederkommen, zur Luſt und Freude beſonders fähig macht. Hierzu geſellen ſich, in reifern Jahren, die groſſen und wichtigen Urſachen der Freude, die das ganze menſchliche Geſchlecht angehen, und jeden einzelnen Menſchen von der erſten Abſicht Gottes für ihn, ihn ewig glückſelig zu machen, überzeugen; welche gnädige Abſicht ihm zugleich ein Unterpfand iſt, daß es ein ſo gütiger Gott ſeinen Menſchen an keinem wahren Guten je werde fehlen laſſen.

Dieſes tröſtende Gefühl der allgemeinen Menſchenliebe Gottes, mit dem aus unſerer Kindheit zurück gebliebenen frohen Eindrucke vereinigt, nebſt der ruhigen Sammlung unſerer Gedanken und der Entfernung von zerſtreuenden und ermüdenden Geſchäfften, machen unſre Herzen offener, fröhlicher, leichter; unſern Verſtand freyer; und uns zur geſellſchaftlichen Freude und zur Belebung des Umganges geſchickter. Aus dieſem Grunde erkläre ich es mir, daß an ſolchen Tagen Bekannte und

Freunde

Freunde ſich unter einander zu vergnügen ſuchen, welches an ſich ſehr erlaubt ſeyn kann, obgleich auch hierbey, wie bey vielen guten Dingen, ſehr ſtrafbare Mißbräuche eingeriſſen ſind. — Nun! bald werde ich ein Traktätlein über die Feyertagsbeſuche ſchreiben. Wenigſtens iſt es ein ſehr weitſchweifiger Eingang, um Ihnen, beſter Herr Profeſſor, zu ſagen, daß ich heute keinen Beſuch gebe, auch keinen erwarte, als unſern gewöhnlichen Abendbeſuch, unſern ***, und um Sie zu bitten, daß Sie mir erlauben, nur auf eine ſehr kurze Zeit (denn ſchon iſt es bald Abend,) ein wenig zu Ihnen zu kommen.

Vielleicht finde ich meine Freundinn, meine G**, bey Ihnen. Ich meyne ihren letzten Brief an mich, den ich neulich Herrn C*** zugeſchickt habe, mit der Bitte, Ihnen denſelben mitzutheilen. Es kann ſeyn, daß Sie ihn nun ſchon geleſen, Mitleiden für die liebe Kranke empfunden, und zu Gott für ſie gebetet haben. Es müßte ihr in ihrem itzigen Zuſtande eine mächtige Unterſtützung ſeyn, wenn ſie ſo glücklich wäre, Ihres Zuſpruches und Troſtes zu genießen. Es zeigt ſich einige Niedergeſchlagenheit in ihrem Briefe, aber auch viel Geduld, viel Ergebung, und viel liebreiche und edle Bekümmerniß für die Ruhe ihrer Freunde, die ſie ohne ihre Schuld unterbricht. Sie muß eine ſehr gute Perſon ſeyn — Fromm und gut, und meine Freundinn, meine wahre Freundinn, und Ihr Geſchenk, beſter Herr Profeſſor! Nächſt Ihrer

eigenen Gewogenheit, das theuerſte und liebſte von Ihren Händen! Ich kann es weder ihr noch Ihnen ſagen, wie herzlich ich ſie liebe und ehre, wie ſehr ihr letzter Brief mich gerührt hat, und mit welcher Bewegung ich einige Stellen in meiner Antwort darauf geſchrieben habe.

Ich habe es kaum ſeit einem Jahre recht lebendig verſtehen und empfinden lernen, welch eine unſchätzbare Wohlthat Gottes die Geſundheit iſt! Vorigen Winter war ich krank, oder doch auf dem Wege es zu werden. Man vermuthete, ich würde in eine auszehrende Schleichkrankheit fallen, und ich dachte es ſelbſt. Mein Gemüth litt von dem Verfalle meiner Geſundheit. Die Mühe, die ich anwandte, um aufgeräumt zu ſeyn wie ſonſt, und die ich doch größtentheils vergeblich anwandte, vermehrte das Uebel, und machte mich traurig und unzufrieden, und unwillig mit mir ſelbſt. Ich ſchreibe etwas hiervon dem langen und ſtrengen Winter zu, der uns zu ſehr ins Zimmer verſchloß; denn ſo bald die Witterung ſanft ward, und ich wieder anfieng auszugehen, empfieng ich gleichſam ein neues Leben; und etliche wenige Mittel und Diätregeln, die unſer Medicus mir vorſchrieb, machten alles wieder gut. Hierzu kam unſer ſechswöchentlicher Aufenthalt auf dem Lande, der ſchöne Herbſt, und nun der noch immer nicht unangenehme Winter. Wir drey Geſchwiſter ſind geſtern noch ſpatzieren geweſen, und ich befinde mich ſehr wohl dabey, und danke Gott aus dem Innerſten meines Herzens dafür. — Möchte die

gute

B** zum Troſte ihres Mannes und ihrer
ter iſt nicht ſchlimmer ſeyn, als ich vorm
e war, und mit dem Frühlinge ſo geſund wer-
als ich es geworden bin! Geſundheit iſt viel-
das Einzige, was ihr fehlt; ſonſt wäre ſie
ich. Ihre liebſten Wünſche ſind ihr erfüllt.
ann nicht zweifeln, daß ihre Ehe nicht ſehr
den ſeyn ſollte. — Nun hat ihr Gott ihre
dheit, und mit derſelben alle Fühlbarkeit für
reuden dieſes Lebens hinweggenommen! Es
n, daß er ſie durch ein kurzes vorübergehen-
iden prüfen, oder ſie unter Schmerzen und
heit zu einem höhern Alter hinaufſteigen,
ald die Kräfte ihres Lebens ſich gänzlich ver-
laſſen wolle: ſo muß er weiſe und gütige
ren dabey haben. Wir verſtehen oft nicht,
ir wünſchen.

Trau Gott, nicht deinen Schlüſſen
Die Wahl des Beſten zu.
Sprich: Wer wirds beſſer wiſſen,
Dein Schöpfer, oder du?

am Schluſſe des Jahres, will ich auch die
Freundinn dieſem allweiſen Schöpfer über-
wie ich alles, was mir das Theuerſte iſt,
Sie, beſter Freund, ihm empfehle! Und
e wegen eines von denen, die ich liebe, be-
rt ſeyn? Sind ſie nicht alle unter der Auf-
d in der Hand des ewigen Vaters im Him-
Er erhalte Sie, liebſter theuerſter Herr
er! Er ſegne Sie! Er weihe Sie mit dem
Jahre zu nachfolgenden Jahren eines lan-

gen, ruhigen, nützlichen und ehrenvollen lebens ein!

Der Herr Herr, dem ich Dich befehle
Der segne und behüte Dich!

M. M.

CLXXVII.

Theuerſter Herr Profeſſor,

Sie haben mir ſtatt einer Antwort ein Geſchenk geſandt, das mir ſchon darum viel Freude machen müßte, weil es mir eine ſehr gute Gelegenheit giebt, ohne den mindeſten Schein von unbeſcheidener Zudringlichkeit, wieder einmal an Sie zu ſchreiben. Eine meiner angenehmſten Beſchäfftigungen, die ich in die Reihe, ja oft an die Spitze meiner liebſten Ergötzungen ſetze, und die ich ſchon einigemal als eine reichliche Erſetzung einiger andern Vergnügungen, die ich vielleicht mit Ungeduld wünſchte, und nicht haben konnte, genoſſen habe. Kaum fiel es mir ein, daß es ganz in meiner Macht ſtünde, mir meinen beſten und würdigſten Freund gegenwärtig zu denken, mich mit ihm zu unterhalten, und den Eindruck ſeiner Güte für mich, und die Vorſtellung ſeines Werthes in mir lebhaft zu erneuern: ſo gab ich gern alle meine kleinen Wünſche und Abſichten auf, und mein Gemüth befand ſich gleich in dem ſanften ruhigen Zuſtande, in welchem es nach nichts verlangt, und über-

überzeugt iſt, daß es itzt alles das beſitzt, was es braucht, um zufrieden zu ſeyn. —

Doch ich bin ganz von dem abgekommen, was ich eigentlich thun wollte: ich wollte Ihnen für ein Geſchenk danken, das mir um der angezeigten Urſache willen ſchon lieb war, das aber noch in andern Betrachtungen einen hohen Werth für mich hat. Jedes andre Geſchenk hätte mir den Vortheil verſchafft, Ihnen meinen Dank in einem Briefe abſtatten zu dürfen; jedes andre Geſchenk aber wäre nicht ſo unmittelbar ein Geſchenk von Ihnen geweſen, und hätte nicht ſo wie dieſes das Gepräg Ihres Herzens, Ihrer Denkungsart, und Ihres Urtheils an ſich getragen.

Heute las ich die Abhandlung von der Andacht. Gott verhüte, daß dieſe Lektüre, ſo wie viel andere fromme Lehren, die wir wohl mit Rührung hören oder leſen, dann leichtſinnig vergeſſen, nicht mich richten, und einſt mein Gewiſſen ſchrecken möge! Auf der 13. Seite traf und rührte mich die Stelle, die ſich anfängt: „Ein Menſch, der „in den Augenblicken der Andacht, Gott in aller „ſeiner Größe, und ſich in aller ſeiner Niedrigkeit „erblickt ꝛc.“ — Ich will Ihnen meinen Fehler bekennen, liebſter Herr Profeſſor. Ich habe zuweilen einige Perſonen um mich haben müſſen, die keine von den Hochachtung-erwerbenden, empfehlenden Eigenſchaften beſitzen. Oft iſt der Ueberdruß ihrer Gegenwart bey mir ſo ſtark geworden, daß ich gegen ſie mürriſch und unfreundlich war, und es weder mir ſelbſt noch Andern zu verbergen

suchte, daß ich sie gering schätzte. Ich gab mir wohl verschiedene Verweise darüber, besserte oft an meiner Aufführung gegen sie, predigte auch wohl Andern Nachsicht und Erträglichkeit, aber ohne dauerhaften Nutzen für mich selbst. Heute, da ich Ihre Schrift las, habe ich mein Unrecht tiefer als sonst gefühlt, und mich darüber mehr geschämt, und mit Gott den Entschluß gefaßt, mir keine Nachläßigkeit oder Geringachtung gegen sie zu erlauben, und nicht mehr zu predigen, sondern lieber selbst ein Beyspiel der Sanftmuth und Bescheidenheit, des Mitleidens und der Dienstfertigkeit zu werden. O wenn es mir gelingt, in diesem Stücke gegen diese Personen und auch gegen andere, wo ich vielleicht weniger darauf achtete, weil der Fall zu fehlen nicht so oft kam, besser zu werden: so möge Gott Sie auch, in Absicht auf mich, für diese gute fromme Schrift segnen, und selbige noch vielen, vielen Nutzen, Ihrer heiligen Absicht nach, schaffen lassen! Freuen Sie sich, bester Herr Professor, glücklicher Mann! Wie groß wird einst Ihr Lohn für alles das Gute seyn, das Sie durch Gottes Gnade gethan haben! Mit welcher Ruhe muß eine Seele, die solchen Lohn vor sich erblickt, auf die Begebenheiten dieses Lebens, und mit welcher Gleichgültigkeit auf die Ehrenbezeigungen der Welt sehen! Sie würden ihr verächtlich scheinen, wenn sie nicht zum Theile aus Hochachtung, Dankbarkeit und Empfindsamkeit der Herzen, aus diesen liebevollen Gesinnungen Ihrer Nebengeschöpfe flößen, die sie unmöglich

gering

gering achten, die ſie nicht anders als mit Erkenntlichkeit lieben und ſchätzen kann.

Wie mögen Sie ſich doch befinden? Sie werden wohl von der Anweſenheit des Hofs, und bey Gelegenheit der Meſſe wieder einige Unruhe haben. Gott gebe nur, daß ſie Ihrer Geſundheit nicht ſchade! Geſtern wünſchte ich Ihnen, daß Sie irgendwo auf dem Lande, unter einigen wenigen Perſonen nach Ihrem Sinne, den Frühling genieſſen möchten. Ich bin ſchon verſchiedenemal ſpatzieren geweſen: aber noch niemals habe ich einen ſo ſanften und vergnügten Eindruck davon behalten, als von dem geſtrigen Spatziergange. Ich gieng mit Fritzchen allein gegen vier Uhr in der Gräfinn Moſzchinska Garten. Etliche unbekannte Menſchen waren hier, die uns nichts angiengen, und uns nicht ſtörten; eben genug um zu verhindern, daß man ſich in einem ſo weitläufigen Garten nicht zu einſam fand. Eine ſtarke Stunde lang durchlieſen wir alle Gänge des Gartens, ſuchten allenthalben junge Veilchen, und machten daraus kleine Sträuſſer; für die Mama einen, und einen für Herrn ***, der am Morgen nach Leipzig abgereiſet war. —

Vom Gehen und Bücken müde, ſetzten wir uns an einen erhabenen Ort, von welchem wir die Landſchaft umher und einige Dörfer überſahen. Es war auſſerordentlich ſchön; die Luft ſo ſanft-ſchmeichelnd, der Himmel bedeckt und doch nicht trübe, das lachendſte Grün über die Felder gebreitet, und einzelne Menſchen, und zerſtreuete kleine Geſellſchaften, die mit einem ſtillen ſonn-

täglichen Anſtande durch dieſelben ſpaßierten — der frohe Geſang der Lerche über ihnen, und auf der andern Seite das Geſchwätz der mancherley Vögel in dem jungen Laube der Bäume des Gartens, und außer dieſen die ruhigſte Stille, ganz feyerlich; bis zu der angenehmſten Melancholie, und doch nicht zu ernſthaft oder traurig — und dann unſre kleinen vertraulichen Geſpräche und ſüſſen Träumereyen von der Zukunft, mit zurückgerufenen Bildern des Vergangenen verbunden — alles rührte mich angenehm, und ich hatte eine der glücklichſten Stunden. Ich war ganz Zufriedenheit und ſtille moraliſche Freude; um einen einzigen Grad erhöhet, wird ſie eigentliches Lob Gottes und andächtiger Dank für ſeine Wohlthaten. Mir fiel die ſchöne Stelle aus Youngs zweytem Briefe über die Wolluſt im nicht fabelhaften Centaur ein: „Ein Garten hat von je her das Lob und „die Zuneigung des Weiſen gehabt ꝛc.“ — und ich fand mich dadurch und durch meine eignen Gedanken erbaut.

In der That, ſtilles unſchuldiges Vergnügen beſſert das Herz, und macht ſeine Zuneigungen zärtlicher und liebreicher. — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — —

Dresden, den 17. April
1769. ꝛc. ꝛc.

Den

Den 21. April.

Dieſer Brief iſt alt geworden; das macht, ich habe immer noch etwas hinzuſetzen wollen; doch iſt er ſchon ſo lang. Ob ichs denn itzt noch thue, ehe ich zuſiegle? Ich dächte wohl. Wohlvollen und Liebe für eines unſerer Mitgeſchöpfe mehr, mehr zu empfinden, iſt eine der beſten und angenehmſten Empfindungen: und angenehme Empfindungen, die aus liebreichen Zuneigungen fließen, ſind ein ſehr beträchtlicher Zuwachs für unſre innerliche Glückſeligkeit; und unſre innerliche Glückſeligkeit iſt immer wichtig genug, um mit denen, die uns Gutes wünſchen, davon zu reden. Ich habe vor vierzehen Tagen eine junge, blühende und aufrichtig geliebte Freundinn verloren. Doch will ich dieſe Begebenheit itzt nicht aus dem traurigen Geſichtspunkte des Verluſtes betrachten. Vielmehr will ich daran denken, daß ich nun mit der vorigen zärtlichen Liebe für ſie, und mit allen ſüßen Erinnerungen des Vergangenen noch die frohe Hoffnung des Wiederfindens und der unzertrennbaren Vereinigung verbinde, und aus dieſen Quellen tauſend beglückende Vorſtellungen unterhalte. Eigentlich habe ich alſo nichts verloren, und was ich noch erworben habe, will ich Ihnen itzt ſagen.

Die verſtorbene junge Freundinn hatte noch eine jüngere Schweſter, die ich gern leiden konnte, aber noch nicht liebte. In der That beſaß die älteſte dieſſe einnehmende Vorzüge vor ihr. Die jüngſte war ſelbſt tödtlich krank geweſen, und nur eben erſt

außer Gefahr, als jene ſtarb. Wir beſuchten ſie bald nachher, fanden ſie mehr krank, als auf dem Wege beſſer zu werden, ganz niedergeſchlagen von dem Streiche, der ihre Schweſter getödtet hatte; und es ſchien ihr, ſowohl zu einer heftigen lauten Betrübniß, als zu der geringſten Bemühung, ſich ſelbſt aufzurichten, an Kräften zu fehlen. Sie war ganz Empfindlichkeit für das Andenken ihrer Schweſter; ihr Kopf und ihr Herz waren ſo davon eingenommen, daß ſie nichts anders dachte, von nichts anderm redte, alle, auch die kleinſten Umſtände ergriff, mit Wohlgefallen dabey verweilte, und eine Art von ſchmerzhafter Wolluſt darinnen fand, ſie von derjenigen Seite zu betrachten, die die allerrührendſte war, und ihr den meiſten Anlaß, ſich zu betrüben, gab. Ich hörte ihr mit einem ſüßen Schmerze zu, und von dem Tage an liebte ich ſie. Ich erfuhr, daß heiße, zärtliche Liebe in einer uns gleichgültigern Perſon für einen Gegenſtand, der uns ſehr werth iſt, und ein mitleidenswürdiges Unglück, vielmehr zum Vortheil einer Perſon ausrichten, und unſre Herzen derſelben viel ſchneller zuwenden, als alle ihre eifrigen Bemühungen um unſre Freundſchaft nicht gethan haben würden. — Am folgenden Tage hatte das elefstraurende Mädchen das neue größere Unglück, ſeine Mutter an einer plötzlichen und kurzen Krankheit, aller Wahrſcheinlichkeit zuwider, ganz unvermuthet ſterben zu ſehen. Durch dieſen neuen Unfall ward ſie mir noch intereſſanter; und ſo, wie er mir eine Gelegenheit war, ſie öfter zu ſehen;

und

und ſie in den erſten Regungen ihres Schmerzens,
in welchen man ſo leicht die Aufmerkſamkeit auf
ſich ſelbſt verliert, zu beobachten, gab er mir das
Vergnügen, ihren Charakter mehr als jemals vor
meinen Augen entwickelt zu ſehen, die lebhafteſte,
ankbarſte und feinſte Art von Zärtlichkeit für die
Gegenſtände ihrer Liebe darinnen zu entdecken,
nd ſie, um der Geſinnungen und Eigenſchaften
illen, die ich an ihr fand, noch mehr zu lieben.
Nun ſtehen vier junge mutterloſe Waiſen unter ih-
er Aufſicht und Pflege. Sie ſieht den Umfang
rer nunmehrigen Pflichten ein, und fühlt den
hr vernünftigen Kummer, ob ſie auch das Ver-
ögen haben werde, ſie gehörig zu erfüllen. Ihr
Vater, welcher außer einem zwanzigjährigen Soh-
, der in einer verwandten Familie lebt, ſonſt
ine erwachſenen Kinder, und überall keine Toch-
r mehr, und von ſiebenzehn Kindern nur noch
hs übrig hat, iſt voll Sorgen, ſo viel Schmerz
d Unruhe werde ihre kaum wiederkehrende Ge-
ndheit aufs neue zerſtören. Er liegt ihr an, die
tadt zu verlaſſen, und zu einer Tante aufs Land
gehen, welchen Aufenthalt ſie ſonſt mit einer
t von Leidenſchaft liebt, und nur acht Tage dort
bleiben, nur ſo lange als er ſelbſt in L** ſeyn,
d ſie hier der allertraurigſten Einſamkeit über-
ſen muß. Aber ſie will nicht, weil ſie die Kin-
nicht mitnehmen könnte. Ich ſelbſt ſuchte ſie
bereden, und ſtellte ihr vor, daß ein Frauen-
mer bey Jahren, welches ſie während der Krank-
t aller dieſer Kinder (denn ſie waren alle ſechſe

an

an den Masern krank, und ihre gute Mutter war wohl das Opfer des um sie erlittenen Jammers, der Unruhe und der Abmattung) — zu sich ins Haus genommen, solche so gut, als sie selbst, versorgen könnte. — „Nein, sagte sie; das kann ich „nicht. Ich denke so: Wenn die Mama mir „noch hätte sagen können, was ich thun sollte: so „würde sie mir vor allem empfohlen haben, ihre „Kinder in Acht zu nehmen: also kann ich sie auch „nicht verlassen.“ — Um des einzigen Zuges willen hätte ich sie lieben müssen; wenn auch nicht so viel Ursachen des Mitleids mitgewirkt hätten. Ist dieser strenge Gehorsam gegen vorausgesetzte Verordnungen einer verstorbenen Mutter nicht schön? Und ist er nicht doppelt schön in einem so jungen Mädchen von funfzehn bis sechzehn Jahren? — Um der so guten Schwester und Tochter willen, liebster Freund, müssen Sie mir verzeihen, daß ich wieder etliche Seiten vollgeschrieben habe. Ich wollte nur ein kurzes Postscript machen, und bin unvermerkt so weit geführet worden. Und nun will ich den Fehler dadurch, daß ich ihn entschuldige, nicht noch vergrößern. Lieber will ich Sie bitten, nicht unwillig zu seyn auf

Ihre

&c. &c.

CLXXVIII.

CLXXVIII.

Beſter Herr Profeſſor,

Heute las ich einen von Ihren alten Briefen, in welchem Sie mir auf die gütigſte Art von der Welt ſagen, daß Sie in acht Wochen keine Nachricht von mir hätten, und nun ſolche täglich erwarteten. Itzt iſt es länger, viel länger, daß ich Ihnen nichts von mir geſagt habe; und vielleicht — je nun, vielleicht iſts Ihnen nicht ganz unangenehm, einmal wieder von mir zu hören. Von Ihnen höre ich auch ſehr wenig. Meine letzte Nachricht iſt von Herrn C***, der mir ſchreibt: Unſer lieber Herr Profeſſor befindet ſich leidlich. Aber Herr *** hat gar nicht die Freude gehabt, Sie während ſeines letzten langen Aufenthalts in Leipzig zu ſehen; und als Sie Ihre Reiſe nach D*** und in Ihre Vaterſtadt thaten, freute ich mich ſehr über Sie, und dachte, Sie müßten noch mehr als gewöhnlich munter und heiter ſeyn. Und das ſind Sie geweſen, wie mir kurz darauf Madam ** im Vorbeygehn geſagt hat. Seitdem ſchrieb mir meine D**, daß Sie an Zahnſchmerzen viel gelitten hätten, und ich hatte ſie für den wirklich traurigen Ton lieb, in welchem ſie mir dieſe böſe Nachricht ſchrieb.

Vielleicht vergütet mir meine D** die ſchlimme Zeitung von Ihren Zahnſchmerzen bald mit der erfreulichern von Ihrem Wohlbefinden am vierten Julius; denn an dieſem feyerlichen Tage wird Sie oder ihr Sohn gewiß Ihre Geſellſchaft genoſſen haben.

haben. Gesegnet müsse der Tag für Sie seyn! Und zahlreich und gesegnet alle die, so ihm folgen werden! — Ich habe Hoffnung, unsern C***, und, wenigstens wünsche ichs, auch Frau D** diesen Sommer noch zu sehen. Ich sehne mich recht sehr nach meinen abwesenden Freunden; wenn ich nur einen von ihnen sehen sollte! Sie sind mir alle so gleich lieb; und ich habe sie fast alle auf gleiche Weise erlangt. — Alle sind mir wie Einer, und in Einem sehe ich sie Alle. In der That, liebster Herr Professor, es sind alles liebe, gute Menschen, die Freunde, von denen ich geliebt bin! Doch scheine ich mir ist vorzüglich den guten D** zu wünschen; um seinetwillen wünsche ich ihn. Er soll sehr kränklich seyn. Zerstreuung und Freude könnten seiner Gesundheit vielleicht mit aufhelfen.

Abends gegen acht Uhr.

So viel schrieb ich heute gleich nach dem Mittagsessen. Um sechs Uhr wollte ich mich frey machen und wieder schreiben; da ward ich von einem Freunde gehindert, der mich besuchte, um mir einen Kupferstich, les Adieux de Calas à sa famille, zu zeigen, der vortrefflich ist, den ich und Fritzchen nicht ohne Thränen beobachten konnten, und der Ihrer Aufmerksamkeit werth ist, wenn er Ihnen irgendwo vorkommt — Und der Freund ist in seiner Art auch gut, wie der Kupferstich in der seinigen. Ein gleichgültiger Zufall brachte uns unvermuthet zusammen; wie es scheint, wird mir ihm

sein

in gutes Herz lange erhalten. Wir sprachen
eute viel von den ungewissen Aussichten in unsre
künftigen Schicksale; oft mag er darüber ein we-
ig beunruhiget seyn. Ich sagte ihm einen schö-
en französischen Vers her, der zur Ergebung,
m Vertrauen auf die Vorsehung, und zur Hoff-
ung, daß alles gut werden würde, ermuntert.
as nahm er an, und mit erfreuter Miene sprach
: „In zwanzig Jahren, wann wir dann, wie
ch sicher hoffe, recht überzeugte, recht bestätigte
Freunde seyn werden; dann werden wir uns
ieder sagen können, wie es uns gegangen ist,
nd gewiß mit Freude und Dank in die Tage un-
er Jugend zurücksehen.“ — Es gefiel mir doch
r von ihm, daß er auf zwanzig Jahr in unsrer
eundschaft hinausrechnet.

Ich konnte also nicht böse auf ihn seyn, daß
mich vom Schreiben abhielt. Sie, theuerster
rr Professor, waren dennoch unter uns, wenn
gleich nicht so eigentlich, wie itzt, bey Ihnen
konnte. Nicht zu rechnen, daß ich ihn im-
in der Stube spreche, wo Ihr Bild ist, ma-
ich ihm auch zuweilen die Freude, ihm einen
den andern Ihrer lieben Briefe vorzulesen.
te las ich ihm auch einen, und er küßte mir
lich dankbar die Hand dafür. Da ich so viel
ihm geredet habe; möchte ich Ihnen wohl sei-
Namen nennen. Er heißt H**, und hat
sechszehenden Jahre an fünftehalb Jahre in
ig studirt, ist Ihr Verehrer, und damals
Zuhörer, und mit Ihrem Herrn Göddicke

bekannt

bekannt gewesen. Sein Vater ist ein Prediger auf dem Lande, und muß einer der besten Väter seyn, nach den Lobsprüchen und der außerordentlichen Liebe des Sohnes für ihn zu urtheilen.

Ich schäme mich, daß ich schon drey Seiten beschrieben, Sie vielleicht ermüdet, und Ihnen doch nur so wenig gesagt habe. In der That habe ich Ihnen nichts Wichtiges zu sagen, und sollte ich Ihnen von alltäglichen Kleinigkeiten erzählen, die mich wechselsweise beschäfftigen, beunruhigen, oder erfreuen: das würde für Sie sehr beschwerlich seyn. Was ich Ihnen sagen wollte, besteht bloß in dem Einzigen, daß ich Sie liebe, unverändert und ehrerbietigst liebe. Das erfreut mich immer, und ist keine Kleinigkeit, vielmehr ist es eine Sache von großer Wichtigkeit für mich. Diese schöne, glückliche Empfindung, die vom ersten Anfange an, als sie sich in meinem Herzen entwickelte, eine so süsse Quelle von Vergnügen darinnen aufschloß, die hilft es mir vor jeder niedrigen Unruhe, jeder Unzufriedenheit, jeder Empörung bewahren, wenn irgend etwas, das mich kränkt, oder mir Unrecht zuzufügen scheint, mich aufbringen, und meinen Frieden stören will. Herz, spreche ich dann, du kannst den frommen, ergebenen, gelassenen Mann lieben, und du kannst unzufrieden und schwach seyn! O wie klein und geringschätzig wird mir dann jeder Verdruß gegen das Uebergewicht von Vergnügen; und jede schlechtere unächtere Freude gegen die reine Glückseligkeit, meinen besten theuersten Freund zu lieben, und darneben

einige

einige sehr gute, mir sehr ergebene Herzen zu be-
sitzen und zu belohnen.

Das Plätzchen hier ist wohl zu klein, um gut
und gehörig zu schließen. Sie schmälen doch nicht,
wenn ich auf so lange Zeit noch einen Bogen neh-
me? Was ich ungefähr vor acht Tagen gethan
habe, und Ihnen noch gern erzählen will, das er-
rathen Sie gewiß nicht. Ich hatte lange in ei-
nem erbaulichen Buche, das ich sehr liebe, gelesen,
und fieng von der Hitze und Stille an schläfrig zu
werden. Weil ich nun noch immer freywillig ge-
nug etwas Gutes thue; so dachte ich, du willst
dich nicht zwingen fortzulesen. Ich stund auf,
fieng in meinen Schrank, ohne im geringsten zu
denken, ergriff ein Packet Briefe, worinnen alle
die Ihrigen und Ihres Herrn Bruders seine in
Ordnung liegen, fieng bey dem letztern an zu lesen,
las sie alle, ward ganz munter, freute mich seiner,
schätzte das Glück seiner Freundschaft und meinen
unveränderten gegründeten Anspruch darauf, den
ich nicht aufgebe. In einem derselben erinnert er
mich an die Worte Sirachs: Uebergieb einen
alten Freund nicht, denn du weißt nicht, ob
du so viel am neuen kriegst. Ich lächelte selbst-
zufrieden mit mir. O! dachte ich, sobald die Re-
de von meinen Freunden ist, ist mein Herz mein
Gemach! — — Vor zwey Jahren sah ich Ihren
Herrn Bruder zuletzt, und nicht recht sah ich
ihn; nur eine kurze Visite des Ceremoniels! —
Werde ich ihn, werde ich Sie wiedersehen? Auch
Sie, bester Herr Professor, auch Sie sah ich

nicht allemal ſo, wie ich es gewünſcht hätte. Warum konnte ich nicht einmal allein, nicht ungezwungen zu Ihnen gehen? — Es iſt mir etlichemal eingefallen, ſelbſt unter der Zeit, wenn ich bey Ihnen geweſen bin, und Fritzchen, meine Schweſter, hat es auch angemerkt, (darum weis ich aber doch nicht, ob wir Recht haben,) daß bey vielen Beſuchen, die Ihnen gemacht werden, etwas nicht recht iſt. Die meiſten Perſonen, die zu Ihnen kommen, (ich will aber ganz Fremde ausnehmen,) ſcheinen ſich einigen Zwang anzuthun, mit Vorſatz ein gewiſſes, geſuchtes, ernſtes und feyerliches Weſen an ſich zu nehmen, und ſich ſelbſt, und nicht weniger Sie, um einen Theil, oder wohl gar um alles Vergnügen Ihrer Beſuche zu bringen: denn ſie geben einer Handlung, die zum Vergnügen, zur Zerſtreuung und Aufmunterung beſtimmt iſt, ein Anſehen von Zwang und Aengſtlichkeit. Dadurch bekommen Sie die Menſchen nicht verſchieden genug, nicht natürlich und frey, wie ſie ſind, zu ſehen, wobey das Vergnügen des Umgangs nothwendig verliert. Und Sie, der beſte, liebreichſte und empfindſamſte Mann, Sie merken es gewiß, daß Ihre Beſuche nicht ganz frey und munter ſind, und ſchreiben dann dieſe Veränderung auf Ihre eigne Rechnung, denken vielleicht, Ihre kranke traurige Miene verſcheuche Leben und Munterkeit aus den Geſichtern und Sitten der Andern, und bilden ſich nicht ein, daß es vorſetzlich angenommenes Weſen iſt. Ich ſelbſt bin nicht immer ſo natürlich und frey bey Ihnen geweſen,

als ich ſonſt gewöhnlich bin; und das bloß durch Gewalt des Beyſpiels. Wäre ich nur ſo glücklich ein junger Menſch zu ſeyn, der unter Ihren Augen ſtudirte und Sie oft ſehen könnte; gewiß ich dächte, ich wollte mich ganz ungezwungen bey Ihnen betragen, und doch ſo, daß Sie mit mir zufrieden ſeyn ſollten. Als ein Mädchen gienge das ſchon ſo gut nicht an; da wäre ich zu unwiſſend, um Sie oft, und auch abwechſelnd und lebhaft genug zu unterhalten. Leider iſt auch mein itziger Brief nicht ſo, daß er dieſes könnte! Möchte er Ihnen wenigſtens ein neues Zeugniß von den Empfindungen desjenigen Herzens ablegen, das Sie ewig lieben und verehren wird in

Dresden,
den 20. Julius
1769.

Ihrer
dankbarſten und ergebenſten
ꝛc. ꝛc.

CLXXIX.

Liebſte Mademoiſell,

Ob ich Sie ganz vergeſſen habe? Nein, ſo böſe bin ich nicht. Ich denke oft an Sie, und wünſche Ihnen und Ihrem Hauſe Gutes, und denke mich, daß ich Ihnen ſo viel Antworten ſchuldig bin. Aber dieß iſt es auch alles, liebe Gundinn, was ich thun kann; denn meine Kränklichkeit und die mir immer ſchwerer werdende Be-

rufsarbeit laſſen mich faſt zu keinem Briefe kommen, wenn mir ihn nicht eine dringende Pflicht abfordert. Seyn Sie alſo nicht unruhig über mein Stillſchweigen, und ahmen Sie es nicht nach. Seyn Sie auch nicht unruhig wegen Ihres künftigen Schickſals; — ſondern befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn, er wirds wohl machen. Der höchſte und einzige Troſt für uns alle. — Mein Bruder empfiehlt ſich Ihnen ergebenſt, ſo wie ich mich zugleich Ihrem ganzen Hauſe.

Leipzig, den 28. Sept. 1769.

G.

CLXXX.

Beſter Herr Profeſſor,

Ihren Brief vom 28. Sept. erhielt ich erſt geſtern, den 9. October, und viel, viel Freude mit demſelben. Daß Sie mich vergeſſen hätten — Nein, das habe ich nicht gedacht; und ſchwerlich, glaube ich, würde ich mich darüber getröſtet haben, wenn es geſchehen wäre. Nein! das thun Sie ſchon nicht. Sie kennen die aufrichtige — — warum habe ich doch keine Worte, die den Charakter meiner Liebe für Sie beſchreiben könnten! — Sie kennen mein Herz; Sie wiſſen, wie glücklich Ihre Freundſchaft mich macht; und gewiß, Sie haben Recht; man iſt einigermaßen böſe, wenn man

man nicht ſo viele Herzen glücklich macht, als man machen kann. Alſo habe ich nie an Ihrer fortdaurenden Gewogenheit für mich gezweifelt; auch habe ich nie gedacht, daß Sie mir Antworten ſchuldig ſind. Doch will ich nicht läugnen, daß nicht vielleicht Ihr Stillſchweigen die Urſache des meinigen geweſen ſeyn kann. Wüßte ich Ihnen nur immer etwas zu ſagen, das intereſſant, oder unterhaltend genug für Sie wäre; ich würde, denke ich, nicht ſo lange geſchwiegen haben.

Unſer C*** hat mich letzthin, als er hier war, von Ihnen gegrüßt, mit einem Tone gleichwohl, bey dem ich dachte, daß Sie es ihm wohl nicht möchten aufgetragen haben; und das machte, daß ich mich nicht recht darüber freuen konnte. Ueber Ihren Brief freute ich mich mehr; denn das ſah ich ihm gewiß an, daß Sie ihn geſchrieben hatten. Wer könnte, wie Sie, eine ſo liebreiche aufmunternde Sprache mit mir reden? Doch auch, wenn Sie dieſe Sprache nicht mit mir reden, auch bey Ihrem Stillſchweigen will ich nicht unruhig ſeyn, ſo lange ich noch von meinen Freunden erfahre, daß Sie leben und nicht krank ſind. Auch über ein künftiges Schickſal will ich nicht unruhig ſeyn. Haben Sie etwas von meinem gegenwärtigen erfahren? Durch Herrn C*** könnte es ſeyn. Ich dachte es wenigſtens bey einer Stelle Ihres Briefs, die mir darauf zu zielen ſchien; und ich konnte einige Thränen des Dankes für die Zärtlichkeit, womit Sie es berühren.

Ich ſetze voraus, daß Sie unterrichtet ſind; ſonſt wollte ich Ihnen meine Begebenheit erzählen. Niemanden als Ihnen und meiner Freundinn in C** erzähle ich ſo gern, was mir begegnet. —

Die Hälfte meines Lebens mag ich wohl zurückgelegt haben. Im Ganzen iſt es ruhig und glücklich geweſen. Warum ſollte ich wegen der andern Hälfte in Furcht ſeyn? Viel Freuden habe ich genoſſen; zum Theil können ſie nicht wiederkommen, aber andere können ihre Stelle beſetzen. Wenn wir aufmerkſam ſind, finden wir täglich etwas Gutes, deſſen wir uns freuen können.

Ich will bey jeder kleinen Gabe,
Die mir der Himmel ſchenkt, mich freun,
Und will den Weg, den ich zu laufen habe,
Mit Blumen mir beſtreun.

Wir gleichen in unſerm Leben dem Beſitzer eines Gartens. Itzt ſind Hyacinthen und Tulpen ſeine Freude; — ein vergängliches Geſchlecht! Bald werden volle Roſen ſeine Gänge ſchmücken. Nicht lange darf er ihre Hinfälligkeit bedauren, ſo wird eine bunte Nelkenflor ihren Verluſt erſetzen; und überlebt er den traurigen Winter, kann er wohl noch einmal Hyacinthen ſehen. Aber freylich muß er nicht eigenſinnig nur Eine Art der Blumen lieben, und die andern, an denen er ſeine Freude haben will, ſorgfältig pflegen und ſammeln.

Sie wiſſen es ſchon ſonſt, theuerſter Herr Profeſſor, wie ich über die Dinge dieſes Lebens denke, und das iſt gewiß meine wahre und eigenthümliche Denkungsart. Ich habe mich über einen Unfall zufrieden geben müſſen, der ſchwerer war als dieß. Auf drey Theile Ruhe, und mehr, kann doch jeder Menſch ſicher in ſeinem Leben rechnen; und in einem ſo kurzen flüchtigen Leben, in welchem uns unſtreitig alle verdrießliche Begebenheiten weit ſchwächer als die erfreulichen rühren, iſt dieſes, denke ich, ſchon ſehr viel. Die Kindheit iſt eine Zeit des Leichtſinns, der Sorgloſigkeit und des Spiels, und der Schlaf, durchs ganze Leben, eine Zeit der Vergeſſenheit, der Freyheit, Unabhängigkeit und Ruhe. Itzt bald werde ich zu Bette gehen, zur Freyſtatt vor jedem traurigen Gedanken, vor jeder unruhigen Furcht oder Sehnſucht. Wenn ich nun auf die nächſten ſieben Stunden alles beſäße, was Könige beſitzen, oder beſſer, was ſich mein Herz, wenn es wünſchen wollte, nur wünſchen könnte: ſo würde mirs doch von keinem Nutzen ſeyn; ſo wie, wenn alles, was ich in der Welt nur zu befürchten haben kann, geſchehen ſollte, oder bereits geſchehen wäre, ſolches ebenfalls mir auf die nächſten ſieben Stunden nicht ſchaden, ja nicht einmal mir bekannt werden könnte. Und das iſt oft, wenn ich mich ſchlafen gelegt habe, einer meiner angenehmſten Gedanken geweſen, daß auch der unglücklichſte Menſch, den ich (vielleicht ohne mein Verdienſt,) den Tag über an Ruhe und Zufriedenheit ſo weit übertroffen habe; daß er

doch nun in dieſer Stunde eben ſo glücklich ſeyn wird, als ich. Aber freylich iſt der Schlaf ein Sohn der Geſundheit und der innerlichen Ruhe; und Ruhe und Geſundheit ſind nur ſelten die Gefährten des Elends und der Noth — Ruhe, und ein erquickender geſunder Schlaf, müſſe dieſe Nacht, und alle Nächte Ihres Lebens, Ihr Theil ſeyn!

Den 12. October.

Iſt denn dieſer Brief noch nicht lang genug, daß ich noch Einmal die Feder ergreife, daran zu ſchreiben? — Mein liebſter, beſter Herr Profeſſer, wenn ich dieſen Winter und künftig mehr und öfterer an Sie ſchreibe, als ſeit einiger Zeit geſchehen, ſo müſſen Sie nicht böſe werden. Es iſt gewiß; unſere Freunde haben es immer auf eine oder die andere Art mit zu empfinden, wenn uns etwas Verdrießliches begegnet. — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Es giebt auf Erden nichts Traurigers, als Langeweile. Ich nenne Langeweile einen Mangel der Beſchäfftigung für das Herz. Doch auch Mangel an Geſchäfften, der ſich aber ſelten findet, wenn man nur ſelbſt thätig, lebhaft und geſchäfftig iſt, und noch mehr, das Unglück einer trägen Gemüthsart iſt beſchwerliche Langeweile. Von meiner Gemüthsart, wenn ich ſo bleibe, habe ich in dieſem Stücke nichts zu befürchten. Auch fehlt mirs nie an hundert kleinen Geſchäfften, die ich immer abwechſele, daß ich keines müde werden kann.

kann. Täglich leſe ich beym Arbeiten etwas für meinen Verſtand oder zum Vergnügen. Auch fangen ich und Fritzchen wieder an, Geographie und Hiſtorie zu ſtudiren, und faſt alle Abende ſchreibe ich etwas für eines oder das andere von meinen Freunden, oder ich überſetze aus dem Franzöſiſchen oder Engliſchen. Itzt habe ich wohl meine Correſpondenten nicht mehr ſo hübſch beyſammen wie ſonſt. C*** iſt der einzige von allen, mit dem ſich nichts geändert hat. T** iſt in die weite Welt, und man weis kaum, wie es ihm geht, und ob er noch an uns denkt. Meine G** n C** muß itzt nothwendig mehr für ihren Mann und für ihr Kind, als für ihre auswärtigen Freunde, leben. Vom Fräulein Sch** in K** erfahre ich wohl in der Welt nichts mehr. — — Ja freylich! die Blumen des Gartens verblühn; ein Geſchlecht nach dem andern; und es können Wintermonäte kommen, wo gar nichts blüht.

Eins bleibt mir gewiß; das Vergnügen, meine Freunde zu lieben. Dieſe Freude meines Herzens, Sie, meinen theuerſten Freund, zu ehren und zu lieben, bleibt gewiß zeitlebens Ihrer

Dresden, den 12. October
1769.

CLXXXI.

Antwort auf den vorhergehenden Brief.

Ihre Briefe, gute Mademoiſell, ſind mir zwar alle lieb; aber der letzte vom zwölften October iſt mirs doch vorzüglich geweſen; nicht bloß wegen der Beredſamkeit, die darinnen herrſcht, ſondern noch mehr wegen der großen Gelaſſenheit, mit der Sie mit mir von einem Schickſale ſprechen, das Sie doch mit Recht beunruhigen könnte, und das auch die meiſten Ihres Geſchlechts bey ähnlichen Umſtänden aus aller Faſſung bringen würde. Eben dieſen getroſten Muth bewundere ich an Ihnen. Danken Sie Gott für dieſen Sinn der Religion, der Sie beruhiget. — — —

CLXXXII.

Venau, den 4. Sept. 1757.

Liebſter * *,

Länger kann ichs nicht ausſtehen, ohne zu wiſſen, wie Sie leben. Die letzte Nachricht, die mir L** von Ihnen gegeben hat, iſt traurig; aber eben deswegen glaube ich ſie nicht, oder mag ſie doch nicht eher glauben, bis ich ſie von Ihnen ſelbſt erfahren habe. Freylich werden Sie noch nicht ganz geſund ſeyn; aber bettlägerig, das fürchte ich auch nicht. Nein, wenigſtens nicht ſchlechter, als da Sie ins Bad giengen. Dieſes iſt ungefehr mein Zuſtand, und ich hoffe, es ſoll der Ihrige ſeyn, wenn ich nicht alles hoffen darf, was ich Ihnen wünſche. Schreiben Sie mir alſo bald; denn mein Exilium wird mir, entfernt von meinen Freunden, alle Tage unerträglicher, und ich ſeufze ſchon nach der Stadt, die ich vor ſechs Wochen nicht ungern verließ. So widerſprechend ſind die Wünſche des Hypochondriſten! Es fehlet mir hier auf dem Lande nichts, als daß ich nicht in meiner Ordnung, ſondern vielmehr ein unnützes Geſchöpf für die Welt bin. Ich bin müßig, ohne es ſeyn zu wollen; und leſen, denke ich, iſt nicht viel beſſer als Müßiggang. Endlich wer kann leſen, wenn man alle Stunden mit neuen Nachrichten, falſchen und wahren, erſchrecket wird? Schreiben — ja auch das darf man nicht, denn wer kann ſchreiben, ohne zu klagen?

Sive pium vis hoc, ſive hoc muliebre vocari;
Confiteor miſero molle cor eſſe mihi.*)

Ich liebe Sie und bin Ihr ergebenſter

G.

CLXXXIII.

An Ebendenſelben.

Bonau, den 21. Sept. 1757.

Wenn der Mann, dachte ich, da ich Ihren letzten Brief las, ſeine Beredſamkeit bey dir gelernet hätte, das wäre ein großer Lobſpruch für dich; aber wenn du ſein gutes Herz gebildet hätteſt, das wäre ein unendlich größrer. Er wünſchet nicht ängſtlich, geſund zu ſeyn, ſondern nur die Krankheit mit einem chriſtlichen Anſtande und einem verſtändigen Muthe zu tragen. Biſt du auch ſtets ſo gut geſinnt? Er klaget in einem langen Briefe gar nicht, oder doch ſehr verſchämt; und ſein Kummer iſt nicht die Schwachheit ſeines Körpers, ſondern die Mattigkeit des Geiſtes, den er immer zur Tugend der Gelaſſenheit angeſtrenget wiſſen will. Wenn er auch darinne fehlet, daß er das Uebergewichte der Geduld und des Muthes in ſeinen Zufällen ſtets lebhaft fühlen will: ſo iſt es doch

*) Man mag es fromm, man mag es weibiſch nennen;
Bekenn ich doch, mein Herz ſey weich.

doch immer der Fehler eines sehr guten Herzens, mit dem er dich beschämet, indem er sich selber beschämen will. So ungefehr dachte ich, mein lieber **, als ich Ihren lieben, guten Brief las. Ich wünschte Ihnen Gesundheit, Heiterkeit des Geistes, und tausend kleine Gelegenheiten Gutes zu thun, weil Sie die größern itzt nicht ergreifen können. Was kann ich Ihnen heute, da ich dieses schreibe, anders wünschen? Und was ist mein Wunsch mehr, als eine natürliche Dankbarkeit für alle die Liebe, die Sie für mich haben, und seit so vielen Jahren für mich gehabt haben? Wirklich ist das mein eigenthümliches Glück, daß so viele rechtschaffne Leute, um die ich mich nie verdient gemacht, meine Freunde sind; aber in gewissen Stunden ist eben dieses Glück für mich die größte Demüthigung; denn soll ich wohl glauben, daß ichs vor Andern verdiene, oder genug verdiene? Daß ich kein ganz mittelmäßiger Autor bin, o das gebe ich gern zu, wenn mirs die Welt vorsaget; aber der fromme Mann, für den mich meine Freunde halten, lieber **, o da macht mein Herz tausend Einwürfe, die aller Beyfall nicht widerlegen kann. „Wie oft fehlt mir zum Guten selbst der „Wille!“

Für Ihre politischen Neuigkeiten danke ich Ihnen nicht wenig. Ich habe in vierzig Jahren nicht so viel Zeitungen gelesen, als seit vier Wochen; und es ist mir etwas geringes, in die Schenke nach Meineweh zu gehn, und da zu warten, bis die Post ankömmt. Möchte doch der Tag der öffentlichen

Ruhe

Ruhe und das Ende meines müßigen Exils nicht mehr fern seyn! Wie freue ich mich, Sie bald umarmen zu können! — Leben Sie wohl.

G.

CLXXXIV.

An Ebendenselben.

Bonau, den 1. Nov. 1757.

An Sie kann ich wieder schreiben? *) O Gott, der Allmächtige, sey ewig gelobet, der mir das Leben von neuem geschenket hat! Ich umarme Sie, theuerster Freund, mit zitternden freudigen Händen, mit Thränen, mit brüderlicher Liebe. Freuen Sie sich mit mir, und danken Sie Gott mit mir; und nehmen Sie auch den Dank von mir an, den Sie durch Ihren Besuch in meiner Krankheit auf zeitlebens mir abverdienet haben. Gott segne Sie und Ihr Haus, und lasse mich bald einen Zeugen Ihrer Zufriedenheit seyn! — Genug für dießmal! Grüßen Sie meinen liebsten Heinen und Heyern und vorher Ihre beste Frau. Ich bin ewig Ihr

G.

CLXXXV.

*) Es waren die ersten Zeilen, die er nach seiner harten Krankheit in Bonau wieder schreiben konnte.

CLXXXV.

An Ebendenſelben.

Bonau, den 15. Nov. 1757.

Wie bekümmert ſind Sie nicht um meine Ge-
ſundheit und Ruhe, und wie ängſtlich wer-
ich, daß ich nicht eben ſo dankbar ſeyn kann,
s Sie beſorgt und liebreich gegen mich ſind! Ihr
nzer langer vortrefflicher Brief vom 11. No-
mber iſt die Geſchichte Ihrer freundſchaftlichen
npfindungen gegen mich und die Fortſetzung Ih-
Beſuchs in meiner Krankheit. So wie mich
r Beſuch geſtärkt hat, ſo ſtärkt mich dieſer Brief.
tt, was wäre das Leben der Menſchen, ohne den
oſt der Freundſchaft; und wie viel würde mir
meiner Zurückkunft nach Leipzig fehlen, wenn
nicht wüßte, daß Ihr redliches und großes Herz
aller ſeiner Liebe und ſeinem Werthe auf mich
tete! Ich höre Sie noch vor meinem Bette re-
(denn ſehen könnte Sie mein mattes Auge we-
und fühle noch den ſanften Schauer eines
ndſchaftlichen Kuſſes, den ich damals für den
en mich einſegnenden Kuß hielt. Und eben
, liebſter **, den ich mehr zu ſehen nicht hoff-
deſſen Stimme ich zum letztenmale gehöret zu
n glaubte, ſoll ich bald, von neuem in das Le-
gerufen, in Leipzig ſehen, brüderlich umar-
und über den Namen Freund, noch den Na-
Gevatter von Ihnen hören? Ich ſtarb, und
ich lebe noch. O ſey nun wieder zufrieden,

meine

meine Seele, denn der Herr thut dir Gutes! So rede ich mich oft an, um Freude und Dankbarkeit in meinem Herzen zu erwecken und zu erhalten. Wodurch soll ich doch meines neuen Lebens würdig werden, gnädiger und allmächtiger Vater! — — Dadurch, daß ich noch besser sterben lerne. Ja, liebster Freund, Sie haben Recht; nicht sowohl die Hand meines geschickten Arztes, als der Wunsch und das Gebet meiner Freunde, haben mir das Leben wieder gegeben; denn ich weis, daß meine besten Freunde, Freunde Gottes sind. Welche Glückseligkeit für mich und welcher Ruhm für meine Freunde, und besonders für Sie, theuerster **! Ich mache Ihnen keinen Lobspruch; aber ich kann auch meine Empfindungen, um den Verdacht des Lobes zu vermeiden, nicht zur Hälfte nur ausdrücken. — Sie böten mir gern einen Wagen und Freunde, die mich abholen sollten, an, wenn Sie meiner Gesundheit trauen könnten? Und ich würde dieses Anerbieten, als einen Ruf der Pflicht zurück zu kommen, ansehen und ergreifen, wenn ich selbst ihr trauen könnte. In der That sammeln sich meine Kräfte. Wird die Witterung günstig, billigt es Springsfeld und Heine, läßt es meine besorgte gnädige Wirthinn zu: so hoffe ich mit Gott bald bey Ihnen zu seyn. Möchte doch die allgemeine Ruhe, nach der wir seufzen, deren Verlust wir in dieser Gegend nur gar zu sehr empfunden haben, vor mir hergehen! Seit sechs Wochen, o da habe ich viel erfahren! Vielleicht bitte ich Sie bald um einen Wagen; denn ich

fürchte

fürchte hier den Mangel der Pferde, und möchte doch gern vor der Niederkunft Ihrer lieben Chriſtiane bey Ihnen ſeyn; ſie ſegne nun Ihr Haus durch eine Tochter, oder einen Sohn. Wünſchen Sie ihr in meinem Namen Geſundheit und den Heldenmuth einer Gebährerinn, die da weis, daß ſie Unſterbliche zeugt, für die Welt und den Himmel zugleich. — Die gnädige Frau und ihr Gemahl verſichern Sie, liebſter **, aller Hochachtung und Ergebenheit, nebſt Ihrem ganzen Hauſe. Ich aber bin zeitlebens der Ihrige

G.

CLXXXVI.

An Ebendenſelben.

Venau, den 21. Dec. 1757.

So wenig Ihre Briefe an mich in dem beſcheidnen Verſtande, den Sie angeben, Ihr Beruf ſind; ſo ſehr ſind ſie es aus einer andern Urſache, weil ſie mich ergötzen und erbauen. Ich habe Ihre ganze feyerliche Morgenbetrachtung auf mich anwenden können, und ich werde mir ſie noch mehr als einmal vorleſen, wenn ſich mein Herz weigert, den Tod lebhaft zu denken, das erſt fürchterliche und dann heilſame Bild. Die erſte Seite Ihres Briefs war traurig für mich. Ein ſanftes Herz, das Herz meines Freundes; und gegen daſſelbe

harte, rauhe, demüthigende Begegnungen! Ich las voll Mitleiden und Widerwillen fort. Nun, dachte ich auf der dritten Seite, der Mann, wenn er gleich leidet, und nach deinen Gedanken nicht leiden sollte, ist doch in der Seele glücklich und weit größer als die, die ihn erniedrigen. Ich kam auf Ihre Verse, den Schluß Ihres Briefs:

Er thut, was er gedacht — wird der, der er will seyn,
Und wie ein Frommer stirbt, so festlich schläft er ein.

Selige Prophezeihung, wenn du sie erfüllst! sprach ich zu mir selbst. Ja, wenn du sie erfüllst, o wer ist glücklicher als du! Gebe es Gott, mein lieber **, daß ich diesen Gedanken lebhaft mit in das neue Jahr nehme, und um das Glück der letzten Zeile zu erlangen, den Innhalt der ersten täglich von Herzen, so schwach auch dieses Herz seyn mag, ausübe! Dieß Glück und kein anders bitte ich von Gott in dem neuen Jahre, und was ich mir bitte, bitte ich auch Ihnen; und was dieses Glück hindert, so angenehm es uns auch seyn möchte, sey ewig fern von uns! Bleiben Sie mein Beyspiel und mein Trost. Gehn Sie muthig auf dem Pfade Ihres Lebens fort; uns schützt eine allmächtige und gnädige Hand. Was sorgen wir denn?

G.

CLXXXVII.

An Ebendenſelben.

Venua, den 28. Jan. 1758.

Immer klagen Sie, ich höre es gern, und ich erbaue mich aus Ihrer Traurigkeit eben ſowohl, als aus Ihrer Freudigkeit. Was können wir bey dem frühen Tode der Rechtſchaffnen beſſers thun, als daß wir an den unſrigen denken und uns mit eben dem Geiſte auf ihn zubereiten, mit dem ſie ihn chriſtlich und ſelig überwunden haben? Der liebe Cronegk! Gott hat ihn der Welt entnommen. Der liebe * *! Gott giebt ihm das Leben noch, und ſchenkt ihn mir und der Welt. Getroſt mein Freund! Wäre unſre Tugend die Urſache unſers ewigen Glücks: ſo müßten wir alle verzweifeln; aber wir haben ein göttliches Verdienſt, das muß unſre Herzen unter dem aufrichtigen Gefühle ihrer Unwürdigkeit ſtillen und tröſten. Iſt Gott für uns, wer mag wider uns ſeyn? Welche Hoheit der Religion über alle Kraft der Vernunft! Ich umarme Sie brüderlich und danke Ihnen für die Thränen, die Sie mit mir über Cronegks Tod geweinet. Ich habe eine kleine Verordnung aufgeſetzt, wenn ich etwa bald ſterben ſollte. Sie kommen einigemal darinnen vor. — — — — Der Tod! welcher unendliche Gedanke! Leben Sie wohl mit Ihrer lieben Chriſtiane und Ihren Söhnen. — Ich bin der Ihrige

G.

CLXXXVIII.

An Ebendenſelben.

Penau, den 22. May 1759.

Ich ſchreibe heute an Sie, und zwar aus derſelben Stube, wo Sie mich vor zwey Jahren auch an einem Sonntage in einer ſehr elenden Geſtalt angetreffen und mit Ihrem Beſuche erquicket haben. Ich möchte gern zu der Empfindung des Vorzugs kommen, den ich itzt vor der damaligen Verfaſſung genieße; aber ob ich gleich nicht auf dem Bette ſeufzen darf, ob ich gleich, indem ich dieſes ſchreibe, die Allee, den Berg mit ſeinem Getraide, den Himmel mit ſeiner Sonne ganz offen vor mir ſehe: ſo freue ich mich doch viel zu wenig über mein Glück; und daß ich dieſes mir nicht leugnen kann, iſt für mich ſchon Urſache genug zur Unzufriedenheit. Nach dieſem mich demüthigenden Eingange will ich ſo wenig mehr von mir ſelber reden, als es möglich ſeyn wird. Was machen Sie alſo, mein lieber **? — — — —

— — — — — — — — —

An den armen Thomä denke ich oft; aber ich fürchte, er wird nicht mehr leben, wenn ich nach Leipzig komme; eben der Mann, der viel geſünder und ſtärker war, als ich und tauſend Andere. Doch iſt denn ein guter Tod nicht das gröſte Glück? Warum denke ich ihn ſo wenig von dieſer Seite? Bete für deine ſterbende Freunde, und ſtirb täglich

lich in Gedanken, und ſey fromm und fröhlich. — — — — — — — — — —

Die Frau von Z** und ihr Gemahl wünſchen, daß Sie ſie von Lauchſtädt aus beſuchen möchten; und ich dächte, Sie thäten es und brächten Ihre Frau mit. Sie haben mich nebſt dem Kammerherrn S** feyerlich in Rippach eingeholet, und derſelbe Abend war für mich wirklich angenehm. In der That fehlet mir nichts in Bonau zu meiner Freude, als ich mir ſelber und etwas mehr Geſundheit. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Leben Sie wohl. Ich küſſe Sie und die Ihrige, und bin Ihr ergebenſter

G.

CLXXXIX.

An Ebendenſelben.

Leipzig, den 8. Jun. 1759.

Der Tod Ihrer ſeligen Großmutter hat mich nicht erſchreckt, aber deſto mehr Ihre Hinfälligkeit bis zum Bettlägrigwerden. Wollte doch Gott Ihnen das geben, was ich in der Pfingſtwoche ſo oft für mich erbeten habe, Kraft zur Gelaſſenheit und zu einer muthigen Ergebung in alle ſeine Schickungen! Ich habe den andern und dritten Feyertag in Bonau das ausgeſtanden, was ich

In meinem Leben nicht gefühlet und was ich Ihnen nicht beſchreiben kann. Tröſten Sie ſich mit mir, guter * *. Gott ſorget für uns; darum laſſen Sie uns weniger ſorgen. Was kann mir wiederfahren, wenn Gott mich will bewahren? Und er mein Gott bewahret mich, und wird geben, daß alles zu unſerm wahren Beſten diene. Dieſen Troſt tief in meine Seele zu drücken, iſt meine Arbeit, auch wenn ich fühle, daß ichs nicht vermag. Gott iſt die Liebe und unſer Erlöſer unſre Kraft und Stärke und Seligkeit. Vielleicht findet Sie dieſer Brief gebeſſert; und ich habe weit mehr Vertraun zu Ihrer Geſundheit, als zu der meinigen, die mich kaum dieſen Brief ohne Beängſtigung ſchreiben läßt. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich bin geſtern wieder in Leipzig angekommen und weine, daß Sie nicht da ſind; denn alles iſt für mich öde und leer. Aber Muth und Geduld. Ohne Ergebung in die göttlichen Rathſchlüſſe iſt keine wahre Ruhe der Seelen. Er weis allein, was uns dienet, und iſt mit ſeiner Kraft in dem Schwächſten noch mächtig, der ſie ſuchet und nützet. Nun guter * *, kommen Sie geſtärkt, und wenn es möglich iſt, bald wieder zu uns. Ich grüße Ihre liebe Frau und Ihr ganzes Haus herzlichſt und ergebenſt.

G.

CXC.

CXC.

An Ebendenſelben.

Etémenthal, den 19. Sept. 1759.

ch denke ſo oft an Sie, ja ich bete ſelten für mich, ohne zugleich für Sie zu beten; war- ſollte ich alſo nicht auch oft an Sie ſchreiben, ch Zeit genug übrig habe? Es iſt wahr, daß mein Unvermögen auch bis auf die Briefe er- ſtet; aber um dieſem Unvermögen nicht nach- ben, will ich lieber ſchreiben, und Ihnen, wo durch den Brief, doch durch meine Ueber- ung ein Vergnügen machen. Meine Um- e ſind faſt eben diejenigen, in denen Sie mich s verlaſſen haben, und ohne klagen zu wol- ſage ich Ihnen, daß ich viel leide; viel, das Gott. Aber ich ſuche mich mit dem Troſte Wortes zu beruhigen, mich zu ſtärken, wenn wach werde, und zu hoffen, wo nichts zu ſcheint. Niemals habe ich vielleicht ſo ſehr ben, wie wenig der Menſch ohne den be- en Einfluß der göttlichen Gnade vermag, dieſem Jahre, und ich lerne Davids Be- ß verſtehen: Wenn dein Wort nicht wäre reſt geweſen, ſo wäre ich vergangen in mei- ende. Ich lerne die Worte, Röm. 9. n: „So liegt es nun nicht an jemands oder Laufen, ſondern an Gottes Erbar- Er muß uns Kraft geben, unſer Elend

und Verderben lebendig zu erkennen und zu fühlen, und Kraft, seine freye Gnade in Christo zu glauben, und ohne alle unsre Würdigkeit und vielmehr als die Unwürdigsten, uns zuzueignen, unser Gewissen dadurch zu beruhigen und im Glauben an diese seine Gnade, an die Vergebung aller unsrer Sünden um Jesu Christi willen, uns mit Liebe und Vertraun zu ihm, mit der Hoffnung des ewigen Lebens und mit Lust und Kraft zum Guten und einem heiligen Abscheu vor allem Bösen zu erfüllen. O liebster * *, wie sehr sollte ich Gott bloß für die Wohlthat danken, daß ich einen Freund an Ihnen habe, mit dem ich so christlich reden und durch dessen Beyspiel ich mich erwecken und trösten kann. Ja, des Menschen Herz ist ein trotzig und verzagtes Ding. Wenn Gott es demüthiget, und zur bessern Kenntniß sein selbst, seiner Sünden, seiner bösen Neigungen und seines Unvermögens, sich selbst zu heiligen, bringen will: so flieht dieß Herz zu seinen eignen Bemühungen, sich zu helfen, und sich von seiner Angst durch Thränen und Gebete, durch Lesen und Studiren, durch gute Werke, durch mühsame Einsamkeit zu befreyn, und Gott zu bewegen, ihm das Verdienst des Erlösers deswegen zu Gute kommen zu lassen. Luther sagt an einem Orte: „Wenn der Glaube rein und ungefärbt „bleibt, fusset und gründet er sich nicht auf mich „selbst, noch mein Thun, daß mir Gott darum „sollte gnädig seyn, wie der falsche Heuchelglaube „thut, welcher menget in einander Gottes Gnade „und mein Verdienst, ob er auch wohl die Worte

„behält

„behält von Christo, aber doch des Herzens Zu-
„versicht setzet heimlich auf sich selbst, also daß es
„nur eine angestrichne Farbe ist — Das hebe
„an und versuche es, wer da will, so wird er se-
„hen und erfahren, wie trefflich schwer es sey, und
„wie sauer es wird, daß ein Mensch, der sein
„Lebtage in seiner Werkheiligkeit gesteckt, sich her-
„ausschlinge und mit ganzem Herzen erhebe durch
„den Glauben in diesem einigen Mittler. Ich
„habe es nun selbst schier zwanzig Jahre getrieb-
„get, daß ich sollte heraus kommen seyn; noch
„fühle ich immerdar den alten anklebischen Unflat,
„daß ich gern mit Gott so handeln wollte, und et-
„was mitbringen, daß er mir seine Gnade für
„meine Heiligkeit müßte geben, und will mir nicht
„ein, daß ich mich so gar soll ergeben auf die bloße
„Gnade, und muß doch nicht anders seyn.“ — —
Wie bewundre ich den seligen Luther in seiner bi-
blischen Weisheit, in seiner freymüthigen Aufrich-
tigkeit und großen Demuth; und wie sehr fürchte
ich, daß Gott oft ein erwecktes Herz, das sich aber
selbst helfen will, nicht anders von seinem Irrthu-
me und heimlichen Unglauben heilen und zur Er-
kenntniß seines großen Elends bringen kann, als
wenn er es einige Zeit durch Entziehung seiner
Gnadenkräfte sich selbst, seiner Weisheit und Stär-
ke, das ist, seiner Thorheit und Schwachheit über-
läßt. Alsdann fühlen wir, wieviel Böses noch
in uns wohnet; und wie selbst die Leidenschaften
und Neigungen, die wir am gewissesten und seit
vielen Jahren besiegt zu haben glaubten, noch in

uns da ſind, und nach der Herrſchaft ſtreben. Alsdenn fühlen wir bey den Anklagen unſers Gewiſſens, wie wenig wir ſeine Unruhen ſtillen können, und wie nicht unſre Lebensbeſſerung, ſondern das göttliche und unendliche Verdienſt unſers Erlöſers der Grund unſrer Gnade bey Gott allein, ganz allein ſeyn, und wie uns Gottes Geiſt durch den Glauben umbilden, heiligen und getroſt machen muß. — Liebſter ** ich habe viel geſchrieben, möchte ich doch etwas Gutes für mich geſchrieben haben! —

Und wie leben Sie denn? Mein Herz ſagt mirs, daß Sie glücklicher leben als tauſend andre Menſchen. Ich bitte Gott darum, bitte, daß er mich dieſen Tag, ſo ſchwer er auch ſeyn mag, geduldig und voll Hoffnung wolle zubringen, und nicht ſo kleinmüthig ſeyn laſſen. Wer einen Gott zum Erlöſer und Helfer hat, ſagte Cramer einſtens zu mir, der ſoll nicht traurig ſeyn, wenigſtens es nicht bleiben. Ich grüße Ihre liebe, fromme, vortreffliche Frau, das Glück Ihres Lebens, und bin ꝛc.

G.

CXCI.

An Ebendenſelben.

Etörmenthal, den 13. April 1760.

Sie wollen mich auf den Freytag abholen? Das iſt viel Freude für mich, wenn mir anders die Freude nicht unmöglich geworden iſt. — — — Ich für meine Perſon kann alle Stunden fort; denn das Land hat ſo wenig Reiz für mich, als die Stadt, und ich weis nicht, welcher traurige Geiſt ſich meiner bemächtiget hat, daß gar keine Freude in mein Herz kömmt. Mein Kopf, mein armer Kopf, ach der iſt geſpannt, gebunden, und alle Gedanken liegen an Feſſeln, nur die beſchwerlichen nicht. Lieber Gott, wie nichts, wie gar nichts iſt der Menſch! Aber vielleicht ſoll ich dieß beſſer lernen, weil ichs noch nicht genug weis oder wiſſen will. — Die Frau von Z** erwartet mich, und heimlich bedaure ich ſie, daß ſie mich erwartet. Gleichwohl iſt es Pflicht, daß ich eine Dame beſuche, die ſo viel Vertrauen und Freundſchaft für mich hat, daß ſie ſich von meinem Beſuche viel Vortheil verſpricht. Vermuthlich werde ich alſo künftige Woche nach Bonau gehen, an einen Ort, wo ich durch zwo Krankheiten unendlich an meinem Charakter gelitten habe. Aber ſo viel habe ich doch nicht gelitten, daß ich nothwendig klagen und ungeduldig ſeufzen muß. Nein, wenn auch das Elend unſre Schuld nicht wäre: ſo

iſt

iſt doch der Mangel der Gelaſſenheit und Geduld im Elende gewiß ſtets unſre Schuld. Wen beſchäme ich alſo, wenn ich klage, als mein eigen Herz? Und alſo hätte ich weiſer gehandelt, wenn ich von mir ſelbſt geſchwiegen hätte. Aber ich dachte, weil ich mit Ihnen redte, ſo dürfte ich einmal klagen, das heißt, fehlen.

Ich bin der Ihrige

G.

CXCII.

An Ebendenſelben.

Störmenthal, am 4. Sept. 1760.

Weil ſich meine Zurückkunft verzieht, ſo ſeyn Sie ſo gütig und übergeben Sie unterdeſſen an G*** die halbjährige Penſion, die ich ausgezahlet bekommen ſoll. Ich ſchäme mich, daß ich ſo viel Glück vor tauſend Andern habe, die es mehr verdienen und vielleicht weit nöthiger brauchen. Bedenken Sie nur, mein lieber **, ich habe in dieſem traurigen halben Jahre kein Collegium endigen und alſo nichts verdienen können; gleichwohl habe ich mehr eingenommen, als wenn ich ſechs Collegia geleſen und noch ſo viel gearbeitet hätte. Eben dieſe Anmerkung muß ich auch von dem Jahre machen, da ich in Bonau krank lag. Eine Dame aus Liefland ſchickte mir zweyhundert

Thaler

Thaler mit einer Art, als ob ich sie ihr abverdienet hätte. Kurz, je unvermögender meine Seele zur Arbeit und zum Bücherschreiben geworden, desto reichlicher sind auch meine Einkünfte geworden. Habe ich nicht noch im vorigen Jahre eine Pension erhalten, ohne zu wissen, wer mir sie giebt? Diese Spuren der göttlichen Fürsorge, die mein Herz erfreun und stärken sollten, erwecken so wenig Zufriedenheit und Dankbarkeit in mir, daß ich verdiente, alles dieses Glück zu verlieren. Gott vergebe mir meine Unempfindlichkeit! Ich weis nicht, wie sie nebst tausend andern Uebeln in mich gekommen ist. Vermuthlich habe ich mich nicht gekannt, und soll mich auf diese bittre Weise besser kennen lernen; und wenn dieß geschieht, welche Wohlthat wird das Elend für mich in den künftigen Tagen werden! — — — —

Warum ich nicht nach Leipzig komme? Das weis ich selbst nicht. Das Vergnügen des Landlebens ist gewiß nicht die Ursache, und auch nicht die Liebe zur Bequemlichkeit. Vielleicht fürchte ich in Leipzig noch schwerere Tage, als ich hier trage; vielleicht ist es Unentschlossenheit und Krankheit. — — — —

Ich bin zeitlebens der Ihrige

G.

CXCIII.

CXCIII.

An Ebendenſelben.

Etérmenthal, im September 1760.

Der Brief, durch den Sie ſich um meine Ruhe verdient gemacht haben, iſt nicht bloß ein Beweis Ihrer Freundſchaft gegen mich, die groß iſt, ſondern Ihres Herzens voll chriſtlicher Liebe und voll Eifer für die Ehre Gottes. Der Mann, dachte ich im Leſen, klaget über ſeinen Gemüthszuſtand, und du ſiehſt in ſeinem ganzen Briefe nichts, als Demuth gegen Gott, nichts als Verlangen nach ſeiner Gnade, nichts als Verlangen nach wahrer Selbſterkenntniß, nichts als Unterwerfung und Ergebung in alle göttliche Schickungen, nichts als Begierde, dich zu beruhigen und in Gott gelaſſen zu machen; o wie ſehr hat er das, was er nicht zu haben meynt; denn wo dieſe Neigungen ſind, da iſt gewiß der Geiſt Gottes, wenn wir auch die Freudigkeit des Glaubens nicht empfinden. Danken Sie Gott, wenn Sie dieſes leſen, für das, was Sie durch ſeine Gnade haben, und ſeyn Sie verſichert, daß er Ihnen noch mehr geben wird; er, der überſchwenglich thut über alles, was wir bitten oder verſtehen. Ich will Ihre Erinnerungen nützen, ſo ſehr ich kann. Ich glaube, daß ſie wahr ſind, weil es mir einige Mühe koſtet, ſie ganz für wahr zu halten, und weil ſie aus dem Herzen des aufrichtigſten und eifrig-

ſten

sten Freundes kommen, der nichts sucht, als mein wahres Glück. Gott belohne Sie für diesen Dienst. — Er thue was ihm wohlgefällt. Er ist der Herr, und ich bin sein Geschöpf. Was ich leide; ist unendlich wenig gegen das, was der Sünder ohne seine Gnade in Ewigkeit verdienet hat. Er stärke meinen Glauben an den Erlöser der Welt, und lasse mich nicht bloß die Befreyung von meinem Uebel wünschen und bitten, sondern Geduld und Demüthigung unter seine Hand; daß ich mit ganzem Herzen, wie David, sagen könne: Ich harre des Herrn, meine Seele harret und ich hoffe auf sein Wort. — Er begehret mein, so will ich ihm aushelfen, er rufet mich an, so will ich ihn erhören. Aus Gnaden macht er uns selig, nach seiner Barmherzigkeit, nicht um unsrer Werke willen; Gottes Gabe ist es, auf daß sich niche jemand rühme. — Liebster Freund, ich wiederhole meine Danksagungen, und hoffe, Sie werden uns heute oder doch bald besuchen. Beten Sie ferner für mich, daß ich stark werde aus der Schwachheit und mir an Gottes Gnade gnügen lasse. Er ist treu und läßt uns nie versucht werden über unser Vermögen. — — — — Gott sey mit Ihnen.

G.

CXCIV.

CXCIV.

Mein liebſter Gellert,

Eine Gewiſſensrüge an Sie? — Die war mir in der That ſehr unerwartet. Und wem ſollte ſie es nicht ſeyn? Da eine ſorgfältige Gewiſſenhaftigkeit, eine durchgängige Ehrerbietung gegen Religion und Tugend, ein ſo unſtreitiger, ſo vorzüglicher Ruhm Ihrer Schriften iſt? Armer Freund, wie dauern Sie mich! Da Sie ohnedieß hypochondriſch genug ſind, muß ſich von allen Seiten her alles vereinigen, Sie noch hypochondriſcher zu machen. Ein Ungenannter, der auſſerdem Ihren Schriften das gebührende Lob ertheilt, will dennoch nicht wenig moraliſche Schwächen darinnen entdeckt haben, und fordert Sie in einem Briefe auf, „bey einer neuen Ausgabe „denſelben abzuhelfen, in allen auch nur anſtößig ſcheinenden Stellen die ſtrengſten moraliſchen Verbeſſerungen ja nicht zu verabſäumen; und das zwar zur Ehre des Gewiſſens und „der Religion.“ Wie ſehr Sie beſonders itzt, da Ihre ſämmtlichen Schriften gerade von Ihren Verlegern in eine Sammlung zuſammen gedruckt werden, dadurch haben beunruhigt werden müſſen; das habe ich mir leicht vorſtellen können. Sie haben ja nur erſt jüngſthin gegen mich geklaget, daß Sie ſich ſchon ſeit geraumer Zeit wegen der Ihnen mangelnden Heiterkeit des Geiſtes ungeſchickt fühlen, diejenigen Aenderungen zu unternehmen, die Sie, vornehmlich in Ihren

Luſtſpielen und Briefen; zu machen gewünſcht hätten.

Ich habe ſein mir überſchicktes Schreiben geleſen und wieder geleſen, und ſorgfältig geprüft. Sie verlangen mein unpartheyiſches Urtheil davon zu wiſſen. Hier iſt es. Aber Sie werden, ſo wenig Sie bey Ihren gegenwärtigen Geſundheitsumſtänden dazu aufgelegt ſind, Geduld haben müſſen, viel zu leſen; denn der Brief des Ungenannten iſt lang; die Beantwortung ſeines Innhalts wird alſo auch nicht kurz ausfallen können.

Der Verfaſſer zeigt in ſeinem Briefe allerdings, wie er mehrmals von ſich verſichert, einen brennenden Eifer für Tugend und Religion. Aber iſt es auch ein durch richtige Einſichten aufgeklärter Eifer? Darauf möchte er wohl keinen Anſpruch machen können. Bey einem wahrhaft frommen Herzen verräth er doch überall viel Schwäche des Verſtandes, und es wird ſchwer halten, bey der Widerlegung ſeiner Zweifel und Einwendungen in einem ſo ernſthaften Tone zu bleiben, als er bey ſeinen redlichen Geſinnungen wirklich verdient. Seine Grundſätze ſind theils ganz falſch, theils nur zur Hälfte wahr. Oder wo auch gegen die Richtigkeit der Grundſätze nichts einzuwenden iſt, da leitet er aus dieſen richtigen Grundſätzen ſehr unrichtige Folgerungen her. Doch es iſt nicht genug, daß ich das ſage; ich muß es auch beweiſen. Laſſen Sie uns denn zur Zergliederung ſeiner Sätze kommen.

Sein erster Satz betrifft die lachende und beißende Bestrafung der Laster. In Ansehung derselben „glaubt er durch moralische Gründe über„zeugt zu seyn, daß man das Laster niemals pos„sierlich, wohl aber thöricht und abgeschmackt vor„stellen könne, weil sich bey dem Possierlichen leicht „der Begriff des Angenehmen uns unvermerkt mit „einmischt, welches besonders bey der Wollust zu „besorgen ist.“ Der Satz ist scheinbar; aber zu einer so strengen Richtigkeit, als bey einer Regel der Prüfung nöthig ist, möchte er wohl eine genauere Bestimmung nöthig haben. Was versteht der Verfasser unter Laster? Was unter possierlich vorstellen? Und wie mischt sich bey dem Possierlichen unvermerkt der Begriff des Angenehmen ein?

Aus dem Laster soll ich niemals einen bloßen Spaß, niemals das, was man eine Schekerey nennt, machen. Das würde der Leichtsinn sehr geschwind ergreifen. Es ist nicht zu läugnen, daß solches von manchen alten und neuen Dichtern geschehen sey; besonders in Absicht auf die Ausschweifungen der Wollust. Oder warum wollten wir ihrer schonen? Lassen Sie sie uns bey Ihrem eigentlichen Namen Laster der Unzucht nennen. Schwerlich wird dergleichen Verfahren jemand, der die Ehre der schönen Künste aufrecht erhalten will, vertheidigen. Auch der Verfasser führet hier zur Erläuterung die Wollust an; aber er bestimmt nicht, ob er damit ihre wirklichen Ausschweifungen, oder nur ein verliebtes Tempe-

rament

rament meyne. Wenn er die erstere dabey im Sinne gehabt haben sollte; wie käme er zu dieser Bemerkung bey Ihren Schriften?

Was ist denn also dem Verfasser Laster? Nimmt er das Wort im bürgerlichen Verstande für die gröbern Laster? Da hat er freylich Recht. Wer wird Unzucht, Ehebruch, Diebstahl, Spitzbüberey, Todtschlag, Meuchelmord weiter nichts, als lächerlich machen wollen? Sie verdienen Abscheu. Ihre Namen empören. Sie müssen nie anders vorgestellt werden, als Abscheu zu erwecken; und, das zu thun, wird noch keine sehr warme Liebe zur Tugend erfodert. Nimmt aber der Verfasser das Laster im theologischen Verstande, wer auch, genau genommen, der moralische ist; welche böse Neigung, wenn sie in der Seele herrscht, wenn sie Leidenschaft ist, wird da nicht darunter begriffen seyn? Und dann möchte der Verfasser sich wohl nicht auf dem rechten Wege befinden, und noch weniger, wenn er vielleicht gar die Anlage und den Hang dazu, ehe sich noch daraus das Laster ausgebildet, kurz alles, was dazu führen kann, mit darunter zusammenfassen sollte. Denn was heißt bey ihm possierlich vorstellen? Soll es überhaupt nur so viel sagen, als lächerlich machen; nicht eine besondre Art, etwas lächerlich zu machen, anzeigen; so ist gar viel dawider einzuwenden. Alle Thorheit machet, als Thorheit, lächerlich; und das Laster, als thöricht vorzustellen, hält ja der Verfasser des Briefs selber für erlaubt. Ja es ist noch mehr als erlaubt; es ist der

Tugend ſo gar zuträglich, wenn die Gebrechen der menſchlichen Seele auf mehr, als eine Art, angegriffen werden. In vielen Fällen iſt es ſehr heilſam, wenn man auf die Thoren, auch vor der Welt, ein Lächerliches wirft; denn das fühlen ſie noch am erſten, da nicht ſelten den ernſtern Gründen aller Zugang ganz verbaut iſt. Um auf das von dem Verfaſſer angeführte Beyſpiel der Wolluſt zurückzukehren; was ſollte denn wohl hindern, ſolche Gecken, die gleich in jede weibliche Geſtalt ſich verlieben, durch Satyren dem Gelächter bloß zu ſtellen? Vielleicht daß wenigſtens einer oder der andere das Unanſtändige davon empfindet, und ſich ſchämen lernet. Eine wahre und ſittliche Beſſerung wird durch alle Werke des Witzes und Geſchmacks nicht bewirket werden. Das gebe ich gern zu. Aber philoſophiſche Abhandlungen werden das eben ſo wenig ausrichten, und denen wird es doch Niemand zum Vorwurfe machen, daß ſie nicht die Kraft der geoffenbarten Religion haben. Denn deren Werk allein iſts, den Menſchen moraliſch zu beſſern. Es ſey denn bloß eine bürgerliche Beſſerung, welche eine lachende und beißende Satyre hervorbringt. Auch dadurch iſt nicht wenig gewonnen. Da ſie manche Hinderniſſe aus dem Wege räumet; ſo wird durch ſie der moraliſchen vorgearbeitet. — Vielleicht führet die Satyre den Thoren auch nicht einmal bis dahin, ſondern macht ihn bloß ſchüchtern, daß er mit ſeinen Thorheiten mehr zurück hält. Und ſo wird der Nutzen davon der ſeyn, daß ſie weniger anſteckend

ſind.

ſind. — Doch ich will offenherzig geſtehen, daß man nicht einmal das ſich allezeit verſprechen dürfe. Selten haben Thoren ſo viel Anlage zur Selbſterkenntniß, daß ſie in dem vorgehaltenen Spiegel ihr eignes Bild erblicken. Weit öfter werden ſie dabey auf ihren Nachbar weiſen. Wer kann indeſſen dafür, daß ſie gemeiniglich unheilbar ſind? Und auf ſie und ihre Beſſerung haben auch Komödien und Satyren, es ſey in Lehrgedichten oder in Erzählungen, nicht ihr eigentliches Abſehen. Sie ſind vielmehr eine Art des Prangers. Der Pranger wird den, der bis dahin verfallen iſt, daß er daran geſtellt werden müſſen, ſchwerlich bekehren. Aber er warnet und ſchrecket doch den, der etwan einſt in die Verſuchung kommen könnte, ſich des Prangers würdig zu machen; und iſt das nicht Wohlthat für die Welt? Meine Feder läuft, wie ich ſehe, ſchnell fort, weil ſie in ein Feld geräth, dem ſo oft eine ſchiefe Ausſicht in daſſelbe ein ganz falſches Anſehen giebt. Ich muß einlenken; denn es könnte ſeyn, daß hier meine Antworten den Verfaſſer des Briefs nur ſeitwärts träfen. Erlauben Sie mir alſo nur, lieber Freund, über das Poſſierliche noch ein paar Worte hinzuzufügen.

Selbſt das Poſſierliche; wenigſtens eine gewiſſe Gattung deſſelben würde ich von der Beſtrafung der nicht bürgerlichen, ſondern bloß moraliſchen Laſter, wenn zumal der laſterhafte durch ſie nicht ſowohl Andern, als ſich ſelbſt ſchadet, nicht ganz ausſchließen. Der Geiz iſt unſtreitig ein ſolches Laſter; und Molierens Geizhals iſt

gleichwohl voll von poſſierlichen Zügen. Wer wird es nicht z. E. poſſierlich finden, wenn der Geizhalz, weil er zween Lichte auf Einem Zimmer für unnütze Verſchwendung hält, das eine davon ſorgfältig auslöſcht, dieß, ſo oft es verſtohlen wieder angezündet worden, zu wiederholen nicht müde wird, und zuletzt ſein Licht, um es zu retten, in die Hoſentaſche ſteckt? Eben ſo poſſierlich iſt es, wenn der Geizhals in des Goldoni wahrem Freunde die eingekauften Eyer durch einen Ring mißt, ob ſie nicht zu klein ſind. Man wird ſich des Lachens, und folglich auch einer angenehmen Empfindung nicht dabey enthalten können; denn Lachen iſt eben ſo der natürliche Ausdruck von der Empfindung einer ſtarken in die Augen ſpringenden Ungereimtheit, wie es Seufzer und Thränen von einem heftigen Schmerze ſind. Und ſollten dieſe poſſierlichen Vorſtellungen wirklich der Tugend ſchaden? Wenn von Molierens Luſtſpielen nicht zu läugnen iſt, daß ſie viel moraliſche Fehler an ſich haben; ſo gehören doch dergleichen Züge gewiß nicht mit darunter.

Aber wenn etwas poſſierlich vorgeſtellt wird, miſcht ſich, uns unvermerkt, gar zu leicht der Begriff des Angenehmen ein. Das klingt gründlich und tief gedacht; und iſt es doch nicht. Wie und wo miſcht ſich der Begriff des Angenehmen ein? In die Empfindung des Ungereimten, die in dem Zuſchauer erweckt wird? Oder in die Vorſtellung, die man ſich aus ſo treffenden Zügen von der Kunſt des Dichters

macht? Oder endlich, in den Begriff des vorgeſtellten Laſters? Das letzte wird wohl Niemand behaupten wollen. Das Laſter des Geizes wird durch ſolche poſſierliche Vorſtellungen gewiß nicht reizend; ja nicht einmal um das mindeſte erträglicher. Kein Zuſchauer, ſelbſt kein Geizhals, oder der noch bloß eine Anlage zum Geize hat, wird dabey in die Verſuchung gerathen, dergleichen nachzuthun. Sein erſter Gedanke wird vielmehr der Vorſatz ſeyn, daß er ſich wohl hüten will, ſich ſelbſt ſo lächerlich zu machen. Iſt aber das erſtere, daß ſich in die Empfindung des Ungereimten, oder in die Vorſtellung von der Kunſt des Dichters eine angenehme Empfindung einmiſcht: wer kann daraus ſchlimme Folgen befürchten? Wer wird hier etwas Unmoraliſches finden? Ich würde alſo das Wort poſſierlich gegen das Wort drollicht vertauſchen, und den Satz alſo ausdrücken: Drollicht dürfen wirkliche Laſter niemals vorgeſtellt werden, ſondern bloß menſchliche Schwachheiten, als wunderliche Launen der Denkungsart, Fehler eines guten Herzens, Arten des Uebelſtandes. Grobe Laſter müſſen in der Vorſtellung nie anders, als verabſcheuungswürdig, erſcheinen, und auch die andern Laſter muß man nicht bloß lächerlich machen wollen, ſondern gleichfalls mit ernſtern Waffen beſtreiten.

Aber nun bleibt noch immer die Frage übrig: Wozu dieſe Bemerkung hier? Sie muß ja wohl ein Tadel, der auch Ihre Schriften treffe,

seyn sollen; da sie in einem Briefe steht, der Sie zu moralischen Verbesserungen Ihrer Schriften auffodert. Der Verfasser desselben hat kein Beyspiel zum Beweise beygebracht, wie doch billig von ihm hätte geschehen sollen. Eine andre Stelle seines Briefs macht es mir mehr, als bloß wahrscheinlich, daß er damit auf Lisetten, in dem ersten Bande Ihrer Fabeln und Erzählungen,*) ziele. Diese Erzählung hat, ich gestehe es Ihnen, meine vorzügliche Liebe nicht, und, wenn Sie sie seiner ängstlichen Gewissenhaftigkeit aufopfern wollen, habe ich nichts dagegen. Aber ich kann doch das nicht darinnen sehen, was er darinnen sieht. Ich habe sie wieder zu verschiednenmalen mit Aufmerksamkeit durchgelesen. Ich finde in dem Manne, welcher in das wohlgebildte Lorchen, die zur Wärterinn seiner an den Blattern kranken Frau erlesen worden, sich verliebt, und da die Frau an den Blattern blind liegt, durch die Gelegenheit sich verführen läßt, seiner Leidenschaft nachzuhängen und sie frey ausbrechen zu lassen, nichts als eine getreue Schilderung nach der Natur. Die geschilderte Sache ist nicht selten, denn wie manche ungetreue Ehegatten giebt es nicht, die gleichwohl Treue heucheln! Es kann auch nicht verwerflich, oder ohne Nutzen seyn, dergleichen Schilderungen zu machen. Menschliche Leidenschaften in besondern ihnen günstigen Lagen, oder in ihnen schnell aufstoßenden Verlegenheiten schil-

*) Gellerts sämmtliche Schriften I. Th. 106, 107. S.

ſchildern, und es durch das Individuelle des Gemäldes gleichſam vor die Augen bringen, wie ſie darinnen handeln, wie ſie jene günſtige Lagen ohne Anſtand nützen, und oft aus dieſen Verlegenheiten, wenn ſie auch Lügen zu Hülfe nehmen, und offenbar der Tugend ſpotten ſollten, ſich glücklich herauswickeln; das erweitert die Kenntniß der Welt und des menſchlichen Herzens; und vertritt gewiſſermaßen die Stelle der Erfahrung, die man ſich ſonſt nicht ſelten mit eignem Schaden erkaufen muß. Dieß iſt, im Vorbeygehen zu erinnern, einer von den großen Vortheilen, welche die von der Seite der Moralität ſo oft mit Unrecht beſtrittene Komödie ſchaffet. Ich will itzt des moraliſchen Nutzens dieſer Erzählung nicht erwähnen, daß ſie zeigt, wie gefährlich dem verderbten Herzen die Gelegenheit zum Laſter werde; wie leicht ein familiärer Umgang zwiſchen jungen Perſonen beiderley Geſchlechts weiter führen könne, als ſie zuvor wohl ſelbſt gedacht; und wie thöricht der handle, wie vielen Verſuchungen er ſich auf die Zukunft ausſetze, der bey der Ehe, dieſem ſo ernſten Schritte, in ſeiner Wahl bloß auf Schönheit, einen vom Zufalle ſo leicht entrißnen Vorzug, ſieht. Das alles ſind Beobachtungen, auf welche die Erzählung natürlicher Weiſe leitet. Ich will mich bloß an die Hauptſache der Erzählung halten. Eine Schilderung des Laſters iſt ja, das wird jeder zugeben müſſen, keine Empfehlung des Laſters. Es kömmt bey einer ſolchen Schilderung, in Anſehung ihrer Moralität, alles auf ihre Beſchaffenheit an;

alles darauf, ob ſie nicht etwan durch Schlüpfrigkeit ſchädlich wird, oder ob ſie nichts durch die Wendung, die ihr gegeben iſt, und durch die eingeſtreuten Züge auf die Seite des Laſters neigt, und für daſſelbe einnimmt. Keine von beiden Beſchuldigungen wird Ihnen, wer nur einigermaßen billigt denkt, und wenn er ein noch ſo ſtrenger Moraliſt wäre, bey dieſer Erzählung machen wollen. Wie hier einer ſtrafbaren Liebe kein reizender Schleyer umgeworfen wird; ſo erklärt ſich auch der Dichter nicht für den ungetreuen Mann und ſein Lorchen; weder auf offenbare, noch auf verdeckte Weiſe. Er erzählet bloß, ohne Parthey zu nehmen, ohne durch etwas den Leſer auf jener Seite zu neigen. Hier iſt keine Bewunderung von Lorchens ſchnellem Witze, durch den es ihr gelingt, die Entdeckung ihrer ſtrafbaren Liebe zu verhüten; kein Triumph, kein Händeklatſchen der Liebesgötter darüber. Ich will nicht in Abrede ſeyn, daß es nicht vielleicht manchen Leſer kützeln könne, die arme blinde Frau durch Lorchen alſo betrogen zu ſehen. Aber wird das nicht von der Faſſung abhangen, mit der er lieſt? Wenn alſo ein moraliſcher Schade aus dem Leſen dieſer Erzählung entſpringt; ſo iſt er von der Art derjenigen Aergerniſſe, die nicht wohl verhütet werden können; nicht die Schuld des Schriftſtellers, ſondern des Leſers; denn das Leſen derſelben ſchadet ihm, nicht weil er ungeübt iſt, ſondern weil er ein verderbtes Herz hat, und für daſſelbe überall Nahrung ſuchet. Bey reinern Geſinnungen wird es

einem

einem andern Leſer eben ſo natürlich ſeyn, mit der Frau, der unter ſo traurigen Umſtänden eine ſo unedle Beleidigung wiederfährt, Mitleiden zu faſſen, und am Schluſſe der Erzählung bey Ihren Worten:

Ach lieber Mann, wie redlich meynts dein Herz!
O gräme dich doch nicht! Ich bin ja noch am Leben;

zu denken: Der unwürdige Mann! Wie wenig verdient er dieſen Troſt! Ach wenn die arme Frau wüßte, daß er vielleicht itzt gerade das Gegentheil von dem wünſchet, was nach ihrer Meynung ihn tröſten ſoll! Welch Glück iſt es zuweilen, ſein Unglück nicht zu wiſſen! Dieſe Gedanken können in dem Leſer deſto natürlicher entſtehen, da Sie ihn ſelbſt durch den eingeſtreuten Zug darauf leiten:

Ach arme kranke Frau! Es iſt dein groſſes Glücke,
Daß du nicht ſehen kannſt.

Damit will ich nicht ſagen, daß es nicht dieſer Erzählung noch zuträglicher geweſen ſeyn würde, wenn ihr eine andre Wendung gegeben, und dadurch auch einem ſo geſuchten Mißbrauche vorgebauet worden wäre. Ich bin verſichert, Sie würden vorgebaut haben, wenn Sie bey ihrer Verfertigung hätten vermuthen können, daß dieſelbe jemals in einem ſo falſchen Lichte betrachtet werden würde. Ich weis es, theuerſter Freund, von alter Zeit, und ſelber der ungenannte Urheber des Briefs erkennets, daß die Rechte der Tugend Ihnen

nen bey Ihren Arbeiten viel zu ehrwürdig gewesen, als daß Sie zu einer leichtsinnigen Behandlung derselben jemals, dem Witze zu Ehren, auch nur einen entfernten Anlaß geben wollen. Sie können indessen noch itzt einer allzugrübelnden Gewissenhaftigkeit ein überflüßiges Opfer thun, und das mit leichter Mühe. Ich setze freylich voraus, was sehr zweifelhaft ist, daß nicht etwan dieser Bogen in der neuen Sammlung schon abgedruckt worden; desgleichen, daß Sie nicht etwan Ihre itzige kränkliche Gesundheit zu noch so leichten Aenderungen unfähig macht; und nicht weniger das ernste Verbot Ihres Arztes, von welchem Sie mir letzthin schrieben, sich mit dieser neuen Ausgabe auf keine Weise selbst zu beschäfftigen, keinen Nachlaß findet. Viele Voraussetzungen, die es mir selber nicht wahrscheinlich machen, daß Ihnen mein Rath werde nützen können. Indessen will ich Ihnen doch denselben mittheilen. Es kömmt bey dieser Erzählung nur auf einen kleinen Eingang von etlichen Versen an, der den Leser sogleich auf den richtigen Gesichtspunkt hilft, so daß das Lächerliche nothwendig auf den Mann fallen muß. Etwan ein satyrischer Ausfall auf die Männer in zweyerley Gestalten, die, von den Frauen gesehen, in Zärtlichkeit zerfließen, und, wenn sie von deren Auge nicht mehr beobachtet werden können, selbst in ihrer Anwesenheit es wagen würden, bis zur Untreue auszuschweifen. Sie sind, wie ich weis, den Eingängen nicht sehr günstig. Hier sehen Sie, wozu sie zuweilen nützen können.

Ich

Ich eile zu einer andern Claſſe der moraliſchen Schwächen, welche der Verfaſſer des Briefs in Ihren Schriften entdeckt haben will, und zwar zu derjenigen, welche der erſten am nächſten verwandt iſt. „Wenn, ſagt er, bey ernſthaften und „ehrwürdigen Dingen lächerliche Nebenbegriffe an„gebracht werden; ſo muß man ſich Gewalt an„thun, derſelben wieder los zu werden, wenn man „nun wirklich ſeine Gedanken auf dieſe ernſthafte „Dinge richten will. Es iſt gewiß gleichfalls Ihre „Meynung, daß man mit ernſthaften Dingen nie„mals ſpotten dürfe. Die Blöße der Laſter kann „auch ohne dieſen Spott Freunden des Witzes und „der Tugend gezeigt werden.“

„Mit ernſthaften Dingen muß man niemals „ſpotten,“ oder wie es weiter hin heißt: „Die Bi„belſprache muß uns allezeit ehrwürdig ſeyn. Ich „glaube, man müſſe ſich bey ſcherzhaften Ausdrü„cken aufs ſorgfältigſte vor der geringſten Aehnlich„keit mit der Bibelſprache hüten.“ Schön! Ich und Sie ſind beide erklärte Feinde von Bibelſcherzen, und in ſcherzhaften, ja überhaupt in weltlichen Schriften, können Sie ſo wenig als ich die mindeſte Anſpielung auf unſre dem gottesdienſtlichen Gebrauche gewidmete Bibelüberſetzung, oder irgend einen Scherz über Dinge, die nur einige Verbindung mit dem Gottesdienſte haben, dulden. Aber hier vermiſcht Ihr Unbekannter wieder zweyerley Dinge. Ein anders iſt es, ernſthafte Dinge lächerlich machen; und wieder ganz ein anders, die falſchen Begriffe davon, eben dieſen ernſthaften

haften Dingen zum Dienſte, in ihrer Blöße darſtellen. Gleichwohl iſt meiſtens das letztere hier der Fall. Denn was ſinds für Exempel, die er aus Ihren Schriften anführt?

Er wünſcht, in dem zärtlichen Manne, den Ausdruck hinweg:

Er läßt für ſeine Frau in allen Kirchen bitten,
Und giebt noch mehr dafür, als ſonſt gebräuchlich war;*)

und eben ſo in den Bauern und dem Amtmanne die Worte der Bauern:

Und Gottes Wort, wie ſichs gebühret,
Bald griechiſch, bald ebräiſch angeführet.**)

Gleichwohl wird weder in jener die Fürbitte für Kranke, noch in dieſer Gottes Wort und der Grundtext lächerlich gemacht. Das erſtere ſchildert bloß die Lage des Mannes, und das in der Welt unter ſolchen Umſtänden übliche Verfahren; und zeigt den Ernſt ſeiner Angſt, die doch ſo bald darauf verſchwunden iſt. Das letztere zu ſagen, iſt ſehr heilſam und nöthig, um ein klägliches Vorurtheil, das der Bibel und der Erbauung ſo nachtheilig iſt, in ſeiner ganzen Blöße darzuſtellen.

Gegen den Brief, darinnen Sie von der ſchlechten Predigt und ihrer Wirkung reden,***) wendet er ein: „in einer ſchlechten Predigt höre man wenigſtens Sprüche, und denen ſey die Wirkung, „einen

*) Gellerts ſämmtliche Schriften I. Th. 66. S.
**) Ebendaſ. 207. S.
***) Ebendaſ. IV. Th. 241. S.

„einen frommen Zuhörer in Schlaf zu bringen, „unnatürlich.“ Sprüche werden ja wohl in einer ſchlechten Predigt angeführt; oft genug nicht ſowohl angeführt, als unehrerbietig gemißhandelt. Freylich haben die nicht die natürliche Eigenſchaft einzuſchläfern. Aber wie dann, wenn ihnen die Predigt ſtets entgegen arbeitet, und die ſchlechte Predigt noch überdieß ſchlecht gehalten, in einem einförmigen einſchläfernden Tone hergeſagt wird? Man ſetze nun einen Zuhörer, der in der Abſicht, ſich zu erbauen, die Kirche betrat, aber durch den ſchlechten Vortrag ermüdet, und durch den Wohlſtand gehindert wurde, von ſeinem Sitze aufzuſtehen, oder umherzugehen. Wer hat es zu verantworten, wenn der Zuhörer, ohnerachtet ſeiner Mühe, die er ſich giebt, munter zu bleiben, dennoch einſchläft? Der geiſtloſe Prediger? Oder der von menſchlicher Schwachheit überwältigte Zuhörer? Und wer kann von dem, der dergleichen erzählet, auch nur im mindeſten argwohnen, daß er, wenn er von der ſchlechten Predigt ſagt, ſie habe an ihm ihre natürliche Wirkung gethan, damit den angeführten Schriftſtellen die Wirkung beymeſſen wollen, als ob ſie einſchläferten? Wer ihn beſchuldigen, daß er dadurch die Ehrerbietung gegen das göttliche Wort verletzet habe?

Was der Ungenannte über das Wort Betſchweſter ſagt, iſt, ich kann es nicht bergen, ſehr ſchwach. Er giebt zu, „daß diejenigen Ihren „rühmlichen Charakter verkannt haben, welche be„haupten, als hätten Sie dadurch das Gebet über-

„haupt

„haupt lächerlich machen wollen.“ Aber er giebt Ihnen zu bedenken, „ob nicht gleich durch das „Wort Betschwester der ehrwürdige Begriff des „Gebets, als der Rede mit Gott, verunehrt, ge„schwächt und gemißbraucht werde; denn das „Wort Betschwester sey doch ein mit dem Worte „beten zusammengesetztes Wort, und werde hier „gleichwohl zur Entblößung der Heucheley gemiß„braucht.“ Was für ein schwacher Grund! Solchergestalt müßten auch die Wörter göttlich, vergöttern, Götter der Erde, Abgott für einen Mißbrauch des göttlichen Namens gelten; und ist nicht dergleichen von der Schrift selbst geschehen? Ja selbst unsern Heiland würde sein Tadel, wenn er gültig seyn sollte, treffen. Erinnern Sie sich nur des Pharisäers, den er in seiner Erzählung vom Pharisäer und Zöllner, betend einführt. Mit wie lebendigen Farben schildert das Gebet, das er ihm in den Mund legt, seinen ganzen Charakter! Wie stark giebt es uns das Lächerliche seines Stolzes und seiner Werkheiligkeit zu fühlen! Würde nicht, wenn der Verfasser Recht hätte, durch eine solche Vorstellung das Gebet selbst gleichfalls leiden müssen? Wenn bey dem Worte Betschwester etwas zu verantworten ist; so mögens die verantworten, die es zuerst aufgebracht, und in Gang gesetzt haben. Nun ist das Wort einmal in der Sprache da, und hat seine bestimmte Bedeutung, ohne daß es den Nebenbegriff einer Geringschätzigkeit gegen das Gebet mit sich führte. Ist es denn wohl eine Verun-

glim-

glimpfung der Apoſtel, wenn man eine Secte des dreyzehnten Jahrhunderts mit dem Namen, den ſie ſich ſelbſt gegeben, den Apoſtelorden nennet? Oder haben denn wohl die Kirchenväter, und andre nach ihnen, wenn ſie die Novitianer, wie von ihnen ſelbſt geſchah, Katharer oder die Reinen nannten, damit der Reinigkeit in Lehre und Leben ſpotten, oder zu erkennen geben wollen, daß die Kirche gar nicht Urſache habe, ſich darum zu beſtreben? Oder, um ein noch paſſendres Exempel aus unſern Zeiten zu geben; ſollte man ſich wirklich durch den Gebrauch der Namen Wiedertäufer oder Täufer einer Unehrerbietigkeit gegen das Sacrament der Taufe ſchuldig machen?

Eben ſo, wie mit dem Tadel des Worts Betſchweſter, verhält ſichs gleichfalls mit dem Eifer des Verfaſſers darüber, „wenn der allerheiligſte „Namen Gottes, oder ſtatt deſſelben das Wort „Himmel laſterhaften Perſonen in den Mund gelegt wird?“ Trifft nicht hier wieder ſein Tadel den Aſſaph und David? Denn wie viele Stellen, wo dergleichen von ihnen geſchieht? Der Gottloſe ſpricht in ſeinem Herzen: Gott hats vergeſſen. Er hat ſein Antlitz verborgen. Er wirds nimmermehr ſehen.*) Sie ſprechen: Was ſollte Gott nach jenen fragen? Was ſollte der Höchſte ihrer achten?**) Die Gottloſen ſagen: Der Herr ſiehts nicht, und der Gott Jakob achtets nicht.***) Andrer ähnlichen

*) Pſ. 10, 11. **) Pſ. 73, 11. ***) Pſ. 94, 7.

lichen Schriftſtellen itzt zu geſchweigen. Aber ſollte, wer darüber zu urtheilen übernimmt, nicht billig den Unterſchied davon empfinden können, wenn der Schriftſteller ſelbſt den Namen Gottes mißbraucht, oder wenn er Perſonen, die gewiß nicht zur Nachahmung aufgeſtellt ſind, einführet, wie ſie eines ſolchen Mißbrauchs im gemeinen Leben ſich häufig ſchuldig machen.

Der Verfaſſer, das bin ich überzeugt, würde nicht wenig erſchrecken, wenn man ihn beſchuldigen wollte, in ſeinem Schreiben ernſthafte heilige Dinge gemißbraucht zu haben? Gleichwohl ließe ſich ihm, wenn man auf gleiche Weiſe, als er, zu Werke gehen wollte, dergleichen Beſchuldigung ſehr leicht machen. Noch mehr! Es iſt wirklich von ihm geſchehen. Denn die feyerliche Beſchwörung bey den Wunden des Heilands, da ſie bey Dingen gebraucht wird, die meiſtens Kleinigkeiten betreffen; was iſt ſie denn wohl anders? Der Verfaſſer verſichert, daß er ſich dieſer gnadenreichen Wunden nicht ſchäme. Ich auch nicht. Da ſey Gott vor! Aber ich würde zittern, ſie anders, als bey den feyerlichſten Gelegenheiten und in ernſten Stunden der Andacht zu nennen; und noch mehr zittern, Andre, wo es nicht auf Leben und Seligkeit ankäme, dabey zu beſchwören. Ich will mich wohl hüten, den Verfaſſer deswegen einer vorſetzlichen Entheiligung der Religion anzuklagen; aber er ſieht doch, ſowohl, wie menſchlich es iſt, darinnen zu verſtoßen, als auch, daß man durch einen übertriebnen Eifer für die gute Sache

wahr-

wahrhaftig eben so viel Schaden anrichten könne, als durch schlaffe Nachläßigkeit.

Dem Verfasser scheint ferner „der Scherz über „das Verbrennen von Arndts wahrem Christenthu„me schädlich.“ *) Und warum? „Deswegen, „weil es wirklich geschehen seyn soll, und wenn es „auch nicht glaubwürdig wäre, doch diejenigen „Leser ärgerte, die es glauben.“ Wenn das für Gründe gelten sollen; so ist aller Aberglaube gesichert; so ist, ihn angreifen, verwerflich und schädlich. Denn wo ist wohl ein Mährchen des Aberglaubens, das nicht wirklich geschehen seyn soll? Und wann wird es nicht die Abergläubischen verdrießen, daß man ihre Vorurtheile bestreitet. Aber ist denn ein solcher darüber gefaßte Verdruß Aergerniß? Auf solche Weise würde man sogar durch jeden Angriff auf Irrthum und Laster sich in Gefahr setzen, Aergerniß zu geben. Ein solcher Verdruß ist vielmehr blinder Eifer für seinen Wahn.

*) Unser sel. Freund hat, um für eine ängstliche Gewissenhaftigkeit schwacher Leser, lieber zu viel, als zu wenig zu thun, bey der letzten Ausgabe seiner Werke, diese Stelle hinweggestrichen. Sie steht in den ältern Ausgaben gleich am Schlusse der erstern Scene, und heißt: „Dieses letzte (Gebetbuch) „ist, wie sie erzählt, in drey Häusern mit abge„brannt, und doch keinmal verbrannt. Die Scha„len sind zwar etwas verfehrt worden; allein dem „Drucke hat das Feuer mit aller seiner Macht nichts „anhaben können.“

„Ferdinand. Der Buchbinder u. s. w.

Wahres Aergerniß hingegen haben diejenigen gegeben, welche dergleichen unbedeutende Nachrichten als wichtig, als eine Art von Wundern geſammelt haben; denn ſie haben dadurch zum Aberglauben verleitet, oder darinnen beſtärket. Auf der Glaubwürdigkeit der Nachrichten beruht hier gar nichts. Die werden Sie eben ſo wenig zu beſtreiten begehren, als ich. Erbauungsbücher haben oft Clauſuren, die ſie dicht zuſammen preſſen. Iſts da Wunder, wenn die Flamme das erwähnte Buch, da es zumal etwas ſtark iſt, nicht ſo leicht gefaſſet. Und wie viel andre zufällige Urſachen, darinnen das vorgegebene Wunder ſeinen Grund haben kann! Vielleicht kann manchem ſehr profanen Buche eben dergleichen wiederfahren ſeyn, ohne daß man darauf geachtet hat. Bey ſolchen Nachrichten iſt eigentlich nicht der Mangel an Glaubwürdigkeit Aberglaube. Der an und für ſich iſt noch weiter nichts, als Leichtgläubigkeit. Der Aberglaube ſteckt in der Abſicht, aus der ſolche Nachrichten geſammelt werden, und in den daraus gezognen Folgerungen. Sie ſind ein Ueberreſt von Mönchsgeſchmack. Iſt denn dieß in der That ſehr ſchätzbare Buch etwan heiliger, als die Bibel, die doch vermuthlich in den Häuſern, wo an Arndts wahrem Chriſtenthume ein ſolches Wunder der Vorſehung ſich ereignet haben ſoll, auch vorhanden war, und, allem Anſehen nach, mit verbrannt iſt, weil man ja wohl außerdem nicht vergeſſen haben würde, ſolches gleichfalls zu bemerken? Sie aber, liebſter Freund, hätten bey

Beſtrei-

Bestreitung dieses Aberglaubens nicht behutsamer verfahren können, da Sie für das Buch selbst so viel Achtung haben, es nicht zu nennen; und das Ungereimte davon auf eine solche Art fühlbar machen, daß Sie den Zuhörer von dem Innhalte desselben auf den Druck und Band ablenken, wenn Sie Ihrem Ferdinand in der Betschwester in den Mund legen: „Der Buchbinder muß gewiß „nicht so fromm, als der Buchdrucker, gewesen „seyn, weil der Band nicht im Feuer ausgehal„ten hat.“

Die beträchtlichste Kritik möchte hier wider die über Lisetten seyn, wiewohl nicht aus dem Grunde, den er angiebt; nicht darum, weil in diesem Gebete des sich ängstlichstellenden Mannes wirklich eine ernsthafte Sache lächerlich vorgestellt ist, sondern weil die Zeilen, auf die er zielt:

Hier sitzt der gute Mann, — —
Und muß — — — — —
— oft durch ein Gebet um ihre Bessrung flehn,
Und gleichwohl war sie nicht mehr schön.
Ich hätt' ihn mögen beten sehn.

aus dem Zusammenhange herausgehoben, ein gewisses leichtsinniges Ansehen gewinnen. Im Zusammenhange haben Sie es nicht; wenigstens nicht in derselben Maaße. Einem aufmerksamen Leser wird es da nicht in die Gedanken kommen können, als ob Sie überhaupt über das Gebet sich lustig machen, oder es auch für unmöglich hätten erklären wollen, daß ein Mann für seine Frau, wenn sie nicht mehr schön ist, noch mit Andacht be-

ten könne. Vielmehr helfen im Zuſammenhange dieſe Worte den hier eingeführten Mann genauer charakteriſiren. Sie ſagen eigentlich weiter nichts, als: Was für ein ſeltſames Gebet mag das geweſen ſeyn, das den Neigungen und Geſinnungen eines ſo ſinnlichen Mannes, der an ſeiner Frau nichts mehr, als die Schönheit, geliebt, geradezu widerſtritt. Indeſſen kann ich nicht bergen, daß ich eine Stelle, wo der rechte Geſichtspunkt doch wohl von manchem verfehlt werden könnte, geändert wünſchte; und das (ich ſetze voraus, daß Sie es noch in Ihrer Gewalt haben, und dieß Stück in der neuen Auflage nicht ſchon abgedruckt iſt) läßt ſich ſehr leicht thun. Nur die Zeile:

Und gleichwohl war ſie nicht mehr ſchön;

weggeſtrichen; und an die Zeile:

Ich hätt' ihn mögen beten ſehn:

eine kleine Anmerkung angehangen, etwan folgenden Innhalts:

Doch wie viel beten ſo, daß ſie mit Widerwillen
Zum Schein bloß ihre Pflicht erfüllen!
O harter Zwang! Sein Mund ſprach ſeinem Herzen Hohn.
Denn ſeine Liebe war nun ſchon
Mit ihrer Schönheit ganz entflohn.

Die folgenden Zeilen, wider welche ſich noch, wenn man äußerſt ſtrenge ſeyn wollte, noch am erſten etwas erinnern ließe, ob ſie gleich bloß ein ſpottendes Mitleid ausdrücken:

„Der

„Der arme Mann! Ich weis ihm nicht zu rathen.
„Vielleicht beſinnt er ſich, und thut, was Andre
thaten.

ſtelen damit zugleich hinweg. Ich brauche es Ihnen doch wohl nicht erſt zu ſagen, daß dieſe Verſe bloß flüchtig hingeworfen ſind? Ich mache aber auch keinen Anſpruch darauf, daß Sie ſie unter die Ihrigen aufnehmen ſollen. Ich glaubte nur, dadurch meine Gedanken Ihnen am deutlichſten machen zu können.

Noch ein Punkt, von welchem dieſer rechtſchaffne und fromme Mann gar wunderliche Begriffe zu haben ſcheint, iſt die gegenſeitige Liebe beider Geſchlechter zu einander. Er geſteht Ihren Luſtſpielen den Ruhm zu, „daß ſie unanſtößig „munter geſchrieben ſind;“ aber dennoch iſt er der Meynung, „daß in manchen Stellen derſel„ben noch wirklich die Zärtlichkeit der Liebe für un„verheirathete Perſonen zu einnehmend und ſchlü„pfrig beſchrieben ſey; beſonders bey den zärtlichen „Umarmungen.“ Grundſätze ſolcher Art haben gerade dieſelbe Wirkung, als die Klöſter. Indem ſie die Keuſchheit bis zu ihrer höchſten Vollkommenheit treiben wollen, überſpannen ſie dieſelbe. Dadurch aber reizen ſie in der That zur Unkeuſchheit, und machen, was an ſich unſchuldig war, nun wirklich gefährlich, weil eben der übermäßige Zwang die Einbildungskraft aufwiegelt, und damit zugleich das Herz in Lüſternheit ſetzet. Es iſt um den Trieb, der durch die Keuſch-

heit in Schranken gehalten werden ſoll, eine eigne Sache. Er gleicht einem raſchen Roſſe, das ſchwer zu regieren iſt. Läßt man dem den Zügel ſchießen; ſo reißt es mit ſich fort, wohin es nur will. Zieht man aber den Zügel allzuſtraff an, ſo bäumt es ſich, und ſetzt ſeinen Regierer ab. Eben alſo verhält es ſich mit der eingepflanzten Neigung der beiden Geſchlechter zu einander. Ihre Einſchränkung fodert Klugheit, daß man darinnen nicht zu wenig und nicht zu viel thue. Ich ſetze noch hinzu, daß es freylich gegen die Würde der Tugend ſtreiten würde, ſie zu einer neumodiſchen Stutzerinn, oder gar zu einer liebäugelnden Coquette auszukleiden. Die ihr eigenthümliche Schönheit iſt ſich ſelbſt genug, und jeder zu ſtolze oder zu geſuchte Putz würde dieſelbe mehr ſchwächen als erheben. Aber auf der andern Seite wird es gleichfalls der Tugend allezeit zum Nachtheil gereichen, wenn man ihr ein, ihr eben ſo fremdes, altväteriſches Gewand auswirft, deſſen Schnitt ſich nicht aus dem weſentlichen, ſondern aus einem bloß willkührlichen längſt abgeänderten Wohlſtande, vielleicht aus falſchen Vorurtheilen, herſchrieb. Statt ſie dadurch ehrwürdig zu machen, iſt man vielmehr Schuld, daß ſie mit Steinen geworfen wird.

Doch ich bin itzt müde, länger zu ſchreiben, und Sie ſind ohne Zweifel eben ſo müde, länger zu leſen. Gleichwohl iſt in dem Briefe des Ungenannten noch Ein Punkt, und zwar ein Hauptpunkt, zu beantworten, übrig. Am beſten,

ich

ich breche itzt ab, und behalte denſelben einem zweyten Briefe vor, der bald folgen ſoll. Möchte doch dieſer Sie wieder recht geſund finden. Ich bin

* * der Ihrige

Am 28. December 1768. * * * * * * *

CXCV.

Fortſetzung.

** Am 30. Dec. 1768.

Liebſter Gellert,

Ich habe Ihnen verſprochen, einen Einwurf in dem Briefe Ihres Ungenannten, der zuletzt übrig blieb, gleichfalls zu beantworten; und ich eile, mein Verſprechen zu erfüllen. Ich vermuthe, daß ich auch dießmal, wenn ich der Sache Genüge thun will, mich nicht ſehr kurz werde faſſen können. Alſo lieber keinen Eingang; und gleich zur Sache!

Außer den bereits beantworteten Einwürfen thut Ihr Ungenannter auch auf die Mythologie und den Gebrauch derſelben in der Poeſie einen ziemlich heftigen Angriff. „Wider die heidniſche Götterlehre, ſo ſagt er, habe ich dieſen „nicht unvernünftigen Zweifel, daß ihr Gebrauch

„von unſerm gemeinſchaftlichen Lehrer, Paulus,
„ſchlechterdinge verboten iſt; indem er behauptet,
„daß die Heiden, was ſie den Göttern geopfert,
„den Dämonen geopfert hätten. Und was ſind
„Merkur, die Muſen, Apoll, Venus, Cupido
„anders, als Götter der Heiden, über welche
„Lieblingsgötter mancher chriſtlichen Dichter Pau-
„lus dieß göttliche Urtheil zugleich ausgeſprochen
„hat. Heidniſche Götter müſſen Chriſten viel zu
„abſcheulich ſeyn, als daß ſie mit denſelben ihre
„Gedichte auch nur zum Scherze ausſchmücken
„ſollten; wie ich denn das nicht läugne, daß ſie
„allezeit nur im Scherze gebraucht werden. Aus
„dieſem Grunde tadle ich das Gebet an den Amor
„und die Liebe, oder andre heidniſche Götter, wenn
„es auch im Scherze geſagt wird. Man kann ja,
„ohne die Muſen einzumiſchen, ſtatt deſſen die
„Dichtkunſt poetiſch nach ihren verſchiedenen Thei-
„len, als die didaktiſche, die lyriſche, die epiſche
„Dichtkunſt benennen.“

Was für wunderliche Dinge ſchreibt doch hier der Mann! Wenn ich nicht ſeine Gewiſſenhaftigkeit ehrte, würde ich hier kurz abbrechen. Denn eine ſpöttiſche Widerlegung würde, bey ſeinen frommen Geſinnungen, eine Ungerechtigkeit ſeyn; und eine ernſthafte wird ſchwer halten. Gleichwohl verdient ers, zurechte gewieſen zu werden, wenn er ſich Ihnen etwan näher kund geben ſollte. Und da Ihnen bey den itzigen Umſtänden Ihrer Geſundheit nicht anzuſinnen ſteht, daß Sie dieſer Arbeit ſich unterziehen ſollen; ſo halte ich mich

nach

ch dem Vertrauen, welches Sie mir durch Mit-
eilung ſeines Briefes bewieſen haben, für ver-
nden, darinnen Ihre Stelle zu vertreten. Ich
ll mich denn alſo bemühen, in der Beantwer-
ng ſeiner Einwürfe gegen die Mythologie ſo
nſthaft, als nur irgend möglich iſt, zu bleiben.

Er geht viel weiter, als alle ſeine Vorgänger,
ich zum Theile für ſehr rechtſchaffne Männer er-
ne. Es befindet ſich ein ehrwürdiger Rollin,*)
ſen Verdienſte in der Bildung ſo vieler junger
rzen noch ſtets fortwirken, auch der durch ſeine
redſamkeit berühmte Boſſuet darunter. Ich
indeſſen jederzeit überzeugt geweſen, daß ſie
dieſer Streitfrage mehr ihrem Herzen, als ih-
Verſtande, Ehre gemacht haben. Vermuth-
hat der Eifer der Kirchenväter gegen den Gö-
dienſt zuerſt den ihrigen gegen allen Gebrauch
Mythologie entzündet. Die Kirchenväter hat-
Recht, gegen den Götzendienſt zu eifern, und
ſcheu vor allem, was ſich darauf bezog, zu er-
ken. Das Bedürfniß ihrer Zeiten brachte es
mit ſich. Lebten wir noch itzt unter den ab-
iſchen Heiden; ſo würde die Frage, ob der Ge-
uch der Mythologie uns erlaubt ſey, gar nicht
geworfen werden können. Es wäre ſonnen-
, daß in Zeiten des Bekenntniſſes dergle-
ſich nicht gebühre. Doch wenn allerdings itzt
hfalls Zeiten des Bekenntniſſes ſind; ſo
ſind

*) Rollins Anweiſung zu den freyen Künſten, II. Th.
5. u. f. S.

ſind ſie es gewiß nicht von dieſer Seite. Kein Gebrauch der Mythologie wird Heiden machen; und eben ſo wenig wird um deſſelben willen jemand für einen Heiden gehalten werden. Die Sittenlehre ſchreibt auch hierinnen Regeln der Klugheit vor; aber das thut ſie gleichfalls bey allem, was in Schriften Statt finden ſoll und darf, wenn man ein gewiſſenhafter Schriftſteller ſeyn will. Ich werde nie den Dichtern das Wort reden, die ſich in ihrer eignen Perſon ſo ganz in das Heidenthum hineindenken, daß es ausſieht, als ob es ſie dauere, daß es nun abgeſtellt ſey. Aber aus welchem Grunde? Etwan, weil das für ein feyerliches Bekenntniß des Heidenthums angeſehen werden möchte? Darum gewiß nicht; ſondern weil es das Anſehen eines profanen Weſens giebt, eines Leichtſinns in der Religion, die Chriſten nicht geziemen.

In ſeinem Eifer gegen die Mythologie giebt der Ungenannte noch überdieß derſelben eine viel zu weite Ausdehnung. Er führet unter den Namen, deren Gebrauch er für unerlaubt hält, den Apoll und die Muſen auf; und ſodann erklärt er ſich auch wider Anrufungen an die Liebe. Apoll und Muſen, wenn nicht beſondre Umſtände von ihnen aus der alten Fabellehre angeführet werden, (und ſeine Erläuterung, die er giebt, zeigt, daß er darauf hier nicht ziele, ſondern auf den bloßen Gebrauch der Namen;) ſie ſind nicht Mythologie, ſondern weiter nichts, als Namen, die ein mythologiſches Anſehen haben. Die Liebe

aber iſt das auch nicht einmal, ſondern bloß ein abſtracter Begriff, von der Poeſie perſonificirt. Solche Ausdrücke, als: Verewigt ſeinen Ruhm, ihr Muſen! Dein edles Herz iſt mein Apoll; die können bey dieſer Streitfrage gar nicht in Betrachtung kommen. Es ſind Redensarten, die ihre beſtimmte Bedeutung haben, und die Idee des Heidenthums gar nicht mehr erwecken. Apoll iſt die poetiſche Begeiſterung; und die Muſen bezeichnen die ſchönen Künſte, zuweilen auch alle Wiſſenſchaften überhaupt. Er hält zwar den Gebrauch dieſer Namen für entbehrlich, und thut in Anſehung der Dichtkunſt einen Vorſchlag, der aber ganz untauglich iſt. Er möchte ihn wohl kaum gethan haben, wenn er mit den Regeln der Poeſie bekannter wäre. Nicht nur darum kann er nicht Statt finden, weil das Sylbenmaaß ſolche weitſchweifige Umſchreibungen nicht vertragen würde, ſondern auch, weil ſichs die Poeſie zum Geſetz machen muß, concreten Vorſtellungen vor den abſtracten den Vorzug zu geben, ja ſie, ſo viel möglich, zu Individuen zu machen. Werde ich nicht gegen dieſe Regel verſtoßen, wenn ich für Apoll Begeiſterung ſetze? Und was für einen Namen ſoll ich ſtatt der Muſen wählen? Etwan Künſte? Oder vielmehr ſchöne Künſte? Aber das erſchöpft den Namen noch nicht, denn er zeigt mit Glück und Geſchmack bearbeitete ſchöne Künſte an. Und hier wieder welche proſaiſche Trockenheit! Welche der Poeſie entgegenarbeitende Wortſchweifigkeit! Noch ſchwächer urtheilt er, wenn er

alle

alle Anreden (warum nennt er ſie Gebete?) an die Liebe verwirft. Nach einer ſolchen Methode würden ſich alle Proſopopöien der Abgötterey beſchuldigen laſſen.

Aber nicht nur Anreden an den Apoll, die Muſen, die Liebe, ſind unſchuldig; ſondern auch der Gebrauch einer eigentlichern Mythologie. Wäre es unrechtmäßig, die Namen der heidniſchen Götter, denen ihr mythologiſcher Begriff mehr geblieben iſt, zu nennen; ſo müßte es gleichfalls unrechtmäßig ſeyn, Heiden vorzuſtellen. Folglich weiter kein Steff mehr zu Epopöen, Trauerſpielen, Erzählungen aus der alten Profanhiſtorie! Denn beides iſt genau mit einander verbunden. Kein Leonidas! keine Medea! keine Atreus und Thyeſt! kein Semnon! denn die eingeführten Perſonen darf man doch nicht anders, als nach den ihnen eignen Sitten reden laſſen. Und wie viel würde die Sittenlehre und Staatskunſt eben ſo, wie die Poeſie, dadurch verlieren!

Vorſtellungen, die aus der Mythologie entlehnt ſind, ſchaden der wahren Religion gewiß nicht; ſie müßten denn in andern moraliſchen Abſichten fehlerhaft ſeyn. Außerdem werden ſie noch nebenher den Nutzen haben, daß ſie uns auf eine recht ſinnliche Art den Werth unſrer Religion fühlbar machen. Denn obgleich die ſchönen Künſte allen Reiz, den ſie geben können, mit vollen Händen an die Ausſchmückung der Mythologie verſchwendet haben; ernſthaft kann man doch an ſie nicht denken, daß ſie nicht empören ſollte; und,

als Religion betrachtet, bleibt ſie allezeit eine Schmach und Demüthigung der Menſchheit.

Ueberdieß leiſten ſie in vielen Fällen der Moral trefflichen Nutzen; nämlich wenn ein moraliſcher Satz, zu deſſen Erörterung die Gottheit nöthig iſt, von einer ſolchen Seite in ein vortheilhaftes Licht geſetzet werden ſoll, wo es gegen die Ehrerbietigkeit ſtreiten würde, den wahren Gott redend und handelnd einzuführen. Ich darf Sie nur an jene Fabel von Jupitern erinnern, wo er einem unzufriednen Bauer die Macht giebt, auf ſeinem Felde das Wetter ſelbſt zu machen. Ich erinnere mich, in meinen akademiſchen Jahren dieſe Fabel ſo gar von der Kanzel herab gehört zu haben; und das noch dazu aus dem Munde eines Doctors der Theologie. Das iſt nun zwar wohl nicht zu billigen. Alles hat ſeinen Ort, und ſeine Zeit. Dergleichen ſtreitet wider den Wohlſtand der Kanzel. Wenn indeſſen die Mythologie ſo ſehr wider die Religion ſtritte, als in dem Briefe des Ungenannten behauptet wird, ſo beſaß derſelbe Mann zu viel wahren Geſchmack in der Beredſamkeit, und zu viel Klugheit, als daß es von ihm geſchehen ſeyn würde.

Aber die heidniſchen Götter ſind doch eigentlich nichts als Teufel — Wenn das Grund hätte, ſo wäre freylich unſer Streit auf einmal zu Ende. Wirkliche Teufel müßten uns zu abſcheulich ſeyn, als daß wir ſie unter einer reizenden Maske zur Ergetzung einführen wollten. Wir dürften ſie niemals anders, als in ihrer eigentlichen

chen Geſtalt, in ihrer ganzen teufliſchen Häßlichkeit, ſo wie Klopſtock und Milton ihre Teufel, auftreten laſſen. Doch woher mag der Verfaſſer einen ſo ſonderbaren Satz genommen haben? Und womit will er ihn beweiſen? In der heiligen Schrift ſteht, davon bin ich zu feſt überzeugt, dergleichen nirgends. Der Verfaſſer beruft ſich zwar auf Paulum. Dieſer ſoll die Götter der Heiden in jenen Worten offenbar für Teufel erklärt haben. Aber ich ſage, daß die Heiden, was ſie opfern, den Dämonen und nicht Gott opfern.*) Gleichwohl kann das der Sinn ſeiner Worte unmöglich ſeyn, weil ſonſt folgen würde, daß er in wenig Zeilen auf einander ſich ſelbſt widerſprochen hätte. Denn gleich vorher ſpricht er: Was ſoll ich denn nun ſagen? Soll ich ſagen, daß der Götze etwas ſey? Oder daß das Götzenopfer etwas ſey.**) Damit verweiſt er ganz unläugbar auf eine Erklärung, die er ein paar Capitel zuvor gethan hatte, zurück: So wiſſen wir nun von der Speiſe des Götzenopfers, daß ein Götze nicht in der Welt ſey.***) Der Apoſtel hatte den neubekehrten Chriſten zu Korinth, die ſich kein Bedenken machten, den Götterwahlen ihrer heidniſchen Verwandten beyzuwohnen, ihren Satz, womit ſie ihr Betragen vertheidigten, als wahr, eingeſtanden. Er erklärt ſich auch hier, daß er ihn keinesweges zurücknehmen wolle; und dennoch zeigt er ihnen, daß

*) 1 Kor. 10, 20. **) Ebr. 19. ***) Ebr. 8, 4.

daß ihr Betragen ſo unſchuldig nicht ſey, als es ihnen dünkte; weil man bey dem Antheile an heidniſchen Göttermahlen auf die Begriffe ſehen müſſe, welche ſich die Heiden von ihren Göttern machten. Nun wäre, ſo ſtellt er ihnen hier vor, bekannt, daß die Heiden, nach ihren eignen Grundſätzen, ihre Opfer nicht dem höchſten Gotte brächten, ſondern den Dämonen, oder den von ihnen angenommenen Mittelgöttern, den vermeyntlichen Internuntiis und Mediatoribus zwiſchen der Gottheit und den Menſchen; und dieß vorausgeſetzt, machten ja doch Chriſten durch ihren Antheil an den Göttermahlen ihrer Abgötterey ſich theilhaftig. Ich bin nicht etwan der einzige, der von dieſer Stelle alſo denket. Ich brauche hier aus den Auslegern nur Einen zu nennen, gegen deſſen theologiſche Rechtſchaffenheit und Gelehrſamkeit nichts einzuwenden ſeyn wird, und deſſen Stimme bey einer Stelle, welche die alte Dämonenlehre betrifft, um ſo viel mehr gelten muß, je tiefere Einſichten er in die alte philoſophiſche Geſchichte beſitzt. Hieran werden Sie ſogleich den alten ehrwürdigen Senior Brucker *) erkennen.

Sind die Götter der Heiden Teufel geweſen, nicht bloß moraliſche Werkzeuge Satans, die Menſchen in Aberglauben zu verſenken, ſondern phyſiſch ſelber Teufel; was ſind denn die Göttinnen? Giebt es denn Teufel männlichen und weiblichen

*) Engliſche Bibelerklärung XV Th. 360, 361, 540 — 542 Anmerk.

lichen Geſchlechts? Oder woher ſonſt dieſe Eintheilung in Götter und Göttinnen?

Aber da der Verfaſſer chriſtlichen Dichtern aus dem Gebrauche der Mythologie eine Gewiſſensſache macht, und an ſich daran wenig liegen kann, ob man ſie gebraucht oder nicht; ſo möchte vielleicht manchem der Gedanke aufſteigen, daß man ja darinnen zur Ehre der Religion einem ſchwachen Gewiſſen gar füglich nachgeben könne, billig ſolle, aus Pflicht müſſe — Ich antworte: Nein! Auf keine Weiſe! Nicht um ein Haarbreit! Und das ſelbſt als eine Gewiſſensſache; eben darum, weil die Ehre und der Vortheil der chriſtlichen Religion in unſern Zeiten es nicht geſtattet. — Und wie das?

Einmal darum nicht, weil, den erſten Satz zugegeben, der nächſte, der ganz natürlich daraus folget, und folgen muß, nun der iſt; daß alſo Schriften, worinnen Teufel auf eine reizende Weiſe geſchildert ſind, ſo daß die Schilderung für ſie einnimmt, auf keine Weiſe geleſen werden dürfen. Welcher Chriſt wollte ſich Teufel zu einem Gegenſtande ſeiner Ergetzung wählen! Itzt finden wir an ihren Reden und Thaten, an der ihnen beygelegten Schönheit, Würde, Vortrefflichkeit, Wohlgefallen; nicht in ſofern ſie falſche Götter des Heidenthums ſind; ſondern in ſo fern ſie, als idealiſche Weſen, als Geſchöpfe der Poeſie, betrachtet werden. Aber wären es nicht eingebildete, ſondern wirkliche Weſen; Wären es Teufel;

ſo

ſo müßten ſie uns allerdings, mit dem Briefe zu reden, viel zu abſcheulich ſeyn, als daß wir an reizenden einnehmenden Vorſtellungen derſelben Wohlgefallen finden wollten. Alles Vergnügen, was man aus dergleichen Schriften ſchöpfet, alle Bemühungen, ſeinen Geſchmack daraus zu bilden, wären alsdann ſündlich. Damit wären uns denn auf einmal alle griechiſche und lateiniſche Autoren aus den Händen geriſſen. Dann wieder die Barbarey in ihrer völligen Herrſchaft. Und aus der der blindeſte Aberglauben in der Religion. Wer erkennets nicht für den argliſtigſten und gefährlichſten Anſchlag Julians gegen die chriſtliche Religion, da er den Chriſten das Leſen der heidniſchen Schriftſteller unterſagte? Auch habe ich hier einen großen Mann auf meiner Seite, einen Mann, welcher der Religion ſehr wichtige Dienſte geleiſtet hat, und in deſſen Schriften ich mich erinnere geleſen zu haben, daß man eben aus dieſem Grunde heidniſche Schriftſteller, ohnerachtet der anſtößigen Stellen in ihren Schriften, jungen Leuten dennoch nicht aus den Händen nehmen ſolle. Wer dieſer Mann iſt? Kein andrer, als unſer trefflicher Luther, der auch darinnen ſein ſcharfſichtiges Auge gezeigt hat. Ich kann die Stelle itzt nicht wieder auffinden; aber ich ſtehe dafür; und ich habe im Nachſuchen noch manche Stelle gefunden, die ſeine Hochachtung für die heidniſchen Scribenten zeigt. Er will z. E. daß junge Leute den Terenz und verſchiedene Komödien des Plautus leſen, ja die Komödien des er-

ſtern ſogar auswendig lernen ſollen.*) Er empfiehlt zur Weisheit im weltlichen Regiment das Leſen heidniſcher Bücher.**) Er glaubt, „Gott „habe darum ſolche heidniſche Bücher“ (und er nennt unter denſelben ausdrücklich den Homer und Virgil,) „gegeben und erhalten, daß in „ihnen die Heiden gewiſſermaßen, und in Ab„ſicht auf das weltliche Regiment ihre Pro„pheten, Apoſtel, und Prediger haben ſollen; „wie denn Paulus der Kretenſer Poeten, Epime„nides, ihren Propheten nenne.***) Wie könnte „man, ſo ſagt er bald hernach, ſeiner einen Fürſten „oder König auf Erden malen, denn die Heiden „haben ihren Herkulem gemalet? Was ſollte man „mehr wünſchen an einem weltlichen Fürſten, „wenn er Herkules Thaten gleich wäre? †) Endlich preiſt er es für eine Wunderthat Gottes, der Welt einen Homer und Virgil gegeben zu haben.††) Würde wohl Luther alſo haben reden können,

*) Im Unterricht der Viſitat. Luthers Werke 7. Theil Altenb. Ausg. 21 S.

**) In Auslegung des 101. Pſ. Luthers Werke 6. Th. 204. S.

***) Ebendaſ.

†) Ebendaſ.

††) Gleichwie Gott in ſeinem heiligen Volke nicht alle gleich Propheten oder gelehrt macht, noch gleich hoch begabt, ſo hat er auch unter den Heiden die edeln Steine nicht ſo gemein gemacht, wie die Kieslinge

können, wenn er von der Mythologie gleiche Begriffe gehabt hätte, als Ihr Ungenannter? Was wären da die von ihm gepriesenen Schriftsteller, absonderlich Homer und Virgil, anders gewesen, als Herolde der Teufel, in ihrem Solde? Und der Herkules, den er doch als ein Muster der Fürsten rühmet, was sonst, als selbst ein Teufel?

Den andern Grund, die Befugniß zum Gebrauche der Mythologie nicht aufzugeben, nehme ich aus der Beschaffenheit und dem herrschenden Tone unsers Zeitalters her. Es kann nicht anders, als äußerst, gemißbilligt werden, wenn man, um dem Unglauben das Christenthum annehmlicher zu machen, wesentliche Lehren desselben ganz aufopfert, oder doch in eine andre ihnen nicht angemessne Form umschmilzt. Das heißt, in seinem eignen Gebiete sengen und brennen, um nur nicht besorgen zu dürfen, daß dergleichen durch feindliche Streifereyen geschehen möchte. Indessen hat man sich auch vorzusehen, und das beson-

linge auf der Gassen, sondern ihnen auch selten einen feinen Helden gegeben, wie er noch immerfort also thut. Denn es ist noch keiner gekommen, Homero oder Alexandro gleich, keiner Virgilio oder Augusto gleich, und so fort an, bleibt auch unter den Heiden solche Wunderthat Gottes, daß nicht ihre Weisheit, sondern lauter Gottes Gabe ist, wo sie etwas sonderlichs gewesi oder gethan haben. Ebendas.

ders in so kritischen Zeiten, als die unsrigen sind, daß man die Forderungen der Religion um keine Linie über das hinaus ausdehne, was sie wirklich enthalten; nicht durch Zumischung unnützer und unnöthiger Hypothesen selber verschulden helfe, daß mit ihnen die Religion zugleich leiden muß. Der Eifer, der uns dabey beseelet, sey noch so wohlgemeynt; er kann uns über die Verspottungen, die wir ihr dadurch zuziehen, nicht rechtfertigen. Das Hohngelächter der Freygeisterey, welchem man sie dadurch Preis giebt, wird viele reizen, dem Geschmacke und Witze zu Ehren ungläubig zu werden; und besonders junge Gemüther. Denn wenn, wie itzt, bey dem Flore der schönen Wissenschaften zugleich Freygeisterey herrschet; so haben diese ohnedieß von der Zuversicht zu ihrer eignen Weisheit, und von einer unmäßigen Geschmackssucht sehr viel zu fürchten, und lassen sich in einem Paroxysmus von Schöngeisterey um so viel leichter von der Religion abtrünnig machen, da sie noch nicht Reife genug haben, den ganzen Werth des Christenthums zu kennen und zu schätzen. Wenn man nun so offenbar falsche, und dabey den schönen Künsten so nachtheilige Vorschriften für Foderungen der Religion ausgiebt; hilft man da nicht Seelen, die noch unentschlossen auf dem Scheidewege stunden, oder noch mit zweifelhaftem Fuße die ersten Schritte zum Unglauben thaten, verderben, und selbst der Freygeisterey in die Arme stoßen? Und das sollte eine geringe Sache seyn? Ich will itzt nicht darauf bestehen, was

bey

bey ſo ſonderbaren unſtatthaften Grundſätzen aus den bildenden Künſten werden würde; die doch auch für keine Kleinigkeit zu achten ſind.

Und auch dießmal wieder, was für ein langer Brief! Doch ich will mich wohl hüten, durch Entſchuldigungen, deren Sie mich ſelbſt gern entlaſſen werden, ihn noch mehr zu verlängern. Ich wünſche nichts mehr, als daß das neue Jahr, das uns bevorſteht, auch Ihre Geſundheit verneuen, Ihren bisher ſo ſtark alternden Körper ganz verjüngen, und dadurch Ihrem Geiſte ſeine vorige Munterkeit und Heiterkeit wiederbringen möge. Ich bin unverändert

der Ihrige

* * * * *

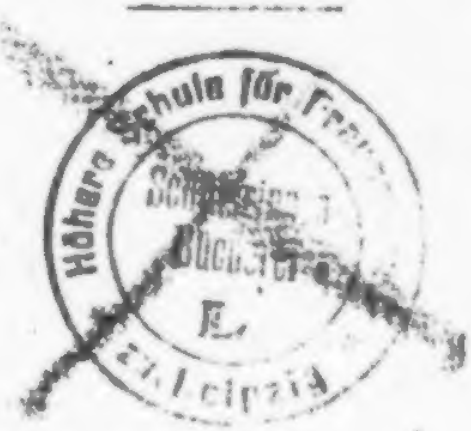
C. F. Gellert's

sämmtliche Fabeln

und

Erzählungen

in drey Büchern.



HSB 13335/ 43

Neueste Original-Ausgabe.

Leipzig, 1817.

In der Hahnschen Verlags-Buchhandlung.

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK
LEIPZIG

64-6170

29.7.64
NK

Nachricht und Exempel

von

alten deutſchen Fabeln.

Die Bemühungen, welche unſere Vorfahren ſeit einigen Jahrhunderten auf die Fabeln gewandt haben, ſind, meiner Meinung nach, eben nicht ſo geringe, daß ſie nicht einige Aufmerkſamkeit verdienten. Und wenn ich voraus ſetze, daß viele von meinen Leſern nicht Gelegenheit gehabt haben dürften, ſich in den Fabeln unſerer Alten umzuſehen: ſo hoffe ich, es wird ihnen nicht unangenehm ſeyn, wenn ſie hier einige Proben von ihrer Schreibart finden.

Es gereichet der äſopiſchen Fabel überhaupt zur Ehre, daß ſie faſt bey allen Völkern, und zwar zu verſchiedenen Zeiten, ungemein vielen Beyfall und viele Hochachtung gefunden hat. Sie iſt unſtreitig die älteſte Spur des menſchlichen Witzes. Sie war in den meiſten Ländern, ehe die Wiſſenſchaften dahin kamen; und ſie vertrat in den Zeiten der Unwiſſenheit bey dieſem und jenem Volke, faſt ganz allein die Stelle des Witzes und der Moral. Sie erhielt ſich bey ihrer Ehre, da die Wiſſenſchaften aufgiengen, und eine Erfindung, die Barbaren gefallen hatte, gefiel auch geſitteten und witzigen Völkern, und ward unter ihren Händen immer mehr verſchönert. Meine Leſer würden Ur-

ſache haben, von meiner Dienſtfertigkeit nicht zum Beſten zu urtheilen, wenn ich dieſes erſt erweiſen wollte. Wer bey einer Sache, die niemand leugnet, mehr thut, als daß er ihrer erwähnet, der muß entweder Luſt haben, etwas vergebliches zu unternehmen, oder die Ehre ſuchen, ſeine Beleſenheit auch zur Unzeit zu zeigen. Eben der äſopiſche Witz, den das den Wiſſenſchaften günſtige Deutſchland jetzt liebt, ward von den Deutſchen ſchon hochgeſchätzet, ehe ſie die Wiſſenſchaften noch kannten; und die Fabel gefiel ihnen, ehe ſie die Regeln der Kunſt wußten. Dieſes beweiſen unter andern die ſehr alten Fabeln eines Ungenannten, von welchen ich jetzt reden, und zugleich einige Exempel anführen will. Ich meine diejenigen Fabeln, welche uns der Herr Doctor und Profeſſor der Philoſophie zu Straßburg, Johann Georg Scherz, in zehn Diſputationen, die er von 1704 bis 1710 gehalten, aus einem alten Manuſcripte geliefert, und mit einigen kritiſchen und moraliſchen Anmerkungen verſehen hat. Er hat von den Fabeln des alten Ungenannten ein und funfzig Stücke herausgegeben. *) Es iſt nach den Umſtänden, die Herr Scherz angiebt, ſehr wahrſcheinlich, daß dieſer Ungenannte zu Kaiſer Friedrichs des Zweiten Zeiten gelebet hat. Und wenn wir auch ſonſt keine Merkmale hätten: ſo würde uns doch die Beſchaffenheit der Sprache und Orthographie, und die nachdrückliche und kräftige Schreibart, deren ſich dieſer Dichter bedienet, ſchon überführen, daß er nicht lange nach den guten Zeiten Friedrichs Barbaroſſa gelebet haben könnte. Damals war die deutſche Poeſie nicht nur an den Höfen ſehr gelitten, ſondern auch ſelbſt eine Beſchäftigung der Fürſten und großen Herren; und hierdurch gelangte ſie zu einer gewiſſen Stärke und Anmuth, deren ſich die nachfolgenden Jahr-

*) Eben dieſe Fabeln hat man in einem papiernen Manuſcripte auf der Bürgerbibliothek zu Zürich. S. die Sammlung geiſtvoller Schriften, VII. St. 18. S.

hunderte bis auf Opitzens Zeiten nicht haben rühmen können. Und vielleicht hätte sich aus den alten Dichtern keiner besser zu einem deutschen Lafontaine geschickt, als unser Ungenannter, wenn er in unsern Zeiten hätte leben sollen. Einem Manne, der er in der Art, die äsopischen Fabeln poetisch zu erzählen, vermuthlich unter seinen Landsleuten der erste gewesen ist; der also weder an einheimischen Exempeln, noch an den Regeln, einen Beystand gefunden hat, und doch mitten in der Finsterniß so glücklich gewesen ist, die Spuren der Natur und des Schönen zu treffen; einem solchen Manne, sage ich, kann man sehr leicht zutrauen, daß er in seiner Art müßte vortrefflich geworden seyn, wenn er die Hülfe der neueren Zeit genossen hätte. Es geht seinem unbearbeiteten Witze wie einem ungeschliffenen Diamant; er läßt, wie dieser, hin und wieder einige Strahlen schießen, und es hat, um ihn in seinen völligen Glanz zu setzen, nichts als die Kunst gemangelt, welche ihm das Rauhe und Grobe hätte abnehmen sollen. Wer also großmüthig genug ist, sich nicht durch die Beleidigung irre machen zu lassen, die seine schwäbische Mundart zärtlichen Ohren anthut; wer billig genug ist, es den ordentlichen und edlen Zügen eines Gesichts nicht entgelten zu lassen, daß die Haut mit vielen Sommerflekken besprenget ist; kurz, wer mehr auf die Art, wie er erzählet hat, als auf die Worte sieht, und ihn, indem er ihn liest, in Gedanken in unsere Sprache übersetzet: dem wird unser Fabeldichter bey aller seiner Einfalt vielleicht besser gefallen, als verschiedne, die vier Jahrhunderte später sich in dieses Feld gewagt haben. Ein abwechselndes Sylbenmaß in langen und kurzen Füßen ein ordentlicher Abschnitt, und andere in unserer Prosodie gebräuchliche Dinge, waren damals unbekannt. Man darf also dieses nicht von ihm begehren. Genug, daß er weit wohlklingender schreibt, als man vor Opitzen schrieb. Endlich muß man auch bedenken, daß wir die eigentliche Bedeutung, den Nachdruck und die Kraft vieler alten Wörter nicht genug

verſtehen; daß viele von ſolchen Wörtern, wenn ſie auch heut zu Tage noch gebräuchlich ſind, doch entweder mehr oder weniger zu bedeuten angefangen haben, und daß alſo oft eine alte Stelle, die uns matt und unkräftig, oder ſonſt nicht zulänglich ausgedrückt zu ſeyn ſcheint, dennoch kräftig, poetiſch und richtig gegeben ſeyn kann. Wer ſich in alle dieſe Umſtände ſetzet, wenn er den Winsbeck und andere alte gute Dichter lieſt, der wird ihre ungekünſtelte Anmuth im Leſen empfinden, und da lebhafte und richtige Gedanken wahrnehmen, wo Andere nichts als verlegene Wörter und matte Vorſtellungen ſehen. Der Leſer mag nunmehr aus folgenden Exempeln ſelbſt urtheilen, ob ich den ungenannten Fabeldichter mit Recht gelobet habe. Das erſte Exempel ſoll die Fabel von dem Löwen und der Maus ſeyn. Ich will mir die Freyheit nehmen, und Commata und Punkte dazwiſchen ſetzen, damit man den Verſtand leichter finden könne.

Eyns tages ein louwe ſich erging
In ein walde, da er fing
Ein muſz, die wolt er getöttet han.
Sie ſprach: Herr louwe lant mich gan!
Was eren mag ein Kunig bejagen,
Ob von Jme ein Knecht wurt erſlagen?
Des er Gewalt hat, wan er vill.
Iſt Jm das ein ere? Das iſt nit vil.
Was groſſer künheit mag das geſin,
Ob ein louwe ein muſelin
Ertöttet? der hat kren me,
Der geſchaden mag, und nit tut we.
Loſſent ihr mich Herr geneſen!
Ich mag uch wol nuz weſen,
Und mag uch keinen ſchaden tun,
Noch minder dann ein arn *) ein hun.
Der louwe ließ ſin zurnen ſin,
Und ließ gon das muſelin,

*) Ar, Aller.

Des wart es innerlichen fro.
Ich wil es uch dancken, sprach es do.
Nu wart es nit lange gespart,
Das der louwe gefangen wart
In eim garn, das was stark.
Er hett geben dusend Matg,
Das er darus wer gewesen,
Er wonde sicher, nit genesen.
Da er also gefangen lag,
Da kam die musz, ee dann der tag
Uffging, zu dem louwen hin.
Sie sprach: «Gott grüsz uch, herr myn,
Was clagent ir? Was ist uwer lot?
Ich bin gefangen uff den tot,
Sprach der louwe zu der musz.
Sie sprach, Herr, ir koment wol usz;
Ich hilff, das ir blibent by den leben,
Wann *) Ir hant mir das myn geben,
Was sol ich uch nu me sagen?
Die musz geriet **) das garn nagen
Und mit den zenen bissen
Und ouch garn zerrissen
Einzwey, da wart das loch groszs:
Den louwen das nit verdroszs.
Wil balde er sich dannen macht.
Der muszc bet er acht ***)
Frundlich er Ir banken began,
Sie sprach: Ich hab gern getan.
Gedenkent wie der gewalt sy,
Dem miltigkeit nit wonet by.
Gewalt ebermde ****) soll han;
An gewalt sol tugent stan.
Der groszs dem myndern sol vertragen,
Ruhe mag er sin, der nit mag schaden.

*) Weil.
**) Fing an.
***) Er bezeigte der Maus Hochachtung.
****) Erbarmung.

Die natürliche Einfalt, mit welcher unſer Autor erzählet, hat, nach meiner Empfindung, etwas ſehr Angenehmes bey ſich. Man ſieht nichts gekünſteltes und auch nichts froſtiges. Er iſt nicht ſo kurz, daß er ängſtlich würde, und auch nicht ſo wortreich, daß er viel müßiges ſagte, wenn man etliche Zeilen ausnehmen will. Seine Moralen bringt er mit einer treuherzigen Miene vor, und verbindet ſie gut mit der Handlung der Fabel. Die Anrede, welche die Maus an den Löwen hält, iſt ſo kräftig, und und ſchicket ſich zu den gegenwärtigen Umſtänden ſo gut, daß man nicht ſieht, was ſie beſſeres hätte ſagen ſollen. „Herr Löwe, laßt mich gehn! Was mag wohl ein Kö„nig für Ehre erjagen, wenn er einen Knecht erſchlägt, „deß er Gewalt hat, wenn er will? iſt ihm das eine Eh„re? Mag das wol eine große Kühnheit ſeyn, wenn ein „Löwe eine Maus erſchlägt? Der hat mehr Ehre, der „ſchaden kann, und es doch nicht thut.“

Man höre dagegen die ſpitzfindigen Betrachtungen, welche der Löwe bey dem lateiniſchen Anonymus in eben dieſer Fabel anſtellet, und welche ſich vermuthlich auf die Vorſtellungen beziehen ſollen, die ihm die Maus vorher gethan hat.

Si nece dignetur murem leo, nonne leoni
Dedecus et muri coeperit esse decus?
Si vincat summus minimum, sic vincere vinci est.
Vincere posse decet, vincere crimen habet.
Si tamen hoc decus est; si laus, si vincere; laus haec
Et decus hoc, minimo fiet ab hoste minus.
De pretio victi pendet victoria: victor
Tantus erit, victi gloria quanta fuit.

Die epigrammatiſche Rede des Löwen, dieſe künſtliche Wiederholung der Worte in Gegenſätzen, iſt von der edlen Einfalt weit entfernet, mit welcher der Deutſche ſeine Maus ungezwungen, und doch nachdrücklich, reden läßt.

Man halte ferner dieſe alte Fabel, gegen eine, die in unſerm Jahrhunderte aufgeſetzet iſt, und ſehe, ob der alte Fabeldichter den neuern nicht unendlich beſchämet?

In Riederers Fabeln Aesopi, die zu Coburg 1717 herausgekommen sind, wird die Fabel von der Maus und dem Löwen also erzählet:

Ein Löw' müd von der Hitz und Laufen,
Legt sich im Schatten in das Grün;
Indem er schläft, so kommt ein Haufen
Mäus' über seinen Rücken hin,
Drob eine, gleich da er erwachte,
Er zwischen seine Klauen brachte.
Die Arme bat ganz unterthänig
Um Gnad', Quartier und um Pardon;
Sie sprach: Was solch ein großer König,
Det wider sie zürn, hab davon;
Sein Grimm sollt, den er nur möcht sparen,
Gleichwohl in größre Thiere fahren.
Der Löw' gedachte, daß ihm diese
Nicht viel Respect und Ruhm verhieß,
Wenn er ein solch klein Thier zerrisse,
Und sich sie etwan schmecken ließ,
Drum war er in sich selbst erbötig,
Und ließ sie gleich drauf los und ledig.
In wenig Tagen drauf so rennte
Besagter Löwe durch den Wald,
Er fiel in Strick und Garn behende,
Er brüllte, daß es wiederhallt;
Allein sein Vorsatz blieb dahinten,
Er konnte keinen Ausweg finden.
Die Maus hört ihn erbärmlich brüllen,
Lauft zu und kennt ihn an der Stimm.
War er ihr unlängst nun zu Willen,
Das sie bemerkte interim,
Kommt sie zum Garn, und sucht die Knöpfe,
Daß er immittelst Luft nur schöpfe.
Als sie dieselbe nun gefunden,
So nagt sie sie hurtig ab,
Wodurch sie in denselben Stunden

Dem Löwen die Befreyung gab,
Denn ihm iſt alſofort gelungen,
Daß er aus dem Arreſt entſprungen.

Iſt die Fabel aus dem dreyzehnten oder vierzehnten Jahrhunderte nicht ein rechtes Meiſterſtück gegen die Arbeit des neuen Dichters gerechnet? Ich glaube, daß der Leſer das alte Schwäbiſche lieber zehnmal leſen wird, als das neue undeutſche Deutſche einmal. Doch höret man, ungeachtet der rauhen Sprache, doch einen Dichter reden, hier aber, ungeachtet des Sylbenmaßes, nur einen Reimer.

Das andere Exempel mag die Fabel von dem Raben und Fuchſe ſeyn.

Ein Fuſz hungern began;
Under ein hohen bom er da kam,
Uff den ein rab kam geflogen
Mit eim keſe, den er einer frouwen
Genommen und gerobet do.
Des wart der Fuſz unmaſſen froh.
Da Ine der Fuſz erſt erſach,
Mit glatten worten er da ſprach:
Gott gruſz dich, lieber herr myn,
Uwer biener wil ich ſin,
Und imer weſen uwer Knecht.
Das dunket mich billig und recht,
Ir ſind edel und ſo rich,
Kein fogel mag uch ſin glich
In allen kunigrichen.
Ich wene *) uch müſe entwichen
Der ſperwer und ouch das felkelin,
Des habichs und och des pfowen ſchin.
Süſſe iſt uwer kelen ſchal,
Uwer ſtyme hört man überal
In dem walde erelingen,
Wan ir geraſten ſingen;
Des hab ich wol genommen war.
Der rab ſprach, du ſageſt war,

Nu ſingent lieber herr myn!
Da ſprach der rap, das ſol ſin.
Er lieſz ſin ſtym uſz und ſang,
Das es durch den walt erclang.
In dem ſange empfile Im do
Der keſe, des wart der Fuſz vil fro.
Des Lobs mus der rap mit ſchaden entgelten,
Und im was das lob nit gut, als ein ſchelten.

Die Schmeicheleyen, welche der Fuchs dem Raben macht, klingen artig genug. „Gott grüß euch, mein lieber Herr, „euer Diener will ich ſeyn, und immer euer Knecht blei„ben.“ Was fehlt dieſem Complimente? Nun fängt er an, ihn recht poetiſch zu loben. „Ihr ſeyd edel und lie„derreich. Kein Vogel mag euch in allen Königreichen gleich „ſeyn. Nach meinen Gedanken muß euch der Sperber „und der Falke weichen; die Schönheit des Habichts und „des Pfauen. Süß iſt eurer Kehlen Schall, eure Stim„me hört man überall in dem Walde erklingen.“ Dieſes iſt, wie mich deucht, eine ſehr poetiſche Stelle. Man ſtelle ſich vor, wenn der Dichter in unſern Zeiten geredet hätte, ob er nicht faſt eben das geſagt haben würde, was Lafontaine ſaget?

Eh bon jour, Monsieur le Corbeau,
Que vous êtes joli! que vous me semblez beau!
Sans mentir si vôtre ramage,
Se rapporte à vôtre plumage,
Vous êtes le Phoenix des hôtes de ce bois.

Die Sitten ſeiner Zeit ließen es nicht zu, daß er ſich ſo manierlich ausdrücken konnte. Indeſſen muß dieſe Stelle vor vierhundert Jahren eben ſo artig und munter geklungen haben, als des Lafontaine ſeine zu unſern Zeiten klingt. Damit man den Werth dieſes alten Autors deſto beſſer erkenne: ſo will ich eben die Fabel von dem Raben aus dem Melander herſetzen, welcher 1712 eine

*) Wenen, glauben, dafür halten.

Mythologiam Paraeneticam, das ist, die Fabeln Phädri in deutschen Versen, zu Eisenberg herausgegeben hat. Er läßt sich folgendermaßen gar annehmlich und deutlich vernehmen.

Als ein gewisser Rab' den Käß vom Fenster stahl,
Und aß denselben gern auf hohem Baum zum Mahl,
So sahe den der Fuchs, und fing so an zu reden:
O Rab'! wie hast du doch so schöne Federweden!
Wie herrlich steht dir doch des Leibes Zierrath an!
Kein Vogel, wenn du sängst, ging dir im Rang voran.
Allein, da sich der Narr zu seiner Stimme schicket,
Verliert er seinen Käß, den gleich der Fuchs entrücket,
Und reißet ihn mit List so fein begierig hin,
Da wurde erst der Rab' der List des Fuchses in.
Und also wurde er zum Seufzen erst bewogen,
Daß ihn der schlaue Fuchs so schändlich hat betrogen;
Damit wird angezeigt, was Sinn und Witz vermag,
Und Klugheit halte stets der Tapferkeit die Wag.

Sollte man nicht denken, wenn man von der kraftlosen Art zu erzählen auf die Zeit schließen wollte, in welcher Melander gelebet; sollte man, sage ich, nicht denken, daß er noch einige Jahrhunderte vor unserm Ungenannten sein Werkchen verfertiget haben müßte? Um die Weitläufigkeit zu vermeiden; so will ich nur noch ein kurzes Exempel aus unserm Alten anführen. Ich muß übrigens erinnern, daß man bey ihm nicht lauter äsopische Fabeln, sondern auch Erzählungen antrifft; zum Exempel, die Geschichte der Matrone zu Ephesus, welche die Herren Verfasser der schweizerischen geistvollen Schriften in ihr siebentes Stück eingerücket haben; die Erzählung von dem Fieber und dem Flohe; von dem Vater, dem Sohne und dem Esel und andere mehr, in welchen man die Spuren eines guten Geschmacks mit Vergnügen bemerket.

Das letzte Exempel sey die Fabel von dem Wolfe und der Geis.

Ein Geiſz wolt uff ein weide gon,
Da lieſz ſie in dem ſtalle ſton
Ein junge geiſz, Ir tochterlin;
Zu ir ſprach ſie, loſz nyeman in,
Du ſolt die ture beſloſſen lon,
Haruſz ſolt du nit gon,
Blip darinn, das iſt dir gůt,
So biſt du vor dem Wolf behůt.
Da die geiſz beſloſſen wart,
Bil ſchier ein wolff kam uff die fart.
Er gieng zu dem ſtall drugenlich *),
Und gebotte ſich glich
Der alten geiſz in valſchheit,
An ſtyme, an Wandel und ſeit **)
Der jungen geiſz: loſz mich in,
Min trut liebes tochterlin!
Sie ſprach, wer biſtu ſtant davor?
Ich ton nit uff des ſtalles tor.
Min mutter hat verboten mir,
Das ich nit uſz hin kome zu dir.
Ich kenne dich wol, die ſtym iſt falſch.
Dich hilffent weder tuſch, noch welſch,
Du kommeſt nit herin, ſomer got ***)!
Ich wil halten das gebot,
Das mir gebot min mütterlin,
Das ich nieman ſolt loſſen in.
Du biſt ein wolff, das ſihe ich wol,
Wann du biſt aller ſchalkheit vol.
Ach herrgott, wie viel der iſt
Uff erden, die denſelben liſt
Erzöigent mir ſuſſes honiges wort,

*) Betrüglich.

**) Sagt.

***) Somer got, oder ſommer gott, iſt eine Betheurung, die ſo viel heiſt, als: Bey Gott! So wahr mir Gott helfe!

Und iſt ſchande, ſchade und mort
In ihr hertze alle begraben ꝛc.

Unter die Fabeldichter, die gegen das vierzehnte Jahrhundert gelebet haben, zählen wir auch den Hugo von Trymberg, einen Schulmann zu Babenberg. Er hat ein moraliſches Buch in Verſen geſchrieben, welches er den Renner nennet, und von welchem er ſaget:

In Schwaben, in Döringen und Franken,
Da ſollen deutſche Leute mir danken,
Das ich viel fremder Lere in han
In Teutſcher Zungen kundt gethan,
Die manch jar vor und dan noch heuer
In Teutſcher Sprache waren deuwer.

In dieſem Buche ſind verſchiedene, theils äſopiſche, theils andere Fabeln enthalten; und wer weiß, ob nicht einige darunter von ſeiner eigenen Erfindung ſind. Man kann von ſeiner Schreibart mit keiner Zuverläßigkeit urtheilen, weil derjenige, der ihn 1549 zu Frankfurt am Mayn in Folio herausgegeben hat, ſo beſorgt geweſen iſt, und die ſchwäbiſche Mundart des Trymbergs nach der Sprache des 16ten Jahrhunderts verbeſſert, oder deutlicher zu reden, verderbet hat. Wer Exempel von dieſer unzeitigen Sorgfalt ſehen will, darf nur den Morhof, von der deutſchen Sprache und Poeſie, auf der 332 Seite nachleſen. Es ſcheint wirklich, daß Trymberg die Sprache nicht ſo in der Gewalt gehabt hat, als der ungenannte Fabeldichter. Die Urſache mag wohl dieſe ſeyn, daß er ſich, als ein Schulmann, mehr auf das Latein geleget hatte, wie er ſaget:

Und wiſet, das ich wohl dreyßig jar
Meinen Sinn hatte auf Latein ſo gar
Geleit, das mir die Teutſchen Reimen
* * * * * *
So gar waren unbekannt,
Als ob ich führe in frembde Land
Und wölte eine ſprache lernen da.

Wie glücklich sind wir in unsern Zeiten, daß wir diese Entschuldigung nicht mehr nöthig haben! Unsere grösten Gelehrten halten es für eine Ehre, sowohl in der einen als in der andern Sprache zugleich schön zu schreiben, und dem Exempel des Cicero zu folgen, der bey seiner Geschicklichkeit in der griechischen Sprache auch in seiner Mutterſprache vortrefflich schrieb.

Wenn nichts an unserm Trymberg zu loben wäre: so verdiente er doch wegen der edlen Freyheit, mit welcher er die Laster seiner Zeiten angreift, eine besondere Hochachtung. Er fürchtet sich vor dem geistlichen und obrigkeitlichen Stande so wenig, daß er beyden die Wahrheit ganz unerschrocken sagt. Er folgt hierin dem Beyspiele des beherzten Freydanks, welchen er sehr oft mit großer Hochachtung anführt. Die Satyre hat auch viel zu enge Gränzen, wenn sie sich nur mit den Fehlern des bürgerlichen Lebens beschäftigen soll. Die Thorheiten der Großen machen beredter, als die Narrheit der Niedrigen. Und man wird allemal finden, daß in dem Lande, wo die meiste Freiheit herrschet, auch die besten und kräftigsten Satyren angetroffen werden. Den poetischen Geist des Herrn Trymbergs mag ich eben nicht loben. Er hat gesunde und gute Lehrsprüche; aber hohe Gedanken und lebhafte Auszierungen wird man freylich nicht oft in seinen Gedichten finden. Wir betrachten ihn indessen jetzt nicht als einen erhabnen Dichter, sondern als einen Fabelschreiber. Doch auch in dieser Betrachtung dürfte er wohl etliche Stufen unter dem Ungenannten zu stehen kommen. Ich will eine Probe von seiner Art zu erzählen hersetzen.

Von zweyen Mülen.

Ein Müle mit eym rädelein
Bey einem kleinen dürffelein
Hatte vor zeiten ein armer mann
Das wasser dem rädelein entrann
Und nicht hatte seinen vollen schwang
Mit jammer er umbzieng und sangk
Als ihm des wassers not gebot:

Hilff Herre Gott, Hilff Herre Gott.
Nun war dabey ein dorff ſehr groß
Bey dem ein krefftig Waſſer floß
Das trieb zwey räder fölligliche
Sie ſchnapten mit eynander glieche:
Hilff oder laß, Hilff oder laß,
Die Erde ſey trucken, oder naß,
So hant wir genug tag und nacht
Uns wird ſo mancher Sack hergebracht.
Dieſe mülen mögent uns wohl bedeuten
Auf erden reich, und arme leute.
Unſern Herren ruffent die armen an ꝛc.

In dem ſechzehnten Jahrhunderte hat ſich Burkard Waldis um die Fabel verdient zu machen geſucht, und vierhundert an der Zahl in Verſe gebracht, welche zu Frankfurt am Main 1548 in 8. im Drucke erſchienen ſind. Morhof gedenkt ſeiner, in der deutſchen Poeterey der mittleren Zeit, mit keinem Worte; und es ſcheint daher, daß er ihn für ſehr ſchlecht muß gehalten haben. Es iſt freylich leider bekannt, daß die deutſche Poeſie nach den glücklichen Zeiten der Kaiſer aus dem ſchwäbiſchen Hauſe ein ſehr ſchlechtes Anſehen bekommen, da ſie durch die Unruhen des Krieges aus den Händen der Großen in die Hände des Pöbels gerathen, und endlich ein Zeitvertreib der ungehirnten Meiſterſänger geworden. Allein ſo ſchlecht ſie auch in dem ſechzehnten Jahrhunderte ausgeſehen hat, wenn man Sebaſtian Brands und Johann Fiſchärts Arbeiten ausnimmt, von deren Stärke in der Dichtkunſt die Herren Verfaſſer der ſchweizeriſchen kritiſchen Schriften in dem ſiebenten Stücke gehandelt haben; ſo glaube ich doch, daß man unſerm Waldis zu viel thut, wenn man ihn etwa mit Hanns Sachſen in eine Reihe ſetzen wollte. Er weiß die weitläufige und oft müßige Art zu erzählen, die man ihm mit Rechte vorwerfen kann, doch oft durch muntere Einfälle und lebhafte Beſchreibungen wieder gut zu machen. Und er iſt mehr zu bedauern, daß er nicht zu einer beſſern Zeit gelebt hat, als daß er den Schimpf ſeiner Zeit und

ſeiner verſtümmelten Sprache entgelten ſollte. Vielleicht werden einige Exempel von ſeiner Arbeit ſeinen Charakter beſſer beſtimmen, als ich. Die Fabel vom Pferde und Eſel lautet alſo:

Einsmals ein Pferdt gebunden ſtund
Und het einen ſchönen Zaum im Mundt
Der war mit güldnen Buckeln beſchlagen
Auff ſeinem Rücken thet es tragen
Ein blancken Sattel ſchön geziert,
Ein Roßdecken mit Gold durchſchniert
Es riß den Zügel bald entzwey
Und lief hinweg mit großem Geſchrey,
Da kam ein Eſel on gefehr
Mit ſeiner Laſt langſam daher,
Das Pferd fraß das Gebiß mit ſchaum,
Sah zornigklich und ſprach, gib raum
Wer hat dich ſolche mores gelert
Daß du nicht weichſt eim ſolchen Pferd?
Geh weg, gib raum, oder will dich ſchlagen
Das dich jr ſechs von hinten tragen.
Der Eſel erſchrack von dem ſchnurken.
Gab raum und durfft auch nit einſt murren.
Das Pferd lieff was es leibes mocht
Zu letſt ſichs on gefehr verrücht
Der wardt ſein Herr von ſtundt gewar
Nam im die ſchöne Rüſtung gar
Verkauffts dem Fuhrmann in den Karren
Der wollt damit hinweg fahren,
Das ſahe der Eſel lieff baldt zu
Sprach, grüß dich freundt, wie ſieheſt nu?
Wo iſt das Gülden und Seiden zier
Der ſehe ich jetzund keines an dir?
So lieber Freundt, ſo gehts auf Erden,
So muß hoffart geſtrafet werden.

Von einer Frauwen,
die ihren ſterbenden Mann beweinet.

Es war einmal ein junges Weib
Gar wohl gethan und ſchön von Leib,

Dieſelb hett auch ein jungen Mann
Den kam ein elend Krankheit an,
Das er ſich legen muſt zu Bett
Die Krankheit jn faſt engſten thet,
Daß er auch mit dem Tode facht,
Den hätt die Frauw in guter Acht.
Betrübt ſich deß ſo mechtig ſehr
Daß ſie auch kaum kundt reden mehr.
Da ſprach jr Vattet, Tochter mein,
Bitt, wölleſt nit ſo trawrig ſein,
Würd dir jetzt ſchon der Mann abſterben,
Ich wolt dir vmb ein andern werben,
Ich weiß auch daß derſelb für allen
Dir daß denn dieſer ſolt gefallen,
Vnd dich wol bald alſo gewehnen,
Das dich nicht darfſt nach dieſem ſehnen.
Darob erzörnt die junge Fraw
Vnd ſprach zum Vatter auf mein trauw,
Jhr ſeht ich bin betrübtes herzen
Dennoch vermehrt jr mir den ſchmerzen,
Das jr mir ſagt vom andern Mann
Das wort ich zwar nicht hören kan
Das aus meines krancken Mannes lieb
Ich mich gar herzlich ſehr betrüb.
Bald thet derſelbig Man verſcheiden
Darab der Frauwen hertzlich leiden
Mit Trauwrigkeit ward ſehr vermehrt,
Wie uns die folgende that lehrt,
Mit weinen ſie den Man beklagt
Darneben auch jren Vater fragt,
Vnd ſprach, ich bitt, mir ſagen wöllen
Wie iſts umb den jungen Geſellen
Von dem jr heut geſaget hat,
Iſt er auch hie in dieſer Statt?
Jhr ſeht, wo mich der Schuh jetzt drückt,
Ob ich meines leidts möcht werden erqvickt.

Hie mag man ſehen, wie die Frauwen
Jr Männer meynen mit all trauwen
Bey dem ſie zwanzig Jar geſeſſen
Könntens in einer ſtund vergeſſen
Doch wiſſens viel davon zu waſchen,
Iſt gleich als wenn ein'r kaufft ein Taſchen,
Vnd braucht ſie lang bis ſie wird alt
Vnd jm ohn all gefahr entfallt
Geht hin zum Krämer kaufft ein neuw
So iſts auch um der Frauwen reuw.

Ich übergehe hier verſchiedene Fabelbücher, als den Reinecke Fuchs des Herrn von Alkmar, Georg Rollenhagens Froſchmäusler, und den Mücken- und Ameiſenkrieg, weil ſie alle drey nicht ſowohl unter die äſopiſchen Fabeln, als unter die ſcherzhaften Heldengedichte gehören; in welcher Art ſie, der harten und rauhen Verſe ungeachtet, doch ihren Werth haben. Der Ueberſetzer des Mückenkrieges iſt nicht bekannt. Das Original iſt von einem, der ſich Cocalium genannt hat, in makaroniſchen, oder halb lateiniſchen und halb welſchen Verſen, aufgeſetzet, wie die deutſche Vorrede ſagt:

Dieſer Krieg iſt vor vielen Jahrn
Anfangs von eim beſchrieben worn
Der ſich genannt Cocalium,
Mit einer art der Carminum,
Darin er vermiſcht Welſch mit Latein
Wie dieſer Verß bey vns mag ſeyn:

Hei mihi Straſsburgum quod non queo schavvere turnum.
Cumque bonis quod non possum zechare Gesellis.

Ich will aus dem erſten Buche eine kurze Stelle anführen, wenn man etwa die Versart dieſes Heldengedichts kennen lernen will. Nachdem ſich der Bremen König Scanacaballa in der größten Eil auf ſeinem Roſſe, einem Käfer, zu ſeinem Herrn Schwager Sanguileo, dem Könige der Mücken, begeben, der unlängſt eine große Niederlage erlitten hatte: ſo beſchließt er ſeine lange Anrede alſo:

: : Ich ſchwör bey meiner Kron,
Ja bey des großen Jovis Thron,
Daß ich alsbald ohn lenger ziel
Der Mücken todt jetzt rechen wil.
Wil drey mal hundert tauſend man
Allhier bringen auf dieſen Plan,
Der allerbeſten Bremen mein,
So ſie in meinem Lande ſeyn,
Kriegshelden aller eren wert,
Eins teils zu Fuß, eins teils zu Pferd
Einen ſo wohl gerüſten Zeug
Dem nie kein Heer auf Erd war gleich.

Es giebt noch drey andere alte Fabelbücher, die loſen Füchſe dieſer Welt, den Eſelkönig, und den Gänſekönig, welche aber auch im eigentlichen Verſtande nicht zu den äſopiſchen Fabeln gerechnet werden können. Die loſen Füchſe dieſer Welt ſind nicht ſowohl Fabeln als Sinnbilder, in welchen die Füchſe unter allerley Geſtalten und Trachten mit einer Beyſchrift aus der Bibel vorgeſtellet werden, welche die Erklärung des Bildes ſeyn ſoll. Es mag nun Sebaſtian Brand, oder wer da will, der Verfaſſer dieſes Buches geweſen ſeyn, ſo bringt es ihm, nach meiner Meinung, nicht viel Ehre. Man ſieht darin wohl ein gutes Herz, aber wenig Witz, und in der ganzen Anlage wenig Ueberlegung. Wenn dem Vorredner zu der Dreſdner Ausgabe von 1585 zu trauen iſt: ſo wäre es ſchon im Jahre 1496 in brabandiſcher Sprache im Druck erſchienen, und alſo älter, als der Reinicke Fuchs, weil wir von dieſem keine ältere Ausgabe haben, als die Lübeckſche von 1498 in 8. Wenn dieſe Nachricht ihre Richtigkeit hätte, ſo könnte Dr. Luther, wie einige geglaubt, das Buch nicht verfertiget haben. Daß aber Dr. Luther ein großer Freund von Fabeln geweſen, ſieht man daraus, weil er die äſopiſchen hat reinigen und überſetzen wollen, auch wirklich 16 Stücke überſetzt, und eine ſehr ſchöne Vorrede von dem Nutzen der äſopiſchen Fabeln dazu verfertiget hat. Seine kurzen und körnichten Ueberſetzungen leſen ſich mit Luſt.

Man findet sie in dem neunten Theile seiner deutschen Werke, und auch in den hundert Fabeln Aesopi, welche Nathan Chyträus, ein Professor zu Rostock, 1577 in 8. herausgegeben hat. In eben dieser Ausgabe finden sich vier Fabeln, welche Dr. Mathesius, Luthers guter Freund, gemacht haben soll. Ich will eine davon hier einrücken. „Ein alter Hirtenhund, der seines Herrn viehe trewlich be„wachte, gehet zu Abend ein. Den pelfern die Polsterhünd„lein auf der gassen ahn. Er trabt für sich, und sicht sich „nicht umb. Wie er fürn Kuttelhof kompt, fragt ihn ein „fleischershund, wie er dieß gepelffer leiden könne, und „warum er nicht einen beim kamm neme. Nein, saget der „Hirtenhund, es zwacket und beisset mich keiner, ich muß „meine Zeen zun Wölfen haben.

„Ach wer bisweilen verhören könnte, und verantwortete „nicht alles, und ließ St. Petrus und Rolands schwert in „der scheiden stecken, der blieb lang ungebissen und vertrüg „viel sachen."

Eben dieser Mathesius erzählt in seiner Predigt über Jothams Fabel, eine Fabel von Philipp Melanchthon, die er im Wiesenthale über Tische vorgebracht hatte, da man von dem Undanke der Welt gesprochen. Sie ist etwas lang, und vielleicht hat sie Melanchthon auch kürzer und anmuthiger erzählt, als sie uns Mathesius aufbehalten hat. Indessen verdient sie doch gelesen zu werden, da sie von einem so großen Manne kömmt, gesetzt, daß auch die Erfindung nicht ganz sein wäre.

Der Welt Dank.

Eine große Schlang verfiel sich in einer Höle, und schrie jämmerlich. Ein Bawr kommt zum Loch, fragt, was da sey, sie bitt, er wölle ir heraus helfen. Traun, nein, sagt der man, an bösen Thieren ist nichts gutes zu verdienen, ich sölte wöl. ein Schlang in meinem Busen aufziehen. Die Schlang helt an und verspricht dem Bauren, sie wölle im bey jrem Gott, der einmal durch sie geredet, den besten lohn liefern, so die Welt zu geben pflegt. Gifft, gab,

und groſse Verheiſſung bethören auch die weiſen. Der Bawr hilft dem böſen und liſtigen Wurm heraus, daran will ſie jn zu lohne freſſen. Hab ich das umb dich verdienet? Iſt das deiner Zuſag gemeß? ſagt der Bawr. Ich bin zweyzüngig, ſagt die Schlang, die welt lohnet nicht anders, wer einen vom Galgen bitt, der bringt jn gemeiniglich wieder dran. Wie der Bawr in engſten ſtehet, ſagt die Schlang, da du mir nicht glauben willſt, ſo wöllen wirs auf die nechſten zwey ſetzen, die uns begegnen, was die in dieſe Sachen ſprechen, das ſol vns beyden wohl und wehe thun. Bald kömpt ein altes yferd, dem legen ſie die ſache für, der Scheidman ſpricht: Ich habe meinem Kerner funfzehn jar gedienet, morgen wil er mich dem Schelmſchinder geben, die welt lohnet nicht anders. Desgleichen ſpricht der alte Hund, auf den ſie auch compromittirn, ich habe zehn jar tag und nacht meinem junkern jagen und viel Füchs und Haſen fangen helffen, jetzt hat er ſeinem Weidman befohlen, er ſol mich an eine Weide henken, das iſt der Welt Lohn. Dem Bawrn wird bang zu muet, indem trabt ein Füchslein daher, dem legt der Bawr ſein ſach auch für, und verheißt jm all ſeine Hüner, er ſoll jm von dem böſen Wurm helffen. Der Fuchs unterwindet ſich des Handels, beredt die Schlang, ſie wölle jm die Höle zeigen, und was jr gefahr und der Bawr dienſt geweſen ſey. Man kompt zum Loch, der Fuchs fert ein, die Schlang hernäch, und zeigt jm alle Gelegenheit. Inndes wiſchet der Fuchs heraus, und ehe ſich die Schlang umwendt, welzet der Bawr aufs Fuchſen abred, wider eine groſse wand für. Wie der Bawr erledigt, fordert der Fuchs, er ſoll jm aufn abend das Hünerhaus offen laſſen. Der Bawr kompt heim, thut ſeinem weib relation, und was er dem Fuchs für ſeine Procuratorey ſey anheiſchig worden. Die Bewrin ſagt: Hüner und Genſe ſein jr, er hab nichts zu vergeben. Der Bawr wil ſein Wort nachkommen, leſt dem Fuchs das Hünerloch offen. Wie es die Fraw gewar wird, wartet ſie mit jrem Schiermeiſter die nacht auf den Fuchs, vnd als er bona fiducia geſchlichen kompt,

verrennen ſie ihm das loch, vnd blewn auf jn zu, bis ſie jn ergriffen. Ach, ſagt der Fuchs; iſt denn das recht, vnd der Welt höchſter Lohn, für die gröſte wohlthat, ſo beſtettig ichs heut, armer ſchalck, dis weit recht mit meinem Leben vnd balg.

Freylich gehet es auf erden nicht anders zu, wer der welt dienet, der verleuret nicht allein ſein wohlthat, ſondern kriegt mit der Zeit Teufels danck zu lohn. Doch myß es endlich alles bezahlet werden, darumb vmb der welt lohn vnd danckes willen nichts angefangen, vmb jres vndankes vnd vntreuw willen nichts unterlaſſen.

Nunmehr komme ich auf zween proſaiſche Fabeldichter, die ſich von andern darin unterſcheiden, daß ſie nicht als Ueberſetzer, ſondern als Erfinder, das Reich der Fabeln haben erweitern wollen. Der erſte iſt Georg Phil. Harsdörfer, ein Rathsherr zu Nürnberg, und Mitglied der hochlöbl. fruchtbringenden Geſellſchaft, der bis in die Mitte des 17ten Jahrhunderts gelebet hat. Er hat außer ſeinen Frauenzimmer-Geſprächſpielen und verſchiedenen andern Schriften, geiſtliche und weltliche Lehrgedichte, unter dem Titel, Nathan und Jotham, 1650 zu Nürnberg in 8. herausgegeben. Dieſe Lehrgedichte, „welche er zu ſinnreicher „Ausbildung der wahren Gottſeligkeit, wie auch aller löb„lichen Sitten und Tugenden verfertiget," beſtehen in 150 geiſtlichen und eben ſo viel weltlichen Erzählungen. Wenn man dieſe Lehrgedichte kurz charakteriſiren will, ſo darf man nur den Namen darüber ſetzen, den Harsdörfer in der fruchtbringenden Geſellſchaft geführet hat. Er hieß der Spielende; und dieſen Namen hat er in ſeinen Lehrgedichten vollkommen behauptet. Sie laufen meiſtens auf eine froſtige Anſpielung oder gezwungene Allegorie, und nicht ſelten auf ein Wortſpiel hinaus. Doch würde man ihm zu viel thun, wenn man glauben wollte, daß unter dreyhundert Erfindungen nicht auch etliche gute wären. Ich Ich will eine ſchlechte und eine etwas beſſere herſetzen. Die erſte heißt die Armuth. Ich will denjenigen loben, der wachend etwas ſo ſinnreiches nachahmen kann.

Die Armuth.

Es hat ſich ein Peſtilentziſcher Luft (die Armuth) von den Leichnamen der erſchlagenen in dem Krieg, erhaben, etliche Häuſer und Stättlein angeſtecket, und ſo bald er in ein Haus getroffen, das Zinn und Kupfer, das Geld aus der Kiſten und aus dem Beutel geblaſen, viel ſind von einer Statt in die andere geflohen, viel ſind über Meer entwichen, aus der andern Welte eine Artzney wider dieſen giftigen Luft zu holen. So viel aber mit dem Goldmetall wiederkommen, ſo viel und mehr ſind unterwegs erſoffen. Weil nun dieſe Peſtin ſehr überhand genommen, hat man um Rath gefragt, wie der Sache Hülffe zu ſchaffen? Dafür hat ſich in der Apotheken der Hoffnung eine Artzney gefunden, welche von dem Manne des Gebets und von der Eberwurtz unverdroſſener Arbeit gemachet worden. So viel ihrer dieſe Arzney mit vielen faſten und wachen gebrauchet, ſind alle geneſen, und hat ſolche den Gift von den Herzen getrieben, daß er ihnen nicht ſchaden können. Dieſes Mittel iſt durch einen Wiederhall oder Echo erfunden worden, indem einer gerufen: ARO,
hat der Wiederruff geantwortet: ORA.

Es haben ſich aber nicht wenig gefunden, ſo dieſe Artzney nicht gebrauchen, und lieber in der Faulſucht ihr Leben enden, daß ſie theils ein Hauffen Kleide angethan, bevor ſie erkrankt.

Tugend und Laſter.

Es wohnten in einem Hauſe vier fromme Weibsperſonen, welche ſich zu gleicher Zeit ſchwanger, und ſehr übel befanden. Als nun die Geburtsſtunde herbey kame, brachten ſie auf einen Tag vier abſcheuliche Kinder, nemlich zween Söhne und zwo Töchter auf die Welt. Die Wahrheit, welches die älteſte und ſchönſte unter beſagten Frauen war, gebore den Haß, ein ungeſtaltes Kind mit ſchehlen Augen und ſpitzigen Klauen. Die Glückſeligkeit, ein junges und freches Weib, brachte an das Licht den Stolz,

eine Mißgeburt mit zween Köpfen, einem Leib und Schwanz, gleich einer abscheulichen Schlangen, mit Basilisken-Flügeln ꝛc. Die Sicherheit gebore eine Tochter, die nennte sie die die Gefahr, die wollte klettern wie eine Katz, und hatte doch keine Klauen sich anzuhalten. Viertens erledigte sich die Vertreulichkeit einer Tochter, die nennte man die Verachtung. Wie nun die Eltern gute Freundschaft flogen, also wollten sie solche bey ihren Kindern erblich machen, und heyrathet der Herr Haß die Fräulein Gefahr, und der Herr Stolz das Fräulein Verachtung.

Der andere von den Fabeldichtern aus dem verflossenen Jahrhunderte ist Just. Gottfr. Rabener, ein gelehrter Mann, der als Rector der Fürstenschule zu Meißen 1699 gestorben ist. Seine Fabeln, die unter dem Titel, Nützliche Lehrgedichte, 1691 zu Dresden in 8. herausgekommen, sind zu der Absicht, in welcher er sie für die Jugend aufgesetzt hat, sehr dienlich gewesen. Er scheint freylich den Fußtapfen des Herrn Harsdörfer zuweilen gefolget zu seyn, indessen ist es ihm weit besser geglückt, als jenem. Seine hundert Fabeln zeigen von einer fruchtbaren Erfindungskraft. Und wenn dieser wackere Mann nicht in dem schematischen Weltalter gelebet hätte, wo man recht tapfer allegorisiren mußte, wenn man witzig seyn wollte; wenn er sich ferner des Johann Valentin Andreä lateinische Apologen nicht zu Mustern genommen hätte, welche zu Strasburg unter dem Titel, Mythologia Christiana, 1619 herausgekommen, und nichts weniger, als gute Fabeln und Erzählungen sind, so würden seine Erfindungen nebst seiner Schreibart weit größere Vorzüge haben. Nach meinen Gedanken verdienten es seine Fabeln, daß man sie von den Fehlern ihrer Zeit reinigte, und sie auf eine geringere Anzahl setzte. Etliche Blätter voller äsopischen Witzes, den ein kurzer und munterer Vortrag belebet, stiften bey der Jugend und bey tausend Erwachsenen vielleicht mehr Nutzen, als große Werke, worin man die Moral gründlich ausdehnet, mit einer tiefsinnigen Miene seicht und mit einem systematischen Geschreye trocken abhandelt. Weil das

Buch des Herrn Rabeners auch nicht in Vieler Händen iſt, ſo will ich ein paar Proben von ſeinen Fabeln geben.

Ein leichtfertiger Bube wollte einmahls in heiſſen Sommertagen in dem Strome baden, nebenſt andern muthwilligen Knaben, wagete ſich aber zu weit in den Strom, und wurde von demſelben in eine gefährliche Tiefe geführet, in welcher er auch ſchon unterzuſinken anfing. Als aber die andern Knaben hierüber heftig anfingen zu ſchreyen, lief ein ehrlicher Mann aus Mitleiden zu, ſprang mit gröſſer Gefahr in das Waſſer, erhaſchte den ſchon Ertrinkenden bey den Haaren, und brachte ihn alſo mit großer Mühe aufs trockene. Anſtatt aber, daß der undankbare Vogel die Wohlthat erkennen, und ſich dafür hätte bedanken ſollen, läſterte er den ehrlichen Mann, und warf mit Steinen nach ihm, daß er ihn gerauſft hätte. Alſo geht es auch treuen Predigern und Lehrmeiſtern, welche man mehrentheils mit Undank und Scheltworten lohnet, wenn ſie ihre Zuhörer aus den vielen gefährlichſten Laſtern heben, und mit groſſer Mühe heraus reiſſen.

Spectrum Mansuetudinis.

Es rühmte ein Hund ſeine Sanftmuth gegen die andern, und vermahnete ſie, daß ſie inskünftige nicht mehr die unſchuldigen fürüber gehenden Leute anfallen ſollten. Dieſe verwunderten ſich über ſeine ungewöhnliche Frömmigkeit, als welche wohl wußten, daß er fürdeſſen die Wandersleute bis zum Dorffe hinaus verfolget hätte. Als ſie aber genau auf ſein Maul Achtung gaben, nahmen ſie gewahr, daß ihm ſeine fördern Zähne alle mit einem Steine ausgeworffen worden. Solches wird erzählet wider dieſelben Heuchler, welche viel von ihrer Frömmigkeit und Sanftmuth rühmen, wenn es ihnen an Kräften und Gelegenheit fehlet den Leuten zu ſchaden, wiewohl es ihnen an dem böſen Willen nicht mangelt; vor ſolchen aber muß man ſich mehr, als vor den Kläffern hüten.

Dieſes mag von etlichen deutſchen Fabeln genug ſeyn. Ich weiß nicht, ob ich allen Leſern mit dieſer Nachricht einen ſo gar großen Dienſt gethan haben werde. Viele würden es vielleicht lieber geſehen haben, wenn ich von den Fabeln der neuern geredet, und ſie, nachdem ſie es gewünſchet, entweder recht unverſchämt gelobet, oder recht kunſtmäßig herunter gemacht hätte; aber zu beyden habe ich weder einen Beruf, noch die gehörige Geſchicklichkeit und Verwegenheit. Vielen würde es lieber geweſen ſeyn, wenn ich einige poetiſche Ueberbleibſel von einer uralten griechiſchen oder lateiniſchen Fabel hätte auftreiben und ſie mit einem hiſtoriſch-philologiſch-kritiſchen Commentariolo von ſechs oder zwölf Bogen verſehen können. Z. B. wenn ich die Gränzen der Gelehrſamkeit mit einigen wieder hergeſtellten Verſen aus einer Fabel des Ennius hätte erweitern können, die, wie Gellius berichtet, von der Heidelerche (cassita) handelte, und in versibus quadratis geſchrieben war. Doch anſtatt, daß einige deswegen Urſache haben ſollten, auf mich zu zürnen, ſo ſollten ſie mir vielmehr danken, daß ich ihnen nicht eine Materie weggenommen habe, bey der ſie ihre Gelehrſamkeit ohne Pralerey zeigen können. Vielen würde es vielleicht lieber geweſen ſeyn, wenn ich eine Abhandlung von der Fabel, von ihren Fehlern und Schönheiten, an dieſer Stelle angebracht hätte. Allein da Herr Lamotte vor ſeinen Fabeln, Herr Breitinger in ſeiner kritiſchen Dichtkunſt, Herr Bodmer in der Vorrede zu dem halben Hundert neuer Fabeln, und andere gelehrte Männer mehr bey uns dieſe Arbeit ſchon über ſich genommen haben; ſo wird man die meinige ſehr gut entbehren, und dafür dieſe Nachricht von einigen alten Fabeln leſen, oder überblättern können.

Von meinen Fabeln, die ich dem Leſer überliefere, weiß ich nichts weiter zu ſagen, als daß ich erwarte, ob ſie das Glück haben werden, den Kennern zu gefallen, oder das Unglück, ihnen zu mißfallen. Das erſte wird mir die größte Belohnung ſeyn, die ich mir für meine Bemühung nur wünſchen kann: das andere die größte Strafe, die mir niemals die Verwegenheit wieder in den Sinn kommen laſſen wird, die Welt durch Fabeln zu lehren, oder zu vergnügen. Leipzig, im Märzmonat 1746.

Inhalt.

Fabeln und Erzählungen.

Erſtes Buch.

	Seite
Die Nachtigall und die Lerche	3
Der Zeiſig	4
Der Tanzbär	5
Die Geſchichte von dem Hute	6
Der Geiz	8
Das Füllen	9
Chloris	10
Der Kranke	12
Der Fuchs und die Elſter	14
Das Land der Hinkenden	15
Inkle und Yarico	16
Der Kuckuk S. 19.	19
Das Geſpenſt	19
Der Selbſtmord S. 21.	21
Die Beſchweſter	21
Der Blinde und der Lahme	24
Der Hund	25
Der Proceß S. 27.	29
Der Bettler	29
Das Pferd und die Bremſe	30
Die Reiſe S. 31.	33
Das Teſtament	33
Damötas und Phyllis	35
Die Widerſprecherin	37
Das Laufpferd oder der Grashüpfer	38
Semmon und das Orakel	39
Das Kartenhaus S. 41.	42
Die zärtliche Frau	42
Der zärtliche Mann	43
Die Spinne	44
Die Biene und die Henne	45
Der ſüße Traum	47
Der Reiſende	49
Der erhörte Liebhaber	50
Der glücklich gewordene Ehemann	53
Der gütige Beſuch	54
Der Arme und der Reiche	54
Damokles	54
Die beyden Hunde S. 56.	55
Selinde	55
Der Schatz S. 60.	61
Monime	61
Der unſterbliche Autor	62
Der arme Eſel	63
Der baroniſirte Bürger	64
Der arme Schiffer	66

Seite

Das Schickſal — — — — — — — 67
Liſette S. 69. Die Verſchwiegenheit — — 70
Die junge Ente — — — — — — — 72
Die kranke Frau — — — — — — — 73
Der gute Rath — — — — — — — 77
Die beyden Mädchen — — — — — — 78
Der Maler — — — — — — — 79

Zweytes Buch.

Seite

Die beyden Schwalben — — — — — — 85
Das Unglück der Weiber — — — — — — 87
Der ſterbende Vater — — — — — — 86
Der junge Dreſcher — — — — — — 87
Die glückliche Ehe — — — — — — 89
Die beyden Wächter — — — — — — 90
Das Kutſchpferd — — — — — — — 92
Die Fliege S. 92. Der arme Greis — — — 93
Calliſte — — — — — — — — 96
Der Affe — — — — — — — — 98
Der Bauer und ſein Sohn — — — — — 99
Der glückliche Dichter — — — — — — 100
Die Mißgeburt — — — — — — — 101
Die Ente S. 102. Till — — — 103
Eleant S. 105. Der Wucherer — — 106
Der Tod der Fliege und der Mücke — — — — 107
Amynt S. 108. Herodes und Herodias — — 109
Der Freygeiſt S. 115. Das Vermächtniß — — 115
Die Gutthat S. 116. Der Candidat — — 116
Die ſchlauen Mädchen — — — — — — 117
Epictet S. 118. Elpin — — — 119
Das Hoſpital — — — — — — — 119
Der betrübte Wittwer — — — — — — 122
Der Tartarfürſt S. 123. Der junge Prinz — — 124
Das neue Ehepaar — — — — — — 124
Der Jüngling S. 128. Craſt — — — — 130
Das Pferd und der Eſel — — — — — 130
Cotil S. 131. Der beherzte Entſchluß — 132
Der junge Gelehrte — — — — — — 133
Das junge Mädchen — — — — — — 134
Die beyden Knaben — — — — — — 135
Die Bauern und der Amtmann — — — — — 136
Der Freyer S. 137. Emil — — — 138
Der Knabe S. 138. Der Lügner — — — 139
Die Frau und der Geiſt — — — — — — 140
Philinde S. 141. Alceſt — — — — 142
Der wunderbare Traum — — — — — 143
Der Polyhiſtor — — — — — — — 145
Die Nachtigall und der Kukuk — — — — — 146

Drittes Buch

	Seite
Der Informator	139
Elmire und Selinde S. 151. Hans Nord	152
Der alte Dichter und der junge Kritikus	153
Alceſt	153
Der gehoffte Ruhm	156
Der Freundſchaftsdienſt	157
Der großmüthige Räuber S. 158. Dorant	159
Der Arme und das Glück	160
Der Schwätzer	160
Der unerrathne Sohn	161
Die beyden Schwarzen	162
Der fromme General	163
Rhynſolt und Lucia	164
Der Schäfer und die Sirene	167
Die Bienen	169
Der Held und der Reitknecht	170
Die Lerche und die Nachtigall	171
Der Knabe und die Mücken	172
Die Wachtel und der Dänfling	173
Der Hochzeittag	174
Die Elſter und der Sperling	176
Der Geheimnißvolle S. 177. Die Lerche	178
Die beyden Wanderer	178
Das Glück und die Liebe	180
Der Affe	182
Die Wittwe. Ein Mährchen	184
Der junge Krebs und die Seemuſchel	187
Das Kind mit der Scheere	188
Die Affen und die Bären	189
Der Leichtſinn	191
Der reiche Geizhals S. 191. Das Teſtament	193
Criſpin und Criſpine	194
Der Jüngling und der Greis	197.

Beurtheilungen einiger Fabeln aus den Beiträgen des Verſtandes und Witzes.

Die Lerche	201
Der Schäfer und die Sirene	211
Der Sperling und die Taube	225.

Fabeln und Erzählungen.

Erstes Buch.

Die Nachtigall und die Lerche.

Die Nachtigall ſang einſt mit vieler Kunſt;
Ihr Lied erwarb der ganzen Gegend Gunſt;
Die Blätter in den Gipfeln ſchwiegen,
Und fühlten ein geheim Vergnügen.
Der Vögel Chor vergaß der Ruh,
Und hörte Philomelen zu.
Aurora ſelbſt verzog am Horizonte,
Weil ſie die Sängerin nicht gnug bewundern konnte:
Denn auch die Götter rührt der Schall
Der angenehmen Nachtigall;
Und ihr, der Göttin, ihr zu Ehren
Ließ Philomele ſich noch zweymal ſchöner hören.
Sie ſchweigt darauf. Die Lerche naht ſich ihr,
Und ſpricht: Du ſingſt viel reizender, als wir;
Dir wird mit Recht der Vorzug zugeſprochen;
Doch eins gefällt uns nicht an dir,
Du ſingſt das ganze Jahr nicht mehr, als wenig Wochen.
Doch Philomele lacht und ſpricht:
Dein bittrer Vorwurf kränkt mich nicht,
Und wird mir ewig Ehre bringen.
Ich ſinge kurze Zeit. Warum? Um ſchön zu ſingen.
Ich folg im Singen der Natur;
So lange ſie gebeut, ſo lange ſing ich nur.
So bald ſie nicht gebeut, ſo hör ich auf zu ſingen;
Denn die Natur läßt ſich nicht zwingen.

O Dichter, denkt an Philomelen,
Singt nicht, ſo lang ihr ſingen wollt.
Natur und Geiſt, die euch beſeelen,
Sind euch nur wenig Jahre hold.
Soll euer Witz die Welt entzücken:

So ſingt, ſo lang ihr feurig ſeyd,
Und öffnet euch mit Meiſterſtücken
Den Eingang in die Ewigkeit.
Singt geiſtreich der Natur zu Ehren;
Und ſcheint euch die nicht mehr geneigt:
So eilt, um rühmlich aufzuhören,
Eh ihr zu ſpät mit Schande ſchweigt.
Wer, ſprecht ihr, will den Dichter zwingen?
Er bindet ſich an keine Zeit.
So fahrt denn fort, noch alt zu ſingen.
Und ſingt euch um die Ewigkeit.

Der Zeiſig.

Ein Zeiſig wars und eine Nachtigall,
Die einſt zu gleicher Zeit vor Damons Fenſter hingen.
Die Nachtigall fing an, ihr göttlich Lied zu ſingen.
Und Damons kleinem Sohn gefiel der ſüße Schall.
„ Ach welcher ſingt von beyden doch ſo ſchön?
„ Den Vogel möcht ich wirklich ſehn!"
Der Vater macht ihm dieſe Freude,
Er nimmt die Vögel gleich herein.
Hier, ſpricht er, ſind ſie alle beyde;
Doch welcher wird der ſchöne Sänger ſeyn?
Getrauſt du dich, mir das zu ſagen?
Der Sohn läßt ſich nicht zweymal fragen,
Schnell weißt er auf den Zeiſig hin;
Der, ſpricht er, muß es ſeyn, ſo wahr ich ehrlich bin.
Wie ſchön und gelb iſt ſein Gefieder!
Drum ſingt er auch ſo ſchöne Lieder;
Dem andern ſieht mans gleich an ſeinen Federn an,
Das er nichts kluges ſingen kann.

Sagt, ob man im gemeinen Leben
Nicht oft wie dieſer Knabe ſchließt?
Wem Farb und Kleid ein Anſehn geben,
Der hat Verſtand, ſo dumm er iſt.

Star kömmt, und kaum iſt Star erſchienen,
So hält man ihn auch ſchon für klug.
Warum? Seht nur auf ſeine Mienen,
Wie vortheilhaft iſt jeder Zug!
Ein andrer hat zwar viel Geſchicke;
Doch weil die Miene nichts verſpricht:
So ſchließt man bey dem erſten Blicke,
Aus dem Geſicht, aus der Perücke,
Daß ihm Verſtand und Witz gebricht.

Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit ſein Brod ertanzen müſſen,
Entrann, und wählte ſich den erſten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küſſen,
Und brummten freudig durch den Wald.
Und wo ein Bär den andern ſah,
So hieß es: Petz iſt wieder da!
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abentheuer ausgeſtanden,
Was er geſehn, gehört, gethan!
Und fieng, da er vom Tanzen redte,
Als gieng er noch an ſeiner Kette,
Auf polniſch ſchön zu tanzen an.

Die Brüder, die ihn tanzen ſahn,
Bewunderten die Wendung ſeiner Glieder,
Und gleich verſuchten es die Brüder;
Allein, anſtatt wie er zu gehn,
So konnten ſie kaum aufrecht ſtehn,
Und mancher fiel die Länge lang darnieder.
Um deſto mehr ließ ſich der Tänzer ſehn;
Doch ſeine Kunſt verdroß den ganzen Haufen.
Fort, ſchrieen alle, fort mit dir!
Du Narr, willſt klüger ſeyn als wir?
Man zwang den Petz, davon zu laufen.

Sey nicht geſchickt, man wird dich wenig haſſen,
Weil dir dann jeder ähnlich iſt;
Doch je geſchickter du vor vielen andern biſt,
Je mehr nimm dich in Acht, dich prahlend ſehn zu laſſen.
Wahr iſts, man wird auf kurze Zeit
Von deinen Künſten rühmlich ſprechen;
Doch traue nicht, bald folgt der Neid,
Und macht aus der Geſchicklichkeit
Ein unvergebliches Verbrechen.

Die Geſchichte von dem Hute.

Das erſte Buch.

Der erſte, der mit kluger Hand
Der Männer Schmuck, den Hut, erfand,
Trug ſeinen Hut unaufgeſchlagen;
Die Krempen hiengen flach herab;
Und dennoch wußt er ihn zu tragen,
Das ihm der Hut ein Anſehn gab.
Er ſtarb, und ließ bey ſeinem Sterben
Den runden Hut dem nächſten Erben.
Der Erbe weiß den runden Hut
Nicht recht gemächlich anzugreifen;
Er ſinnt, und wagt es kurz und gut,
Er wagts, zwo Krämpen aufzuſteifen.
Drauf läßt er ſich dem Volke ſehn;
Das Volk bleibt vor Verwundrung ſtehn,
Und ſchreyt: Nun läßt der Hut erſt ſchön!
Er ſtarb, und ließ bey ſeinem Sterben
Den aufgeſtreiften Hut dem Erben.
Der Erbe nimmt den Hut und ſchmählt.
Ich, ſpricht er, ſehe wohl, was fehlt.
Er ſetzt darauf mit weiſem Muthe
Die dritte Krempe zu dem Hute.
O, rief das Volk, der hat Verſtand!
Seht, was ein Sterblicher erfand!
Er, er erhöht ſein Vaterland!

Er ſtarb, und ließ bey ſeinem Sterben
Den dreyfach ſpitzen Hut dem Erben.
Der Hut war freylich nicht mehr rein;
Doch ſagt, wie konnt es anders ſeyn?
Er gieng ſchon durch die vierten Hände.
Der Erbe färbt ihn ſchwarz, damit er was erfände.
Beglückter Einfall! rief die Stadt,
So weit ſah keiner noch, als der geſehen hat.
Ein weißer Hut ließ lächerlich,
Schwarz, Brüder, ſchwarz! ſo ſchickt es ſich.
Er ſtarb, und ließ bey ſeinem Sterben
Den ſchwarzen Hut dem nächſten Erben.
Der Erbe nimmt ihn in ſein Haus,
Und ſieht, er iſt ſehr abgetragen;
Er ſinnt, und ſinnt das Kunſtſtück aus,
Ihn über einen Stock zu ſchlagen.
Durch heiße Bürſten wird er rein,
Er faßt ihn gar mit Schnüren ein.
Nun geht er aus, und alle ſchreyen:
Was ſehn wir? Sind es Zaubereyen?
Ein neuer Hut! O glücklich Land,
Wo Wahn und Finſterniß verſchwinden!
Mehr kann kein Serblicher erſinden,
Als dieſer große Geiſt erfand.
Er ſtarb, und ließ bey ſeinem Sterben
Den umgewandten Hut dem Erben.
Erfindung macht die Künſtler groß
Und bey der Nachwelt unvergeſſen;
Der Erbe reißt die Schnüre los,
Umzieht den Hut mit goldnen Treſſen,
Verherrlicht ihn durch einen Knopf,
Und drückt ihn ſeitwärts auf den Kopf.
Ihn ſieht das Volk, und taumelt vor Vergnügen.
Nun iſt die Kunſt erſt hoch geſtiegen!
Ihm, ſchrie es, ihm allein iſt Witz und Geiſt verliehn;
Nichts ſind die andern gegen ihn!

Er ſtarb, und ließ bey ſeinem Sterben
Den eingefaßten Hut dem Erben.
Und jedesmal ward die erfundne Tracht
Im ganzen Lande nachgemacht.

Ende des erſten Buchs.

Was mit dem Hute ſich noch ferner zugetragen,
Will ich im zweyten Buche ſagen.
Der Erbe ließ ihm nie die vorige Geſtalt:
Das Außenwerk ward neu; er ſelbſt, der Hut, blieb alt.
Und, das ichs kurz zuſammen zieh,
Es ging dem Hute faſt wie der Philoſophie.

Der Greis.

Von einem Greiſe will ich ſingen,
Der neunzig Jahr die Welt geſehn.
Und wird mir jetzt kein Lied gelingen:
So wird es ewig nicht geſchehn.
Von einem Greiſe will ich dichten,
Und melden, was durch ihn geſchah,
Und ſingen, was ich in Geſchichten
Von ihm, von dieſem Greiſe, ſah.
Singt, Dichter, mit entbranntem Triebe,
Singt euch berühmt an Lieb und Wein!
Ich laß euch allen Wein und Liebe,
Der Greis nur ſoll mein Loblied ſeyn.
Singt von Beſchützern ganzer Staaten,
Verewigt euch und ihre Müh!
Ich ſinge nicht von Heldenthaten;
Der Greis ſey meine Poeſie.
O Ruhm, dring in der Nachwelt Ohren,
Du Ruhm, den ſich mein Greis erwarb!
Hört, Zeiten, hörts! Er ward geboren,
Er lebte, nahm ein Weib, und ſtarb.

Das Füllen.

Ein Füllen, das die ſchwere Würde
Des ſtolzen Reuters nie gefühlt,
Den blanken Zaum für eine Würde
Der zugerittnen Pferde hielt;
Dieß Füllen lief nach allen Pferden,
Worauf es einen Mann erblickt,
Und wünſchte, bald ein Roß zu werden,
Das Sattel, Zaum und Reuter ſchmückt.

Wie ſelten kennt die Ehrbegierde
Das Glück, das ſie zu wünſchen pflegt!
Das Reutzeug, die gewünſchte Zierde,
Wird dieſem Füllen aufgelegt.
Man führt es ſtreichelnd hin und wieder,
Daß es den Zwang gewohnen ſoll;
Stolz geht das Füllen auf und nieder,
Und ſtolz gefällt ſichs ſelber wohl.

Es kam mit prächtigen Geberden
Zurück in den verlaßnen Stand,
Und machte wiehernd allen Pferden
Sein neu erhaltnes Glück bekannt.
Ach! ſprach es zu dem nächſten Gaule,
Mich lobten alle, die mich ſahn;
Ein rother Zaum lief aus dem Maule
Die ſchwarzen Mähnen ſtolz hinan.

Allein wie giengs am andern Tage?
Das Füllen kam betrübt zurück
Und ſchwitzend ſprach es: Welche Plage
Iſt nicht mein eingebildet Glück!
Zwar dient der Zaum, mich auszuputzen;
Doch darum ward er nicht gemacht.
Er iſt zu meines Reuters Nutzen
Und meiner Sklaverey erdacht,

Was wünſcht' man ſich bey jungen Tagen?
Ein Glück, das in die Augen fällt;
Das Glück, ein prächtig Amt zu tragen,
Das keiner doch zu ſpät erhält.
Man eilt vergnügt, es zu erreichen!
Und, ſeiner Freyheit ungetreu,
Eilt man nach ſtolzen Ehrenzeichen,
Und deſto tiefrer Sklaverey.

Chloris.

Aus Eiferſucht des Lebens ſatt,
Warf Chloris ſich betrübt auf ihre Lagerſtatt;
Und ihren Buhler recht zu kränken,
Der einen Blick nach Sylvien gethan,
Rief ſie die Venus brünſtig an,
Ihr einen leichten Tod zu ſchenken.

Vielleicht war dieß Gebet ſo eifrig nicht gemeint.
Verliebt und jung zu ſeyn, und um den Tod zu flehen;
Wem dieß nicht widerſprechend ſcheint,
Der muß die Liebe ſchlecht verſtehen.

Doch mitten in der größten Pein
Sieht Chloris ihren Freund geputzt ins Zimmer treten,
Und plötzlich hört ſie auf zu beten,
Und wünſcht nicht mehr, entſeelt zu ſeyn.
Er ſagt ihr tauſend Schmeicheleyen;
Er ſeufzt, er fleht, er ſchwört, er küßt.
O Chloris! laß dichs nicht gereuen,
Daß du noch nicht geſtorben biſt;
Dein Damon ſchwört, dich ewig treu zu lieben,
Wie könnteſt du ihn doch durch deinen Tod betrüben!

Der meiſten Schönen Zorn gleicht ihrer Zärtlichkeit,
Sie dauern beyde kurze Zeit:
Und Chloris ließ ſich bald verſöhnt von dem umfangen,

Den ſie vor kurzem noch des Haſſes würdig fand.
Sie klopft ihn auf die braunen Wangen,
Und ſtreichelt ihn mit buhleriſcher Hand.
Doch ſchnell erſtarren ihre Hände.
Wie, Venus! nähert ſich ihr Ende?
Sie fällt in ſanfter Ohnmacht hin;
Ein kleiner Schnabel wird aus ihrem kleinen Kinn;
Zu Flügeln werden ihre Hände;
Ihr Buſen wird mit einem Kropf verbaut;
Und Federn überziehn die Haut.
Iſts möglich, daß ich dieſes glaube?
Ja! Chloris wird zu einer Taube.
Wie zittert ihr Geliebter nicht!
Hier ſieht er ſeine Schöne fliegen.
Sie fliegt ihm dreymal ums Geſicht,
Als wollte ſie ſich noch durch einen Kuß vergnügen.
Wozu ſie ſonſt die Neigung angetrieben,
Das ſcheint ſie auch, als Taube, noch zu lieben.
Das Putzen war ihr Zeitvertreib.
O ſeht, wie putzt ſie ihren Leib!
Sie rupft die Federn aus, um ſich recht glatt zu machen;
Sie fliegt ans Waſchfaß hin, thut, was ſie ſonſt gethan,
Fängt Hals und Bruſt zu baden an.
Wie ſchön hör ich die Taube lachen!
Fragt nicht, was ſie zu lachen macht;
Sie hat, als Chloris ſchon, oft über nichts gelacht.
Jetzt naht ſie ſich dem großen Spiegel,
Vor dem ſie manchen Tag in Mienen ſich geübt,
Beſieht den weißen Hals, bewundert ihre Flügel,
Und fängt ſchon an, in ſich verliebt,
Mit jüngferlichem Stolz ſich koſtbar zu geberden.
Ach Götter! ruft ihr Freund betrübt,
Laßt dieſe Taube doch zur Chloris wieder werden.
Umſonſt, ſpricht Venus, iſt dein Flehn;
Zur Taube ſchickte ſie ſich ſchön,
Und niemals werd ich ihr die Menſchheit wieder geben.

Sie hat geſeufzt, gebuhlt, gelacht,
Sich ſtets geputzt, und nie gedacht;
Als Taube kann ſie recht nach ihrer Neigung leben.
O! wenn ſich nur die Göttin nicht entſchließt,
Die Schönen alle zu verwandeln,
Die eben ſo, wie Chloris, handeln!
Man ſagt, daß ſie es Willens iſt.
Ach! Göttin, ach! wie zahlreich wird auf Erden
Alsdann das Volk der Tauben werden!
Mit einer Frau wird man zu Bette gehn,
Und früh auf ſeiner Bruſt ein Täubchen ſitzen ſehn.
Mich dauert im voraus manch reizendes Geſicht.
O liebe Venus, thu es nicht!

Der Kranke.

Ein Mann, den lange ſchon die Gliederkrankheit plagte,
That alles, was man ihm nur ſagte,
Und konnte doch von ſeiner Pein
Auf keine Weiſe ſich befreyn.
Ein altes Weib, der er ſein Elend klagte,
Schlug ihm geheimnißvoll ein magiſch Mittel vor,
Ihr müßt euch, ziſcht ſie ihm ins Ohr,
Auf eines Frommen Grab bey früher Sonne ſetzen,
Und euch mit dem gefallnen Thau
Dreymal die Hand, dreymal den Schenkel netzen;
Es hilft, gedenkt an eine Frau!
Der Kranke that, was ihm die Alte ſagte,
Denn ſagt, was thut man nicht, ein Uebel los zu ſeyn?
Er gieng zum Kirchhof hin, und zwar, ſo bald es tagte,
Und trat an einen Leichenſtein,
Und las: „Wer dieſer Mann geweſen,
„Läßt, Wandrer, dich ſein Grabmal leſen,
„Er war das Wunder ſeiner Zeit,
„Das Muſter wahrer Frömmigkeit;
„Und daß man viel mit wenig Worten ſagt:
„Er iſts, den Kirch und Schul, und Stadt und Land beklagt.“

Hier ſetzt ſich der Geplagte nieder,
Benetzt die halb gelähmten Glieder;
Doch ohne Wirkung bleibt die Cur,
Sein Gliederſchmerz vermehrt ſich nur.
Er greift betrübt nach ſeinem Stabe,
Schleicht von des frommen Mannes Grabe,
Und ſetzt ſich auf das nächſte Grab,
Dem keine Schrift ein Denkmal gab;
Hier nahm ſein Schmerz allmählig ab.
Er braucht ſogleich ſein Mittel wieder;
Schnell lebten die gelähmten Glieder,
Und ohne Schmerz und ohne Stab,
Verließ er dieſes fromme Grab.
Ach! rief er, läßt kein Stein mich leſen,
Wer dieſer fromme Mann geweſen?
Der Küſter kam von ohngefähr herbey;
Den fragt der Mann, wer hier begraben ſey?
Der Küſter läßt ſich lange fragen,
Als könnt ers ohne Scheu nicht ſagen.
Ach! hub er endlich ſeufzend an:
Verzeih mirs Gott! es war ein Mann,
Dem, weil er Ketzereyen glaubte,
Man kaum ein ehrlich Grab erlaubte;
Ein Mann, der loſe Künſte trieb,
Comödien und Verſe ſchrieb;
Er war, wie ich mit Recht behaupte,
Ein Neuling und ein Böſewicht.
Nein! ſprach der Mann, das war er nicht,
So gottlos ihn die Leute ſchalten;
Doch jener dort, den ihr für fromm gehalten,
Von dem ſein Grab ſo rühmlich ſpricht.
Der war gewiß ein Böſewicht.

Der Fuchs und die Elster.

Zur Elster sprach der Fuchs: O! wenn ich fragen mag,
Was sprichst du doch den ganzen Tag!
Du sprichst wohl von besondern Dingen?
Die Wahrheit, rief sie, breit ich aus.
Was keines weiß heraus zu bringen,
Bring ich durch meinen Fleiß heraus,
Vom Adler bis zur Fledermaus.
Dürft ich, versetzt der Fuchs, mit Bitten dich beschweren:
So wünscht ich mir, etwas von deiner Kunst zu hören.
So, wie ein weiser Arzt, der auf der Bühne steht,
Und seine Künste rühmt, bald vor, bald rückwärts geht,
Sein seidnes Schnupftuch nimmt, sich räuspert, und dann spricht;
So lief die Elster auch den Ast bald auf, bald nieder,
Und strich an einen Zweig den Schnabel hin und wieder,
Und macht ein sehr gelehrt Gesicht.
Drauf fängt sie ernsthaft an, und spricht:
Ich diene gern mit meinen Gaben,
Denn ich behalte nichts für mich.
Nicht wahr, Sie denken doch, daß Sie vier Füße haben?
Allein, Herr Fuchs, Sie irren sich.
Nur zugehört! Sie werdens finden,
Denn ich beweis es gleich mit Gründen.

Ihr Fuß bewegt sich, wenn er geht,
Und er bewegt sich nicht, so lang er stille steht;
Doch merken Sie, was ich jetzt sagen werde,
Denn dieses ist es noch nicht ganz.
So oft Ihr Fuß nur geht, so geht er auf der Erde.
Betrachten sie nur Ihren Schwanz.
Sie sehen, wenn Ihr Fuß sich reget,
Daß auch Ihr Schwanz sich mit beweget;
Jetzt ist Ihr Fuß bald hier, bald dort,
Und so geht auch Ihr Schwanz mit auf der Erde fort,
So oft sie nach den Hühnern reisen.

Daraus zieh ich nunmehr den Schluß,
Ihr Schwanz, das sey Ihr fünfter Fuß;
Und dieß, Herr Fuchs, war zu beweisen.

Ja, dieses hat uns noch gefehlt;
Wie freu ich mich, daß es bey Thieren
Auch große Geister giebt, die alles demonstriren!
Mir hats der Fuchs für ganz gewiß erzählt.
Je minder sie verstehn, sprach dieses schlaue Vieh,
Um desto mehr beweisen sie.

Das Land der Hinkenden.

Vor Zeiten gabs ein kleines Land,
Worin man keinen Menschen fand,
Der nicht gestottert, wenn er redte,
Nicht, wenn er gieng, gehinket hätte;
Denn beydes hielt man für galant.
Ein Fremder sah den Uebelstand;
Hier, dacht er, wird man dich im Gehn bewundern müssen,
Und gieng einher mit steifen Füßen.
Er gieng, ein jeder sah ihn an,
Und alle lachten, die ihn sahn,
Und jeder blieb vor Lachen stehen,
Und schrie: Lehrt doch den Fremden gehen!

Der Fremde hielts für seine Pflicht,
Den Vorwurf von sich abzulehnen.
Ihr, rief er, hinkt; ich aber nicht:
Den Gang müßt ihr euch abgewöhnen!
Der Lärmen wird noch mehr vermehrt,
Da man den Fremden sprechen hört.
Er stammelt nicht; genug zur Schande!
Man spottet sein im ganzen Lande.

Gewohnheit macht den Fehler ſchön,
Den wir von Jugend auf geſehn.
Vergebens wirds ein Kluger wagen,
Und, daß wir thöricht ſind, uns ſagen.
Wir ſelber halten ihn dafür,
Bloß, weil er klüger iſt, als wir.

Inkle und Yariko.

Die Liebe zum Gewinſt, die uns zuerſt gelehrt,
Wie man auf leichtem Holz durch wilde Fluten fährt;
Die uns beherzt gemacht, das liebſte Gut, das Leben,
Der ungewiſſen See auf Brettern Preis zu geben;
Die Liebe zum Gewinſt, der deutliche Begriff
Von Vortheil und Verluſt, trieb Inklen auf ein Schiff.
Er opferte der See die Kräfte ſeiner Jugend;
Denn Handeln war ſein Witz, und Rechnen ſeine Tugend.
Ihn lockt das reiche Land, das wir durchs Schwerdt bekehrt,
Das wir das Chriſtenthum und unſern Geiz gelehrt.
Er ſieht Amerika; doch nah an dieſem Lande
Zerreißt der Sturm ſein Schiff. Zwar glückt es ihm am Strande
Dem Tode zu entgehn; allein der Wilden Schaar
Fiel auf die Britten los; und wer entkommen war,
Den fraß ihr hungrig Schwerdt. Nur Inkle ſoll noch leben;
Die Flucht in einen Wald muß ihm Beſchirmung geben.
Vom Laufen athemlos, wirft, mit verwirrtem Sinn,
Der Britte ſich zuletzt bey einem Baume hin;
Umringt mit naher Furcht und ungewiſſen Grämen,
Ob Hunger oder Schwerdt ihm wird das Leben nehmen.
Ein plötzliches Geräuſch erſchreckt ſein ſchüchtern Ohr.
Ein wildes Mädchen ſpringt aus dem Gebüſch hervor,
Und ſieht mit ſchnellem Blick den Europäer liegen.
Sie ſtutzt. Was wird ſie thun? Beſtürzt zurücke fliegen?
O nein! ſo ſtreng und deutſch ſind wilde Schönen nicht.
Sie ſieht den Fremdling an; ſein rund und weiß Geſicht,
Sein Kleid, ſein lockicht Haar, die Anmuth ſeiner Blicke,
Gefällt der Schönen wohl, hält ſie mit Luſt zurücke.

Auch Inklen nimmt dieß Kind bey wilder Anmuth ein.
Unwiſſend in der Kunſt, durch Zwang verſtellt zu ſeyn,
Verräth ſie durch den Blick die Regung ihrer Triebe:
Ihr Auge ſprach von Gunſt, und bat um Gegenliebe.
Die Indianerin war liebenswerth gebaut.
Duech Mienen redt dieß Paar, durch Mienen wirds vertraut.
Sie winkt ihm mit der Hand, er folget ihrem Schritte;
Mit Früchten ſpeiſt ſie ihn in einer kleinen Hütte,
Und zeigt ihm einen Quell, vom Durſt ſich zu befreyn.
Durch Lächeln räth ſie ihm, getroſt und froh zu ſeyn.
Sie ſah ihn zehnmal an, und ſpielt an ſeinen Haaren,
Und ſchien verwundrungsvoll, daß ſie ſo lockicht waren.
So oft der Morgen kömmt, ſo macht Yariko
Durch neuen Unterhalt den lieben Fremdling froh,
Und zeigt durch Zärtlichkeit, mit jedem neuen Tage,
Was für ein treues Herz in einer Wilden ſchlage!
Sie bringt ihm manch Geſchenk, und ſchmückt ſein kleines Haus
Mit mancher bunten Haut, mit bunten Federn aus;
Und eine neue Tracht von ſchönen Muſchelſchalen
Muß, wenn ſie ihn beſucht, um ihre Schultern pralen.
Zur Nachtzeit führt ſie ihn zu einem Waſſerfall,
Und unter dem Geräuſch und Philomelens Schall
Schläft unſer Fremdling ein. Aus zärtlichem Erbarmen
Bewacht ſie jede Nacht den Freund in ihren Armen.
Wird in Europa wohl ein Herz ſo edel ſeyn?
Die Liebe flößt dem Paar bald eine Mundart ein.
Sie unterreden ſich durch ſelbſt erfundne Töne:
Kurz, er verſteht ſein Kind, und ihm verſteht die Schöne.
Oft ſagt ihr Inkle vor, was ſeine Vaterſtadt
Für ſüße Lebensart, für Koſtbarkeiten hat.
Er wünſcht, ſie neben ſich in London einſt zu ſehen;
Sie hörts, und zürnet ſchon, daß es noch nicht geſchehen.
Dort, ſpricht er, kleid ich dich, und zeiget auf ſein Kleid,
In lauter bunten Zeug, von größrer Koſtbarkeit;
In Häuſern, halb von Glas, beſpannt mit raſchen Pferden,
Sollſt du in dieſer Stadt bequem getragen werden.

Vor Freuden weint dieß Kind, und sieht, indem sie weint,
Schon nach der offnen See, ob noch kein Schiff erscheint.
Es glückt ihr, was sie wünscht, in kurzem zu entdecken;
Sie sieht ein Schiff am Strand, und läuft mit frohem Schrecken,
Sucht ihren Fremdling auf, vergißt ihr Vaterland
Aus Treue gegen ihn, und eilt, an seiner Hand,
So freudig in die See, als ob das Schiff im Meere,
In das sie steigen will, ein Haus in London wäre.
Das Schiff setzt seinen Lauf mit gutem Winde fort,
Und fliegt nach Barbados *); doch dieses war der Ort,
Wo Inkle ganz bestürzt sein Schicksal überdachte,
Als schnell in seiner Brust der Kaufmannsgeist erwachte.
Er kam mit leerer Hand aus Indien zurück;
Dieß war für seinen Geiz ein trauriges Geschick.
So hab ich, fieng er an, um Arm zurück zu kommen,
Die fürchterliche See mit Müh und Angst durchschwommen?
Er stillt in kurzer Zeit den Hunger nach Gewinn,
Und führt Yariko zum Sklavenhändler hin.
Hier wird die Dankbarkeit in Tyranney verwandelt,
Und die, die ihn erhielt, zur Sklaverey verhandelt.
Sie fällt ihn um den Hals, sie fällt vor ihm aufs Knie,
Sie fleht, sie weint, sie schreyt. Nichts! er verkaufet sie.
Mich, die ich schwanger bin, mich! fährt sie fort zu klagen.
Bewegt ihn dieß? Ach ja! Sie höher anzuschlagen.
Noch drey Pfund Sterling mehr! Hier spricht der Britte froh,
Hier, Kaufmann, ist das Weib, sie heißt Yariko!

O Inkle! du Barbar, dem keiner gleich gewesen!
O möchte deinen Schimpf ein jeder Welttheil lesen!
Die größte Redlichkeit, die allergrößte Treu
Belohnst du, Böfewicht! noch gar mit Sklaverey?
Ein Mädchen, das für dich ihr eigen Leben wagte,

*) Barbados ist eine von den caraibischen Inseln, welche den Engländern zugehöret. Es wird ein groser Sklavenhandel daselbst getrieben.

Das dich dem Tod entriß, und ihrem Volk entſagte,
Mit dir das Meer durchſtrich, und, bey der Glieder Reiz,
Das beſte Herz beſaß, verhandelſt du aus Geiz?
Sey ſtolz! Kein Böſewicht bringt dich um deinen Namen;
Nie wird es möglich ſeyn, dein Laſter nachzuahmen.

Der Kukuk.

Der Kukuk ſprach zu einem Staar,
Der aus der Stadt entflohen war,
Was ſpricht man, fieng er an zu ſchreyen,
Was ſpricht man in der Stadt von unſern Melodeyen?
Was ſpricht man von der Nachtigall?
„Die ganze Stadt lobt ihre Lieder.
Und von der Lerche? rief er wieder.
„Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall.
Und von der Amſel? fuhr er fort.
„Auch dieſe lobt man hier und dort.
Ich muß dich doch noch etwas fragen:
„Was, rief er, ſpricht man denn von mir?
Das, ſprach der Staar, das weiß ich nicht zu ſagen;
Denn keine Seele redt von dir.
So will ich, fuhr er fort, mich an dem Undank rächen,
Und ewig von mir ſelber ſprechen.

Das Geſpenſt.

Ein Hauswirth, wie man mir erzählt,
Ward lange Zeit durch ein Geſpenſt gequält.
Er ließ, des Geiſts ſich zu erwehren,
Sich heimlich das Verbannen lehren;
Doch kraftlos blieb der Zauberſpruch.
Der Geiſt entſetzte ſich vor keinen Charakteren,
Und gab, in einem weißen Tuch,
Ihm alle Nächte den Beſuch.

Ein Dichter zog in dieſes Haus.
Der Wirth, der bey der Nacht nicht gern allein geweſen,
Bat ſich des Dichters Zuſpruch aus,
Und ließ ſich ſeine Verſe leſen.
Der Dichter las ein froſtig Trauerſpiel,
Das, wo nicht ſeinem Wirth, doch ihm ſehr wohl gefiel.
Der Geiſt, den nur der Wirth, doch nicht der Dichter ſah,
Erſchien, und hörte zu; es fieng ihn an zu ſchauern;
Er konnt es länger nicht, als einen Auftritt, dauern;
Denn, eh der andre kam, ſo war er nicht mehr da;
Der Wirth, von Hoffnung eingenommen,
Ließ gleich die andre Nacht den Dichter wiederkommen.
Der Dichter las; der Geiſt erſchien;
Doch ohne lange zu verziehn.
Gut! ſprach der Wirth bey ſich, dich will ich bald verjagen.
Kannſt du die Verſe nicht vertragen?
Die dritte Nacht blieb unſer Wirth allein.
So bald es Zwölfe ſchlug, ließ das Geſpenſt ſich blicken.
Johann! fieng drauf der Wirth gewaltig an zu ſchreyn.
Der Dichter (lauft geſchwind!) ſoll von der Güte ſeyn
Und mir ſein Trauerſpiel auf eine Stunde ſchicken.
Der Geiſt erſchrak, und winkte mit der Hand,
Der Diener ſollte ja nicht gehen.
Und kurz, der weiße Geiſt verſchwand,
Und ließ ſich niemals wieder ſehen.

Ein jeder, der dieß Wunder lieſt,
Zieh ſich daraus die gute Lehre,
Daß kein Gedicht ſo elend iſt,
Das nicht zu etwas nützlich wäre.
Und wenn ſich ein Geſpenſt vor ſchlechten Verſen ſcheu
So kann uns dieß zum großen Troſte dienen.
Geſetzt, daß ſie zu unſrer Zeit
Auch legionenweis erſchienen:
So wird, um ſich von allen zu befreyn,
An Verſen doch kein Mangel ſeyn.

Der Selbstmord.

O Jüngling lern aus der Geschichte,
Die dich vielleicht zu Thränen zwingt,
Was für bejammernswerthe Früchte
Die Liebe zu den Schönen bringt!
Ein Beyspiel wohlerzogner Jugend,
Des alten Vaters Trost und Stab,
Ein Jüngling, der durch frühe Tugend
Zur größten Hoffnung Anlaß gab;
Den zwang die Macht der schönen Triebe,
Climenen zärtlich nachzugehn;
Er seufzt, er bat um Gegenliebe;
Allein vergebens war sein Flehn.
Fußfällig klagt er ihr sein Leiden;
Umsonst! Climene heißt ihn fliehn.
Ja, schreyt er, ja ich will dich meiden;
Ich will mich ewig dir entziehn.
Er reißt den Degen aus der Scheide,
Und . . o was kann verwegner seyn!
Kurz, er besieht die Spitz und Schneide,
Und steckt ihn langsam wieder ein.

Die Betschwester.

Die frömmste Frau in unsrer Stadt,
In Kleidern fromm, und fromm in Mienen,
Die stets den Mund voll Andacht hat,
Wird diese nicht ein Lied verdienen?
Wie lehrreich ist ihr Lebenslauf!
Kaum steht die Frau von ihrem Lager auf;
Kaum tönt der Klang vom achten Stundenschlage:
So sucht sie das Gebet zu dem vorhandnen Tage.
Und ob sie gleich den Schritt in sechzig schon gethan:
So ruft sie doch den Herrn noch heut um Keuschheit an.
Und ob sie gleich noch nie sich satt gegessen:

So ſieht ſie doch um Mäßigkeit im Eſſen,
Und ob ſie gleich auf alle Pfänder leiht:
So ſeufzt ſie doch um Troſt bey ihrer Dürftigkeit.
Welch redlich Herz! Welch heiliges Vertrauen!
Sie lieſt das Jahr hindurch die Bibel zweymal aus,
Und reißt dadurch ihr ganzes Haus
Auf ewig aus des Teufels Klauen.
Zwölf Lieder ſtimmt ſie täglich an.
Wer kömmt? Iſts nicht ein armer Mann?
Geh, Frecher! willſt du ſie vielleicht im Singen ſtören?
Nein, wenn ſie ſingt, kann ſie nicht hören.
Geh nur, und hungre, wie zuvor!
Sie hebt ihr Herz zu Gott empor,
Soll ſie dieß Herz vom Himmel lenken,
Und jetzt an einen Armen denken?
Sie ſingt, und trägt das Eſſen ſingend auf,
Sie ißt, und ſchmählt auf böſer Zeiten Lauf;
Allein wer klopft ſchon wieder an die Thüre?
Ein armes Weib, die keinen Biſſen Brod . . .
„Geht, quält mich nicht mit eurer Noth,
„Wenn ich die Hand zum Munde führe.
„Nicht wahr, ihr ſingt und betet nicht?
„Seyd fromm, und denkt an eure Pflicht:
„Der Herr vergißt die Seinen nicht.
„Wann ſeht ihr mich denn betteln gehen?
„Allein, man muß zu Gott auch brünſtig ſchreyn und flehen!
Doch iſt die liebe fromme Frau
Nicht gar zu hart, und zu genau?
Wohnt nicht in ihr mehr Kaltſinn, als Erbarmen?
Nein, nein! Sie dient und hilft den Armen;
Sie beſſert ſie durch Vorwurf und Verweis,
Und weiſ't ſie zum Gebet und Fleiß;
Iſt dieſes nicht der Schrift Geheiß?
Sie dient ja gern mit ihren Gütern,
Allein nur redlichen Gemüthern.
Iſt wohl ein frommes Weib in unſrer ganzen Stadt,

Das, in der Noth, bey ihr nicht Zuflucht hat!
Sie mag ihr auch die kleinſte Zeitung bringen:
So eilt ſie doch dem Weibe beyzuſpringen.
Ach ja! Beatens Herz iſt willig und bereit,
Die Welt mag noch ſo viel an ihr zu tadeln finden.
Nicht nur den Lebenden nützt ihre Mildigkeit;
O nein, ſie weiß ſich auch die Todten zu verbinden.
Wann wird ein Kind zur Gruft gebracht,
Um deſſen Sarg ihr Kranz ſich nicht verdient gemacht?
Wann ſprechen nicht die Leichengäſte:
Beatens Kranz war doch der beſte!
Welch ſchönes Crucifix! von wem wird dieſes ſeyn?
Beate ſchickts, und wills dem Leichnam weihn.
Das fromme Weib! Erlebt ſie mein Erblaſſen:
So wird ſie meinen Sarg gewiß verſilbern laſſen.
Sie kleidet Kanzel und Altar,
Und wird ſie künftigs neue Jahr,
So ſehr die andern ſie beneiden,
Zum drittenmale doch bekleiden.
Man wirft ihr vor, ſie ſolls aus Ehrſucht thun;
Noch kann ihr mildes Herz nicht ruhn.
Wer wars, der itzt in die Collecte
Mit langſam ſchlauer Hand ein volles Briefchen ſteckte?
Beate wars, ſie leiht dem Herrn,
Und was ſie giebt, das giebt ſie gern.
Was kann denn ſie dafür, daß es die Leute ſehen?
Beate läßt die Läſtrer ſchmähen.
Und laß ſie aus Verleumdung ſprechen:
Du wollſt die Allmacht nur beſtechen,
Daß für den Wucher, den du treibſt,
Du einſtens ungeſtrafet bleibſt.
Laß dich von andern ſpöttiſch richten,
Als pflegteſt du der Welt gern Laſter anzudichten;
Als wäre dieß für dich die liebſte Neuigkeit,
Wenn andern Noth und Unglück dräut;

Als hätteſt du nichts, als der Tugend Schein.
Schweigt, Spötter, ſchweigt! dieß kann nicht ſeyn;
Denn betend ſteht ſie auf, und ſingend ſchläft ſie ein.

Der Blinde und der Lahme.

Von ohngefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft ſchon freudenvoll,
Daß ihn der andre leiten ſoll.
Dir, ſpricht der Lahme, beyzuſtehen?
Ich armer Mann kann ſelbſt nicht gehen;
Doch ſcheints, daß du zu einer Laſt
Noch ſehr geſunde Schultern haſt.
Entſchließe dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege ſagen:
So wird dein ſtarker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines ſeyn.
Der Lahme hängt, mit ſeinen Krücken,
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt alſo dieſes Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

Du haſt das nicht, was andre haben,
Und andern mangeln deine Gaben;
Aus dieſer Unvollkommenheit
Entſpringet die Geſelligkeit.
Wenn jenem nicht die Gabe fehlte,
Die die Natur für mich erwählte:
So wird er nur für ſich allein,
Und nicht für mich bekümmert ſeyn.
Beſchwer die Götter nicht mit Klagen!
Der Vortheil, den ſie dir verſagen,
Und jenem ſchenken, wird gemein,
Wir dürfen nur geſellig ſeyn.

Der Hund.

Phylax, der ſo manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht,
Und oft ganzen Diebesbanden
Durch ſein Bellen widerſtanden;
Phylax, dem Lips Tullian,
Der doch gut zu ſtehlen wußte,
Selber zweymal weichen mußte,
Dieſen fiel ein Fieber an.
Alle Nachbarn gaben Rath.
Krumholzöl und Mithridat
Mußte ſich der Hund bequemen,
Wider Willen einzunehmen.
Selbſt des Nachbar Gaſtwirths Müh,
Der vordem in fremden Landen,
Als ein Doctor ausgeſtanden,
War vergebens bey dem Vieh.
Kaum erſcholl die ſchlimme Poſt,
Als von ihrer Mittagskoſt
Alle Brüder und Bekannten,
Phylax zu beſuchen, rännten.
Pantelon, ſein beſter Freund,
Leckt ihm an dem heißen Munde.
O! erſeufzt er, bittre Stunde!
O! wer hätte das gemeint!
Ach! rief Phylax, Pantelon!
Iſts nicht wahr, ich ſterbe ſchon!
Hätt ich nur nichts eingenommen,
Wär ich wohl davon gekommen.
Sterb ich Aermſter ſo geſchwind:
O! ſo kannſt du ſicher ſchreyen,
Das die vielen Arzeneyen
Meines Todes Quelle ſind.
Wie zufrieden ſchlief ich ein!
Sollt ich nur ſo manches Bein,

Das ich mir verſcharren müſſen,
Vor dem Tode noch genießen.
Dieſes macht mich kummervoll,
Daß ich dieſen Schatz vergeſſen,
Nicht vor meinem Ende freſſen,
Auch nicht mit mir nehmen ſoll.
Liebſt du mich, und biſt du treu,
O! ſo hole ſie herbey;
Eines wirſt du bey den Linden
An dem Gartenthore finden;
Eines, lieber Pantelon,
Hab ich nur noch geſtern Morgen
In dem Winterreis verborgen;
Aber friß mir keins davon.
Pantelon war fortgerannt,
Brachte treulich, was er fand;
Phylax roch, bey ſchwachem Muthe,
Nach dem Dunſt von ſeinem Gute.
Endlich, da ſein Auge bricht,
Spricht er: laß mir alles liegen!
Sterb ich, ſo ſollſt du es kriegen;
Aber, Bruder, eher nicht.
Sollt ich nur ſo glücklich ſeyn,
Und das ſchöne Schinkenbein,
Das ich . . doch ich mags nicht ſagen,
Wo ich dieſes hingetragen.
Werd ich wiederum geſund,
Will ich dir bey meinem Leben
Auch die beſte Hälfte geben;
Ja du ſollſt . . Hier ſtarb der Hund.

Der Geizhals bleibt im Tode karg,
Zween Blicke wirft er auf den Sarg,
Und tauſend wirft er mit Entſetzen
Nach den mit Angſt verwahrten Schätzen.

O schwere Last der Eitelkeit!
Um schlecht zu leben, schwer zu sterben,
Sucht man sich Güter zu erwerben;
Verdient ein solches Glück wohl Neid?

Der Prozeß.

Ja, ja Prozesse müssen seyn!
Gesetzt, sie wären nicht auf Erden,
Wie könnt alsdann das Mein und Dein
Bestimmet und entschieden werden?
Das Streiten lehrt uns die Natur:
Drum, Bruder, recht' und 'streite nur.
Du siehst, man will dich übertäuben;
Doch gieb nicht nach, setz alles auf
Und laß dem Handel seinen Lauf;
Denn Recht muß doch Recht bleiben.

Was sprecht ihr Nachbar? Dieser Rein,
Der sollte, meint ihr, euer seyn?
Nein, er gehört zu meinen Hufen.
„Nicht doch, Gevatter, nicht, ihr irrt;
„Ich will euch zwanzig Zeugen rufen,
„Von denen jeder sagen wird,
„Daß lange vor der Schwedenzeit . .
Gevatter, seyd ihr nicht gescheit! .
Versteht ihr mich, ich wills euch lehren,
Daß Rein und Gras mir zugehören.
Ich will nicht eher sanfte ruhn;
Das Recht, das soll den Ausspruch thun.
So saget Kunz, schlägt in die Hand,
Und rückt den spitzen Hut die Quere.
„Ja, eh ich diesen Rein entbehre,
„So meid ich lieber Gut und Land.
Der Zorn bringt ihn zu schnellen Schritten,
Er eilet zu der nahen Stadt.

llein, Herr Glimpf, ſein Advocat,
Zar kurz zuvor ins Amt geritten.
r läuft, und holt Herr Glimpfen ein.
Sie, ſprecht ihr, kann das möglich ſeyn?
unz war zu Fuß, und Glimpf zu Pferde.
o glaubt ihr, daß ich lügen werde?
ch bitt euch, ſtellt das Reden ein,
onſt werd ich, dieſen Schimpf zu rächen,
leich ſelber mit Herr Glimpfen ſprechen.
Ich ſag es noch einmal, Kunz holt Herr Glimpfen ein,
reift in den Zaum, und grüßt Herr Glimpfen.
err! fängt er ganz erbittert an,
ein Nachbar, der infame Mann,
er Schelm, ich will ihn zwar nicht ſchimpfen,
er, denkt nur, ſpricht, der ſchmale Rein,
er zwiſchen unſern Feldern lieget,
er, ſpricht der Narr, der wäre ſein.
llein den will ich ſehn, der mich darum betrüget.
err, fuhr er fort, Herr, meine beſte Kuh,
ſechs Scheffel Haſer noch dazu!
Hier wieherte das Pferd vor Freuden.)
)! dient mir wider ihn, und helft die Sach entſcheiden.
ein Menſch, verſetzt Herr Glimpf, dient freudiger als ich,
)er Nachbar hat nichts einzuwenden,
hr habt das größte Recht in Händen;
us euren Reden zeigt es ſich.
Genug, verklagt den Ungeſtümen!
ch will mich zwar nicht ſelber rühmen,
Dieß thut kein ehrlicher Juriſt;
Doch dieſes könnt ihr leicht erfahren,
)b ein Prozeß, ſeit zwanzig Jahren,
Von mir verloren worden iſt?
ch will euch eure Sache führen,
in Wort, ein Mann! ihr ſollt ſie nicht verlieren.
Glimpf reitet fort! Herr! ruft ihm Kunz noch nach,
ich halte, was ich euch verſprach.

Wie hitzig wird der Streit getrieben!
Manch Ries Papier wird voll geschrieben.
Das halbe Dorf muß in das Amt:
Man eilt, die Zeugen abzuhören,
Und fünf und zwanzig müssen schwören,
Und diese schwören insgesammt,
Daß, wie die alte Nachricht lehrte,
Der Rein ihm gar nicht zugehörte.
Ey, Kunz, das Ding geht ziemlich schlecht.
Ich weiß zwar wenig von dem Rechte;
Doch im Vertraun geredt, ich dächte,
Du hättest nicht das größte Recht.
Manch widrig Urtheil kömmt; doch laßt es widrig klingen!
Glimpf muntert den Clienten auf:
„Laßt dem Prozesse seinen Lauf,
„Ich schwör euch, endlich durchzudringen;
„Doch . .
Herr, ich hör es schon; ich will das Geld gleich bringen.
Kunz borgt manch Capital. Fünf Jahre währt der Streit;
Allein, warum so lange Zeit?
Dieß, Leser, kann ich Ar nicht sagen,
Du mußt die Rechtsgelehrten fragen.
Ein letztes Urtheil kömmt. O seht doch, Kunz gewinnt!
Er hat zwar viel dabey gelitten;
Allein was thuts, daß Haus und Hof verstritten,
Und Haus und Hof schon angeschlagen sind?
Genug, daß er den Rein gewinnt.
O! ruft er, lernt von mir, den Streit aufs Höchste treiben;
Ihr seht ja, Recht muß doch Recht bleiben!

Der Bettler.

Ein Bettler kam mit bloßem Degen
In eines reichen Mannes Haus
Und bat sich, wie die Bettler pflegen,
Nur eine kleine Wohlthat aus.

Ich, sprach er, kenn ihr christlich Herze;
Sie sorgen gern für andrer Heil,
Und nehmen mit gerechtem Schmerze
An ihres Nächsten Elend Theil.
Ich weiß, mein Flehn wird sie bewegen!
Sie sehn, ich fordre nichts mit Unbescheidenheit;
Nein, ich verlasse mich (hier wies er ihm den Degen,)
Allein auf ihre Gütigkeit.

Dieß ist die Art lobgieriger Scribenten,
Wenn sie um unsern Beyfall flehn;
Sie geben uns mit vielen Complimenten
Die harte Forderung zu verstehn.
Der Autor will den Beyfall nicht erpressen;
Nein, er verläßt sich bloß auf unsre Billigkeit;
Doch, daß wir diese nicht vergessen,
So zeigt er uns zu gleicher Zeit
In beyden Händen Krieg und Streit.

Das Pferd und die Bremse.

Ein Gaul, der Schmuk von weißen Pferden,
Von Schenkeln leicht, schön von Gestalt,
Und, wie ein Mensch, stolz in Geberden,
Trug seinen Herrn durch einen Wald;
Als mitten in dem stolzen Gange
Ihm eine Bremse entgegen zog,
Und durstig auf die nasse Stange
An seinem blanken Zaume flog.
Sie leckte von dem weißen Schaume,
Der häufig am Gebisse floß.
Geschmeiße! sprach das wilde Roß,
Du scheust dich nicht vor meinem Zaume?
Wo bleibt die Ehrfurcht gegen mich?
Wie? darfst du wohl ein Pferd erbittern?
Ich schüttle nur: so mußt du zittern.
Es schüttelte; die Bremse wich.

Allein, sie suchte sich zu rächen;
Sie flog ihm nach, um ihn zu stechen,
Und stach den Schimmel in das Maul.
Das Pferd erschrak, und blieb vor Schrecken
In Wurzeln mit dem Eisen stecken,
Und brach ein Bein, hier lag der stolze Gaul.

Auf sich den Haß der Niedern laden,
Dieß stürzet oft den größten Mann.
Wer dir, als Freund, nicht nützen kann,
Kann allemal, als Feind, dir schaden.

Die Reise.

Einst machte durch sein ganzes Land
Ein König den Befehl bekannt,
Daß jeder, der ein Amt erhalten wollte,
Gewisse Zeit auf Reisen gehen sollte,
Um sich in Künsten umzusehn.
Er ließ genaue Karten stechen,
Und gab dazu noch jedem das Versprechen,
Ihm, würd er nur, so weit er könnte, gehn,
Mit dem Vermögen seiner Schätze
Alsdann auf Reisen beyzustehn.
Es war das deutlichste Gesetze,
Das jemals noch die Welt gesehn;
Doch, weil die meisten sich vor dieser Reise scheuten,
So sah man viele Dunkelheit.
Die Liebe zu sich selbst und zur Bequemlichkeit
Half das Gesetz sehr sinnreich deuten;
Und jeder gab ihm den Verstand,
Den er bequem für seine Neigung fand;
Doch alle waren eins, daß man gehorchen müßte.
Man machte sich die Karten bald bekannt,
Damit man doch der Länder Gegend wüßte.
Sehr viele reisten nur im Geist,

Und überredten ſich, als hätten ſie gereiſt.
Noch andre ſchafften das Geräthe
Zu ihrer Reiſe fleißig an,
Und glaubten, wenn man nur ſtets reiſefertig thäte:
So hätte man die Reiſe ſchon gethan.
Sehr viele fiengen an, zu eilen,
Als wollten ſie die ganze Welt durchgehn;
Sie reiſten, aber wenig Meilen,
Und meinten, dem Befehl ſey nun genug geſchehn.
Noch andre ſuchten auf den Reiſen,
Noch mehr Gehorſam zu beweiſen,
Als den, den das Geſetz befahl;
Sie reiſten nicht durch grüne Felder,
O nein, ſie ſuchten finſtre Wälder,
Und reiſten unter Furcht und Qual;
Behängten ſich mit ſchweren Bürden,
Und glaubten, wenn ſie ausgezehrt,
Und ſiech und krank zurücke kommen würden,
So wären ſie des beſten Amtes werth.
Sie reiſten nie auf Koſten des Regenten;
Doch jene, die zur Zeit noch keinen Schritt gethan,
Die hielten Tag für Tag um Reiſekoſten an,
Damit ſie weiter kommen könnten.

Wie elend, hör ich manchen klagen,
Iſt nicht dieß Mährchen ausgedacht!
Schämt ſich der Dichter nicht, uns Dinge vorzuſagen,
Die man kaum Kindern glaublich macht?
Wo giebt es wohl ſo ſtumpfe Köpfe,
Als uns der Dichter vorgeſtellt?
Dieß ſind unſinnige Geſchöpfe,
Und nicht Bewohner unſrer Welt.
O Freund! was zankſt du mit dem Dichter?
Sieh doch die meiſten Chriſten an;
Betrachte ſie, und dann ſey Richter,
Ob dieſes Bild unglaublich heißen kann?

Das Teſtament.

Philemon, der bey groſſen Schätzen
Ein edelmüthig Herz beſaß,
Und andrer Mangel zu erſetzen,
Den eignen Vortheil gern vergaß;
Philemon konnte doch dem Neide nicht entgehen,
So willig er auch war, den Neidern beyzuſtehen.
Zween Nachbarn haßten ihn, zween Nachbarn ruhten nie,
Aufs ſchimpflichſte von ihm zu ſprechen.
Warum? Er war beglückt, und glücklicher, als ſie;
Iſt dieß nicht ſchon ein groß Verbrechen?
Die Freunde riethen ihm, ſich für den Schimpf zu rächen.
Nein, ſprach er, laßt ſie neidiſch ſchmähn,
Sie werden ſchon nach meinem Tode ſehn,
Wie viel ſie recht gehabt, ein Glück mir nicht zu gönnen,
Das wenig Menſchen nützen können.
Er ſtirbt. Man findt ſein Teſtament,
Und lieſt: Ich will, daß einſt nach meinem Sterben,
Mein hinterlaßnes Gut die beyden Nachbarn erben,
Weil ſie dieß Gut mir nicht gegönnt,
So mancher Freund verwünſcht dieß Teſtament!
„Wie? konnt ich ihn nicht auch beneiden?
„Mir giebt er nichts, und alles dieſen beyden?
Die beyden Nachbarn ſehn vergnügt
Den Sinn des Teſtaments vollführen.
Denn damals wußte man nicht recht zu proceſſiren,
Sonſt hätten beyde nichts gekriegt.
So aber kriegten ſie das völlige Vermögen.
Wie rühmten ſie den Sel'gen nicht!
Er war die Großmuth ſelbſt, er war der Zeiten Licht.
Und alles dieß des Teſtamentes wegen;
Denn eh er ſtarb, war ers noch nicht.
Sind unſre Nachbarn nun beglückt?
Vielleicht. Wir wollen Achtung geben.
Der eine Nachbar weint entzückt
Dem reichen Kaſten Ruh und Leben

Er hütet ihn mit karger Hand,
Und wacht, wenn andre ſchnarchend liegen,
Und wünſcht mit Thränen ſich Verſtand,
Die ſchlauen Diebe zu betrügen;
Springt oft, durch böſe Träum' erſchreckt,
Als ob man ihn beſtohlen hätte,
Mit ſchnellen Füßen aus dem Bette,
Und ſucht den Ort, wo er den Schatz verſteckt.
Er martert ſich mit tauſend Sorgen,
Sein vieles Geld vermehrt zu ſehn,
Und nimmt aus Geitz ſich vor, die Hälfte zu verborgen,
Und läßt den, den er rief, doch leer zurücke gehn.
Arm hatt' er ſich noch ſatt gegeſſen;
Reich hungert er, bey halbem Eſſen,
Und ſchnitt das Brod, das er den Seinen gab,
Mit Klagen über Gott und über Theurung ab,
Und ward mit jedem neuen Tage,
Der Seinen Laſt und ſeine Plage.

Der andre Nachbar lachte ſein.
Der Thorheit, ſprach er, will ich wehren;
Was ich geerbt, will ich verzehren,
Und mich des Segens recht erfreun.
Er hielt ſein Wort, und ſah, in wenig Jahren,
Sein vieles Geld in fremder Hand:
Durch Gaſſen, wo er ſonſt ſtolz auf und ab gefahren,
Schlich itzt ſein Fuß ganz unbekannt.
Ach! ſprach er zu dem andern Erben,
Philemon hat es wohl gedacht,
Daß uns der Reichthum wird verderben;
Drum hat er uns ſein Gut vermacht.
Du hungerſt karg, ich hab es durchgebracht.
Wir waren werth den Reichthum zu beſitzen;
Denn keiner wußt ihn recht zu nützen.

Damötas und Phyllis.

Damötas war ſchon lange Zeit
Der jungen Phyllis nachgegangen;
Doch konnte ſeine Zärtlichkeit
Nicht einen Kuß von ihr erlangen.
Er bat, er gab ſich alle Müh;
Doch ſeine Spröde hört ihn nie.
Er ſprach: zwey Bänder geb ich dir;
Auch ſoll kein Warten mich verdrießen;
Verſprich nur, ſchöne Phyllis, mir,
Mich dieſen Sommer noch zu küſſen.
Sie ſieht ſie an, er hofft ſein Glück;
Sie lobt ſie, und giebt ſie zurück.
Er bot ein Lamm, noch zwey darauf,
Dann zehn, dann alle ſeine Heerden.
So viel? Dieß iſt ein theurer Kauf.
Nun wird ſie doch gewonnen werden?
Doch nichts nahm unſre Phyllis ein;
Mit finſtrer Stirne ſprach ſie: Nein!
Wie? rief Damötas ganz erhizt,
Sö willſt du ewig widerſtreben?
Gut, ich verbiete dir anizt,
Mir jemals einen Kuß zu geben.
O! rief ſie, fürchte nichts von mir,
Ich bin dir ewig gut dafür.
Die Spröde lacht; der Schäfer geht,
Schleicht ungeküßt zu ſeinen Schafen.
Am andern Morgen war Damöt
Bey ſeinen Heerden eingeſchlafen;
Er ſchlief, und im Vorübergehn
Blieb Phyllis bey dem Schäfer ſtehn.
Wie roth, ſpricht Phyllis, iſt ſein Mund!
Bald dürft ich mich zu was entſchlieſſen.
O! wäre nicht ſein böſer Hund,
Ich müßte dieſen Schäfer küſſen.

Sie geht; doch da ſie gehen will,
So ſteht ſie vor Verlangen ſtill.
Sie ſieht ſich dreymal ſchüchtern um,
Und ſucht die Zeugen, die ſie ſcheute;
Sie macht den Hund mit Streicheln ſtumm,
Und lockt ihn freundlich auf die Seite;
Sie ſinnt, bis daß ſie ganz verzagt
Sich noch zween Schritte näher wagt.
Hier ſteht nunmehr das gute Kind;
Allein ſie kann ſich nicht entſchließen.
Doch nein, jetzt bückt ſie ſich geſchwind,
Und wagts, Damöten ſanft zu küſſen.
Sie giebt ihm drauf noch einen Blick,
Und kehrt nach ihrer Flur zurück.
Wie ſüße muß ein Kuß nicht ſeyn!
Denn Phyllis kömmt noch einmal wieder,
Scheint minder ſich, als erſt, zu ſcheun,
Und läßt ſich bey dem Schäfer nieder;
Sie küßt, und nimmt ſich nicht in Acht;
Sie küßt ihn, und Damöt erwacht.
O! fieng Damöt halb ſchlafend an,
Mißgönnſt du mir die ſanfte Stunde?
Dir, ſprach ſie, hab ich nichts gethan,
Ich ſpielte nur mit deinem Hunde;
Und überhaupt, es ſteht nicht fein,
Ein Schäfer und ſtets ſchläfrig ſeyn.
Jedoch, was giebſt du mir, Damöt.
So ſollſt du mich zum Scherze küſſen.
Nun, ſprach der Schäfer, iſts zu ſpät;
Du wirſt an mich bezahlen müſſen.
Drauf gab die gute Schäferin
Um einen Kuß zehn Küſſe hin.

Die Widerſprecherin.

Ismene hatte noch, bey vielen andern Gaben,
Auch dieſe, daß ſie widerſprach.
Man ſagt es überhaupt den guten Weibern nach,
Daß alle dieſe Tugend haben;
Doch, wenns auch tauſendmal der ganze Weltkreis ſpricht:
So halt ichs doch für ein Gedicht,
Und ſag es öffentlich, ich glaub es ewig nicht.
Ich bin ja auch mit mancher Frau bekannt,
Ich hab es oft verſucht, und manche ſchön genannt,
So häßlich ſie auch war, bloß, weil ich haben wollte,
Daß ſie mir widerſprechen ſollte;
Allein, ſie widerſprach mir nicht.
Und alſo iſt es falſch, daß jede widerſpricht.
So kränkt man euch, ihr guten Schönen!
Jetzt komm ich wieder zu Ismenen.
Ismenen ſagte mans nicht aus Verleumdung nach;
Es war gewiß, ſie widerſprach.
Einſt ſaß ſie mit dem Mann bey Tiſche;
Sie aßen unter andern Fiſche,
Mich deucht, es war ein grüner Hecht.
Mein Engel, ſprach der Mann, mein Engel, iſt mir recht:
So iſt der Fiſch nicht gar zu blau geſotten.
Das, rief ſie, hab ich wohl gedacht;
So gut man auch die Anſtalt macht:
So finden Sie doch Grund, der armen Frau zu ſpotten.
Ich ſag es Ihnen kurz, der Hecht iſt gar zu klar.
Gut, ſprach er, meine liebe Frau,
Wir wollen nicht darüber ſtreiten,
Was hat die Sache zu bedeuten?
So wie dem welſchen Hahn, dem man was Rothes zeigt,
Der Zorn den Augenblick in Naſ' und Lefzen ſteigt,
Sie roth und blau durchſtrömt, lang auseinander treibet,
In beiden Augen blitzt, ſich in den Flügeln ſträubet,
In alle Federn bringt, und ſie gen Himmel ſtreckt,

Und zitternd mit Geſchrei und Poltern aus ihm fährt:
So ſchießt Jömenen auch, da dieß ihr Liebſter ſpricht,
Das Blut den Augenblick in ihr ſonſt blaß Geſicht;
Die Adern liefen auf, die Augen wurden enger,
Die Lippen dick und blau, und Kinn und Naſe länger;
Ihr Haar bewegte ſich, ſtieg voller Zorn empor,
Und ſtieß, indem es ſtieg, das Nachtzeug von dem Ohr.
Drauf fieng ſie zitternd an: ich, Mann! ich, deine Frau,
Ich ſag es noch einmal, der Hecht war gar-zu blau.
Sie nimmt das Glas und trinkt. O! laßt ſie doch nicht trinken!
Ihr Liebſter geht, und ſagt kein Wort;
Kaum aber iſt ihr Liebſter fort,
So ſieht man ſie in Ohnmacht ſinken.
Wie konnt es anders ſeyn? Gleich auf den Zorn zu trinken!
Ein plötzliches Geſchrey bewegt das ganze Haus.
Man bricht der Frau die Daumen aus;
Man ſtreicht ſie kräftig an; kein Balſam will ſie ſtärken.
Man reibt ihr Schlaf und Puls; kein Leben iſt zu merken.
Man nimmt verſengtes Haar, und hälts ihr vors Geſicht.
Umſonſt! umſonſt! ſie riecht es nicht!
Nichts kann den Geiſt ihr wiedergeben,
Man ruft den Mann; er kömmt, und ſchreyt: Du ſtirbſt, mein Leben!
Du ſtirbſt? Ich armer Mann! ach! meine liebe Frau,
Wer hieß mich dir doch widerſtreben!
Ach, der verdammte Fiſch! Gott weiß, er war nicht blau.
Den Augenblick bekam ſie wieder Leben.
Blau war er, rief ſie aus, willſt du dich noch nicht geben?
So that der Geiſt des Widerſpruchs
Mehr Wirkung, als die Kraft des heftigſten Geruchs.

Das Heupferd, oder der Grashüpfer.

Ein Wagen Heu, den Veltens Hand
Zu hoch gebäumt und ſchlecht beſpannt,
Kennt endlich von den matten Pferden
Nicht weiter fortgezogen werden.

Des Fuhrmanns Macht- und Sittenſpruch,
Ein zehnmal wiederholter Fluch,
War eben, wie der Peitſche Schlagen,
Zu ſchwach bey dieſem ſchweren Wagen.
Ein Heupferd, das bey der Gefahr
Zu oberſt auf dem Wiesbaum war,
Sprang drauf herab, und ſprach mit Lachen:
Ich wills dem Viehe leichter machen.
Drauf ward der Wagen fortgerückt.
Ey, rief das Heupferd ganz entzückt,
Du, Fuhrmann, wirſt an mich gedenken;
Fahr fort! den Dank will ich dir ſchenken.

Semnon und das Orakel.

Sein künftig Schickſal zu erfahren,
Eilt Semnon voll Begier zum delphiſchen Altar.
Die Gottheit weigert ſich, ihm das zu offenbaren,
Was über ihn verhänget war.
Sie ſpricht: Du wirſt ein großes Glück genießen;
Doch wirds dein Unglück ſeyn, ſo bald du es wirſt wiſſen.
Iſt Semnos Neugier nun vergnügt?
Nichts weniger! Nur mehr wächſt ſein Verlangen.
O Gottheit, fährt er fort, wenn Bitten dich beſiegt:
So laß mich gröſſres Licht von meinem Glück empfangen!
So traut der Menſch, und traut zugleich auch nicht.
Ein Semnon glaubt ſein Glück, nicht, weils die Gottheit ſaget;
Nein, weil ers ſchon gewünſcht, eh er ſie noch gefraget.
Doch glaubt er auch, wenn ſie vom Unglück ſpricht?
O nein! denn dieſes wünſcht er nicht.
Durch Klugheit denkt er ſchon das Unglück abzuwehren.
Kurz: Semnon läßt nicht nach, er will ſein Schickſal hören.
Du wirſt, hob das Orakel an,
Durch deines Weibes Gunſt den Scepter künftig führen,
Und Völker, die dich dienen ſahn,
Dereinſt durch einen Wink regieren.

Geſtärkt durch dieſes Götterwort,
Eilt, der als Pilgrim kam, als Prinz in Hoffnung fort;
Mißt, ohne Land, im Geiſt ſchon ſeines Reiches Größen;
Und läßt ſchon, ohne Volk, ſein Heer das Schwerdt entblößen.
Allein ſo froh er war, ſo war ers nicht genug.
Er weiß noch nicht, was er doch wiſſen wollte,
Die Zeit, in der ſein Fuß den Thron beſteigen ſollte;
Die Ungewißheit wars, die ihn noch niederſchlug.
Und, ſprach er, wenn ich auch nun bald den Thron beſtiegen,
Wie lange währt alsdann mein königlich Vergnügen?
Der kühne Zweifel treibt ihn an,
Zum delphiſchen Apoll, ſich noch einmal zu nahn.
O Thor! verſetzt Apoll, euch Sterblichen zum Glücke,
Verbarg der Götter Schluß die Zukunft eurem Blicke.
So wiſſe denn: in kurzer Zeit
Schmückt dich des Purpurs Herrlichkeit!
Doch raubt die Hand, die dir den Thron gegeben,
Dir mit dem Throne bald das Leben!
Er that darauf im Kriege ſich hervor,
Und ſtieg aus einem niedern Stande,
Zur höchſten Würd' im Vaterlande
Durch ſeine Tapferkeit empor.
Das ihm ſo günſtige Geſchicke
Erfüllte des Orakels Sinn;
Und Semnon ward bey immer größerm Glücke,
Der Liebling ſeiner Königin,
Sie ſchenkt ihm Herz und Thron; doch ein verborgnes Schrecken
Läßt ihn das Glück der Hoheit wenig ſchmecken.
Sein reizendes Gemahl, das er halb liebt, halb ſcheut,
Erfüllt ihn halb mit Froſt, und halb mit Zärtlichkeit.
Jetzt wünſcht er tauſendmal ſein Schickſal nicht zu kennen,
Um ſo für ſie, wie ſie für ihn, zu brennen.
Sie merkt des Königs ſpröden Sinn,
Sie zieht ihn in Verdacht mit einer Buhlerin,
Sie giebt ihm heimlich Gift; er ſtirbt vor ihren Füßen.
Sagt, Menſchen, iſts kein Glück, ſein Schickſal nicht zu wiſſen?

Das Kartenhaus.

Das Kind greift nach den bunten Karten;
Ein Haus zu bauen, fällt ihm ein.
Es baut, und kann es kaum erwarten,
Bis dieses Haus wird fertig seyn.
Nun steht der Bau. O welche Freude!
Doch ach! ein ungefährer Stoß
Erschüttert plötzlich das Gebäude,
Und alle Bänder reißen los.
Die Mutter kann in Lomberspielen,
Wenn sie den letzten Satz verspielt,
Kaum so viel banges Schrecken fühlen,
Als ihr bestürztes Kind jetzt fühlt.
Doch wer wird gleich den Muth verlieren?
Das Kind entschließt sich sehnsuchtsvoll,
Ein neues Lustschloß aufzuführen,
Das dem zerstörten gleichen soll.
Die Sehnsucht muß den Schmerz besiegen:
Das erste Haus steht wieder da.
Wie lebhaft war des Kind's Vergnügen,
Als es sein Haus von neuem sah!
Nun will ich mich wohl besser hüten,
Damit mein Haus nicht mehr zerbricht.
Tisch! ruft das Kind, laß dir gebieten,
Und stehe fest, und wackle nicht!
Das Haus bleibt unerschüttert stehen,
Das Kind hört auf, sich zu erfreun;
Es wünscht, es wieder neu zu sehen,
Und reißt es bald mit Willen ein.

Schilt nicht den Unbestand der Güter,
Du siehst dein eigen Herz nicht ein;
Veränderlich sind die Gemüther,
So mußten auch die Dinge seyn.

Bey Gütern, die wir ſtets genießen,
Wird das Vergnügen endlich matt;
Und würden ſie uns nicht entriſſen,
Wo fänd ein neu Vergnügen Statt?

Die zärtliche Frau.

Wie alt iſt nicht der Wahn, wie alt und ungerecht,
Als ob dir, weibliches Geſchlecht,
Die Liebe nicht vom Herzen ginge!
Das Alter ſang in dieſem Ton;
Von ſeinem Vater hörts der Sohn,
Und glaubt die ungereimten Dinge.
Verlaßt, o Männer, dieſen Wahn,
Und daß ihr ihn verlaßt, ſo hört ein Beyſpiel an,
Daß ich für alle Männer ſinge.
Du aber, die mich dichten heißt,
Du, Liebe, ſtärke mich, daß mir ein Lied voll Geiſt,
Ein überzeugend Lied gelinge!
Und gieb mir zu geſetzter Zeit,
Ein Weib von ſo viel Zärtlichkeit,
Als dieſe war, die ich beſinge!

Clarine liebt den treuſten Mann,
Den ſie nicht beſſer wünſchen kann,
Sie liebt ihn recht von Herzensgrunde
Und wenn dir dieß unglaublich ſcheint:
So wiſſe nur, ſeit der beglückten Stunde,
Die ſie mit ihrem Mann vereint,
War noch kein Jahr vorbey; nun glaubſt du's doch,
mein Freund?

Clarine kannte keine Freude,
Kein größer Glück, als ihren Mann;
Sie liebte, was er liebgewann,
Was eines wollte, wollten beyde;
Was ihm mißfiel, mißfiel auch ihr
O! ſprichſt du, ſo ein Weib, ſo eines wünſcht ich mir!

Ja wohl! ich wünsch es auch mit dir.
Sey nur recht zärtlich eingenommen,
Ihr Mann wird krank; vielleicht kannst du sie noch bekommen,
Krank, sag ich, wird ihr Mann, und recht gefährlich krank;
Er quält sich viele Tage lang;
Von ganzen Strömen Schweiß war sein Gesicht umflossen;
Doch noch von Thränen mehr, die sie um ihn vergossen.
Tod! fängt sie ganz erbärmlich an,
Tod! wenn ich dich erbitten kann,
Nimm lieber mich, als meinen Mann!
Wenns nun der Tod gehöret hätte?
Ja wohl! er hört es auch; er hört Clarinens Noth,
Er kömmt, und fragt: werrief? Hier! schreyt sie, lieber Tod
Hier liegt er, hier, in diesem Bette.

Der zärtliche Mann.

Die ihr so eifersüchtig seyd,
Und nichts als Unbeständigkeit
Den Männern vorzurücken pfleget,
O! Weiber, überwindet euch;
Les't dieß Gedicht, und seyd zugleich
Beschämt und ewig widerleget.
Wir Männer sind es ganz allein,
Die einmal nur, doch ewig lieben;
Uns ist die Treu ins Blut geschrieben.
Beweißt es! hör ich alle schreyn.
Recht gut! es soll bewiesen seyn.

Ein liebes Weib ward krank; wovon? von vieler Galle?
Die alte Spötterey! kein Kluger glaubt sie mehr.
Nein, nein, die Weiber fechten alle,
Wenn dieses Uebel schädlich wär,
Genug, sie wird sehr krank. Der Mann wendt alles an,
Was man von Männern fordern kann;
Eilt, ihr zu rechter Zeit die Pulver einzuschütten;

Er läßt für seine Frau in allen Kirchen bitten,
Und giebt noch mehr dafür, als sonst gebräuchlich war;
Und doch vermehrt sich die Gefahr.
Er ächzt, er weint und schreyt, er will mit ihr verderben.
Ach Engel, spricht die Frau, stell deine Klagen ein!
Ich werde mit Vergnügen sterben,
Versprich mir nur, nicht noch einmal zu freyn.
Er schwört, sich keine mehr zu wählen.
Dein Schatten, ruft er, soll mich quälen,
Wenn mich ein zweytes Weib besiegt.
Er schwört. Nun stirbt sein Weib vergnügt.
Wer kann den Kummer wohl beschreiben,
Der unsern Wittwer überfällt?
Er weiß vor Jammer kaum zu bleiben;
Zu eng ist ihm sein Haus, zu klein ist ihm die Welt.
Er opfert seiner Frau die allertreusten Klagen,
Bleibt ohne Speis und Trank, sucht keine Lagerstatt;
Er klagt, und ist des Lebens satt.
Indeß befiehlt die Zeit, sie in das Grab zu tragen.
Man legt der Seligen ihr schwarzes Brautkleid an;
Der Wittwer tritt bethränt an ihren Sarg hinan.
Was? fängt er plötzlich an zu fluchen,
Was Henker, was soll dieses seyn?
Für eine todte Frau ein Brautkleid auszusuchen?
Gesetzt, ich wollte wieder freyn:
So müßt ich ja ein neues machen lassen.
Ihr Leute, kränkt ihn nicht, geht, holt ein ander Kleid,
Und laßt den armen Wittwer Zeit!
Er wird sich mit der Zeit schon fassen.

Die Spinne.

Hochmüthig über ihre Künste,
Warf vom durchsichtigen Gespinste
Die Spinne manchen finstern Blick
Auf einen Seidenwurm zurück;

So aufgebläht, wie ein Pedant,
Der jetzt, von seinem Werth erhitzet,
In Werken seiner eignen Hand
Bis an den Bart vergraben sitzet,
Und auf den Schüler, der ihn grüßt,
Den Blick mit hasben Augen schießt.

Der Seidenwurm, den erst vor wenig Tagen
Der Herr zur Lust mit sich ins Haus getragen,
Sieht dieser Spinne lange zu,
Und fragt zuletzt: Was webst denn du?
Unwissender, läßt sich die Spinn erbittert hören,
Du kannst mich noch durch solche Fragen stören?
Ich webe für die Ewigkeit.

Doch kaum ertheilte sie den trotzigen Bescheid:
So reißt die Magd, mit Borsten in den Händen,
Von den noch nicht geputzten Wänden,
Die Spinne nebst der Ewigkeit.

Die Kunst sey noch so groß, die dein Verstand besitzet,
Sie bleibt doch lächerlich, wenn sie der Welt nicht nützet.
Verdient, ruft ein Pedant, mein Fleiß denn keinen Dank?
Nein! denn er hilft nichts mehr, als andrer Müssiggang.

Die Biene und die Henne.

Nun Biene, sprach die träge Henne,
Dieß muß ich in der That gestehn:
So lange Zeit als ich dich kenne,
So seh ich dich auch müssig gehn,
Du sinnst auf nichts, als dein Vergnügen;
Im Garten auf die Blumen fliegen,
Und ihren Blüthen Saft entziehn,
Mag eben nicht so sehr bemühn.
Bleib immer auf der Nelke sitzen,
Dann fliege zu dem Rosenstrauch.
Wär ich, wie du, ich thät es auch.

Was brauchſt du andern viel zu nützen?
Genug, daß wir ſo manchen Morgen
Mit Eyern unſer Haus verſorgen.
O, rief die Biene, ſpotte nicht!
Du denkſt, weil ich bey meiner Pflicht,
Nicht ſo, wie du, bey einem Eye,
Aus vollem Halſe zehnmal ſchreye:
So, denkſt du, wär ich ohne Fleiß.
Der Bienenſtock ſey mein Beweis,
Wer Kunſt und Arbeit beſſer kenne,
Ich, oder eine träge Henne?
Denn, wenn wir auf den Blumen liegen,
So ſind wir nicht auf uns bedacht;
Wir ſammeln Saft, der Honig macht,
Um fremde Zungen zu vergnügen.
Macht unſer Fleiß kein groß Geräuſch,
Und ſchreyen wir bey warmen Tagen,
Wenn wir den Saft in Zellen tragen,
Uns nicht, wie du im Neſte, heiſch:
So präge dir es jetzt nur ein:
Wir haſſen allen ſtolzen Schein;
Und wer uns kennen will, der muß in Roſt und Kuchen
Fleiß, Kunſt, und Ordnung unterſuchen.
Auch hat uns die Natur beſchenkt,
Und einen Stachel eingeſenkt,
Mit dem wir die beſtrafen ſollen,
Die, was ſie ſelber nicht verſtehn,
Doch meiſtern und verachten wollen;
Drum, Henne, rath ich dir, zu gehn.

O Spötter, der mit ſtolzer Miene,
In ſich verliebt, die Dichtkunſt ſchilt,
Dich unterrichtet dieſes Bild.
Die Dichtkunſt iſt die ſtille Biene;
Und willſt du ſelbſt die Henne ſeyn:

So trifft die Fabel völlig ein.
Du fragst, was nützt die Poesie?
Sie lehrt, und unterrichtet nie.
Allein, wie kannst du doch so fragen?
Du siehst an dir, wozu sie nützt:
Dem, der nicht viel Verstand besitzt,
Die Wahrheit durch ein Bild zu sagen.

Der süße Traum.

Mit Träumen, die uns schön betrügen,
Erfreut den Timon einst die Nacht;
Im Schlaf erlebt er das Vergnügen,
An das er wachend kaum gedacht.
Er sieht, aus seines Bettes Mitte
Steigt schnell ein großer Schatz herauf;
Und schnell baut er aus seiner Hütte
Im Schlafe schon ein Lustschloß auf.
Sein Vorsaal wimmelt von Clienten,
Und, unbekleidet am Kamin,
Läßt er, die ihn vordem kaum nennten,
In Ehrfurcht itzt auf sich verziehn.
Die Schöne, die ihn oft im Wachen
Durch ihre Sprödigkeit betrübt,
Muß Timons Glück vollkommen machen;
Denn träumend sieht er sich geliebt.
Er sieht von Doris sich umfangen,
Und ruft, als dieß ihm träumt, vergnügt;
Er lallt: O Doris, mein Verlangen!
Hat Timon endlich dich besiegt?
Sein Schlafgeselle hört ihn lallen;
Er hört, daß ihn ein Traum verführt,
Und thut ihm liebreich den Gefallen.
Und macht, daß sich sein Traum verliert.
Freund, ruft er, laß dich nicht betrügen,
Es ist ein Traum, ermuntre dich!

O böſer Freund! um welch Vergnügen,
Klagt Timon ängſtlich, bringſt du mich.
Du macheſt, daß mein Traum verſchwindet;
Warum entziehſt du mir die Luſt?
Genug, ich hielt ſie für gegründet,
Weil ich den Irrthum nicht gewußt.

Oft quält ihr uns, ihr Wahrheitsfreunde,
Mit eurer Dienſtbefliſſenheit;
Oft ſeyd ihr unſrer Ruhe Feinde,
Indem ihr unſre Lehrer ſeyd.
Wer heißt euch uns den Irrthum rauben,
Den unſer Herz mit Luſt beſitzt?
Und der, ſo heftig wir ihn glauben,
Uns dennoch minder ſchad't, als nützt.
Der wird die halbe Welt bekriegen,
Wer allen Wahn der Welt entzieht.
Die meiſten Arten von Vergnügen
Entſtehen, weil man dunkel ſieht.
Was denkt der Held bey ſeinen Schlachten?
Er denkt, er ſey der größte Held.
Gönnt ihm die Luſt, ſich hochzuachten,
Damit ihm nicht der Muth entfällt.
Geht, fragt: Was denkt wohl Adelheide?
Sie denkt, mein Mann liebt mich getreu.
Sie irrt; doch gönnt ihr ihre Freude,
Und laßt das arme Weib dabey.
Was glaubt der Ehmann von Liſetten?
Er glaubt, daß ſie die Keuſchheit iſt.
Er irrt; ich wollte ſelber wetten;
Doch ſchweigt, wenn ihr es beſſer wißt.
Was denkt der Philoſoph im Schreiben?
Mich lieſt der Hof, mich ehrt die Stadt!
Er irrt; doch laßt ihn irrig bleiben,
Damit er Luſt zum Denken hat.

Durchſucht der Menſchen ganzes Leben,
Was treibt zu groſſen Thaten an?
Was pflegt uns Ruh und Troſt zu geben?
Sehr oft ein Traum ein ſüßer Wahn.
Genug, daß wir dabey empfinden!
Es ſey auch tauſendmal ein Schein!
Sollt aller Irrthum ganz verſchwinden:
So wär es ſchlimm, ein Menſch zu ſeyn.

Der Reiſende.

Ein Wandrer bat den Gott der Götter,
Den Zevs, bey ungeſtümen Wetter,
Um ſtille Luft und Sonnenſchein.
Umſonſt! Zevs läßt ſich nicht bewegen;
Der Himmel ſtürmt mit Wind und Regen;
Denn ſtürmiſch ſollt es heute ſeyn.
Der Wandrer ſetzt, mit bittrer Klage,
Daß Zevs mit Fleiß die Menſchen plage,
Die ſaure Reiſe mühſam fort.
So oft ein neuer Sturmwind wüthet,
Und ſchnell ihm, ſtill zu ſtehn, gebietet;
So oft ertönt ein Läſterwort.
Ein naher Wald ſoll ihn beſchirmen;
Er eilt, dem Regen und den Stürmen
In dieſem Holze zu entgehn;
Doch eh der Wald ihn aufgenommen:
So ſieht er einen Räuber kommen,
Und bleibt vor Furcht im Regen ſtehn.
Der Räuber greift nach ſeinen Bogen,
Den ſchon die Näſſe ſchlaff gezogen;
Er zielt, und faßt den Pilger wohl;
Doch Wind und Regen ſind zuwider;
Der Pfeil fällt matt vor dem darnieder,
Dem er das Herz durchbohren ſoll.

O Thor! läßt Zevs ſich zornig hören,
Wird dich der nahe Pfeil nun lehren,
Ob ich dem Sturm zuviel erlaubt?
Hätt ich dir Sonnenſchein gegeben:
So hätte dir der Pfeil das Leben,
Das dir der Sturm erhielt, geraubt.

Der erhörte Liebhaber.

Der größte Fehler in der Liebe,
O Jüngling, iſt die Furchtſamkeit;
Was helfen dir die ſüßen Triebe
Bey einer ſtummen Schüchternheit?
Du liebſt, und willſt es doch nicht wagen,
Es deiner Schönen zu geſtehn;
Was deine Lippen ihr nicht ſagen,
Soll ſie in deinen Augen ſehn.
Im Stillen trägſt du deinem Kinde
Das Herz mit Ehrerbietung an,
Und wünſcheſt, daß ſie das empfinde,
Was doch dein Mund nicht ſagen kann.
Du hörſt nicht auf, ſie hoch zu achten,
Und ehrſt ſie durch Beſcheidenheit,
Sie fühlt, und läßt dich dennoch ſchmachten,
Und wartet auf Beſtändigkeit.
Sie läßt dich in den Augen leſen,
Wie viel dir dieſer Vorzug nützt;
Erſt liebt ſie dein beſcheidnes Weſen,
Und endlich den, der es beſitzt.
Ein Jahr verfließt; o! lacht des Blöden,
Was hat er denn für ſeine Müh?
Er darf mit ihr von Liebe reden,
Und wagt den erſten Kuß auf ſie.
Ein Jahr! Und noch kein größer Glücke?
In Wahrheit, das iſt lächerlich.
Warum rief er, bey erſten Blicke,

Nicht gleich: Mein Kind, ich liebe dich!
Da lob ich euch, ihr jungen Helden,
Ihr wißt von keiner langen Pein;
Ihr laßt euch bey der Schönen melden,
Ihr kommt, und seht, und nehmt sie ein.
Und euren Muth recht zu beseelen,
Den ihr bey eurer Liebe fühlt:
So will ich euch den Sieg erzählen,
Den einst Jesmin sehr schnell erhielt.

Ein junger Mensch, der gütigst wollte,
Daß jedes schöne Kind die Ehre heben sollte,
Von ihm geliebt, von ihm geküßt zu seyn;
Jesmin sah Sylvien, das heißt sie nahm ihn ein.
Er sah sie in dem Fenster liegen,
Ward schnell besiegt, und schwur, sie wieder zu besiegen.
Die halbe Nacht verstrich, daß mein Jesmin nicht schlief;
Er sann auf einen Liebesbrief,
Schlug die Romane nach, und trug die hellsten Flammen
In einen Brief aus zwanzigen zusammen.
Der Brief ward fortgeschickt, und für sein baares Geld
Ward auch der Brief getreu bestellt.
Allein, die Antwort will nicht kommen.
Jesmin, vom Kummer eingenommen,
Ergreift das Briefpapier, und schreibet noch einmal.
Er klagt der Schönen seine Quaal,
Er redt von strengen Liebeskerzen,
Von Augensonnen, heiß an Pein,
Von Tygermilch, von diamantnen Herzen,
Und von der Hoffnung Nordlichtschein;
Und schwört, weil Sylvia durch nichts erweicht geworden,
Sich, bey Gelegenheit, aus Liebe zu ermorden.
Getrost, Jesmin, versiegle deinen Brief!
So wie das Siegelwachs am Lichte niederlief,
So wird der Schönen Herz, eh Nacht und Tag verfließen,

Von deines Briefes Gluth erweicht, zerſchmelzen müſſen.
Der Brief wird fortgeſchickt, und richtig überbracht,
Jesmin thut manch Gebet an Venus kleinen Knaben;
Doch folgt die Antwort nicht. Wer hätte das gedacht!
Das Mädchen muß ein Herz von Stahl und Eiſen haben;
Doch welcher Baum fällt auf den erſten Hieb?
Ich zweifle nicht, die Schöne hat ihn lieb
Und ihre Sprödigkeit iſt ein verſtelltes Weſen,
Um nur von ihm mehr Briefe noch zu leſen.
Wie könnte ſie dem heißen Flehn,
Und, da ſie ihn ohnlängſt geputzt geſehn,
Der reichen Weſte widerſtehn?
Ich weiß noch einen Rath, und dieſer Rath wird glücken,
Durch Verſe kann man ſehr entzücken:
In Verſen, mein Jesmin, in Verſen ſchreib an ſie;
Siegſt du durch Verſe nicht, Jesmin! ſo ſiegſt du nie.
Er folgt. O wünſcht mit mir, daß ihm die Reime fließen!
Seht, welch ein feurig Lied Jesmin zur Welt gebar!
Was konnte man auch anders ſchließen,
Da ſeine Proſa ſchon ſo hoch und feurig war?
Kaum hatte Sylvia das Heldenlied geleſen,
So kam auch ſchon ein Gegenbrief.
Man ſtelle ſich nur vor, wie froh Jesmin geweſen,
Wie froh Jesmin der Magd entgegen lief!
Die ſchlaue Magd grüßt ihn galant.
Er ſteht und hält den Brief entzückt in ſeiner Hand,
Und brennet vor Begier, den Inhalt bald zu wiſſen,
Und kann vor Zärtlichkeit ſich dennoch nicht entſchließen,
Das kleine Siegel abzuziehn.
Er drückt den Brief an ſich, er drückt und küſſet ihn.
Die Magd kriegt ein Piſtol, und ſchwört, ihm treu zu bleiben.
Allein was ſtand in dieſem Schreiben,
Als es Jesmin froh auseinander ſchlug?
Kein Wörtchen mehr, als dieß: Mein Herr, Sie ſind nicht klug!

Der glücklich gewordene Ehemann.

Frontin liebt Hannchen bis zum Sterben;
Denn Hannchen war ein schönes Kind.
Allein je reizender die losen Mädchen sind,
Um desto weniger kann man ihr Herz erwerben.
Frontin erfuhr es wohl. Drey Jahre liebt er sie;
Allein umsonst war alle Müh,
Was that er endlich? Er verreiste,
Und gieng, (was kann wohl ärgers seyn?)
Gieng, sag ich, mit dem bösen Geiste
Ein Bündniß auf dem Blocksberg ein;
Ein Bündniß, daß er ihm zwey Jahre dienen wollte,
Wofern er Hannchen noch zur Frau bekommen sollte.
Sie werden hurtig eins, und schließen ihren Kauf;
Der böse Geist giebt ihm die Hand darauf.
Und ob er gleich die Welt sehr oft belogen,
Und Doctor Fausten selbst betrogen:
So hielt er doch sein Wort genau.
Frontin ward Hannchens Mann, und sie ward seine Frau.
Doch eh vier Wochen sich verlieren:
So fängt Frontin schon an, den Schwarzen zu citiren.
Ach! spricht er, da der Geist erscheint,
Ach! darf ich, lieber böser Feind,
Noch einer Bitte mich erkühnen?
Ich habe dir gelobt, für Hannchen, meine Frau,
Zwey Jahre, wie du weißt, zu dienen,
Und dieß erfüll ich auch genau.
Doch willst du mir mein Hannchen wieder nehmen:
So soll mein Dienst ein Jahr verlängert seyn.
Der Böse will sich nicht bequemen.
Drauf geht Frontin die Frist noch zweymal ein;
Denn, sprach er bey sich selbst, so arg du immer bist:
So weiß ich doch, daß Hannchen ärger.

Der gütige Besuch.

Ein offner Kopf, ein muntrer Geist,
Kurz einer von den feinen Leuten,
Die ihr Beruf zu Neuigkeiten
Nie denken, ewig reden heißt;
Die mit Gewalt es haben wollen,
Daß Kluge närrisch werden sollen;
Ein solcher Schwätzer trat herein,
Dem Dichter den Besuch zu geben.
O! rief er, welch ein traurig Leben!
Wie? Schlafen Sie denn nicht bey Ihren Büchern ein?
So sind Sie denn so ganz allein,
Und müssen gar vor langer Weile lesen?
Ich dacht es wohl, drum kam ich so geschwind.
Ich bin, sprach der Poet, noch nie allein gewesen,
Als seit der Zeit, da Sie zugegen sind.

Der Arme und der Reiche.

Aret, ein tugendhafter Mann,
Dem nichts, als Geld und Güter fehlten,
Rief, als ihn einst die Schulden quälten,
Das Glück um seinen Beystand an.
Das Glück, das seine liebsten Gaben
Sonst immer für die Leute spart,
Die von den Gütern beßrer Art
Nicht gar zu viel bekommen haben,
Entschloß sich dennoch auf sein Flehn,
Dem wackern Manne beyzustehn,
Und ließ ihn in verborgnen Gründen
Aus Geiz verscharrte Schätze finden.
Er sieht darauf in kurzer Zeit
Von seinen Schuldnern sich befreyt.
Doch ist ihm wohl die Noth benommen,
Da, statt der Schuldner, Schmeichler kommen?

So oft er trinkt, so oft er ißt,
Kömmt einer, der ihn durstig küßt,
Nach seinem Wohlseyn ängstlich fraget,
Und ihn durch Höflichkeit und List,
Mit Loben und Bewundern plaget,
Und doch durch alles nichts, als daß ihn hungert, saget.
O Glücke! rief Aret, soll eins von beyden seyn;
Kann alle Klugheit nicht von Schmeichlern mich befreyn:
So will ich mich von Schuldnern lieber hassen,
Als mich von Schmeichlern lieben lassen.
Vor jenen kann man doch zuweilen sicher seyn;
Doch diese Brut schleicht sich zu allen Zeiten ein.

Damokles.

Glaubt nicht, daß bey dem größten Glücke
Ein Wüthrich jemals glücklich ist;
Er zittert in dem Augenblicke,
Da er der Hoheit Frucht genießt.
Bey aller Herrlichkeit stört ihn des Todes Schrecken,
Und läßt ihm nichts, als theures Elend, schmecken.

Als den Tyrannen Dionys
Ein Schmeichler einstens glücklich pries,
Und aus dem Glanz der äußerlichen Ehre,
Aus reichem Ueberfluß an Volk und Gold erwies,
Daß sein Tyrann unendlich glücklich wäre;
Als dieß Damokles einst gethan,
Fieng Dionys zu diesem Schmeichler an:
So sehr mein Glück dich eingenommen,
So kennst du es doch unvollkommen;
Doch schmecktest du es selbst, wie würde dichs erfreu'n!
Willst du einmal an meiner Stelle seyn?
Von Herzen gern! fällt ihm Damokles ein.
Ein goldner Stuhl wird schnell für ihn herbeygebracht.
Er sitzt, und sieht auf beyden Seiten

Der Hohen größte Herrlichkeiten,
Die Stolz und Wollust ausgedacht.
Von Purpur prangen alle Wände,
Gold schmückt die Tafel aus, im Golde perlt der Wein.
Ein Wink! so eilen zwanzig Hände,
Des hohen Winkes werth zu seyn.
Ein Wort! so fliegt die Menge schöner Knaben,
Und sucht den Ruhm, dieß Wort vollstreckt zu haben.
Von Wollust süß berauscht, von Herrlichkeit entzückt,
Schätzt sich Damokles für beglückt.
O Hoheit, ruft er aus, könnt ich dich ewig schmecken!
Doch ach! was nimmt er plötzlich wahr?
Ein scharfes Schwerdt an einem Pferdehaar,
Das an der Decke hängt, erfüllt sein Herz mit Schrecken;
Er sieht die drohende Gefahr
Nah über seinem Haupte schweben.
Der Glückliche fängt an zu beben;
Er sieht nicht mehr auf seines Zimmers Pracht,
Nicht auf den Wein, der aus dem Golde lacht;
Er langt nicht mehr nach den schmackhaften Speisen,
Er hört nicht mehr der Sänger sanfte Weisen.
Ach! fängt er zitternd an zu schreyen,
Laß mich, o Dionys, nicht länger glücklich seyn.

Die beyden Hunde.

Daß oft die allerbesten Gaben
Die wenigsten Bewundrer haben,
Und daß der größte Theil der Welt
Das Schlechte für das Gute hält,
Dieß Uebel sieht man alle Tage;
Allein wie wehrt man dieser Pest?
Ich zweifle, daß sich diese Plage
Aus unsrer Welt verdrängen läßt.
Ein einzig Mittel ist auf Erden,
Allein es ist unendlich schwer:

Die Narren müſſen weiſe werden,
Und ſeht! ſie werdens nimmermehr.
Nie kennen ſie den Werth der Dinge.
Ihr Auge ſchließt, nicht ihr Verſtand;
Sie loben ewig das Geringe,
Weil ſie das Gute nie gekannt.

Zween Hunde dienten einem Herrn;
Der eine von den beyden Thieren,
Joli, verſtand die Kunſt, ſich luſtig aufzuführen,
Und wer ihn ſah, vertrug ihn gern.
Er holte die verlornen Dinge,
Und ſpielte voller Ungeſtüm.
Man lobte ſeinen Scherz, belachte ſeine Sprünge:
Seht, hieß es, alles lebt an ihm!
Oft biß er mitten in dem Streicheln,
So falſch und boshaft war ſein Herz!
Gleich fieng er wieder an zu ſchmeicheln:
Dann hieß ſein Biß ein feiner Scherz.
Er war verzagt und ungezogen;
Doch, ob er gleich zur Unzeit bellt und ſchrie,
So blieb ihm doch das ganze Haus gewogen;
Er hieß der luſtige Joli.
Mit ihm vergnügte ſich Liſette,
Er ſprang mit ihr zu Tiſch und Bette;
Und beyde theilten ihre Zeit
In Schlaf, in Scherz und Luſtbarkeit;
Sie aber übertraf ihn weit.
Fidel, der andre Hund, war von ganz anderm Weſen,
Zum Witze nicht erſehn, zum Scherze nicht erleſen,
Sehr ernſthaft von Natur; doch wachſam um das Haus,
Gieng öfters auf die Jagd mit aus;
War treu und herzhaft in Gefahr,
Und bellte nicht, als wenn es nöthig war.
Er ſtirbt. Man hört ihn kaum erwähnen;

Man trägt ihn ungerühmt hinaus.
Joli ſtirbt auch. Da fließen Thränen!
Seht, ihn beklagt das ganze Haus.
Die ganze Nachbarſchaft bezeiget ihren Schmerz.
So gilt ein bischen Witz mehr, als ein gutes Herz.

Selinde.

Das ſchönſte Kind zu ihren Zeiten,
Selinde, reich an Lieblichkeiten,
Schön, wenn ich alſo ſagen mag,
Schön, wie das Morgenroth, und heiter, wie der Tag;
Selinde ſoll ſich malen laſſen.
Sie weigert ſich, der Maler ließ nicht nach;
Er bat, bis ſie es ihm verſprach,
Und ſchwur, ſie recht getreu zu faſſen.
Sie fragt, wie viel man ihm bezahlt?
Ich hätte ſie umſonſt gemalt;
Und hätt ich ja was fordern ſollen,
So hätt ich Küſſe fordern wollen.
So ſchön Selinde wirklich war,
So ſchön, und ſchöner nicht, ſtellt ſie der Maler dar.
Die kleinſte Miene muß ihm glücken,
Das Bild war treu und ſchön bis zum Entzücken;
So reizend, daß es ſelbſt der Maler hurtig küßt,
So bald ſein Weib nicht um ihn iſt.
Der Maler bringt ſein göttliches Geſicht.
Selinde ſieht es an, erſchrickt, und legt es nieder.
„Hier, nehm Er ſein Gemälde wieder.
„Er irrt, mein Freund, das bin ich nicht.
„Wer hieß Ihn ſo viel Schmeicheleyen,
„Und ſo viel Reiz auf meine Bildung ſtreuen?
„Erdichtet iſt der Mund, verſchönert iſt das Kinn.
„Kurz, nehm Er nur ſein Bildniß hin;
„Ich mag nicht ſchöner ſeyn, als ich in Wahrheit bin.
„Vielleicht wollt Er die Venus malen;

„Von dieſer laß Er ſich bezahlen.
So iſt ſie denn allein das Kind,
Das ſchön iſt, ohn es ſeyn zu wollen?
Wie viele kenn ich nicht, die wirklich häßlich ſind,
Und die wir mit Gewalt für Engel halten ſollen!
Der Maler nimmt ſein Bild, und ſagt kein einzig Wort,
Geht trotzig, wie ein Künſtler, fort.
Was wird er thun? Er wird es doch nicht wagen,
Und ein ſo ſchönes Kind verklagen?
Er klagt. Selinde muß ſich ſtellen.
Die Väter werden doch ein gütig Urtheil fällen?
O! fahrt ſie nicht gebietriſch an;
So ſehr ſie Unrecht hat, ſo edel iſt ihr Wahn.
Hier kömmt ſie ſchon, hier kömmt Selinde!
Wer hat mehr Anmuth noch geſehn?
Der ganze Rath erſtaunt vor dieſem ſchönen Kinde,
Und ſein Erſtaunen preiſt ſie ſchön.
Und jeder Greis in dem Gerichte
Verliert die Runzeln vom Geſichte.
Man ſah aufs Bild; doch jedesmal
Noch längre Zeit auf das Original;
Und jeder rief: ſie iſt getroffen!
O! ſprach ſie ganz beſchämt: Wie könnt ich dieſes hoffen?
Er hat mich viel zu ſchön gemahlt,
Und Schmeichler werden nicht bezahlt.
Selinde, hub der Richter an,
Kein Maler konnt Euch treuer malen,
Er hat nach ſeiner Pflicht gethan,
Abbittend ſollt Ihr ihn bezahlen.
Doch weil ihr von Euch ſelbſt nicht eingenommen ſeyd,
So geht nicht unbelohnt von dieſem Richterplatze;
Empfangt ein Heirathsgut aus dem gemeinen Schatze,
Zum Lohne der Beſcheidenheit.
O weiſer Mann, der dieſes ſpricht!
Gerechter iſt kein Spruch zu finden;
Du, du verdienſt ein ewig Lobgedicht,

Und wärſt du jung, verdienteſt du Selinden!
Selinde geht. Der Beyfall folgt ihr nach,
Man ſprach von ihr gewiß, wenn man von Schönen ſprach;
Je mehr ſie zweifelte, ob ſie ſo reizend wäre,
Um deſto mehr erhielt ſie Ehre.

Je minder ſich der Kluge ſelbſt gefällt:
Um deſto mehr ſchätzt ihn die Welt.

Der Schatz.

Ein kranker Vater rief den Sohn.
Sohn! ſprach er, um dich zu verſorgen,
Hab ich vor langer Zeit einſt einen Schatz verborgen;
Er liegt — Hier ſtarb der Vater ſchon.
Wer war beſtürzter als der Sohn?
Ein Schatz! (So waren ſeine Worte,)
Ein Schatz! allein an welchem Orte?
Wo ſind ich ihn? Er ſchickt nach Leuten aus,
Die Schätze ſollen graben können,
Durchbricht der Scheuern harte Tennen,
Durchgräbt den Garten und das Haus,
Und gräbt doch keinen Schatz heraus.
Nach viel vergeblichem Bemühen
Heißt er die Fremden wieder ziehen,
Sucht ſelber in dem Hauſe nach,
Durchſucht des Vaters Schlafgemach,
Und find't mit leichter Müh (wie groß war ſein Vergnügen!)
Ihn unter einer Diele liegen.

Vielleicht, daß mancher eh die Wahrheit finden ſollte,
Wenn er mit mindrer Müh die Wahrheit ſuchen wollte.
Und mancher hätte ſie wohl zeitiger entdeckt,
Wofern er nicht geglaubt, ſie wäre tief verſteckt.
Verborgen iſt ſie wohl; allein nicht ſo verborgen,

Daß du der finstern Schriften Wust,
Um sie zu sehn, mit tausend Sorgen
Bis auf den Grund durchwühlen mußt.
Verlaß dich nicht auf fremde Müh,
Such selbst, such aufmerksam, such oft; du findest sie.
Die Wahrheit, lieber Freund, die alle nöthig haben,
Die uns, als Menschen, glücklich macht,
Ward von der weisen Hand, die sie uns zugedacht,
Nur leicht verdeckt, nicht tief vergraben.

Monime.

Durch schöner Glieder Reiz, durch Schönheit des Verstands,
Erwarb Monime sich den Beyfall Griechenlands.
So manches Buhlers Herz besiegten ihre Blicke,
Mit Wollust sah er sie, beschämt wich er zurücke;
Denn war Monime schön: so war ihr Herz zugleich
An Unschuld, wie ihr Blick an Geist und Feuer, reich.
Die Tugend, die dem Wunsch erhitzter Buhler wehrte,
Trieb selbst den Buhler an, daß er sie mehr verehrte.
Arm war sie von Geburt, und zart von Leidenschaft,
Mit Schmeichlern stets umringt; und blieb doch tugendhaft?
Doch bringt Geschenke her! Der Diamanten Flehen,
Des Golds Beredsamkeit wird sie nicht widerstehen.
Ein Prinz aus Pontus ists, der große Mithridat,
Der mit entbrannter Brust sich zu Monimen naht;
Ein König seufzt und fleht. Zu schmeichelnde Gedanken!
Wird nicht bey diesem Glück Monimens Tugend wanken?
Prinz, fing sie herzhaft an, du scheinst durch mich gerührt,
Und rühmst den kleinen Reiz, den meine Bildung ziert;
Ich danke der Natur für diesen Schmuck der Jugend,
Die Schönheit gab sie mir; und ich gab mir die Tugend;
Nicht jene macht mich stolz, nein, diese macht mich kühn;
Sey tausendmal ein Prinz: umsonst ist dein Bemühn!
Ich mehre nie die Zahl erkaufter Buhlerinnen;
Nur, als Gemahl, wirst du Monimens Herz gewinnen.

So unbeweglich blieb ihr tugendhafter Sinn!
Der Prinz, des Prinzen Flehn, der prächtigſte Gewinn,
Des Hofes Kunſt und Liſt, nichts konnte ſie bezwingen,
Der Prinz muß für ihr Herz ihr ſelbſt die Krone bringen.
O, welch ein ſeltnes Glück! von niederm Blut entſtehn,
Und aus dem Staube ſich bis zu dem Thron erhöhn!
Wie lange, großes Glück! wirſt du ihr Herz vergnügen?
Wie lange?
Mithridat hofft Rom noch zu beſiegen;
Verläßt Monimens Arm, um in den Krieg zu ziehn.
Doch der, der ſiegen will, fängt an, beſiegt zu fliehn;
Rom ſetzt ihm ſiegreich nach, ſein Land wird eingenommen.
Doch ſoll das ſtolze Rom Monimen nicht bekommen;
Eh dieß der Prinz erlaubt, befiehlt er ihren Tod,
Ein Sklav eröffnet ihr, was Mithridat gebot.
So, ruft ſie, raubt mir auch die Hoheit noch das Leben,
Die für entrißne Ruh mir einen Thron gegeben,
Auf dem ich ungeliebt, durch Reue mich gequält,
Daß ich den Niedrigſten mir nicht zum Mann erwählt?
Sie reißt den Hauptſchmuck ab, um ſtolz ſich umzubringen,
Und eilt, ihr Diadem ſich um den Hals zu ſchlingen;
Allein das ſchwache Band erfüllt ihr Wünſchen nicht,
Es reißt, und weigert ſich der ſo betrübten Pflicht.
O, ruft ſie, Schmuck, den ich zu meiner Pein getragen,
So gar den ſchlimmſten Dienſt willſt du mir noch verſagen?
Sie wirft ihn vor ſich hin, tritt voller Wuth darauf,
Und giebt durch einen Dolch alsbald ihr Leben auf.

Der unſterbliche Autor.

Ein Autor ſchrieb ſehr viele Bände,
Und ward das Wunder ſeiner Zeit;
Der Journaliſten gût'ge Hände
Verehrten ihm die Ewigkeit.
Er ſah, vor ſeinem ſanften Ende,
Faſt alle Werke ſeiner Hände.

Das ſechstemal ſchon aufgelegt,
Und ſich, mit tiefgelehrtem Blicke,
In einer ſpaniſchen Perücke
Vor jedes Titelblatt geprägt.
Er blieb vor Widerſprechern ſicher,
Und ſchrieb bis an den Tag, da ihn der Tod entſeelt;
Und das Verzeichniß ſeiner Bücher,
Die kleinen Schriften mitgezählt,
Nahm von dem Lebenslauf allein
Drey Bogen und drey Seiten ein.
Man las nach dieſes Mannes Tode
Die Schriften mit Bedächtſamkeit;
Und ſeht, das Wunder ſeiner Zeit
Kam in zehn Jahren aus der Mode,
Und ſeine göttliche Methode
Hieß eine bange Trockenheit.
Der Mann war blos berühmt geweſen,
Weil Stümper ihn gelobt, eh Kenner ihn geleſen.

Berühmt zu werden, iſt nicht ſchwer,
Man darf nur viel für kleine Geiſter ſchreiben;
Doch bey der Nachwelt groß zu bleiben,
Dazu gehört noch etwas mehr,
Als, ſeicht am Geiſt, in ſtrenger Lehrart ſchreiben.

Der grüne Eſel.

Wie oft weiß nicht ein Narr durch thöricht Unternehmen,
Viel tauſend Thoren zu beſchämen!
Neran, ein kluger Narr, färbt einen Eſel grün,
Im Leibe grün, roth an den Beinen,
Fängt an, mit ihm die Gaſſen durchzuziehn;
Er zieht, und Jung und Alt erſcheinen.
Welch Wunder! rief die ganze Stadt,
Ein Eſel, zeiſiggrün, der rothe Füße hat!

Das muß die Chronik einſt den Enkeln noch erzählen,
Was es zu unſrer Zeit für Wunderdinge gab!
Die Gaſſen wimmelten von Millionen Seelen;
Man hebt die Fenſter aus, man deckt die Dächer ab;
Denn alles will den grünen Eſel ſehn,
Und alle konnten doch nicht mit dem Eſel gehn.
Man lief die beyden erſten Tage
Dem Eſel mit Bewundrung nach.
Der Kranke ſelbſt vergaß der Krankheit Plage,
Wenn man vom grünen Eſel ſprach.
Die Kinder in den Schlaf zu bringen,
Sang keine Wärterin mehr von dem ſchwarzen Schaf;
Vom grünen Eſel hört man ſingen,
Und ſo geräth das Kind in Schlaf.
Drey Tage waren kaum vergangen;
So war es um den Werth des armen Thiers geſchehn.
Das Volk bezeigte kein Verlangen,
Den grünen Eſel mehr zu ſehn.
Und ſo bewundernswerth er anfangs allen ſchien:
So dacht jetzt doch kein Menſch mit einer Sylb an ihn.

Ein Ding mag noch ſo närriſch ſeyn,
Es ſey nur neu, ſo nimmts den Pöbel ein:
Er ſieht, und er erſtaunt. Kein Kluger darf ihm wehren.
Drauf kömmt die Zeit, und denkt an ihre Pflicht;
Denn ſie verſteht die Kunſt, die Narren zu bekehren,
Sie mögen wollen, oder nicht.

Der baroniſirte Bürger.

Des kargen Vaters ſtolzer Sohn
Ward, nach des Vaters Tod, Herr einer Million,
Und für ſein Geld in kurzer Zeit Baron.
Er nahm ſich vor, ein großer Mann zu werden,
Und ahmte, wenn ihm gleich der innre Werth gebrach,

Doch die gebietrischen Geberden
Der Großen zuversichtlich nach.
Bald wünscht er sich des Staatsmanns Ehre,
Vertraut mit Fürsten umzugehn;
Bald wünscht er sich das Glück, dereinst vor einem Heere
Mit Lorbeern des Eugens zu stehn.
Kurz, er blieb ungewiß, wo er mehr Ansehn hätte,
Ob in dem Feld, ob in dem Cabinette?
Indessen war er doch Baron;
Und sein Verdienst, die Million,
Ließ sich, zu alles Volks Entzücken,
In Laufern und Heiducken blicken.
Er nahm die halbe Stadt in Sold,
Bedeckte sich und sein Gefolg mit Gold,
Und brüstete sich mehr in seiner Staatscarosse,
Als die daran gespannten Rosse.
Er war der Schmeichler Mäcenat.
Ein Geck, der ihn gebückt um seine Gnade bat,
Und alles, was sein Stolz begonnte,
Recht unverschämt bewundern konnte,
Der kam sogleich in jener Freunde Zahl,
In der man mit ihm aß, ihn lobt, und ihn bestahl,
Und, wenn man ihn betrog, zugleich ihn überredte,
Daß er des Argus Augen hätte.
Was braucht es mehr als Stolz und Unverstand,
Um Millionen durchzubringen?
Unsichrer ist kein Schatz, als in des Jünglings Hand,
Den Wollust, Pracht und Stolz zu ihren Diensten zwingen.
Der Herr Baron vergaß bey seinem großen Schatz
Den Staatsmann und den Held, ward sinnreich im
Verschwenden,
Und sah in kurzer Zeit sein Gut in fremden Händen;
Starb arm und unberühmt. Kurz, er bewies den Satz,
Daß Aeltern ihre Kinder hassen,
Wofern sie ihnen nichts, als Reichthum, hinterlassen.

Der arme Schiffer.

Ein armer Schiffer ſaß in Schulden,
Und klagte dem Philet ſein Leid.
Herr! ſprach er, leiht mir hundert Gulden;
Allein zu eurer Sicherheit
Hab ich kein ander Pfand, als meine Redlichkeit.
Indeſſen leiht mir aus Erbarmen
Die hundert Gulden auf ein Jahr.

Philet, ein Retter in Gefahr,
Ein Vater vieler hundert Armen,
Zählt ihm das Geld mit Freuden bar.
Hier! ſpricht er, nimm es hin, und brauch es ohne Sorgen;
Ich freue mich, daß ich dir dienen kann;
Du biſt ein erbentlicher Mann,
Dem muß man ohne Handſchrift borgen.

Ein Jahr, und noch ein Jahr verſtreicht;
Kein Schiffer läßt ſich wieder ſehen.
Wie? ſollt er auch Philoten hintergehen,
Und ein Betrüger ſeyn? Vielleicht.

Doch nein! Hier kömmt der Schiffer gleich.
Herr! fängt er an, erfreuet euch!
Ich bin aus allen meinen Schulden;
Und ſeht, hier ſind zweyhundert Gulden,
Die ich durch euer Geld gewann.
Ich bitt euch herzlich, nehmt ſie an;
Ihr ſeyd ein gar zu wackrer Mann.

O! ſpricht Philet, ich kann mich nicht beſinnen,
Daß ich dir jemals Geld geliehn.
Hier iſt mein Rechnungsbuch, ich will's zu Rathe ziehn;
Allein ich weiß es ſchon, du ſtehſt nicht darinnen.

Der Schiffer ſieht ihn an, und ſchweigt betroffen ſtill,
Und kränkt ſich, daß Philet das Geld nicht nehmen will.
Er läuft, und kömmt mit voller Hand zurücke.

Hier, spricht er, ist der Rest, von meinem ganzen Glücke,
Noch hundert Gulden! nehmt sie hin,
Und laßt mir nur das Lob, daß ich erkenntlich bin,
Ich bin vergnügt, ich habe keine Schulden;
Dieß Glücke dank ich euch allein;
Und wollt ihr ja recht gütig seyn:
So leiht mir wieder funfzig Gulden.
Hier, spricht Philet, hier ist dein Geld!
Behalte deinen ganzen Segen.
Ein Mann, der Treu und Glauben hält,
Verdient ihn seiner Treue wegen.
Sey du mein Freund! Das Geld ist dein;
Es sind nicht mehr, als hundert Gulden, mein,
Die sollen deinen Kindern seyn.

Mensch, mache dich verdient um andrer Wohlergehen;
Denn was ist göttlicher, als wenn du liebreich bist,
Und mit Vergnügen eilst, dem Nächsten beyzustehen,
Der, wenn er Großmuth sieht, großmüthig dankbar ist?

Das Schicksal.

O Mensch! was strebst du doch, den Rathschluß zu ergründen,
Nach welchem Gott die Welt regiert?
Mit endlicher Vernunft willst du die Absicht finden,
Die der Unendliche bey seiner Schickung führt?
Du siehst bey Dingen, die geschehen,
Nie das Vergangne recht, und auch die Folge nicht;
Und hoffest doch den Grund zu sehen,
Warum das, was geschah, geschieht?
Die Vorsicht ist gerecht in allen ihren Schlüssen.
Dieß siehst du freylich nicht bey allen Fällen ein;
Doch wolltest du den Grund von jeder Schickung wissen
So müßtest du, was Gott ist, seyn.
Begnüge dich, die Absicht zu verehren,

Die du zu ſehn zu blöd am Geiſte biſt;
Und laß dich hier ein jüdiſch Beyſpiel lehren,
Daß das, was Gott verhängt, aus weiſen Gründen fließt,
Und, wenn dirs grauſam ſcheint, gerechtes Schickſal iſt.

Als Moſes einſt vor Gott auf einem Berge trat,
Und ihn von jenem ew'gen Rath,
Der unſer Schickſal lenkt, um größre Kenntniß bat:
So ward ihm ein Befehl, er ſollte von den Höhen,
Worauf er ſtand, hinab ins Ebne ſehen.
Hier floß ein klarer Quell. Ein reiſender Soldat
Stieg bey dem Quell von ſeinem Pferde,
Und trank. Kaum war der Reuter fort,
So lief ein Knabe von der Heerde
Nach einem Trunk an dieſen Ort.
Er fand den Geldſack bey dem Quelle,
Der jenem hier entfiel; er nahm ihn, und entwich;
Worauf nach eben dieſer Stelle
Ein Greis gebückt an ſeinem Stabe ſchlich.
Er trank, und ſetzte ſich, um auszuruhen, nieder;
Sein ſchweres Haupt ſank zitternd in das Gras,
Bis er im Schlaf des Alters Laſt vergaß.
Indeſſen kam der Reuter wieder,
Bedrohte dieſen Greis mit wildem Ungeſtüm,
Und forderte ſein Geld von ihm.
Der Alte ſchwört, er habe nichts gefunden;
Der Alte fleht und weint; der Reuter flucht und droht,
Und ſticht zuletzt mit vielen Wunden,
Den armen Alten wüthend todt.
Als Moſes dieſes ſah, fiel er betrübt zur Erden;
Doch eine Stimme rief: Hier kannſt du inne werden,
Wie in der Welt ſich alles billig fügt;
Denn wiß: es hat der Greis, der jetzt im Blute liegt,
Des Knaben Vater einſt erſchlagen,
Der den verlornen Raub zuvor davon getragen.

Liſette.

Ein junges Weib, ſie hieß Liſette,
Dieß Weibchen lag an Blattern blind.
Nun weiß man wohl, wie junge Weiber ſind;
Drum durft ihr Mann nicht von dem Bette,
So gern er ſie verlaſſen hätte;
Denn laßt ein Weib ſchön, wie Cytheren, ſeyn,
Wenn ſie die Blattern hat, ſo nimmt ſie nicht mehr ein.
Hier ſitzt der gute Mann zu ſeiner größten Pein,
Und muß des kranken Weibes pflegen,
Ihr Kiſſen oft zurechte legen,
Und oft durch ein Gebet um ihre Beſſ'rung flehn;
Und gleichwohl war ſie nicht mehr ſchön.
Ich hätt ihn mögen beten ſehn.
Der arme Mann! Ich weiß ihm nicht zu rathen;
Vielleicht beſinnt er ſich, und thut, was andre thaten.
Ein krankes Weib braucht eine Wärterin;
Und Lorchen ward dazu erleſen,
Weil ihr Liſettens Eigenſinn
Vor andern längſt bekannt geweſen.
Sie trat ihr Amt dienſtfertig an,
Und wußte ſich in allen Stücken
Gut in die kranke Frau zu ſchicken,
Und auch in den geſunden Mann.
Sie war beſorgt, gefällig, jung und ſchön,
Und alſo ganz geſchickt, mit beyden umzugehn.
Was thut man nicht, um ſich von Gram und Pein,
Von langer Weile zu befreyn?
Der Mann ſieht Lorchen an, und redt mit ihr durch Blicke,
Weil er nicht anders reden darf;
Und jeder Blick, den er auf Lorchen warf,
Kam, wo nicht ganz, doch halb erhört zurücke.
Ach, arme kranke Frau! Es iſt dein großes Glücke,
Daß du nicht ſehen kannſt; dein Mann thut recht galant;

Dein Mann, ich wollte viel drauf wetten,
Hat Lorchen ſchon vorher gekannt,
Und ſie mit Fleiß zur Wärterin ernannt.
Ja, wenn ſie bloß durch Blicke redten,
So möcht es endlich wohl noch gehn;
Allein bald wird man ſie einander küſſen ſehn.
Er kömmt, und klopft ſie in dem Nacken,
Und kneipt ſie in die vollen Backen;
Sie wehrt ſich ganz bequem, bequem, wie eine Braut,
Und findet bald für gut, ſich weiter nicht zu wehren.
Sie küſſen ſich recht zärtlich und vertraut;
Allein ſie küßten gar zu laut.
Wie konnt es anders ſeyn? Liſette mußt es hören.
Sie hörts, und fragt: was ſchallt ſo hell?
Madam, Madam! ruft Lorchen ſchnell,
Es iſt ihr Herr, er ächzt vor großem Schmerz,
Und will ſich nicht zufrieden geben.
Ach! ſpricht ſie, lieber Mann, wie redlich meints dein Herz!
O! gräme dich doch nicht! Ich bin ja noch am Leben.

Die Verſchwiegenheit.

O Doris! wärſt du nur verſchwiegen,
So wollt ich dir etwas geſtehn;
Ein Glück, ein ungemein Vergnügen . . .
Doch nein, ich ſchweige, ſprach Tiren.
Wie? rief die ſchöne Schäferin,
Du zweifelſt noch, ob ich verſchwiegen bin?
Du kannſt mirs ſicher offenbaren;
Ich ſchwör, es ſolls kein Menſch erfahren.

Du kennſt, verſetzt Tiren, die ſpröde Sylvia,
Die ſchüchtern vor mir floh, ſo oft ſie mich ſonſt ſah.
Ich komme gleich von dieſer kleinen Spröden;
Doch ach! ich darf nicht weiter reden.

Nein, Doris, nein, es geht nicht an;
Es wär um ihre Gunst und um mein Glück gethan,
Wenn Sylvia vereinst erführe,
Daß ... bringe nicht in mich, ich halte meine Schwüre.

So liebt sie dich? fuhr Doris fort.
Ja wohl! Doch sage ja kein Wort!
Ich hab ihr Herz nun völlig eingenommen,
Und jetzt von ihr den ersten Kuß bekommen.
Tiren, sprach sie zu mir, mein Herz sey ewig dein!
Doch eines bitt ich dich, du mußt verschwiegen seyn.
Daß wir uns günstig sind, uns treu und zärtlich küssen,
Braucht niemand auf der Flur, als ich und du zu wissen,
Drum bitt ich, Doris, schweige ja;
Sonst flieht und haßt mich Sylvia.

Die kleine Doris gebt. Doch wird auch Doris schweigen?
Ja, die Verschwiegenheit ist allen Schönen eigen.
Gesetzt, daß Doris auch es dem Damöt vertraut:
Was ist es denn nun mehr? Sie sagt es ja nicht laut!

Ihr Schäfer, ihr Damöt, kömmt ihr verliebt entgegen,
Drückt ihr die weiche Hand, und fragt,
Was ihr sein Freund, Tiren, gesagt?

Damöt! du weißt ja wohl, was wir zu reden pflegen,
Du kennst den ehrlichen Tiren;
Es war nichts wichtiges, sonst würd ich dirs gestehn.
Er sagte mir ... Verlang es nicht zu wissen;
Ich hab es ihm versprechen müssen,
Daß ich zeitlebens schweigen will.

Damöt wird traurig, schweiget still,
Umarmt sein Kind, doch nur mit halbem Feuer.
Die Schäferin erschrickt, daß sie Damötens Kuß
So unvollkommen schmecken muß.
Du zürnest, ruft sie, mein Getreuer?
O! zürne nicht, ich will es dir gestehn:
Die spröde Sylvia ergiebt sich dem Tiren.

Und hat ihm jetzt, in ihrem Leben,
Den allererſten Kuß gegeben;
Allein du mußt verſchwiegen ſeyn.
Damöt verſprichts. Kaum iſt Damöt allein,
So fühlt er ſchon die größte Pein,
Sein neu Geheimniß zu bewahren.
Ja, fängt Damöt zu ſingen an:
Ich will es keinem offenbaren,
Daß Sylvia Tirenen liebt,
Ihm Küſſe nimmt, und Küſſe giebt;
Du, ſtummer Buſch, du ſollſts erfahren,
Wen Sylvia verſtohlen liebt.

Doch ach! In dieſem Buſch war unſre Sylvia,
Die ſich durch dieſes Lied beſchämt verrathen ſah,
Und eine Heimlichkeit ſo laut erfahren mußte,
Die, ihrer Meinung nach, nur ihr Geliebter wußte.
Sie läuft, und ſucht den Schwätzer, den Tiren.
Ach, Schäfer, ach! wie wird dirs gehn!
Mich, fängt ſie an, ſo zu betrüben!
Dich, Plauderer, ſollt ich länger lieben?

Und kurz: Tiren verliert die ſchöne Schäferin,
Und kömmt, Damöten anzuklagen.
Ja, ſpricht Damöt, ich muß es ſelber ſagen,
Daß ich nicht wenig ſtrafbar bin;
Allein, wie kannſt du mich den größten Schwätzer nennen?
Du haſt ja ſelbſt nicht ſchweigen können!

Die junge Ente.

Die Henne führt der Jungen Schaar,
Worunter auch ein Entchen war,
Das ſie zugleich mit ausgebrütet.
Der Zug ſoll in den Garten gehn;
Die Alte giebts der Brut durch Locken zu verſtehn;

Und jedes folgt, ſo bald ſie nur gebietet,
Denn ſie gebot mit Zärtlichkeit.
Die Ente wackelt mit; allein nicht gar zu weit.
Sie ſieht den Teich, den ſie noch nicht geſehen;
Sie läuft hinein, ſie badet ſich.
Wie, kleines Thier! Du ſchwimmſt? Wer lehrt es dich?
Wer hieß dich in das Waſſer gehen?
Wirſt du ſo jung das Schwimmen ſchon verſtehen?
Die Henne läuft mit ſtruppigtem Gefieder
Das Ufer zehnmal auf und nieder,
Und will ihr Kind aus der Gefahr befreyn;
Setzt zehnmal an, und fliegt doch nicht hinein;
Denn die Natur heißt ſie das Waſſer ſcheun.
Doch nichts erſchrickt den Muth der Ente;
Sie ſchwimmt beherzt in ihrem Elemente,
Und fragt die Henne ganz erfreut,
Warum ſie denn ſo ängſtlich ſchreyt?

Was dir Entſetzen bringt, bringt jenem oft Vergnügen.
Der kann mit Luſt zu Felde liegen,
Und dich erſchrickt der bloße Name, Held.
Der ſchwimmt beherzt auf offnen Meeren;
Du zitterſt ſchon auf angebundnen Fähren,
Und ſiehſt den Untergang der Welt.
Befürchte nichts für deſſen Leben,
Der kühne Thaten unternimmt;
Wen die Natur zu der Gefahr beſtimmt,
Dem hat ſie auch den Muth zu der Gefahr gegeben.

Die kranke Frau.

Wer kennt die Zahl von ſo viel böſen Dingen,
Die uns um die Geſundheit bringen!
Doch nöthig iſts, daß man ſie kennen lernt.

Je mehr wir ſolcher Quellen wiſſen,
Woraus Gefahr und Unheil fließen,
Um deſto leichter wird das Uebel ſelbſt entfernt.

Des Mannes theurer Zeitvertreib,
Sulpicia, ein junges ſchönes Weib,
Ging munter zum Beſuch, krank aber kam ſie wieder,
Und fiel halb todt aufs Ruhebette nieder.
Sie röchelt. Wie? vergißt ihr Blut den Lauf?
Geſchwind löſt ihr die Schnürbruſt auf!
Geſchwind! doch läßt ſich dieß erzwingen?
Sechs Hände waren zwar bereit;
Doch eine Frau aus ihrem Staat zu bringen,
Wie viel erfordert dieß nicht Zeit!

Der arme Mann ſchwimmt ganz in Thränen;
Mit Recht beſtürzt ihn dieſe Noth.
Zu früh iſts, nach der Gattin Tod
Im erſten Jahre ſich zu ſehnen.
Er ſchickt nach einem Arzt. Ein junger Aeſculap
Erſcheint ſogleich im vollem Trab,
Und ſetzt ſich vor das Krankenbette,
Vor dem er ſich ſo eine Miene gab,
Als ob er für den Tod ein ſichres Mittel hätte.
Er fragt den Puls; und da er ihn gefragt,
Schlägt er im Geiſte nach, was ſein Receptbuch ſagt,
Und läßt, die Krankheit zu verdringen,
Sich eilends Dint und Feder bringen.

Er ſchreibt. Der Diener läuft. Indeſſen ruft der Mann
Den ſo erfahrnen Arzt bey Seite,
Und fragt, was doch der Zufall wohl bedeute?
Der Doctor ſieht ihn lächelnd an:
„Sie fragen mich, was es bedeuten kann?
„Das brauch ich Ihnen nicht zu ſagen;

„Sie wiſſen ſchon, es zeigt viel Gutes an,
„Wenn ſich die jungen Weiber klagen.
Den Mann erfreut ein ſolcher Unterricht.
Die Nacht verſtreicht, der Trank iſt eingenommen;
Allein der theure Trank hilft nicht;
Drum muß der zweite Doctor kommen.
Er kömmt. Geduld! nun werden wirs erfahren.
Was iſts? was fehlt der ſchönen Frau?
Der Doctor ſieht es ganz genau,
Daß ſich die Blattern offenbaren.
Sulpicia! erſt ſollſt du ſchwanger ſeyn?
Nun ſolſt du gar die Blattern kriegen?
Ihr Aerzte ſchweigt, und gebt ihr gar nichts ein;
Denn einer muß ſich doch betrügen.
Nein, überlaßt ſie der Natur
Und dem ihr ſo getreuen Bette;
Geſetzt, daß ſie die ſchlimmſte Krankheit hätte,
So iſt ſie nicht ſo ſchlimm, als eure Cur.
Geduld! Vielleicht geneſt ſie heute.
Der Mann kömmt nicht von ihrer Seite,
Und eh die Stunde halb verfließt,
Fragt er ſie hundertmal, obs noch nicht beſſer iſt?
Ach! ungeſtümer Mann, du nöthigſt ſie zum Sprechen;
Wie? wird ſie nicht das Reden ſchwächen?
Sie ſpricht ja mit gebrochnem Ton,
Und an der Sprache hörſt du ſchon,
Daß ſich die Schmerzen ſtets vergrößern.
Bald wird es ſich mit deiner Gattin beſſern!
Der Tod, der Tod bringt ſchon herein,
Sie von der Marter zu befreyn!
Wer pocht? Es wird der Doctor ſeyn;
Doch nein, der Schneider kömmt, und bringt ein Kleid getragen.
Sulpicia fängt an, die Augen aufzuſchlagen.
Er kömmt, ſo ſtammelt ſie, er kömmt zu rechter Zeit:
Iſt dieß vielleicht mein Sterbekleid?

Ja, wie er ſieht, ſo werd ich bald erblaſſen.
Doch hätte mich der Himmel leben laſſen:
So hätt ich mir ein ſolches Kleid beſtellt,
Von ſolchem Stoff, als Er, Er wirds wohl wiſſen,
Für meine Freundin machen müſſen;
Es iſt nichts ſchöners auf der Welt.
Als ich zuletzt Beſuch gegeben,
So trug ſie dieſes neue Kleid;
Doch geh Er nur. O kurzes Leben!
Es iſt doch alles Eitelkeit!
O faſſe dich, betrübter Mann!
Du hörſt ja, daß dein Weib noch ziemlich reden kann.
O laß die Hoffnung nicht verſchwinden!
Der Athem wird ſich wieder finden.
Der Schneider geht, der Mann begleitet ihn;
Sie reden heimlich vor der Thüre.
Der Schneider thut die größten Schwüre,
Und eilt, die Sache zu vollziehn.
Noch vor dem Abend kömmt er wieder.
Sulpicia liegt noch darnieder,
Und dankt ihm ſeufzend für den Gruß.
Allein wer ſagt, was doch der Schneider bringen muß?
Er hat es in ein Tuch geſchlagen,
Er wickelts aus. O welche Seltenheit!
Dies iſt der Stoff, dieß iſt das reiche Kleid.
Allein was ſoll es ihr? Sie kann es ja nicht tragen.
Ach Engel! ſpricht der Mann, bey ſanftem Händedrücken,
Mein ganz Vermögen gäb ich hin,
Könnt ich dich nur geſund in dieſem Schmuck erblicken.
O! fängt ſie an, ſo krank ich bin;
So kann ich Ihnen doch, mein Liebſter, nichts verſagen.
Ich will mich aus dem Bette wagen;
So können Sie noch heute ſehn,
Wie mir das neue Kleid wird ſtehn.
Man bringt den Schirm, und ſie verläßt das Bette,
So ſchwach, als ob ſie ſchon ein Jahr gelegen hätte.

Man putzt sie an, geputzt trinkt sie Caffee.
Kein Finger thut ihr weiter weh.
Der Krankheit Grund war blos ein Kleid gewesen,
Und durch das Kleid muß sie genesen.
So heilt des Schneiders kluge Hand
Ein Uebel, das kein Arzt gekannt.

Der gute Rath.

Ein junger Mensch, der sich vermählen wollte,
Und dem man manchen Vorschlag that,
Bat einen Greis um einen guten Rath,
Was für ein Weib er nehmen sollte?
Freund, sprach der Greis, das weiß ich nicht.
So gut man wählt, kann man sich doch betrügen.
Sucht ihr ein Weib bloß zum Vergnügen:
So wählet euch ein schön Gesicht;
Doch liegt euch mehr an Renten und am Staate,
Als am verliebten Zeitvertreib:
So dien ich euch mit einem andern Rathe,
Bemüht euch um ein reiches Weib;
Doch strebt ihr durch die Frau nach hohem Range,
Nun so vergeßt, daß beßre Mädchen sind,
Wählt eines großen Mannes Kind,
Und untersucht die Wahl nicht lange;
Doch wollt ihr mehr für eure Seele wählen,
Als für die Sinne und den Leib:
So wagts, um euch nach Wunsche zu vermählen,
Und wählt euch ein gelehrtes Weib.
Hier schwieg der Alte lachend still.
Ach! sprach der junge Mensch, das will ich ja nicht wissen:
Ich frage, welches Weib ich werde wählen müssen,
Wenn ich zufrieden leben will?
Und wenn ich, ohne mich zu grämen . . .
O! fiel der Greis ihm ein, da müßt ihr keine nehmen.

Die beyden Mädchen.

Zwey junge Mädchen hofften beyde,
Worauf? Gewiß auf einen Mann;
Denn dieß iſt doch die größte Freude,
Auf die ein Mädchen hoffen kann.
Die jüngſte Schweſter, Philippine,
War nicht unordentlich gebaut;
Sie hatt' ein rund Geſicht, und eine zarte Haut;
Doch eine ſehr gezwungne Miene.
So feſt geſchnürt ſie immer ging,
So viel ſie Schmuck ins Ohr und vor dem Buſen hing,
So ſchön ſie auch ihr Haar zuſammen rollte:
So ward ſie doch bey alle dem,
Je mehr man ſah, daß ſie gefallen wollte,
Um deſto minder angenehm.

Die andre Schweſter, Caroline,
War im Geſichte nicht ſo zart;
Doch frey und reizend in der Miene,
Und liebreich mit gelaßner Art.
Und wenn man auf den heitern Wangen
Gleich kleine Sommerflecken fand:
Ward ihrem Reiz doch nichts dadurch entwandt;
Und ſelbſt ihr Reiz ſchien ſolche zu verlangen.
Sie putzte ſich nicht mühſam aus,
Sie pralte nicht mit theuren Koſtbarkeiten.
Ein artig Band, ein friſcher Strauß,
Die über ihren Ort, den ſie erlangt, ſich freuten,
Und eine nach dem Leib wohl abgemeßne Tracht,
War Carolinens ganze Pracht.

Ein Freyer kam; man wies ihm Philippinen;
Er ſah ſie an, erſtaunt', und hieß ſie ſchön;
Allein ſein Herz blieb frey, er wollte wieder gehn.
Kaum aber ſah er Carolinen,
So blieb er vor Entzückung ſtehn.

Im Bilde dieſer Frauenzimmer
Zeigt ſich die Kunſt und die Natur.
Die erſte pralt mit weit geſuchtem Schimmer,
Sie feſſelt nicht; ſie blendet nur.
Die andre ſucht durch Einfalt zu gefallen,
Läßt ſich beſcheiden ſehn; und ſo gefällt ſie allen.

Der Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als, weil er Ehre ſuchte, malte,
Ließ einen Kenner einſt den Mars im Bilde ſehn,
Und bat ſich ſeine Meinung aus.
Der Kenner ſagt ihm frey heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht ſchön zu ſeyn,
Weit minder Kunſt verrathen ſollte.
Der Maler wandte vieles ein;
Der Kenner ſtritt mit ihm aus Gründen,
Und konnt ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein,
Und nahm das Bild in Augenſchein.
O! rief er, bey dem erſten Blicke,
Ihr Götter, welch ein Meiſterſtücke!
Ach, welcher Fuß! O, wie geſchickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in dieſem Bilde.
Wie viele Kunſt, wie viele Pracht,
Iſt in dem Helm, und in dem Schilde,
Und in der Rüſtung angebracht!

Der Maler ward beſchämt gerühret,
Und ſah den Kenner kläglich an.
Nun, ſprach er, bin ich überführet!

Ihr habt mir nicht zu viel gethan.
Der junge Geck war kaum hinaus,
So ſtrich er ſeinen Kriegsgott aus.

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So iſt es ſchon ein böſes Zeichen;
Doch, wenn ſie gar des Narren Lob erhält,
So iſt es Zeit, ſie auszuſtreichen.

Fabeln und Erzählungen.

Zweytes Buch.

Die beyden Schwalben.

Zwo Schwalben ſangen um die Wette,
Und ſangen mit dem gröſten Fleiß;
Doch wenn die eine ſchrie, daß ſie den Vorzug hätte,
Gab doch die andre ſich den Preis.
Die Lerche kömmt. Sie ſoll den Streit entſcheiden;
Und beyde ſtimmen herzhaft an.
Nun, hieß es: ſprich, wer von uns beyden
Am meiſterlichſten ſingen kann?
Das weiß ich nicht, ſprach ſie beſcheiden,
Und ſah ſie ganz mitleidig an,
Und wollte ſich nach ihrer Höhe ſchwingen.
Doch nein, ſie ſuchten ihr den Ausſpruch abzuzwingen.
So, ſprach ſie, will ichs denn geſtehn:
Die kann ſo gut, wie jene ſingen;
Doch ſingt, ſo lang ihr wollt, es ſingt doch keine ſchön.
Hört man das Lied geiſtreicher Nachtigallen:
So kann uns eures nicht gefallen.

Ihr mittelmäßigen Scribenten,
O! wenn wir euch doch friedſam machen könnten!
Ihr zankt, wer beſſer denkt? Laßt keinen Streit entſtehn.
Wir wollen keinen von euch kränken;
Der eine kann ſo gut, wie jener denken;
Doch keiner von euch denket ſchön.
Ihr Schwätzer! zankt nicht um die Gaben
Der geiſtlichen Beredſamkeit.
So lange wir Mosheime haben:
So ſehn wir ohne Schwierigkeit,
Daß ihr beredte Kinder ſeyd.
Zankt nicht um eure hohen Gaben,
Ihr Gründlichen, o bleibt in Ruh!
Du demonſtrirſt wie er, und er ſo fein, wie du;
Allein ſo lange wir Leibnitze vor uns haben:

So hört euch keine Seele zu.
O! zankt nicht um des Phöbus Gaben,
Reimreiche Sänger unſrer Zeit!
Ihr alle reimt mit gleicher Fertigkeit;
Allein ſo lange wir noch Hagedorne haben:
So denkt man nicht daran, waß ihr zugegen ſeyd.

Das Unglück der Weiber.

In eine Stadt, mich deucht in Griechenland,
Drang einſt der Feind, von Wuth entbrannt,
Und wollte, weil die Stadt mit Sturm erobert worden,
Die Bürger in der Raſerey
Bis auf den letzten Mann ermorden.
O Himmel! welch ein Angſtgeſchrey
Erregten nicht der Weiber blaſſe Schaaren!
Man ſtelle ſich nur vor, wenn tauſend Weiber ſchreyn,
Was muß das für ein Lärmen ſeyn!
Ich zittre ſchon, wenn zwey nur ſchreyn.
Sie liefen mit zerſtreuten Haaren,
Mit Augen, die von Thränen roth,
Mit Händen, die zerrungen waren,
Und warfen, ſchon vor Angſt halb todt,
Sich vor dem Feldherrn der Barbaren,
Und flehten in gemeiner Noth
Ihn insgeſammt um ihrer Männer Leben.
So hats von tauſenden nicht eine Frau gegeben,
Die ſich gewünſcht, des Mannes los zu ſeyn?
Von tauſenden nicht eine? Nein.
Nun, das iſt viel; da muß, bey meinem Leben!
Noch gute Zeit geweſen ſeyn.
So hart als auch der Feldherr war,
So konnt er doch dem zauberiſchen Flehen
Der Weiber nicht ganz widerſtehen.
Denn welchen Mann, er ſey auch zehnmal ein Barbar,
Weiß nicht ein Weib durch Thränen zu bewegen?

Mein ganzes Herz fängt sich hier an zu regen.
Ich hätte nicht der General seyn mögen,
Vor dem der Weiber Schaar so kläglich sich vereint:
Ich hätte wie ein Kind geweint,
Und ohne Geld den Männern gleich das Leben,
Und jeder Frau, zu ihrer Ruh,
Den Mann, und einen noch dazu,
Wenn sie's von mir verlangt, gegeben.
Allein so gar gelind war dieser Feldherr nicht.
Ihr Schönen! fängt er an und spricht . . .
Ihr Schönen? Dieses glaub ich nicht;
Ein harter General wird nicht so liebreich sprechen.
Was willst du dir den Kopf zerbrechen?
Genug! er hats gesagt. Ein alter General
Hat, dächt ich, doch wohl wissen können,
Daß man die Weiber allemal,
Sie seyn es, oder nicht, kann meine Schönen nennen.
Ihr Schönen, sprach der General,
Ich schenk euch eurer Männer Leben;
Doch jede muß für den Gemahl
Mir gleich ihr ganz Geschmeide geben;
Und die ein Stück zurück behält,
Verliert den Mann vor diesem Zelt.
Wie? fiengen nicht die Weiber an zu beben?
Ihr ganz Geschmeide hinzugeben?
Den ganzen Schmuck für einen Mann?
Gewiß, der General war dennoch ein Tyrann.
Was halfs, daß er, ihr Schönen! sagte,
Da er die Schönen doch so plagte?
Doch weit gefehlt, daß auch nur eine zagte;
So holten sie vielmehr mit Freuden ihren Schmuck.
Dem General war dieß noch nicht genug.
Er ließ nicht eh nach ihren Männern schicken,
Als bis sie einen Eid gethan,
(Der General war selbst ein Ehemann)
Bis, sag ich, sie den Eid gethan,

Den Männern nie die Wohlthat vorzurücken.
Noch einen neuen Schmuck den Mämern abzudrücken.
Drauf kriegte jede Frau den Mann.
O welche Wolluſt! Welch Entzücken!
Vergebens wünſch ichs auszudrücken,
Mit welcher Brünſtigkeit die Frau den Mann umfieng!
Mit was für ſehnſuchtsvollen Blicken,
Ihr Aug an ſeinem Auge hieng!
Der Feind verließ die Stadt. Die Weiber blieben ſtehen,
Um ihren Feinden nachzuſehen;
Alsdann flog jede froh mit ihrem Mann ins Haus.
Iſt die Geſchichte denn nun aus?
Noch nicht, mein Freund! Nach wenig Tagen
Entfiel den Weibern aller Muth.
Sie grämten ſich, und durften doch nicht ſagen.
Wer wirds, den Eid zu brechen, wagen?
Genug der Kummer trat ins Blut.
Sie legten ſich; drauf ſtarben in zehn Tagen,
Des Lebens müd und ſatt, neunhundert an der Zahl.
Der alte böſe General!

Der ſterbende Vater.

Ein Vater hinterließ zween Erben,
Chriſtophen, der war klug, und Görgen, der war dumm.
Sein Ende kam, und kurz vor ſeinem Sterben
Sah er ſich ganz betrübt nach ſeinem Chriſtoph um.
Sohn! fieng er an, mich quält ein trauriger Gedanke;
Du haſt Verſtand, wie wird dirs künftig gehn?
Hör an, ich hab in meinem Schranke
Ein Käſtchen mit Juwelen ſtehn,
Die ſollen dein. Nimm ſie, mein Sohn,
Und gieb dem Bruder nichts davon.
Der Sohn erſchrak und ſtutzte lange.
Ach Vater! hub er an, wenn ich ſo viel empfange,
Wie kömmt alsdann mein Bruder fort?

Fy! fiel der Vater ihm ins Wort,
Für Görgen iſt mir gar nicht bange,
Der kömmt gewiß durch ſeine Dummheit fort.

Der junge Dreſcher.

Dem Dreſcher, der im weichen Gras
Vor ſeinem Topf mit Milch und ſchwarzem Brodte ſaß,
Dem wollte ſeine Milch nicht ſchmecken.
Er fieng verdrießlich an, ſich in das Gras zu ſtrecken,
Dacht ängſtlich ſeinem Schickſal nach,
Und dehnte ſich dreymal, und ſprach:
Du biſt ein ſchlechter Kerl, du haſt kein eignes Dach,
Und mußt dich Tag vor Tag mit deinem Flegel plagen;
Du thätſt ja gern mit deinem Schatze ſchön;
Allein, du Narr, mußt in der Scheune ſtehn,
Und kannſt nach langen vierzehn Tagen
Kaum einmal in die Schenke gehn,
Und einen Krug mit Bier und deine Mieke ſehn.
Du biſt noch jung, und kannſt hübſch leſen und hübſch ſchreiben,
Und wollteſt ſtets ein Dreſcher bleiben?
Des Schulzen Tochter iſt dir gut,
Iſt reich, und kann ſich hübſch geberden:
So nimm ſie doch. Du kannſt, mein Blut!
Wohl mit der Zeit noch Schulze werden:
Alsdann ißt du dein Stücke Fleiſch in Ruh,
Und trinkſt dein gutes Bier dazu,
Und haſt gleich nach dem Pfarr die Ehre . . .
O! wenn ich doch ſchon Schulze wäre!

Indem Hanns noch ſo ſprach, kam ſeine Schöne her.
Sie that, als käme ſie nur ſo von ohngefähr;
Allein ſie kam mit Fleiß, weil ſie ihn ſprechen wollte,
Und er verwegen ſeyn, und ſie recht herzen ſollte.
Denn Mädchen, wenn ſie gleich das Dorf erzogen hat,
Sind wie die Mädchen in der Stadt.

Hanns zieht die Schöne ſanft zu ſich ins Grüne nieder,
Lobt ihren neuen Putz, ſchielt öfters auf ihr Mieder,
Faſt wie ein junger Herr; nur mit dem Unterſcheid,
Er hatte mehr Schamhaftigkeit.
Kurz, er fieng an, ſie recht verliebt zu küſſen,
Bat um ihr Herz, und trug ihr Herz davon,
Und ward, wie viele noch auf dieſem Dorfe wiſſen,
Des reichen Schulzen Schwiegerſohn.
Kaum hatt' er ſie: ſo ward der Alte ſchon
Durch ſchnellen Tod der Welt und ſeinem Dorf entriſſen.
Wen wird man nun Herr Schulze grüßen?
Wen anders, als den Schwiegerſohn?
Er eilt ins Amt, kömmt bald und freudig wieder,
Und wirft ſich auf die Bank, als Schulz im Dorfe, nieder.
So wie ein durch den Fleiß vollendeter Student,
Nach einem glücklichen Examen,
Sich ſelbſt vor trunkner Luſt nicht kennt,
Wenn ihn die Magd in ſeiner Schönen Namen,
Nach einem tiefen Compliment,
Das erſtemal Herr Doctor nennt:
So wußt auch Hanns vor groſſer Freude
Nicht, wo er Händ' und Füße ließ,
Als ihn Schulmeiſters Adelheide
Das erſtemal Herr Schulze hieß.
Wie glücklich pries er ſich in ſeiner Ehrenſtelle!
Er aß ſein Fleiſch, und that den Gäſten oft Beſcheid.
Allein es kamen mit der Zeit
Auch viel unangenehme Fälle.
Denn welches Amt iſt wohl davon befreyt?
Nach einer nicht gar langen Zeit
Warf ſich Herr Hanns verdrießlich auf die Stelle,
Auf der er ſich ſein Glück erfreut,
Und oft gewünſcht: Wenn ich doch Schulze wäre!
Ich, fieng er zu ſich ſelber an,
Ich habe Haus und Hof, und Ehre,
Und bin mit alledem doch ein geplagter Mann.

Bald soll ich von der Bauern Leben
Im Amte Red' und Antwort geben;
Da fährt mich denn der Amtmann an,
Und heißt mich einen dummen Mann.
Bald quälen mich die teufliſchen Soldaten,
Und fluchen mir die Ohren voll.
Bald weiß ich mir bey den Mandaten,
Bald in Quatembern nicht zu rathen,
Die ich dem Landknecht ſchaffen ſoll.
Die Bauern brummen, wenn ich ſtrafe;
Und ſtraf' ich nicht, ſo lachen ſie mich aus.
Sonſt ſtörte mich kein Menſch im Schlafe,
Jetzt pocht mich jeder Narr heraus;
Und, wenn es niemand thut, ſo hunzt die Frau mich aus
O wäre mirs nur keine Schande!
Ich griffe nach dem erſten Stande,
Und ſtürb als Dreſcher auf dem Lande.

Wer weiß, ob mancher Groſſe nicht
Im Herzen wie der Schulze ſpricht!
Wer weiß, wie viele ſonſt zu Fuße ruhig waren,
Die jetzund mißvergnügt in ſtolzen Kutſchen fahren!
Wer weiß, ob manches Herz nicht viel zufriedner ſchlug,
Eh es der Fürſten Gunſt an einem Bande trug!
O lernt ihr unzufriednen Kleinen,
Daß ihr die Ruh nicht durch den Stand gewinnt!
Lernt doch, daß die am mindſten glücklich ſind,
Die euch am meiſten glücklich ſcheinen!

Die glückliche Ehe.

Gedankt ſey es dem Gott der Ehen;
Was ich gewünſcht, hab ich geſehen:
Ich ſah ein recht zufriednes Paar;
Ein Paar, das ohne Gram und Reue,

Bey gleicher Lieb' und gleicher Treue,
In kluger Ehe glücklich war.
Ein Wille lenkte hier zwo Seelen;
Was sie gewählt, pflegt er zu wählen,
Was er verwarf, verwarf auch sie:
Ein Fall, wo andre sich betrüben,
Stört ihre Ruhe nie. Sie liebten,
Und fühlten nicht des Lebens Müh.
Da ihn kein Eigensinn verführte,
Und sie kein eitler Stolz regierte,
So herrschte weder sie noch er.
Sie herrschten; aber bloß mit Bitten.
Sie stritten; aber wenn sie stritten,
Kam bloß ihr Streit aus Eintracht her.
So wie wir, eh wir uns vermählen,
Uns unsre Fehler klug verheelen,
Uns falsch aus Liebe hintergehn:
So ließen sie auch in den Zeiten
Der zärtlichsten Vertraulichkeiten
Sich nie die kleinsten Fehler sehn.
Der letzte Tag in ihrem Bunde,
Der letzte Kuß von ihrem Munde
Nahm, wie der erste, sie noch ein.
Sie starben. Wann? . . . Wie kannst du fragen?
Acht Tage nach den Hochzeittagen,
Sonst würden dieß nur Fabeln seyn.

Die beyden Wächter.

Zween Wächter, die schon manche Nacht
Die liebe Stadt getreu bewacht,
Verfolgten sich, aus aller Macht,
Auf allen Bier- und Brantweinbänken,
Und ruhten nicht, mit pöbelhaften Ränken
Einander bis aufs Blut zu kränken;
Denn keiner brannte von dem Span,

Woran der andre sich den Tabak angezündet,
Aus Haß den seinen jemals an.
Kurz, jeden Schimpf, den nur die Rach erfindet,
Den Feinde noch den Feinden angethan,
Den thaten sie einander an.
Und jeder wollte bloß den andern überleben,
Um noch im Sarg ihm einen Stoß zu geben.
Man rieth, und wußte lange nicht,
Warum sie solche Feinde waren;
Doch endlich kam die Sache vor Gericht,
Da mußte sichs denn offenbaren,
Warum sie, seit so vielen Jahren,
So heidnisch unversöhnlich waren.
Was war der Grund? Der Brodneid? War ers nicht?
Nein. Dieser sang: Verwahrt das Feuer und das Licht;
Allein so sang der andre nicht.
Er sang: Bewahrt das Feuer und das Licht!
Aus dieser so verschiednen Art,
An die sich beyd' im Singen zänkisch banden,
Aus dem verwahrt und dem bewahrt
War Spott, Verachtung, Haß, und Rach, und Wuth entstanden.

Die Wächter, hör' ich viele schreyn,
Verfolgten sich um solche Kleinigkeiten?
Das mußten große Narren seyn.
Ihr Herren! stellt die Reden ein,
Ihr könntet sonst unglücklich seyn!
Wißt ihr denn nichts von so viel großen Leuten,
Die in gelehrten Streitigkeiten
Um Sylben, die gleich viel bedeuten,
Sich mit der größten Wuth entzweyten?

Das Kutschpferd.

Ein Kutschpferd sah den Gaul den Pflug im Acker ziehn,
Und wieherte mit Stolz auf ihn.
Wenn, sprach es, und fieng an, die Schenkel hoch zu heben,
Wenn kannst du dir ein solches Ansehn geben?
Und wenn bewundert dich die Welt?
Schweig, rief der Gaul, und laß mich ruhig pflügen.
Denn baute nicht mein Fleiß das Feld,
Wo würdest du den Hafer kriegen,
Der deiner Schenkel Stolz erhält?

Die ihr die Niedern so verachtet,
Vornehme Müssiggänger, wißt,
Daß selbst der Stolz, mit dem ihr sie betrachtet,
Daß euer Vorzug selbst, aus dem ihr sie verachtet,
Auf ihren Fleiß gegründet ist.
Ist der, der sich und euch durch eure Händ ernährt,
Nichts bessers, als Verachtung werth?
Gesetzt, du hättest beßre Sitten:
So ist der Vorzug doch nicht dein.
Denn stammtest du aus ihren Hütten:
So hättest du auch ihre Sitten;
Und was du bist, und mehr, das würden sie auch seyn,
Wenn sie, wie du, erzogen wären.
Dich kann die Welt sehr leicht, ihn aber nicht entbehren.

Die Fliege.

Daß alle Thiere denken können,
Dieß scheint mir ausgemacht zu seyn.
Ein Mann, den auch die Kinder witzig nennen,
Aesopus hats gesagt, Fontaine stimmt mit ein.
Wer wird auch so mißgünstig seyn,
Und Thieren nicht dieß kleine Glücke gönnen?

Aus dem die Welt so wenig macht?
Denk oder denke nicht, darauf giebt niemand Acht.

In einem Tempel voller Pracht,
Aus dem die Kunst mit ew'gem Stolze blickte,
Dich schnell zum Beyfall zwang, und gleich dafür entzückte
Und wenn sie dich durch Schmuck bestürzt gemacht,
Mit edler Einfalt schon dich wieder zu dir brachte;
In diesem Bau voll Ordnung und voll Pracht
Saß eine finstre Flieg' auf einen Stein und dachte.
Denn daß die Fliegen stets aus finstern Augen sehn,
Und oft den Kopf mit einem Beine halten,
Und oft die flache Stirne falten,
Kömmt bloß daher, weil sie so viel verstehn,
Und auf den Grund der Sachen gehn.
So saß auch hier die weise Fliege.
Ein halbes Duzend ernste Züge
Verfinsterten ihr Angesicht.
Sie denkt tiefsinnig nach und spricht:
Woher ist dieß Gebäud' entstanden?
Ist außer ihm wohl jemand noch vorhanden,
Der es gemacht? Ich seh's nicht ein.
Wer sollte dieser Jemand seyn?
Die Kunst, sprach die bejahrte Spinne,
Hat diesen Tempel aufgebaut.
Wohin auch nur dein blödes Auge schaut,
Wird es Gesetz und Ordnung inne;
Und dieß beweist, daß ihn die Kunst gebaut.
Hier lachte meine Fliege laut.
Die Kunst? sprach sie ganz höhnisch zu der Spinne,
Was ist die Kunst? Ich sinn' und sinne,
Ich sehe nichts, als ein Gedicht.
Was ist sie denn? Durch wen ist sie vorhanden?
Nein, dieses Mährchen glaub ich nicht.
Lern es von mir, wie dieser Bau entstanden:

Es kamen einſt von ohngefähr
Viel Steinchen einer Art hieher,
Und fiengen an, zuſammen ſich zu ſchicken.
Daraus entſtand der große hohle Stein,
In welchem wir uns beyd' erblicken.
Kann was begreiflicher als dieſe Meinung ſeyn?

Der Fliege können wir ein ſolch Syſtem vergeben;
Allein daß große Geiſter leben,
Die einer ordnungsvollen Welt
Ein Ungefähr zum Urſprung geben,
Und lieber zufallsweiſe leben,
Als einen Gott zum Thron erheben,
Das kann man ihnen nicht vergeben,
Wenn man ſie nicht für Narren hält.

Der arme Greis

Um das Rhinoceros zu ſehn,
(Erzählte mir mein Freund), beſchloß ich auszugehn.
Ich gieng vors Thor mit meinem halben Gulden,
Und vor mir gieng ein reicher, reicher Mann,
Der, ſeiner Miene nach, die eingelaufnen Schulden,
Nebſt dem, was er die Meſſe durch gewann,
Und was er, wenns ihm glücken ſollte,
Durch den Gewinſt nun noch gewinnen wollte,
In ſchweren Ziffern überſann.
Herr Orgon gieng vor mir, (ich geb' ihm dieſen Namen,
Weil ich den ſeinen noch nicht weiß):
Er gieng, doch eh wir noch zu unſerm Thiere kamen,
Begegnet uns ein alter ſchwacher Greis,
Für den, auch wenn er uns um nichts gebeten hätte,
Sein zitternd Haupt, das nur halb ſeine war,
Sein ehrlich fromm Geſicht, ſein heilig graues Haar
Mit mehr als Rednerkünſten redte.

Ach! sprach er, ach erbarmt euch mein!
Ich habe nichts, um meinen Durst zu stillen.
Ich will euch künftig gern nicht mehr beschwerlich seyn
Denn Gott wird wohl bald meinen Wunsch erfüllen,
Und mich durch meinen Tod erfreun.
O lieber Gott! laß ihn nicht ferne seyn.
So sprach der Greis; allein was sprach der Reiche?
Ihr seyd ein so bejahrter Mann,
Ihr seyd schon eine halbe Leiche,
Und sprecht mich noch um Geld zum Trinken an?
Ihr unverschämter alter Mann!
Müßt ihr denn noch erst Branntwein trinken,
Um taumelnd in das Grab zu sinken?
Wer in der Jugend spart, der darbt im Alter nicht. . . .
Drauf gieng der Geizhals fort. Ein Strom schamhafter Zähren
Floß von des Alten Angesicht. . . .
O Gott! du weißts! Mehr sprach er nicht.
Ich konnte mich der Wehmuth kaum erwehren,
Weil ich etwas mitleidig bin.
Ich gab ihm in der Angst den halben Gulden hin,
Für welchen ich die Neugier stillen wollte,
Und gieng, damit er mich nicht weinen sehen sollte.
Allein er rufte mich zurück.
Ach! sprach er mit noch nassem Blick,
Ihr werdet euch vergriffen haben;
Es ist ein gar zu großes Stück.
Ich bring euch nicht darum, gebt mir so viel zurück,
Als ich bedarf, um mich durch etwas Bier zu laben!
Ihr, sprach ich, sollt es alles haben;
Ich seh, daß ihrs verdient; trinkt etwas Wein dafür.
Doch, armer Greis, wo wohnet ihr?
Er sagte mir das Haus. Ich gieng am andern Tage
Nach diesem Greis, der mir so redlich schien,
Und that im Gehn schon manche Frag' an ihn;
Allein, indem ich nach ihm frage,
War er seit einer Stunde todt.

Die Mien' auf seinem Sterbebette
War noch die redliche, mit der er gestern redte.
Ein Psalmbuch und ein wenig Brodt
Lag neben ihm, auf seinem harten Bette.
O! wenn der Geizhals doch den Greis gesehen hätte,
Mit dem er so unchristlich redte,
Und der vielleicht ihn jetzt bey Gott verklagt,
Daß er vor seinem Tod ihm einen Trunk versagt!
So sprach mein Freund, und bat, die Müh auf mich zu nehmen,
Und öffentlich den Geizhals zu beschämen.
Wiewohl ein Mann, der sich zu keiner Pflicht
Als für das Geld versteht, der schämt sich ewig nicht.

Calliste.

O Leser! stelle dir mit zärtlichem Gemüthe
Einmal die größte Schönheit vor,
Auf deren Stirn der Frühling lächelnd blühte,
Um deren Herz sich längst ein edelmüthig Chor
Entzückter Jünglinge bemühte,
Die stell jetzt deinem Geiste dar,
Und fühl es recht, wie schön sie wahr.
Die, deren Schicksal ich erzähle,
Calliste, groß durch ihren Stand,
Und edler noch durch ihre Seele,
Ließ, weil sie sich nicht wohl befand,
Und weil der Doctor ihr den Aderlaß befohlen,
Des Königs ersten Wundarzt holen.
Er, dieser so berühmte Mann,
Der schmachtend insgeheim Callistens Reiz verehrte,
Weil ihm ihr hoher Stand ein größer Glück verwehrte,
Nahm die Gelegenheit mit tausend Freuden an.
Er kam. O wär er nie gekommen!
Er nimmt den weißen Arm, und streift ihn ängstlich auf,
Und forscht, von Lieb und Ahndung eingenommen,

Mit Zittern nach der Adern Lauf,
Und ſtreift in trunkner Angſt den Arm noch vielmal auf.
Calliſtens Freundinn ſieht ihn zagen,
Und ſagts ihr (heimlich ſagt ſies ihr.)
O! ſpricht ſie: Laſſen Sie den Herrn nur ruhig ſchlagen,
Und ſchlüg er zweymal fehl: ſo werd ich doch nichts ſagen;
Ich weiß, er meint es gut mit mir.
Der Arzt ſprach noch: das wollen wir nicht hoffen,
Und ſchlug, und rief: O unglückſelger Schlag!
Ich habe ja den Puls getroffen!
Und taumelte, bis er darnieder lag.
Sie, noch für den beſorgt, (kann man was edlers denken?)
Der ſo gefährlich ſie verletzt,
Verbot ihm oft, ſich nicht um ſie zu kränken,
Und blieb zween Tage lang bey allem Schmerz geſetzt.
Doch dieß war nur geringes Leiden.
Die Aerzte ſahn nunmehr die tödliche Gefahr,
Und wurden grauſam eins, den Arm ihr abzuſchneiden,
Weil ſonſten keine Rettung war:
Und ohne ſich darüber zu beklagen,
Reicht ſie den Arm, den ſchönen Arm ſchon dar,
Und bittet nur, den ja um Rath zu fragen,
Der Schuld an dieſem Unglück war.
So ward der Schönen denn das Leben
Für den Verluſt des Arms gegeben?
So war das Leben denn für ſo viel Schmerz der Lohn?
Sieh nur den Doctor an, ſein Schrecken ſagt dirs ſchon!
Er ſieht den Brand, und ſpricht mit bangem Ton:
Sie können länger nicht als noch drey Tage leben!
O Gott, wie kurz iſt dieſe Friſt!
Ihr Aerzte, helft ihr doch, wenn ihr zu helfen iſt!
Auch hier blieb noch das große Herz gelaſſen.
So, ſprach ſie, ſterb ich denn? Wohlan! Er iſt nicht Schuld.
Er würde gern für mich erblaſſen.
Gott hats verhängt; Gott ehr ich durch Geduld,
Und bin bereit, den Augenblick zu ſterben;

(Der Wundarzt trat indem herein,)
Sie aber, fuhr sie fort, setz ich hiemit zum Erben
Von allen meinen Gütern ein,
Sie möchten sonst unglücklich seyn!
Sie sprachs, und schlief großmüthig ein.

Der Affe.

Ein Affe sah ein Paar geschickte Knaben
Im Brett einmal die Dame ziehn,
Und sah auf jeden Platz, den sie der Dame gaben,
Mit einer Achtsamkeit, die stolz zu sagen schien,
Als könnt er selbst die Dame ziehn.
Er legte bald sein Mißvergnügen,
Bald seinen Beyfall an den Tag;
Er schüttelte den Kopf jetzt bey des einen Zügen
Und billigte darauf des andern seinen Schlag.
Der eine, der gern siegen wollte,
Sann einmal lange nach, um recht geschickt zu ziehn;
Der Affe stieß darauf an ihn
Und nickte, daß er machen sollte.
Doch welchen Stein soll ich denn ziehn,
Wenn du's so gut verstehst? sprach der erzürnte Knabe.
Den, jenen, oder diesen da,
Auf welchem ich den Finger habe?
Der Affe lächelte, daß er sich fragen sah,
Und sprach zu jedem Stein mit einem Nicken: Ja.

Um deren Weisheit zu ergründen,
Die thun, als ob sie das, was du verstehst, verständen:
So frage sie um Rath. Sind sie mit ihrem Ja
Bey deinen Fragen hurtig da:
So kannst du mathematisch schließen,
Daß sie nicht das Geringste wissen.

Der Bauer und sein Sohn.

Ein guter dummer Bauerknabe,
Den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm,
Und der, Trotz seinem Herrn, mit einer guten Gabe,
Recht dreist zu lügen, wieder kam,
Ging, kurz nach der vollbrachten Reise,
Mit seinem Vater über Land.
Fritz, der im Gehn recht Zeit zum Lügen fand,
Log auf die unverschämteste Weise.
Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.
Ja, Vater, rief der unverschämte Knabe,
Ihr mögt mirs glauben, oder nicht:
So sag ich euchs und jedem ins Gesicht,
Daß ich einst einen Hund bey — Haag gesehen habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
Der — ja, ich bin nicht ehrenwerth,
Wenn er nicht größer war, als euer größtes Pferd.
Das, sprach der Vater, nimmt mich Wunder;
Wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge sehn.
Wir, zum Exempel, gehn jetzunder,
Und werden keine Stunde gehn:
So wirst du eine Brücke sehn,
(Wir müssen selbst darüber gehn,)
Die hat dir manchen schon betrogen;
(Denn überhaupt solls dort nicht gar zu richtig seyn.)
Auf dieser Brücke liegt ein Stein,
An den stößt man, wenn man denselben Tag gelogen,
Und fällt, und bricht sogleich das Bein.
Der Bub erschrack, sobald er dieß vernommen.
Ach! sprach er, lauft doch nicht so sehr!
Doch wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groß sagt ich, daß er gewesen wär?
Wie euer großes Pferd? Dazu will viel gehören.
Der Hund, jetzt fällt mirs ein, war erst ein halbes Jahr:

Allein das wollt ich wohl beschwören,
Daß er so groß als mancher Ochse war.
Sie giengen noch ein gutes Stücke;
Doch Fritzen schlug das Herz. Wie konnt es anders seyn?
Denn niemand bricht doch gern ein Bein.
Er sah nunmehr die richterische Brücke,
Und fühlte schon den Beinbruch halb.
Ja, Vater, fieng er an, der Hund, von dem ich redte,
War groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte:
So war er doch viel größer, als ein Kalb.
Die Brücke kömmt. Fritz! Fritz! wie wird dirs gehn!
Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geschwind.
Ach Vater! spricht er, seyd kein Kind,
Und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen.
Denn kurz und gut, eh wir darüber gehen:
Der Hund war nur so groß, wie alle Hunde sind.

Du mußt es nicht gleich übel nehmen,
Wenn hie und da ein Geck zu lügen sich erkühnt.
Lüg auch, und mehr als er, und such ihn zu beschämen:
So machst du dich um ihn, und um die Welt verdient.

Der glückliche Dichter.

Ein Dichter, der bey Hofe war;
Bey Hofe? Was? bey Hofe gar?
Wie kam er denn zu dieser Ehre?
Ich wüßte nicht, wie ein Poet,
Ein Mensch, der nichts vom Recht und Staat versteht,
Was der bey Hofe nöthig wäre?
Was ein Poet bey Hofe nöthig ist?
Ja Freund, du hast wohl Recht zu fragen.
Mich ärgerts, daß August zween Dichter gern vertragen,
Die man doch jetzt kaum in den Schulen liest.
Was ists denn nun mit zehn Racinen
Und Molieren? Nichts! Gar nichts; der eine macht,

Daß man bey Hofe weint, der andre, daß man lacht.
Das heißt dem Staate trefflich dienen,
Dadurch wird ja kein Groschen eingebracht.
Doch auf die Sache selbst zu kommen.
Ein Dichter, den der Hof in seine Gunst genommen,
Schlief einst bey Tag im Louvre ein. —
Wie so? War er berauscht? Das kann wohl möglich seyn;
Man hat in Frankreich guten Wein,
Und Dichter sollen insgemein
Von Wahrheit, Liebe, Witz und Wein
Sehr gute Freund und Kenner seyn.
Ich mag die Welt nicht Lügen strafen,
Drum sag ich weder Ja, noch Nein.
Gnug der Poet war eingeschlafen,
Und war nicht schön, das man wohl merken muß;
Doch gab die Königinn, den Schlaf ihm zu versüßen,
Ihm im Vorbeygehn einen Kuß.
Was, rief ein Prinz, den blassen Mund zu küssen?
Blaß, sprach die Königinn, blaß ist er, das ist wahr;
Doch sagt der Mann mit seinem blassen Munde
Mehr Schönes oft in einer Stunde,
Als Sie, mein Prinz, durchs ganze Jahr.

Die Mißgeburt.

Frau Orgon! rief die Frau Gevatterinn,
Ach wüßten Sie, wo ich gewesen bin!
Ich will es Ihnen wohl entdecken;
Allein Sie müssen nicht erschrecken.
Ich komme gleich von einer Wöchnerinn.
Lucinde, daß ichs kurz erzähle,
Lucinde, die so stolze Seele,
Die uns durch ihren Staat so oft beschämt gemacht,
Erschrecken Sie nur nicht, hat in vergangner Nacht
Ein Kind, (verzeih's mirs Gott!) mit langen Hasenohren,
Ein recht abscheulich Kind geboren.

Die stolze Frau! ich richte nicht;
Allein ich weiß, daß nichts umsonst geschicht.
Lucinde wünscht, daß es verschwiegen bliebe!
Ich wünsch es selbst, aus Menschenliebe;
Allein die Stadt erfährts, gedenken Sie an mich;
Indeß behalten Sie die Heimlichkeit für sich.
Frau Orgon eilt von ihr erschrocken zu Dorinden,
Sie fragt nach ihrem Wohlbefinden,
Und schmäht mit ihr die Weiber, die gern schmähn.
Wie? sollte sie Dorinden nichts erzählen?
Nein, denn sie fängt schon an sich bestens zu empfehlen.
Warum muß der Besuch so bald zu Ende gehn?
Vielleicht, weil beyde sich von nichts zu reden schämen.
Deswegen? Nein, das glaub ich nicht.
Wie sollten dieß sich Weiber übel nehmen?
Da mancher große Mann, gelehrt von Angesicht,
Oft Tage lang von nichts mit großen Männern spricht.
So ist Frau Orgon schon gegangen?
Noch nicht. Nun aber geht sie fort.
Doch seht, sie kehrt sich um: Frau Schwester, noch ein Wort,
Ein Wort! Es soll mich sehr verlangen,
Ob Sie — Lucinde — Wie? Sie hätten nichts gehört?
Nichts, Gott vergieb mir meine Sünde,
Nichts von der Mißgeburt der kostbaren Lucinde,
Mit welcher sie die Welt beschwert?
Hier sieht man recht die göttlichen Gerichte!
Ein Kind mit härichtem Gesichte,
Das einem Hasen gleicht, und einem Pferdefuß,
Bedenken Sie, wie das erschrecklich lassen muß!
Allein Lucinde wills verheelen;
Drum sagen Sie nur weiter nichts davon.
Das arme Kind! Es ist ein Sohn.
Dorinde sagts ihr zu. Und doch soll mirs nicht fehlen,
Sie wird die Neuigkeit, so bald sie kann, erzählen,
Weil jene sie, zu schweigen, bat.
Sie thut es so getreu, als es Frau Orgon that.

Erſt hat das Kind nur Haſenohren,
Frau Orgon ſchenkt ihm drauf noch einen Pferdefuß;
Allein Dorinden iſts noch viel zu ſchön geboren.
Und weil ſie was verbeſſern muß,
Thut ſie dem Kinde den Gefallen,
Und macht ihm noch an beyde Hände Krallen.
Eh noch der Nachmittag verſtrich,
Ließ das Geheimniß ſich auf allen Gaſſen hören.
Die alten Mütter kreuzten ſich,
Und ſuchten ſchon recht mütterlich
Durch dieſes Zorngericht die Töchter zu bekehren.
Da war kein Menſch, der nicht mit einem Ach!
Von dieſem Wechſelbalge ſprach.
Die Knaben ſtritten ſelbſt, mit blutigem Geſichte
Schon für die Wahrheit der Geſchichte.
Sobald als dieß der Magiſtrat erfuhr
Schickt er den Phyſicus zu dieſer Creatur.
Er kam neugierig zu Lucinden;
Allein anſtatt den Wechſelbalg zu finden,
Fand er ein wohlgeſtaltes Kind,
An dem die Ohren größer waren,
Als ſie bey andern Kindern ſind.
Das war die Mißgeburt, der man ſo mit gefahren.

Der Dörfer und der Städte Plage,
Verwünſchſt ſeyſt du, gemeine Sage!
Die ſchnell mit dem, was ſie zu wiſſen kriegt,
Geheimnißvoll in alle Häuſer fliegt,
Und, wenn ſies dreymal ſagt, vom neuen dreymal lügt.
Ein giftig Weib, was kann ſie nicht erzählen;
Zumal, wenn es der armen Freundinn gilt?
Ein giftig Weib — Doch nein, ich mag nicht ſchmählen,
Mich ſchreckt die Redekunſt, mit der ſie andre ſchilt.

Die Ente.

Die Ente schwamm auf einer Pfütze,
Und sah am Rande Gänse gehn,
Und konnt aus angebornem Witze
Der Spötterey unmöglich widerstehn.
Sie hob den Hals empor, und lachte dreymal laut,
Und sah um sich, so wie ein Witzling um sich schaut,
Der einen Einfall hat, und mit Geschrey und Lachen,
So glücklich ist ihm Luft zu machen.
Die Ente lachte noch, und eine Gans blieb stehn.
Was, sprach sie, hast du uns zu sagen?
„Ach nichts! Ich hab euch zugesehn,
„Ihr könnt vortrefflich auswärts gehn.
„Wie lange tanzt ihr schon? Das wollt ich euch nur fragen."
Das, sprach die Gans, will ich die gerne sagen;
Allein du mußt mit mir spatziren gehn.

Ihr Kleinen, die ihr stets so gern auf Größre schmähet,
An ihnen tausend Fehler sehet,
Die ihr an euch doch nie entdeckt;
Glaubt, daß an euch der Sumpf, in dem ihr euch so blähet,
Dieselben Fehler auch versteckt.
Und sollen sie der Welt, wie euch, unsichtbar bleiben:
So laßt euch nicht daraus vertreiben!

Till.

Der Narr, dem oft weit minder Witz gefehlt,
Als vielen, die ihn gern belachen,
Und der vielleicht, um andre klug zu machen,
Das Amt des Albernen gewählt;
(Wer kennt nicht Tills berühmten Namen?)
Till Eulenspiegel zog einmal
Mit andern über Berg und Thal.
So oft als sie zu einem Berge kamen,

Ging Till an seinem Wanderstab
Den Berg ganz sacht und ganz betrübt hinab;
Allein wenn sie berganwärts stiegen,
War Eulenspiegel voll Vergnügen.
Warum, fing einer an, gehst du bergan so froh?
Bergunter so betrübt? Ich bin, sprach Till, nun so.
Wenn ich den Berg hinunter gehe:
So denk ich Narr schon an die Höhe,
Die folgen wird, und da vergeht mir denn der Scherz.
Allein, wenn ich berganwärts gehe:
So denk ich an das Thal, das folgt, und faß ein Herz.

Willst du dich in dem Glück nicht ausgelassen freun,
Im Unglück nicht unmäßig kränken:
So lern so klug, wie Eulenspiegel, seyn,
Im Unglück gern ans Glück, im Glück ans Unglück denken.

Cleant.

Cleant, ein lieber Advocat,
Der, wie es ihm nach seinem Eid gebührte,
Der Unterdrückten Sache führte,
Und manchen armen Schelm vom Galgen und vom Rad
Durch seinen Witz los processirte,
Half, weil man ihn um seinen Beystand bat,
Die Unschuld zweener Diebe retten,
Und brachte sie, weil er geschickt verfuhr,
Bald von der Marter zu dem Schwur,
Und durch den Schwur aus ihren Ketten.
Das arme Volk! Da sieht mans nun,
Wie man der Welt kann Unrecht thun!
Denn wär er nicht so treu die Sache durchgegangen:
So hätte man das arme Paar,
Das seiner That fast überwiesen war,
In aller Unschuld aufgehangen.

Jetzt waren sie nun beyde frey,
Und dankten ihrem Advocaten
Auf ihren Knien für seine Treu,
Und zahlten ihm, was die Gebühren thaten,
Und gaben ihm, von Dankbarkeit gerührt,
Ob er gleich nicht zu wenig liquidirt,
Noch einen Beutel mit Ducaten;
Und schwuren ihm bey ihrer Ehrlichkeit,
Wenn beßre Zeiten kommen sollten,
Daß sie für diesen Dienst, durch den er sie befreyt,
Ihn reichlicher belohnen wollten,
Allein die Nacht war vor der Thür.
Sie sahn nun, daß sie nicht nach Hause kommen könnten;
Drum gab der Advocat den redlichen Clienten
Aus Dankbarkeit ein Nachtquartier,
Weil sie so gut bezahlet hatten.
Dieß kam den Herren gut zu Statten;
Denn sie bedienten sich der Nacht,
Und knebelten den lieben Wirth im Bette,
Und stahlen das, was sie gebracht,
Und suchten fleißig nach, ob er nichts weiter hätte.
Drauf giengen sie zu ihm vors Bette,
Und nahmen höflich gute Nacht.

Der Wucherer.

Ein Wucherer kam in kurzer Zeit
Zu einem gräflichen Vermögen,
Nicht durch Betrug und Ungerechtigkeit,
Nein, er beschwur es oft, allein durch Gottes Segen.
Und um sein dankbar Herz Gott an den Tag zu legen,
Und auch vielleicht aus heiligem Vertraun,
Gott zur Vergeltung zu bewegen,
Ließ er ein Hospital für arme Fromme baun.
Indem er nun den Bau zu Stande brachte,
Und vor dem Hause stand, und heimlich überdachte,

Wie sehr verdient er sich um Gott und Arme machte:
Ging ein verschmitzter Freund vorbey.
Der Geizhals, der gern haben wollte,
Das dieser Freund das Haus bewundern sollte,
Frägt ihn mit freudigem Geschrey,
Obs groß genug für Arme sey?
Warum nicht? sprach der Freund, hier können viel Personen
Recht sehr bequem beysammen seyn;
Doch sollen alle die hier wohnen,
Die ihr habt arm gemacht: so ist es viel zu klein.

Der Tod der Fliege und der Mücke.

Der Tod der Fliege heißt mich dichten;
Der Tod der Mücke heischt mein Lied.
Und kläglich will ich dir berichten,
Wie jene starb, und die verschied.
Sie setzte sich, die junge Fliege,
Voll Muth auf einen Becher Wein;
Entschloß sich, that drey gute Züge,
Und sank vor Lust ins Glas hinein.
Die Mücke sah die Freundinn liegen:
Dieß Grabmal, sprach sie, will ich scheun.
Am Lichte will ich mich vergnügen,
Und nicht an einem Becher Wein.
Allein verblendet von dem Scheine,
Ging sie der Lust zu eifrig nach,
Verbrannte sich die kleinen Beine,
Und starb nach einem kurzen Ach!

Ihr, die ihr euren Trieb zu nähren
In dem Vergnügen selbst verdarbt,
Ruht wohl, und laßt zu euren Ehren
Mich sagen, daß ihr menschlich starbt.

Amynt.

Amynt, der sich in großer Noth befand,
Und, wenn er nicht die Hütte meiden wollte,
Die hart verpfändet war, zehn Thaler schaffen sollte,
Bat einen reichen Mann, in dessen Dienst er stand,
Doch diesesmal sein Herz vor ihm nicht zu verschließen,
Und ihm zehn Thaler vorzuschießen.
Der Reiche gieng des Armen Bitten ein.
Denn gleich aufs erste Wort? Ach nein!
Er ließ ihm Zeit, erst Thränen zu vergießen;
Er ließ ihn lange trostlos flehn,
Und oft um Gottes Willen flehn,
Und zweymal nach der Thüre gehn.
Er warf ihm erst mit manchem hartem Fluche
Die Armuth vor, und schlug hierauf
Ihm in dem dicken Rechnungsbuche
Die Menge böser Schuldner auf,
Und fuhr ihn, (denn dafür war er ein reicher Mann,)
Bey jedem Post gebietrisch schnaubend an.
Dann fing er an sich zu entschließen,
Dem redlichen Amynt, der ihm die Handschrift gab,
Auf sechs Procent zehn Thaler vorzuschießen,
Und dieß Procent zog er gleich ab.
Indem daß noch der Reiche zählte,
So trat sein Handwerksmann herein,
Und bat, weils ihm am Gelde fehlte,
Er sollte doch so gütig seyn
Und ihm den kleinen Rest bezahlen.
Ihr kriegt jetzt nichts, fuhr ihn der Schuldherr an;
Allein der arme Handwerksmann
Bat ihn zu wiederholtenmalen
Ihm die paar Thaler auszuzahlen.
Der Reiche, dem der Mann zu lange stehen blieb,
Fuhr endlich auf: Geht fort, ihr Schelm, ihr Dieb!
„Ein Schelm? das wäre mir nicht lieb.

„Ich werde gehn und Sie verklagen;
„Amynt dort hats gehört — Und eilends ging der Mann.
Amynt! fing drauf der Wuchrer an,
Wenn sie euch vor Gerichte fragen:
So könnt ihr mir ja zu gefallen sagen,
Ihr hättet nichts gehört. Ich will auch dankbar seyn,
Und euch statt zehn, gleich zwanzig Thaler leihn.
Denn diesen Schimpf, den er von mir erlitten,
Ihm auf den Rathhaus abzubitten,
Dieß würde mir ein ew'ger Vorwurf seyn.
Kurz, wollet ihr mich nicht, als Zeuge, kränken:
So will ich euch die zwanzig Thaler schenken;
So kommt ihr gleich aus aller eurer Noth.
Herr, sprach Amynt, ich habe seit zween Tagen,
Für meine Kinder nicht satt Brodt.
Sie werden über Hunger klagen,
So bald sie mich nur wieder sehn.
Es wird mir an die Seele gehn.
Die Schuldner werden mich aus meiner Hütte jagen,
Allein ich wills mit Gott ertragen.
Streicht euer Geld, das ihr mir bietet, ein,
Und lernt von mir die Pflicht, gewissenhaft zu seyn.

Herodes und Herodias.

Freund, wer Ein Laster liebt, der liebt die Laster alle.
Wer Ein Gesetz der Tugend übertritt,
Entheiligt in dem einen Falle
Im Herzen auch die andern mit.
O! sprichst du, welche Sittenlehre
Giebt euch der Geist der Schwermuth ein!
Gesetzt, daß ich der Wollust dienstbar wäre,
Werd ich deswegen wohl der Mordsucht eigen seyn?
Ich glaub es, lieber Freund, du wirst es mir verzeihn.
Schrift und Vernunft behaupten diese Lehre.
Der Witz, der dich die Wahrheit lehrt,

Die Hurerey sey kein Verbrechen,
Wird, wenns dein Vortheil nur begehrt,
Das Wort sogleich der Mordsucht sprechen.
Auf einmal wird man nie der größte Bösewicht,
Allein den Grund dazu kann man auf Einmal legen.
Verletze nur mit Vorsatz Eine Pflicht:
So hast du schon das schreckliche Vermögen,
Wodurch dein Herz die andern bricht.
Warum gehorchst du den Gesetzen?
Weil Gott, der Heilige, der deine Wohlfahrt liebt,
Sie den Vernünftigen zu ihrer Wohlfahrt giebt.
Doch darfst du Ein Gebot verletzen:
So schwächst du ja den Grund, auf den sie alle stehn.
Was kann sich dir denn widersetzen,
Dich nicht an allen zu vergehn?
O! merk es doch, noch unschuldsvolle Jugend!
Ich bitte dich, o merk es dir!
Es giebt nicht mehr, als Eine Tugend,
Und als Ein Laster neben ihr.
Hast du den Vorsatz nicht, nach allen heilgen Pflichten
Dich in und außer dir zu richten:
So prange hier und da mit guter Eigenschaft,
Dein Herz ist doch nicht tugendhaft.
So oft du's wagst, nur Eins von den Gesetzen,
Weil es dein Herz verlangt, mit Vorsatz zu verletzen:
So schwächst du aller Tugend Kraft,
Und bist bey hundert guten Thaten,
Die Hoffnung oder Furcht, Ruhm und Natur dir rathen,
Vor Gott und der Vernunft doch völlig lasterhaft.
O Jugend, faß doch diese Lehren,
Jetzt ist dein Herz geschickt dazu.
Dem kleinsten Laster abzuwehren,
Die Tugend ewig zu verehren,
Sey niemand eifriger, als du!
Durch sie steigst du zum göttlichen Geschlechte,
Und ohne sie sind Könige nur Knechte.

Sie macht dir erſt des Lebens Anmuth ſchön.
Sie wird bey widrigem Geſchicke,
Dich über dein Geſchick erhöhn.
Sie wird im letzten Augenblicke,
Wenn alle traurig von dir gehn,
In himmliſcher Geſtalt zu deiner Seite ſtehn,
Und in der Welt der ſel'gen Herrlichkeiten
Den Geiſt, weil ſie ihn liebt, begleiten.
Sie wird dein Schmuck vor jenen Geiſtern ſeyn,
Die ſich ſchon auf dein Glück und deinen Umgang freun.
O Menſch! iſt dir dieß Glück zu klein,
Um ſtrenge gegen dich zu ſeyn?
Nunmehr mag uns ein wahres Beyſpiel lehren,
Wie alle Laſter ſich von Einem Laſter nähren.

Herodias, wie uns die Schrift erzählt,
Brach dem die Treu, mit dem ſie ſich vermählt,
Und hing, an ſeines Bruders Seite,
Der Neigung nach, die auch ein Heide ſcheute,
Und die der Hof, der gern mit Worten ſpielt,
Für Zärtlichkeit und nicht für Unzucht hielt.
Doch laßt die Schmeichler knechtiſch ſprechen.
Johannes kömmt an Hof. Kein Thron verblendet ihn,
Von dem das Laſter ſtrahlt. Er ſieht es und ſpricht kühn:
Du haſt des Bruders Weib, dieß, Fürſt, iſt ein Verbrechen.
So redt ein Mann, aus dem der Geiſt der Tugend ſpricht.
Zur Niederträchtigkeit reizt ihn der Thron zu wenig.
Er fürchtet Gott mehr, als den König,
Und hält den Muth für ſeine größte Pflicht.
Wenn er zu deſſen Ehre ſpricht,
Von dem mit uns die Könige der Erden
Aus gleichem Staub gebildet werden.
So dreiſt ſprach Zacharia Sohn;
Allein der Kerker ward ſein Lohn.
Ein Widerruf könnt ihn daraus erretten;

Doch nein, ein Tugendfreund liegt lieber frey an Ketten,
Als ſklaviſch um der Fürſten Thron,
So frey indeß Johannes auch geſprochen;
So blieb er doch dem Fürſten werth.
Denn ſelber der, der jede Pflicht gebrochen,
Wird durch ein Herz gereizt, das Gott und Tugend ehrt;
Ein heimliches Gefühl heißt ihn dieß Herz noch lieben,
Und ſich, daß ers nicht hat, noch haſſen kann, betrüben.
Und alſo ſcheint der Fürſt noch tugendhaft zu ſeyn,
So ſehr ihn auch ſein Laſter eingenommen.
Wenn er unzüchtig iſt, iſt er drum grauſam? Nein;
Doch laßt nur einen Umſtand kommen:
So wird ers doch aus Wolluſt ſeyn.
Kein Laſter herrſcht jemals allein,
Und du begingſt vielleicht, wie er, das größte,
Wärſt du zum größten nicht zu klein.
Der Fürſtinn Tochter tanzt zu einem Freudenfeſte.
Der Hof bewundert ſie. Herodes wird entzückt,
Und fühlt, indem er ſie erblickt,
Der Mutter Blick in ihrer Tochter Blicke.
Er winkt der Salome: „Gebeut jetzt deinem Glücke,
„Und bitte, was du willſt; für meine Lieb und dich
„Iſt nichts zu groß, und nichts zu königlich.“
Die Tochter eilt mit frohen Schritten
Zu der Herodias, und fragt: was ſoll ich bitten?
„Bitt um des Täufers trotzig Haupt.“
O Gott! wer hätte das geglaubt?
Iſt für ein weiches Herz und für verbuhlte Blicke
Ein blutig Haupt ein reizungsvolles Glücke?
Ein Weib, das ſonſt die kleinſten Schmerzen ſcheut,
Findt, da die Wolluſt ihr gebeut,
Selbſt Wolluſt in der Grauſamkeit,
Und lehrt zugleich die Tochter ein Verbrechen?
Herodes hört den Wunſch, erſchrickt, und wird betrübt,
Weil er den frommen Täufer liebt;
Allein der Fürſtenſtolz weiſt ihn auf ſein Verſprechen.

Hats nicht der Hof gehört? Bist du nicht Herr und Fürst?
Wird sich Herodias nicht gleich durch Kaltsinn rächen,
Wofern du nicht den Wunsch erfüllen wirst?
Gebeut, sprach seine Brunst; und eilig willigt er
In dieses grausame Vergnügen.
Man bringt des Täufers Haupt auf einer Schüssel her.

Hier siehst du ja, wie bald nach leichter Gegenwehr
In Einem Laster alle siegen!

Der Freygeist.

Ihr, die ihr nach der Tugend strebet,
Ihr, die ihr dem gehorsam seyd,
Was die Vernunft und was die Schrift gebeut,
Ein Freygeist lacht euch aus, daß ihr so sklavisch lebet.
Was sucht ihr? fragt er euch; nicht die Zufriedenheit?
Ists möglich, sich so zu betrügen?
Um euch vergnügt zu sehn, raubt ihr euch das Vergnügen?
Ihr sucht die Ruh, und findt sie in der Last,
Haßt, was ihr liebt, und liebet, was ihr haßt,
Habt ihr Vernunft? Ich zweifle fast.
Die Freiheit in der Tugend finden,
Das heißt, um frey zu seyn, sich erst an Ketten binden.
Dringt durch des Aberglaubens Nacht,
Die euch zu finstern Köpfen macht;
Folgt der Natur, genießt, was sie euch schenket;
Sucht nichts, als was ihr wünscht; flieht nichts, als was euch kränket;
Denkt frey, und lebet, wie ihr denket,
Und gebt nicht auf die Thoren Acht.
Der Pöbel ist der größte Hauf auf Erden,
Von diesem reißt euch los. Er weiß nicht, was er glaubt,
Hält seinen Trieb für unerlaubt,
Und sieht nicht, daß er sich sein Glück aus Milzsucht raubt;
Sonst würd er nicht so abergläubisch werden.

Drum faßt den kurzen Unterricht:
Was viele glauben, glaubet nicht.
Sie glauben es aus Trägheit, nicht zu prüfen;
Doch ein Vernünftiger dringt in der Wahrheit Tiefen.
Was ist die Schrift? Was lehret sie?
Ein traurig Leben, reich an Müh,
Und Räthsel, die wir aufzuschließen
Erst der Vernunft entsagen müssen.
Was ist das mächtige Gewissen?
Ein Ding, das die Erziehung schafft,
Ein heilig Erbtheil aller Blöden;
Doch die, die wissen, was sie reden,
Empfinden nichts von seiner Kraft.
Folgt der Natur. Sie ruft; was kann sie anders wollen,
Als daß wir ihr gehorchen sollen?
Die Furcht erdachte Recht und Pflicht
Und schuf den Himmel und die Hölle.
Setzt die Vernunft an ihre Stelle,
Was seht ihr da? den Himmel und die Hölle?
O nein! ein weibisches Gedicht.
Laßt doch der Welt ihr kindisches Geschwätze.
Was jeden ruhig macht, ist jedes sein Gesetze;
Mehr glaubt und braucht ein Kluger nicht.
Dieß war der Witz, mit dem in seinem Leben
Ein Freygeist sein System erwies,
Die Tugend von dem Throne stieß,
Um nur sein Laster drauf zu heben.
Sein böses Herz war ihm Vernunft und Gott,
Und der am Kreuze starb, war oft des frechen Spott.
Sein Ende kam. Und der, der nie gezittert,
Ward plötzlich durch den Tod erschüttert.
Das Schrecken einer Ewigkeit,
Ein Richter, der als Gott ihm fluchte,
Ein Abgrund, welcher ihn schon zu verschlingen suchte,
Zerstörte das System tollkühner Sicherheit.
Und der, der sonst mit seinen hohen Lehren

Der ganzen Welt zu widerstehn gewagt,
Fing an, der Magd geduldig zuzuhören,
Und ließ von seiner frommen Magd,
Zu der er tausendmal, du christlich Thier, gesagt,
Sich widerlegen und bekehren.
So stark sind eines Freygeists Lehren.

Das Vermächtniß.

Oront, der in der Welt das große Glück erlebt,
Das Fürsten oft den Hirten lassen müssen,
Das Glück, von einem Freund sich treu geliebt zu wissen,
Oront, der sich dieß Glück, so arm er war, erstrebt,
Ward krank. Sein kluger Arzt sah an verschiednen Fällen,
Daß keine Rettung möglich war,
Eröffnete dem Kranken die Gefahr,
Und hieß ihn, bald sein Haus bestellen.
Oront, der sich nunmehr dem Irdischen entziehn,
Und frey im Geist den Tod erwarten wollte,
Bat, daß man seinen Freund ihm eiligst rufen sollte.
Sein Freund, sein Pylades, erschien.
Ach! sprach Oront, nach zärtlichem Umfassen
Ich sterb, und was mir Gott verliehn,
Will ich, mein Freund, dir hinterlassen:
Dir laß ich meinen Sohn, ihn redlich zu erziehn,
Und meine Frau, sie zu ernähren;
Denn du verdienst, daß sie dir angehören.

Die Gutthat.

Wie rühmlich ists, von seinen Schätzen
Ein Pfleger der Bedrängten seyn,
Und lieber minder sich ergötzen,
Als arme Brüder nicht erfreun!
Beaten fiel heut ein Vermögen
Von Tonnen Golds durch Erbschaft zu.

Nun, sprach sie, hab ich einen Segen,
Von dem ich Armen Gutes thu.
Sie sprachs. Gleich schlich zu seinem Glücke
Ein siecher Alter vor ihr Haus,
Und bat, gekrümmt auf seiner Krücke,
Sich eine kleine Wohlthat aus.
Sie ward durchdrungen vom Erbarmen,
Und fühlte recht des Armen Noth,
Sie weinte, ging und gab dem Armen
Ein großes Stück verschimmelt Brodt.

Der Candidat.

Ein Candidat, der gern befördert werden wollte,
Lag einen sehr berühmten Mann,
Der viel vermocht', inständig an,
Daß er sein Glück ihm machen sollte,
Und reichte, weil ein Platz im Rathsstuhl offen war,
Dem Gönner eine Bittschrift dar.
Der Gönner las sie durch, und las sie mit Vergnügen.
Es kränkt mich, fing er an, und nahm ihn bey der Hand,
Daß ich Sie eher nicht gekannt.
Ich lieb und ehre den Verstand;
Sie sollen dieses Amt vor allen andern kriegen.
Er sprach darauf mit ihm, und was der Jüngling sprach,
Verrieth den besten Geist, geschaffen zum Studiren,
Zum größten Amte nicht zu schwach,
Und werth, die andern zu regieren.
Ach! sprach der Gönner ganz erfreut,
Nun kenn ich Sie; das Amt ist Ihre,
Und in der größten Freundlichkeit
Ging er mit ihm bis vor die Thüre.
Hier bot der Jüngling ihm ein großes Goldstück an,
Um sichrer noch zu gehn. Nein, sprach der wackre Mann,
Nunmehr soll dieses Amt nicht Ihre;

Denn wer Geschenke giebt, nimmt sie auch wieder an;
Ihr Herz ist schlecht. Hier griff er nach der Thüre.

Die schlauen Mädchen.

Zwey Mädchen brachten ihre Tage
Bey einer alten Base zu.
Die Alte hielt zu ihrer Muhmen Plage
Sehr wenig von der Morgenruh.
Kaum krähte noch der Hahn bey frühem Tage:
So rief sie schon: Steht auf, ihr Mädchen, es ist spät,
Der Hahn hat schon zweymal gekräht.
Die Mädchen, die so gern noch mehr geschlafen hätten,
Denn überhaupt sagt man, daß es kein Mädchen giebt,
Die nicht den Schlaf und ihr Gesichte liebt,
Die wanden sich in ihren weichen Betten,
Und schwuren dem verdammten Hahn
Den Tod, und thaten ihm, da sie die Zeit ersahn,
Den ärgsten Tod rachsüchtig an.
Ich habs gedacht, du guter Hahn!
Erzürnter Schönen ihrer Rache
Kann kein Geschöpf so leicht entfliehn.
Und ihren Zorn sich zuzuziehn,
Ist leider! eine leichte Sache.
Der arme Hahn war also aus der Welt.
Vergebens nur ward von der Alten
Ein scharf Examen angestellt.
Die Mädchen thaten fremd, und schalten
Auf den, der diesen Mord gethan,
Und weinten endlich mit der Alten
Recht bitterlich um ihren Hahn.
Allein was halfs den schlauen Kindern?
Der Tod des Hahns sollt ihre Plage mindern,
Und er vermehrte sie noch mehr.
Die Base, die sie sonst nicht eh im Schlafe störte,

Als bis sie ihren Haushahn hörte,
Wußt in der Nacht jetzt nicht, um welche Zeit es wär;
Allein, weil es ihr Alter mit sich brachte,
Daß sie um Mitternacht erwachte:
So rief sie die auch schon um Mitternacht,
Die später aufzustehn, den Haushahn umgebracht.

Wärst du so klug, die kleinen Plagen,
Des Lebens willig auszustehn:
So würdest du dich nicht so oft genöthigt sehn,
Die größern Uebel zu ertragen.

Epictet.

Verlangst du ein zufriednes Herz:
So lern die Kunst, dich stoisch zu besiegen,
Und glaube fest, daß deine Sinne trügen.
Der Schmerz ist in der That kein Schmerz,
Und das Vergnügen kein Vergnügen.
So bald du dieses glaubst: so nimmt kein Glück dich ein,
Und du wirst in der größten Pein
Noch allemal zufrieden seyn.
Das, sprichst du, kann ich schwer verstehn.
Ist auch die stolze Weisheit wahr?
Du sollst es gleich bewiesen sehen;
Denn Epictet stellt dir ein Beyspiel dar.
Ihn, als er noch ein Sklave war,
Schlug einst sein Herr mit einem starken Stabe
Zweymal sehr heftig auf das Bein.
Herr, sprach der Philosoph, ich bitt ihn, laß ers seyn,
Denn sonst zerschlägt er mir das Bein.
Gut, weil ich dirs noch nicht zerschlagen habe:
So soll es, rief der Herr, denn gleich zerschlagen seyn.
Und drauf zerschlug er ihm das Bein.
Doch Epictet, anstatt sich zu beklagen,
Fing ruhig an: Da sieht ers nun!
Hab ichs ihm nicht gesagt, er würde mirs zerschlagen?

Dieß, Mensch, kann Zenos Weisheit thun!
Besiege die Natur durch diese starken Gründe,
Und willst du stets zufrieden seyn;
So bilde dir erhaben ein,
Lust sey nicht Lust, und Pein nicht Pein.
Allein, sprichst du, wenn ich das Gegentheil empfinde,
Wie kann ich dieser Meinung seyn?
Das weiß ich selber nicht; indessen klingts doch fein,
Trotz der Natur sich stets gelassen seyn.

Elpin.

Ein Großer in Athen, der kein Verdienst besaß,
Als daß er vornehm trank und aß,
Und sein Geschlecht zu rühmen nicht vergaß,
Verlangte doch den Ruhm zu haben,
Als hätt er wirklich große Gaben.
Denn mancher, der, wenn ihn nicht die Geburt erhöht,
Da stünde, wo sein Christoph steht,
Und kaum zum Diener tüchtig wäre,
Hält desto mehr auf Ruhm und Ehre,
Je dreister sich sein Herz, Troz seinem Stolz, erkühnt,
Und ihm oft sagt, daß er sie nicht verdient.
In eben dieser Stadt, in der der Große wohnte,
War ein Poet, der die Verdienste pries,
Die Tugend durch sein Lied belohnte,
Und durch sein Lied unsterblich werden hieß:
Den bat Elpin, ihn zu besingen.
Sie können, sprach der große Mann,
Durch meinen Namen sich zugleich in Ansehn bringen.
Mein Herr, rief der Poet, es geht unmöglich an.
Ich hab aus Eigensinn einst ein Gelübd gethan,
Nur das Verdienst und nie den Namen zu besingen.

Das Hospital.

Elmire war zur Wittwe worden,
Und nahm sich vor, nicht mehr zu freyn.
Allein sie war noch jung; was macht man ganz allein?

Ich dächte doch, sie könnte wieder freyn.
Der Wittwenstand ist ein betrübter Orden!
Elmire sahs und schritt zur zweyten Wahl,
Allein sie war das erstemal
Nicht gar zu wohl verwahret worden.
Denn leider sind die Zeiten so betrübt,
Daß es viel böse Männer giebt.
Elmire that daher ein feyerlich Gelübd,
Indem sie sich zur zweyten Ehe schickte:
Sie wollte, wenn es ihr mit ihrem Manne glückte,
Ein Hospital für fromme Männer baun;
Denn sie war reich. Und kurz, sie ließ sich wieder traun.
O welche Lust erfolgt oft nach dem Leide!
Das war ein Mann, ein allerliebster Mann!
Fromm, wie ein Kind, gefällig, wie die Freude,
Und der auf nichts als ihr Vergnügen sann.
Wie hätte sie sich ihn denn besser wünschen mögen?
Sie ließ geschwind den Grund zum Hospitale legen.
Vier Wochen strichen hin. Nun war der Grund gelegt,
Und bald wird man das erste Stockwerk sehen;
Doch nein, Elmire kömmt, und heißt, vom Zorn bewegt,
Die Maurer aus einander gehen.
Wie? sollt es nicht mehr gut in ihrer Ehe stehen?
Das kann nicht möglig seyn, sie sind ja kaum getraut!
Nun kurz und gut, es ward nicht fortgebaut.
Und ungefähr nach einem halben Jahre
Lag dieser Mann auch auf der Bahre,
Der liebe Mann!
Die Frau schwört Stein und Bein,
Ihr Lebelang nicht mehr zu freyn;
Und doch war sie nach zwey und funfzig Wochen
(Der Bau muß ja vollendet seyn)
Bereits das drittemal versprochen.
O das war erst ein würdiger Gemahl!
Verständig, zärtlich und verbindlich,
Nicht eigensinnig nicht empfindlich;

Er hat da nur, wo jener wild befahl;
Die Blicke ſeiner Frau erfüllt er als Befehle.
Kurz, beyde waren recht Ein Herz und Eine Seele.

Die gute Frau! ich gönn ihr dieſen Mann.
Allein ſie wollte doch nicht trauen;
Sie fing nicht gleich, wie ehmals, an zu bauen.
Ich lobe ſie darum, und hätt es ſelbſt gethan;
Der Henker mag den Männern trauen,
Wenn man ſo leicht ſich zweymal irren kann.

Sie fand nunmehr nach einem halben Jahre
Den Gatten noch ſo liebenswerth,
Als an dem Tag, da er, gefragt vor dem Altare,
Ihr durch ein ſeufzend Ja! ſein zärtlich Herz erklärt.
Der Bau wird fortgeſetzt. Ich ſeh Elmiren kommen,
Wie freundlich ſieht ſie diesmal aus!
„Ach Meiſter, fördert doch das Haus!
„Warum habt ihrs denn angenommen?
„Ich geb euch ja das Geld voraus?
„Laßt doch noch mehr Geſellen kommen.“

Ey das geht gut! Ich kann mich nicht genug erfreun;
Das muß ein rechter Ehmann ſeyn!

Die Maurer fördern ſich, und binnen vierzehn Tagen
Sieht man das erſte Stockwerk ſtehn:
Und nun läßt ſich Elmire wieder ſehn.
Man ſiehts ihr an, ſie hat etwas zu ſagen;
Vielleicht ſah ſie die Maurer müßig ſtehn?
Denn leider pflegts ſo her zu gehn.
Vielleicht hat man am Bau etwas verſehn?
Das ſollte mich doch ſelbſt verdrießen.
Jetzt öffnet ſie den Mund; nun wird ſichs zeigen müſſen.
Ach! fängt ſie heftig an zu ſchreyn:
Hört auf, und reißt den Plunder ein!
Ich laſſe keinen Stein mehr tragen,
Wofür verbaut ich denn mein Geld?

Für Männer, die die Weiber plagen?
Denn andre giebts nicht auf der Welt.
Die böse Frau! Man sollte sie verklagen.

Der betrübte Wittwer.

In Poitou, (ich will mit Fleiß die Gegend nennen,
Damit sich die befragen können,
Die, wenn ein kleiner Umstand fehlt,
Schon zweifeln, ob man wahr erzählt,)
In Poitou ließ einst ein Mann sein Weib begraben;
Allein man merk es wohl, man ist in Poitou;
Da geht es, wenn sie Leichen haben,
So prächtig, wie bey uns, nicht zu,
Man kleidet sie geschwind mit leinen Sterberöcken,
Und trägt den Sarg, ohn ihn erst zuzudecken,
An den für ihn bestimmten Ort.
So trug man auch den offnen Sarg jetzt fort;
Doch was geschieht, indem sie ihn so tragen?
Der Leichenweg ging dicht an einer Hecke hin;
Hier ritzt ein Dorn die todte Frau ins Kinn.
Auf einmal fängt sie an, die Augen aufzuschlagen,
Und ruft: wohin wollt ihr mich tragen?
Hier, deucht mich, hör ich viele fragen,
Wie kam die gute Frau zurück?
Hielt es der Mann auch für ein Glück,
Die Hälfte wieder zu bekommen,
Die ihm der Tod zuvor genommen?
Wie mag ihm wohl gewesen seyn?
Das letzte wird man gleich erfahren.
Nach weniger als sieben Jahren
Büßt sie das zweitemal ihr junges Leben ein.
Der Mann gab ihr vom neuen das Geleite,
Und ging gesetzt an seiner Gattinn Seite,
Wie alle harte Bauersleute.
Allein so bald er nur die Hecke wieder sah;

So wies er erſt, wie viel ſein Herz empfände.
Er rung mit Thränen beyde Hände.
Ach! rief er aus, da war es, da!
Kommt ja der Hecke nicht zu nah!

Der Tartarfürſt.

Ein Tartarfürſt, von dem man in Geſchichten preiſt,
Daß er, als Prinz, Europa durchgereiſt,
Befahl, weil er ſein Volk galanter machen wollte,
Daß kein vornehmes Weib ihr Kind ſelbſt ſtiden ſollte.
Die wilden Damen lachten nur;
Sie nährten, nach wie vor, ihr Kind mit ihren Brüſten,
Und glaubten, daß ſie der Natur
Und ihren Müttern folgen müſten.
Der Chan fing an, ſich zu entrüſten,
Gab ein ſehr ſcharf Mandat, und ſchwur,
Daß jede Frau vom Stande ſterben ſollte,
Die für ihr Kind nicht Ammen halten wollte.
Und weil ſie ſich gezwungen ſahn,
So nahmen ſie denn Ammen an.
Allein ſie konnten ſich des Triebs nicht lang erwehren,
Ihr eigen Blut an ihrer Bruſt zu nähren.
Die meiſten fingen an, dem Chan den Tod zu ſchwören.
Einſt, als der Tartarfürſt ſich ganz allein befand,
Kam, mit dem Degen in der Hand,
Ein vornehm Weib auf ihn gerannt,
Und ſprach, von edlem Grimm enthrannt:
Hör auf, mein Kind mir abzudringen,
Sonſt bin ich hier, dich umzubringen.
Ich ſäug es ſelbſt, und ſäug es mir zur Luſt;
Deswegen hab ich dieſe Bruſt.
In dieſer Pflicht, mein Kind daran zu nehmen,
Soll mich, o Fürſt, kein Thier beſchämen.
Der gute Tartarfürſt erſchrack,
Und unterließ, um nicht ſein Leben zu verlieren,

Den Europäiſchen Geſchmack
In ſeinen Horden einzuführen.

Der junge Prinz.

Ein junger Prinz, der ſich des Oheims Gunſt empfohlen,
Bekam von ihm zweyhundert Stück Piſtolen,
Mit der Ermunterung, damit wohl umzugehn.
Er ließ nach ein'ger Zeit ſich wieder vor ihm ſehn.
Indem, daß nun der Oheim mit ihm redte,
So fragt er ihn zu gleicher Zeit,
Ob er das letzte Geld wohl angewendet hätte?
Hier, ſprach der junge Prinz erfreut,
Hier hab ich meine ganze Caſſe;
An den zwey hunderten fehlt nicht ein einzig Stück.
Der Oheim nahm den Augenblick
Das Geld, und warf es auf die Gaſſe.
Lernt, Prinz, fing drauf der Oheim an,
Die Kunſt, das Geld nutzbarer anzuwenden;
Ein Prinz hat darum viel in Händen,
Damit er vielen dienen kann.

Das neue Ehepaar.

Nach ſo viel bittern Hinderniſſen,
Nach ſo viel ängſtlicher Gefahr,
Als jemals noch ein zärtlich Paar
Hat dulden und beweinen müſſen,
Ließ endlich doch die Zeit mein Paar das Glück genießen,
Das, wenns ein Lohn der Tugend iſt,
Sie durch Beſtändigkeit zehnfach verdienet hatten.
Sie, die ſich, hart bedroht, als Liebende geküßt,
Die küßten ſich nunmehr erlaubt als Ehegatten,
Nachdem ſie neidſcher Feinde Liſt
Und ſtrenger Aeltern Zorn liebreich beſänftigt hatten.
Wer war, nach langer Jahre Müh,

Nun glücklicher als Er und Sie?
Denn, was man liebt, geliebt beſitzen können,
In einem treuen Arm ſich ſeines Lebens freun,
Iſt, Menſchen, dieß kein Glück zu nennen:
So muß gar keins auf Erden ſeyn.
Hier wett ich wohl, daß mancher heimlich ſpricht:
Der gute Menſch verſteht es nicht,
Denn wär die Lieb ein Glück, was könnte mir denn fehlen,
Da ein erleſ'nes Weib in meinen Armen liegt?
Iſt ſie nicht reich und ſchön? doch bin ich nicht vergnügt.
Ich glaub es, lieber Freund; allein ſich ſo vermählen,
Wie viele thun, das heißt nicht lieben, nein;
Das heißt, mit weit getrennten Seelen
Ein Leib in einem Hauſe ſeyn.
Ein unverhofftes Glück begegnet unſern Beyden.
Wie weinen ſie vor Zärtlichkeit!
Der arme Mann ſoll jetzt auf kurze Zeit
Von ſeiner theuren Gattinn ſcheiden,
Weil ihn ein naher Freund in einer fernen Stadt
Zum Erben eingeſetzet hat.
Von heiſſen Lippen losgeriſſen,
Und doch entbrannt, ſich länger noch zu küſſen,
Sprach eines, was das andre ſprach,
Dem andern immer ſtammelnd nach,
Ein Lebewohl, ein ſeufzend Ach!
Er ſtieg nunmehr ins Schiff, (wie oft ſah er zurücke!)
Und Doris blieb am Ufer ſtehn,
Um ihrem Damon, ihrem Glücke,
Noch lange ſchmachtend nachzuſehn.
O Himmel! hör ich ſie noch an dem Ufer flehn,
Bring meinen Mann geſund zurücke.
Das Schiff bringt ihn an ſeinen Ort.
Er ſchreibt mit jeder Poſt: Bald, Doris, werd ich kommen.
Kaum hat er auch ſein Gut noch in Beſitz genommen,
So eilt er ſchon zu Schiffe wieder fort,
Und ſchreibt, damit ſie nichts von ſeiner Ankunft wüßte,

Daß, wider sein gegebnes Wort,
Er noch acht Tage warten müßte,
Eh er sie wiedersäh und küßte.
Die junge Frau, die, wenn die Sonn entwich,
Aus ihrem von der See nicht fernen Hause schlich,
Und gern am Ufer sich verweilte,
Ging jetzund an der Freundinn Hand,
Mit der sie stets ihr Herze theilte,
An den ihr angenehmen Strand.
Sie redten. Und wovon? Erräthst du dieß noch nicht,
Wovon ein treues Weib, die schmachtend wartet, spricht?
So bist du auch nicht werth, den Inhalt zu erfahren.
Nein, nein, verschweig es mein Gedicht,
Wie zärtlich Doris Wünsche waren!
Das Herz wird dem, der liebt, sich selber offenbaren,
Und für die andern schreib ich nicht.
Indem daß Doris noch mit manchem frohen Ach!
Von ihres Gatten Ankunft redte,
Und von dem Gastgebote sprach,
Das sie sich ausgesonnen hätte,
Indem sie noch von ihrer Erbschaft redte,
Und, wenn sie den Entwurf zu ihrem Glück gemacht,
Sich oft in dem Entwurfe störte,
Und den, der sie im Testament bedacht,
Mit dankerfüllten Thränen ehrte:
Indem sie zum voraus die Armen speisen ließ,
Und mütterlich den Waisen sich erwies,
Der Kranken Herz mit Stärkungen erquickte,
Und den Gefangnen Hülfe schickte;
Indem sie dieß im Geist von ihrer Erbschaft that,
Und in ihr Glück vertieft, ans Ufer näher trat:
Fing ihre Freundinn an: Was schwimmt dort auf dem Meere?
Ein Kästchen! Wie? wenns voll Juwelen wäre
Ach Doris! wäre das nicht schön?
Allein ich sag es dir, ich habs zuerst gesehn;
Und kömmt es an den Strand geschwommen,

So iſt das Glück des Schiffbruchs mein;
Doch du wirſt ja bald nieder kommen,
Und das verſteht ſich ſchon, ich muß Gevatter ſeyn,
Dann bind ich dir drey Schnuren Perlen ein,
Die junge Frau belohnte Scherz mit Scherze.
Es nähert ſich, fing jene wieder an;
Doch wie erſchracken ſie, als ſie zu ihrem Schmerze
Fern einen Leichnam ſchwimmen ſahn.
Wer weiß, ſprach Doris, welcher ſchon
Die Thränen in den Augen ſtunden,
Wer weiß, iſt der, der hier ſein Grab gefunden,
Nicht grauer Aeltern einzger Sohn?
Wer weiß, mit welcher trunknen Freude
Jetzt die verlebten alten Beyde,
Ihn zu empfangen, fertig ſtehn,
Und ſich im Geiſt erfreun, die Braut ihm anzubieten,
Die ſie für ihn erwählt, und treulich für ihn hüten?
Gott geb es nicht, daß ſie den Anblick ſehn!
Wer weiß, ward nicht durch ſeinen Tod
Der treuſten Frau ein lieber Mann entriſſen,
Die bald ihr eignes Weh, bald ihrer Kinder Noth
In Armuth wird beweinen müſſen!
Wer weiß, wie vielmal er bethränt,
Eh er noch ſtarb, das arme Weib erwähnt!
Doch, Freundinn, komm von der betrübten Stelle,
Damit mein Herz nicht länger zittern darf.
Dieß ſagte ſie und ging, als eben eine Welle
Den Todten an das Ufer warf,
Die Freundinn ſah ihn an, und ſchrie mit Ungeſtüm:
Mein Vetter! und fiel neben ihm.
Auf dieß Geſchrey kam Doris wieder,
Der lieben Freundinn beyzuſtehn.
Ach, Doris, ach! was wirſt du ſehn?
Sie ſieht, und fällt auf ihren Gatten nieder,
Und ſtirbt an ſeiner ſtarren Bruſt.
Indeß erwacht die Freundinn wieder,

Und zeigt der Nachbarschaft den doppelten Verlust.
Hier bebte der, den man nie zittern sehn,
Und dem, der nie geweint, floß Wehmuth vom Gesichte,
Und niemand fragte, was geschehn.
Der Anblick selbst erzählte die Geschichte.

Beweint, ihr mitleidsvollen Seelen,
Die traurigste Begebenheit
Elend gewordner Zärtlichkeit,
Und schmeckt das Glück, um andre sich zu quälen.
Laßt uns die Unschuld oft im größten Unglück sehn,
Und leidet mit bey fremden Schmerzen;
Dieß Mitleid heiligt unsre Herzen,
Und heißt die Menschenlieb in uns ihr Haupt erhöhn.
Die Tugend bleibt uns noch im Unglück selber schön.

Der Jüngling.

Ein Jüngling, welcher viel von einer Stadt gehört,
In der der Segen wohnen sollte,
Entschloß sich, daß er sich da niederlassen wollte.
Dort, sprach er oft, sey dir dein Glück bescheert!
Er nahm die Reise vor, und sah schon mit Vergnügen
Die liebe Stadt auf einem Berge liegen.
Gottlob! fing unser Jüngling an,
Daß ich die Stadt schon sehen kann;
Allein der Berg ist steil. O, wär er schon erstiegen!
Ein fruchtbar Thal stieß an des Berges Fuß.
Die größte Menge schöner Früchte
Fiel unserm Jüngling ins Gesichte.
O! dacht er, weil ich doch sehr lange steigen muß,
So will ich, meinen Durst zu stillen,
Den Reisesack mit solchen Früchten füllen.
Er aß, und fand die Frucht vortrefflich von Geschmack,
Und füllte seinen Reisesack.

Er flieg den Berg hinan, und fiel den Augenblick
Beladen in das Thal zurück.
O Freund! rief einer von den Höhen:
Der Weg zu uns ist nicht so leicht zu gehen.
Der Berg ist steil, und mühsam jeder Schritt;
Und du nimmst dir noch eine Bürde mit?
Vergiß das Obst, das du zu dir genommen:
Sonst wirst du nicht auf diesen Gipfel kommen.
Steig leer, und steig beherzt, und gieb dir alle Müh;
Denn unser Glück verdienet sie.
Er flieg und sah empor, wie weit er steigen müßte.
Ach Himmel! ach! es war noch weit.
Er ruht' und aß zu gleicher Zeit
Von seiner Frucht, damit er sich die Müh versüßte.
Er sah bald in das Thal, und bald den Berg hinan
Hier traf er Schwierigkeit und dort Vergnügen an.
Er sinnt. Ja, ja, er mag es überlegen.
Steig, sagt ihm sein Verstand, bemüh dich um dein Glück!
Nein, sprach sein Herz, kehr in das Thal zurück;
Du steigst sonst über dein Vermögen.
Ruh etwas aus, und iß dich satt,
Und warte, bis dein Fuß die rechten Kräfte hat!
Dieß that er auch. Er pflegte sich im Thale,
Entschloß sich oft zu gehn, und schien sich stets zu matt.
Das erste Hinderniß galt auch die andernmale!
Kurz, er vergaß sein Glück, und kam nie in die Stadt.

Dem Jüngling gleichen viele Christen.
Sie wagen auf der Bahn der Tugend einen Schritt,
Und sehn darauf nach ihren Lüsten,
Und nehmen ihre Lüste mit.
Beschwert mit diesen Hindernissen,
Weicht bald ihr träger Geist zurück;
Und auf ein sinnlich Glück beflissen,
Vergessen sie die Müh um ein unendlich Glück.

Eraſt.

Dorant, ein reicher Mann, der weiter keinen Erben,
Als einen Vetter hinterließ,
Der reicher war als er, und keinem Guts erwies,
Dorant beſchloß, bey ſeinem Sterben
An ſeines Vetters Statt Eraſten zu erfreun,
Und ſetzte dieſen Freund, der's würdig war, zum Erben
Von zwanzig tauſend Thalern ein.
Der Vetter, der die Stadt recht giftig überredte,
A's ob Eraſt, der ſo rechtſchaffne Mann,
Das Teſtament erſchlichen hätte,
Fing einen Streit um dieß Vermögen an,
Und lief, von Neid und Geiz gedrungen,
Mit ſchrecklichen Beſchuldigungen
Und mit Geſchenken vor Gericht;
Allein ſo oft auch die das Recht erzwungen,
So ſiegten ſie doch dießmal nicht.
Eraſt gewann. Doch dich, ſpricht er, zu überführen,
Ob ich das Teſtament mit Liſt an mich gebracht:
So will ich das, was mir mein Freund vermacht,
Nachdem ich es gewann, verlieren.
Die Hälfte ſchenk ich dir, um dich zu widerlegen;
Zwey tauſend Thaler ſollen mein;
Und das noch übrige Vermögen
Soll ein Geſchenk für arme Waiſen ſeyn.
Verdien' ich noch den ſchrecklichen Verdacht,
Daß ich das Teſtament mit Liſt an mich gebracht?

Das Pferd und der Eſel.

Ein Pferd, dem Geiſt und Muth recht aus den Augen ſahn,
Ging, ſtolz auf ſich und ſeinen Mann,
Und ſtieß, (wie leicht iſt nicht ein falſcher Schritt gethan!)
Vor großem Feuer einmal an.
Ein träger Eſel ſahs und lachte:

Wer, sprach er, würd es mir verzeihn,
Wenn ich dergleichen Fehler machte?
Ich geh den ganzen Tag, und stoß an keinen Stein.
Schweig, rief das Pferd, du bist zu meinem Unbedachte
Zu meinen Fehlern viel zu klein.

Cotill.

Cotill, der, wie es vielen geht,
Nicht wußte, was er machen sollte,
Und doch nicht müßig bleiben wollte;
Denn müßig gehn, wenn mans nicht recht versteht,
Ist schwerer, als man denken sollte;
Cotill ging also vor die Stadt,
Und machte sich etwas zu schaffen.
Er ging, und schlug im Gehen oft ein Rad.
O! schrie man, seht den jungen Laffen,
Der den Verstand verloren hat!
Er macht die Hände gar zu Füßen,
Ihr Kinder, zischt den Narren aus!
Allein Cotill ließ sich dieß alles nicht verdrießen.
Kurz, es gefiel ihm so, er ging vors Thor hinaus.
Man mochte, was man wollte, sagen;
Er fuhr doch fort, im Gehn sein Rad zu schlagen.
Der Teufel! Seht, das war ein rechtes Rad!
Fing endlich einer an zu fluchen.
Ich möcht es doch bald selbst versuchen!
Er sagt es kaum, als ers schon that.
Nun, sprach er, seh ich wohl, wie viel man Vortheil hat.
Es ist ganz hübsch um so ein Rad,
Denn man erspart sich viele Schritte.
Der Mann ist nicht so dumm, der es erfunden hat
Den Tag darauf kam schon der dritte,
Und that es nach. Die Zahl vermehrte sich,
In kurzem sprach man schon gelinder;

Man fragte ſtark nach dem Erfinder,
Und lobt ihn endlich öffentlich.

Nimm alles vor, es ſey ſo toll es will;
Heiß anfangs närriſch, wie Cotill:
Dein Beyfall iſt drum nicht verloren.
Sey nur beherzt, und ſpare keinen Fleiß!
Ein Thor findt allemal noch einen größern Thoren,
Der ſeinen Werth zu ſchätzen weiß.

Der beherzte Entſchluß.

Ein guter ehrlicher Soldat,
Der, (denn was thut man nicht, wenn man getrunken hat)
Im Trunke ſeinen Wirth erſchlagen,
Ward jetzt hinausgeführt, für ſeine Miſſethat
Den Lohn durchs Schwerdt davon zu tragen.
Er ſah wohl aus: und wer ihn ſah,
Bedauerte ſein ſchmählich Ende,
Und wünſchte, daß er noch beym König Gnade fände.
Beſonders ging ſein ſchweres Ende
Auch einer alten Jungfer nah.
Auf einmal fühlte ſie die Triebe
Des Mitleids und der Menſchenliebe,
Und fühlte ſie nur mehr, je mehr ſie auf ihn ſah.
„Ach Himmel! iſts nicht ewig ſchade?
„Der ſchöne lange Menſch! Was für ein fein Geſicht,
„Und was für Augen hat er nicht!
„Seht doch den Bart! Iſt das nicht eine Wade!
„Die Straf iſt in der That zu groß.
„Wer kann ſich denn im Trunke zähmen?
„Ich bitt ihn frey; ich will ihn nehmen."
Sie lief, und ſchrie, und bat ihn los,
Indem Johann ſchon nieder kniete.
Johann, fing drauf der Richter an,

Es findet sich ein redliches Gemüthe,
Dieß Weibsbild hier verlanget dich zum Mann;
Und wenn du sie verlangst, so schenk ich dir das Leben.
Johann erschrak und sah die Jungfer an;
Sie trat hinzu, ihn aufzuheben.
Ja, sprach er, euer Dienst ist groß;
Allein es wird mir nicht viel fehlen,
Ihr werdet mich dafür zeitlebens quälen.
Ich seh's euch an; was will ich lange wählen?
Haut zu! so komm ich doch der Qual auf einmal los.

Der junge Gelehrte.

Ein junger Mensch, der viel studierte,
Und, wie die Eltern ganz wohl sahn,
Was Großes schon im Schilde führte,
Sprach einen Greis um solche Schriften an,
Die stark und sinnreich denken lehrten,
Mit einem Wort, die zum Geschmack gehörten.
Der Alte ward von Herzen froh,
Und lobt ihm den Homer, den Plato, Cicero,
Und hundert mehr aus alt und neuer Zeit,
Die mit den heilgen Lorbeerkränzen
Der Dichtkunst und Wohlredenheit,
Umleuchtet von der Ewigkeit,
Den Jünglingen entgegen glänzen.
O! hub der junge Mensch mit stolzem Lächeln an:
Ich habe sie fast alle durchgelesen;
Allein — Nun gut, sprach der gelehrte Mann,
Sind sie nach Seinem Sinn gewesen,
So muß Er sie noch zweymal lesen;
Doch sind sie Ihm nicht gut genug gewesen,
So sag Ers ja den Klugen nicht.
Denn sonst errathen sie, woran es Ihm gebricht
Und heißen Ihn die Zeitung lesen.

Das junge Mädchen.

Ein junger Mensch sprach einen wackern Mann
Durch einen guten Freund um seine Tochter an.
Der Alte, der sein Kind noch nicht versprechen wollte,
War dennoch ungemein erfreut,
Und bat den Freund mit vieler Höflichkeit,
Daß er bey ihm zu Tische bleiben sollte.
Die Tochter, ob sich gleich der Vater sehr verstellt,
Erräth die Sache bald. Was? fängt sie an zu schließen,
Ein fremder Herr, den man zu Tische gleich behält,
Was bringt doch der? Ich solls nicht wissen;
Allein umsonst bückt er sich nicht so tief vor mir.
Ist auch der gute Freund wohl meinetwegen hier?
Der Fremde hofft, es soll ihm noch gelingen,
Und wagt es bey dem Glase Wein,
Das Wort für seinen Freund noch einmal anzubringen.
Mein Herr, fiel ihm der Vater ein,
O! denken Sie doch nicht, daß ich zu hart verfahre:
Mein Kind kann wirklich noch nicht freyn;
Sie ist zu jung; sie ist erst vierzehn Jahre.
Indem er dieß noch sprach, trat Liekchen selbst herein,
Und trug ein Essen auf. Was? fing sie an zu schreyn,
Was sagten Sie Papa? Sie haben sich versprochen.
Ich solt erst vierzehn Jahre seyn?
Nein, vierzehn Jahr und sieben Wochen.
„Ließ sie der Vater denn nicht freyn?"
Das weiß ich nicht. Doch nein, ich wills nur sagen;
Denn unter denen, die mich fragen,
Da könnten wohl selbst junge Mädchen seyn;
Die zu beruhigen, will ichs aufrichtig sagen:
Der Vater schämte sich, und ließ die Tochter freyn.

Die beyden Knaben.

Ein jüngrer und ein ältrer Bube,
Die der noch frühe Lenz aus der betrübten Stube
Vom Buche zu dem Garten rief,
Vielleicht, weil gleich ihr Informator schlief,
Geriethen beyd' an eine Grube,
In der der Schnee noch nicht zerlief.
Ach Bruder! sprach der kleine Bube,
Was meinst du? ist das Loch wohl tief?
Ich hätte Lust — Was? Lust, hinein zu springen?
Du mußt doch ausgelassen seyn.
Versuch es nicht und spring hinein,
Du könntest dich ums Leben bringen,
Wir können uns ja sonst noch wohl erfreun,
Als daß wir uns und unsern Kleidern schaden,
Und kindisch Schnee und Eis durchwaten.
Und kömmst du drauf zum Vater naß hinein:
So hast du's da erst auszubaden.
Doch keine Redekunst nahm unsern Knaben ein.
„Wer wird im Schnee denn gleich ersaufen?"
Und kurz und gut, er sprang hinein,
Und ließ sichs wohl in seiner Grube seyn;
Doch kaum war er vor Kälte fortgelaufen,
So sprang der Philosoph so gut, wie er, hinein.

Dieß ist die Kunst der strengen Moralisten.
Bekannt mit dem System, und von Grundsätzen voll,
Beweisen sie das, was man lassen soll,
So froh, als ob sie nichts von den Begierden wüßten.
Sie sind von besserm Thon, als wir.
Sie bändigen ihr Herz durch die Gewalt der Schlüsse.
Uns Armen ist die Thorheit süße;
Doch ihnen ekelt nur dafür.
Wir lassen sie, wenn wir sie unternehmen,
Aus gutem Herzen andern sehn,

Und denken nicht daran, daß wir uns so vergehn.
Sie aber, die gelehrt sich aller Thorheit schämen,
Begehn die That, die sie uns übel nehmen,
Aus Tugend eher nicht, als bis wir es nicht sehn.

Die Bauern und der Amtmann.

Ein sehr geschickter Candidat,
Der lange schon mit vielem Lobe
Die Kanzeln in der Stadt betrat,
That auf dem Dorfe eine Probe;
Allein so gut er sie gethan,
So stand er doch den Bauern gar nicht an.
Nein, der verstorbne Herr, das war ein andrer Mann,
Der hatte recht auf seinen Text studiret,
Und Gottes Wort, wie sichs gebühret,
Bald griechisch, bald ebräisch angeführet,
Die Kirchenväter oft citiret,
Die Ketzer stattlich ausschendiret,
Und stets so fein schematisiret,
Daß er der Bauern Herz gerühret.
„Herr Amtmann, wie gesagt, erstatt Er nur Bericht,
„Wir mögen diesen Herrn nicht haben."
So sagt doch nur, warum denn nicht?
„Er hörts ja wohl, er hat nicht solche Gaben,
„Wie der verstorbne Herr."
Der Amtmann widerspricht;
Der Suprintend ermahnt. Umsonst, sie hören nicht.
Man mag Amphion seyn, und Fels und Wald bewegen,
Deswegen kann man doch nicht Bauern widerlegen.
Kurz, man erstattete Bericht,
Weil alle steif auf ihren Sinn beharrten.
Nunmehr kömmt ein Befehl. Ich kann es kaum erwarten,
Bis ihn der Amtmann publicirt.
Ich wette fast, ihr Bauern, ihr verliert!

Man öffnet den Befehl. Und ſeht, der Landesherr wollte,
Daß man dem Candidat das Prieſterthum vertraun,
Den Bauern gegentheils es hart verweiſen ſollte.
Der Suprindent fing an die Bauern zu erbaun,
Und ſprach, ſo ſchwierig ſie noch ſchienen,
Doch ſehr gelind und fromm mit ihnen.
Herr Doctor! fiel ihn drauf der Amtmann in das Wort,
Wozu ſoll dieſe Sanftmuth dienen?
Ihr Richter, Schöppen, und ſo fort,
Hört zu! ich will mein Amt verwalten.
Ihr Ochſen, die ihr alle ſeyd!
Euch Flegeln geb ich den Beſcheid,
Ihr ſollt den Herrn zu eurem Pfarrn behalten.
Sagts, wollt ihr, oder nicht? denn jetzt ſind wir noch da.
Die Bauern lächelten. Ach ja, Herr Amtmann, ja!

Der Freyer.

Ein Freyer bat einſt einen Freund,
Ihm doch ein Mädchen vorzuſchlagen.
Ich will dir zwey, verſetzte jener, ſagen:
Dann wähle die, die ſich für dich zu ſchicken ſcheint.
Die erſte hat, nebſt einem Ritterſitze,
Ein recht bezauberndes Geſicht,
Liebt den Geſchmack, ſpricht mit dem feinſten Witze,
Und ſchreibt die Sprachen, die ſie ſpricht.
Sie ſpielt den Flügel ſchön, und kann vortrefflich ſingen,
Und malet ſo geſchickt, als es die Kunſt begehrt.
Und in der Wirthſchaft ſelbſt giebt ſie gemeinen Dingen
Durch ihre Sorgfalt einen Werth.
Allein bey aller Kunſt und allen ihren Gaben
Hat ſie kein gutes Herz.
Die andre ſieht nicht ſchön,
Wird wenig im Vermögen haben,
Und von den Künſten nichts, die jene kann, verſtehn;
Doch bey Verſtand und einem ſtillen Reize,

Der, ohne daß sie's sieht, gefällt,
Besitzt sie, frey vom Stolz und Geize,
Das beste Herze von der Welt.
Was thätst du wohl, wenn dich die erste haben wollte?
Ach, fing der Freyer an, wenn dieß geschehen sollte:
So spräch ich zu der ersten Nein,
Um dadurch bald der andern werth zu seyn.

Emil.

Emil, der seit geraumer Zeit,
Den Klugen wohl bekannt, bey seinen Büchern lebte,
Und mehr nach der Geschicklichkeit
Zu einem Amt als nach dem Amte strebte,
Ward einst von einem Freund gefragt:
Warum er denn kein Amt noch hätte,
Da doch die Stadt so rühmlich von ihm redte,
Und mancher sich vor ihm schon in ein Amt gewagt,
Der nicht den zehnten Theil von seinen Gaben hätte?
Ich, sprach Emil, will lieber, daß man fragt
Warum man mich doch ohn ein Amt läßt leben,
Als daß man fragt: warum man mir ein Amt gegeben?

Der Knabe.

Ein Knabe, der den fleißigen Papa
Oft nach den Sternen gucken sah,
Wollt auch den Himmel kennen lernen.
Er blieb steif vor dem Sehrohr stehn,
Und sah begierig nach den Sternen;
Allein, er konnte nicht viel sehn.
Was heißt es denn, sprach drauf der Knabe,
Daß ich fast nichts erkennen kann?
Ha, ha, nun fällt mirs ein, was ich vergessen habe;
Mein Vater fängt es anders an;
Er blinzt zuweilen zu, das hab ich nicht gethan.

O bin ich nicht ein dummer Knabe!
Schon gut! Nun weiß ich, was ich thu:
Und hurtig hielt er ſich die Augen beide zu,
Und ſah durchs Sehrohr nach den Sternen.
Der Narr! was ſah er denn? Das alles, was du ſiehſt,
Wenn du, um durch die Schrift Gott deutlich ſehn zu lernen,
Dir die Vernunft vorher entziehſt.

Der Lügner.

Ihr Meiſter in der Kunſt zu lügen,
Rühmt euren Witz, ſchlau zu betrügen.
So viel ihr uns davon erzählt,
So wett ich doch, daß euch die rechte Liſt noch fehlt.
Ein ſchlechter Menſch, ihr werdet lachen,
Wird euch den Vorzug ſtreitig machen.

In London ſaß ein böſer Bube
Nebſt einem andern auf den Tod.
Ein Anatomikus trat in die Kerkerſtube,
Und that auf ſeinen Leib dem einen ein Gebot *).
Doch Niklas ſchwur, daß ihn der Teufel holen ſollte,
Eh er für dieſen Preis dem Arzt ſich laſſen wollte.
Herr, ſchrie der andre Delinquent,
Sagt, wie ihr um den Kerl ſo lange handeln könnt?
Laßt ſeinen magern Leib den Raben.
Seht, wie geſund ich bin, wie fett! Ihr ſollt mich haben.
Und wißt ihr, was ihr geben ſollt?
Ich will es mit euch billig machen:
Drey Gulden. Bin ich todt, ſo ſchneidet, wie ihr wollt;
Ich will von keinem Schnitt erwachen.
Kaum hat er noch das Geld empfangen,
So rief der witzge Delinquent:

---

*) Es iſt in London der Gebrauch, daß die Aerzte den verurtheilten Miſſethätern ihren Leib abkaufen.

Gelogen! Herr, seht zu, wie ihr mich kriegen könnt!
Ich werd' in Ketten aufgehangen.

Die Frau und der Geist.

Vordem, da noch um Mitternacht,
Den armen Sterblichen zu dienen,
Die Geister dann und wann erschienen,
Ließ sich ein Geist, in einer weißen Tracht,
Vor einer Frau im Bette sehen,
Und hieß sie freundlich mit sich gehen,
Und ging mit ihr auf einen wüsten Platz.
Frau, sprach der Geist, hier liegt ein großer Schatz;
Nimm gleich dein Halstuch ab, und wirf es auf den Platz,
Und morgen, um die zwölfte Stunde,
Komm her; dann findest du ein Licht,
Dem grabe nach; doch rede nicht;
Denn geht ein Wort aus deinem Munde,
So wird der Schatz verschwunden seyn.
Die Frau fand zur gesetzten Stunde
Die Nacht darauf sich mit dem Grabscheid ein.
Nun, die muß recht beherzt gewesen seyn!
Ich fände mich gewiß nicht ein,
Und sollt ich zwanzig Schätze heben.
Wer stünde mir denn für mein Leben?
Die Nacht ist keines Menschen Freund;
Und wenns der Geist recht ehrlich mit mir meint,
So kann er mir den Schatz ja auf der Stube geben.
Der Frau verschlug das nichts. Sie eilt, den Schatz zu heben.
Frau, spricht sie bey sich selbst, bey Leibe sprich kein Wort,
Sonst rückt der Schatz auf ewig fort.
Sie hält, was sie sich vorgenommen.
Sie schweigt und gräbt getrost. — Ha, ha, nun klingt es hohl,
Nun wird der rechte Fleck bald kommen;
Hier liegt der Schatz, das dacht ich wohl.
O seht, ein großer Topf, von lauter Golde voll!
O! wenn sie doch dasmal nicht redte,

Und zu dem ſchweren Topf gleich einen Träger hätte!
Iſt denn ihr Geiſt nicht etwa auf den Platz?
Er kömmt und hilft den Topf ihr aus der Erde nehmen.
Ach! rief ſie ſchnell, ich muß mich ſchämen,
Sie zu bemühn — weg war der Schatz!

Philinde.

Philinde blieb oft vor dem Spiegel ſtehn;
Denn alles kann man faſt den Schönen,
Nur nicht den Trieb, ſich ſelber gern zu ſehn
Und zu bewundern, abgewöhnen.
Dieß iſt der Ton, aus dem die Männer ſchmähn!
Doch, Mädchen, bleibet nur vor euren Spiegeln ſtehn!
Ich laß es herzlich gern geſchehn.
Was wolltet ihr auch ſonſt wohl machen?
Beſtändig tändeln, ewig lachen,
Und ſtets nach den Verehrern ſehn?
Das wäre ja nicht auszuſtehn!
Genug, das ſchöne Kind, von der ich erſt erzählte,
Beſpiegelte ſich oft, und muſterte das Haar,
Und beſſerte, wo nicht das mindſte fehlte.
Ihr Bruder, der ein Autor war,
Sah ſie am Spiegel ſtehn und ſchmähltе.
„Habt Ihr Euch noch nicht ſatt geſehn?
„Ich geb es zu, Ihr ſeyd ſehr ſchön!
„Doch ſein Geſicht die ganze Zeit beſehn,
„Verräth ein gar zu eitles Weſen.“
Herr Autor, ſprach ſie, der ihr ſeyd,
Hebt mit mir auf; denn ſich gern ſelber leſen,
Und gern im Spiegel ſehn, iſt beydes Eitelkeit.

Alceſt.

Alceſt, den mancher Kummer drückte,
Der, weil er ſich nicht zu dem Laſter ſchickte,
Noch ſich vor reichen Thoren bückte,
Bey Fleiß und Kunſt ſich elend ſah,

Stand neulich traurig auf. Freund, geht dir dieß nicht na;
Daß viele Kluge darben müssen,
Bloß, weil sie mehr, als andre, wissen.
Und zu Betrug und List zu blind,
Zu groß zu Praleréy und Wind,
Nicht knechtisch gnug zu Schmeichlern sind?
O Freund! bedaure doch Alceſten,
Ihn, den jetzt schwere Sorgen preßten;
Ihn, der von einem Buch beschämt zum Andern schlich,
Und doch dem Kummer nicht entwich;
Ihn, der sich laut durch manchen Troſtgrund lehrte,
Und doch sein Herz viel lauter seufzen hörte;
Der herzhaft zu sich selber sprach:
Gott lebt, Gott herrscht und hört dein Ach!
Er hört, so groß er iſt, der jungen Raben Flehen,
Drum iſt er nicht zu groß, auch dir mit beyzustehen;
Und der, indem er dieſes sprach,
Doch noch im Herzen rief: Wie wird dirs künftig gehen?
Der beste Troſtgrund blieb noch schwach;
Denn welch bekümmert Herz beſiegt man gleich mit Gründen?
Es fühlt der starken Gründe Kraft,
Und flieht zurück in seine Leidenschaft,
Um jene Macht nicht zu empfinden.
Alceſt beſchloß, zu seinen Freund zu gehn,
Den er zween Tage nicht gesehn.
Er, sprach er, iſt es werth, und fing schon an zu gehn,
Daß ich zu ihm mit meinem Kummer eile,
Und meinen Kummer mit ihm theile;
In Damons Arm, wenn Damon mit mir spricht,
Wird die Geduld, die sonſt so schwere Pflicht,
Mir lange so beschwerlich nicht.
Er eilt mit sehnsuchtsvollem Herzen,
Wie nach dem Arzt ein Siecher, der sonſt schleicht,
In Hoffnung schneller geht, und hoffend seine Schmerzen
Nicht fühlt, noch merkt, wie sehr er keucht,
Bis er des Arztes Haus erreicht.

In dieſem brennenden Verlangen,
Den treuen Damon zu umfangen,
Tritt er ins Haus und eilt die Treppe ſchnell hinauf.
Der Vorſaal wimmelte von Leuten:
Alceſt erſchrickt. „Gott, was ſoll das bedeuten?“
Er tritt herein; und ſeht, man bahrt den Damon auf!
Er kehrte von dem todten Freunde,
Nach einem letzten Kuß, zurück.
Die Sorgen, ſeiner Ruhe Feinde,
Entwichen in dem Augenblick.
Was, ſprach er, will ich mich denn quälen?
Kann mich der Tod ſo bald entſeelen,
Was nützt mir alles Glück der Welt?
Um froh zu ſterben, will ich leben.
Der Herr, der alles Fleiſch erhält,
Wird mir, ſo viel ich brauche, geben.
Ihm werth zu ſeyn, der Tugend nachzuſtreben,
Dieß ſey mein Kummer auf der Welt!

Der wunderbare Traum.

Aus einem alten Fabelbuche,
(Der Titelbogen fehlt daran,
Sonſt führt ichs meinen Leſern an);
Aus dem ich mich Raths zu erholen ſuche,
Wenn ich ſelbſt nichts erſinden kann;
Aus dieſem alten deutſchen Buche,
Das mir ſchon manchen Dienſt gethan,
Will ich mir einen Traum erwählen.
Als ich einmal, ſo fängt mein Autor an,
Nach ſeiner Weiſe zu erzählen,
In einer Kirche ſaß, ſo fiel mir jählings ein:
Wer mag von ſo viel tauſend Seelen,
Die dieſen Ort zu ihrer Andacht wählen,
Doch wohl die frömmſte Seele ſeyn?
In den Gedanken ſchlief ich ein,
Und ſah im Traum vor mir des Tempels Schutzgeiſt ſtehn:
Du, ſprach er, wünſcheſt dir, das frömmſte Herz zu ſehen:

Und rührte mein Geſicht mit ſeiner Rechten an,
Mir kam, ſobald er dieß gethan,
Ein ſanfter kalter Schauer an,
Und plötzlich ſah ich mich in heilgem Glanze ſtehen.
Fang an, ſprach er, die Kirche durchzugehen:
Der, den dein Glanz ſo rührt, daß er dich drenmal küßt,
Der hat das frömſte Herz, das hier zu finden iſt.
Ich ging, um es recht bald zu wiſſen,
In dem empfangnen Glanz, hart vor der Sacriſtey
Einmal, und noch einmal, vorbey,
Weil mir es ſchien, als wollte man mich küſſen.
Ich wartete noch eine gute Friſt,
Und ward einmal, allein ganz kalt, geküßt.
Ich ging darauf in die Kapellen,
In denen ich die frömmſten Mienen fand,
Und alles ſchien ſich aufzuhellen.
Man lächelte, man that galant,
Und küßte mir zur Noth die Hand.
Drauf ließ ich mich auf einer höhern Bühne
Geſichtern, voll von Ernſt und hoher Weisheit, ſehn.
Ich blieb ein feines Weilchen ſtehn:
Sie ſahn mich an, und machten eine Miene,
Als ob ſie ſich an mir ſchon ſatt geſehn;
Und ungeküßt mußt ich von dannen gehn.
Ich ſtellte mich nun vor die niedern Stände.
Hier warfen mir viel weiße Hände
Da einen Kuß, dort einen zu.
Ich ließ mein Auge lange fragen:
Ach gutes Herz! wo wohneſt du?
Allein man wollt es nicht, mich zu umarmen, wagen,
Und ich ging ganz betrübt auf meinen Schutzgeiſt zu,
Mein traurig Schickſal ihm zu klagen.
Indem, daß ich noch durch die Halle ſchlich,
Sah mich in einem ſchlechten Kleide,
Ein liebes Mädchen an, und ſeht, ſie küßte mich
Mit einer plötzlichen und unſchuldsvollen Freude;

Und eh ich noch von ihr den dritten Kuß erhielt,
So fühlt ich schon die sel'gen Triebe
Der Redlichkeit und Menschenliebe
So stark in mir, als ich sie nie gefühlt.
Ein Mädchen, rief ich aus, an das die Welt kaum dachte,
Besitzt das beste Herz? Ich rief es, und erwachte.

Der Polyhistor.

An jenem Fluß, zu dem wir alle müssen,
Es mag uns noch so sehr verdrießen,
An jenem Fluß kam einst ein hochgelehrter Mann,
Bestäubt von seinen Büchern an,
Und eilte zu des Charons Kahn.
Willkommen! sing der Fährmann en,
Indem er sich aufs Ruder lehnte,
Und bey dem Wort: willkommen! herzlich gähnte.
„Wer seyd Ihr denn, mein lieber Mann?"
Ein Polyhistor, sprach der Schatten,
Für den die Schulen Ehrfurcht hatten. —
Indem er noch vor Charons Kahn
Von seinen Sprachen sprach, von nichts als Stümpern redte,
Und von Quartanten schrie, die er geschrieben hätte,
Kam noch ein andrer Schatten an,
Mit einer demuthsvollen Miene.
„Und wer seyd Ihr, auch ein gelehrter Mann?"
Ich zweifle sehr, sprach er, ob ich den Namen verdiene.
Ich habe nichts, als mich studiert,
Nichts, als mein Herz, das mich so oft verführt;
Deß Tiefe sucht' ich zu ergründen,
Um meine Ruh und andrer Ruh zu finden;
Allein so viel ich immer nachgedacht,
Und so bekannt ich mich mit der Vernunft gemacht:
So hab ichs doch nicht weit gebracht,
Wie mich viel Fehler überzeugen.
Der Polyhistor hörts und lacht,
Und eilt, um in den Kahn zu allererst zu steigen.

Zurück! rief Charon ziemlich hart,
Ich muß zuerst den Klugen überfahren;
Kaum einer kömmt in hundert Jahren;
Allein an Leuten eurer Art,
Die stolze Polyhistor waren,
Hab ich mich schon bald lahm gefahren.

Die Nachtigall und der Kukuk.

Die Nachtigall sang einst ihr göttliches Gedicht,
Zu sehn, ob es die Menschen fühlten.
Die Knaben, die im Thale spielten,
Die spielten fort und hörten nicht.
Indem ließ sich der Kukuk lustig hören,
Und der erhielt ein freudig Ach!
Die Knaben lachten laut, und machten ihm zu Ehren
Das schöne Kukuk zehnmal nach.
Hörst du? sprach er zu Philomelen,
Den Herren fall ich recht ins Ohr.
Ich denk, es wird mir nicht viel fehlen,
Sie ziehn mein Lied dem deinen vor.
Drauf kam Damöt mit seiner Schöne.
Der Kukuk schrie sein Lied; sie gingen stolz vorbey.
Nun sang die Meisterin der zauberischen Töne
Vor dem Damöt und seiner Schöne,
In einer sanften Melodey:
Sie fühlten die Gewalt der Lieder.
Damöt steht still und Phyllis setzt sich nieder,
Und hört ihr ehrerbietig zu.
Ihr zärtlich Blut fängt an zu wallen;
Ihr Auge läßt verliebte Zähren fallen.
O! rief die Nachtigall, da, Schwätzer, lerne du,
Was man erhält, wenn man den Klugen singt.
Der Ausbruch einer stummen Zähre
Bringt Nachtigallen weit mehr Ehre,
Als dir der laute Beyfall bringt.

C. P. Michaelis.

Fabeln und Erzählungen.

Drittes Buch.

Der Informator.

Ein Bauer, der viel Geld und nur zween Söhne hatte,
Nahm einen Informator an.
Ich, sprach er, und mein Ehegatte,
Wir übergeben Ihm, als einem wackern Mann,
Was uns am liebsten ist. Führ Er sie treulich an;
Er siehts, es sind zwey muntre Knaben,
Und freylich wird Er Mühe haben;
Allein, ich will erkenntlich seyn.
Ich halte viel aufs Rechnen und aufs Schreiben,
Dieß laß Er sie fein fleißig treiben,
Und präg Er ihnen ja das Christenthum wohl ein.
Ich kanns Ihm nicht so recht beschreiben;
Allein, Er wird mich wohl verstehn.
Ich möchte sie gern klug und ehrlich sehn:
Dies macht bey aller Welt gelitten,
Und ist vor Gott im Himmel schön;
Erfüll Er also meine Bitten,
Hier geb ich Ihm ein Stübchen ein,
Und was Er braucht, das soll zu seinen Diensten seyn.
Der Lehrer fand ein Herz bey seinen Bauernaben,
Als hundert Junker es nicht haben;
Denn zeugt nicht manches schlechte Haus
Oft Kinder mit den größten Gaben?
Und bildete die Kunst den rohen Marmor aus,
Was würden wir für große Männer haben!
Wohl mancher, der im Krug so gern Mandate liest,
Trüg jetzt verdient, als Staatsmann, seinen Orden;
Wohl mancher, der bey einem Bauernzwist,
Versehn mit Kühnheit und mit List,
Aus Ehrgeiz gern der Führer ist,
Wär einst ein größrer Mann geworden,
Als du, vornehmer Held, nicht bist,
Der junge Mann, geschickt im Unterrichten,
Erfüllte redlich seine Pflichten:

Und dieß gefiel dem Bauer sehr.
Er hielt ihn ungemein in Ehren,
Kam oft, den Kindern zuzuhören,
Als obs die Pflicht der Väter wär.
Nun war ein Jahr vorbey. Herr, sprach der gute Bauer,
Was soll für Seine Mühe seyn?
„Ich fordre dreißig Thaler.“ Nein,
Nein, fiel der Alte hitzig ein,
Sein Informatordienst ist sauer.
So kriegte ja der Großknecht, der mir pflügt,
Beynah so viel, als der Gelehrte kriegt,
Der das besorgt, was mir am Herzen liegt.
Die Kinder nützen mir ja durch ihr ganzes Leben.
Nein, lieber Herr, das geht nicht an;
So wenig giebt kein reicher Mann.
Ich will Ihm mehr, ich will Ihm hundert Thaler geben,
Und mich dazu von Herzen gern verstehn,
Ihm jährlich diesen Lohn ansehnlich zu erhöhn.
Gesetzt, ich müßt ein Gut verpfänden;
Auch das. Ists denn ein Bubenstück?
Viel besser, ich verpfänds zu meiner Kinder Glück,
Als das sie's, reich und lasterhaft, verschwenden.

Hat sich dieß wirklich zugetragen?
Ja, wirklich. Glaub es auf mein Wort.
Ich wollte dir sogar den Ort,
Wo dieser Bauer wohnt, und seinen Namen sagen;
Allein dieß wär für ihn betrübt.
Er würde nur Verdruß vom Edelmanne haben,
Weil der für sein halb Duzend Knaben
Mit vielem Stolz kaum dreyßig Gulden giebt.

Elmire und Selinde.

Mit ihren Kränzen in den Haaren,
Erſchienen einſt vor Charons Kahn
Zwo Jungfern in den beſten Jahren,
Und wollten eilends überfahren.
Der Schiffer, ſonſt ein finſtrer Mann,
Sah ſeine Schönen freundlich an:
Ihr Kinder, kommt ihr gar zu Paaren?
Was hat euch denn die Oberwelt gethan?
Vor kurzem kam ein hübſcher Jüngling an;
Du da, in deinen ſchwarzen Haaren,
War dieſes etwa dein Galan?
Ich möcht es bald aus deinen Augen leſen.
Und du dort, lächelndes Geſicht,
Nicht wahr, ihr ſeyd verliebt geweſen?
Geſteht mirs, eher fahr ich nicht.
Mein Herr, was will Er mit der Liebe?
Fiel ihm Elmire hitzig ein,
Kann man denn ohne dieſe Triebe
Kein ſchön und glücklich Mädchen ſeyn?
Was? Ich verliebt? Er irrt ſich. Nein,
Ich kann es Ihm durch einen Eid verſichern,
Daß ich, bey meinem hohen Stand,
Dank ſeys der Tugend und den Büchern!
Die Liebe nicht gewünſcht, noch weniger gekannt.
Und kurz, was brauch ich mehr zu ſagen,
Da ich die Liebe ſtets verſchmäht:
Verſchon Er mich mit ſolchen Fragen,
Wovon vielleicht Selinde mehr verſteht.
Ich, ſprach ſie, wills aufrichtig ſagen:
Ich ſchäme mich der ſüßen Schwachheit nicht.
Mein Schäfer war, wie man in unſrer Sprache ſpricht,
Mein größter Wunſch, und ich ſein Glück und ſein Gedicht.
Ich gab ihm oft Gelegenheit zum Küſſen,
Und that, als wollte michs verdrießen;

Doch in der That verdroß michs nicht.
Ich zürnte, wenn er zärtlich redte,
Und hätte doch geweint, wenn er geschwiegen hätte.
Ich schalt ihn, daß er mir von nichts als Liebe schrieb,
Und meinen Reiz in Liedern übertrieb;
Im Herzen aber war mirs lieb.
Ich ließ mich oft von ihm nachlässig überschleichen,
Und floh geschwind, und ließ im Weichen
Geschickt ihm Zeit, mich zu erreichen,
So hab ich unschuldsvoll, bis mich der Tod ereilt,
Ein zärtlich Herz mit ihm getheilt.
Gut, fing der Fährmann an, gleich wird sichs offenbaren,
Wer unter euch den Kranz mit Ehren trägt.
So bald ich meinen Kahn bewegt:
So wird er der, die nicht mit Recht ihn trägt,
Mit Ungestüm vom Kopfe fahren.
Kommt, Kinder, kommt, damit wirs sehn!
Den Augenblick riß ihn Elmire von den Haaren;
Allein Selinde ließ ihn stehn.

Hanns Nord.

Ein Mann, der sich auf vielerley verstund,
That durch den Druck in London kund,
Daß er ein seltnes Kunststück wüßte,
Und lud auf sein erbaut Gerüste
Den künftgen Tag die Bürger ein;
Ließ einen engen Krug und sich in Kupfer stechen;
In diesen Krug, war sein Versprechen,
Kriech ich, Hanns Nord, mit Kopf und Bein,
Um zehn Uhr durch den Hals hinein.
Der Preis für einen Platz soll nur acht Groschen seyn.
Nun ging das Blatt durch alle Gassen.
„In einem Krug? Was? rast der Mann?
„Das soll er mir wohl bleiben lassen.
„Mit einem Wort, es geht nicht an;

„Der dümmſte Kopf muß das verſtehen;
„Allein acht Groſchen wag ich dran.
„Komm Brüder, komm, den Narren muß ich ſehen!"
Kurz, einer riß den andern fort.
Dem Pöbel folgten ſchon Caroſſen um die Wette,
Worin der Kaufmann und der Lord
Aus Gründen der Phyſik bewieſen, daß Hanns Nord
Unmöglich Raum in einem Kruge hätte.
Geſetzt auch, wandte Lady ein,
Geſetzt, dieß könnte möglich ſeyn,
So wird doch ſtets der Kluge fragen:
Wie kömmt der Narr denn durch den Hals hinein? —
Doch unſer Kutſcher ſchläft ganz ein;
Fahrt zu Johann! jetzt wird es neune ſchlagen.

Halb London ſaß nunmehr an dem beſtimmten Ort,
Und ſah den Krug erſtaunt auf dem Theater ſtehen.
„Wird nicht das Werk bald vor ſich gehen?"
Man wartet, pocht und lärmt. Indeſſen ſchlich Hanns Nord
Sich heimlich mit dem Gelde fort.
Wer war nunmehr der größte Thor zu nennen?
Nord, oder eine halbe Stadt,
Die ſich, von Neugier blind, auf ſein phantaſtiſch Blatt,
Vor ſeine Bühne drängen können?

Du lachſt; doch weißt du auch, daß du durch gröbre Liſt
So leicht, wohl leichter noch, zu hintergehen biſt?
Was braucht wohl ein Hanns Nord, verſehn zum Bücherſchmieren,
Was braucht er, um dich zu verführen?
Ein wunderbares Titelblatt,
Das den Betrug ſchon bey ſich hat.
Er will die ganze Welt durch Goldtinktur curiren,
Durch einen Schluß dich klug und glücklich demonſtriren;
Sein gründlich Wörterbuch erſpart dir das Studiren;
Er lehrt ohn' Umgang dich die Kunſt zu com :ſiren;

Er lehrt dich, ohne Müh sinnreich poetisiren,
Dich ohne Kosten Wirthschaft führen;
Und glücklich läßt du dich das Wunderbare rühren,
Erstaunst und eilst, und kaufst und liest,
Was denn? daß du betrogen bist.

Der alte Dichter und der junge Kritikus.

Ein Jüngling stritt mit einem Alten
Sehr lebhaft über ein Gedicht.
Der Alte hielts für schön; der Jüngling aber nicht,
Und hatte Recht, es nicht für schön zu halten.
Er wies dem Alten, Schritt für Schritt,
Hier bald das Matte, dort das Leere,
Und dachte nicht, daß der, mit dem er stritt,
Der Autor des Gedichtes wäre.
Wie, sprach der Autor ganz erhitzt:
Sie tadeln Ausdruck und Gedanken?
Mein Herr, Sie sind zu jung, mit einem Mann zu zanken,
Den Fleiß, Geschmack und Alter schützt.
Da man Sie noch im Arm getragen,
Hab ich der Kunst schon nachgedacht.
Und kurz: was würden sie wohl sagen,
Wenn ich die Verse selbst gemacht?
Ich, sprach er, würde, weil Sie fragen,
Ich würde ganz gelassen sagen,
Daß man, Geschmack und Dichtkunst zu entweihn,
Oft nichts mehr braucht, als alt und stolz zu seyn.

Alceſt.

Durch Unglück mehr, als durch Versehn,
Verlor Alceſt im Handel sein Vermögen.
Er saß bereits der Schulden wegen.
Kein Freund erschien, ihm beyzustehn,
So viel in London ihrer waren.

Sein Sohn allein, noch in den Jünglingsjahren,
Wagts, seine Freyheit zu erflehn.
Er wagt sich zärtlich vor Valeren,
Der dem Alceſt das meiſte Geld geliehn,
Und bittet mit den treuſten Zähren,
Die ſchamhaft von den Wangen fliehn,
Dem Vater doch das Glück der Freiheit zu gewähren.
Nein, ſpricht Valer, mit meinem Willen nicht.
Soll mich ein jeder Böſewicht
Um ſo viel tauſend Pfund betrügen?
Bezahlet mich dein Vater nicht,
So ſoll, er nie die Freyheit wieder kriegen.
Beſtürmt von Scham, von Zärtlichkeit und Pflicht,
Wirft ſich der Sohn zu ſeinen Füßen.
O Gott! was hab ich hören müſſen!
Schmäht meinen armen Vater nicht.
Unglücklich iſt er nur; allein kein Böſewicht.
Laßt mich an ſeiner Statt verſchließen:
Ich weiche nicht von euren Füßen,
Als bis ich dieſen Wunſch erreicht!
Valer bewunderte des Jünglings edle Triebe,
Empfand des Mitleids und der Liebe,
Und ward mit einem Mal erweicht.
Er hob ihn auf mit zitterndem Erbarmen.
Ich, ſprach er, habe dich durch meine Strenge entehrt;
Laß zur Verſöhnung dich umarmen;
Dein Herz iſt deiner Bitte werth.
Dem Vater ſoll des Sohnes wegen
Die ganze Schuld erlaſſen ſeyn;
Allein, wer wird das andre Geld erlegen,
Um deinen Vater zu befreyn?
Der Jüngling weint.
Hör an, ich habe viel Vermögen,
Und eine Tochter nur, die lieb ich ungemein;
Ihr Herz iſt deiner werth; willſt du mein Eydam ſeyn?
So habe ſie und meinen ganzen Segen.

Die Schöne reicht die Hand dem edlen Jüngling dar,
Und o! wie glücklich ward dieß Paar!
Itzt aber gingen sie, der Jüngling und die Schöne,
Aus der Gefangenschaft den Vater zu befreyn.
Erst tritt der Sohn, und nun tritt sie herein.
Welch freudig Schrecken nimmt mich ein!
Ich sehe sie — doch diese Scene
Will nur gefühlt, und nicht beschrieben seyn.

Der gehoffte Ruhm.

Voll von sich selbst und von der That,
Die er vollführt, ging Tullius entzücket,
Jetzt aus Sicilien, wohin ihn der Senat
Vor einem Jahr als Quästor abgeschicket;
Er ging zurück nach Rom, und theilte zum voraus,
Im Namen Roms, sich die Belohnung aus.
Wer ist wohl jetzt des Volks Verlangen?
Wen, dacht er, nennt man jetzt, als mich?
Wen wird man jauchzender empfangen,
Als dich, o Tullius, als dich?
Das ist er, ruft man dir entgegen,
Der aus Sicilien der Theurung abgewehrt,
Der uns mit einem reichen Segen
Von Korn ein ganzes Jahr ernährt. —
In diesen schmeichelnden Gedanken
Stieg bey Putcoli der Quästor an das Land,
Wo er ganz unverhofft vornehme Römer fand,
Die damals gleich den Brunnen tranken.
Schnell ließ er sich vor seinen Gönnern sehn,
Und suchte schon sein Lob in ihren Mienen.
Ist das nicht Cicero? rief einer unter ihnen;
Ja, ja, er ists; o das ist schön!
Wir haben lange nichts von Rom vernommen!
Wie stehts in Rom, wann reisten Sie von da?
Wie, rief er ganz erzürnt, wie könnt ich daher kommen!

Ich komm aus der Provinz — Vielleicht aus Afrika?
Verſetzt ein andrer hurtig wieder.
Hier zitterten dem Quäſtor alle Glieder.
„Nein, aus Sicilien komm ich als Quäſtor wieder.“
Ja, fuhr nunmehr ein Dritter fort,
Er kömmt daher; verlaßt euch auf mein Wort!
Mit dieſem Ruhm ſchlich Tullius ſich fort.

Du, der du denkſt, daß alle von dir wiſſen,
Von dir jetzt alle reden müſſen,
Und dich im Herzen ſtolz erhebſt;
Von Tauſenden, die dich nach deiner Meinung kennen,
Und dich und deinen Namen nennen,
Weiß oft kaum Einer, daß du lebſt.

Der Freundſchaftsdienſt.

Noch unbekannt und ungeprieſen
Lebt hier und dort ein Jonathan,
Der gröſsre Treu dem Freund erwieſen,
Als man von Brüdern hoffen kann.
Ihn zu beſingen, wähl ich einen;
Und von der Nachwelt hochgeſchätzt
Leb' Amyant, und habe keinen,
Den man ihm an die Seite ſetzt!
Spricht einſt in den noch fernen Jahren
Ein Redner von der Freunde Pflicht:
So denk er ſein, und ganzen Schaaren
Lock' er die Thränen ins Geſicht.
Zu ihm, dem treuſten Freund auf Erden,
Kam einſt Philint, ſein ander Ich.
Freund ſprach er, hilf mir glücklich werden;
Ich weiß ein liebes Weib für mich.
Sie hat, was vielen Schönen fehlet,
Sie hat Verſtand, und Reiz, und Glück.

Ihr Herz, von Redlichkeit beſeelet,
Gefällt und ſpricht in jedem Blick.
Ach Amyant! du kannſt mir dienen,
Du biſt ein angeſeh'ner Mann.
Verreiſ' und halt um Wilhelminen
Für mich bey ihren Aeltern an.
Ich weiß, daß dich Geſchäfte halten;
Doch — Schweig! fiel Amyant ihm ein,
Geſchäfte kann ich ſtets verwalten!
Allein nicht ſtets dir nützlich ſeyn.
Ich reiſe gleich, um dir zu dienen,
Er thats, eh noch der Tag verſtrich.
Er reiſte, ſahe Wilhelminen,
Und nahm die Schöne ſelbſt für ſich.

Der großmüthige Räuber.

Auf offnem Weg hielt einen Wandersmann
Ein Räuber, nah um London, an.
Ach! ſprach der arme Wandersmann,
Ich bitt euch, laßt mir nur das Leben.
Ich hab euch ja kein Leids gethan,
Und wollt euch gern, was ihr verlangtet, geben;
Doch heute hab ich nichts bey mir.
Ich geh jetzt nach der Stadt, um da zehn Pfund zu heben;
Und morgen bin ich wieder hier
Und theile ſie mit euch, ſo wahr Gott über mir!
Gut, fing er an, du haſt geſchworen:
Ich glaube dirs. Geh fort! Ich wünſche dir viel Glück.
Im kurzen kam der Wandersmann zurück.
Ach! ſprach er mit erfreutem Blick.
Seht, was ich Aermſter fand! Ihr habt's doch wohl verloren.
Zehn Pfund, und mehr noch — welch ein Glück!
Und dieſe bring ich euch zurück;
Erlaßt mir das, was ich beſchworen.

Nein, hub der Räuber an, ich habe nichts verloren;
Behaltet euer Geld, weil ihr so ehrlich seyd.

So fühlt oft selbst ein Schelm den Werth der Redlichkeit.

Cotill.

Erschrocken kam Frontin zu seinem Freund Dorant.
„Ach, liebster Freund, ist dirs denn nicht bekannt?
„Ich kann vor Zorn kein Glied mehr rühren!
„Bedenke die verfluchte List,
„Man strebt nach dem, was dir am liebsten ist:
„Man will dir deine Frau entführen.
„In dieser Nacht noch solls geschehn.
„Unglücklicher, was willst du machen?
„Laß doch geschwind das Haus bewachen.
„Mein Blut soll dir zu Diensten stehn,
„Und ich will augenblicklich gehn,
„Den Garten und den Hof verschließen."
Nein, schrie Dorant, willst du mich glücklich wissen,
So laß die Thüren offen stehn!

Ihr Weiber, dieses klingt nicht schön!
Ists möglich, seyd ihr an den Plagen
Liebloser Ehen wirklich Schuld?
Ja, nach der Männer ihren Klagen,
Sind wir durch widriges Betragen
An aller Qual der Ehen Schuld;
Doch wenn, bald nach den Hochzeittagen,
Die Männer uns gebietrisch plagen,
Die uns vergöttern, wenn sie freyn,
Wie können wir da lange zärtlich seyn?
Ihr Männer, dieses klingt nicht fein!

Der Arme und das Glück.

Ein armer Mann, versehn zum Graben,
Wollt jetzt ein besser Schicksal haben,
Und rief das Glück um Beystand an.
Das Glück erhörte sein Verlangen.
Er fand, indem er grub, zwo starke goldne Stangen;
Allein der ungeschickte Mann
Sah sie für altes Messing an,
Und gab für wenig Geld den Reichthum aus den Händen,
Fuhr fort, und bat das Glück, doch mehr ihm zuzuwenden.
O Thor! rief ihm die Gottheit zu,
Was quälst du mich, dich zu beglücken?
Wer wäre glücklicher, als du,
Wenn du gewußt, dich in dein Glück zu schicken?

Du wünschest dir mit Angst ein Glück,
Und klagst, daß dir noch keins erschienen.
Klag nicht, es kömmt gewiß ein günstger Augenblick;
Allein bitt um Verstand, dich seiner zu bedienen;
Denn dieses ist das größte Glück.

Der Schwätzer.

Die größte Plage kluger Ohren,
Ein Ausbund von beredten Thoren,
Ein unentfliehlich Ungemach,
Ein Schwätzer, der zu allen Zeiten
Mit redneriſchem O! und Ach!
Von den geringſten Kleinigkeiten,
Von Zeitungsangelegenheiten,
Und was noch ſchlimmer war, meiſt von ſich ſelber ſprach;
Und, daß es ihm ja nicht an Stoffe fehlte,
Was er vorher erzählt, gleich noch einmal erzählte.
Ein ſo beredter Herr ſah einen wackern Mann,
Der denkend ſchwieg, verächtlich an.

Der Herr, ziſcht er dem Nachbar in die Ohren,
Hat wohl das Reden gar verſchworen,
Ich wett, er iſt ein Narr, und weiß nicht, was er will.
Das dächt ich nicht, ziſcht der ihm wieder in die Ohren,
Ein Narr, mein Herr, ſchweigt niemals ſtill.

Der ungerathne Sohn.

Ein Vater war, wie viele Väter,
Mit einem wilden Sohn geplagt.
Nichts Thörichtes, nichts Kühnes ward gewagt,
Johann, ſein Sohn, war allemal der Thäter.
Der Vater, der kein Mittel ſah,
Bey Ehren in der Stadt zu bleiben,
Schickt ihn, um ihm den Kützel zu vertreiben,
Zwey Jahre nach Amerika,
So ſauer auch die liebe Mutter ſah.
Allein was halfs? Johann kam wieder,
Und wer war ärger, als Johann?
Der Vater und des Vaters Brüder
Beſchloſſen endlich, Mann für Mann,
Daß, weil er nicht gehorchen wollte,
Johann der Trommel folgen ſollte.
Der ausgelaßne Sohn ward alſo ein Soldat.
Und dieß war auch der beſte Rath;
Denn was nun auch die Leute ſagen,
Die dieſem Stand nicht günſtig ſind:
So ward doch mancher Mutter Kind
Von einem Herrn oft klug geſchlagen,
Der, trotz der Scherpe, die er trug,
Nicht weiſer war, als der, den er vernünftig ſchlug.
Doch dieſe Zucht ward auch vergebens unternommen.
Johann blieb wild und ungeſtüm.
Der Hauptmann ließ den Vater kommen:
„Nehmt euren Sohn zurück, ich ziehe nichts aus ihm.“
Der Vater muß ihn wieder nehmen.

Nun wird er wohl den Wildfang niemals zähmen.
Doch nein, ein Mittel half geschwind;
Und eh vier Wochen noch vergingen,
War sein Johann fromm, wie ein Kind.
Wie? ließ er ihn ins Zuchthaus bringen?
Ich dachte gar. Warum nicht lieber auf den Bau?
Er wußt ihn besser zu bezwingen,
Er gab ihm eine böse Frau.

Die beyden Schwarzen.

Zween Schwarze lebten einst, verdammt zur Sklaverey,
Dem stolzen Spanier und ihrem Schicksal treu.
Sie waren beyde jung, und bey dem Freundschaftstriebe
Empfanden sie zugleich die Stärke gleicher Liebe.
Das schönste schwarze Kind, das noch ihr Vaterland
Nie reizender gesehn, war beyder Gegenstand.
Als Sklavin lebte sie bey einem Herrn mit ihnen,
Und jeder wünscht allein ihr Herz sich zu verdienen,
Und trug in jedem Blick ihr seins bescheiden an.
Ich lieb euch, sprach sie oft, und einer sey mein Mann;
Allein, ich wähle nicht, um keinen zu betrüben:
Vergleicht euch, und alsdann will ich nur einen lieben.
Ein trauriger Vergleich, für beyde stets zu schwer!
Denn jeder liebte sich bey diesem Glück zu sehr,
Als daß er eine Braut, die sich ihm schenken wollte,
Und die er schon gehofft, dem Andern lassen sollte;
Dieß kann er nicht. Allein bey aller Zärtlichkeit
Besaß ein jeder auch zu viel Rechtschaffenheit,
Als daß, so lang ihn nicht sein Freund selbst überredte,
Er ihn gekränkt, und sie dem Freund entzogen hätte.
So blieb in langer Zeit, des Ausgangs ungewiß,
Zum Unglück jeglicher des Andern Hinderniß,
Und still ertrugen sie die Qual feindsel'ger Triebe,
Die Qual der Eifersucht, der Redlichkeit und Liebe,
Und sahn sich oft, wenn sie beschämt einander sahn,

Mit Thränen, die das Haus ſelbſt weinend machten, an;
Mit Thränen, wie ſie da zween Brüder treu vergießen,
Die ſich im Unglück ſehn und keine Rettung wiſſen.
Nach oft gefühlter Pein und unentſchiednem Streit
Der freundſchaftlichen Treu und gleicher Zärtlichkeit,
Und als ſie einſt mit ihr im Grünen ſitzen,
Wird ihre Liebe Wuth. Zu ſchwach, ſich zu beſchützen,
Bewilligen ſie ſchnell den ſchrecklichen Verluſt,
Und jeder ſtößt den Dolch in der Geliebten Bruſt.
Ein Sklave ſah von fern die ſchreckenvolle Scene.
Er kam. Hier lagen ſie, umarmten ihre Schöne,
Bewein'ten ihren Tod, ſahn ſich noch einmal an,
Und thaten ſchnell an ſich, was ſie an ihr gethan.

Von mancher That, die die Natur entehrte,
War oft der Grund ein edler Trieb,
Der in ein Laſter ſich verkehrte,
Allein, weil er ungebildet blieb.

Der fromme General.

Ein Spötter der Religion
Und auch ein großer Prinz; denn trägt nicht mancher Thor
Noch Spötter der Religion?
Sprach einſt mit einem tapfern Greiſe
Und ihrem großen Freund, nach kühner Spötter Weiſe,
Von ihr in einem Ton, aus dem ein Stolzer lacht,
Der kein Geſetz erkennt, als das er ſelbſt gemacht.
Prinz, ſprach der General, Sie kränken meinen Glauben
Und wollen mir, mit altem Mann,
Des Lebens Troſt, den Troſt im Tode rauben!
Was hab ich Ihnen denn getan?
Nichts, rief der Fürſt, Ihr ſeyd ein tapfrer Mann.
Ihr ſeyd mein beſter Unterthan,
Bis auf den frommen Aberglauben;

Nur den verlaßt! „Nein, den verlaß ich nicht."
Auch da nicht, wenn ichs Euch befehle?
„Nein, dieß ist wider Ihre Pflicht.
„Gott ist nur Herr von meiner Seele,
„Und alle Fürsten sind es nicht."
Wie aber, wenn ich Herr von Eurem Leben wäre?
Dieß sind Sie, sprach der Greis; ich hab es unverzagt
In mehr als einer Schlacht für Sie, mein Fürst, gewagt;
Und jetzt wag ichs zu Gottes Ehre.
Thor, rief der Prinz, wie, wenn nun keiner wäre?
Wie, wenn ich dich, daß keiner ist, belehre?
„So hätt ich Lust, ein Bösewicht zu seyn,
„Und würde, wär kein Gott, auch keinen König scheun;
„Und meiner würden in dem Heere
„Gewiß noch viele tausend seyn.
„Dieß, Prinz, dieß fließt aus ihrer Lehre!"

Rhynsolt und Lucia.

Umsonst wandt Rhynsolt alles an,
Ein reizend Weib, getreu dem Mann,
Ein edles Herz zur Wollust zu verführen.
Ihm öffnete sein hoher Stand ihr Haus;
Allein, sie wich des Fürsten Liebling aus,
Und ließ ihm die Verachtung spüren,
Die der, wärs auch ein Prinz, verdient,
Der sich, die Tugend zu verführen,
Aus Niederträchtigkeit erkühnt.
Was kann das Laster nicht erzwingen,
Wenn es die Hoheit unterstützt!
Sollt es der Brunst, die Rhynsolts Herz erhitzt,
Durch Unrecht nicht, nicht durch Gewalt gelingen?
Gerichtlich zieht er bald des Weibes Ehmann ein,
Und eilet, ihm das Leben abzusprechen.
Allein, was ist denn sein Verbrechen?
Ists mehr noch, als der Mann der schönsten Frau zu seyn,

Die von der Pflicht nicht weicht, den Mann allein zu lieben?
Ja, Rhynfolt zeigt, wer Danvelt ſey,
Er überführet ihn der Landsverrätherey
Durch Briefe, die er nie geſchrieben.
Und morgen eilt ſein Todestag herbey.
Sein Weib wirft ſich zu Rhynfolts Füßen,
Und klagt und fleht verzweiflungsvoll.
Doch auch das Auge ſelbſt, aus dem jetzt Thränen ſchießen,
Das ach! das ihn mitleidig machen ſoll;
Ein Blick, beſeelt von Wehmuth und von Treue,
Und Hände, die gerungen flehn,
Erhitzen nur des Richters Glut aufs neue
Nie ſah er Lucien ſo ſchön.
Er klagt ihr ſein unkeuſches Feuer. —
Verſchämte Muſe, ſags nicht nach,
Was ein erhabnes Ungeheuer
Zu einem frommen Weibe ſprach!
Um ſie durch ihren Mann zu rühren,
Läßt er ſie ſelbſt in ſeinen Kerker führen,
Und läßt ſie da mit ihm allein.
Sie kämpfen mit dem größten Leiden,
Lieb und Verzweiflung ſpricht aus beyden.
„O Danvelt! ſoll ich dich vom Tode nicht befreyn?
„Man eilt, dich ſchrecklich hinzurichten.
„Vergeß ich nicht noch heute meiner Pflichten,
„So wirſt du morgen nicht mehr ſeyn.
„Willſt du die Schande mir verzeihn,
„Nun, ſo gebeut!“ — Sie zittert, mehr zu ſagen,
Und drückt ihn ſtarr an ihre Bruſt.
Er klagt, und weint in ihre Klagen;
Ihn ſchreckt ein doppelter Verluſt.
„Soll ich den Tod, den peinlichſten erdulden?
„Ach! liebſtes Weib, ich bin zu ſchwach!
„Befreyſt du mich durch deine Schmach,
„So ſind es zwar nicht deiner Tugend Schulden;
„Und doch — O Gott, was ſoll ich nun erdulden!“

Der Morgen kömmt; und Lucia,
Die Danvelts Tod vor Augen sah,
Ergiebt sich thränend dem Barbaren.
Er stillt die Brunst und bittet ungescheut,
Mit einer gleichen Gütigkeit
Auch gegen ihn in Zukunft fortzufahren.
Jetzt aber, fängt er lächelnd an,
Jetzt kannst du deinen lieben Mann,
Nach deinem Wunsch, aus seinem Kerker holen;
Doch, daß er mir nicht künftig schaden kann:
So hab ich das zugleich gethan,
Was Lieb und Klugheit mir befohlen.
Ich weiß, du zürnst deswegen nicht.

Sie flieht mit Scham und mit verletzter Pflicht,
Des Mannes Kerker aufzuschließen.
Doch Himmel! ohne Haupt lag er zu ihren Füßen.

Sie steht erstarrt; kein Ach! erschallt,
Man sieht auch keine Thränen rinnen.
Des Schmerzes tödtliche Gewalt
Heißt sie allein auf Rache sinnen.
Sie sucht den Hof, wo Carl, ihr Fürst, regiert,
Und hat das Glück, den Fürsten zu erreichen.
Wenn dich, ruft sie, die Schmach der Tugend rührt:
So laß, o Carl, dich jetzt mein Flehn erweichen!
Es ist zu spät, mein Schutz zu seyn.
Du kannst nichts thun, als mich Elende rächen.
Denn Rhynsolt — Strafe sein Verbrechen;
Ich schäme mich, es auszusprechen.
Lies diese Schrift und fühle meine Pein!

Carl liest, und eine fromme Zähre
Fließt von des Helden Angesicht,
Der Tugend, und auch ihm zur Ehre.
Ihr Fürsten, welch ein Lobgedicht!
Carl liest, und eine fromme Zähre,
Fließt von des Helden Angesicht.

Doch iſts genug, das Laſter zu beweinen?
Ein Tag wird angeſetzt; der Liebling muß erſcheinen,
Und gleich nach ihm tritt Lucia herein.
Kennſt du dieß Weib? ſpricht Carl. Ein plötzliches Erſchrecken
Verräth den Böſewicht; er räumt das Laſter ein;
Und ihre Schande zu bedecken,
Will er mit ihr vermählet ſeyn.
Der Fürſt läßt gleich den Biſchof kommen
Und wohnt der Trauung ſelber bey.
Du, ſpricht er, haſt ſie zwar aus Furcht vor mir genommen:
Doch dieß beweiſt nicht deine Treu;
Sie zur Vergebung zu bewegen,
Verſchreib ihr alle dein Vermögen.
Er thuts. Sieh Lucia, fing drauf der Herzog an,
Du biſt durch mich gerächt; allein aus gleichen Pflichten
Räch ich nunmehr auch deinen Mann.
Und er gebot, den Liebling hinzurichten.

Der Schäfer und die Sirene. *)

Ein Schäfer aus der goldnen Zeit,
In ſeinem ſtillen Hirtenſtande
Ganz Ruhe, ganz Zufriedenheit,
Trieb öfters an des Meeres Strande,
Und was er ſang, war Fröhlichkeit.

---

*) Ich habe mich über dieſe und die folgenden Fabeln und Erzählungen in der Vorrede, die ich ehedem der Sammlung meiner vermiſchten Schriften vorgeſetzt, alſo erkläret: „Ich erfülle hiemit „das Verſprechen, das ich unlängſt öffentlich (in dem 123. Stücke „des Hamburgiſchen Correſpondenten vom Jahre 1759), obgleich „gezwungen gethan habe, und liefere meinen Leſern den größten „Theil der Fabeln und Erzählungen aus den Beluſtigungen, „verbeſſert, und an vielen Orten geändert. Vielleicht iſt dieſe Ar„beit eine der undankbarſten, die ich jemals unternommen habe; ſo „wie ſie mir eine der unangenehmſten iſt. Geſetzt, es wäre mir „geglückt, dieſe meine erſten Verſuche von den meiſten Fehlern zu

Ihn rührten keine Schäferinnen,
Gefiel ihm Daphne ja zuweilen bey dem Spiel:
So konnte sie doch nichts gewinnen,
Als daß sie flüchtig ihm gefiel.
Ein selther Fall, daß ohne Schöne,
Ein junger Schäfer glücklich war!
Doch seinem Herzen droht Gefahr.
Welch eine reizende Sirene
Schwimmt dort! Kaum wird er sie gewahr,
So fühlt sein Herz Lieb und Gefahr:
Er steht, und will nicht stehen bleiben,
Erstaunt, blickt auf die Sängerin,
Will abwärts mit der Heerde treiben,
Und treibt nur mehr ans Ufer hin.
Nun irrt allein ihr guten Heerden!
Der Schäfer hat für euch jetzt keine Zeit.
Er klagt durch Lieder und Geberden,
Der Schönen seine Zärtlichkeit!
Verspricht ihr alle seine Heerden
Und alles Glück der goldnen Zeit.
Sie, wohl in ihrem Glück erfahren,
Hört nichts von dem, was er verspricht,
Scherzt mit der See, putzt an den Haaren,
Als sähe sie den Schäfer nicht,
Und nöthigt ihn durch schlaue Blicke,
Den Antrag ihr noch oft zu thun.

„reinigen: so ist doch die Abwesenheit der Fehler in den Werken „des Geschmacks mehr eine Nothwendigkeit, als Verdienst. Man „kann einer Poesie durch Verbesserungen kleine Schönheiten geben; „das ist gewiß. Aber die Hauptschönheit, die in der ganzen Anla„ge, in der ungezwungenen Einrichtung, in der Farbe der Schreib„art selbst besteht, wie kann diese einem Werke ertheilet werden, „wenn sie nicht in seiner Geburt mit ihm erzeuget wird; wenn sie „nicht, wie die Seele, mit ihrem Körper zugleich da ist? Dadurch, „daß man dem Gesichte die Flecken entzieht, wird die Miene noch „nicht einnehmend.“

Ich, singt sie, bin nicht mein. Neptun bestimmt mein Glücke;
Und wenn ich dich nicht flüchtig nur entzücke,
So geh und bitte den Neptun.
Er bat. Nein, sprach der Gott der Meere,
Wenn ich die Bitte dir gewähre,
Gewähr ich dir dein Unglück nur.
Der Schäfer schleicht betrübt nach seiner Hütte;
Nun lacht ihm weiter keine Flur.
So oft Neptun am Strande fuhr,
So wiederholt er seine Bitte.
„Neptun! So soll das Meer die trefflichste Gestalt,
„Die mich entzückt, in seinen Schooß begraben?"
Nein, rief der Gott, du sollst sie haben;
Denn du verlangst sie mit Gewalt.
Wie hurtig schwamm nunmehr die Schöne
Dem Ufer zu! Wie schön sang sie, wie zauberisch!
Er reicht ihr seine Hand. „Komm, göttliche Sirene!" –
Doch welch Entsetzen! Seine Schöne,
Sein Liebling, war halb Mensch, halb Fisch.
Mit Zittern floh Damöt vom Meere,
Und gab nachher der Flur sehr oft die Lehre,
Daß unser liebster Wunsch oft große Thorheit wäre.

Die Bienen.

In einem Bienenstock entspann sich einst ein Streit
Der bürgerlichen Eitelkeit;
Mit einem Wort, ein Streit der Ehre,
Wer edler und unedler wäre.
O! rief die flachlichte Parthey,
Was braucht man lange noch zu fragen,
Wer besser oder schlechter sey?
Wir, die wir in den warmen Tagen
Die Höschen in die Zellen tragen,
Und stets mit Kunst beschäftigt sind,
Das unser Rost von Honig rinnt;

Wer sieht es nicht, daß wir die Bessern sind?
Was braucht man also noch zu fragen?
So? fielen hier die andern ein,
Wo wird denn euer Honig seyn,
Wofern wir nicht das Wasser künstlich tragen?
Daß euer Stachel uns gebricht,
Dieß schadet unserm Werthe nicht;
Genug, daß wir das Amt getreu verwalten,
Wozu der Staat uns für geschickt gehalten.
So niedrig unsre Pflicht euch scheint,
So soll euch doch der Ausgang lehren,
Daß wir mit euch zugleich vereint
Zur ganzen Republik gehören.
Sie trugen drauf kein Wasser mehr.
Nun mußten die, die Honig machten,
Fliehn, oder in der Brut verschmachten,
Und viele Zellen wurden leer.
Der Weiser rief darauf den Rest der Unterthanen,
Um sie zur Eintracht zu ermahnen.
Der Unterschied in eurer Pflicht
Erzeugt, sprach er, den Vorzug nicht.
Nur die dem Staat am treusten dienen,
Dieß sind allein die bessern Bienen.

Der Held und der Reitknecht.

Ein Held, der sich durch manche Schlacht,
Durch manch verheertes Land des Lorbeers wirth gemacht,
Floh einstens, nach verlorner Schlacht,
Verwundet in den Wald, den Feinden zu entkommen,
Traf einen Eremiten an,
Und ward von diesem frommen Mann,
Nebst seinem Reitknecht, aufgenommen;
Doch beyder Tod war nah.
Ach! fing der Reitknecht an,
Werd ich denn auch im Himmel kommen?

Ich habe leider nichts gethan,
Als meines Herrn sein Vieh getreu in Acht genommen.
Ich armer und unwürdger Mann!
Allein mein Herr, der muß im Himmel kommen:
Denn er, ach, er hat viel gethan!
Er hat drey Könige bekrieget,
In sieben Schlachten stets gesieget,
Und Sachen ausgeführt, die man kaum glauben kann.
Der Eremit sah drauf den Helden kläglich an.
„Warum habt Ihr denn alles dieß gethan?"
Warum? Zu meines Namens Ehren,
Um meine Länder zu vermehren,
Um, was ich bin, ein Held zu seyn.
O! fiel der Eremit ihm ein,
Deswegen mußtet Ihr so vieles Blut vergießen?
Ich bitt Euch, laßts Euch nicht verdrießen,
Ich sag es Euch auf mein Gewissen:
Der Reitknecht, als ein schlechter Mann,
Hat wirklich mehr, als Ihr, gethan.

Die Lerche und die Nachtigall.

Oft ließ, der Kunst und seinem Wirth zu Ehren,
Sich der Canarienvogel hören,
Und freute sich, wenn durch ihr schmetternd Lied
Die Lerche minder Kunst verrieth.
O, sprach sie, wenn ich doch ein Lied
Gleich seinen hohen Liedern sänge!
Und sang, indem sie dieses sprach,
Dem Nachbar eifersüchtig nach,
Verliebte sich in seine fremden Gänge,
Und quälte sich, den angebornen Ton
Durch den erlernten zu verdringen,
Und trug, nach vieler Müh, zuletzt das Glück davon,
Canarisch fehlerhaft zu singen.

O! sprach die Nachtigall, die lang ihr zugehöret,
Wie sinnreich bist du nicht, mein Ohr und deins zu quälen!
Dich hatte die Natur vortrefflich seyn gelehrt,
Und sieh, nun lehrt der Zwang dich fehlen.

Elpin schreibt niedrig und schreibt schön;
Cleanth schreibt hoch. Elpin wünscht ihm zu gleichen.
Wie theuer kömmt es ihm zu stehn!
Er sucht Cleanthen zu erreichen,
Und äfft ihm nach, und muß ihm weichen,
Und schreibt und denkt für keinen Menschen schön.

Der Knabe und die Mücken.

Mein Vater geht ins Holz, wie ich gemerket habe;
So sagte Fritz, ein kleiner muntrer Knabe,
Und hüpft, indem er dieses sprach,
Von seinem Jugendglück gerühret,
Von seinem Phylax angeführet,
Dem Vater schon von weitem nach.
Kaum trat er in den Busch, als ihn hier eine Mücke,
Dort wieder eine Mücke stach.
Er schalt, und lief ein gutes Stücke,
Dem bösen Schwarme zu entfliehn;
Allein jemehr er lief, jemehr verfolgt er ihn.
Gut, sprach er, stecht nur immer kühn,
Ich will es nicht umsonst betheuern,
Ihr findet hier heut euer Grab.
Erbittert bricht er Ruthen ab,
Und kämpft mit seinen Ungeheuern;
Allein sie fanden nicht ihr Grab;
Und stachen sie zuvor aus bloßer Lust zu stechen,
So stachen sie nunmehr um sich zu rächen.
Verwundet im Gesicht, auf beyden Händen roth,
Eilt Fritz dem Vater zu, und klagt ihm seine Noth.

„O ſehn Sie nur, das nenn ich ſtechen!
„Ich habs bald ſo, bald ſo verſucht.
„Ich lief, ich ſchlug; und doch half weder Schlag noch Flucht.“
Fritz, hub der Vater an, du haſts nicht recht verſucht.
Geh ruhig fort, ſo kann ich dir verſprechen,
Sie werden weniger, als wenn du ſchlägſt, dich ſtechen.
Ein kleiner Feind, dieß lerne ſein,
Will durch Geduld ermüdet ſeyn.
Und trittſt du einſt, gleich mir, ins große Leben ein,
Und wirſt um dich viel kleine Feind erblicken:
So achte nicht auf ihre Tücken!
Verfolge deinen Weg getroſt und denke ſein
An die Geſchichte mit den Mücken.

Die Wachtel und der Hänfling.

Zur Wachtel, welche der Gefahr
Des Garns mit Noth entgangen war,
Ließ ſich der ſtolze Hänfling nieder.
Mich dauert, ſprach er, dein Gefieder.
O! ſage, wie es immer kam,
Daß man dir deine Freiheit nahm?
Mich, ſprach ſie, lockte jene Flur.
Und ich, zu lüſtern von Natur,
Flog hin; und tiefer im Getreide
Hört ich den Ton der Lieb und Freude.
Ich lief! kaum naht ich mich dem Ton,
So hatte mich das Neß auch ſchon.
Das Neß, ſprach dieſer, nicht zu ſehn?
Dir Flattergeiſt iſt recht geſchehn.
Man muß, will man ein Glück genießen,
Die Freyheit zu behaupten wiſſen.
Und wenn ich noch ſo lüſtern wär,
Ein Neß, das fängt mich nimmermehr.
Er fliegt und ruft noch: Merk es dir!
Kurz drauf ſieht ſie den Freund, der ihr

Den weisen Unterricht gegeben,
Auf einer Vogelruthe kleben.
Sprich, rief sie, wie es immer kam,
Daß man dir deine Freiheit nahm?
Die Freundinn, sprach er, ging mit nah,
Die ich in diesem Bauer sah.
Sie rief, und durch das Glück bewogen,
Um sie zu seyn, kam ich geflogen.
Nun weiß ich nicht, durch welche List
Mein Fuß hier angefesselt ist!
Die Ruthe, sprach sie, nicht zu sehn?
Dir Flattergeist ist recht geschehn.
Man muß, will man ein Glück genießen,
Die Freyheit zu behaupten wissen.
Nun lerne, wenn dichs nicht verdrießt,
Wie nah der Fall dem Sichern ist!

Der Hochzeittag.

Vom Vater seiner Braut erhielt Philet das Glück,
Mit Sylvien sich endlich zu vermählen,
Und selbst den Tag mit ihr zu wählen;
Welch ein vergnügter Augenblick
Für ein Paar sehnsuchtsvolle Seelen!
Sie sehn sich schmachtend an, und wählen.
Ihr Kinder, fuhr der Vater fort,
Wollt ihr mir alten Mann noch eine Lieb erweisen;
So fahrt, (ich bin zu schwach sonst würd ich mit euch reisen),
Aufs Dorf, und laßt euch an dem Ort,
Und von des Priesters Hand, der mir mein Glück im Leben,
Mein selig Ehweib gab, ganz still zusammen geben.
Philet reist auf des Vaters Wort,
Mit seiner Braut an den bestimmten Ort.
Seit gestern war er nun mit Sylvien verbunden,
Und kam jetzt gleich aus einem Blumenstück
Mit ihr, und einem Kranz, von ihrer Hand gewunden,

Entzückt von Lieb und Lenz in ſein Gemach zurück;
Und jeder Kuß und jeder Blick
Vermehrte ſein und ſeiner Schönen Glück.
In ſcherzender Vertraulichkeit
Und an dem Tiſch, auf dem ein Paar Piſtolen liegen,
Die er vom Schuß noch geſtern ſelbſt befreyt,
Steht er mit ihr allein und trunken vor Vergnügen
Ergreift er eins. Nun, fängt er ſcherzhaft an,
Nunmehr bereut die kleinen Grauſamkeiten.
Wie viel habt Ihr mir deren angethan!
Beſinnt Ihr Euch noch auf die Zeiten,
Da ich umſonſt an Euer Fenſter kam,
Da Ihr mich Aermſten — Sterbt, Madam,
Mit aller Eurer Kunſt, die Herzen zu beſtricken,
Mit Euren zauberiſchen Blicken,
Mit Eurem Haar, ſo feſtlich ſchön es iſt!
Schieß her, ſpricht ſie mit lächelnden Geberden,
Schieß her, wenn du ſo grauſam biſt!
Er ſchießt. Ach Gott! und ſie fällt todt zur Erden.
Und wer beſchreibt wohl ſeine Pein?
Doch auch im größten Schmerz noch fein,
Ruft er den Diener laut herein,
Und ſchließt die Thüre zu. „Wer lud mir die Piſtolen?“
Ich thats, weil mirs zur Reiſe nöthig ſchien.
„Ich habe dirs doch nicht befohlen?“
Nein, Herr! — und gleich erſchoß er ihn.
Dann ſchrieb er dieſen Brief: Ich, der vor wenig Stunden
Sich als den Glücklichſten, dir, Vater, vorgeſtellt,
Bin nach dem größten Glück, daß je ein Menſch empfunden,
Jetzt der Unſeligſte der Welt.
O! dürfteſt du doch niemals wiſſen,
Wie elend ich und du geworden ſind; —
Getödtet von mir ſelbſt, liegt ſie vor meinen Füßen,
Mein göttlich Weib, dein liebſtes Kind!
Mein Diener, deſſen Schuld mich um ihr Leben brachte,
Liegt ſchon durch gleichen Schuß gefällt;

Ich aber, der ich mich mit Abscheu nur betrachte,
Was sollt ich länger auf der Welt?
Nein, deiner Tochter Tod soll gleich der meine rächen.
Wenns möglich ist, o! so verfluch nicht ihren Mann!
Ich bete noch für dich, wenn mir die Augen brechen,
Der ich für mich nicht beten kann. —

Man traf ihn neben ihr durchs Schwerdt getödtet an.

Die Elster und der Sperling.

Ein Sperling ließ sichs auf den Stöcken
Des Weinbergs recht vortrefflich schmecken,
Und schluckte still die Beeren ein.
Die Elster sahs mit scheelem Blicke,
Und wollte von des Sperlings Glücke
Nicht bloß ein ferner Zeuge seyn.
Sie hüpfte zu den vollen Trauben.
„Wie? darf ich meinen Augen glauben?
„O welcher Vorrath! Ja, gewiß;
„So reif, Herr Sperling, und so süß,
„(Denn sie verstehn sich auf die Trauben),
„War, was nun auch der Winzer spricht,
„Der Wein seit vielen Jahren nicht."
Der Winzer hört der Elster Lobgedicht,
Und zwingt die Gäste fortzufliegen.
O! sprach der Sperling, welch Vergnügen
Entzichst du mir, du Schwätzerin!
Willst du die Frucht in Ruh genießen,
So muß es nicht der ganze Weinberg wissen.
Siehst du denn nicht, wie still ich bin?
Drum schweig, und komm, den Berg noch einmal durchzustreifen.

Sie thuts, und frißt mit ihm ganz still.
„Ein einzig Wort, Herr Spaz, ich kann es nicht begreifen,
„Warum mirs jetzt nicht schmecken will;
„Die Trauben sind ja reif. Doch still!

„Der Winzer läßt ſich wieder hören.
„Drum weißt du, was ich machen will,
„Ich nehme von den blauen Beeren
„Mir eine Traube mit, ſie ruhig zu verzehren.
„Komm mit mir unter jenen Baum.“
Sie nimmt die Traube mit; und kaum
Erreichte ſie den ſichern Baum,
So ſchrie ſie laut: O Sperling, welche Freude!
Wie glücklich ſind wir alle beyde!
In Wahrheit, glücklich bis zum Neide.
So ſchrie ſie noch, als ſchon ein Schwarm von Elſtern kam,
Und das geprieſne Glück ihr nahm.

Du, der ſein Glück der ganzen Welt entdeckt,
O Schwätzer! lern ein Gut genieſſen,
Das, weil es wenig Neider wiſſen,
Uns ſichrer bleibt, und ſüßer ſchmeckt!

Der Geheimnißvolle.

Mit ſehr geheimnißvollen Mienen
Tritt Strephon in Criſpinens Haus,
Studirt beym Eintritt bald Criſpinen,
Und bald die Seinen ſeitwärts aus.
Man bringt den Stuhl; doch nur mit Beugen
Verbittet er die Höflichkeit,
Er ſteht und ſchweigt, und ſagt durch Schweigen
Die wichtigſte Begebenheit.
„Mein Herr, hat ſich was zugetragen?
„O reden Sie! Wir ſind allein.
„Was giebts?“ Umſonſt ſind alle Fragen:
Er wiederholt ſie miſtiſch Nein.
O lern doch, unvorſicht'ge Jugend!
Die laut von allen Sachen ſchreyt,

Von Strephon die berühmte Tugend,
Die Tugend der Behutſamkeit!
Nachdem er den Criſpin beſchworen,
Das zu verſchweigen, was er ſagt;
So ziſchelt er ihm in die Ohren:
Der König fuhr jetzt auf die Jagd.

Die Lerche.

Die Lerche, die zu Damons Freuden,
Frey im Gemach, ihr Lied oft ſang,
Und ungewohnt, den Wiederhall zu leiden,
Der aus dem nahen Zimmer drang,
Mit deſto ſtärkrer Stimme ſang,
Saß jetzt dem Spiegel gegen über,
Und ſang, und ſah ihr eignes Bild,
Und floß, mit Eiferſucht erfüllt,
Von ſchmetternden Geſängen über;
Und bildete, zu ihrer Pein,
An ihrem eignen Wiederſchein
Sich einen Nebenbuhler ein.
Noch oft erhöhte ſie die Stimme;
Allein umſonſt war Kunſt und Müh,
Stets ſang der Wiederhall, wie ſie.
Sie ſchoß darauf mit ehrſuchtsvollem Grimme
Auf ihren Nebenbuhler zu,
Den ihr der Spiegel vorgelogen,
Und ſtarb, ſich ſelbſt zu ſehr gewogen,
Faſt ſo, Ruhmſüchtiger, wie du;
Durch Eitelkeit und durch ein Nichts betrogen.

Die beyden Wanderer.

Zween Wandrer überfiel die Nacht.
O Welten, nimm dich ja in Acht,
Sprach Kunz, von Schrecken eingenommen,

Damit wir nicht vom Wege kommen.
Dort läßt ſich ſchon ein Irrlicht ſehn.
Nur daß wir uns nicht ſelber blenden,
Und uns nach dieſem Lichte wenden;
Sonſt iſt es um den Weg geſchehn.

Schon gut! rief Velten, eile nur.
Doch, Bruder, wenn ich die Natur,
Und was ein Irrlicht ſagen wollte,
Nur einmal recht verſtehen ſollte!
Studirte nennen es die Dunſt,
Die aus den Sümpfen aufgeſtiegen.
Ich weiß nicht, ob die Leute lügen;
Denn oft iſt Lügen ihre Kunſt.

Sprich, Velten, ob du thöricht biſt;
Du weißt nicht, was ein Irrlicht iſt?
O dürft ichs nur bey Nachtzeit wagen!
Ich wollte dirs wohl anders ſagen.
Iſts wahr, daß du kein Irrlicht kennſt,
Und biſt ſchon nah an dreißig Jahre?
Ein Irrlicht, daß mich Gott bewahre!
Ein Irrlicht, das iſt ein Geſpenſt.

Den Drachen haſt du doch geſehn,
Der, wie zu Stephens Zeit geſchehn,
Bey Kleindorf im Vorüberziehen
Getreid und Kälber ausgeſpieen?
Das, was der Drach im Großen heißt,
Nenn ich das Irrlicht gern im Kleinen;
Denn da ſie nur bey Nacht erſcheinen,
So ſind ſie wohl kein guter Geiſt.
Nein, Kunz, nein, ſag ich! nimmermehr!
Ein Irrwiſch iſt kein wüthend Heer.
Ich, ohne, Kunz, dich dumm zu nennen,
Muß die Geſpenſter beſſer kennen.
Ein Rübezahl, ein ſolches Thier,
Als zu Gehofen ehedeſſen

Die Küch im Edelhof beſeſſen,
Dieß ſind Geſpenſter, glaube mir!
Ein Irrwiſch muß was anders ſeyn.
K. Wie, Velten, nennſt du dieſen Schein?
V. Ich nenn ihn Irrwiſch. K. Iſts erhöret?
Wer hat dich wieder das gelehret?
Ein Irrlicht heißts, kein Irrwiſch nicht;
So ſpricht man ja mein Lebetage.
V. So ſpräche man? Nein, Kunz, ich ſage,
Daß alle Welt ein Irrwiſch ſpricht.
K. Schweig, Velten, das klingt lügenhaft.
Ich hab es auf der Wanderſchaft,
Und, Bruder, ohne viel zu ſchwören,
Von Meiſtern Irrlicht nennen hören.
So ſtritten ſie noch lange Zeit
Jetzt um die Sach, jetzt um den Namen,
Bis ſie zuletzt vom Wege kamen;
Und ſchimpfend ſchloſſen ſie den Streit.

So ſtreiten unſtudirte Velten
Um Sachen, die ſie nicht verſtehn,
Und endigen den Streit mit Schelten.
Die Thoren ſollten erſt zu den gelehrten Velten
Und Kunzen in die Schule gehn!
Die ſtreiten dialectiſch ſchön,
Und ohne Wortkrieg, ohne Schelten,
Um Dinge, die ſie ganz verſtehn,
Und fehlen ihres Weges ſelten,
Weil ſie den Weg der Schulen gehn;
Denn da läßt ſich kein Irrlicht ſehn.

Das Glück und die Liebe.

Einſt wollten Lieb und Glück ſich ſichtbar überführen,
Wer ſtärker ſey, des Menſchen Herz zu rühren;
Und Semnon, wie die Sag erzählt,

Ein Mann, der oft das Glück um seine Gunst gequält,
Ein Mann, in seinen besten Jahren,
Ward, um an ihm es zu erfahren,
Vom Glück und von der Lieb erwählt.

Das Glück bot alles auf, was je der Mensch geschätzt.
Was seine Sinne rührt, was je sein Herz ergötzt,
Wodurch der Stolz sich hebt und zur Bewundrung eilet,
Ward von der Hand des Glücks dem Semnon jetzt ertheilet.
Er sah sich reich, und Marmor schloß ihn ein,
Sein Zimmer schien der Freuden Thron zu seyn,
Und täglich wuchs die Pracht der schön geschmückten Wände
Noch durch der Künstler kluge Hände;
Und täglich wuchs im Speisesaal
Der Schüsseln und der Diener Zahl,
Mit ihnen der Bewundrer Menge,
Und der Clienten Lobgesänge;
Bald fiel ein reiches Erb an ihn,
An das er nicht gedacht; kaum war ihm dieß verliehn,
So zog das Glück durch seine Künste
Schon in den reichsten Lotterien
Für seinen Freund die Hauptgewinnste.
So ward ein neuer Schatz ihm täglich kund gemacht,
Bald was sein Kur, bald was sein Schiff gebracht;
Und so viel Gunst aus seines Glückes Händen
Blieb alle Pracht zu wenig zu verschwenden.
Er schlief, berauscht von Freuden, ein,
Stand auf, den Freuden sich zu weihn.
Sein Wink war der Verehrer Wille,
Und jeder Tag ein Fest des Glückes und der Fülle.

Wer zweifelt, sprach das Glück, daß mir der Ruhm gebührt?
Ist Semnon nicht unendlich sehr gerührt?

Vielleicht, versetzt darauf die Liebe,
Rühr ich sein Herz durch stärkre Triebe;
Er soll Sirenen sehn. Ihr unschuldsvoller Blick
Besiegt vielleicht dich, mächtigs Glück!

Er ſah nunmehr die göttliche Serine.
Ihn rührt der Reiz der edlen Miene;
Doch mehr, als ihr beredt Geſicht,
Das Herz, das aus Sirenen ſpricht.
Schon ſcheint der Glanz von ſeinen Schätzen,
Schon ſein Pallaſt, ſchon Freund und Wein,
Schon die Muſik ihn minder zu ergötzen.
„Wie glücklich, wär ihr Herz erſt mein,
„Wie glücklich würd ich dann nicht ſeyn!
„O Liebe! lehre mich, dieß Herz mir zu verdienen,
„Und ſprich: wodurch beſieg ich einſt Serinen?“
Sey, ſpricht ſie, kein Verſchwender mehr,
Gieb Schmeichlern weiter kein Gehör.
Schon iſt er kein Verſchwender mehr,
Schon giebt er Schmeichlern kein Gehör.
Such deine Luſt in ſtillen Freuden;
Sey gütig, liebreich und beſcheiden;
Und liebe nicht dein Glück zu ſehr.
Schon ſuchte Semnon ſtillren Freuden;
Schon ward er liebreich und beſcheiden;
Serine floh ihn ſchon nicht mehr,
Serine gab ihm ſchon Gehör,
Und ward die Seele ſeiner Freuden.
Die Liebe, ſprach das Glück, ſcheint Semnon vorzuziehen?
Allein mehr als zu bald ſoll er Serinen fliehn.
So viel ich ihm geſchenkt, ſo viel ſey ihm entriſſen!
Wird ihm die Liebe wohl der Armuth Qual verſüßen?
Das Glück verließ ihn drauf, und Semnons Gut verſchwand.
Kein Bergwerk half ihm mehr, kein Schiff kam mehr ans Land;
Sein Reichthum ward der Liſt und der Gewalt zur Beute,
Und nichts blieb ihm von dem, was ſonſt ſein Herz erfreute,
Nichts, als ſein treues Weib, im widrigſten Geſchick
Sein Beyſtand und auch ſtets ſein Glück.
Durch Fleiß entriſſen ſie ſich der Gefahr zu darben;
Und froh genoſſen ſie, was ſie durch Fleiß erwarben.
Umſonſt verſprach das Glück, ihn doppelt zu erfreun,

Wenn er der Lieb entſagen wollte.
Nein, rief er, wenn ich auch ein Cröſus werden ſollte,
Ging ich doch nie dein Anerbieten ein.
Die Liebe läßt mich weiſer ſeyn,
Als daß ich dich mir wieder wünſchen wollte.
Serine, komm! Mein Herz bleibt dein;
Viel beſſer, ohne Glück, als ohne Liebe ſeyn.
„Ja, Semnon, ja, mein Herz iſt dein;
„Viel beſſer, ohne Glück, als ohne Liebe ſeyn.“

Der Affe.

Kaum hatte noch des Schneiders Hand
Ein buntes komiſches Gewand
Dem muntern Affen umgehangen;
So gab ſein Rock ihm das Verlangen,
Sich in dem Spiegel zu beſehn.
In Wahrheit, ſprach er, ich bin ſchön!
So viel ich mir geſchmeichelt habe,
So kann dem jungen Herrn der Rock nicht beſſer ſtehn.
Komm, rief er, kleiner Edelknabe!
Wir müſſen uns zugleich im Spiegel ſehn.
Er kam. Der Aff erſchrack, verzerrte das Geſicht,
Stieß an den Hut, und rückte die Perücke;
Und doch glich er dem Junker nicht!
Der Spiegel warf, was er empfing, zurücke,
Ein närriſch haarichtes Geſicht
In einer ſtruppichten Perücke.
Der Junker lacht. Pfuy, hub der Aff erbittert an,
Pfuy, Spiegel, wie du lügſt! Was hab ich dir gethan?
Der Spiegel läuft darauf von ſeinem Hauchen an,
Und zeigt jetzt keinen Affen weiter.
Das dacht ich, rief er ſehr erfreut,
Die Schuld liegt nicht an meiner Häßlichkeit;
Nein, junger Herr, der Spiegel war nicht heiter!

Schon eilte Junker Fritz mit der Begebenheit,
Sie dem Magiſter zu erzählen;
Und dieſem konnt es gar nicht fehlen,
Mit einer nützlichen Moral,
(Er war gelehrt), ſie zu beſeelen.
Nun, ſprach er, ſetzen Sie einmal
Die Wahrheit an des Spiegels Stelle.
Sie zeigt der Thoren Häßlichkeit;
Der Thor, der ſich vor ihrem Lichte ſcheut,
Verhüllt ſie drauf in Dunkelheit,
Und ſchmeichelt ſich, ſie ſey nicht helle.

Die Wittwe.

Ein Mährchen.

Dorindens junger Ehegatte,
Den ſie ſo lieb, wie ſich, und noch wohl lieber hatte —
Noch lieber? wirft der Spötter ein
Und lachet höniſch; doch er lache!
Durch eine Spötterey hört eine wahre Sache
Drum noch nicht auf, gewiß zu ſeyn.
Genug, der Tod entriß Dorinden
Sehr früh den treuſten, beſten Mann;
Und ich kann keine Worte finden,
So leicht man im Affect ſie ſonſt auch finden kann,
Um alles das recht lebhaft auszudrücken,
Was ſie, die junge Frau, gefühlt,
Die ihn vor wenig Augenblicken
Geſund, jetzt aber todt in ihren Armen hielt,
Und ihn aus ihrem Arm auch todt nicht laſſen wollte.
Der Prieſter kam, der ſie beänſt'gen ſollte;
Die ganze Freundſchaft kam; doch nichts bewegte ſie.
Je mehr man tröſtete, jemehr Dorinde ſchrie.
Man mußte mit Gewalt ſie von dem Todten bringen.
Ein unaufhörlich Händeringen

War alles, was ſie that; und ein entſetzlich Ach!
War alles, was ſie troſtlos ſprach.
Dieß trieb ſie länger noch als vier und zwanzig Stunden.
Indeſſen hatte ſich der Nachbar eingefunden,
Ein Mann, geſchickt in Holz zu haun.
Er ſah Dorindens Schmerz; und theils auf ihr Begehren,
Theils als ein Freund den Seligen zu ehren,
Und ſeinem Untergang im Tode vorzubaun,
Entſchloß er ſich, in Holz ihn auszuhaun.
Es glückt des Künſtlers weiſen Händen,
Das Werk in kurzem zu vollenden;
Und Stephan ſtand in Lebensgröße da.
Ein Meiſterſtück pflegt bald bekannt zu werden;
Das Volk lief zu und ſchrie, ſo bald den Stephan ſah:
Ach Himmel, ach! da iſt er. Ja!
Seht nur die lächelnden Gebärden!
Seht nur den aufgeworfnen Mund!
Nein, ähnlichers kann nichts gefunden werden!
So ſah ich ihn noch jüngſt, als er Gevatter ſtund.
Man brachte den geſchnitzten Gatten,
Der noch allein der Wittwe Troſt verlieh,
Ins zweyte Stock, wo er und ſie
Ein ganzes Jahr vergnügt geſchlafen hatten.
Hier ſchloß ſie ſich mit ihm in ihre Kammer ein,
Und ſuchte Ruh in Schmerz und Pein,
Und hielts für ihre Pflicht, mit ganzen Strömen Zähren,
Um ſeiner ewig werth zu ſeyn,
Ihn noch im Tode zu verehren.
Wer kann wohl mehr von einer Frau begehren?
So ſaß Dorinde viele Wochen,
Und hatte, wie mein Währmann ſagt,
Kein lebendes Geſchöpf ſeit dieſer Zeit geſprochen,
Als ihren Hund und ihre Magd.
Und heute wars nach ſo viel bangen Wochen
Das erſtemal, daß ſie aus ihrem Fenſter ſah:
Und in dem Augenblick war auch ein Fremder da.

Schnell kam die Magd mit ſchlauen Mienen:
„Madam, es fragt ein Herr nach Ihnen,
„Ein ſchöner Herr, faſt wie der ſel'ge Mann;
„Er hat etwas bey Ihnen auszurichten,
„Das er mir nicht vertrauen kann.“
Du kannſt, ſprach ſie, nur was erdichten;
Ich gehe nicht von meinem lieben Mann;
Und kurz, du darfſt ihn nur berichten,
Ich wäre krank vor vielem Gram;
Denn ach! kein Wunder wärs —
„Dieß geht nicht an, Madam;
„Er hat ſie ſchon, indem er angekommen,
„An ihrem Fenſter wahrgenommen,
„Sie müſſen mit herunter kommen;
„Der fremde Herr ruht eher nicht.
„Er hat was Wichtigs anzubringen.
„Ich dächte doch, Madam, ſie gingen!
Die junge Wittwe ſteht beſtürzt,
Umarmt mit einem ſchnellen Feuer
Das Bild, mit dem ſie ſich zeither die Zeit verkürzt,
Und nimmt den Fremden an. Wer wird es ſeyn? Ein Freyer?
Vielleicht giebt uns die Magd Bericht.
Sie horcht ſchon an der Thür; allein ſie kann nichts hören,
Als den betrübten Ton, mit dem Dorinde ſpricht.
Der Nachmittag verſtreicht. Der Fremde geht noch nicht.
Sollt er denn gar ihr Gaſt zu ſeyn begehren?
Dorinde kömmt, und zwar allein.
Sie wird ſich wohl am Bilde letzen wollen,
Magd, fängt ſie an, ſprich, was wir machen ſollen:
Der Herr will mit Gewalt mein Gaſt den Abend ſeyn.
Du mußt geſchwind die Kanne Schmerlen ſieden.
„Ja, ja, Madam, ich bins zufrieden.“
Dorinde geht zurück. Die Magd durchſucht das Haus,
Zum Sieden hartes Holz zu finden.
Sie findet keins, und ruft Dorinden
In aller Angſt geſchwind heraus.

„Madam, ach laſſen Sie ſichs klagen!
„Es iſt kein hartes Fiſchholz da.
„Soll ich das Bild herunter tragen,
„Es iſt hart Holz, und es zerſchlagen?"
Das Bild? Nein, nein, — doch — thuts nur. Ja. —
Was brauchſt du mich denn erſt zu fragen?
„Allein das Bild iſt ſchwer, ich kanns allein nicht tragen;
„Zum Fenſter ging es wohl heraus."
Nun gut, ſo darfſt du ja das Holz nicht erſt zerſchlagen.
Der Herr zieht künftig in mein Haus;
Da darf ich ſo nicht länger klagen.
Das Fenſter öffnet ſich; und Stephan fliegt heraus.

Der junge Krebs und die Seemuſchel.

Der Muſchel, die am ſeichten Strande
Ihr Haus bald von einander bog,
Bald wieder feſt zuſammen zog,
Sah einſt, mit Neid und Unverſtande,
Ein junger Krebs aus ſeiner Höhle zu.
O Muſchel, wie beglückt biſt du!
O! daß wir Krebſe nur ſo elend wohnen müſſen!
Bald ſtößt der Nachbar mich aus meiner Wohnung aus,
Und bald der Sturm. Du haſt dein eigen ſteinern Haus,
Kannſt, wenn du willſt, es öffnen und verſchließen.
Vergönne mir nur einen Augenblick,
Ich weiß, du gönnſt mir dieſes Glück,
In deinem Schloſſe Platz zu nehmen.
Ich, ſprach ſie, ſollte mich zwar ſchämen,
In mein nicht aufgeputztes Haus,
Denn in der That ſiehts jetzt nicht reinlich aus,
Vornehme Herren einzunehmen.
Doch dienet es zu Ihrer Ruh,
Auf kurze Zeit zu mir ſich zu verfügen:
So dien' ich Ihnen mit Vergnügen;
Wir haben Platz. Er kömmt. Sie ſchließt ihr Schloß feſt zu.

Mach auf, schreyt er, denn ich ersticke.
Bald, spricht sie, will ich dich befreyn,
Sieh erst der Mißgunst Thorheit ein,
Und lerne hier mit deinem Glücke,
Wenn dirs gefällt, zufrieden seyn.

Das Kind mit der Scheere.

Kind, hub die Mutter an, eins mußt du mir versprechen:
Die Messer und die Gabeln stechen;
Drum rühre keins von beiden an.
„Allein die Scheere, sollt ich glauben,
„Die könnten Sie mir wohl erlauben?"
Nichts weniger; was dich verletzen kann,
Sieh niemals als dein Spielwerk an.
Das Kind gehorcht; doch ein geheimer Trieb
Und das Verbot verschönerten die Scheere.
Ja, spricht es zu sich selbst, wenn es die Gabel wäre,
Die hab ich lange nicht so lieb,
So ließ ich sie mit Freuden liegen.
Allein die Scheer ist mein Vergnügen,
Sie hat ein gar zu schönes Band.
Gesetzt, ich ritzte mich ein wenig in die Hand,
So hätte dieß nicht viel zu sagen.
So klein ich bin, so hab ich ja Verstand,
Und also werd ichs immer wagen,
So bald die Mutter nur die Augen weggewandt.
Doch nein, weil Kinder folgen müssen,
So wär es ja nicht recht gethan.
Nein, nein, ich sehe dich blos an;
O schöne Scheere, laß dich küssen!
Ich rühre ja kein Messer an,
So werd ich doch — Schon griff es nach der Scheere.
Ja, wenn ich unvorsichtig wäre,
Da freylich schnitte mich die Scheere;
Allein ich bin ja schon mit ihr bekannt.

So ſprachs, und ſchnitt ſich in die Hand.
Die Mutter kam. O welche harte Lehre!
Ach, hub das Kind fußfällig an,
Es kränkt mich ſehr, daß ichs gethan.
Ich bitte ſie, zerbrechen Sie die Scheere.
Damit ich ſie nicht mehr begehre,
Und ohne Zwang gehorchen kann.

Oft ſind wir Menſchen dieſes Kind.
Verſehn mit billigen Geſetzen,
Die göttlich, und uns heilſam ſind,
Scheut ſich das Herz, ſie alle zu verletzen,
Wir unterlaſſen, wie das Kind,
Die Dinge, die wir wenig ſchätzen,
Um die zu thun, die uns am liebſten ſind.
Die Reue kömmt. Wir ſehn, wie ſehr wir fehlen;
Dann denken wir, dann beten wir als Kind.
Was heißt in vieler tauſend Seelen:
Bewahre mich, o Gott, vor dieſer Miſſethat!
Das heißt es: Wehre mir das Wählen,
Damit mein Herz den Zwang nicht nöthig hat.

Die Affen und die Bären.

Die Affen baten einſt die Bären,
Sie möchten gnädigſt ſich bemühn,
Und ihnen doch die Kunſt erklären,
In der die Nation der Bären
Die ganze Welt des Walds zu übertreffen ſchien;
Die Kunſt, in der ſie noch ſo unerfahren wären,
Die Jungen groß und ſtark zu ziehn.
Vielleicht, hub von den Affenmüttern
Die weiſeſte bedächtig an,
Vielleicht, ich ſag es voller Zittern,
Wächſt unſre Jugend bloß darum ſo ſiech heran,

Weil wir sie gar zu wenig füttern.
Vielleicht ist auch der Mangel der Geduld,
Sie sanft zu wiegen und zu tragen,
Vielleicht auch unsre Milch an ihren Fiebern schuld.
Vielleicht schwächt auch das Obst den Magen.
Vielleicht ist selbst die Luft, die unsre Kinder trifft,
(Wer kann sie vor der Luft bewahren?)
Ein Gift in ihren ersten Jahren;
Und dann auf Lebenszeit ein Gift,
Vielleicht ist, ohne daß wirs denken,
Auch die Bewegung ihre Pest.
Sie können sich durch Springen und durch Schwenken
Oft etwas in der Brust verrenken,
Wie sich sehr leicht begreifen läßt;
Denn unsre Nerven sind nicht fest.
Hier fängt sie zärtlich an zu weinen,
Nimmt eins von ihren lieben Kleinen,
Daß sie so lang und herzlich an sich drückt,
Bis ihr geliebtes Kind erstickt.
Du, sprach die Bärin, kannst noch fragen,
Warum ihr so bestraft mit kranken Kindern seyd?
Nicht liegts an Luft und Milch, und nicht an Obst und Mägen.
Ihr tödtet sie durch eure Weichlichkeit,
Durch eure Liebe vor der Zeit.
Gebt Acht auf unsern jungen Haufen;
Wir nehmen sie, sobald sie laufen,
Mit uns, in Hitz und Frost, durch Fluren und durch Wald,
So werden sie gesund und alt.

Was macht viel Kinder siech? Vielleicht Natur und Zeit?
Nein, mehr der Aeltern Weichlichkeit.
O Reicher, soll dein Kind gesund in Städten blühen:
So zieh es in der Stadt, wie es die Dörfer ziehen!

Der Leichtsinn.

Der Leichtsinn, wie die Fabel sagt,
Die Fabel aus den goldnen Jahren,
Ward von den Menschen einst verjagt,
Weil alle seiner müde waren.
Er floh zum Zevs, und bat um Aufenthalt.
Kaum sah Merkur die lustige Gestalt,
So fühlt er schon die Pflicht, dem Flüchtling beyzuspringen:
„So will dich alle Welt verdringen?
„Du dauerst mich. Komm, hüpf auf meine Schwingen!
„Ich hoffe dich gut anzubringen.
„Komm, Paphos sey dein Aufenthalt!"
Schnell bracht er ihn zur Venus kleinem Knaben.
Hier, Gott Cupido, fing er an,
Schickt ihnen Zevs den angenehmsten Mann,
Der schärfer, als Sie, sehen kann;
Sie sollen ihn zu Ihrem Führer haben.
Der Leichtsinn trat sein Amt mit Eifer an,
Das Amt, der Liebe vorzutraben,
Und soll, wie die gedachte Fabel spricht,
Von dieser Zeit an, seine Pflicht
Sehr selten unterlassen haben.

Der reiche Geizhals.

Ein reicher Greis, vom Tode nicht mehr fern,
Und ungeschickt, mehr Schätze zu erwerben,
Ward krank, und wollte doch nicht sterben;
Denn welcher Geizhals stirbt wohl gern?
Er wollte nach dem Docter schicken;
Zum Glücke fiel ihm noch der harte Thaler ein,
Den er genöthigt wär, ihm in die Hand zu drücken,
Und also ließ ers lieber seyn.
Doch mit dem Tod ist gleichwohl nicht zu scherzen.
Der Alte fühlte neue Schmerzen,

Und rief den Prieſter in ſein Haus,
Und bat ſich zu verſchiednen Malen,
Denn dafür durft er nichts bezahlen,
Troſt auf dem Krankenlager aus.
Der Prieſter wollt ihn jetzt verlaſſen.
Ach! bet er, ſprach der Greis; Gott wirds zu Herzen faſſen
Und komm ich von dem Lager auf,
So geb ich ihm die Hand darauf,
Ich will mich dankbar finden laſſen.
Ich weiß nicht, bat er für den Alten,
Und wenn er bat, bat er mit Recht?
Genug, das menſchliche Geſchlecht
Sollt einen Geizhals mehr behalten;
Es beſſerte ſich mit dem Alten.
Der Prieſter wird geruft. Ich weiß wohl, ſprach der Greis,
Was ich Ihm einſt geredt, wenn Ers gleich nicht mehr weiß.
Hier ſeh Er ſelbſt, was ich und meine Frau erſparten;
Ich zeig Ihm nur die ſeltnen Arten.
Steht Ihm das große Goldſtück an?
Da ſind ſie noch von größerm Werthe;
Doch, weil ſie Gott mir wunderbar beſcherte,
So hab ich ein Gelübd gethan,
Nicht eins von allen auszugeben,
Und ſollt ich hundert Jahre leben.
Will Er nun die Silbermünzen ſehn?
Ja, lieber Herr, auch die ſind ſchön.
Hier hab ich, glaub Er mirs, mehr harte Thaler liegen,
Als ich und Er zuſammen wiegen;
Allein ſie mögen immer liegen;
Sie ſollen alle für mein Haus.
Doch laß Er uns noch weiter gehen.
Hier ſieht Er die Zweydrittel ſtehen;
Da leſ' Er eins für ſeine Kinder aus,
Und bitt er Gott um Segen für mein Haus!

Das Teſtament.

Sohn, fing der Vater an, indem er ſterben wollte,
Wie ruhig ſchlief ich jetzt nicht ein,
Wenn ich nach meinem Tod dich glücklich wiſſen ſollte!
Du biſt es werth, und wirſt es ſeyn.
Hier haſt du meinen letzten Willen.
So bald du mich ins Grab gebracht,
So brich ihn auf, und ſuch ihn zu erfüllen;
So iſt dein Glück gewiß gemacht.
Verſprich mir dieß, ſo will ich freudig ſterben.

Der Vater ſtarb, und kurz darauf
Brach auch der Sohn das Teſtament ſchon auf,
Und las: Mein Sohn, du wirſt von mir ſehr wenig erben
Als etwan ein gut Buch und meinen Lebenslauf,
Den ſetz ich dir zu deiner Nachricht auf.
Mein Wunſch war meine Pflicht. Bey tauſend Hinderniſſen
Befliß ich ſtets mich auf ein gut Gewiſſen.
Verſtrich ein Tag, ſo fing ich zu mir an:
Der Tag iſt hin; haſt du was Nützliches gethan?
Und biſt du weiſer, als am Morgen?
Dieß, lieber Sohn, dieß waren meine Sorgen.
So fand ich denn von Zeit zu Zeit
Zu meinem täglichen Geſchäfte
Mehr Eifer, und zugleich mehr Kräfte,
Und in der Pflicht ſtets mehr Zufriedenheit.
So lernt ich, mich mit wenigem begnügen,
Und ſteckte meinem Wunſch ein Ziel.
Haſt du genug, dacht ich, ſo haſt du viel;
Und haſt du nicht genug, ſo wirds die Vorſicht fügen.
Was folgt dir, wenn du heute ſtirbſt?
Die Würden, die dir Menſchen gaben?
Der Reichthum? Nein, das Glück, der Welt genützt zu haben:

Drum ſey vergnügt, wenn du dir dieß erwirbſt.
So dacht ich, liebſter Sohn, ſo ſucht ich auch zu leben.
Und dieſes Glück kannſt du, mit Gott, dir ſelber geben.
Vergiß es nicht: Das wahre Glück allein
Iſt, ein rechtſchaffner Mann zu ſeyn.

Criſpin und Criſpine.

Daß oft die Weiber bis ins Grab
Sich mit den Männern ſchlecht vertragen,
Sind leider ſchon ſehr alte Klagen,
Die man uns oft zu leſen gab;
Doch daß die Männer bis ins Grab
So manche gute Gattin plagen,
Sind dieß nicht auch gerechte Klagen?
Doch welcher Sänger ſingt ſie ab?
Daß oft die Frau zum Zeitvertreibe
Dem Manne zänkiſch widerſpricht,
Darüber klagt manch Spottgedicht;
Doch daß der Mann mit ſeinem Weibe,
Oft als mit einer Sklavin ſpricht,
Wie ſelten ſtraft dieß ein Gedicht?
Daß Weiber nicht zu folgen wiſſen,
Darüber ſeufzt und klagt der Mann;
Doch ſollte man daraus nicht ſchließen,
Daß Männer nicht zu herrſchen wiſſen,
Weil jede Frau ſo ſchwer gehorchen kann?
Daß Weiber gern dem Staate ſich ergeben,
Und leben, um geputzt zu leben,
Darüber ſorgt der Mann ſich grau;
Doch daß die Männer ſich dem Kaltſinn gern ergeben,
Nur ſich, nicht ihren Weibern leben,
Wie ſehr beſeufzt dieß manche Frau!

Daß bey dem Reiz der äußerlichen Gaben
Die Weiber oft der Seele Reiz nicht haben,
Dieß iſt vielleicht nicht ſelten wahr;
Doch daß die Männer oft nur Geld und Schönheit ehren,
Der Frau, Verſtand zu haben, wehren,
Sie durch ihr Beyſpiel Thorheit lehren,
Und über Thorheit ſich beſchweren,
Klingt in der That ſehr wunderbar!
Und dennoch iſts nicht ſelten wahr.

Drum, Männer, leſ't ihr, wie Criſpine
So herzlich den Criſpin gehaßt:
So legts nicht gleich mit einer Männermiene
Der armen Frau allein zur Laſt.
Und ſeyd ihr ſelbſt unglückliche Criſpine,
So denkt, wenn euch Criſpine haßt:
Ob ichs vielleicht wohl gar verdiene?
Und beſſert euch. Vielleicht thuts auch Criſpine.

Criſpine ſtarb, und binnen wenig Tagen
Starb auch Criſpin, ihr Mann, ſchon nach,
Und zwar vor lauter Schmerz und Ach!
Wenn wir das Leichencarmen fragen.
Doch viele wollten lieber ſagen,
Der Zorn hätt ihn dahin gerafft;
Allein der Zorn iſt nicht der Männer Leidenſchaft.

Genug er ſtarb, und ward, weil ers ſo haben wollte,
Daß ſein Gebein bey der verweſen ſollte,
Die ihn gewartet und gepflegt,
Zu ſeiner Frau ins Grab gelegt.
So lag denn Mann und Weib in einer Gruft vereinet;
Und niemand hätte das vermeinet,

Was nach der Zeit, mehr als zu oft, geschehn.
Die Frau ließ sich bey ihrem Grabe
Des Nachts im Sterbekleide sehn.
Der Küster und des Küsters Knabe,
Keins wollte mehr zum Morgenlauten gehn;
Denn allemal ließ sich Crispine sehn,
Und wies ganz ängstlich nach dem Grabe.

Der Küster wagts den neunten Tag,
Und ruft die sämmtlichen Crispinen,
Macht dreymal erst das Kreuz, und sagt, wer ihm erschienen,
Und forscht und überlegt mit ihnen,
Was doch die Ruh der Sel'gen stören mag.
„Hat sie vielleicht im Tode was befohlen?"
Nichts, fing die Freundschaft an, nichts als den Leichenstein.
Das, ruft der Küster, wird es seyn.

Man läßt geschwind den schönsten Grabstein holen.
Der Steinmetz haut zwey Herzen in den Stein,
Und diese Schrift vom Küster ein:
„Hier ruht ein zärtlich Paar, voll gleicher Lieb und Treue;
„Der Tod, der sie getrennt, vereinte beyd' aufs neue."

Nun wird die Frau doch ruhig seyn?
Nichts weniger. War sie zuvor erschienen,
Erschien sie nur noch mehr, und mit noch bängern Mienen,
Und lief dem guten Küster nach,
Und öffnete den Mund, als ob sie sprechen wollte;
Allein ein unvernehmlich Ach!
Dieß war es alles, was sie sprach.
Wer wußte nun, was das bedeuten sollte?

Man öffnete das Grab. Es war kein Sarg verfehrt,
Und wie man sie gelegt, so lagen sie noch heute;
Zur rechten er, und sie zur linken Seite.

Nein, ſchrie der Küſter, umgekehrt!
Ihr, Todtengräber ſeyd nicht werth . . .

Der Sarg ward umgekehrt; allein die Folge lehrte,
Daß nicht der Rang des Weibes Ruhe ſtörte.
Mich deucht, dieß iſt der Schönen Fehler nicht.
Und iſt ers ja, wie mancher Spötter ſpricht:
So iſt ers doch im Grabe nicht.

Criſpine ließ nicht nach, dem Küſter zu erſcheinen.
Sie weinte, ſo, wie Schatten weinen,
Wies immer auf ihr Grab, und machte mit der Hand
Ein Zeichen, das zuletzt der Küſter doch verſtand.
Er ließ noch dieſe Nacht den Todtengräber kommen.
Der Mann ward aus der Gruft genommen,
Und weit davon beſonders eingeſcharrt.
Und noch in Beyder Gegenwart
Verſchwand die Frau mit heitern Mienen,
Und iſt ſeitdem nicht mehr erſchienen.

Der Jüngling und der Greis.

Wie fang ichs an, um mich empor zu ſchwingen?
Fragt einſt ein Jüngling einen Greis.
Der Mittel, fing er an, um es recht hoch zu bringen,
Sind zwey bis drey, ſo viel ich weiß.
Seyd tapfer! Mancher iſt geſtiegen,
Weil er entſchloſſen in Gefahr,
Ein Feind von Ruh und von Vergnügen,
Und durſtig nach der Ehre war.
Seyd weiſe, Sohn. Den Niedrigſten auf Erden
Iſts oft durch Witz und durch Verſtand geglückt,
Am Hofe groß, groß in der Stadt zu werden;

Zu beyden macht man sich durch Zeit und Fleiß geschickt.
Dieß sind die Mittel großer Seelen;
„Doch sie sind schwer. Ich wills Ihm nicht verheelen,
„Ich habe leichtere gehofft.
Gut, sprach der Greis, wollt ihr ein leichtres wählen:
So seyd ein Narr; auch Narren steigen oft.

Beurtheilungen
einiger Fabeln.
aus den
Belustigungen.

Beurtheilungen einiger Fabeln aus den Belustigungen.

Damit diejenigen Leser, die meine Fabeln in den Belustigungen immer noch für gut halten, prüfen können, ob ich Recht habe, wenn ich nicht ihrer Meinung bin: so will ich drey derselben, die noch gar nicht die schlechtesten sind, wählen, und sie beurtheilen. Ich hoffe, zu gleicher Zeit Anfängern in der Poesie einen Dienst zu thun, und sie an meinem Exempel zu lehren, wie sie ihre eigenen, und ihrer Freunde Versuche beurtheilen, und sich nicht sofort mit dem Gedanken schmeicheln sollen, daß sie für die Welt schreiben können, weil sie schreiben können.

Die erste Fabel, die ich wählen will, um die Fehler, die darin begangen sind, um das Müssige, Undeutliche, Weitläufige und Gereimte zu zeigen, soll die Lerche seyn, weil ich dieses Stück, zu der Zeit, da ich es verfertiget, mit einer besondern Autorliebe betrachtet habe.

Die Lerche.

1.

Bey manches Morgens hellem Schimmer
Sang Damons Lerche froh bemüht,
Mit Schmettern durch das ganze Zimmer,
Dem lieben Wirth ein Morgenlied,
Und ruhte nicht, bis daß ihr Klang
Das ganze Haus erfüllt durchdrang.

2.

Einst lehnt ihr Damon zum Vergnügen
Das Thürchen nicht beym Füttern an,
So, daß sie aus dem Bauer fliegen
Und in der Stube flattern kann.
Sie fliegt, und sang sie vormals sehr,
So sang sie jetzt noch dreymal mehr.

3.

Auch Vögeln iſt die Freyheit lieber,
Als Kerker, welche Gold umzieht.
Sie ſitzt ſo, daß ſie gegenüber,
In Damons großen Spiegel ſieht.
Sie ſieht ſich ſelbſt, und meint dabey,
Daß dieſes Bild die Schweſter ſey.

4.

Sie ſtutzt, und regt die kleinen Schwingen,
Bald will ſie fort, bald bleibt ſie hier;
Dann fängt ſie ſchmetternd an zu ſingen.
Drauf öffnet Damon bald die Thür.
Da dringt der Schall im Augenblick
Aus dem gewölbten Saal zurück.

5.

Sie läßt ſich zwo Minuten ſtören:
Die Ehrſucht martert ihren Geiſt.
Sie meint die Schweſter ſelbſt zu hören,
Die ihr der falſche Spiegel weißt.
Drauf läßt ſie ſich, mit ſich allein
Betrogen in den Wettſtreit ein.

6.

Sie ſingt aus ehrfurchtsvollem Grimme;
Sie zieht, ſie trillert, mengt und paart
Der hellen Kehle ſtarke Stimme
Auf hundert und auf tauſend Art.
Umſonſt iſt ihre ganze Müh;
Stets ſingt das Echo ſo, wie ſie.

7.

Noch läßt ſie ſich nicht kraftlos finden,
Sie ſingt, und will zu ihrer Pein
Eh ſterben, als nicht überwinden,
Eh ſiegen, als am Leben ſeyn.
Sie ſingt; allein zu ihrer Schmach:
Das Echo wacht, und thut es nach.

8.

Drauf ſchießt ſie bey dem letzten Zuge,
Die ſo bethörte Sängerin,
Mit aufgebrachtem ſchnellen Fluge
Nach der verhaßten Feindin hin,
Und ſtößt ſich in der Raſerey
Am Spiegel Kopf und Hirn entzwey.

9.

Hier trägt ſie Damon aus der Stube.
O! ſpricht er, da er nachgedacht,
O! kämen die in eine Grube,
Die Ehr und Schatten umgebracht:
So würdeſt du wohl manchem Held
Und manchem Weiſen beygeſellt.

Zuerſt will ich die Handlung ausziehen. Eine Lerche ſingt oft ihrem lieben Wirthe, dem Damon, früh ihr Morgenlied. Einſt macht er ihr beym Füttern aus Gefälligkeit den Bauer nicht wieder zu, damit ſie herausfliegen kann; und nun ſingt ſie noch ſtärker, ſetzt ſich gegen den Spiegel über, und ſieht ihr eignes Bild für einen Nebenbuhler an. Sie ſingt. Damon öffnet die Thüre, und das Echo bringt aus dem gewölbten Saale in die Stube. Die Lerche glaubt alſo ihren Nebenbuhler im Spiegel zu hören, und läßt ſich mit ihm in einen Wettſtreit ein, bis ſie endlich, da ſie ihn nicht überwinden kann, in der Hitze nach dem Spiegel fliegt, und ſich den Kopf zerſtößt.

Die Moral. Wenn alle diejenigen, die der Ehrgeiz und ein Schatten umgebracht, ſagt Damon, in eine Grube kämen, ſo müßteſt du bey manchem Helden und Weiſen liegen.

Die Handlung an und für ſich betrachtet, ſcheint das Anziehende zu haben, in ſo weit ſie ſelten, unerwartet, und doch wahrſcheinlich, und endlich ein ſinnliches Bild des menſchlichen Ehrgeizes iſt; betrachtet mit der Moral, ſcheint ſie gewiſſe Züge oder Theile zu haben, davon man die Deutung nicht wohl einſehen kann. Die Lerche ſieht ſich ſelbſt

im Spiegel, und hält ſich für eine fremde Lerche. Recht gut! Sie hört das Echo ihrer Stimme, und hält es für die Stimme ihres Nebenbuhlers. Auch gut! Die Lerche kann beydes in der Fabel thun, weil ſie es außer der Fabel zu thun ſcheint. Ich ſetze nunmehr einen ehrgeizigen Menſchen an die Stelle der Lerche. Es ſey ein Autor, ein Held, ein Staatsmann. Er glaubt, durch die Einbildung betrogen, daß er Nebenbuhler habe; dieſe zu übertreffen, ſtrengt er ſeinen Ehrgeiz ſo lange an, bis er darunter erliegt. Iſt alles richtig in dieſer Vergleichung? Glaubt der Ehrgeizige nur Nebenbuhler zu haben, oder hat er ſie nicht wirklich? Er hat ſie; und wie der Thor immer noch einen größern Thoren findet, der ſeinen Werth bewundert: ſo findet der Ehrſüchtige immer einen noch Ehrſüchtigern, der mit kleinern oder größern Kräften ihn zu übertreffen ſucht. Alſo harmonirt die Fabel nicht genug mit der Moral; oder ſie ſcheint ein Körper zu ſeyn, der ſeiner Seele, der Moral, nicht genug angemeſſen iſt. Was iſt das Echo, das die Lerche für ihre eigene Stimme hält, in Anſehung des Ehrgeizigen? Das weiß ich jetzt eben ſo wenig, als ich es damals mag gewußt haben, da ich die Fabel entworfen. Wir wollen nunmehr die Stellungen der Handlung, oder die einzelnen Theile betrachten, aus denen ſie zuſammengeſetzt iſt. Iſt alles, was vorgeht, ſo beſchaffen, daß der Erfolg ohne daſſelbe nicht wohl hätte geſchehen können, oder daß die Erdichtung weniger anziehend geworden wäre? Es iſt offenbar, daß theils müßige Theile vorhanden, theils die nothwendigen mit Zierrathen beſchweret ſind, welche ſie nicht heben, ſondern nur beläſtigen.

Warum muß die Lerche erſt im Bauer ſeyn? Warum muß ihr Damon zum Vergnügen die Thüre offen laſſen? Das erſte deswegen, damit ſie Damon heraus laſſen kann; und das andere deswegen, damit ſie im Zimmer frey ſitzen, und ſich im Spiegel ſehen kann. War das nöthig in Anſehung des Erfolgs? Nein, ſie durfte nur gleich frey im Zimmer ſeyn, und dem Spiegel gegenüber ſitzen. Dieſes iſt alſo der Punkt, wo die Handlung hätte anfangen ſollen, damit ſie die

Kürze, die nöthige Tugend der Erzählung, erhielte. Folglich sind beynahe die drey ersten Strophen müßig. Die andern Theile sind zwar nothwendig, aber mit verschiedenen kleinen Umständen beladen, welche das Stück nur erweitern, ohne es zu verschönern. Hierher gehört insbesonderd die siebente Strophe.

Aus diesen Kritiken lassen sich die übrigen von der Art zu erzählen gröſsten Theils schließen. Sie ist weitschweifig, und eben deswegen matt. Sie will sich durch eingeschaltete Beschreibungen beleben; aber diese Beschreibungen sind zu leer, und ermüden. Sie enthalten nichts, als das ewige Gesinge der Lerche, das eben nicht schön beschrieben ist.

In der Schreibart selbst fehlt das Leichte, Freywillige und Muntre. Braucht man noch zu fragen, warum die Fabel nichts taugt, wenn auch ihr Inhalt noch so gut wäre? Ist es nicht Fehler genug, ängstlich und gezwungen zu erzählen? Sie ist, wie viele andere aus den Belustigungen, in dem Versmaße der Ode erzählet. Ich will gern zugeben, daß diese Versart zuweilen von dem Inhalte, zumal von einem ernsthaften, oder dem man das Ansehen des Ernstes geben will, verlanget werden kann; und wir haben gute Exempel von dieser Art. Allein in den meisten Fällen verträgt sich der Zwang der Strophen, der sich immer gleichen Zeilen, der bestimmten Ruhepunkte in den Strophen, nicht mit den Tugenden der Erzählung. Man darf, um sich davon zu überzeugen, nur einen Versuch mit einer guten Fabel, die in freyen Versen erzählt ist, machen, und sie in das Versmaaß der Ode übertragen: wie bald wird man sehen, daß die besten Stellen verloren gehen; daß dieser Gedanke in einer längern Zeile gesagt seyn will; daß er oft, wenn er nur ein Wort verliert, nicht mehr so natürlich oder scherzhaft klingt; daß selbst die Länge und Kürze der Zeilen bald den Nachdruck, bald die Anmuth im Erzählen befördert! Und wo ist in der Strophe der Platz zu Nebenbetrachtungen, zu einer kleinen, im Vorbeygehen angebrachten Spötterey, zu gewissen Wiederholungen und [illegible] Schönheiten der Erzählung?

Ich will den Beweis von den Fehlern der Schreibart nunmehr im Kleinen geben.

Erste Strophe. Bey manches Morgens; sehr hart und rauh. Hellem Schimmer; hell, ein überflüssiges Beywort. „Die Lerche sang bey manches Morgens hellem „Schimmer froh bemüht dem lieben Wirth ein Morgenlied." Was heißt froh bemüht? Mit einer Mühe, die ihr zum Vergnügen ward? Es ist gezwungen, undeutlich, und dem Reime zum besten gesagt. Eben dieß gilt auch von dem Schimmer des Morgens, der seine Existenz hier dem Zimmer zu danken hat. Das Morgenlied scheint mir hier auch nicht schön zu seyn, ob es gleich gewiß ist, daß die Lerchen des Morgens am stärksten singen; man denkt dabey an das Abendlied. „Und ruhte nicht, bis daß ihr Klang das ganze Haus er„füllt durchdrang." Klang; unnatürlich. Es sollte Gesang heißen. Was bedeutet hier erfüllt? Heißt es der Klang, der das ganze Haus erfüllt hatte, oder mit dem das ganze Haus war erfüllt worden? Setzt man das Participium in dem einen oder in dem andern Falle, nach dem Sprachgebrauche, so wie es hier steht? Niemals. Also ist es undeutlich, oder wider die Grammatik; und sollte erfüllend heißen, wenn ja ein Participum gebraucht werden mußte. Und wenn es beydes nicht wäre: so ist es doch überflüßig, weil in dem Worte durchdringen das Erfüllen schon enthalten ist.

Zweyte Strophe. „Einst lehnt ihr Damon zum Ver„gnügen das Thürchen nicht beym Füttern an." Anlehnen ist nicht der rechte Ausdruck, oder es sollte heißen: er lehnte es nicht wieder an; besser: er ließ die Thür offen. Aber so hätte der folgende Reim, kann, nicht bestehen können. „So, daß sie aus dem Bauer fliegen und in die Stube flattern kann." Das so, daß, ist sehr demonstrirt, ist zu gezwungen, oder doch prosaisch. Wenn sie aus dem Bauer fliegt, so weiß ich schon, daß sie in der Stube flattern kann; und wenn sie das Letzte thut, muß das Erste geschehen seyn. Ein Umstand ist überflüßig. In der Stube [illegible] sagt man auch nicht, sondern [illegible] flattern. Flattern soll

hier ein lachender Ausdruck seyn, thut aber keine gute Wirkung. „Und sang sie vormals sehr: so singt sie jetzt noch „dreymal mehr.“ Mehr, harmonirt mit dem sehr nicht, sondern mit dem Reime. Es sollte heißen: noch dreymal stärker. Die ganze Strophe ist prosaisch und gedehnt.

Dritte Strophe. „Auch Vögeln ist die Freyheit lie„ber, als Kerker, welche Gold umzieht.“ Diese Sentenz steht nicht an ihrem Orte. Kerker paßt zur Freyheit nicht gut. Es sollte Sklaverey heißen. Sie sitzt so, daß; prosaisch. Damons großer Spiegel. Wozu Damons? Kann der Spiegel jemanden anders gehören? Es wäre besser, der Spiegel hätte gar kein Beywort. „Sie sieht sich selbst, „und meint dabey, daß dieses Bild die Schwester sey.“ Meint dabey; gezwungen und gereimt. Dieses Bild; was für ein Bild? Es ist ja noch keins da gewesen, auf welches dieses gehen könnte. Also ihr eignes Bild, oder das sie jetzt sieht. Die Schwester. Warum Schwester? war es eine Sie? und war die singende Lerche auch eine Sie? Ueberhaupt ist der Familienname Schwester hier nichts artiges, denke ich.

Vierte Strophe. „Sie stutzt und regt, vermuthlich bewegt, die kleinen Schwingen.“ Klein, ist hier ein sehr überflüßiges Beywort. Bald will sie fort; Wohin? Bald bleibt sie hier. Es sollte wohl heißen: Bald will sie aufliegen, bald hält sie sich wieder zurück. Drauf öffnet Damon bald; bald ist geflickt. Die Thür, statt der Thüre, da die folgende Zeile sich mit keinem Vocale anfängt, wie hart! „Da dringt der Schall im Au„genblick aus dem gewölbten Saal zurück.“ Da, ist hier prosaisch. Im Augenblick, scheint gereimt zu seyn. Aus dem gewölbten Saal; Ist dieser Saal ein Vorsaal? vermuthlich. Und warum öffnet Damon die Thüre zum Saale? Die Lerche hätte ja davon fliegen können?

Fünfte Strophe. „Sie läßt sich zwo Minuten „stören.“ Aber warum nicht mehr, nicht weniger Minuten? Ist zu arithmetisch bestimmt. „Die Ehrsucht martert ihren „Geist.“ Der Geist der Lerche, vielleicht auch das Mar-

tern ist sehr poetisch und gezwungen. „Sie meint die „Schwester selbst zu hören." Die Schwester; weg damit! Selbst ist überflüssig und nur des Versmaßes wegen da. „Die ihr der falsche Spiegel weist." Der falsche Spiegel, weil er die Einbildung der Lerche betrog, kann poetisch richtig seyn; allein ein falscher Spiegel heißt auch so viel als ein Spiegel, der den Gegenstand nicht getreu darstellt. „Drauf läßt sie sich mit sich allein betrogen in den Wettstreit ein." Darauf ist kurz vorher da gewesen. Betrogen; dieses Participum steht hier an keinem guten Orte, und verursacht eine Dunkelheit. In den Wettstreit; nicht den, sondern einen; ist wider die Sprache.

Sechste Strophe. „Sie singt aus ehrsuchtsvollem „Grimme." Grimm scheint zu viel für das Singen einer Lerche zu seyn. Vor Grimme nach dem Spiegel fliegen, dieses würde man eher sagen. „Sie zieht, sie trillert, mengt und „paart der hellen Kehle starke Stimme auf hundert und auf „tausend Art." Diese drey Verse betrügen auf den ersten Anblick, und scheinen harmonisch zu seyn. Sie zieht und trillert; gehen diese Worte auch auf die Stimme? Sie zieht und trillert die Stimme; das kann wohl nicht seyn. Aber sie stehen doch so, und also sind es ambigue dicta. Sie mengt die Stimme der Kehle, und paart sie. Wie kann ich eine Stimme mengen? Töne möchten wohl gemenget werden können; und doch wollen mir die gemengten und gepaarten Töne auf hundert und tausend Art gar nicht gefallen. Man sagt auf hunderttausend oder tausenderley Art im gemeinen Leben; und wenn dieses richtig ist, so ist es doch ganz prosaisch. Der Poet muß sich von der Prosa zu entfernen wissen, auch da, wenn er den niedrigsten Styl redet.

Le Stile le moins noble a pourtant sa noblesse.

Siebente Strophe. Noch läßt sie sich nicht kraftlos finden; ist gezwungen gesagt. Es soll heißen: Dennoch fährt sie herzhaft fort. Sie singt und will zu ihrer Pein eh sterben, als nicht überwinden, eh siegen, als am Leben seyn. Sehr heroisch von der Lerche.

Aber worauf geht das zu ihrer Pein? Auf das Sterben? Sie will also zu ihrer Pein sterben? Sehr fremd geredt. Dem einzelnen Worte, singen, sollte nicht die Redensart entgegen gesetzt stehen, am Leben seyn, sondern leben. Es ist natürlicher und verhältnißmäßiger. Wer sieht nicht, daß die Reime Pein und seyn wider das natürliche dieser Stelle sich empört haben? Aber der Reim ist der Sclave, und der Poet der Herr.

La Rime est une esclave, et ne doit qu' obeïr.

„Sie singt; allein zu ihrer Schmach." Schmach ist nicht das richtige Wort; Schande, Verdruß, Schimpf, oder so etwas. „Das Echo wacht;" wacht ist unnatürlich. „Und thut es nach;" thut, ist platt; warum nicht, spricht, singt, und dergleichen?

Achte Strophe. „Drauf schießt sie bey dem letzten „Zuge, die so bethörte Sängerin, mit aufgebrachtem schnel„lem Fluge, nach der verhaßten Feindinn hin." Drauf, schon wieder! Bey dem letzten Zuge; was ist das für ein Zug? Der Zug des Athems; oder steht Zug statt Ton? und was heißt der letzte Zug? Soll es heißen: indem sie den letzten Ton singt, schießt sie nach dem Spiegel? Wer wird so erzählen? Die bethörte Sängerin; bethört ist kein gewähltes Wort. Mit schnellem Fluge kann man sagen, aber wohl nicht ohne Gewaltsamkeit: mit aufgebrachtem schnellen Fluge. Die verhaßte Freundin, ist langweilig; und wie das hin nicht nothwendig; und woher war sie eine Freundin von ihr? Sie sah sie ja jetzt zum erstenmale. Das Oxymoron, verhaßte Freundin, ist also hier ein Spielwerk. „Und stößt sich in der Raserey am Spiegel Kopf und „Hirn entzwey." In der Raserey; wer wird dieß von der Lerche sagen? Sie ist ja kein Tieger. In der Hitze stößt sie sich also am Spiegel Kopf und Hirn entzwey. Erstlich Kopf; es muß nothwendig den Kopf heißen. Alsdann Hirn für Gehirn ist unerträglich. Und warum

muß ſich die arme Lerche den Kopf, und auch das Gehirn entzwey ſtoßen? Ich dächte, das erſte wäre genug geweſen. Das Gehirn iſt unnöthig, und erweckt einen ekelhaften Begriff. Endlich ſagt man nicht, ſich das Gehirn entzwey ſtoßen.

Neunte Strophe. „Hier trägt ſie Damon aus der „Stube.“ Wozu wird das Leichenbegängniß erwähnet? Um auf die Grube einen Reim zu haben? Warum trug ſie Damon aus der Stube? Warum warf er ſie nicht zum Fenſter hinaus? Müßiger Umſtand! O, ſpricht er, da er nachgedacht. Er muß alſo erſt nachdenken, ehe er ſeinen Sittenſpruch findet? Wäre es nicht natürlicher, es fiele ihm gleich ein? O! kämen die in eine Grube. Das doppelte O! ſcheint mir zu wichtig für dieſen Fall zu ſeyn. Aber wem ſagt er dieſe Betrachtung? Sich ſelber, oder ſind Leute um ihn? Sollte Damon ſo figürlich mit ſich ſelbſt reden? Das iſt nicht wahrſcheinlich. Genug er ſagt: „O kämen die in eine Grube, die Ehr „und Schatten umgebracht, ſo würdeſt du wohl manchem „Held und manchem Weiſen beygeſellt.“ Was bedeutet Schatten? Den eigentlichen Schatten in Anſehung der Lerche, und den figürlichen in Anſehung des Helden und Weiſen; iſt alſo zweydeutig. Manchem Held iſt wider die Grammatik; manchem Helden. Beygeſellt, lieber zugeſellt; wiewohl auch dieſes Wort nicht das bequemſte iſt. Die ganze Betrachtung iſt zwar die Hauptmoral; aber durch eine gute Wendung wollte man ſie doch nur im Vorbeygehen anbringen; und dafür ſollte ſie natürlicher und nicht ſo ſpitzfindig geſagt ſeyn.

Dieſes ſind alſo die Fehler in Abſicht auf die Kürze, die Deutlichkeit der Erzählung, und die nöthige Wahl der Sprache. Und wo ſind denn nun die Eigenſchaften der dritten Tugend der Erzählung, nemlich der Anmuth?

Ich hätte noch viel mehr ſagen können, wenn ich ſtrenger hätte critiſiren wollen. Indeſſen wird dieſes hinlänglich ſeyn, den Geſchmack und die Beurtheilungskraft der

Anfänger zu ſchärfen, und diejenigen Leſer, welche meine Fabeln in den **Beluſtigungen** immer noch für gut und mich für eigenſinnig gehalten haben, weil ich ſie nicht habe herausgeben wollen, zu belehren, daß ſie zu flüchtig, und darum zu günſtig von dieſen Arbeiten geurtheilet. Dieſes gilt auch von den folgenden beyden Fabeln. Sie können mit ihren Anmerkungen ein Beweis ſeyn, daß ich ſie, aus Hochachtung für das Publicum und den Geſchmack, nicht habe ſammeln wollen. Sie waren mir zu der Zeit, da ich ſie ſchrieb, leicht zu vergeben; und es iſt ein weit größerer Fehler, daß ich ſie damals habe drucken laſſen, als daß ich ſie nicht beſſer gemacht habe.

Der Schäfer und die Sirene.

Ein Schäfer aus der güldnen Zeit,
Ein Thyrſis im Arkaderlande,
Trieb öfters nach des Meeres Strande,
In ruhiger Gelaſſenheit.
Sein treuer Hund war ſein Gehülfe,
Ein kirres Lamm war ſeine Luſt.
Und außer einem Rohr von Schilfe
Ihm weiter kaum ein Glück bewußt.
Er kannte weder Liſt noch Feind,
Und ſchlief vergnügt auf ſeiner Matte;
Er wünſchte nichts, als was er hatte,
Und war ſich ſelber Glück und Freund.
Ihn rührten keine Schäferinnen;
Gefiel ihm eine bey dem Spiel:
So konnte ſie nichts mehr gewinnen,
Als daß ſie ihm einmal gefiel.
Doch ſeiner Ruhe droht Gefahr!
Das Meer zeigt ihm die beſte Schöne;
Er wird die nackende Sirene
Mit nie gefühlter Luſt gewahr.
Er ſteht, und will nicht ſtehen bleiben;

Er ſieht, verliert den freyen Sinn,
Will abwärts mit der Heerde treiben,
Und treibt nur mehr ans Ufer hin.
Zwo blauer Augen Blick und Zug,
Die ſchmachtend voller Wolluſt brannten,
Sich nach dem Angriff zaghaft wandten,
Als hätten ſie nicht Muth genug;
Halb ſtolze, halb verſchämte Mienen,
In denen Ernſt, Gefahr und Luſt
Einander zu begegnen ſchienen,
Durchdrangen unſers Schäfers Bruſt.
Vom runden Kinne bis zur Hand,
Von weißen Hüften bis zur Stirne,
Entzückt ihn dieſe Waſſerdirne,
An der er tauſend Anmuth fand.
Nie wird ſie reizend gnug beſchrieben;
Der beſte Riß bleibt ein Verſuch.
Kurz: Sie zu ſehn und nicht zu lieben,
War, wie man ſagt, ein Widerſpruch.
Der gute Schäfer ſteht zerſtreut,
Vergißt ſich ſelbſt und ſeine Heerden,
Und klagt mit ängſtlichen Geberden
Der Schönen ſeine Zärtlichkeit.
Dich, rief das Kind, kann ich erhitzen?
Ich ſoll an deiner Seite ruhn?
Ja, Freund, du ſollſt mein Herz beſitzen;
Erbitte mich nur vom Neptun.
Der Schäfer ruft zum Gott der See:
Ein Opfer von zwo feiſten Ziegen
Soll dich, Neptun, ſogleich vergnügen,
Wofern ich nicht vergebens fleh.
Dir, ſpricht Neptun, mein Kind zu geben!
O ſpare Seufzer, Wunſch und Harm!
Ich gebe dir und deinem Leben
Ein ewig Unglück in den Arm.
Der arme Thyrſis ſeufzt und weint,

Und klagt mit manchem bangen Schalle
Sein Leid dem nahen Wiederhalle,
Bis wiederum Neptun erscheint.
Gut, spricht Neptun, du gleichst den Knaben:
Dich blendet eine Scheingestalt.
Gut, gut, du sollst dein Unglück haben;
Denn du verlangst es mit Gewalt.
Die Nacht befördert Thyrsis Ruh;
Neptunus giebt ihm die Sirene.
Der Schäfer trägt die nasse Schöne
Entzückt nach seiner Hütte zu.
Er weiß sein Glück kaum gnug zu schätzen
Sein mattes Herz wird wieder frisch.
Der Tag erscheint. O welch Entsetzen!
Sirene war halb Mensch, halb Fisch.
O Fabel! meinst du nicht die Welt,
Die früher liebt und eher brennet,
Als sie das Kind zur Hälfte kennet,
Das Aug und Wahn für göttlich hält?
Man liebt der Schönen Mund und Stirne,
Bis der verborgne Fisch uns schreckt,
Ihr eitles Herz, ihr leer Gehirne
Die Fehler unsrer Wahl entdeckt.

Auch diese Erzählung hat viel Müßiges, viel Mattes, und einen gewissen Firniß, der das Auge blendet. Ein Arkadischer Schäfer sieht eine Sirene auf der See, verliebt sich in sie, hält bey dem Neptun um sie an, und bekömmt sie. Dieß sind die Haupttheile der Erzählung, welche die Deutlichkeit befiehlt, und die Kürze billiget. Die Theile sollen nun ausgebildet und verschönert werden, damit sie, gleich als auf dem Gemälde, genug ins Auge fallen, jedes nach seinem Bedürfnisse, nach der Wahrscheinlichkeit: aber auch nach der Hauptsache. Der Schäfer, die erste Person der Handlung, was will man von ihm wissen? Wie ruhig und zufrieden er mit seinem Stande war? Nein, man will ein Zuschauer von der Begebenheit seyn, wie er

die Sirene erblickte, und sich in sie verliebte. Wäre also die Beschreibung von seiner schäferischen Zufriedenheit auch noch so schön, so würde sie doch eben deswegen wieder nicht gut seyn, weil sie hier nicht nöthig war, von der Sache, die vorging, nicht befohlen wurde, und die Aufmerksamkeit zu lange auf sich zog.

Que jamais du sujet, le discours s'écartant,
N'aille chercher trop loin quelque mot éclatant.*)

Die zweite Hauptperson ist die Sirene. Was will man von dieser wissen? Wie schön sie war? Ja; aber unter der Bedingung, daß die Beschreibung unsre Erwartung übertreffen, daß sie nicht alltäglich seyn, daß sie nicht durch ihre Länge einschläfern muß. Die eingeschaltete Beschreibung der Sirene ist nicht neu; sie ist lang und starr. Ihr Verhalten bey der Liebeserklärung des Schäfers ist das Merkwürdigste, was man wissen will, und worauf man, wenn man von so einer Handlung ein Zuschauer wäre, am meisten Acht haben würde. Dieses Verhalten würde sich durch ihre Mienen und Geberden, durch ihre kleinen Listen, daß sie thäte, als merkte sie den Schäfer nicht, daß sie sich auf der See mit einer gewissen angenommenen Sorglosigkeit etwas zu thun machte, daß sie bald ihre Locken zurückschlüge, bald im Schwimmen ihrer Schönheit eine neue Anmuth gäbe, und endlich dadurch offenbaren, daß sie mit ihm so redte, daß er hoffen und fürchten müsse, um ihn desto gewisser zu fesseln. Dieses Gemälde, weil es Handlung enthielte, würde einnehmender seyn, als die todte Beschreibung ihrer Augen, ihrer Stirne, ihrer weißen Schultern; würde aus der Materie selbst entsprossen seyn, und nichts als Wahl und Feinheit erfordern. Auf diese Weise hätten die beyden Hauptgegenstände der Erdichtung schön gezeigt werden können; und so hätte zugleich die Erzählung, anstatt der ernsthaften Miene, die ihr nicht läßt, die lachende und muntere, die sie verlangt, bekommen kön-

*) Boileau A. P. Ch. I. v. 180.

nen. Der Theil der Handlung, da der Schäfer den Neptun bittet, und wieder bittet, iſt in der Fabel mit kleinen Umſtänden beſchweret, die nicht einnehmen. Man will wiſſen, ob der Schäfer die Sirene bekommen wird; aber man will es bald wiſſen. Wie es uns in der Natur als Zuſchauern würde beſchwerlich geweſen ſeyn, wenn der Schäfer und Neptun ein langes Geſpräch mit einander gehalten, und unſrer Neugier Gewalt angethan hätten; ſo wird es auch in der Nachahmung beſchwerlich. Und das heißt eben Geſchmack, ſtets das Gehörige, das Beſte zu wählen; nicht zu viel, nicht zu wenig, und doch das zu ſagen, was das Vorzüglichſte war. Ich will es zugeben, daß die Erzählung hin und wieder einige feine Züge hat. Aber wie wenig iſt das, wenn die Hauptſchönheit fehlt?

C'est peu qu'en un Ouvrage, où les fautes fourmillent,
Des traits d'esprit semés de tems en tems petillent.
Il faut que chaque chose y soit mise en son lieu;
Que le début, la fin, repondent au milieu;
Que d'un art délicat les pièces assorties
N'y forment qu'un seul tout de diverses parties *).

Dieſes gilt von jedem Werke des Geſchmacks, und von der kleinen Fabel ſowohl als von der größern; ja von der kleinen um deſto mehr, je geſchwinder der Fehler an einem kleinen Werke in die Augen fällt. Den Fehler, daß der Schäfer nicht eher als am Morgen ſieht, wer ſeine Sirene war, will ich nicht tadeln, da er ſchon lange von andern iſt getadelt worden. **)

Die Erzählung leidet mehr als Eine Moral, nachdem ſie gewendet wird. Man kann ſagen: Eine Schöne, die vor der Hochzeit eine Göttin war, iſt nach derſelben oft ein ſchönes Ungeheuer. Man kann ſagen: Wir treffen eine Wahl bey unſrer Liebe ſehr übereilt; wir ſehen auf den äußerlichen Reiz, und unterſuchen nicht, ob unter ihm nicht ein böſes Herz verborgen liege. Man kann die Moral von einer

*) Ebend. V. 175.
**) Der Engländer Denis (S. *Select Fables* by Mr. Charles Denis, London 1754 auf der 203. S.) hat eben dieſen Fehler beangen.

andern Seite nehmen und sagen: Wenn uns die Götter stets unsre Wünsche gewährten, so gewährten sie uns nicht selten unser Unglück. Oder: unsre liebsten Wünsche sind oft die größten Thorheiten. Diejenige Deutung wird die beste seyn, die am natürlichsten aus der Erzählung fließt, und die zugleich ihres innern Werthes wegen die andern übertrifft. Es ist wahr, der Liebhaber führt oft in seiner Braut, übereilt durch seine Wahl, betrogen durch die Augen und Einbildung, ein verkleidetes schönes Unthier nach Hause. Aber so wahr es seyn mag, so würde ich doch diese Bedeutung der Fabel nicht wählen; entweder weil es zu wahr ist, oder weil es eben so wahr ist, daß sich die Liebhaberinnen oft nicht weniger betrügen. Es scheint mir also eine Art der Ungerechtigkeit in dieser Klage enthalten zu seyn. Die Deutung, daß nach der Hochzeit aus der angenehmen Braut bald eine kleine Furie wird, scheint mir mit der Erzählung nicht genau übereinzustimmen, wenn man dem Schäfer nicht ein förmliches Beylager andichten will. Es würde folglich nach meinem Geschmacke die letzte Moral die vorzüglichste seyn, nemlich, daß unsre feurigsten Wünsche im Grunde oft Thorheiten sind.

Ich komme nunmehr zu den Anmerkungen über den Ausdruck und Ton der Erzählung. Sie ist wieder in dem Versmaße der Ode abgefaßt, und um wohlklingende Strophen zu machen, habe ich das Freye und Natürliche im Erzählen vernachlässiget.

Erste Strophe. „Ein Schäfer aus der gülbnen Zeit, „ein Thyrsis im Arkaderlande:" die zweite Zeile ist müßig, und das ein Thyrsis, das dialogisch schön seyn soll, eben nicht schön. Würde man gern in Prosa erzählen: Ein Schäfer, ein Thyrsis in Arkadien, trieb öfters — Giebt es außer Arkadien auch Thyrsis? Oder dichten wir unsre Schäfer, wenn wir welche schaffen, nicht in dieses Land hinein, oder aus ihm heraus? Will man sagen: es kann ja wohl in Arkadien viele Thyrsis geben; nun so heißt ein Thyrsis, der Bedeutung nach, nichts mehr als ein Schäfer, und dieß steht

in der ersten Zeile. Im Arkaderlande; nicht gut gesagt, so wie man nicht sagen würde, im Sicilerlande. Kurz, man erinnert sich bey dem Arkaderlande an das alte Lied: Der tapfre Fürst im Bayerlande. „In ruhiger Gelassenheit." Dieser Vers ist sehr nachgeschleppt; er sollte in den Gedanken hineingeschoben seyn, und also vor dem Meeresstrande stehen. Gelassenheit ist zu wenig; Zufriedenheit sollte das Wort seyn. Durch das Wort ruhig wächst die Idee der Gelassenheit, aber ihr Nachdruck nicht. Ueberhaupt ist Gelassenheit nicht das rechte Wort. „Sein treuer Hund war sein Gehülfe u. s. w." Diese vier Zeilen und die nächstfolgenden viere aus der andern Strophe sind ein Zierrath, der nicht zur Sache gehört. Der Schäfer mochte das seyn und haben oder nicht, was in dieser Beschreibung steht, so konnte er sich doch allemal in die Sirene verlieben. Endlich setzt man voraus, daß ein arkadischer Schäfer ein zufriednes Geschöpf ist; man muß es daher nicht weitläufig erweisen, sondern nur im Vorbengehen erwähnen, wenn es nicht die Absicht der Materie besonders befiehlt. Es mag also die Beschreibung, einzeln betrachtet, noch so gut seyn: so ist sie es hier doch deswegen nicht, weil sie nicht das Bedürfniß des Stücks, sondern des Poeten ist, der seine Geschicklichkeit im Beschreiben ohne Ruf hat wollen sehen lassen; das heißt Quintilian lasciviam ingenii, wenn er den Ovid von dieser Seite her tadelt. Was überflüssig ist, ist allemal verwerflich, wenn es auch noch so schön wäre; und diese Beschreibung ist unstreitig überflüßig und zu lang.

— Recideret omne, quod ultra
Perfectum traheretur —

sagt Horaz vom Lucil, wenn er wieder aufstehen und seine Gedichte verbessern sollte. Endlich verräth das Rohr vom Schilfe den Reim zu sehr. „Er kannte weder List noch „Feind." Das versteht sich. In Arkadien betrügt und verfolgt man sich nicht. „Er schlief vergnügt auf seiner Matte;" ist wenig gesagt. „Er wünschte nichts, als was er hatte." Diese Beschreibung würde genug zu dem Charakter des

Schäfers gewesen seyn, wenn sie richtiger gesagt wäre. „Und war sich selber Glück und Freund.“ Was soll Freund hier heißen? Er liebte sich selbst am meisten? Nein, und also dieses: er brauchte und suchte keine Freunde. Das ist wider die Natur, und also auch wider die Natur der Schäfer. Tyrsis wäre ein Anachoret, und kein Schäfer gewesen, wenn dieser Umstand wahr seyn könnte.

Dritte Strophe. „Doch seiner Ruhe droht Gefahr! „Das Meer zeigt ihm die beste Schöne. „Das Beywort beste ist matt. „Er wird die nackende Sirene mit nie„gefühlter Lust gewahr.“ Mit niegefühlter Lust; worauf bezieht sich diese Lust? Ueberhaupt auf alle seine Lust, die er je empfunden? Oder soll er sonst schon die Sirene gesehen, und nie so viel bey ihrem Anblicke empfunden haben? Es ist also zweydeutig; redarguet ambigue dicta. Er verliert den freyen Sinn, anstatt seine Freiheit, ist gezwungen und unrichtig.

Die vierte und fünfte Strophe enthalten wiederum eine gedehnte Beschreibung der Sirene. „Zwo blauer „Augen Blick und Zug, die schmachtend voller Wollust „brannten, sich nach dem Angriff zaghaft wandten, als hät„ten sie nicht Muth genug.“ Zwo blauer Augen; nicht zwo, sondern zwey. Sagt man: Doris hat zwey schöne blaue Augen? Kann sie derselben wohl mehr oder weniger haben? Ein Paar blaue Augen, ja das spricht man. Der Blick und Zug dieser blauen Augen durchdrangen die Brust des Schäfers. Was ist der Zug der Augen? Soll es das Anziehen heißen, so ist es erbärmlich gesagt. Und wie kann das Anziehen der Augen die Brust durchdringen? Ich mag wohl nicht viel dabey gedacht haben; sonst würde mehr Klarheit in dem Ausdrucke seyn. Ce que l'on conçoit bien, s'énonce clairément, Et les mots, pour le dire, arrivent aisement*). Diese Augen brannten voller Wollust; gut. Sie brannten schmachtend voller Wollust. Geht schmachtend auf völ-

*) Ebend. V. 153.

ler Wollust, oder bezieht er sich aufs Brennen? — „Sich nach dem Angriff zaghaft wandten, als hätten sie nicht Muth genug.“ Erst sind die Augen Flammen, nun werden sie sogleich Streiter. „Halbstolze, halbverschämte „Mienen, in denen Ernst, Gefahr und Lust einander zu begegnen schienen.“ Welches Gemälde der Mienen. Halb stolz, halb verschämt, dieß läßt sich denken, also auch malen. In diesen Mienen ist über den Stolz und die Verschämtheit erstlich Ernst. Was heißt Ernst hier? Eine ernsthafte Miene? Diese ist schon im Stolze. Oder heißt Ernst, weil Gefahr darauf folgt, gar so viel als Muth? Oder ist es dem Scherze entgegen gesetzt, und heißt also: es war den Mienen ein Ernst, den Schäfer zu rühren? Das weiß ich nicht, und mag es auch nicht wissen. In diesen Mienen begegnen also erst der Ernst, und dann die Gefahr, und auch die Lust einander. Was ist Lust? Heißt es Freude, Vergnügen, Reiz, oder Wollust? Vermuthlich das Letzte? Und wie begegnen denn nun diese personificirten Begriffe einander? Brust, anstatt Herz, ist sehr hoch bey dieser Gelegenheit, und durchdringen ist eben nicht schön. Ihre Blicke, ihre Mienen durchdringen meine Brust. Hört man keinen Zwang bey diesem Ausdrucke? Diese Wasserdirne, ein garstiges Wort, des Reims wegen herbeygezogen, „entzückt ihn vom runden Kinne bis zur Hand, „von weißen Hüften bis zur Stirne.“ Nicht viel Idee, und sehr viel Worte. So verliert sich unter der Menge von Blättern eine unreife Frucht. Warum fängt die Beschreibung vom Kinne an zu visiren bis auf die Hand? Man sagt vom Haupte bis zum Fuße, und vom Fuße bis zum Haupte, weil dieses die äußersten Theile sind, die einander entgegen stehen; aber das Kinn und die Hand sind es nicht. Das Kinn, in so weit es bloß rund ist, ist eben noch nicht schön; ich kann eben sowol der runde Arm sagen. Da das Kinn ein Beywort hat, warum es den Schäfer entzückt: so sollte die Hand ebenfalls ein Beywort oder eine kleine Erhöhung haben. „Von weißen

Hüften bis zur Stirne." Erſtlich fehlt der Artikel den, von den weißen Hüften, der nach den Sprachgeſetzen hier durchaus nicht fehlen kann. Ferner iſt das Beywort weiß wieder kein ausdrückendes eigenthümliches Beywort, Sind nur die Hüften weiß? Nicht auch die Hand und die Stirne? Endlich ſollte die Stirne ebenfalls ein Beywort haben, wie die Hüften eins hatten. Die Hüften und die Stirne ſtehen auch in keinem Verhältniſſe, und das Wort Hüften iſt wider den willkührlichen Wohlſtand. „An der „er tauſend Anmuth fand." Nachdem ſchon die Wirkung, das Entzücken, vorhergegangen, kömmt endlich die Urſache hintennach geſchlichen, daß er tauſend Anmuth an der Schönen fand. Ueberdieß iſt das finden, und das tauſend ſehr proſaiſch. „Nie wird ſie reizend gnug be„ſchrieben." Das ſieht man aus der Beſchreibung ſelber. „Der beſte Riß bleibt ein Verſuch." Riß für Abriß, Abbildung, nicht gut. Verſuch; es ſollte kunſtreich heißen, unvollkommenes Gemälde, Schattenwerk u. dgl. Beyde Verſe ſtehen der folgenden wegen da: „Kurz, ſie zu ſehn und nicht „zu lieben, „war, wie man ſagt, ein Widerſpruch." Kann ich ſagen: Ich ſah das Frauenzimmer, ſie war außerordentlich ſchön, und es war ein Widerſpruch, ſie zu ſehen und nicht zu lieben? Oder würde man nicht ſprechen: und es war mir unmöglich, ſie zu ſehen und nicht zu lieben? Im Präſenti kann der Ausdruck richtig ſeyn; ſie zu ſehen und nicht zu lieben, widerſpricht ſich: und doch würde ich nicht ſagen, iſt ein Widerſpruch, lieber, etwas widerſprechendes.

Sechſte Strophe. „Der gute Schäfer ſteht zerſtreut, „vergißt ſich ſelbſt und ſeine Heerden." Erſt die Heerden und dann ſich. Wenn ich mich vergeſſe, ſo iſt es nichts neues, daß ich das vergeſſe, was um mich herum iſt. „Und klagt mit „ängſtlichen Geberden der Schönen ſeine Zärtlichkeit." Aengſtlich iſt zu hoch getrieben; und ängſtliche Geberden rühren auch nicht ſehr. Warum nicht lieber ſchüchterne, furchtſame Geberden? Dieſe ſind der geſchwinden Liebe eigen. „Dich, rief das Kind, kann ich erhitzen?" Was für ein Kind?

Die Sirene? Die Schöne also, oder das schöne Kind, und nicht das Kind allein. Kann ich erhitzen, ist sehr romanenmäßig, eben sowohl als das, an deiner Seite ruhen. Der Schäfer hat ja noch nicht gesagt, daß sie an [illegible] Seite ruhen soll; warum ist sie so verstellig? Sollte eine Sirene nicht schlauer antworten? Ich dächte es.

Siebente Strophe. „Der Schäfer ruft zum Gott „der See: Ein Opfer von zwo feisten Ziegen." Warum feist? und nicht fett? und warum ein Opfer von Ziegen? Opfern etwa die Schäfer dem Neptun eingeflihtermaßen Ziegen, oder werden ihm nicht vielmehr Stiere und Pferde geopfert? und warum zwo? „Soll dich, Neptun, sogleich vergnügen." Das sogleich ist sehr pünktlich, contractmäßig, und verräth eine große Meinung von seinem Opfer; und das Vergnügen ist sehr gezwungen, und wegen der Ziegen aufgesucht. „Wofern ich nicht vergebens flieh," klingt zu drohend. „Dir, spricht Neptun, mein Kind zu geben?" Neptun redet hier wie ein guter ehrlicher Bürger. Ist die Sirene seine Tochter? „O spare Seufzer, Wunsch und Harm!" In dieser Zeile drückt sich Neptun poetischer aus. Er redet in der Figur, die man Gradation oder Cumulation nennt; aber sie ist ihm nicht recht geglückt. Spare deine Seufzer und deine Wünsche, hätte er sagen können; aber spare deinen Harm, dieß hat er des Reims wegen gesagt, sonst würde er das undialogische Wort nicht gebraucht haben. „Ich gäbe dir und deinem Le„ben ein ewig Unglück in den Arm." Daß er ihm das Unglück in den Arm gäbe, wäre schon genug; aber seinem Leben in den Arm, da hat Neptun gar nichts gesagt.

„Der arme Thyrsis seufzt und weint." Thränen möchte Thyrsis wohl vergießen, nur nicht weinen. „Und klagt mit manchem bangen Schalle sein Leid dem nahen Widerhalle, „bis wiederum Neptun erschein." Mit manchem bangen Schalle, ist gereimt und hart. Dem nahen Widerhalle; wo war der Widerhall? auf der See, oder auf der Flur? „Bis wiederum Neptun erscheint." Wenn ich auch

die Versetzung des wiederum nicht tadeln will, so ist es doch wenigstens kein Wort für die Poesie. In wie langer Zeit ist Neptun nicht wiederum erschienen? Hat der Schäfer stets dem Widerhalle sein Leid indessen geklagt? Die Antwort des Neptuns ist den Versen nach gut, dem Inhalte nach sehr philosophisch und docirend.

Die Nacht befördert, Thyrsis Ruh. „Ist Ruhe hier der Schlaf, weil die Nacht die Ursache davon ist, oder heißt es Vergnügen, Glück? „Neptunus giebt ihm die Sirene." Auf was für Weise? „Der Schäfer trägt die „nasse Schöne entzückt nach seiner Hütte zu," und merkt es also nicht, daß sie halb Fisch ist? nicht eher, als bis der Tag erscheint? „Sein mattes Herz wird wieder frisch." Gezwungen, und mehr noch als gezwungen!

„O Fabel! meinst du nicht die Welt, die früher liebt „und eher brennet." Welt, es geht ja nicht auf die ganze Welt, sondern nur auf die Mannspersonen. Das brennet ist kein schönes Wort, und sagt ohnedem nichts mehr, als das liebet. „Als sie das Kind zur Hälfte kennet, „das Aug und Wahn für göttlich hält." Das Kind anstatt Schöne; unnatürlich. Zur Hälfte kennet; ist unedel ausgedrückt. Aug ohne Artikel, und statt die Augen, ist hart. „Man liebt der Schönen Mund und Stirne." Hier sind die Theile für das Ganze, für das Gesicht gesetzt; aber mit eben dem Rechte könnte man auch sagen, die Augen und Wangen. Der Mund und die Stirne sind nicht die vornehmsten Theile; und wenn sie noch so schön wären, und das Gesicht wäre mit einer ungestalten Nase bedeckt, so würde es wohl nicht gefallen. Indessen will ich dadurch nicht leugnen, daß man sich in einzelne Theile, in ein Paar schöne Augen, in einen schönen Mund verlieben kann; allein daß die Stirne hier dem Reime Gehirne zu Liebe da steht, dieß ist offenbar.

Ich will es genug seyn lassen. Glaubt man, daß ich zu strenge gewesen bin, so antworte ich, daß man gegen das Mittelmäßige nie zu strenge seyn kann. Nur alsdann

verdienen wenige und kleine Fehler Nachsicht, wenn sie durch große Schönheiten vergütet werden.

Der Sperling und die Taube.

1.

Ein Vogel unverschämter Zucht,
Der lieber stiehlt, als Arbeit sucht,
Ein Sperling half den frommen Tauben
Oft ihre Kost vom Schlage rauben.
Früh, wenn beym ersten Sonnenschein
Der Hauswirth sang und Futter streute,
Fand er sich an des Schlages Seite
Mehr frech als scheu zum Frühstück ein.

2.

Die Tauben sagten erst kein Wort;
Dann scheuchten sie den Fremdling fort;
Doch kam das schelmische Gefieder,
Wo heute nicht, gleich morgen wieder.
Drauf nahm sich aus dem Taubenchor
Die ältste von den stillen Thieren,
Des Unrechts ihn zu überführen,
Mehr redlich als gekünstelt vor.

3.

Sie war des ganzen Schlages Preis,
An Hals und Brust wie Schnee so weiß;
Im blauen Schwanz und blauen Flügeln
Schien sich ihr Mann oft zu bespiegeln.
Sie trug die Brust gewölbt und frey,
Die schönsten Latschen an den Füßen;
Sie konnt auch alt noch zärtlich küssen.
War schön, und doch dem Manne treu.

4.

Noch größre Dinge zierten sie.
Sie hatte mit geschickter Müh
Wohl zwanzig Kinder aufgezogen,

Die ihr zum Ruhm im Schlage flogen.
Sie nahm sie zeitig mit ins Feld,
Sie ließ sie nie zu Schaden fliegen.
Die Körner, die in Furchen liegen,
Die, lehrte sie, sind euch bestellt.

6.

Von dieser wird das Werk gewagt.
Der Sperling kömmt, noch eh es tagt.
Nicht ungestüm, und auch nicht blöde
Setzt sie den fremden Gast zur Rede.
Bist du, so fragt sie, tugendhaft?
Mit deiner Nahrung unzufrieden,
Nimmst du, was mir und den beschieden?
Dieß ist der Bösen Eigenschaft!

6.

Der Sperling ward sogleich gerührt;
Nur bin ich noch nicht überführt,
Ob mehr ihr Ansehn oder Sagen,
Zu diesem Siege beygetragen.
Die Ueberzeugung war geschehn,
Ihm fällt das Korn aus seinem Munde.
O, spricht er, gleich von dieser Stunde
Sollst du mich nun verändert sehn!

7.

Er hält sein Wort auch ohne Schwur,
Und zwingt die lüsterne Natur;
Und ob er öfters füttern sahe,
Kam er doch nie dem Schlage nahe.
Die Gärten stillten seine Lust;
Denn junge Schoten auszureißen,
Die besten Kirschen anzubeißen,
Hat nie ein Spaz so gut gewußt.

8.

Einst frißt er in der schönsten Ruh.
Da sieht ihm unsre Taube zu,
Und spricht: Wie klug weißt du im Sitzen

Der fremden Frucht bequem zu nützen?
Der Sperling hüpft sogleich empor:
Nun, schreyt er, kannst du mich noch hassen?
Hab ich mein Laster nicht gelassen?
Bin ich nicht frömmer, als zuvor?

9.

Du frömmer? rief die Taube nach.
Du bist noch eben deine Schmach,
Du bist, wie sonst, der geile Fresser,
Und scheinst dir nur vergebens besser.
Dir wohnt dein böser Trieb noch bey;
Du stillst ihn nur mit andern Dingen,
Und suchst dir schmeichelnd beyzubringen,
Das deine Brust gebessert sey.

10.

Bald, Plato, trift dein Ausspruch ein:
Die Tugend scheint ein Tausch zu seyn;
Ein Laster wird jetzt ausgetrieben,
Ein andres fängt man an zu lieben.
Der Weichling flieht den geilen Scherz,
Wird karg, und nennt sich fromm und klüger.
Wer ist der listigste Betrüger?
Ists nicht des Menschen eignes Herz?

Die ganze Anlage. Ein Sperling frißt oft den Tauben das Futter weg. Eine der Tauben wagt es, ihm seine Unbilligkeit vorzustellen. Er verspricht Besserung. Sie sieht ihn darauf auf einem Kirschbaume sitzen; und er fragt, ob er nicht sein Wort gehalten hätte, und frömmer geworden wäre? Sie antwortet ihm: Nein, denn du hast noch die vorige Neigung, und stillst sie nur mit andern Dingen. Die Moral: Unsere Tugend ist die meistenmale ein Tausch. Man verläßt ein Laster, und wählt dafür ein anderes. Welcher Betrug!

Gesetzt, diese Erfindung wäre richtig und sinnbildlich genug: so würde sie doch nicht gefallen. Das Anziehende fehlt ihr. Allein das Richtige und Allegorische scheint ihr

auch zu fehlen. Was soll z. E. der Sperling fressen, wenn er auf den Bäumen und auf dem Felde gar keine Frucht berauben soll? Und wenn er dieses thun darf, so ist seine Handlung kein Bild einer unerlaubten menschlichen Handlung. Ich sage: „Der Weichling flieht den „geilen Scherz, wird karg, und nennt sich fromm und klü„ger." Dieses Exempel hat keinen Gegenstand an dem Sperlinge. Der Sperling hat seine Neigung mit keiner andern vertauscht. Er ist immer noch genäschig. Er stillt seine Neigung der Leckerey nur durch andere Dinge. Aber dieß alles bey Seite gesetzt; ist die Ausführung, die Art zu erzählen gut? Nichts weniger. Die Erzählung hat wiederum viel Müßiges und Langweiliges; z. E. die Beschreibung der Taube in zwo Strophen. Es ist ferner zu weit bey der Erzählung ausgeholt. Ein Fehler, den viele meiner Fabeln in den Belustigungen haben! Anders zu reden, die Fabel ist nicht kurz genug, weil Umstände eingeschaltet sind, ohne welche man das Folgende hätte verstehen können. Sollten diese Umstände ja nothwendig scheinen, so mußten sie munter und lebhaft gesagt werden; und alsdann hätte man sie des Muntern wegen ungern entbehret. Dieß habe ich nicht gethan, Es ist trockener Ernst. Alles, was in den vier ersten vier Strophen und in der Hälfte der fünften steht, sollte, wenn der Anfang der Erzählung aus dem Gesichtspunkte der Absicht bestimmt wird, so eingerichtet seyn: Ein Sperling fraß oft den Tauben das Futter mit weg. Eine von den Tauben redete ihn deswegen also an. Ich weiß auch nicht, warum der Redner eben eine Taube, und kein Tauber ist. Der letzte scheint mehr Recht dazu zu haben.

Die Sprache der Erzählung. Sie ist zu trocken und schwerfällig. Sie ist nicht munter, nicht naif. Fehlerhaft genug! Sie ist gezwungen, oft von dem Reime, oft von dem Sylbenmaße, selten von der Sache erzeugt.

Erste Strophe. „Ein Vogel unverschämter Zucht." Eine gezwungene Beschreibung! Was heißt Zucht? Heißt

es von einem unverschämten Geschlechte, oder soll Zucht Sitten bedeuten? „Der lieber stiehlt, als Arbeit sucht;" sollte heißen, als arbeitet. Stehlen gefällt mir auch nicht. „Ein Sperling half den frommen Tauben oft ihre „Kost vom Schlage rauben." Half rauben, anstatt er raubte, ist der liebe Reim. Half rauben, heißt, er raubte mit andern. Wo steht etwas davon? Soll der Leser mehr Sperlinge oder andere Vögel in Gedanken hinzusetzen? „Früh, wenn beym ersten Sonnenschein der „Hauswirth sang und Futter streute, fand er sich an des „Schlages Seite mehr frech als scheu zum Frühstück ein." Beym ersten Sonnenschein; nicht gut gesagt, zu prosaisch; ferner nicht nöthig, außer weil der Reim ein den Sonnenschein verlangte. Der Hauswirth sang: dieser kleine Umstand hätte, da er nichts zur Sache beyträgt, wenigstens nicht so vorherlaufen, sondern lieber durch singend angegeben werden sollen. Futter streute; fütterte, wäre natürlicher, aber so hätte ich nicht Seite darauf reimen können. Mehr frech als scheu. Welcher Gegensatz! Welches Gedrechselte! Warum nicht lieber dreist, unverschämt? Er fand sich zum Frühstück ein. Das sich einfinden und das Frühstück, welches die Sprache munter machen soll, sticht zu sehr gegen den Ernst der vorhergehenden Rede ab. Das heißt, auf eine dunkle Farbe gleich eine sehr helle erscheinen lassen, ohne daß sie sich verlaufen.

Die ganze zweyte Strophe ist nicht nöthig. Und wenn der Umstand nöthig wäre, müßte er kürzer zusammen gezogen seyn. Fremdling ist nicht das rechte Wort. Der Sperling ist der Taube kein Fremdling. Schelmische Gefieder. Was ist hier Gefieder? Wo heute nicht, gleich morgen langweilig. Das Taubenchor ist sehr poetisch. Im Scherze ging es an. „Die ältste von den stillen Thieren." Wer wird die Tauben durch stille Thiere beschreiben? So kann ich die Hühner, die Schafe und alles ebenfalls stille Thiere nennen. Lieber

nichts gesagt, als die Idee von den Tauben beschwerlich gemacht. Aber ich mußte auf überführen reimen. „Mehr „redlich als gekünstelt vor.“ Wozu das? Den Vers voll zu machen. Soll das gekünstelt eine Satyre auf die schlechten Redner seyn? Wer konnte sie hier erwarten? Wie sind redlich und gekünstelt einander entgegen gesetzt? Natürlich ging nicht in den Vers. Wie kann ich mir gekünstelt etwas vornehmen? Das weiß ich nicht. Gekünstelt etwas thun, das geht an, und die ganze Fabel ist Beweis davon.

Nun kömmt die langweilige Beschreibung der Taube. Gesetzt, sie wäre überhaupt gut: so ist sie doch an diesem Orte zu lang. Der Leser wird aufgehalten und ermüdet. Dieß ist nicht die Absicht der Beschreibungen. Wer schmückt kleine Theile so aus, daß sie das Auge von den größern und wichtigern Theilen abziehen? War der Schmuck hier nöthig? Die Taube mochte schön seyn oder nicht; sie konnte sagen, was sie saget. Ihr sittlicher Lobspruch in der folgenden Strophe scheint sich mehr mit der Absicht zu vertragen. Einer Taube, die einen so guten bürgerlichen Charakter hat, läßt es am natürlichsten, dem Sperlinge eine Strafpredigt zu halten. Aber warum straft sie ihn? Darum, daß er ihr das Futter vom Schlage wegfraß. Braucht man, dieses zu thun, einen moralisch guten Charakter? Endlich, ist die Beschreibung schön? Sie kann es nicht seyn, wenn sie zu lang und außer ihrem Orte ist. Wir wollen sie nach ihren einzelnen Zügen durchgehen, und nach den Farben. „An Hals und Brust wie Schnee so weiß.“ Sie hatte also einen weißen Hals. „Im blauen Schwanz und blauen Flügeln schien sich ihr „Mann oft zu bespiegeln.“ Sie hatte blaue Flügel und einen solchen Schwanz, in dem sich ihr Mann (warum Mann?) oft zu bespiegeln schien. Warum nur schien? That ers nicht wirklich, wenn die Sache anders angeht? Oder mußte ich in den Infinitivum spiegeln zu Flügeln haben? „Sie trug die Brust gewölbt und frey.“ Die

Bruſt frey tragen, geht an. Gewölbt tragen, geht dieß auch an? Vielleicht bey den Tauben. „Die ſchön„ſten Latſchen an den Füßen.“ Sie trug alſo Latſchen, und zwar an den Füßen. Iſt trug das rechte Wort? Sagt man: die Taube hat Latſchen an den Füßen, oder ſie trägt? Man fällt beynahe durch das Wort tragen auf Bärlatſchen oder Filzſchuhe. „Sie konnt auch „alt noch zärtlich küſſen, war ſchön, und doch dem Man„ne treu.“ Iſt treu zu ſeyn eine groſſe Tugend für Alte? Wozu alſo dieſer doppelte Umſtand? Soll es Satyre ſeyn? Oder iſt es nur Ueppigkeit des Witzes, da man einen Einfall nicht zurückhalten kann, weil er uns gefällt, ohne zu fragen, ob ihn die Sache gern verträgt? „Noch gröſſere Dinge zierten ſie.“ Die Dinge ſchikken ſich weder auf das Vorhergehende noch auf das Nachfolgende. Sind das Dinge, daß ſie einen weißen Hals und blaue Flügel hatte? Sind das Dinge, daß ſie ihre Kinder mit ins Feld nahm, und ſie nicht zu Schaden fliegen ließ? Mit geſchickter Müh, iſt gezwungen. Wohl, iſt hier matt, proſaiſch. Zwanzig Kinder, nicht ſchön. „Die Körner, die in Furchen lie„gen, die, lehrte ſie, ſind euch beſtellt..“ Das lehrte ſie, iſt hart, gezwungen. Sind euch beſtellt anſtatt ſind für euch, iſt Reim, iſt undeutſch. In Furchen, nein, in den Furchen. Nicht ungeſtüm und auch nicht blöde. Wieder ein froſtiger Gegenſatz des Verſes und Reims wegen! „Biſt du, ſo fragt ſie, tugendhaft?“ Die ganze Rede iſt ſchlecht. Ich hätte beſſer gethan, ich hätte keine ſo ſchöne Taube auftreten laſſen. Tugendhaft iſt zu menſchlich, zu philoſophiſch. „Was mir und den beſchieden,“ nämlich iſt, das hier nicht fehlen kann. Und wer ſind die den? Vermuthlich die Umſtehenden, alſo denen, dieſen; undeutſch, wider die Grammatik! du nimmſt, was mir und den beſchieden iſt; hätte es trockner geſagt werden können? Iſt es nicht ſchon wieder der Reim? Dieß iſt der Böſen Eigenſchaft. Herzlich matt, trocken, gereimt.

„Der Sperling ward sogleich gerührt.“ Darüber kann man sich mit Recht wundern. Doch die Sperlinge sehen vielleicht nicht auf die Beredsamkeit, sondern auf die Sachen. „Nur bin ich noch nicht überführt, ob mehr ihr „Ansehn oder Sagen zu diesem Sieg beygetragen.“ Es scheint, als hätte ichs gefühlt, daß die Rede der Taube nichts taugt. Aber ich hätte doch den schläfrigen Vers, Nur bin ich noch nicht überführt, auch fühlen sollen, um ihn weg zu lassen. „Ob mehr ihr Ansehn oder Sagen.“ Das Sagen anstatt ihrer Rede ist hier eine Freyheit, die der Reim entschuldigt. „Zu diesem Siege beygetragen.“ Beygetragen ist nebst dem ob mehr durchaus matt, prosaisch; und Sieg schickt sich hierher nicht. Die Ueberzeugung war geschehn. Da schon der Sieg erwähnet worden, so ist dieses sehr kraftlos. „Gleich von dieser Stunde.“ Das gleich ist nicht schön. Nun in der folgenden Zeile ist ein leeres Wort. „Er hält sein Wort auch ohne Schwur.“ Ohne Schwur; wieder der Reim! „Und ob er öfters füttern sahe.“ Das ob er, anstatt ob er gleich, ist unrichtig und matt. „Kam er doch nie dem Schlage nahe;“ nahe, es sollte wohl nah, oder zu nah heißen. „Einst frißt er in der „schönsten Ruh;“ schönste Ruh, schlecht gesagt. Grosser Verdacht, daß es der Reim sagt, und nicht der Autor. „Da sieht ihm unsre Taube zu.“ Schläfrig verbunden! „Wie klug weißt du im Sitzen.“ Im Sitzen, merkwürdiger Umstand! Endlich warum nicht sitzend? „Der fremden Frucht bequem zu nützen.“ Harter, unnatürlicher Ausdruck: Die Frucht der Fremden bequem nützen; und das von einem Sperling gesagt? Wäre es nicht besser: wie gut läßt du dir die fremden Früchte schmecken? Aber auf schmecken war gleich kein Reim da. „Der Sperling hüpft sogleich empor.“ Hüpft empor, wo war er? Er saß. Wo saß er? In den Kirschen oder in den Schoten? Er hüpft also in die Höhe, und nicht empor? Dieß ist fremd. Und warum hüpft er

empor? Iſt es nöthig? Iſt der Umſtand gebraucht worden? „Hab ich mein Laſter nicht gelaſſen? Mein Laſter; zu arg! Frömmer als zuvor, iſt nicht die rechte Sprache. „Du frömmer? rief die Taube nach.“ Warum nach? Iſt es nicht an rief genug? Sieht der Leſer nicht, daß du frömmer? eine Wiederholung iſt? „Du biſt noch eben deine Schmach.“ Daß iſt ſehr poetiſch geredt, bis auf das eben, das ſchickt ſich in den fremden Ton, Du biſt deine Schmach, nicht recht gut. Der geile Freſſer, iſt ſehr niedrig gegen: du biſt deine Schmach. Iſt zu grob geſchmählt. Das heißt, die Natur ergreifen; nicht ſchön nachahmen. „Dir wohnt dein böſer Trieb noch bey. Beywohnen; ein böſer Trieb wohnt mir bey; iſt das die Sprache des Lebens? Es iſt wohl gar keine Sprache. „Und ſucht dir ſchmeichelnd beyzubringen.“ Beyzubringen; gereimt, anſtatt dich zu bereden. Dieß war das Wort. „Daß deine Bruſt gebeſſert ſey.“ Bruſt ſehr poetiſch anſtatt Herz.

Die Moral hat überhaupt eine ſehr gelehrte Miene, und alſo die Miene, die ſie nicht haben ſoll. „Bald, Plato, trifft dein Ausſpruch ein, die Tugend ſcheint ein „Tauſch zu ſeyn.“ Gelehrt! Plato hat es geſagt. Warum trifft die Sache nur bald ein? Ich dächte, ſie träfe oft ein. Iſt alſo nicht richtig gedacht, oder nicht recht geredt. „Ein Laſter wird jetzt ausgetrieben.“ Austreiben iſt platt; vertreiben ſollte es heißen. „Der Weichling flieht den geilen Scherz.“ Was iſt der geile Scherz.“ Vermuthlich die Wolluſt. Heißt die Wolluſt ein geiler Scherz? Der letzte Vers wird ſich vermuthlich mit Herz ſchließen. „Wird karg, und nennt ſich fromm und klüger.“ Klüger; gezwungen. Die ganze Moral hätte heißen ſollen: Wie oft iſt unſere Tugend ein Tauſch mit unſern Laſtern! Eins laſſen wir, ergreifen ein andres, und bereden uns, beſſer zu ſeyn. Wie ſehr betrügt ſich das menſchliche Herz!

C

Das sind die vornehmsten Fehler; und wo sind denn die Schönheiten? Gesetzt, alle diese Fehler wären nicht da; würde die Fabel darum schön seyn? Sie könnte noch mittelmäßig, das heißt, elend seyn. Wo ist wiederum das Natürliche und Leichte, das in der Kunst zu erzählen so gefällt, das die Seele der Erzählung, das die Nachahmung des schönen Dialogischen ist? Wo ist die Kürze, die sich mit der Deutlichkeit, Vollständigkeit und Lebhaftigkeit verträgt? Wo ist der Saft, der sich in einem Werke des Geschmacks, gleich dem Safte in einem blühenden Baume, durch alle Theile, durch Sachen, Wendungen, Sprache verbreiten, alles erfrischen und beleben muß? Wo sind die Stellen, von denen der Leser sagt: Das war trefflich! O wie schön, wie ungezwungen! Hätte man es anders sagen können? Wo sind die Stellen, die sich auswendig behalten lassen? Wer liest so eine Fabel zwey, dreymal, und vergnügt sich das letztemal noch, gleich dem ersten?

So fehlerhaft sind die Meisten meiner Fabeln und der übrigen Gedichte in den Belustigungen. Darf sich wohl jemand wundern, warum ich sie nicht habe zusammen drukken lassen?

C. F. Gellert's

sämmtliche Fabeln

und

Erzählungen

in drey Büchern.

Neueste Original-Ausgabe.

Mit einem Kupfer nach Heinr. Nambers

Leipzig,
in der Hahn'schen Verlags-Buchhandlung.

1829.

53 - 54
D
10.53
VK

Nachricht und Exempel

von

alten deutſchen Fabeln.

Die Bemühungen, welche unſere Verfahren ſeit einigen Jahrhunderten auf die Fabeln gewandt haben, ſind, meiner Meynung nach, eben nicht ſo geringe, daß ſie nicht einige Aufmerkſamkeit verdienten. Und wenn ich voraus ſetze, daß viele von meinen Leſern nicht Gelegenheit gehabt haben dürften, ſich in den Fabeln unſerer Alten umzuſehen: ſo hoffe ich, es wird ihnen nicht unangenehm ſeyn, wenn ſie hier einige Proben von ihrer Schreibart finden.

Es gereichet der äſopiſchen Fabel überhaupt zur Ehre, daß ſie faſt bey allen Völkern, und zwar zu verſchiedenen Zeiten, ungemein vielen Beyfall und viele Hochachtung gefunden hat. Sie iſt unſtreitig die älteſte Spur des menſchlichen Witzes. Sie war in den meiſten Ländern, ehe die Wiſſenſchaften dahin kamen; und ſie vertrat in den Zeiten der Unwiſſenheit bey dieſem und jenem Volke faſt ganz allein die Stelle des Witzes und der Moral. Sie erhielt ſich bey ihrer Ehre, da die Wiſſenſchaften aufgingen, und eine Erfindung, die Barbaren gefallen hatte, gefiel auch geſitteteten und witzigen Völkern, und ward unter ihren Händen immer mehr verſchönert. Meine Leſer würden Urſache haben, von meiner Dienſtfertigkeit nicht zum Beſten zu urtheilen, wenn ich dieſes erſt erweiſen wollte. Wer bey einer Sache, die niemand leugnet, mehr thut, als daß er ihrer erwähnet, der muß entweder Luſt haben, etwas vergebliches zu unternehmen, oder die Ehre ſuchen, ſeine Beleſenheit auch zur Unzeit zu zeigen. Eben der äſopiſche Witz, den das den Wiſſenſchaften günſtige Deutſchland jetzt liebt, ward von den Deutſchen ſchon hochgeſchätzet, ehe ſie die Wiſſenſchaften noch kannten; und die Fabel gefiel ihnen, ehe ſie die Regeln der Kunſt wußten. Dieſes beweiſen unter andern die ſehr alten Fabeln eines Ungenannten, von welchem ich jetzt reden, und zugleich einige Exempel anführen will. Ich meine diejenigen Fabeln, welche uns der Herr Doctor und Profeſſor der Philoſophie zu Straßburg, Johann

Georg Scherz, in zehn Disputationen, die er von 1704 bis 1710 gehalten, aus einem alten Manuscripte geliefert, und mit einigen kritischen und moralischen Anmerkungen versehen hat. Er hat von den Fabeln des alten Ungenannten ein und funfzig Stücke herausgegeben. *) Es ist nach den Umständen, die Herr Scherz angiebt, sehr wahrscheinlich, daß dieser Ungenannte zu Kaiser Friedrichs des Zweiten Zeiten gelebt hat. Und wenn wir auch sonst keine Merkmale hätten: so würde uns doch die Beschaffenheit der Sprache und Orthographie, und die nachdrückliche und kräftige Schreibart, deren sich dieser Dichter bedienet, schon überführen, daß er nicht lange nach den guten Zeiten Friedrichs Barbarossa gelebt haben könnte. Damals war die deutsche Poesie nicht nur an den Höfen sehr gelitten, sondern auch selbst eine Beschäftigung der Fürsten und großen Herren: und hierdurch gelangte sie zu einer gewissen Stärke und Anmuth, deren sich die nachfolgenden Jahrhunderte bis auf Opitzens Zeiten nicht haben rühmen können. Und vielleicht hätte sich aus den alten Dichtern keiner besser zu einem deutschen Lafontaine geschickt, als unser Ungenannter, wenn er in unsern Zeiten hätte leben sollen. Einem Manne, der in der Art, die äsopischen Fabeln poetisch zu erzählen, vermuthlich unter seinen Landsleuten der erste gewesen ist, der also weder an einheimischen Exempeln, noch an den Regeln, einen Beystand gefunden hat, und doch mitten in der Finsterniß so glücklich gewesen ist, die Spuren der Natur und des Schönen zu treffen; einem solchen Manne, sag ich, kann man sehr leicht zutrauen, daß er in seiner Art müßte vortrefflich geworden seyn, wenn er die Hülfe der neueren Zeit genossen hätte. Es geht seinem unbearbeiteten Witze wie einem ungeschliffenen Diamant; er läßt wie dieser, hin und wieder einige Strahlen schießen, und es hat, um ihn in seinen völligen Glanz zu setzen, nichts als die Kunst gemangelt, welche ihm das Rauhe und Grobe hätte abnehmen sollen. Wer also großmüthig genug ist, sich nicht durch die Beleidigung irre machen zu lassen, die seine schwäbische Mundart zärtlichen Ohren anthut; wer billig genug ist, es den ordentlichen und edlen Zügen eines Gesichts nicht entgelten zu lassen, daß die Haut mit vielen Sommerflecken besprenget ist; kurz, wer mehr auf die Art, wie er erzählt hat, als auf die Worte sieht, und ihn, indem er ihn liest, in Gedanken in unsere Sprache übersetzt: dem wird unser Fabeldichter bey aller seiner Einfalt vielleicht besser gefallen, als verschiedne, die vier Jahrhunderte später sich in dieses Feld gewagt haben. Ein abwechselndes Sylbenmaß in langen und kurzen Füßen, ein ordentlicher Abschnitt, und andere in unserer Prosodie gebräuchliche Dinge, waren damals

*) Eben diese Fabeln hat man in einem papiernen Manuscripte auf der Bürgerbibliothek zu Zürch. S. die Sammlung geistvoller Schriften, VII. St. 43. S.

unbekannt. Man darf also dieſes nicht von ihm begehren. Genug, daß er weit wohlklingender ſchreibt, als man vor Opitzen ſchrieb. Endlich muß man auch bedenken, daß wir die eigentliche Bedeutung, den Nachdruck und die Kraft vieler alten Wörter nicht genug verſtehen; daß viele von ſolchen Wörtern, wenn ſie auch heut zu Tage noch gebräuchlich ſind, doch entweder mehr oder weniger zu bedeuten angefangen haben, und daß alſo oft eine alte Stelle, die uns matt und unkräftig, oder ſonſt nicht zulänglich ausgedrückt zu ſeyn ſcheint, dennoch kräftig, poetiſch und richtig gegeben ſeyn kann. Wer ſich in alle dieſe Umſtände ſetzet, wenn er den Winsbeck und andere alte gute Dichter lieſt, der wird ihre ungekünſtelte Anmuth im Leſen empfinden, und da lebhafte und richtige Gedanken wahrnehmen, wo Andere nichts als verlegene Wörter und matte Vorſtellungen ſehen. Der Leſer mag nunmehr aus folgenden Exempeln ſelbſt urtheilen, ob ich den ungenannten Fabeldichter mit Recht gelobt habe. Das erſte Exempel ſoll die Fabel von dem Löwen und der Maus ſeyn. Ich will mir die Freyheit nehmen, und Commata und Punkte dazwiſchen ſetzen, damit man den Verſtand leichter finden könne.

Eyns tages ein louwe ſich erging
In ein walde, da er fing
Ein mufz, die wolt er getödtet han.
Sie ſprach: Herr louwe lant mich gan!
Was eren mag ein kunig bejagen,
Ob von Ime ein knecht wurt erſlagen?
Des er Gewalt hat, wan er will.
In Im das ein ere? Das iſt nit vil.
Was groſſer kündheit mag das ſein,
Ob ein louwe ein mufelin
Erlöttet? der hat eren me,
Der geſchaden mag, und nit tut we.
Leſſent ihr mich Herr geneſen!
Ich mag uch wol nutz weſen,
Und mag uch keinen ſchaden tun.
Noch minder dann ein arn *) ein hun.
Der louwe ließ ſin zurnen ſin,
Und ließ gen das mufelin,
Des wart er innerlichen fro.
Ich wil es uch danken, ſprach es do.
Nu wart es nit lange geſpart,
Das der louwe gefangen wart
In ein garn, das was ſtark.
Er hett geben dufend Marg,
Das er darus wer geweſen.

*) Ar, Adler.

Er wonde sicher, nit genesen.
Da er also gefangen lag,
Da kam die mus, er dann der tag
Uffging, zu den louwen hin.
Sie sprach: Gott gruss uch, herr myn,
Was clagent ir? Was ist unser lot?
Ich bin gefangen uff den tot.
Sprach der louwe zu der mus.
Sie sprach, Herr, ir komment wohl us;
Ich hilff, das ir bliwbent by den leben.
Wann *) Ir hant mir das myn geben,
Was sol ich uch nu me sagen?
Die mus gerirt **) das garn nagen
Und mit den zenen bissen
Und ouch garn zerrissen
Eingwey, da wart das loch grosz:
Den louwen das nit verdross.
Wil balde er sich dannen macht.
Der mus er acht ***)
Freundlich er Ir danken began,
Sie sprach: Ich hab gern getan.
Gedenkent wie der gewalt sy,
Dem miltigkeit nit woned by.
Gewalt ebermde †) soll han;
An gewalt sol tugent stan.
Der grosz den mindern soll vertragen
Nutze mag er sin, der nit mag schaden.

Die natürliche Einfalt, mit welcher unser Autor erzählet, hat, nach meiner Empfindung, etwas sehr Angenehmes bey sich. Man sieht nichts gekünsteltes und auch nichts frostiges. Er ist nicht so kurz, daß er ängstlich würde, und auch nicht so wortreich, daß er viel müßiges sagte, wenn man etliche Zeilen ausnehmen will. Seine Moralen bringt er mit einer treuherzigen Miene vor, und verbindet sie gut mit der Handlung der Fabel. Die Anrede, welche die Maus an den Löwen hält, ist so kräftig, und schicket sich zu den gegenwärtigen Umständen so gut, daß man nicht sieht, was sie besseres hätte sagen sollen. „Herr Löwe, laßt mich gehn! Was mag wohl ein „König für Ehre erjagen, wenn er einen Knecht erschlägt, deß er „Gewalt hat, wenn er will? ist ihm das eine Ehre? Mag das „wohl eine große Kühnheit seyn, wenn ein Löwe eine Maus erschlägt? „Der hat mehr Ehre, der schaden kann, und es doch nicht thut."

Man höre dagegen die spitzfindigen Betrachtungen, welche der Löwe bey dem lateinischen Anonymus in eben dieser Fabel anstellet,

*) Welt.
**) Zing.
***) Er bezeigte der Maus Hochachtung.
†) Erbarmung.

und welche sich vermuthlich auf die Vorstellungen beziehen sollen, die ihm die Maus vorher gethan hat.

Si nece dignetur murem leo, nonne leoni
Dedecus et muri cooperit esse decus?
Si vincat summus minimum, sic vincere vinci est.
Vincere posse decet, vincere crimen habet.
Si tamen hoc decus est; si laus, si vincere; laus hoc:
Et decus hoc, minimo fiet ab hoste minus.
De pretio victi pendet victoria: victor
Tantus erit, victi gloria quanta fuit.

Die epigrammatische Rede des Löwen, diese künstliche Wiederholung der Worte in Gegensätzen, ist von der edlen Einfalt weit entfernet, mit welcher der Deutsche seine Maus ungezwungen und doch nachdrücklich, reden läßt.

Man halte ferner diese alte Fabel gegen eine, die in unserm Jahrhunderte aufgesetzt ist, und sehe, ob der alte Fabeldichter den neuern nicht unendlich beschämet?

In Niedereres Fabeln Aesopi, die zu Coburg 1717 herausgekommen sind, wird die Fabel von der Maus und dem Löwen also erzählet:

Ein Löw' müd von der Hitz und Laufen,
Legt sich im Schatten in das Grün,
Indem er schläft, so kommt ein Haufen
Mäus' über seinen Rücken hin
Drob eine, gleich da er erwachte,
Er zwischen seine Klauen brachte.
Die Arme bat ganz unterthänig
Um Gnad, Quartier und um Pardon;
Sie sprach: was sich ein großer König,
Der wider sie zürn, hab davon,
Sein Grimm sollt, den er nur möcht sparen,
Gleichwohl in größre Thiere fahren.
Der Löw' gedachte, daß ihm diese
Nicht viel Respect und Ruhm verhieß,
Wenn er ein solch klein Thier zerrisse,
Und sich sie etwan schmecken ließ.
Drum war er in sich selbst erbötig,
Und ließ sie gleich drauf los und ledig.
In wenig Tagen drauf so rennte
Besagter Löwe durch den Wald,
Er fiel in Strick und Garn behende,
Er brüllte, daß es wiederhallt;
Allein sein Vorsatz blieb dahinten,
Er konnte keinen Ausweg finden.
Die Maus hört ihn erbärmlich brüllen,
Lauft zu und kennt ihn an der Stimm.

War er ihr unlängst nun zu Willen,
Das sie bemerkte interim,
Kommt sie zum Garn, und sucht die Knöpfe,
Daß er immittelst Luft nur schöpfe.
Als sie dieselbe nun gefunden,
So naget sie sie hurtig ab,
Wodurch sie in denselben Stunden
Dem Löwen die Befreyung gab,
Denn ihm ist alsofort gelungen,
Daß er aus dem Arrest entsprungen.

Ist die Fabel aus dem dreyzehnten oder vierzehnten Jahrhunderte nicht ein rechtes Meisterstück gegen die Arbeit des neuen Dichters gerechnet? Ich glaube, daß der Leser das alte Schwäbische lieber zehnmal lesen wird, als das neue undeutsche Deutsche einmal. Dort hört man, ungeachtet der rauhen Sprache, doch einen Dichter reden, hier aber, ungeachtet des Sylbenmaßes, nur einen Reimer.

Das andere Exempel mag die Fabel von dem Raben und Fuchse seyn.

Ein Aufs hungern begann;
Under ein hohen bom er da kam,
Uff den ein rab kam geflogen
Mit eim kese, den er einer frouwen
Genommen und geroubet do.
Des wart der Aufs unmaffen froh.
Da Jne der Aufs erst ersach,
Mit glatten worten er da sprach:
Gott grufs dich, lieber herr myn,
Uwer diener will ich sin,
Und imer wesen uwer Knecht.
Das dunket mich billig und recht,
Jr sind edel und so rich,
Kein fogel mag uch sin glich
In allen kunigrichen.
Ich wene *) uch müfse entwichen
Der sperwer und ouch das felkelin,
Des habichs und och des pfowen schin.
Süsse ist uwer keien schal,
Uwer stymme hört man überal
In dem walde erclingen,
Wan ir geratten singen;
Des hab ich wol genommen war.
Der rab sprach, du sagest war,
Nu singent lieber herr myn!
Da sprach der rap, das sol sin.

*) Wenen, glauben, dafür halten.

Er ließ sin stum usz und sang,
Das es durch den wald erclang.
In dem sange empfile Im do
Der kese, des wart der Fusz vil fro.
Des Lobs mus der rap mit schaden entgelten,
Und im was das lob nit gut, als ein scheiken.

Die Schmeicheleyen, welche der Fuchs dem Raben macht, klingen artig genug. „Gott grüß euch, mein lieber Herr, euer Diener „will ich seyn, und immer euer Knecht bleiben." Was fehlt diesem Complimente? Nun fängt er an, ihn recht poetisch zu loben. „Ihr „seyd edel und liederreich. Kein Vogel mag euch in allen Königreichen gleich seyn. Nach meinen Gedanken muß euch der Sperber „und der Falke weichen; die Schönheit des Habichts und des Pfauen. „Süß ist eurer Kehlen Schall, eure Stimme hört man überall in dem Walde erklingen." Dieses ist, wie mich deucht, eine sehr poetische Stelle. Man stelle sich vor, wenn der Dichter in unsern Zeiten geredet hätte, ob er nicht fast eben das gesagt haben würde, was Lafontaine saget?

Eh bon jour, Monsieur le Corbeau,
Que vous êtes joli! que vous me semblez beau!
Sans mentir si vôtre ramage,
Se rapporte a vôtre plumage,
Vous êtes le Phoenix des hôtes de ce bois.

Die Sitten seiner Zeit ließen es nicht zu, daß er sich so manierlich ausdrücken konnte. Indessen muß diese Stelle vor vierhundert Jahren eben so artig und munter geklungen haben, als des Lafontaine seine zu unsern Zeiten klingt. Damit man den Werth dieses alten Autors desto besser erkenne: so will ich eben die Fabel von dem Raben aus dem Melander hersetzen, welcher 1712 eine Mythologiam Paraeneticam, das ist, die Fabeln Phädri in deutschen Versen, zu Eisenberg herausgegeben hat. Er läßt sich folgendermaßen gar annehmlich und deutlich vernehmen.

Als ein gewisser Rab' den Käß vom Fenster stahl,
Und aß denselben gern auf hohem Baum zum Mahl,
So sahe den der Fuchs, und fing so an zu reden:
O Rab'! wie hast du doch so schöne Federweben!
Wie herrlich steht dir doch des Leibes Zierrath an!
Kein Vogel, wenn du sängst, ging dir im Rang voran.
Allein, da sich der Narr zu seiner Stimme schicket,
Verliert er seinen Käß, den gleich der Fuchs entrücket,
Und reißet ihn mit List so fein begierig hin.
Da wurde erst der Rab' der List des Fuchses in.
Und also wurde er zum Seufzen erst bewogen,
Daß ihn der schlaue Fuchs so schändlich hat betrogen;
Damit wird angezeigt, was Sinn und Witz vermag,
Und Klugheit halte stets der Tapferkeit die Wag.

Sollte man nicht denken, wenn man von der kraftlosen Art zu erzählen auf die Zeit schließen wollte, in welcher Melander gelebet; sollte man, sage ich, nicht denken, daß er noch einige Jahrhunderte vor unserm Ungenannten sein Werkchen verfertigt haben müßte? Um die Weitläufigkeit zu vermeiden: so will ich nur noch ein kurzes Exempel aus unserm Alten anführen. Ich muß übrigens erinnern, daß man bey ihm nicht lauter äsopische Fabeln, sondern auch Erzählungen antrifft; zum Exempel, die Geschichte der Matrone zu Ephesus, welche die Herren Verfasser der schweizerischen geistvollen Schriften in ihr siebentes Stück eingerückt haben; die Erzählung von dem Fieber und dem Flohe; von dem Vater, dem Sohne und dem Esel und andere mehr, in welchen man die Spuren eines guten Geschmacks mit Vergnügen bemerket.

Das letzte Exempel sey die Fabel von dem Wolfe und der Geis.

Ein Geisz wolt uff ein weide gon,
Da liesz sie in dem stalle sten
Ein junge geisz, Ihr tochterlin:
Zu ir sprach sie, losz nyeman in,
Du solt die ture beslossen lon,
Harusz solt du nit gon,
Blip darinn, das ist dir gůt,
So bist du vor dem Wolf behůt.
Da die geisz beslossen wart.
Vil schier ein wolff kam uff die fart.
Er ging zu dem stall drugenlich *),
Und geborte sich gleich
Der alten geisz in valschheit,
An styme, an Wandel und seit **)
Der jungen geisz: losz mich in,
Min trut liebes tochterlin!
Sie sprach, wer bistu stant davor?
Ich ton nit uff des stalles tor.
Min Mutter hat verboten mir,
Daß ich nit usz hin kome zu dir.
Ich kenne dich wol, die stym ist falsch.
Dich hilffent weder tutsch, noch welsch.
Du kommest nit hierin, somer got ***)!
Ich wil halten das gebot,
Das mir gebot min mütterlin,
Das ich nieman solt lossen in.
Du bist ein wolff, das sihe ich wol.

*) Betrüglich.
**) Sagt.
***) Somer got, oder sommer gott, ist eine Betheurung, die soviel heißt, als: Bey Gott! So wahr mir Gott helfe!

Wann du biſt aller ſchalkheit vol.
Ach herrgott, wie viel der iſt
Uff erden, die denſelben liſt
Erzöigent, wie ſuſſes honiges wert,
Und iſt ſchande, ſchade und wert
In ihr herze alle begraben ꝛc.

Unter die Fabeldichter, die gegen das vierzehnte Jahrhundert t haben, zählen wir auch den Hugo von Trymberg, einen lmann zu Babenberg. Er hat ein moraliſches Buch in Verſen ieben, welches er den Renner nennet, und von welchem er

In Schwaben, in Döringen und Franken,
Da ſollen deutſche Leute mir danken,
Das ich viel fremder Lere in han
In Teutſcher Zungen kundt gethan,
Die manch jar vor und dann noch heuer
In Teutſcher Sprache waren deuwer.

In dieſem Buche ſind verſchiedene, theils äſopiſche, theils an- Fabeln enthalten; und wer weiß, ob nicht einige darunter von r eigenen Erfindung ſind. Man kann von ſeiner Schreibart keiner Zuverläſſigkeit urtheilen, weil derjenige, der ihn 1549 rankfurt am Mayn in Folio herausgegeben hat, ſo beſorgt ge- n iſt, und die ſchwäbiſche Mundart des Trymbergs nach der ache des 16ten Jahrhunderts verbeſſert oder deutlicher zu reden, erbet hat. Wer Exempel von dieſer unzeitigen Sorgfalt ſehen , darf nur den Morhof, von der deutſchen Sprache und Poeſie, der 332. Seite nachleſen. Es ſcheint wirklich, daß Trymberg Sprache nicht ſo in der Gewalt gehabt hat, als der ungenannte eldichter. Die Urſache mag wohl dieſe ſeyn, daß er ſich, als Schulmann, mehr auf das Latein geleget hatte, wie er ſaget:

Und wiſet, das ich wohl dreyßig jar
Meinen Sinn hatte auf Latein ſo gar
Geleit, das mir die Teutſchen Reimen
. . . . . .
Ee gar waren unbekannt,
Als ob ich führe in frembde Land
Und wölte eine ſprache lernen da.

Wie glücklich ſind wir in unſern Zeiten, daß wir dieſe Ent- ldigung nicht mehr nöthig haben! Unſere größten Gelehrten hal- es für eine Ehre, ſowohl in der einen als in der andern Sprache leich ſchön zu ſchreiben, und dem Exempel des Cicero zu folgen, bey ſeiner Geſchicklichkeit in der griechiſchen Sprache auch in ſeiner utterſprache vortrefflich ſchrieb.

Wenn nichts an unſerm Trymberg zu loben wäre: ſo verdiente doch wegen der edlen Freyheit, mit welcher er die Laſter ſeiner ten angreift, eine beſondere Hochachtung. Er fürchtet ſich vor

dem geistlichen und obrigkeitlichen Stande so wenig, daß er beyden die Wahrheit ganz unerschrocken sagt. Er folgt hierin dem Beyspiele des beherzten Freydanks, welchen er sehr oft mit großer Hochachtung anführet. Die Satyre hat auch viel zu enge Gränzen, wenn sie sich nur mit den Fehlern des bürgerlichen Lebens beschäftigen soll. Die Thorheiten der Großen machen beredter, als die Narrheiten der Niedrigen. Und man wird allemal finden, daß in dem Lande, wo die meiste Freyheit herrschet, auch die besten und kräftigsten Satyren angetroffen werden. Den poetischen Geist des Herrn Irrembergs mag ich eben nicht loben. Er hat gesunde und gute Lehrsprüche; aber hohe Gedanken und lebhafte Auszierungen wird man freylich nicht oft in seinen Gedichten finden. Wir betrachten ihn indessen jetzt nicht als einen erhabnen Dichter, sondern als einen Fabelschreiber. Doch auch in dieser Betrachtung dürfte er wohl etliche Stufen unter dem Ungenannten zu stehen kommen. Ich will eine Probe von seiner Art zu erzählen hersetzen.

Von zweyen Mülen.

Ein Müle mit erm rädelein
Bey einem kleinen dürffelein
Hatte vor Zeiten ein armer mann
Das wasser dem rädelein entrann
Und nicht hatte seinen vollen schwang
Mit jammer er umbgieng und sangk
Als ihm des wassers not gebot:
Hilff Herre Gott, Hilff Herre Gott.
Nun war dabey ein dorff sehr groß
Bey dem ein kräfftig Wasser floß
Das trieb zwey räder fölliglich
Sie schnapten mit eyander gliche:
Hilff oder laß, Hilff oder laß.
Die Erde sey trucken, oder naß,
So hant wir genug tag und nacht
Uns wird so mancher Sack herbracht.
Diese mülen mögent uns wohl bedeuten
Auf erden reich, und arme leute.
Unsern Herren ruffent die armen an ꝛc.

In dem sechzehnten Jahrhunderte hat sich Burkard Waldis um die Fabel verdient zu machen gesucht, und vierhundert an der Zahl in Verse gebracht, welche zu Frankfurt am Main 1548 in 8. im Drucke erschienen sind. Morhof gedenkt seiner in der deutschen Poeterey der mittleren Zeit mit keinem Worte; und es scheint daher, daß er ihn für sehr schlecht muß gehalten haben. Es ist freylich leider bekannt, daß die deutsche Poesie nach den glücklichen Zeiten der Kaiser aus dem schwäbischen Hause ein sehr schlechtes Ansehen bekommen, da sie durch die Unruhen des Krieges aus den Händen

Großen in die Hände des Pöbels gerathen, und endlich ein Zeit
reib der ungehirnten Meistersänger geworden. Allein so schlecht
auch in dem sechzehnten Jahrhunderte ausgesehen hat, wenn man
baſtian Brands und Johann Fischarts Arbeiten ausnimmt, von
en Stärke in der Dichtkunst die Herren Verfasser der schweizeri-
n kritischen Schriften in dem siebenten Stücke gehandelt haben:
laub ich doch, daß man unserm Waldis zu viel thut, wenn man ihn
a mit Hanns Sachsen in eine Reihe setzen wollte. Er weiß die weitläu-
e und oft müßige Art zu erzählen, die man ihm mit Recht vorwerfen
n, do choft durch muntere Einfälle und lebhafte Beschr eibungen wie-
gut zu machen. Und er ist mehr zu bedauern, daß er nicht zu einer
ssern Zeit gelebt hat, als daß er den Schimpf seiner Zeit und sei-
r verstümmelten Sprache entgelten sollte. Vielleicht werden einige
empel von seiner Arbeit seinen Charakter besser bestimmen, als
. Die Fabel vom Pferde und Esel lautet also:

Einswals ein Pferdt gebunden stund
Und het ein schönen Zaum im Mund
Der war mit güldyn Nuckeln beschlagen
Auff seinem Rücken thet es tragen
Ein blanken Sattel schön geziert,
Ein Roßdecken mit Gold durchschniert
Es riß den Zügel bald entzwey
Und lief hinweg mit großem Geschrey.
Da kam ein Esel on gefehr
Mit seiner Last langsam daher,
Das Pferd fraß das Gebiß mit schaum
Sah zornialich und sprach, gib raum
Wer hat dich solche mores gelert
Das du nicht weichst eim solchen Pferd?
Geh weg, gib raum, oder will dich schlagen
Das dich je sechs von hinnen tragen.
Der Esel erschrack von dem schnurren,
Gab raum und durfft auch nit einst murren.
Das Pferd lief was es leides mocht
Zu letst sichs on gefehr verrücht
Der wardt sein Herr von stundt gewar
Nam im die schöne Rüstung gar
Verkauffts dem Fuhrmann in den Karren
Der wollt damit hinweg fahren.
Das sahe der Esel lieff bald zu
Sprach, grüß dich freundt, wie stehest nu?
Wo ist das Gülden und Seiden zier
Der sehe ich gegund keines an dir?
So lieber Freundt, so gehts auf Erden,
So muß hoffart gestrafet werden.

Von einer Frauwen,
die ihren sterbenden Mann beweinet.

Es war einmal ein junges Weib
Gar wohl gethan und schön von Leib,
Dieselb hett auch ein jungen Mann
Den kam ein elend Krankheit an,
Das er sich legen must zu Bett
Die Krankheit in fast engsten thet,
Daß er auch mit dem Tode facht,
Den hätt die Frauw in guter Acht.
Betrübt sich deß so mechtig sehr
Daß sie auch kaum kundt reden mehr.
Da sprach jr Vatter, Tochter mein,
Bitt, wölleſt nit so traurig sein,
Würd dir jetzt schon der Mann absterben,
Ich wolt dir vmb ein andern werben.
Ich weiß auch daß derselb für allen
Dir baß den dieser sollt gefallen,
Vnd dich wol bald also gewehnen,
Daß dich nicht darfft nach diesem sehnen.
Darob erzörnt die junge Frauw
Vnd sprach zum Vatter auf mein trauw,
Ihr sehd ich bin betrübtes herzen,
Dennoch vermehrt jr mir den schmertzen.
Daß jr mir sagt vom andern Mann
Das wort ich zwar nicht hören kann
Das aus meines krancken Mannes lieb
Ich mich gar herzlich sehr betrüb.
Bald thet derselbig Mann verscheiden
Darab der Frauwen herzlich leiden
Mit Frauwerigkeit ward sehr vermehrt,
Wie uns die folgende that lehrt.
Mit weinen sie den Mann beklagt
Darneben auch jren Vater fragt,
Vnd sprach, ich bitt, mir sagen wöllen
Wie ists vmb den jungen Gesellen
Von dem jr heut gesaget hat,
Ist er auch hie in dieser Statt?
Ihr sehd, wo mich der Schuh jetzt drückt,
Ob ich meines leidts möcht werden erquickt.
Hie mag man sehen, wie die Frauwen
Jr Männer meynen mit all trauwen
Bey dem sie zwanzig Jar gesessen
Könntens in einer stund vergessen

Doch wiſſens viel denen zu waſchen.
Iſt gleich als wenn ein'r kaufft ein Taſchen,
Und braucht ſie lang bis ſie wird alt
Und im ohn all gefahr entfält
Geht hin zum Krämer kaufft ein neue
So iſts auch um der Frauwen treuw.

Ich übergehe hier verſchiedene Fabelbücher, als den Reinecke
ge des Herrn von Alkmar, Georg Rollenhagens Froſchmäuſler
den Mücken- und Ameiſenkrieg, weil ſie alle drey nicht ſo-
t unter die äſopiſchen Fabeln, als unter die ſcherzhaften Helden-
chte gehören; in welcher Art ſie, der harten und rauhen Verſe
rachtet, doch ihren Werth haben. Der Ueberſetzer des Mücken-
ges iſt nicht bekannt. Das Original iſt von einem, der ſich Co-
um genannt hat, in makaroniſchen, oder halb lateiniſchen und
welſchen Verſen, aufgeſetzet, wie die deutſche Vorrede ſagt:

Dieſer Krieg iſt vor vielen Jahrn
Anfangs von eim beſchrieben worn
Der ſich genannt Cocallum.
Mit einer Art der Carminum.
Darin er vermiſcht Welſch mit Latein
Wie dieſer Vers bey uns mag ſeyn:
i mihi Strassburgum quod non queo schawere turnum.
nque bonis quod non possum zechare Gesellis.

Ich will aus dem erſten Buche eine kurze Stelle anführen,
an man etwa die Versart dieſes Heldengedichts kennen lernen will.
chdem ſich der Bremen König Scanacabella in der größ-
Eil auf ſeinem Roſſe, einem Käfer, zu ſeinem Herrn Schwa-
Sanguileo, dem Könige der Mücken, begeben, der unlängſt
e große Niederlage erlitten hatte: ſo beſchließt er ſeine lange An-
e alſo:

„Ich ſchwör bey meiner Kron,
Ja bey des großen Jovis Thron,
Daß ich alsbald ohn langer Ziel
Der Mücken todt jetzt rechen will.
Will drey mal hunder tauſend man
Anhier bringen auf dieſen Plan,
Der allerbeſten Bremen mein,
So ſie in meinem Lande ſeyn,
Kriegshelden aller eren wert.
Eins teils zu Fuß, eins teils zu Pferd
Einen ſo wohl gerüſten Zeug
Dem nie kein Heer auf Erd war gleich.

Es giebt noch drey andere alte Fabelbücher, die loſen Füchſe
eſer Welt, den Eſelkönig, und den Gänſekönig, welche
er auch im eigentlichen Verſtande nicht zu den äſopiſchen Fa-
n gerechnet werden können. Die loſen Füchſe dieſer Welt ſind

nicht sowohl Fabeln als Sinnbilder, in welchen die Füchse unter allerley Gestalten und Trachten mit einer Beyschrift aus der Bibel vorgestellet werden, welche die Erklärung des Bildes seyn soll. Es man nun Sebastian Brand, oder wer da will, der Verfasser dieses Buches gewesen seyn, so bringt es ihm, nach meiner Meynung, nicht viel Ehre. Man sieht darin wohl ein gutes Herz, aber wenig Witz, und in der ganzen Anlage wenig Ueberlegung. Wenn dem Vorredner zu der Dresdner Ausgabe von 1595 zu trauen ist: so wäre es schon im Jahre 1495 in brabandischer Sprache im Druck erschienen, und also älter, als der Reinicke Fuchs, weil wir von diesem keine ältere Ausgabe haben, als die Lübeckische von 1498 in 8. Wenn diese Nachricht ihre Richtigkeit hätte, so könnte Dr. Luther, wie einige geglaubt, das Buch nicht verfertiget haben. Daß aber Dr. Luther ein großer Freund von Fabeln gewesen, sieht man daraus, weil er die äsopischen hat reinigen und übersetzen wollen, auch wirklich 16 Stück übersetzt, und eine sehr schöne Vorrede von dem Nutzen der äsopischen Fabeln dazu verfertigt hat. Seine kurzen und körnichten Uebersetzungen lesen sich mit Lust. Man findet sie in dem neunten Theile seiner deutschen Werke, und auch in den hundert Fabeln Aesopi, welche Nathan Chyträus, ein Professor zu Rostock, 1571 in 8. herausgegeben hat. In eben dieser Ausgabe finden sich vier Fabeln, welche Dr. Mathesius, Luthers guter Freund, gemacht haben soll. Ich will eine davon hier einrücken.

„Ein alter Hirtenhund, der seines Herrn viehe trewlich bewachte, „gehet zu Abend ein. Den pelfern die Polsterhündlein auf der gas„sen ahn. Er trabt für sich, und sicht sich nicht umb. Wie er fürn „Kuttelhof kompt, fragt ihn ein fleischerehund, wie er das gepelfer „leiden könne, und warum er nicht einen beym Kamm neme. Nein, „sagte der Hirtenhund, es zwackt und beisset mich keiner, ich muß „meine Zeen zum Wölfen haben.

„Ach wer bisweilen verhören könnte, und verantwortete nicht „alles, und ließ St. Petrus und Rolands schwert in der scheiden „stecken, der blieb lang ungebissen und vertrüg viel sachen."

Eben dieser Mathesius erzählt in seiner Predigt über Jothams Fabel, von Philipp Melanchthon, die er im Wiesenthale über Tische vorgebracht hatte, da man von dem Undanke der Welt gesprochen. Sie ist etwas lang, und vielleicht hat sie Melanchthon auch kürzer und anmuthiger erzählt, als sie uns Mathesius aufbehalten hat. Indessen verdient sie doch gelesen zu werden, da sie von einem so großen Manne kömmt, gesetzt daß auch die Erfindung nicht ganz sein wäre.

Der Welt Dank.

Eine große Schlang verfiel sich in einer Höle, und schrie jämmerlich. Ein Bawr kommt zum Loche, fragte, was da sey, sie bitt, er wölle sie heraus helfen. Traun, nein, sagt der man, si

bösen Thieren ist nichts gutes zu verdienen, ich sölte wol ein Schlang in meinem Busen aufzieben. Die Schlang helt an und verspricht dem Bawren, sie wölle im bey jrem Gott, der einmal durch sie geredet, den besten lohn liefern, so die Welt zu geben pflegt. Gift, gab, und große Verheissung bethören auch die weisen. Der Bawr hilft dem bösen und tückischen Wurm heraus, dargn will sie jn zu lohne fressen. Hab ich das umb dich verdienet? Ist das deiner Zusag gemeß? sagt der Bawr. Ich bin gewesünig, sagt die Schlang, die welt lohnet nicht anders, wer einen vom Galgen bitt, der bringt jn gemeiniglich wieder dran. Wie der Bawr in engsten stehet, sagt die Schlang, da du mir nicht glauben wilst, so wöllen wirs auf die nechsten zwey setzen, die uns begegnen, was die in dieser Sachen sprechen, das sol uns beyden wohl und wehe thun. Bald kömpt ein altes pferd, dem legen sie die sache für, der Scheidman spricht: Ich habe meinem Kerner funfzehn jar gedienet, morgen wil er mich dem Schelmschinder geben, die welt lohnet nicht anders. Desgleichen spricht der alte Hund, auf den sie auch compromittirn, ich habe zehn jar tag und nacht meinem junkern jagen und viel Füchs und Hasen fangen helffen, jetzt hat er seinem Weidman befohlen, er sol mich an eine Weide henken, das ist der Welt Lohn. Dem Bawrn wird bang zu muet, indem trabt ein Füchslein daher, dem legt der Bawr sein sach auch für, und verheißt im all seine Hüner, er soll jm von dem bösen Wurm helffen. Der Fuchs unterwindet sich des Handels, beredt die Schlang, sie wölle jm die Hölle zeigen, und was jr gefahr und des Bawr dienst gewesen sey. Man kompt zum Loch, der Fuchs fert ein, die Schlang hernach, und zeigt jm alle Gelegenheit. Inndes wischet der Fuchs heraus, und ehe sich die Schlang umwendt, weltzet der Bawr aufs Fuchsen abred, wider eine große wand für. Wie der Bawr erledigt, fordert der Fuchs, er soll jm aufn abend das Hünerhaus offen lassen. Der Bawr kompt heim, thut sein welb relation, und was er dem Fuchs für seine Procuratorey sey anheischig worden. Die Bewrin sagt: Hüner und Genle sein jr, er hab nichts zu vergeben. Der Bawr wil sein Wort nachkommen, leßt dem Fuchs das Hünerloch offen. Wie es die Fraw gewar wird, wartet sie mit jrem Schiermeister die nacht auf den Fuchs, vnd als er bona fiducia geschlichen kompt, verrennen sie jm das loch, vnd blewn auf jn zu, bis sie jn ergriffen. Ach, sagt der Fuchs, ist denn das recht, und der Welt höchster Lohn, für die größte wohlthat, so bestettig ichs heut, armer schalck, die welt recht mit meinen Leben und balg.

Freylich gehet es auf erden nicht anders zu, wer der welt dienet, der verleuret nicht allein sein wohlthat, sondern kriegt mit der zeit Teufels dank zu lohn. Doch muß es endlich alles bezahlt werden, darumb vmb der welt lohn und danckes willen nichts angefangen, vmb jres vndankes und vntreuw willen nichts unterlassen.

Nunmehr komme ich auf zween prosalsche Fabeldichter, die sich

von andern darin unterscheiden, daß sie nicht als Uebersetzer, sondern als Erfinder das Reich der Fabeln haben erweitern wollen. Der erste ist Georg Phil. Harsdörfer, ein Rathsherr zu Nürnberg, und Mitglied der hochlöbl. fruchtbringenden Gesellschaft, der bis in die Mitte des 17ten Jahrhunderts gelebt hat. Er hat außer seinen Frauenzimmer-Gesprächspielen und verschiedenen andern Schriften, geistliche und weltliche Lehrgedichte, unter dem Titel, Nathan und Jotham, 1650 zu Nürnberg in 8. herausgegeben. Diese Lehrgedichte, „welche er zu sinnreicher Ausbildung der wahren Gottseligkeit, „wie auch aller löblichen Sitten und Tugenden verfertiget," bestehen in 150 geistlichen und eben so viel weltlichen Erzählungen. Wenn man diese Lehrgedichte kurz charakterisiren will, so darf man nur den Namen darüber setzen, den Harsdörfer in der fruchtbringenden Gesellschaft geführt hat. Er hieß der Spielende; und diesen Namen hat er in seinen Lehrgedichten vollkommen behauptet. Sie laufen meistens auf eine frostige Anspielung oder gezwungene Allegorie, und nicht selten auf ein Wortspiel hinaus. Doch würde man ihm zu viel thun, wenn man glauben wollte, daß unter dreyhundert Erfindungen nicht auch etliche gut wären. Ich will eine schlechte und eine etwas bessere hersetzen. Die erste heißt die Armuth. Ich will denjenigen loben, der wachend etwas so sinnreiches nachahmen kann.

Die Armuth.

Es hat sich ein Pestilentzischer Luft (die Armuth) von den Leichnamen der erschlagenen in dem Krieg, erhoben, etliche Häuser und Städtlein angestecket, und sobald er in ein Haus getroffen, das Zinn und Kupfer, das Geld aus der Kisten und aus dem Beutel geblasen, viel sind von einer Statt in die andere geflohen, viel sind über Meer entwichen, aus der andern Welte eine Arzney wider diesen giftigen Luft zu holen. So viel aber mit dem Goldmetall beladen wiederkommen, so viel und mehr sind unterwegs ersoffen. Weil nun diese Pestin sehr überhand genommen, hat man um Rath gefragt, wie der Sache Hülffe zu schaffen? Dafür hat sich in der Apotheken der Hoffnung eine Arzney gefunden, welche von dem Manna des Gebets und von der Eberwurtz unverdrossener Arbeit gemacht worden. So viel ihrer diese Arznei mit vielen fasten und wachen gebrauchet, sind alle genesen, und hat solche den Gift von den Herzen getrieben, daß er ihnen nicht schaden können. Dieses Mittel ist durch einen Wiederhall oder Echo erfunden worden, indem einer gerufen: ARO,
hat der Wiederruff geantwortet: ORA.

Es haben sich aber nicht wenig gefunden, so diese Arzney nicht gebrauchen, und lieber in der Faulsucht ihr Leben enden, daß sie theils ein Hauffen Kleide angethan, bevor sie erkrancket.

Tugend und Laſter.

Es wohnten in einem Hauſe vier fromme Weibsperſonen, welche ſich zu gleicher Zeit ſchwanger, und ſehr übel befanden. Als nun die Geburtsſtunde herbey kame, brachten ſie auf einen Tag vier abſcheuliche Kinder, nehmlich zween Söhne und zwo Töchter auf die Welt. Die Wahrheit, welche die älteſte und ſchönſte unter beſagten Frauen war, gebere den Haß, ein ungeſtaltes Kind mit ſchehlen Augen und ſpitzigen Klauen. Die Glückſeligkeit, ein junges und freches Weib, brachte an das Licht den Stolz, eine Mißgeburt mit zween Köpfen, einem Leib und Schwanz gleich einer abſcheulichen Schlange, mit Baſilisken-Flügeln ꝛc. Die Sicherheit gebore eine Tochter, die nennte ſie die Gefahr, die wollte klettern wie eine Kaz, und hatte doch keine Klauen ſich anzuhalten. Viertens erledigte ſich die Vertreulichkeit einer Tochter, die nennte man die Verachtung. Wie nun die Eltern gute Freundſchaft flogen, alſo wollten ſie ſolche bey ihren Kindern erblich machen, und heirathet der Herr Haß die Fräulein Gefahr, und der Herr Stolz das Fräulein Verachtung.

Der andere von den Fabeldichtern aus dem verfloſſenen Jahrhunderte iſt Juſt. Gottfr. Rabener, ein gelehrter Mann, der als Rector der Fürſtenſchule zu Meiſſen 1699 geſtorben iſt. Seine Fabeln, die unter dem Titel, Nüzliche Lehrgedichte, 1691 zu Dresden in 8. herausgekommen, ſind zu der Abſicht, in welcher er ſie für die Jugend aufgeſezt hat, ſehr dienlich geweſen. Er ſcheint freylich den Fußtapfen des Herrn Hasdörfer zuweilen gefolget zu ſeyn, indeſſen iſt es ihm weit beſſer geglückt, als jenem. Seine hundert Fabeln zeigen von einer fruchtbaren Erfindungskraft. Und wenn dieſer wackere Mann nicht in dem ſchematiſchen Weltalter gelebet hätte, wo man recht tapfer allegoriſiren mußte, wenn man witzig ſeyn wollte; wenn er ſich ferner des Johann Valentin Andreä lateiniſche Apologen nicht zu Muſtern genommen hätte, welche zu Strasburg unter dem Titel, Mythologia Chriſtiana, 1619 herausgekommen, und nichts weniger, als gute Fabeln und Erzählungen ſind, ſo würden ſeine Erfindungen nebſt ſeiner Schreibart weit größere Vorzüge haben. Nach meinen Gedanken verdienten es ſeine Fabeln, daß man ſie von den Fehlern ihrer Zeit reinigte, und ſie auf eine geringere Anzahl ſezte. Etliche Blätter voller äſopiſchen Witzes, den ein kurzer und munterer Vortrag belebet, ſtiften bey der Jugend und bey tauſend Erwachſenen vielleicht mehr Nuzen, als große Werke, worin man die Moral gründlich ausdehnet, mit einer tiefſinnigen Miene ſeicht und mit einem ſyſtematiſchen Geſchreye trocken abhandelt. Weil das Buch des Herrn Rabeners auch nicht in Vieler Händen iſt, ſo will ich ein paar Proben von ſeinen Fabeln geben.

Ein leichtfertiger Bube wollte einmahl in heissen Sommertagen in dem Strom baden, nebenst andern muthwilligen Knaben, wagete sich aber zu weit in den Strom, und wurde von demselben in eine gefährliche Tiefe geführet, in welcher er auch schon unterzusinken anfing. Als aber die andern Knaben hierüber heftig anfingen zu schreyen, lief ein ehrlicher Mann aus Mitleiden zu, sprang mit großer Gefahr in das Wasser, erhaschte den schon Ertrinkenden bey den Haaren, und brachte ihn also mit großer Mühe aufs trockene. Anstatt aber, daß der undankbare Vogel die Wohlthat erkennen, und sich dafür hätte bedanken sollen, lästerte er den ehrlichen Mann, und warf mit Steinen nach ihm, daß er ihn geraufft hätte. Also geht es auch treuen Predigern und Lehrmeistern, welche man mehrentheils mit Undank und Scheltworten lohnet, wenn sie ihre Zuhörer aus den vielen gefährlichen Lastern heben, und mit großer Mühe heraus reissen.

Spectrum Mansuetudinis.

Es rühmte ein Hund seine Sanftmuth gegen die andern, und vermahnete sie, daß sie inskünftige nicht mehr die unschuldigen fürüber gehenden Leute anfallen sollten. Diese verwunderten sich über seine ungewöhnliche Frömmigkeit, als welche wohl wußten, daß er fürdessen die Wandersleute bis zum Dorffe hinaus verfolgt hätte. Als sie aber genau auf sein Maul Achtung gaben, nahmen sie gewahr, daß ihm seine fördern Zähne alle mit einem Stein ausgeworffen worden. Solches wird erzählet wider dieselben Heuchler, welche viel von ihrer Frömmigkeit und Sanftmuth rühmen, wenn es ihnen an Kräften und Gelegenheit fehlet den Leuten zu schaden, wiewohl es ihnen an dem bösen Willen nicht mangelt; vor solchen aber muß man sich mehr, als vor den Kläffern hüten.

Dieses mag von etlichen deutschen Fabeln genug seyn. Ich weiß nicht, ob ich allen Lesern mit dieser Nachricht einen so gar großen Dienst gethan haben werde. Viele würden es vielleicht lieber gesehen haben, wenn ich von den Fabeln der neuern geredet, und sie, nachdem sie es gewünschet, entweder recht unverschämt gelobet, oder recht kunstmäßig herunter gemacht hätte; aber zu beyden habe ich weder einen Beruf, noch die gehörige Geschicklichkeit und Verwegenheit. Vielen würde es lieber gewesen seyn, wenn ich einige poetische Ueberbleibsel von einer uralten griechischen oder lateinischen Fabel hätte auftreiben und sie mit einem historisch-philologisch-kritischen Commentariolo von sechs oder zwölf Bogen versehen können. Z. B. wenn ich die Grenzen der Gelehrsamkeit mit einigen wiederhergestellten Versen aus einer Fabel des Ennius hätte erweitern können, die, wie Gellius berichtet, von der Heidelerche (cassita) handelte, und in versibus quadratis geschrieben war. Doch anstatt, daß einige deswegen Ursache ha-

den sollten, auf mich zu zürnen, so sollten sie mir vielmehr danken, daß ich ihnen eine Materie weggenommen habe, bey der sie ihre Gelehrsamkeit ohne Prahlerey zeigen können. Vielen würde es vielleicht lieber gewesen seyn, wenn ich eine Abhandlung von der Fabel, von ihren Fehlern und Schönheiten, an dieser Stelle angebracht hätte. Allein da Herr Lamotte vor seinen Fabeln, Herr Breitinger in seiner kritischen Dichtkunst, Herr Bodmer in der Vorrede zu dem halben Hundert neuer Fabeln, und andere gelehrte Männer mehr bey uns diese Arbeit über sich genommen haben; so wird man die meinige sehr gut entbehren, und dafür diese Nachricht von einigen alten Fabeln lesen, oder überblättern können.

Von meinen Fabeln, die ich dem Leser überliefere, weiß ich nichts weiter zu sagen, als daß ich erwarte, ob sie das Glück haben werden, den Kennern zu gefallen, oder das Unglück, ihnen zu mißfallen. Das erste wird mir die größte Belohnung seyn, die ich mir für meine Bemühung nur wünschen kann: das andere die größte Strafe, die mir niemals die Verwegenheit wieder in den Sinn kommen lassen wird, die Welt durch Fabeln zu lehren, oder zu vergnügen.

Leipzig, im Märzmonat 1746.

Inhalt.

Fabeln und Erzählungen.

Erstes Buch.

	Seite
Die Nachtigall und die Lerche	1
Der Zeisig	2
Der Tanzbär	3
Die Geschichte von dem Hute	4
Der Greis	6
Das Füllen	—
Chloris	8
Der Kranke	10
Der Fuchs und die Gänse	11
Das Land der Hinkenden	12
Inkle und Yarriko	13
Der Kukuk	16
Das Gespenst	—
Der Selbstmord	17
Die Wetschwester	18
Der Blinde und der Lahme	20
Der Hund	21
Der Prozeß	22
Der Bettler	26
Das Pferd und die Bremse	—
Die Wette	27
Das Testament	29
Damötas und Phyllis	30
Die Widersprecherinn	32
Das Heupferd oder der Grashüpfer	34
Semmon und das Orakel	—
Das Kartenhaus	36
Die zärtliche Frau	37
Der zärtliche Mann	38
Die Spinne	40
Die Biene und die Henne	—
Der süße Traum	42
Der Reisende	44
Der erhörte Liebhaber	45
Der glücklich gewordene Ehemann	47
Der gütige Besuch	48
Der Arme und der Reiche	49
Damokles	—
Die beyden Hunde	51
Selinde	52
Der Bach	56

Seite
ime 55
unsterbliche Autor 56
grüne Esel 57
baronisirte Bürger 58
arme Schiffer 59
Schicksal 60
te 62
Verschwiegenheit 63
junge Ente 65
kranke Frau 66
gute Rath 69
beyden Mädchen 70
Maler 71

Zweytes Buch.

beyden Schwalben 73
Unglück der Weiber 74
sterbende Vater 76
junge Drescher 77
glückliche Ehe 79
beyden Wächter 80
Kutschpferd 81
Fliege 82
arme Greis 83
le 85
Affe 87
Bauer und sein Sohn . . . . . —
glückliche Dichter 89
Mißgeburt 90
Ente 92
. 93
t . . . . . —
Wuchrer 94
Lob der Fliege und der Mücke 95
t 96
es und Herodias 97
Freygeist 101
Vermächtniß 102
Gutthat 103
Candidat . . . . . —
glauen Mädchen 104
t 105
. 106
Hospital 107
etrübte Wittwer 109
Tartarfürst 110
unge Prinz 111
eue Ehepaar . . . . . —
Jüngling 115
. 116
Pferd und der Esel 117
. . . . . —
herzte Entschluß 118
unge Gelehrte 119
unge Mädchen 120
yden Knaben 121

Seite

Die Bauern und der Amtmann 122
Der Freyer 123
Emil 124
Der Knabe . . . . . —
Der Lügner . . . . . —
Die Frau und der Geist 125
Philinde 126
Alceſt 127
Der wunderbare Traum 129
Der Polnbiſtor 130
Die Nachtigall und der Kukuk 131

Drittes Buch.

Der Informator 133
Elmire und Selinde 135
Hanns Nord 136
Der alte Dichter und der junge Kritikus 138
Alceſt . . . . . —
Der gehoffte Ruhm 139
Der Freundſchaftsdienſt 141
Der großmüthige Räuber . . . . . —
Gorill*) 142
Der Arme und das Glück 143
Der Schwätzer . . . . . —
Der ungerathne Sohn 144
Die beyden Schweſtern 145
Der fromme Generol 146
Adonſolt und Lucia 147
Der Schäfer und die Bienen 150
Die Bienen 152
Der Held und der Reitknecht 153
Die Lerche und die Nachtigall . . . . . —
Der Knabe und die Mücken 154
Die Wachtel und der Hänfling 155
Der Hochzeittag 156
Die Elſter und der Sperling 158
Der Geheimnißvolle 159
Die Lerche . . . . . —
Die beyden Wanderer 160
Das Glück und die Liebe 162
Der Affe 164
Die Wittwe. Ein Mährchen 165
Der junge Krebs und die Seemuſchel 168
Das Kind mit der Scheere 169
Die Affen und die Baren 170
Der Leichtſinn 171
Der reiche Geizhals 172
Das Teſtament 173
Criſpin und Criſpine 174
Der Jüngling und der Greis 177

*) Sollte heißen: Dorant.

Fabeln und Erzählungen.

Erstes Buch.

Die Nachtigall und die Lerche.

Die Nachtigall sang einst mit vieler Kunst;
Ihr Lied erwarb der ganzen Gegend Gunst;
Die Blätter in den Gipfeln schwiegen,
Und fühlten ein geheim Vergnügen.
Der Vögel-Chor vergaß der Ruh,
Und hörte Philomelen zu.
Aurora selbst verzog am Horizonte,
Weil sie die Sängerin nicht genug bewundern konnte:
Denn auch die Götter rührt der Schall
Der angenehmen Nachtigall;
Und ihr, der Göttin, ihr zu Ehren
Ließ Philomele sich noch zweymal schöner hören.
Sie schweigt darauf. Die Lerche naht sich ihr,
Und spricht: Du singst viel reizender, als wir;
Dir wird mit Recht der Vorzug zugesprochen;
Doch eins gefällt uns nicht an dir,
Du singst das ganze Jahr nicht mehr, als wenig Wochen.
Doch Philomele lacht und spricht:
Dein bittrer Vorwurf kränkt mich nicht,
Und wird mir ewig Ehre bringen.
Ich singe kurze Zeit. Warum? Um schön zu singen.
Ich folg im Singen der Natur;
So lange sie gebeut, so lange sing ich nur.
So bald sie nicht gebeut, so hör ich auf zu singen;
Denn die Natur läßt sich nicht zwingen.

O Dichter, denkt an Philomelen,
Singt nicht, so lang ihr singen wollt.
Natur und Geist, die euch beseelen,
Sind euch nur wenig Jahre hold.
Soll euer Witz die Welt entzücken:
So singt, so lang ihr feurig seyd,
Und öffnet euch mit Meisterstücken
Den Eingang in die Ewigkeit.
Singt geistreich der Natur zu Ehren;
Und scheint euch die nicht mehr geneigt:
So eilt, um rühmlich aufzuhören,
Eh ihr zu spät mit Schande schweigt.
Wer, sprecht ihr, will den Dichter zwingen?
Er bindet sich an keine Zeit.
So fahrt denn fort, noch alt zu singen,
Und singt euch um die Ewigkeit.

Der Zeisig.

Ein Zeisig wars und eine Nachtigall,
Die einst zu gleicher Zeit vor Damons Fenster hingen.
Die Nachtigall fing an, ihr göttlich Lied zu singen.
Und Damons kleinem Sohn gefiel der süße Schall.
„Ach welcher singt von beyden doch so schön?
„Den Vogel möcht ich wirklich sehn!"
Der Vater macht ihm diese Freude,
Er nimmt die Vögel gleich herein.
Hier, spricht er, sind sie alle beyde;
Doch welcher wird der schöne Sänger seyn?
Getraust du dich, mir das zu sagen?
Der Sohn läßt sich nicht zweymal fragen,
Schnell weißt er auf den Zeisig hin;
Der, spricht er, muß es seyn, so wahr ich ehrlich bin.
Wie schön und gelb ist sein Gefieder!
Drum singt er auch so schöne Lieder;
Dem andern sieht mans gleich an seinen Federn an,
Daß er nichts kluges singen kann.

Sagt, ob man im gemeinen Leben
Nicht oft wie dieser Knabe schließt?
Wem Farb und Kleid ein Ansehn geben,
Der hat Verstand, so dumm er ist.
Star kömmt, und kaum ist Star erschienen,
So hält man ihn auch schon für klug.
Warum? seht nur auf seine Mienen,
Wie vortheilhaft ist jeder Zug!
Ein andrer hat zwar viel Geschicke;
Doch weil die Miene nichts verspricht:
So schließt man bey dem ersten Blicke,
Aus dem Gesicht, aus der Perücke,
Daß ihm Verstand und Witz gebricht.

Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit sein Brod ertanzen müssen,
Entrann, und wählte sich den ersten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küssen,
Und brummten freudig durch den Wald.
Und wo ein Bär den andern sah,
So hieß es: Petz ist wieder da!
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abentheuer ausgestanden,
Was er gesehn, gehört, gethan!
Und fing, da er vom Tanzen redte,
Als ging er noch an seiner Kette,
Auf polnisch schön zu tanzen an.
Die Brüder, die ihn tanzen sahn,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder,
Und gleich versuchten es die Brüder;
Allein, anstatt wie er zu gehn,
So konnten sie kaum aufrecht stehn,
Und mancher fiel die Länge lang darnieder.
Um desto mehr ließ sich der Tänzer sehn;
Doch seine Kunst verdroß den ganzen Haufen.
Fort, schrieen alle, fort mit dir!
Du Narr, willst klüger seyn als wir?
Man zwang den Petz, davon zu laufen.

Sey nicht geſchickt, man wird dich wenig haſſen,
Weil dir dann jeder ähnlich iſt;
Doch je geſchickter du vor vielen andern biſt,
Je mehr nimm dich in Acht, dich prahlend ſehn zu laſſen.
Wahr iſts, man wird auf kurze Zeit
Von deinen Künſten rühmlich ſprechen;
Doch traue nicht, bald folgt der Neid,
Und macht aus der Geſchicklichkeit
Ein unvergebliches Verbrechen.

Die Geſchichte von dem Hute.

Das erſte Buch.

Der erſte, der mit kluger Hand
Der Männer Schmuck, den Hut, erfand,
Trug ſeinen Hut unaufgeſchlagen;
Die Krempen hingen flach herab;
Und dennoch wußt er ihn zu tragen,
Daß ihm der Hut ein Anſehn gab.
Er ſtarb, und ließ bey ſeinem Sterben
Den runden Hut dem nächſten Erben.
Der Erbe weiß den runden Hut
Nicht recht gemächlich anzugreifen;
Er ſinnt, und wagt es kurz und gut,
Er wagts, zwo Krempen aufzuſteifen.
Drauf läßt er ſich dem Volke ſehn;
Das Volk bleibt vor Verwundrung ſtehn,
Und ſchreyt: Nun läßt der Hut erſt ſchön!
Er ſtarb, und ließ bey ſeinem Sterben
Den aufgeſteiften Hut dem Erben.
Der Erbe nimmt den Hut und ſchmählt.
Ich, ſpricht er, ſehe wohl, was fehlt.
Er ſetzt darauf mit weiſem Muthe
Die dritte Krempe zu dem Hute.
O, rief das Volk, der hat Verſtand!
Seht, was ein Sterblicher erfand!
Er, er erhöht ſein Vaterland!

Er ſtarb, und ließ bey ſeinem Sterben
Den dreyeckt ſpitzen Hut dem Erben.
Der Hut war freylich nicht mehr rein;
Doch ſagt, wie konnt es anders ſeyn?
Er ging ſchon durch die vierten Hände.
Der Erbe färbt ihn ſchwarz, damit er was erfände.
Beglückter Einfall! rief die Stadt,
So weit ſah keiner noch, als der geſehen hat.
Ein weißer Hut ließ lächerlich,
Schwarz, Brüder, ſchwarz! ſo ſchickt es ſich.
Er ſtarb, und ließ bey ſeinem Sterben
Den ſchwarzen Hut dem nächſten Erben.
Der Erbe nimmt ihn in ſein Haus,
Und ſieht, er iſt ſehr abgetragen;
Er ſinnt, und ſinnt das Kunſtſtück aus,
Ihn über einen Stock zu ſchlagen.
Durch heiße Bürſten wird er rein,
Er faßt ihn gar mit Schnüren ein.
Nun geht er aus, und alle ſchreyen:
Was ſehn wir? Sind es Zaubereyen?
Ein neuer Hut! O glücklich Land,
Wo Wahn und Finſterniß verſchwinden!
Mehr kann kein Sterblicher erfinden,
Als dieſer große Geiſt erfand.
Er ſtarb, und ließ bey ſeinem Sterben
Den umgewandten Hut dem Erben.
Erfindung macht die Künſtler groß
Und bey der Nachwelt unvergeſſen;
Der Erbe reißt die Schnüre los,
Umzieht den Hut mit goldnen Treſſen,
Verherrlicht ihn durch einen Knopf,
Und drückt ihn ſeitwärts auf den Kopf.
Ihn ſieht das Volk, und taumelt vor Vergnügen.
Nun iſt die Kunſt erſt hoch geſtiegen!
Ihm, ſchrie es, ihm allein iſt Witz und Geiſt verliehn;
Nichts ſind die andern gegen ihn!
Er ſtarb, und ließ bey ſeinem Sterben
Den eingefaßten Hut dem Erben.

Und jedesmal ward die erfundne Tracht
Im ganzen Lande nachgemacht.

Ende des ersten Buchs.

Was mit dem Hute sich noch ferner zugetragen,
Will ich im zweyten Buche sagen.
Der Erbe ließ ihm nie die vorige Gestalt:
Das Außenwerk war neu; er selbst, der Hut, blieb alt.
Und, daß ichs kurz zusammen zieh,
Es ging dem Hute fast wie der Philosophie.

Der Greis.

Von einem Greise will ich singen,
Der neunzig Jahr die Welt gesehn.
Und wird mir jetzt kein Lied gelingen;
So wird es ewig nicht geschehn.
Von einem Greise will ich dichten,
Und melden, was durch ihn geschah,
Und singen, was ich in Geschichten
Von ihm, von diesem Greise, sah.
Singt, Dichter, mit entbranntem Triebe,
Singt euch berühmt an Lieb und Wein!
Ich laß euch allen Wein und Liebe,
Der Greis nur soll mein Loblied seyn.
Singt von Beschützern ganzer Staaten,
Verewigt euch und ihre Müh!
Ich singe nicht von Heldenthaten;
Der Greis sey meine Poesie.
O Ruhm, dring in der Nachwelt Ohren
Du Ruhm, den sich mein Geist erwarb!
Hört, Zeiten, hörts! Er ward geboren,
Er lebte, nahm ein Weib, und starb.

Das Füllen.

Ein Füllen, das die schwere Bürde
Des stolzen Reuters nie gefühlt,
Den blanken Raum für eine Würde
Der zugeritten Pferde hielt;

Dieß Füllen lief nach allen Pferden,
Worauf es einen Mann erblickt,
Und wünschte, bald ein Roß zu werden,
Das Sattel, Zaum und Reuter schmückt.

Wie selten kennt die Ehrbegierde
Das Glück, das sie zu wünschen pflegt!
Das Reutzeug, die gewünschte Zierde,
Wird diesem Füllen aufgelegt.
Man führt es streichelnd hin und wieder,
Daß es den Zwang gewohnen soll;
Stolz geht das Füllen auf und nieder,
Und stolz gefällt sichs selber wohl.

Es kam mit prächtigen Geberden
Zurück in den verlaßnen Stand,
Und machte wiehernd allen Pferden
Sein neu erhaltnes Glück bekannt.
Ach! sprach es zu dem nächsten Gaule,
Mich lobten alle, die mich sahn;
Ein rother Zaum lief aus dem Maule
Die schwarzen Mähnen stolz hinan.

Allein wie gings am andern Tage?
Das Füllen kam betrübt zurück
Und schwitzend sprach es: Welche Plage
Ist nicht mein eingebildet Glück!
Zwar dient der Zaum, mich auszuputzen,
Doch darum ward er nicht gemacht.
Er ist zu meines Reuters Nutzen
Und meiner Sklaverey erdacht.

Was wünscht man sich bey jungen Tagen?
Ein Glück, das in die Augen fällt;
Das Glück, ein prächtig Amt zu tragen,
Das keiner doch zu spät erhält.
Man eilt vergnügt, es zu erreichen!
Und, seiner Freyheit ungetreu,
Eilt man nach stolzen Ehrenzeichen,
Und desto tiefrer Sklaverey.

Chloris.

Aus Eifersucht des Lebens satt,
Warf Chloris sich betrübt auf ihre Lagerstatt;
Und ihren Buhler recht zu kränken,
Der einen Blick nach Sylvien gethan,
Rief sie die Venus brünstig an,
Ihr einen leichten Tod zu schenken.

Vielleicht war dieß Gebet so ernstlich nicht gemeint.
Verliebt und jung zu seyn, und um den Tod zu flehen;
Wem dieß nicht widersprechend scheint,
Der muß die Liebe schlecht verstehen.

Doch mitten in der größten Pein
Sieht Chloris ihren Freund geputzt ins Zimmer treten,
Und plötzlich hört sie auf zu beten,
Und wünscht nicht mehr, entseelt zu seyn.
Er sagt ihr tausend Schmeicheleyen;
Er seufzt, er fleht, er schwört, er küßt.
O Chloris! laß dichs nicht gereuen,
Daß du noch nicht gestorben bist;
Dein Damon schwört, dich ewig treu zu lieben,
Wie könntest du ihn doch durch deinen Tod betrüben!

Der meisten Schönen Zorn gleicht ihrer Zärtlichkeit,
Sie dauern beyde kurze Zeit:
Und Chloris ließ sich bald versöhnt von dem umfangen,
Den sie vor kurzem noch des Hasses würdig fand.
Sie klopft ihn auf die braunen Wangen,
Und streichelt ihn mit buhlerischer Hand.

Doch schnell erstarren ihre Hände.
Wie, Venus! nähert sich ihr Ende?
Sie fällt in sanfter Ohnmacht hin;
Ein kleiner Schnabel wird aus ihrem kleinen Kinn;
Zu Flügeln werden ihre Hände;
Ihr Busen wird mit einem Kropf verbaut;
Und Federn überziehn die Haut.
Ists möglich, daß ich dieses glaube?
Ja! Chloris wird zu einer Taube.

Wie zittert ihr Geliebter nicht!
Hier sieht er seine Schöne fliegen.
Sie fliegt ihm dreymal ums Gesicht,
Als wollte sie sich noch durch einen Kuß vergnügen.
Wozu sie sonst die Neigung angetrieben,
Das scheint sie auch, als Taube, noch zu lieben.
Das Putzen war ihr Zeitvertreib.
O seht, wie putzt sie ihren Leib!
Sie rupft die Federn aus, um sich recht glatt zu machen;
Sie fliegt ans Waschfaß hin, thut, was sie sonst gethan,
Fängt Hals und Brust zu baden an.
Wie schön hör ich die Taube lachen!
Fragt nicht, was sie zu lachen macht;
Sie hat, als Chloris schon, oft über nichts gelacht.
Jetzt naht sie sich dem großen Spiegel,
Vor dem sie manchen Tag in Mienen sich geübt,
Besieht den weißen Hals, bewundert ihre Flügel,
Und fängt schon an, in sich verliebt,
Mit jüngferlichem Stolz sich kostbar zu geberden.
Ach Götter! ruft ihr Freund betrübt,
Laßt diese Taube doch zur Chloris wieder werden.
Umsonst, spricht Venus, ist dein Flehn!
Zur Taube schickte sie sich schön,
Und niemals werd ich ihr die Menschheit wieder geben.
Sie hat geseufzt, gebuhlt, gelacht,
Sich stets geputzt, und nie gedacht;
Als Taube kann sie recht nach ihrer Neigung leben.
O! wenn sich nur die Göttin nicht entschließt,
Die Schönen alle zu verwandeln,
Die eben so, wie Chloris, handeln!
Man sagt, daß sie es Willens ist.
Ach! Göttin, ach! wie zahlreich wird auf Erden
Alsdann das Volk der Tauben werden!
Mit einer Frau wird man zu Bette gehn,
Und früh auf seiner Brust ein Täubchen sitzen sehn.
Mich dauert im voraus manch reizendes Gesicht.
O liebe Venus, thu es nicht!

Der Kranke.

Ein Mann, den lange schon die Gliederkrankheit plagte,
That alles, was man ihm nur sagte,
Und konnte doch von seiner Pein
Auf keine Weise sich befreyn.
Ein altes Weib, der er sein Elend klagte,
Schlug ihm geheimnißvoll ein magisch Mittel vor,
Ihr müßt euch, zischt sie ihm ins Ohr,
Auf eines Frommen Grab bey früher Sonne setzen,
Und euch mit dem gefallnen Thau
Dreymal die Hand, dreymal den Schenkel netzen;
Es hilft, gedenkt an eine Frau!
Der Kranke that, was ihm die Alte sagte,
Denn sagt, was thut man nicht, ein Uebel los zu seyn?
Er ging zum Kirchhof hin, und zwar, sobald es tagte,
Und trat an einen Leichenstein,
Und las: „Wer dieser Mann gewesen,
„Läßt, Wandrer, dich sein Grabmal lesen,
„Er war das Wunder seiner Zeit,
„Das Muster wahrer Frömmigkeit;
„Und daß man viel mit wenig Worten sagt:
„Er ists, den Kirch und Schul, und Stadt und Land beklagt."
Hier setzt sich der Geplagte nieder,
Benetzt die halb gelähmten Glieder;
Doch ohne Wirkung bleibt die Cur,
Sein Gliederschmerz vermehrt sich nur.
Er greift betrübt nach seinem Stabe,
Schleicht von des frommen Mannes Grabe,
Und setzt sich auf das nächste Grab,
Dem keine Schrift ein Denkmal gab;
Hier nahm sein Schmerz allmählig ab.
Er braucht sogleich sein Mittel wieder;
Schnell lebten die gelähmten Glieder,
Und ohne Schmerz und ohne Stab,
Verließ er dieses fromme Grab.
Ach! rief er, läßt kein Stein mich lesen,
Wer dieser fromme Mann gewesen?

Der Küſter kam von ohngefähr herbey;
Den fragt der Mann, wer hier begraben ſey?
Der Küſter läßt ſich lange fragen,
Als könnt ers ohne Scheu nicht ſagen.
Ach! hub er endlich ſeufzend an:
Verzeih mirs Gott! es war ein Mann,
Dem, weil er Ketereyen glaubte,
Man kaum ein ehrlich Grab erlaubte;
Ein Mann, der loſe Künſte trieb,
Comödien und Verſe ſchrieb;
Er war, wie ich mit Recht behaupte,
Ein Neuling und ein Böſewicht.
Nein! ſprach der Mann, das war er nicht,
So gottlos ihn die Leute ſchalten;
Doch jener dort, den ihr für fromm gehalten,
Von dem ſein Grab ſo rühmlich ſpricht,
Der war gewiß ein Böſewicht.

Der Fuchs und die Elſter.

Zur Elſter ſprach der Fuchs: O! wenn ich fragen darf,
Was ſprichſt du doch den ganzen Tag?
Du ſprichſt wohl von beſondern Dingen?
Die Wahrheit, rief ſie, breit ich aus.
Was keines weiß heraus zu bringen,
Bring ich durch meinen Fleiß heraus,
Vom Adler bis zur Fledermaus.
Dürft ich, verſetzt der Fuchs, mit Bitten dich beſchweren:
So wünſcht ich mir, etwas von deiner Kunſt zu hören.
So, wie ein weiſer Arzt, der auf der Bühne ſteht,
Und ſeine Künſte rühmt, bald vor, bald rückwärts geht,
Sein feidnes Schnupftuch nimmt, ſich räuſpert, und dann ſpricht;
So lief die Elſter auch den Aſt bald auf, bald nieder,
Und ſtrich an einen Zweig den Schnabel hin und wieder,
Und macht ein ſehr gelehrt Geſicht.
Drauf fangt ſie ernſthaft an, und ſpricht:
Ich diene gern mit meinen Gaben,
Denn ich behalte nichts für mich.
Nicht wahr, Sie denken doch, daß Sie vier Füße haben?

Allein, Herr Fuchs, Sie irren ſich.
Nur zugehört! Sie werdens finden,
Denn ich beweis es gleich mit Gründen.
Ihr Fuß bewegt ſich, wenn er geht,
Und er bewegt ſich nicht, ſo lang er ſtille ſteht;
Doch merken Sie, was ich jetzt ſagen werde,
Denn dieſes iſt es noch nicht ganz.
So oft Ihr Fuß nur geht, ſo geht er auf der Erde.
Betrachten Sie nur Ihren Schwanz.
Sie ſehen, wenn Ihr Fuß ſich reget,
Daß auch Ihr Schwanz ſich mit beweget;
Jetzt iſt Ihr Fuß bald hier, bald dort,
Und ſo geht auch Ihr Schwanz mit auf der Erde fort,
So oft Sie nach den Hühnern reiſen.
Daraus zieh ich nunmehr den Schluß,
Ihr Schwanz, das ſey Ihr fünfter Fuß;
Und dieß, Herr Fuchs, war zu beweiſen.

Ja, dieſes hat uns noch gefehlt;
Wie freu ich mich, daß es bey Thieren
Auch große Geiſter giebt, die alles demonſtriren!
Mir hats der Fuchs für ganz gewiß erzählt.
Je minder Sie verſtehn, ſprach dieſes ſchlaue Vieh,
Um deſto mehr beweiſen Sie.

Das Land der Hinkenden.

Vor Zeiten gabs ein kleines Land,
Worin man keinen Menſchen fand,
Der nicht geſtottert, wenn er redte,
Nicht, wenn er ging, gehinket hätte;
Denn beydes hielt man für galant.
Ein Fremder ſah den Uebelſtand;
Hier, dacht er, wird man dich im Gehn bewundern müſſen,
Und ging einher mit ſteifen Füßen.
Er ging, ein jeder ſah ihn an,
Und alle lachten, die ihn ſahn,
Und jeder blieb vor Lachen ſtehen,
Und ſchrie: Lehrt doch den Fremden gehen!

Der Fremde hielts für seine Pflicht,
Den Vorwurf von sich abzulehnen.
Ihr, rief er, hinkt; ich aber nicht:
Den Gang müßt ihr euch abgewöhnen!
Der Lärmen wird noch mehr vermehrt,
Da man den Fremden sprechen hört.
Er stammelt nicht; genug zur Schande!
Man spottet sein im ganzen Lande.
Gewohnheit macht den Fehler schön,
Den wir von Jugend auf gesehn.
Vergebens wirds ein Kluger wagen,
Und, daß wir thöricht sind, uns sagen.
Wir selber halten ihn dafür,
Bloß, weil er klüger ist, als wir.

Inkle und Yarko.

Die Liebe zum Gewinnst, die uns zuerst gelehrt,
Wie man auf leichtem Holz durch wilde Fluten fährt;
Die uns beherzt gemacht, das liebste Gut, das Leben,
Der ungewissen See auf Brettern Preis zu geben;
Die Liebe zum Gewinnst, der deutliche Begriff
Von Vortheil und Verlust, trieb Inklen auf ein Schiff.
Er opferte der See die Kräfte seiner Jugend;
Denn Handeln war sein Witz, und Rechnen seine Tugend.
Ihn lockt das reiche Land, das wir durchs Schwerdt bekehrt,
Das wir das Christenthum und unsern Geiz gelehrt,
Er sieht Amerika; doch nah an diesem Lande
Zerreißt der Sturm sein Schiff. Zwar glückt es ihm am Strande
Dem Tode zu entgehn; allein der Wilden Schaar
Fiel auf die Britten los; und wer entkommen war,
Den fraß ihr hungrig Schwerdt. Nur Inkle soll noch leben;
Die Flucht in einen Wald muß ihm Beschirmung geben.
Vom Laufen athemlos, wirft, mit verwirrtem Sinn,
Der Britte sich zuletzt bey einem Baume hin;
Umringt mit naher Furcht und ungewissem Grämen,
Ob Hunger oder Schwerdt ihm wird das Leben nehmen.
Ein plötzliches Geräusch erschreckt sein schüchtern Ohr.
Ein wildes Mädchen springt aus dem Gebüsch hervor,

Und sieht mit schnellem Blick den Europäer liegen.
Sie stutzt. Was wird sie thun? Bestürzt zurücke fliegen?
O nein! so streng und deutsch sind wilde Schönen nicht.
Sie sieht den Fremdling an; sein rund und weiß Gesicht,
Sein Kleid, sein lockicht Haar, die Anmuth seiner Blicke,
Gefällt der Schönen wohl, hält sie mit Lust zurücke.
Auch Inklen nimmt dieß Kind bey wilder Anmuth ein.
Unwissend in der Kunst, durch Zwang verstellt zu seyn,
Verräth sie durch den Blick die Regung ihrer Triebe:
Ihr Auge sprach von Gunst, und bat um Gegenliebe.
Die Indianerin war liebenswerth gebaut.
Durch Mienen redt dieß Paar, durch Mienen wirds vertraut.
Sie winkt ihm mit der Hand, er folget ihrem Schritte;
Mit Früchten speist sie ihn in einer kleinen Hütte,
Und zeigt ihm einen Quell, vom Durst sich zu befreyn.
Durch Lächeln räth sie ihm, getrost und froh zu seyn.
Sie sah ihn zehnmal an, und spielt an seinen Haaren,
Und schien verwundrungsvoll, daß sie so lockicht waren.
So oft der Morgen kömmt, so macht Yarико
Durch neuen Unterhalt den lieben Fremdling froh,
Und zeigt durch Zärtlichkeit, mit jedem neuen Tage,
Was für ein treues Herz in einer Wilden schlage!
Sie bringt ihm manch Geschenk, und schmückt sein kleines Haus
Mit mancher bunten Haut, mit bunten Federn aus;
Und eine neue Tracht von schönen Muschelschalen
Muß, wenn sie ihn besucht, um ihre Schultern pralen.
Zur Nachtzeit führt sie ihn zu einem Wasserfall,
Und unter dem Geräusch mit Philomelens Schall
Schläft unser Fremdling ein. Aus zärtlichem Erbarmen
Bewacht sie jede Nacht den Freund in ihren Armen.
Wird in Europa wohl ein Herz so edel seyn?
Die Liebe flößt dem Paar bald eine Mundart ein;
Sie unterreden sich durch selbst erfundne Töne:
Kurz, er versteht sein Kind, und ihn versteht die Schöne.
Er sagt ihr Inkle vor, was seine Vaterstadt
Für süße Lebensart, für Kostbarkeiten hat.
Er wünscht, sie neben sich in London einst zu sehen;
Sie hörts, und zürnet schon, daß es noch nicht geschehen.

, ſpricht er, kleid ich dich, und zeiget auf ſein Kleid,
nter bunten Zeug, von gröſſrer Koſtbarkeit;
häuſern, halb von Glas, beſpannt mit raſchen Pferden,
l du in dieſer Stadt bequem getragen werden.
Vor Freuden weint dieß Kind, und ſieht, indem ſie weint,
n nach der offnen See, ob noch kein Schiff erſcheint.
lückt ihr, was ſie wünſcht, in kurzem zu entdecken;
ſieht ein Schiff am Strand, und läuft mit frohem Schrecken,
t ihren Fremdling auf, vergißt ihr Vaterland
Treue gegen ihn, und eilt, an ſeiner Hand,
reudig in die See, als ob das Schiff im Meere,
as ſie ſteigen will, ein Haus in London wäre.
Das Schiff ſetzt ſeinen Lauf mit gutem Winde fort,
fliegt nach Barbados *); doch dieſes war der Ort,
Inkle ganz beſtürzt ſein Schickſal überdachte,
chnell in ſeiner Bruſt der Kaufmannsgeiſt erwachte.
am mit leerer Hand aus Indien zurück;
war für ſeinen Geiz ein trauriges Geſchick.
ab ich, fing er an, um arm zurück zu kommen,
fürchterliche See mit Müh und Angſt durchſchwommen?
illt in kurzer Zeit den Hunger nach Gewinn,
führt Yarikо zum Sklavenhändler hin.
wird die Dankbarkeit in Tyranney verwandelt,
die, die ihn erhielt, zur Sklaverey verhandelt.
Sie fällt ihn um den Hals, ſie fällt vor ihm aufs Knie,
fleht, ſie weint, ſie ſchreyt. Nichts! er verkaufet ſie.
, die ich ſchwanger bin, mich! führt ſie fort zu klagen.
egt ihn dieß? Ach ja! Sie hört anzuſchlagen.
drey Pfund Sterling mehr! Hier ſpricht der Böſſte froh,
Kaufmann, iſt das Weib, ſie heißt Yarikо!

O Inkle! du Barbar, dem keiner gleich geweſen!
öchte deinen Schimpf ein jeder Weltweis! leſen!
gröſſte Redlichkeit, die allergröſſte Treu
hnſt du, Böſewicht! gar noch mit Sklaverey?
Mädchen, das für dich ihr eigen Leben wagte,

*) Barbados iſt eine von den caraibiſchen Inſeln, welche den Engländern zugehöret. Es wird ein groſſer Sklavenhandel daſelbſt getrieben.

Des dich dem Tod entriß, und ihrem Volk entsagte,
Mit dir das Meer durchstrich, und, bey der Glieder Reiz,
Das beste Herz besaß, verhandelst du aus Geiz?
Sey stolz! kein Böswicht bringt dich um deinen Namen;
Nie wird es möglich seyn, dein Laster nachzuahmen.

Der Kukuk.

Der Kukuk sprach zu einem Staar,
Der aus der Stadt entflohen war,
Was spricht man, fing er an zu schreyen,
Was spricht man in der Stadt von unsern Melodeyen?
Was spricht man von der Nachtigall?
„Die ganze Stadt lobt ihre Lieder."
Und von der Lerche? rief er wieder.
„Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall."
Und von der Amsel? fuhr er fort.
„Auch diese lobt man hier und dort."
Ich muß dich doch noch etwas fragen:
„Was, rief er, spricht man denn von mir?"
Das, sprach der Staar, das weiß ich nicht zu sagen;
Denn keine Seele redt von dir.
So will ich, fuhr er fort, mich an dem Undank rächen,
Und ewig von mir selber sprechen.

Das Gespenst.

Ein Hauswirth, wie man mir erzählt,
Ward lange Zeit durch ein Gespenst gequält.
Er ließ, des Geists sich zu entwehren,
Sich heimlich das Verbannen lehren;
Doch kraftlos blieb der Zauberspruch.
Der Geist entsetzte sich vor keinen Charakteren,
Und gab, in einem weißen Tuch,
Ihm alle Nächte den Besuch.
Ein Dichter zog in dieses Haus.
Der Wirth, der bey der Nacht nicht gern allein gewesen,
Bat sich des Dichters Zuspruch aus,
Und ließ sich seine Verse lesen.

Der Dichter las ein frostig Trauerspiel,
Das, wo nicht seinem Wirth, doch ihm sehr wohl gefiel.
Der Geist, den nur der Wirth, doch nicht der Dichter sah,
Erschien, und hörte zu; es fing ihn an zu schauern;
Er konnt es länger nicht, als einen Auftritt, dauern;
Denn, eh der andre kam, so war er nicht mehr da.
Der Wirth, von Hoffnung eingenommen,
Ließ gleich die andre Nacht den Dichter wiederkommen.
Der Dichter las; der Geist erschien;
Doch ohne lange zu verziehn.
Gut! sprach der Wirth bey sich, dich will ich bald verjagen;
Kannst du die Verse nicht vertragen?
Die dritte Nacht blieb unser Wirth allein.
So bald es zwölfe schlug, ließ das Gespenst sich blicken;
Johann! fing drauf der Wirth gewaltig an zu schreyn,
Der Dichter (lauft geschwind!) soll von der Güte seyn,
Und mir sein Trauerspiel auf eine Stunde schicken.
Der Geist erschrak, und winkte mit der Hand,
Der Diener sollte ja nicht gehen.
Und kurz, der weiße Geist verschwand,
Und ließ sich niemals wieder sehen.

Ein jeder, der dieß Wunder liest,
Lieh sich daraus die gute Lehre,
Daß kein Gedicht so elend ist,
Das nicht zu etwas nützlich wäre.
Und wenn sich ein Gespenst vor schlechten Versen scheut:
So kann uns dieß zum großen Troste dienen.
Gesetzt, daß sie zu unsrer Zeit
Auch legionenweis erschienen:
So wird, um sich von allen zu befreyn,
In Versen doch kein Mangel seyn.

Der Selbstmord.

O Jüngling lern aus der Geschichte,
Die dich vielleicht zu Thränen zwingt,
Was für bejammernswerthe Früchte
Die Liebe zu den Schönen bringt!

Ein Beyspiel wohlerzogner Jugend,
Des alten Vaters Trost und Stab,
Ein Jüngling, der durch frühe Tugend
Zur größten Hoffnung Anlaß gab;
Den zwang die Macht der schönen Liebe,
Climenen zärtlich nachzugehn;
Er seufzt, er bat um Gegenliebe;
Allein vergebens war sein Flehn.
Fußfällig klagt er ihr sein Leiden;
Umsonst! Climene heißt ihn fliehn.
Ja, schreyt er, ja ich will dich meiden;
Ich will mich ewig dir entziehn.
Er reißt den Degen aus der Scheide,
Und - - o was kann verwegner seyn!
Kurz, er besieht die Spitz und Schneide,
Und steckt ihn langsam wieder ein.

Die Betschwester.

Die frömmste Frau in unsrer Stadt,
In Kleidern fromm, und fromm in Mienen,
Die stets den Mund voll Andacht hat,
Wird diese nicht ein Lied verdienen?
Wie lehrreich ist ihr Lebenslauf!
Kaum steht die fromme Frau von ihrem Lager auf;
Kaum tönt der Klang vom achten Stundenschlage:
So sucht sie das Gebet zu dem vorhandnen Tage.
Und ob sie gleich den Schritt in sechszig schon gethan:
So ruft sie doch den Herrn noch heut um Keuschheit an.
Und ob sie gleich noch nie sich satt gegessen:
So fleht sie doch um Mäßigkeit im Essen,
Und ob sie gleich auf alle Pfänder leiht:
So seufzt sie doch um Trost bey ihrer Dürftigkeit.
Welch redlich Herz! Welch heiliges Vertrauen!
Sie liest das Jahr hindurch die Bibel zweymal aus,
Und reißt dadurch ihr ganzes Haus
Auf ewig aus des Teufels Klauen.
Zwölf Lieder stimmt sie täglich an.
Wer kömmt? Ists nicht ein armer Mann?

eh, Frecher! willst du sie vielleicht im Singen stören?
ein, wenn sie singt, kann sie nicht hören.
eh nur, und hungre, wie zuvor!
ie hebt ihr Herz zu Gott empor,
oll sie dieß Herz vom Himmel lenken,
nd itzt an einen Armen denken? "
Sie singt, und trägt das Essen singend auf,
ie ißt, und schmält auf böser Zeiten Lauf;
llein wer klopft schon wieder an die Thüre?
in armes Weib, die keinen Bissen Brod"
eht, quält mich nicht mit eurer Noth,
enn ich die Hand zum Munde führe.
icht wahr, ihr singt und betet nicht?
eyd fromm, und denkt an eure Pflicht:
er Herr vergißt die Seinen nicht.
ann seht ihr mich denn betteln gehen?
llein, man muß zu Gott auch brünstig schreyn und flehen!"
Doch ist die liebe fromme Frau
icht gar zu hart, und zu genau?
ohnt nicht in ihr mehr Kaltsinn, als Erbarmen?
ein, nein! Sie dient und hilft den Armen;
ie bessert sie durch Vorwurf und Verweis,
nd weis't sie zum Gebet und Fleiß;
st dieses nicht der Schrift Geheiß?
ie dient ja gern mit ihren Gütern,
llein nur redlichen Gemüthern.
st wohl ein frommes Weib in unsrer ganzen Stadt,
as, in der Noth, bey ihr nicht Zuflucht hat?
ie mag ihr auch die kleinste Zeitung bringen:
o eilt sie doch dem Weibe beyzuspringen.
Ach ja! Beatens Herz ist willig und bereit,
ie Welt mag noch so viel an ihr zu tadeln finden.
icht nur den Lebenden nützt ihre Mildigkeit;
nein, sie weiß sich auch die Todten zu verbinden.
ann wird ein Kind zur Gruft gebracht,
m dessen Sarg ihr Kranz sich nicht verdient gemacht?
ann sprechen nicht die Leichengäste:
eatens Kranz war doch der beste!

Welch schönes Crucifix! von wem wird dieses seyn?
Beate schickts, und wills dem Leichnam weihn.
Das fromme Weib! Erlebt sie mein Erblassen:
So wird sie meinen Sarg gewiß versilbern lassen.
Sie kleidet Kanzel und Altar,
Und wird sie künftigs neue Jahr,
So sehr die andern sie beneiden,
Zum drittenmale doch bekleiden.
Man wirft ihr vor, sie solls aus Ehrsucht thun;
Noch kann ihr mildes Herz nicht ruhn.
Wer wars, der ist in die Collecte
Mit langsam schlauer Hand ein volles Briefchen steckte?
Beate wars, sie leiht dem Herrn,
Und was sie giebt, das giebt sie gern.
Was kann denn sie dafür, daß es die Leute sehen?
Beate laß die Lästrer schmähen.
Und laß sie aus Verläumdung sprechen:
Du wollst die Allmacht nur bestechen,
Daß für den Wucher, den du treibst,
Du einstens ungestrafet bleibst.
Laß dich von andern spöttisch richten,
Als pflegtest du der Welt gern Laster anzudichten;
Als wäre dieß für dich die liebste Neuigkeit,
Wenn andern Noth und Unglück dräut;
Als hättest du nichts, als der Tugend Schein.
Schweigt, Spötter, schweigt! dieß kann nicht seyn;
Denn betend steht sie auf, und singend schläft sie ein.

Der Blinde und der Lahme.

Von ohngefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft schon freudenvoll,
Daß ihn der andre leiten soll.
Dir, spricht der Lahme, beyzustehen?
Ich armer Mann kann selbst nicht gehen;
Doch scheints, daß du zu einer Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.

Entschließe dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege sagen:
So wird dein starker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines seyn.
Der Lahme hängt mit seinen Krücken,
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt also dieses Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

Du hast das nicht, was andre haben,
Und andern mangeln deine Gaben;
Aus dieser Unvollkommenheit
Entspringet die Geselligkeit.
Wenn jenem nicht die Gabe fehlte,
Die die Natur für mich erwählte:
So würd er nur für sich allein,
Und nicht für mich bekümmert seyn.
Beschwer die Götter nicht mit Klagen!
Der Vortheil, den sie dir versagen,
Und jenem schenken, wird gemein,
Wir dürfen nur gesellig seyn.

Der Hund.

Phylax, der so manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht,
Und oft ganzen Diebesbanden
Durch sein Bellen widerstanden;
Phylax, dem Lips Tullian,
Der doch gut zu stehlen wußte,
Selber zweymal weichen mußte,
Diesen fiel ein Fieber an.
Alle Nachbarn gaben Rath.
Krummholzöl und Mithridat
Mußte sich der Hund bequemen,
Wider Willen einzunehmen.
Selbst des Nachbar Gastwirths Muh,
Der vordem in fremden Landen,
Als ein Doctor ausgestanden,
War vergebens bey dem Vieh.

Kaum erscholl die schlimme Post,
Als von ihrer Mittagskost
Alle Brüder und Bekannten,
Pholar zu besuchen, rannten.
Pantelon, sein bester Freund,
Leckt ihm an dem heißen Munde.
O! erseufzt er, bittre Stunde!
O! wer hätte das gemeint!
Ach! rief Pholar, Pantelon!
Ists nicht wahr, ich sterbe schon!
Hätt ich nur nichts eingenommen,
Wär ich wohl davon gekommen.
Sterb ich Aermster so geschwind;
O! so kannst du sicher schreyen,
Daß die vielen Arzeneyen
Meines Todes Quelle sind.
Wie zufrieden schlief ich ein!
Sollt ich nur so manches Bein,
Das ich mir verscharren müssen,
Vor dem Tode noch genießen.
Dieses macht mich kummervoll,
Daß ich diesen Schatz vergessen,
Nicht vor meinem Ende fressen,
Auch nicht mit mir nehmen soll.
Liebst du mich, und bist du treu,
O! so hole sie herbey;
Eines wirst du bey den Linden
An dem Gartenthore finden;
Eines, lieber Pantelon,
Hab ich nur noch gestern Morgen
In dem Winterreis verborgen;
Aber friß mir keins davon.
Pantelon war fortgerannt,
Brachte treulich, was er fand;
Pholar roch, bey schwachem Muthe,
Nach dem Dunst von seinem Gute.
Endlich, da sein Auge bricht;
Spricht er: laß mir alles liegen!

Sterb ich, ſo ſollſt du es kriegen;
Aber, Bruder, eher nicht.
Sollt ich nur ſo glücklich ſeyn,
Und das ſchöne Schinkenbein,
Das ich - - doch ich mags nicht ſagen,
Wo ich dieſes hingetragen.
Werd ich wiederum geſund,
Will ich dir bey meinem Leben
Auch die beſte Hälfte geben;
Ja du ſollſt - - Hier ſtarb der Hund.

Der Geizhals bleibt im Tode karg.
Zween Blicke wirft er auf den Sarg,
Und tauſend wirft er mit Entſetzen
Nach den mit Angſt verwahrten Schätzen.
O ſchwere Laſt der Eitelkeit!
Um ſchlecht zu leben, ſchwer zu ſterben,
Sucht man ſich Güter zu erwerben;
Verdient ein ſolches Glück wohl Neid?

Der Prozeß.

Ja, ja Prozeſſe müſſen ſeyn!
Geſetzt, ſie wären nicht auf Erden,
Wie könnt alsdann das Mein und Dein
Beſtimmet und entſchieden werden?
Das Streiten lehrt uns die Natur;
Drum, Bruder, recht' und ſtreite nur.
Du ſiehſt, man will dich übertäuben;
Doch gieb nicht nach, ſetz alles auf
Und laß dem Handel ſeinen Lauf;
Denn Recht muß doch Recht bleiben.

Was ſprecht ihr, Nachbar? Dieſer Rein,
Der ſollte, meint ihr, euer ſeyn?
Nein, er gehört zu meinen Hufen.
„Nicht doch, Gevatter, nicht, ihr irrt;
„Ich will euch zwanzig Zeugen rufen,

„Von denen jeder ſagen wird,
„Daß lange vor der Schwedenzeit ..“
Gevatter, ihr ſeyd nicht geſcheit!
Verſteht ihr mich, ich wills euch lehren,
Daß Rein und Gras mir zugehören.
Ich will nicht eher ſanfte ruhn;
Das Recht, das ſoll den Ausſpruch thun.
So ſaget Kunz, ſchlägt in die Hand,
Und drückt den ſpitzen Hut die Quere.
„Ja, eh ich dieſen Rein entbehre,
„So meid ich lieber Gut und Land.“
Der Zorn bringt ihn zu ſchnellen Schritten,
Er eilet zu der nahen Stadt.
Allein, Herr Glimpf, ſein Advocat,
War kurz zuvor ins Amt geritten.
Er läuft, und holt Herr Glimpfen ein.
Wie, ſprecht ihr, kann das möglich ſeyn?
Kunz war zu Fuß, und Glimpf zu Pferde.
So glaubt ihr, daß ich lügen werde?
Ich bitt euch, ſtellt das Reden ein,
Sonſt werd ich, dieſen Schimpf zu rächen,
Gleich ſelber mit Herr Glimpfen ſprechen.
Ich ſag es noch einmal, Kunz holt Herr Glimpfen ein,
Greift in den Zaum, und grüßt Herr Glimpfen.
Herr! fängt er ganz erbittert an,
Mein Nachbar, der infame Mann,
Der Schelm, ich will ihn zwar nicht ſchimpfen,
Der, denkt nur, ſpricht, der ſchmale Rein,
Der zwiſchen unſern Feldern lieget,
Der, ſpricht der Narr, der wäre ſein.
Allein den will ich ſehn, der mich darum betrüget.
Herr, fuhr er fort, Herr, meine beſte Kuh,
Sechs Scheffel Haſer noch dazu!
(Hier wieherte das Pferd vor Freuden.)
O! dient mir wider ihn, und helft die Sach entſcheiden.
Kein Menſch, verſetzt Herr Glimpf, dient freudiger als ich,
Der Nachbar hat nichts einzuwenden,
Ihr habt das größte Recht in Händen;

Aus euerm Reden zeigt es sich.
Genug, verklagt den Ungestümen!
Ich will mich zwar nicht selber rühmen,
Dieß thut kein ehrlicher Jurist;
Doch dieses könnt ihr leicht erfahren,
Ob ein Prozeß, seit zwanzig Jahren
Von mir verloren worden ist?
Ich will euch eure Sache führen,
Ein Wort, ein Mann! ihr sollt sie nicht verlieren.
Glimpf reitet fort! Herr! ruft ihm Kunz noch nach,
Ich halte, was ich euch versprach.
Wie hitzig wird der Streit getrieben!
Manch Ries Papier wird vollgeschrieben.
Das halbe Dorf muß in das Amt:
Man eilt, die Zeugen abzuhören,
Und fünf und zwanzig müssen schwören,
Und, diese schwören insgesammt,
Daß, wie die alte Nachricht lehrte,
Der Rein ihm gar nicht zugehörte.
Ey, Kunz, das Ding geht ziemlich schlecht.
Ich weiß zwar wenig von dem Rechte;
Doch im Vertraun geredt, ich dächte,
Du hättest nicht das größte Recht.
Manch widrig Urtheil kömmt; doch laßt es widrig klingen!
Glimpf muntert den Clienten auf:
„Laßt dem Prozesse seinen Lauf,
„Ich schwör euch, endlich durchzudringen;
„Doch — "
Herr, ich hör es schon; ich will das Geld gleich bringen.
Kunz borgt manch Capital. Fünf Jahre währet der Streit;
Allein, warum so lange Zeit?
Dieß, Leser, kann ich dir nicht sagen,
Du mußt die Rechtsgelehrten fragen.
Ein letztes Urtheil kömmt. O seht doch, Kunz gewinnt!
Er hat zwar viel dabey gelitten:
Allein was thuts, daß Haus und Hof verstritten,
Und Haus und Hof schon angeschlagen sind?
Genug, daß er den Rein gewinnt.

O! ruft er, lernt von mir, den Streit aufs höchſte treiben;
Ihr ſeht ja, Recht muß doch Recht bleiben!

Der Bettler.

Ein Bettler kam mit bloßem Degen
In eines reichen Mannes Haus
Und bat ſich, wie die Bettler pflegen,
Nur eine kleine Wohlthat aus.
Ich, ſprach er, kenn ihr chriſtlich Herze;
Sie ſorgen gern für andrer Heil,
Und nehmen mit gerechtem Schmerze
An ihres Nächſten Elend Theil.
Ich weiß, mein Flehn wird ſie bewegen!
Sie ſehn, ich fordre nichts mit Unbeſcheidenheit;
Nein, ich verlaſſe mich (hier wies er ihm den Degen,)
Allein auf ihre Gütigkeit.

Dieß iſt die Art lobgieriger Scribenten,
Wenn ſie um unſern Beyfall flehn;
Sie geben uns mit vielen Complimenten
Die harte Fordrung zu verſtehn.
Der Autor will den Beyfall nicht erpreſſen;
Nein, er verläßt ſich bloß auf unſre Billigkeit;
Doch, daß wir dieſe nicht vergeſſen,
So zeigt er uns zu gleicher Zeit
In beyden Händen Krieg und Streit.

Das Pferd und die Bremſe.

Ein Gaul, der Schmuck von weißen Pferden,
Von Schenkeln leicht, ſchön von Geſtalt,
Und, wie ein Menſch, ſtolz in Geberden,
Trug ſeinen Herrn durch einen Wald;
Als mitten in dem ſtolzen Gange
Ihm eine Bremſe entgegen zog,
Und durſtig auf die naſſe Stange
An ſeinem blanken Zaume flog.
Sie leckte von dem weißen Schaume,
Der häufig am Gebiſſe floß.

Geschmeiße! sprach das wilde Roß,
Du scheust dich nicht vor meinem Zaume?
Wo bleibt die Ehrfurcht gegen mich?
Wie? darfst du wohl ein Pferd erbittern?
Ich schüttle nur: so mußt du zittern.
Es schüttelte; die Bremse wich.
Allein, sie suchte sich zu rächen;
Sie flog ihm nach, um ihn zu stechen,
Und stach den Schimmel in das Maul.
Das Pferd erschrak, und blieb vor Schrecken
In Wurzeln mit dem Eisen stecken,
Und brach ein Bein, hier lag der stolze Gaul.

Auf sich den Haß der Niedern laden,
Dieß stürzet oft den größten Mann.
Wer dir, als Freund, nicht nützen kann,
Kann allemal, als Feind, dir schaden.

Die Reise.

Einst machte durch sein ganzes Land
Ein König den Befehl bekannt,
Daß jeder, der ein Amt erhalten wollte,
Gewisse Zeit auf Reisen gehen sollte,
Um sich in Künsten umzusehn.
Er ließ genaue Karten stechen,
Und gab dazu noch jedem das Versprechen,
Ihm, würd er nur, so weit er könnte, gehn,
Mit dem Vermögen seiner Schätze
Alsdann auf Reisen beizustehn.
Es war das deutlichste Gesetze,
Das jemals noch die Welt gesehn;
Doch, weil die meisten sich vor dieser Reise scheuten,
So sah man viele Dunkelheit.
Die Liebe zu sich selbst und zur Bequemlichkeit
Half das Gesetz sehr sinnreich deuten;
Und jeder gab ihm den Verstand,
Den er bequem für seine Neigung fand;
Doch alle waren eins, daß man gehorchen müßte.

Man machte sich die Karten bald bekannt;
Damit man doch der Länder Gegend wüßte.
Sehr viele reisten nur im Geist,
Und überredten sich, als hätten sie gereist.
Noch andre schafften das Geräthe
Zu ihrer Reise fleißig an,
Und glaubten, wenn man nur stets reisefertig thäte:
So hätte man die Reise schon gethan.
Sehr viele fingen an, zu eilen,
Als wollten sie die ganze Welt durchgehn;
Sie reisten, aber wenig Meilen,
Und meinten, dem Befehl sey nun genug geschehn.
Noch andre suchten auf den Reisen,
Noch mehr Gehorsam zu beweisen,
Als den, den das Gesetz befahl!
Sie reisten nicht durch grüne Felder,
O nein, sie suchten finstre Wälder,
Und reisten unter Furcht und Qual;
Behängten sich mit schweren Bürden,
Und glaubten, wenn sie ausgezehrt,
Und siech und krank zurücke kommen würden,
So wären sie des besten Anktes werth.
Sie reisten nie auf Kosten des Regenten;
Doch jene, die zur Zeit noch keinen Schritt gethan,
Die hielten Tag für Tag um Reisekosten an,
Damit sie weiter kommen könnten.

Wie elend, hör ich manchen klagen,
Ist nicht dieß Mährchen ausgedacht!
Schämt sich der Dichter nicht, uns Dinge vorzusagen,
Die man kaum Kindern glaublich macht?
Wo giebt es wohl so stumpfe Köpfe,
Als uns der Dichter vorgestellt?
Dieß sind unsinnige Geschöpfe,
Und nicht Bewohner unsrer Welt.
O Freund! was zankst du mit dem Dichter?
Sieh doch die meisten Christen an;

trachte sie, und dann sey Richter,
dieses Bild unglaublich heißen kann?

Das Testament.

Philemon, der bey großen Schätzen
n edelmüthig Herz besaß,
d andrer Mangel zu ersetzen,
n eignen Vortheil gern vergaß;
ilemon konnte doch dem Neide nicht entgehen,
willig er auch war, den Neidern beyzustehen.
een Nachbarn haßten ihn, zween Nachbarn ruhten nie,
ß schimpflichste von ihm zu sprechen.
arum? er war beglückt, und glücklicher, als sie;
dieß nicht schon ein groß Verbrechen?
e Freunde riethen ihm, sich für den Schimpf zu rächen.
in, sprach er, laßt sie neidisch schmähn,
e werden schon nach meinem Tode sehn,
e viel sie recht gehabt, ein Glück mir nicht zu gönnen,
s wenig Menschen nützen können.
Er stirbt. Man findt sein Testament,
d liest: Ich will, daß einst nach meinem Sterben,
ein hinterlaßnes Gut die beyden Nachbarn erben,
eil sie dieß Gut mir nicht gegönnt.
mancher Freund verwünscht dieß Testament!
Sie? konnt ich ihn nicht auch beneiden?
Mir giebt er nichts, und alles diesen beyden?
Die beyden Nachbarn sehn vergnügt
n Sinn des Testaments vollführen.
nn damals wußte man nicht recht zu processiren,
nst hätten beyde nichts gekriegt.
aber kriegten sie das völlige Vermögen.
e rühmten sie den Sel'gen nicht!
war die Großmuth selbst, er war der Zeiten Licht,
d alles dieß des Testamentes wegen;
nn eh er starb, war ers noch nicht.
Sind unsre Nachbarn nun beglückt?
leicht. Wir wollen Achtung geben.
r eine Nachbar weint entzückt

Dem reichen Kasten Ruh und Leben.
Er hütet ihn mit karger Hand,
Und wacht, wenn andre schnarchend liegen,
Und wünscht mit Thränen sich Verstand,
Die schlauen Diebe zu betrügen;
Springt oft, durch böse Träum' erschreckt,
Als ob man ihn bestohlen hätte,
Mit schnellen Füßen aus dem Bette,
Und sucht den Ort, wo er den Schatz versteckt.
Er martert sich mit tausend Sorgen,
Sein vieles Geld vermehrt zu sehn,
Und nimmt aus Geiz sich vor, die Hälfte zu verborgen,
Und läßt den, den er rief, doch leer zurücke gehn.
Arm hatt' er sich noch satt gegessen;
Reich hungert er, bey halbem Essen,
Und schnitt das Brod, das er den Seinen gab,
Mit Klagen über Gott und über Theurung ab,
Und ward mit jedem neuen Tage
Der Seinen Last und seine Plage.
Der andre Nachbar lachte sein.
Der Thorheit, sprach er, will ich wehren;
Was ich geerbt, will ich verzehren,
Und mich des Segens recht erfreun.
Er hielt sein Wort, und sah, in wenig Jahren
Sein vieles Geld in fremder Hand:
Durch Gassen, wo er sonst stolz auf und ab gefahren,
Schlich itzt sein Fuß ganz unbekannt.
Ach! sprach er zu dem andern Erben,
Philemon hat es wohl gedacht,
Daß uns der Reichthum wird verderben;
Drum hat er uns sein Gut vermacht.
Du hungerst karg, ich hab es durchgebracht.
Wir waren werth den Reichthum zu besitzen;
Denn keiner wußt ihn recht zu nützen.

Damötas und Phyllis.

Damötas war schon lange Zeit
Der jungen Phyllis nachgegangen;

Doch konnte seine Zärtlichkeit
Nicht einen Kuß von ihr erlangen.
Er bat, er gab sich alle Müh;
Doch seine Spröde hört ihn nie.
Er sprach: zwey Bänder geb ich dir;
Auch soll kein Warten mich verdrießen;
Versprich nur, schöne Phyllis, mir,
Mich diesen Sommer noch zu küssen.
Sie sieht sie an, er hofft sein Glück;
Sie lobt sie, und giebt sie zurück.
Er bot ein Lamm, noch zwey darauf,
Dann zehn, dann alle seine Heerden.
So viel? Dieß ist ein theurer Kauf.
Nun wird sie doch gewonnen werden?
Doch nichts nahm unsre Phyllis ein;
Mit finstrer Stirne sprach sie: Nein!
Wie? rief Damötas ganz erhitzt,
So willst du ewig widerstreben?
Gut, ich verbiete dir anitzt,
Mir jemals einen Kuß zu geben.
O! rief sie, fürchte nichts von mir,
Ich bin dir ewig gut dafür.
Die Spröde lacht; der Schäfer geht,
Schleicht ungeküßt zu seinen Schafen.
Am andern Morgen war Damöt
Bey seinen Heerden eingeschlafen;
Er schlief, und im Vorübergehn
Blieb Phyllis bey dem Schäfer stehn.
Wie roth, spricht Phyllis, ist sein Mund!
Bald dürft ich mich zu was entschließen.
O! wäre nicht sein böser Hund,
Ich müßte diesen Schäfer küssen.
Sie geht; doch da sie gehen will,
So steht sie vor Verlangen still.
Sie sieht sich dreymal schüchtern um,
Und sucht die Zeugen, die sie scheute;
Sie macht den Hund mit Streicheln stumm,
Und lockt ihn freundlich auf die Seite;

Sie sinnt, bis daß sie ganz verzagt
Sich noch zween Schritte näher wagt.
Hier steht nunmehr das gute Kind;
Allein sie kann sich nicht entschließen.
Doch nein, jetzt bückt sie sich geschwind,
Und wagts, Damöten sanft zu küssen.
Sie giebt ihm drauf noch einen Blick,
Und kehrt nach ihrer Flur zurück.
Wie süße muß ein Kuß nicht seyn!
Denn Phyllis kömmt noch einmal wieder,
Scheint minder sich, als erst, zu scheun,
Und läßt sich bey dem Schäfer nieder;
Sie küßt, und nimmt sich nicht in Acht;
Sie küßt ihn, und Damöt erwacht.
O! fing Damöt halb schlafend an,
Mißgönnst du mir die sanfte Stunde?
Dir, sprach sie, hab ich nichts gethan,
Ich spielte nur mit deinem Hunde;
Und überhaupt, es steht nicht fein,
Ein Schäfer und stets schläfrig seyn.
Jedoch, was giebst du mir, Damöt,
So sollst du mich zum Scherze küssen.
Nun, sprach der Schäfer, ists zu spät;
Du wirst an mich bezahlen müssen.
Drauf gab die gute Schäferin
Um einen Kuß zehn Küsse hin.

Die Widersprecherin.

Ismene hatte noch, bey vielen andern Gaben,
Auch diese, daß sie widersprach.
Man sagt es überhaupt den guten Weibern nach,
Daß alle diese Tugend haben;
Doch, wenns auch tausendmal der ganze Weltkreis spricht:
So halt ichs doch für ein Gedicht,
Und sag es öffentlich, ich glaub es ewig nicht.
Ich bin ja auch mit mancher Frau bekannt,
Ich hab es oft versucht, und manche schön genannt,
So häßlich sie auch war, bloß, weil ich haben wollte,

Daß sie mit widersprechen sollte;
Allein, sie widersprach mir nicht.
Und also ist es falsch, daß jede widerspricht.
So kränkt man euch, ihr guten Schönen!
Jetzt komm ich wieder zu Ismenen.
Ismenen sagte mans nicht aus Verleumdung nach:
Es war gewiß, sie widersprach.
Einst saß sie mit dem Mann bey Tische;
Sie aßen unter andern Fische,
Mich deucht, es war ein grüner Hecht.
Mein Engel, sprach der Mann, mein Engel, ist mir recht:
So ist der Fisch nicht gar zu blau gesotten.
Das, rief sie, hab ich wohl gedacht;
So gut man auch die Anstalt macht:
So finden Sie doch Grund, der armen Frau zu spotten.
Ich sag es Ihnen kurz, der Hecht ist gar zu blau.
Gut, sprach er, meine liebe Frau,
Wir wollen nicht darüber streiten,
Was hat die Sache zu bedeuten?
So wie dem welschen Hahn, dem man was Rothes zeigt,
Der Zorn den Augenblick in Nas' und Lefzen steigt,
Sie roth und blau durchströmt, lang aus einander treibet,
In beiden Augen blitzt, sich in den Flügeln sträubet,
In alle Federn dringt, und sie gen Himmel kehrt,
Und zitternd mit Geschrey und Poltern aus ihm fährt;
So schießt Ismenen auch, da dieß ihr Liebster spricht,
Das Blut den Augenblick in ihr sonst blaß Gesicht;
Die Adern, liefen auf, die Augen wurden enger,
Die Lippen dick und blau, und Kinn und Nase länger;
Ihr Haar bewegte sich, stieg voller Zorn empor,
Und stieß, indem es stieg, das Nachtzeug von dem Ohr.
Drauf fing sie zitternd an: ich, Mann! ich, deine Frau,
Ich sag es noch einmal, der Hecht war gar zu blau.
Sie nimmt das Glas und trinkt. O! laß sie doch nicht trinken!
Ihr Liebster geht, und sagt kein Wort;
Kaum aber ist ihr Liebster fort,
So sieht man sie in Ohnmacht sinken.
Wie konnt es anders seyn? Gleich auf den Zorn zu trinken!

Ein plötzliches Geschrey bewegt das ganze Haus.
Man bricht der Frau die Daumen aus;
Man streicht sie kräftig an; kein Balsam will sie stärken.
Man reibt ihr Schlaf und Puls; kein Leben ist zu merken.
Man nimmt versengtes Haar, und hält's ihr vors Gesicht.
Umsonst! umsonst! sie riecht es nicht!
Nichts kann den Geist ihr wiedergeben,
Man ruft den Mann; er kömmt, und schreyt: Du stirbst, mein Leben!
Du stirbst? ich armer Mann! ach! meine liebe Frau,
Wer hieß mich dir doch widerstreben!
Ach, der verdammte Fisch! Gott weiß, er war nicht blau.
Den Augenblick bekam sie wieder Leben.
Blau war er, rief sie aus, willst du dich noch nicht geben?
So that der Geist des Widerspruchs
Mehr Wirkung, als die Kraft des heftigsten Geruchs.

Das Heupferd, oder der Grashüpfer.

Ein Wagen Heu, den Veltens Hand
Zu hoch gebäumt und schlecht bespannt,
Konnt endlich von den matten Pferden
Nicht weiter fortgezogen werden.
Des Fuhrmanns Macht- und Sittenspruch,
Ein zehnmal wiederholter Fluch,
War eben, wie der Peitsche Schlagen,
Zu schwach bey diesem schweren Wagen.
Ein Heupferd, das bey der Gefahr,
Zu oberst auf dem Wiesbaum war,
Sprang drauf herab, und sprach mit Lachen:
Ich wills dem Viehe leichter machen.
Drauf ward der Wagen fortgerückt.
Ey, rief das Heupferd ganz entzückt,
Du, Fuhrmann, wirst an mich gedenken!
Fahr fort! den Dank will ich dir schenken.

Semnon und das Orakel.

Sein künftig Schicksal zu erfahren,
Eilt Semnon voll Begier zum delphischen Altar.

Die Gottheit weigert sich, ihm das zu offenbaren,
Was über ihn verhänget war.
Sie spricht: Du wirst ein großes Glück genießen;
Doch wirds dein Unglück seyn, sobald du es wirst wissen.

Ist Semnons Neugier nun vergnügt?
Nichts weniger! Nur mehr wächst sein Verlangen.
O Gottheit, fährt er fort, wenn Bitten dich besiegt:
So laß mich größres Licht von meinem Glück empfangen!
So traut der Mensch, und traut zugleich auch nicht.
Ein Semnon glaubt sein Glück, nicht, weils die Gottheit saget;
Nein, weil ers schon gewünscht, eh er sie noch gefraget.
Doch glaubt er auch, wenn sie vom Unglück spricht?
O nein! denn dieses wünscht er nicht.
Durch Klugheit denkt er schon das Unglück abzuwehren.
Kurz: Semnon läßt nicht nach, er will sein Schicksal hören.

Du wirst, hob das Orakel an,
Durch deines Weibes Gunst den Scepter künftig führen,
Und Völker, die dich dienen sahn,
Dereinst durch einen Wink regieren.

Gestärkt durch dieses Götterwort,
Eilt, der als Pilgrim kam, als Prinz in Hoffnung fort;
Mißt, ohne Land, im Geist schon seines Reiches Größen!
Und läßt schon, ohne Volk, sein Heer das Schwert entblößen.

Allein so froh er war, so war ers nicht genug.
Er weiß noch nicht, was er doch wissen wollte,
Die Zeit, in der sein Fuß den Thron besteigen sollte;
Die Ungewißheit wars, die ihn noch niederschlug.
Und, sprach er, wenn ich auch nun bald den Thron bestiegen,
Wie lange währt alsdann mein königlich Vergnügen?

Der kühne Zweifel treibt ihn an,
Zum delphischen Apoll sich noch einmal zu nahn.

O Thor! versetzt Apoll, euch Sterblichen zum Glücke,
Verbarg der Götter Schluß die Zukunft eurem Blicke.
So wisse denn: in kurzer Zeit
Schmückt dich des Purpurs Herrlichkeit!
Doch raubt die Hand, die dir den Thron gegeben,
Dir mit dem Throne bald das Leben!

Er that darauf im Kriege sich hervor,
Und stieg aus einem niedern Stande
Zur höchsten Würd' im Vaterlande
Durch seine Tapferkeit empor.
Das ihm so günstige Geschicke
Erfüllte des Orakels Sinn;
Und Semnon ward bey immer größerm Glücke,
Der Liebling seiner Königin;
Sie schenkt ihm Herz und Thron; doch ein verborgnes Schrecken
Läßt ihn das Glück der Hoheit wenig schmecken.
Sein reizendes Gemahl, das er halb liebt, halb scheut,
Erfüllt ihn halb mit Frost, und halb mit Zärtlichkeit.
Jetzt wünscht er tausendmal sein Schicksal nicht zu kennen,
Um so für sie, wie sie für ihn, zu brennen.
Sie merkt des Königs spröden Sinn,
Sie zieht ihn in Verdacht mit einer Buhlerin,
Sie giebt ihm heimlich Gift; er stirbt vor ihren Füßen.
Sagt, Menschen, ists kein Glück, sein Schicksal nicht zu wissen?

Das Kartenhaus.

Das Kind greift nach den bunten Karten;
Ein Haus zu bauen, fällt ihm ein.
Es baut, und kann es kaum erwarten,
Bis dieses Haus wird fertig seyn.

Nun steht der Bau. O welche Freude!
Doch ach! ein ungefährer Stoß
Erschüttert plötzlich das Gebäude,
Und alle Bänder reißen los.

Die Mutter kann in Lombersspielen,
Wenn sie den letzten Satz verspielt,
Kaum so viel banges Schrecken fühlen,
Als ihr bestürztes Kind jetzt fühlt.

Doch wer wird gleich den Muth verlieren?
Das Kind entschließt sich sehnsuchtsvoll,
Ein neues Lustschloß aufzuführen,
Das dem zerstörten gleichen soll.

Die Sehnsucht muß den Schmerz besiegen:
Das erste Haus steht wieder da.
Wie lebhaft war des Kind's Vergnügen,
Als es sein Haus von neuem sah!
Nun will ich mich wohl besser hüten,
Damit mein Haus nicht mehr zerbricht.
Alsch! ruft das Kind, laß dir gebieten,
Und stehe fest, und wackle nicht!
Das Haus bleibt unerschüttert stehen,
Das Kind hört auf, sich zu erfreun;
Es wünscht, es wieder neu zu sehen,
Und reißt es bald mit Willen ein.

Schilt nicht den Unbestand der Güter,
Du siehst dein eigen Herz nicht ein;
Veränderlich sind die Gemüther,
So mußten auch die Dinge seyn.
Bey Gütern, die wir stets genießen,
Wird das Vergnügen endlich matt;
Und würden sie uns nicht entrissen,
Wo fänd ein neu Vergnügen Statt?

Die zärtliche Frau.

Wie alt ist nicht der Wahn, wie alt und ungerecht,
Als ob dir, weibliches Geschlecht,
Die Liebe nicht vom Herzen ginge!
Das Alter sang in diesem Ton;
Von seinem Vater hörts der Sohn,
Und glaubt die ungereimten Dinge.
Verlaßt, o Männer, diesen Wahn,
Und daß ihr ihn verlaßt, so hört ein Beyspiel an,
Das ich für alle Männer singe.
Du aber, die mich dichten heißt,
Du, Liebe, stärke mich, daß mir ein Lied voll Geist,
Ein überzeugend Lied gelinge!
Und gieb mir zu gesetzter Zeit,
Ein Weib von so viel Zärtlichkeit,
Als diese war, die ich besinge!

Clarine liebt den treuſten Mann,
Den ſie nicht beſſer wünſchen kann,
Sie liebt ihn recht von Herzensgrunde,
Und wenn dir dies unglaublich ſcheint:
So wiſſe nur, ſeit der beglückten Stunde,
Die ſie mit ihrem Mann vereint,
War noch kein Jahr vorbey; nun glaubſt du's doch, mein Freund?

Clarine kannte keine Freude,
Kein gröſſer Glück, als ihren Mann;
Sie liebte, was er liebgewann,
Was eines wollte, wollten beyde;
Was ihm mißfiel, mißfiel auch ihr.
O! ſprichſt du, ſo ein Weib, ſo eines wünſcht ich mir!
Ja wohl! ich wünſch es auch mit dir.
Sey nur recht zärtlich eingenommen,
Ihr Mann wird krank; vielleicht kannſt du ſie noch bekommen.
Krank, ſag ich, wird ihr Mann, und recht gefährlich krank;
Er quält ſich viele Tage lang;
Von ganzen Strömen Schweiß war ſein Geſicht umfloſſen;
Doch noch von Thränen mehr, die ſie um ihn vergoſſen.
Tod! fängt ſie ganz erbärmlich an,
Tod! wenn ich dich erbitten kann,
Nimm lieber mich, als meinen Mann!
Wenns nun der Tod gehöret hätte?
Ja wohl! er hört es auch; er hört Clarinens Noth,
Er kömmt, und fragt: wer rief? Hier! ſchreyt ſie, lieber Tod,
Hier liegt er, hier, in dieſem Bette.

Der zärtliche Mann.

Die ihr ſo eiferſüchtig ſeyd,
Und nichts als Unbeſtändigkeit
Den Männern vorzurücken pfleget,
O! Weiber, überwindet euch;
Leſ't dieſs Gedicht, und ſeyd zugleich
Beſchämt und ewig widerleget.
Wir Männer ſind es ganz allein,
Die einmal nur, doch ewig lieben;

Uns iſt die Treu ins Blut geſchrieben.
Beweiſt es! hör ich alle ſchreyn.
Recht gut! es ſoll bewieſen ſeyn.

Ein liebes Weib ward krank; woven? von vieler Galle?
Die alte Spötterey! kein Kluger glaubt ſie mehr.
Nein, nein, die Weiber ſiechten alle,
Wenn dieſes Uebel ſchädlich wär,
Genug, ſie wird ſehr krank. Der Mann wendt alles an,
Was man von Männern fordern kann;
Eilt, ihr zu rechter Zeit die Pulver einzuſchütten;
Er läßt für ſeine Frau in allen Kirchen bitten,
Und giebt noch mehr dafür, als ſonſt gebräuchlich war;
Und doch vermehrt ſich die Gefahr.
Er ächzt, er weint und ſchreyt, er will mit ihr verderben.
Ach Engel, ſpricht die Frau, ſtell deine Klagen ein!
Ich werde mit Vergnügen ſterben,
Verſprich mir nur, nicht noch einmal zu freyn.
Er ſchwört, ſich keine mehr zu wählen.
Dein Schatten, ruft er, ſoll mich quälen,
Wenn mich ein zweytes Weib beſiegt.
Er ſchwört. Nun ſtirbt ſein Weib vergnügt.

Wer kann den Kummer wohl beſchreiben,
Der unſern Wittwer überfällt?
Er weiß vor Jammer kaum zu bleiben;
Zu eng iſt ihm ſein Haus, zu klein iſt ihm die Welt.
Er opfert ſeiner Frau die allertreuſten Klagen,
Bleibt ohne Speis und Trank, ſucht keine Lagerſtatt;
Er klagt, und iſt des Lebens ſatt.
Indeß befiehlt die Zeit, ſie in das Grab zu tragen.
Man legt der Seligen ihr ſchwarzes Brautkleid an;
Der Wittwer tritt bethränt an ihren Sarg hinan.
Was? fängt er plötzlich an zu fluchen,
Was Henker, was ſoll dieſes ſeyn?
Für eine todte Frau ein Brautkleid auszuſuchen?
Geſetzt, ich wollte wieder freyn:
So müßt ich ja ein neues machen laſſen.

Ihr Leute, kränkt ihn nicht, geht, holt ein ander Kleid,
Und laßt dem armen Wittwer Zeit!
Er wird sich mit der Zeit schon fassen.

Die Spinne.

Hochmüthig über ihre Künste,
Warf vom durchsichtigen Gespinnste
Die Spinne manchen finstern Blick
Auf einen Seidenwurm zurück;
So aufgebläht, wie ein Pedant,
Der jetzt, von seinem Werth erhitzet,
In Werken seiner eignen Hand
Bis an den Bart vergraben sitzet,
Und auf den Schüler, der ihn grüßt,
Den Blick mit halben Augen schießt.
Der Seidenwurm, den erst vor wenig Tagen
Der Herr zur Lust mit sich ins Haus getragen,
Sieht dieser Spinne lange zu,
Und fragt zuletzt: was webst denn du?
Unwissender, läßt sich die Spinn erbittert hören,
Du kannst mich noch durch solche Fragen stören?
Ich webe für die Ewigkeit.
Doch kaum ertheilte sie den trotzigen Bescheid,
So reißt die Magd, mit Besen in den Händen,
Von den noch nicht geputzten Wänden
Die Spinne nebst der Ewigkeit.

Die Kunst sey noch so groß, die dein Verstand besitzet,
Sie bleibt doch lächerlich, wenn sie der Welt nicht nützet.
Verdient, ruft ein Pedant, mein Fleiß denn keinen Dank?
Nein! denn er hilft nichts mehr, als andrer Müßiggang.

Die Biene und die Henne.

Nun Biene, sprach die träge Henne,
Dieß muß ich in der That gestehn:
So lange Zeit als ich dich kenne,
So seh ich dich auch müßig gehn,
Du sinnst auf nichts, als dein Vergnügen;

Im Garten auf die Blumen fliegen,
Und ihren Blüthen Saft entziehn,
Mag eben nicht so sehr bemühn.
Bleib immer auf der Nelke sitzen,
Dann fliege zu dem Rosenstrauch.
Wär ich, wie du, ich thät es auch.
Was brauchst du andern viel zu nützen?
Genug, daß wir so manchen Morgen
Mit Eyern unser Haus versorgen.
O, rief die Biene, spotte nicht!
Du denkst, weil ich bey meiner Pflicht,
Nicht so, wie du, bey einem Ey,
Aus vollem Halse zehnmal schreye:
So, denkst du, wär ich ohne Fleiß.
Der Bienenstock sey mein Beweis,
Wer Kunst und Arbeit besser kenne,
Ich, oder eine träge Henne?
Denn, wenn wir auf den Blumen liegen,
So sind wir nicht auf uns bedacht;
Wir sammeln Saft, der Honig macht,
Um fremde Zungen zu vergnügen.
Macht unser Fleiß kein groß Geräusch,
Und schreyen wir bey warmen Tagen,
Wenn wir den Saft in Zellen tragen,
Uns nicht, wie du im Neste, heisch:
So präge dir es jetzt nur ein:
Wir hassen allen stolzen Schein;
Und wer uns kennen will, der muß in Most und Kuchen
Fleiß, Kunst, und Ordnung untersuchen.
Auch hat uns die Natur beschenkt,
Und einen Stachel eingesenkt,
Mit dem wir die bestrafen sollen,
Die, was sie selber nicht verstehn,
Doch meistern und verachten wollen;
Drum, Henne, rath ich dir, zu gehn.

O Spötter, der mit stolzer Miene,
In sich verliebt, die Dichtkunst schilt,

Dich unterrichtet dieſes Bild.
Die Dichtkunſt iſt die ſtille Biene;
Und willſt du ſelbſt die Henne ſeyn:
So trifft die Fabel völlig ein.
Du fragſt, was nützt die Poeſie?
Sie lehrt, und unterrichtet nie.
Allein, wie kannſt du doch ſo fragen?
Du ſiehſt an dir, wozu ſie nützt:
Dem, der nicht viel Verſtand beſitzt,
Die Wahrheit durch ein Bild zu ſagen.

Der ſüße Traum.

Mit Träumen, die uns ſchön betrügen,
Erfreut den Timon einſt die Nacht;
Im Schlaf erlebt er das Vergnügen,
An das er wachend kaum gedacht.
Er ſieht, aus ſeines Bettes Mitte
Steigt ſchnell ein großer Schatz herauf;
Und ſchnell baut er aus ſeiner Hütte
Im Schlafe ſchon ein Luſtſchloß auf.
Sein Vorſaal wimmelt von Clienten,
Und, unbekleidet am Kamin,
Läßt er, die ihn vordem kaum nennten,
In Ehrfurcht itzt auf ſich verziehn.
Die Schöne, die ihm oft im Wachen
Durch ihre Sprödigkeit betrübt,
Muß Timons Glück vollkommen machen;
Denn träumend ſieht er ſich geliebt.
Er ſieht von Doris ſich umfangen,
Und ruft, als dieß ihm träumt, vergnügt;
Er lallt: O Doris, mein Verlangen!
Hat Timon endlich dich beſiegt?
Sein Schlafgeſelle hört ihn lallen;
Er hört, daß ihn ein Traum verführt,
Und thut ihm liebreich den Gefallen
Und macht, daß ſich ſein Traum verliert.
Freund, ruft er, laß dich nicht betrügen,
Es iſt ein Traum, ermuntre dich!

O böſer Freund! um welch Vergnügen,
Klagt Timon ängſtlich, bringſt du mich.
Du macheſt, daß mein Traum verſchwindet;
Warum entziehſt du mir die Luſt?
Genug, ich hielt ſie für gegründet,
Weil ich den Irrthum nicht gewußt.

Oft quält ihr uns, ihr Wahrheitsfreunde,
Mit eurer Dienſtbefliſſenheit;
Oft ſeyd ihr unſrer Ruhe Feinde,
Indem ihr unſre Lehrer ſeyd.
Wer heißt euch uns den Irrthum rauben,
Den unſer Herz mit Luſt beſitzt?
Und der, ſo heftig wir ihn glauben,
Uns dennoch minder ſchad't, als nützt.
Der wird die halbe Welt bekriegen,
Wer allen Wahn der Welt entzieht.
Die meiſten Arten von Vergnügen
Entſtehen, weil man dunkel ſieht.
Was denkt der Held bey ſeinen Schlachten?
Er denkt, er ſey der größte Held.
Gönnt ihm die Luſt, ſich hochzuachten,
Damit ihm nicht der Muth entfällt.
Geht, fragt: Was denkt wohl Adelheide?
Sie denkt, mein Mann liebt mich getreu.
Sie irrt; doch gönnt ihr ihre die Freude,
Und laßt das arme Weib dabey.
Was glaubt der Ehmann von Liſetten?
Er glaubt, daß ſie die Keuſchheit iſt,
Er irrt; ich wollte ſelber wetten;
Doch ſchweigt, wenn ihr es beſſer wißt.
Was denkt der Philoſoph im Schreiben?
Mich lieſt der Hof, mich ehrt die Stadt!
Er irrt; doch laßt ihn irrig bleiben,
Damit er Luſt zum Denken hat.
Durchſucht der Menſchen ganzes Leben,
Was treibt zu großen Thaten an?
Was pflegt uns Ruh und Troſt zu geben?

Sehr oft ein Traum, ein süßer Wahn.
Genug, daß wir dabey empfinden!
Es sey auch tausendmal ein Schein!
Sollt aller Irrthum ganz verschwinden:
So wär es schlimm, ein Mensch zu seyn.

Der Reisende.

Ein Wandrer bat den Gott der Götter,
Den Zevs, bey ungestümen Wetter,
Um stille Luft und Sonnenschein.
Umsonst! Zevs läßt sich nicht bewegen;
Der Himmel stürmt mit Wind und Regen;
Denn stürmisch sollt es heute seyn.
Der Wandrer seht, mit bittrer Klage,
Daß Zevs mit Fleiß die Menschen plage,
Die saure Reise mühsam fert.
So oft ein neuer Sturmwind wüthet,
Und schnell ihm, still zu stehn, gebietet;
So oft ertönt ein Lästerwort.
Ein naher Wald soll ihn beschirmen;
Er eilt, dem Regen und den Stürmen
In diesem Holze zu entgehn;
Doch eh der Wald ihn aufgenommen:
So sieht er einen Räuber kommen,
Und bleibt vor Furcht im Regen stehn.
Der Räuber greift nach seinem Bogen,
Den schon die Nässe schlaff gezogen;
Er zielt, und faßt den Pilger wohl;
Doch Wind und Regen sind zuwider;
Der Pfeil fällt matt vor dem darnieder,
Dem er das Herz durchbohren soll.
O Thor! läßt Zevs sich zornig hören,
Wird dich der nahe Pfeil nun lehren,
Ob ich dem Sturm zu viel erlaubt?
Hätt ich dir Sonnenschein gegeben:
So hätte dir der Pfeil das Leben,
Das dir der Sturm erhielt, geraubt.

Der erhörte Liebhaber.

Der größte Fehler in der Liebe,
O Jüngling, iſt die Furchtſamkeit;
Was helfen dir die ſüßen Triebe
Bey einer ſtummen Schüchternheit?
Du liebſt, und willſt es doch nicht wagen,
Es deiner Schönen zu geſtehn;
Was deine Lippen ihr nicht ſagen,
Soll ſie in deinen Augen ſehn.
Im Stillen trägſt du deinem Kinde
Das Herz mit Ehrerbietung an,
Und wünſcheſt; daß ſie das empfinde,
Was doch dein Mund nicht ſagen kann.
Du hörſt nicht auf, ſie hoch zu achten,
Und ehrſt ſie durch Beſcheidenheit,
Sie fühlt, und läßt dich dennoch ſchmachten,
Und wartet auf Beſtändigkeit.
Sie läßt dich in den Augen leſen,
Wie viel dir dieſer Vorzug nützt;
Erſt liebt ſie dein beſcheidnes Weſen,
Und endlich den, der es beſitzt.
Ein Jahr verfließt; o! lacht des Blöden,
Was hat er denn für ſeine Müh?
Er darf mit ihr von Liebe reden,
Und wagt den erſten Kuß auf ſie.
Ein Jahr! Und noch kein größer Glücke?
In Wahrheit, das iſt lächerlich.
Warum rief er, beym erſten Blicke,
Nicht gleich: Mein Kind, ich liebe dich!
Da lob ich euch, ihr jungen Helden,
Ihr wißt von keiner langen Pein;
Ihr laßt euch bey der Schönen melden,
Ihr kommt, und ſeht, und nehmt ſie ein,
Und euren Muth recht zu beſeelen,
Den ihr bey eurer Liebe fühlt:
So will ich euch den Sieg erzählen,
Den einſt Jesmin ſehr ſchnell erhielt.

Ein junger Mensch, der gütigst wollte,
Daß jedes schöne Kind die Ehre haben sollte,
Von ihm geliebt, von ihm geküßt zu seyn;
Jesmin sah Sylvien, das heißt, sie nahm ihn ein.
Er sah sie in dem Fenster liegen,
Ward schnell besiegt, und schwur, sie wieder zu besiegen.
Die halbe Nacht verstrich, daß mein Jesmin nicht schlief:
Er sann auf einen Liebesbrief,
Schlug die Romane nach, und trug die hellsten Flammen
In einen Brief aus zwanzigen zusammen.
Der Brief ward fortgeschickt, und für sein baares Geld
Ward auch der Brief getreu bestellt.
Allein, die Antwort will nicht kommen.
Jesmin, von Kummer eingenommen,
Ergreift das Briefpapier, und schreibet noch einmal.
Er klagt der Schönen seine Quaal,
Er redt von strengen Liebesherzen,
Von Augensonnen, heiß an Pein,
Von Tygermilch, von diamantnen Herzen,
Und von der Hoffnung Nordlichtschein;
Und schwört, weil Sylvia durch nichts erweicht geworden,
Sich, bey Gelegenheit, aus Liebe zu ermorden.

Getrost, Jesmin, versiegle deinen Brief!
So wie das Siegelwachs am Lichte niederlief,
So wird der Schönen Herz, eh Nacht und Tag verfließen,
Von deines Briefes Gluth erweicht, zerschmelzen müssen.
Der Brief wird fortgeschickt, und richtig überbracht,
Jesmin thut manch Gebet an Venus kleinen Knaben;
Doch folgt die Antwort nicht. Wer hätte das gedacht!
Das Mädchen muß ein Herz von Stahl und Eisen haben;
Doch welcher Baum fällt auf den ersten Hieb?
Ich zweifle nicht, die Schöne hat ihn lieb
Und ihre Sprödigkeit ist ein verstelltes Wesen,
Um nur von ihm mehr Briefe noch zu lesen.
Wie könnten sie denn heißen Flehn,
Und, da sie ihn ohnlängst geruht gesehn,
Der reichen Weste widerstehn?

ich weiß noch einen Rath, und dieser Rath wird glücken,
Verse kann man sehr entzücken:
erfen, mein Jesmin, in Versen schreib an sie;
t du durch Verse nicht, Jesmin! so siegst du nie.
lgt. O wünscht mit mir, daß ihm die Reime fließen!
welch ein feurig Lied Jesmin zur Welt gebar!
konnte man auch anders schließen,
ine Prosa schon so hoch und feurig war?
Kaum hatte Sylvia das Heldenlied gelesen,
m auch schon ein Gegenbrief.
stelle sich nur vor, wie froh Jesmin gewesen,
froh Jesmin der Magd entgegen lief!
chlaue Magd grüßt ihn galant.
eht und hält den Brief entzückt in seiner Hand,
rennet vor Begier, den Inhalt bald zu wissen,
kann vor Zärtlichkeit sich dennoch nicht entschließen,
kleine Siegel abzuziehn.
ückt den Brief an sich, er drückt und küsset ihn.
Magd kriegt ein Pistol, und schwört, ihm treu zu bleiben,
was stand in diesem Schreiben,
s Jesmin froh auseinander schlug?
Wörtchen mehr, als dieß: Mein Herr, Sie sind nicht klug!

Der glücklich gewordene Ehemann.

Frontin liebt Hannchen bis zum Sterben;
Hannchen war ein schönes Kind.
je reizender die losen Mädchen sind,
esto weniger kann man ihr Herz erwerben.
in erfuhr es wohl. Drey Jahre liebt er sie;
umsonst war alle Müh,
that er endlich? Er verreiste,
ging, (was kann wohl ärgers seyn?)
, sag ich mit dem bösen Geiste
Bündniß auf dem Blocksberg ein;
Bündniß, daß er ihm zwey Jahre dienen wollte,
rn er Hannchen noch zur Frau bekommen sollte.
werden hurtig eins, und schließen ihren Kauf;
böse Geist giebt ihm die Hand darauf.

Und eh er gleich die Welt sehr oft belogen.
Und Doctor Fauſten selbſt betrogen:
So hielt er doch sein Wort genau.
Frontin ward Hannchens Mann, und sie ward seine Frau.

Doch eh vier Wochen sich verlieren;
So fängt Frontin schon an, den Schwarzen zu citiren.
Ach! spricht er, da der Geiſt erscheint,
Ach! darf ich, lieber böser Feind,
Noch eine Bitte mich erkühnen?
Ich habe dir gelobt, für Hannchen, meine Frau,
Zwey Jahre, wie du weißt, zu dienen,
Und dieß erfüll ich auch genau.
Doch willſt du mir mein Hannchen wieder nehmen:
So soll mein Dienſt ein Jahr verlängert seyn.
Der Böse will sich nicht bequemen.
Drauf geht Frontin die Frist noch zweymal ein;
Denn, sprach er bey sich selbſt, so arg du immer biſt:
So weiß ich doch, daß Hannchen ärger iſt.

Der gütige Besuch.

Ein offner Kopf, ein muntrer Geiſt,
Kurz einer von den feinen Leuten,
Die ihr Beruf zu Neuigkeiten
Nie denken, ewig reden heißt;
Die mit Gewalt es haben wollen,
Daß Kluge närriſch werden sollen;
Ein solcher Schwätzer trat herein,
Dem Dichter den Besuch zu geben.
O! rief er, welch ein traurig Leben!
Wie? Schlafen Sie denn nicht bey Ihren Büchern ein?
So sind Sie denn so ganz allein,
Und müſſen gar vor langer Weile lesen?
Ich dacht es wohl, drum kam ich so geschwind.

Ich bin, sprach der Poet, noch nie allein gewesen,
Als seit der Zeit, da Sie zugegen sind.

Der Arme und der Reiche.

Aret, ein tugendhafter Mann,
Dem nichts, als Geld und Güter fehlten,
Rief, als ihn einst die Schulden quälten,
Das Glück um seinen Beystand an.
Das Glück, das seine liebsten Gaben
Sonst immer für die Leute spart,
Die von den Gütern beßrer Art
Nicht gar zu viel bekommen haben,
Entschloß sich dennoch auf sein Flehn,
Dem wackern Manne beyzustehn,
Und ließ ihn in verborgnen Gründen
Aus Geiz verscharrte Schätze finden.
Er sieht darauf in kurzer Zeit
Von seinen Schuldnern sich befreyt.
Doch ist ihm wohl die Noth benommen,
Da, statt der Schuldner, Schmeichler kommen?
So oft er trinkt, so oft er ißt,
Kömmt einer, der ihn durstig küßt,
Nach seinem Wohlseyn ängstlich fraget,
Und ihn durch Höflichkeit und List,
Mit Loben und Bewundern plaget,
Und doch durch alles nichts, als daß ihn hungert, saget.
O Glücke! rief Aret, soll eins von beyden seyn;
Kann alle Klugheit nicht von Schmeichlern mich befreyn:
So will ich mich von Schuldnern lieber hassen,
Als mich von Schmeichlern lieben lassen.
Vor jenen kann man doch zuweilen sicher seyn;
Doch diese Brut schleicht sich zu allen Zeiten ein.

Damokles.

Glaubt nicht, daß bey dem größten Glücke
Ein Wüthrich jemals glücklich ist;
Er zittert in dem Augenblicke,
Da er der Hoheit Frucht genießt.
Bey aller Herrlichkeit stört ihn des Todes Schrecken,
Und läßt ihn nichts, als theures Elend, schmecken.

Als den Tyrannen Dionys
Ein Schmeichler einstens glücklich pries,
Und aus dem Glanz der äußerlichen Ehre,
Aus reichem Ueberfluß an Volk und Gold erwies,
Daß sein Tyrann unendlich glücklich wäre;
Als dieß Damokles einst gethan,
Fing Dionys zu diesem Schmeichler an:
So sehr mein Glück dich eingenommen,
So kennst du es doch unvollkommen;
Doch schmecktest du es selbst, wie würde dichs erfreu'n!
Willst du einmal an meiner Stelle seyn?
Von Herzen gern! fällt ihm Damokles ein.
Ein goldner Stuhl wird schnell für ihn herbeygebracht.
Er sitzt, und sieht auf beyden Seiten
Der Hohen größte Herrlichkeiten,
Die Stolz und Wollust ausgedacht.
Von Purpur prangen alle Wände,
Gold schmückt die Tafel aus, im Golde perlt der Wein.
Ein Wink! so eilen zwanzig Hände,
Des hohen Winkes werth zu seyn.
Ein Wort! so fliegt die Menge schöner Knaben,
Und sucht den Ruhm, dieß Wort vollstreckt zu haben.
Von Wollust süß berauscht, von Herrlichkeit entzückt,
Schätzt sich Damokles für beglückt.
O Hoheit, ruft er aus, könnt ich dich ewig schmecken!
Doch ach! was nimmt er plötzlich wahr?
Ein scharfes Schwert an einem Pferdehaar,
Das an der Decke hängt, erfüllt sein Herz mit Schrecken;
Er sieht die drohende Gefahr
Nah über seinem Haupte schweben.
Der Glückliche fängt an zu beben;
Er sieht nicht mehr auf seines Zimmers Pracht,
Nicht auf den Wein, der aus dem Golde lacht;
Er langt nicht mehr nach den schmackhaften Speisen,
Er hört nicht mehr der Sänger sanfte Weisen.
Ach! fängt er zitternd an zu schreyn,
Laß mich, o Dionys, nicht länger glücklich seyn.

Die beyden Hunde.

Daß oft die allerbeſten Gaben
Die wenigſten Bewundrer haben,
Und daß der gröſte Theil der Welt
Das Schlechte für das Gute hält,
Dieß Uebel ſieht man alle Tage;
Allein wie wehrt man dieſer Peſt?
Ich zweifle, daß ſich dieſe Plage
Aus unſrer Welt verdrängen läßt.
Ein einzig Mittel iſt auf Erden,
Allein es iſt unendlich ſchwer:
Die Narren müſſen weiſe werden,
Und ſeht! ſie werdens nimmermehr.
Nie kennen ſie den Werth der Dinge.
Ihr Auge ſchließt, nicht ihr Verſtand;
Sie loben ewig das Geringe,
Weil ſie das Gute nie gekannt.

Zween Hunde dienten einem Herrn;
Der eine von den beyden Thieren,
Joli, verſtand die Kunſt, ſich luſtig aufzuführen,
Und wer ihn ſah, vertrug ihn gern.
Er holte die verlornen Dinge,
Und ſpielte voller Ungeſtüm.
Man lobte ſeinen Scherz, belachte ſeine Sprünge:
Seht, hieß es, alles lebt an ihm!
Oft bis er mitten in dem Streicheln,
So falſch und boshaft war ſein Herz!
Gleich fing er wieder an zu ſchmeicheln:
Dann hieß ſein Biß ein feiner Scherz.
Er war verzagt und ungezogen;
Doch, ob er gleich zur Unzeit bellt und ſchrie,
So blieb ihm doch das ganze Haus gewogen;
Er hieß der luſtige Joli.
Oft ihm vergnügte ſich Liſette,
Er ſprang mit ihr zu Tiſch und Bette;
Die beyde theilten ihre Zeit
Im Schlaf, in Scherz und Luſtbarkeit;
Er aber übertraf ihn weit.

Fidel, der andre Hund, war von ganz anderm Wesen,
Zum Witze nicht ersehn, zum Scherze nicht erlesen,
Sehr ernsthaft von Natur; doch wachsam um das Haus,
Ging öfters auf die Jagd mit aus;
War treu und herzhaft in Gefahr,
Und bellte nicht, als wenn es nöthig war.
Er stirbt. Man hört ihn kaum erwähnen;
Man trägt ihn ungerühmt hinaus.
Joli stirbt auch. Da fließen Thränen!
Seht, ihn beklagt das ganze Haus.
Die ganze Nachbarschaft bezeiget ihren Schmerz.
So gilt ein bischen Witz mehr, als ein gutes Herz.

Selinde.

Das schönste Kind zu ihren Zeiten,
Selinde, reich an Lieblichkeiten,
Schön, wenn ich also sagen mag,
Schön, wie das Morgenroth, und heiter, wie der Tag;
Selinde soll sich malen lassen.
Sie weigert sich, der Maler ließ nicht nach;
Er bat, bis sie es ihm versprach,
Und schwur, sie recht getreu zu fassen.
Sie fragt, wie viel man ihm bezahlt?
Ich hätte sie umsonst gemalt;
Und hätt ich ja was fordern sollen,
So hätt ich Küsse fordern wollen.
So schön Selinde wirklich war,
So schön, und schöner nicht, stellt sie der Maler dar;
Die kleinste Miene muß ihm glücken,
Das Bild war treu und schön bis zum Entzücken;
So reizend, daß es selbst der Maler hurtig küßt,
So bald sein Weib nicht um ihn ist.
Der Maler bringt sein göttliches Gesicht.
Selinde sieht es an, erschrickt, und legt es nieder.
„Hier, nehm Er sein Gemälde wieder.
„Er irrt, mein Freund, das bin ich nicht.
„Wer hieß Ihn so viel Schmeicheleyen,
„Und so viel Reiz auf meine Bildung streuen?
„Erdichtet ist der Mund, verschönert ist das Kinn.

„Kurz, nehm Er nur ſein Bildniß hin;
„Ich mag nicht ſchöner ſeyn, als ich in Wahrheit bin.
„Vielleicht wollt Er die Venus malen;
„Von dieſer laß Er ſich bezahlen.“
So iſt ſie denn allein das Kind,
Das ſchön iſt, ohn' es ſeyn zu wollen?
Wie viele kenn ich nicht, die wirklich häßlich ſind,
Und die wir mit Gewalt für Engel halten ſollen!
Der Maler nimmt ſein Bild, und ſagt kein einzig Wort,
Geht trotzig, wie ein Künſtler, fort.
Was wird er thun? Er wird es doch nicht wagen,
Und ein ſo ſchönes Kind verklagen?
Er klagt. Selinde muß ſich ſtellen.
Die Väter werden doch ein gütig Urtheil fällen?
O! fahrt ſie nicht gebietriſch an;
So ſehr ſie unrecht hat, ſo edel iſt ihr Wahn.
Hier kömmt ſie ſchon, hier kömmt Selinde!
Wer hat mehr Anmuth noch geſehn?
Der ganze Rath erſtaunt vor dieſem ſchönen Kinde,
Und ſein Erſtaunen preiſt ſie ſchön,
Und jeder Greis in dem Gerichte
Verliert die Runzeln vom Geſichte.
Man ſah aufs Bild; doch jedesmal
Noch längre Zeit auf das Original;
Und jeder rief: ſie iſt getroffen!
O! ſprach ſie ganz beſchämt: Wie könnt ich dieſes hoffen?
Er hat mich viel zu ſchön gemalt,
Und Schmeichler werden nicht bezahlt.
Selinde, hub der Richter an,
Kein Maler konnt Euch treuer malen,
Er hat nach ſeiner Pflicht gethan,
Abbittend ſollt Ihr ihn bezahlen.
Doch weil Ihr von Euch ſelbſt nicht eingenommen ſeyd,
So geht nicht unbelohnt von dieſem Richterplatze;
Empfangt ein Heirathsgut aus dem gemeinen Schatze,
Zum Lohne der Beſcheidenheit.
O weiſer Mann, der dieſes ſpricht!
Gerechter iſt kein Spruch zu finden;

Du, du verdienst ein ewig Lobgedicht,
Und wärst du jung, verdientest du Selinden!
Selinde geht. Der Beyfall folgt ihr nach.
Man sprach von ihr gewiß, wenn man von Schönen sprach;
Je mehr sie zweifelte, ob sie so reizend wäre,
Um desto mehr erhielt sie Ehre.

Je minder sich der Kluge selbst gefällt:
Um desto mehr schätzt ihn die Welt.

Der Schatz.

Ein kranker Vater rief den Sohn.
Sohn! sprach er, um dich zu versorgen,
Hab ich vor langer Zeit einst einen Schatz verborgen;
Er liegt — Hier starb der Vater schon.
Wer war bestürzter als der Sohn?
Ein Schatz! (So waren seine Worte.)
Ein Schatz! allein an welchem Orte?
Wo sind ich ihn? Er schickt nach Leuten aus,
Die Schätze sollen graben können,
Durchbricht der Scheuern harte Tennen,
Durchgräbt den Garten und das Haus,
Und gräbt doch keinen Schatz heraus.
Nach viel vergeblichem Bemühen
Hieß er die Fremden wieder ziehen,
Sucht selber in dem Hause nach,
Durchsucht des Vaters Schlafgemach,
Und find't mit leichter Müh (wie groß war sein Vergnügen!)
Ihn unter einer Diele liegen.

Vielleicht, daß mancher eh die Wahrheit finden sollte,
Wenn er mit mindrer Müh die Wahrheit suchen wollte.
Und mancher hätte sie wohl zeitiger entdeckt,
Wofern er nicht geglaubt, sie wäre tief versteckt.
Verborgen ist sie wohl; allein nicht so verborgen,
Daß du der finstern Schriften Wust,
Um sie zu sehn, mit tausend Sorgen
Bis auf den Grund durchwühlen mußt.

Verlaß dich nicht auf fremde Müh.
Such ſelbſt, ſuch aufmerkſam, ſuch oft; du findeſt ſie.
Die Wahrheit, lieber Freund, die alle nöthig haben,
Die uns, als Menſchen, glücklich macht,
Ward von der weiſen Hand, die ſie uns zugedacht,
Nur leicht verdeckt, nicht tief vergraben.

Monime.

Durch ſchöner Gl...er Reiz, durch Schönheit des Verſtands,
Erwarb Monime ſich den Beyfall Griechenlands.
So manches Buhlers Herz beſiegten ihre Blicke,
Mit Wolluſt ſah er ſie, beſchämt wich er zurücke;
Denn war Monime ſchön: ſo war ihr Herz zugleich
An Unſchuld wie ihr Blick an Geiſt und Feuer, reich.
Die Tugend, die dem Wunſch erhitzter Buhler wehrte,
Trieb ſelbſt den Buhler an, daß er ſie mehr verehrte
Arm war ſie von Geburt, und zart von Leidenſchaft,
Mit Schmeichlern ſtets umringt; und blieb doch tugendhaft!
Doch bringt Geſchenke her! Der Diamanten Kleben,
Des Goldes Beredſamkeit wird ſie nicht widerſtehen.
Ein Prinz aus Pontus iſts, der große Mithridat,
Der mit enthrannter Bruſt ſich zu Monimen naht;
Ein König ſeufzt und fleht. Zu ſchmeichelnde Gedanken!
Wird nicht bey dieſem Glück Monimens Tugend wanken?
Prinz, fing ſie herzhaft an, du ſcheinſt durch mich gerührt,
Und rühmſt den kleinen Reiz, der meine Bildung ziert;
Ich danke der Natur für dieſen Schmuck der Jugend,
Die Schönheit gab ſie mir; und ich gab mir die Tugend;
Nicht jene macht mich ſtolz, nein, dieſe macht mich kühn;
Sey tauſendmal ein Prinz: umſonſt iſt dein Bemühn!
Ich mehre nie die Zahl erkaufter Buhlerinnen;
Nur, als Gemahl, wirſt du Monimens Herz gewinnen.
So unbeweglich blieb ihr tugendhafter Sinn!
Der Prinz, des Prinzen Flehn, der prächtigſte Gewinn,
Des Hofes Kunſt und Liſt, nichts konnte ſie bezwingen;
Der Prinz muß für ihr Herz ihr ſelbſt die Krone bringen.
O, welch ein ſeltnes Glück! von niederm Blut entſtehn
nd aus dem Staube ſich bis zu dem Thron erhöhn!

Wie lange, großes Glück! wirst du ihr Herz vergnügen?
Wie lange?

Mithridat hofft Rom noch zu besiegen;
Verläßt Monimens Arm, um in den Krieg zu ziehn.
Doch der, der siegen will, fängt an, besiegt zu fliehn;
Rom setzt ihm siegreich nach, sein Land wird eingenommen.
Doch soll das stolze Rom Monimen nicht bekommen;
Eh dieß der Prinz erlaubt, befiehlt er ihren Tod,
Ein Sklav eröffnet ihr, was Mithridat gebot.

So, ruft sie, raubt mir auch die Hoheit noch das Leben,
Die für entrißne Ruh mir einen Thron gegeben,
Auf dem ich ungeliebt, durch Reue mich gequält,
Daß ich den Niedrigsten mir nicht zum Mann erwählt?
Sie reißt den Hauptschmuck ab, um stolz sich umzubringen,
Und eilt, ihr Diadem sich um den Hals zu schlingen;
Allein das schwache Band erfüllt ihr Wünschen nicht,
Es reißt, und weigert sich der so betrübten Pflicht.
O, ruft sie, Schmuck, den ich zu meiner Pein getragen,
So gar den schlimmsten Dienst willst du mir noch versagen?
Sie wirft ihn vor sich hin, tritt voller Wuth darauf,
Und giebt durch einen Dolch alsbald ihr Leben auf.

Der unsterbliche Autor.

Ein Autor schrieb sehr viele Bände,
Und ward das Wunder seiner Zeit;
Der Journalisten gute Hände
Verehrten ihm die Ewigkeit.
Er sah, vor seinem sanften Ende,
Fast alle Werke seiner Hände
Das sechstemal schon aufgelegt,
Und sich mit tiefgelehrtem Blicke,
In einer spanischen Perücke
Vor jedes Titelblatt geprägt.
Er blieb vor Widersprechern sicher,
Und schrieb bis an den Tag, da ihn der Tod entseelt;
Und das Verzeichniß seiner Bücher,
Die kleinen Schriften mitgezählt,

Nahm von dem Lebenslauf allein
Drey Bogen und drey Seiten ein.
Man las nach dieses Mannes Tode
Die Schriften mit Bedachtsamkeit;
Und sehr, das Wunder seiner Zeit
Kam in zehn Jahren aus der Mode,
Und seine göttliche Methode
Hieß eine bange Trockenheit.
Der Mann war blos berühmt gewesen,
Weil Stümper ihn gelobt, eh Kenner ihn gelesen.

Berühmt zu werden, ist nicht schwer,
Man darf nur viel für kleine Geister schreiben;
Doch bey der Nachwelt groß zu bleiben,
Dazu gehört noch etwas mehr,
Als, seicht am Geist, in strenger Lehrart schreiben.

Der grüne Esel.

Wie oft weiß nicht ein Narr durch thöricht Unternehmen,
Viel tausend Thoren zu beschämen!
Heran, ein kluger Narr, färbt einen Esel grün,
Am Leibe grün, roth an den Beinen,
Fängt an, mit ihm die Gassen durchzuziehn;
Er zieht, und Jung und Alt erscheinen.
Welch Wunder! rief die ganze Stadt,
Ein Esel, zeisiggrün, der rothe Füße hat!
Das muß die Chronik einst den Enkeln noch erzählen,
Was es zu unsrer Zeit für Wunderdinge gab!
Die Gassen wimmelten von Millionen Seelen;
Man hebt die Fenster aus, man deckt die Dächer ab;
Denn alles will den grünen Esel sehn,
Und alle konnten doch nicht mit dem Esel gehn.
Man lief die beyden ersten Tage
Dem Esel mit Bewundrung nach.
Der Kranke selbst vergaß der Krankheit Plage,
Wenn man vom grünen Esel sprach.
Die Kinder in den Schlaf zu bringen,
Sang keine Wärterin mehr von dem schwarzen Schaf;

Vom grünen Eiel hört man ſingen,
Und ſo geräth das Kind in Schlaf.
Drey Tage waren kaum vergangen;
So war es um den Werth des armen Thiers geſchehn.
Das Volk bezeugte kein Verlangen,
Den grünen Eiel mehr zu ſehn.
Und ſo bewundernswerth er anfangs allen ſchien:
So dacht jetzt doch kein Menſch mit einer Sylb an ihn.

Ein Ding mag noch ſo närriſch ſeyn,
Es ſey nur neu, ſo nimmts den Pöbel ein:
Er ſieht, und er erſtaunt. Kein Kluger darf ihm wehren.
Drauf kömmt die Zeit, und denkt an ihre Pflicht;
Denn ſie verſteht die Kunſt, die Narren zu bekehren,
Sie mögen wollen, oder nicht.

Der baroniſirte Bürger.

Des kargen Vaters ſtolzer Sohn
Ward, nach des Vaters Tod, Herr einer Million,
Und für ſein Geld in kurzer Zeit Baron.
Er nahm ſich vor, ein groſſer Mann zu werden,
Und ahmte, wenn ihm gleich der innre Werth gebrach,
Doch die gebietriſchen Gebärden
Der Groſſen zuverſichtlich nach.
Bald wünſcht er ſich des Staatsmanns Ehre,
Vertraut mit Fürſten umzugehn;
Bald wünſcht er ſich das Glück, dereinſt vor einem Heere
Mit Lorbeern des Sieges zu ſtehn.
Kurz, er blieb ungewiß, wo er mehr Anſehn hätte,
Ob in dem Feld, ob in dem Cabinette?
Indeſſen war er doch Baron;
Und ſein Verdienſt, die Million,
Ließ ſich, zu alles Volks Entzücken,
In Laufern und Heiducken blicken.
Er nahm die halbe Stadt in Sold,
Bedeckte ſich und ſein Gefolg mit Gold,
Und brüſtete ſich mehr in ſeiner Staatskarroſſe,
Als die daran geſpannten Roſſe.

Er war der Schmeichler Mäcenat.
in Geck, der ihn gebückt um ſeine Gnade bat,
nd alles, was ſein Stolz begonnte,
echt unverſchämt bewundern konnte,
er kam ſogleich in jener Freunde Zahl,
n der man mit ihm aß, ihn lobt, und ihn beſtahl,
nd, wenn man ihn betrog, zugleich ihn überredte,
aß er des Argus Augen hätte.
Was braucht es mehr als Stolz und Unverſtand,
n Millionen durchzubringen?
nſichrer iſt kein Schatz, als in des Jünglings Hand,
en Wolluſt, Pracht und Stolz zu ihren Dienſten zwingen.
er Herr Baron vergaß bey ſeinem großen Schatz
en Staatsmann und den Held, ward ſinnreich im Verſchwenden,
nd ſah in kurzer Zeit ſein Gut in fremden Händen;
tarb arm und unberühmt. Kurz, er bewies den Satz,
aß Aeltern ihre Kinder haſſen,
ofern ſie ihnen nichts, als Reichthum, hinterlaſſen.

Der arme Schiffer.

Ein armer Schiffer ſtak in Schulden,
d klagte dem Philet ſein Leid.
rr! ſprach er, leiht mir hundert Gulden;
ein zu eurer Sicherheit
b ich kein ander Pfand, als meine Redlichkeit.
deſſen leiht mir aus Erbarmen
hundert Gulden auf ein Jahr,
Philet, ein Retter in Gefahr,
Vater vieler hundert Armen,
lt ihm das Geld mit Freuden dar.
r! ſpricht er, nimm es hin, und brauch es ohne Sorgen;
freue mich, daß ich dir dienen kann;
biſt ein ordentlicher Mann,
n muß man ohne Handſchrift borgen.
Ein Jahr, und noch ein Jahr verſtreicht;
n Schiffer läßt ſich wieder ſehen.
? ſollt er auch Philoten hintergehen,
ein Betrüger ſeyn? Vielleicht.

Doch nein! Hier kömmt der Schiffer gleich.
Herr! fängt er an, erfreuet euch!
Ich bin aus allen meinen Schulden;
Und seht, hier sind zweyhundert Gulden,
Die ich durch euer Geld gewann.
Ich bitt euch herzlich, nehmt sie an;
Ihr seyd ein gar zu wackrer Mann.
O! spricht Philet, ich kann mich nicht besinnen,
Daß ich dir jemals Geld gelehn.
Hier ist mein Rechnungsbuch, ich will's zu Rathe ziehn;
Allein ich weiß es schon, du stehest nicht darinnen.
Der Schiffer sieht ihn an, und schweigt betroffen still,
Und kränkt sich, daß Philet das Geld nicht nehmen will.
Er läuft, und kömmt mit voller Hand zurücke.
Hier, spricht er, ist der Rest, von meinem ganzen Glücke,
Noch hundert Gulden! nehmt sie hin,
Und laßt mir nur das Lob, daß ich erkenntlich bin,
Ich bin vergnügt, ich habe keine Schulden;
Dieß Glücke dank ich euch allein!
Und wollt ihr ja recht gütig seyn:
So leiht mir wieder funfzig Gulden.
Hier, spricht Philet, hier ist dein Geld!
Behalte deinen ganzen Segen.
Ein Mann, der Treu und Glauben hält,
Verdient ihn seiner Treue wegen.
Sey du mein Freund! das Geld ist dein;
Es sind nicht mehr, als hundert Gulden, mein,
Die sollen deinen Kindern seyn.

Mensch, mache dich verdient um andrer Wohlergehen;
Denn was ist göttlicher, als wenn du liebreich bist,
Und mit Vergnügen eilst, dem Nächsten beyzustehen,
Der, wenn er Großmuth sieht, großmüthig dankbar ist?

Das Schicksal.

O Mensch! was strebst du doch, den Rathschluß zu ergründen,
Nach welchem Gott die Welt regiert?
Mit endlicher Vernunft willst du die Absicht finden,
Die der Unendliche bey seiner Schickung führt?

Du ſiehſt bey Dingen, die geſchehen,
Nie das Vergangne recht, und auch die Folge nicht;
Und hoffeſt doch den Grund zu ſehen,
Warum das, was geſchah, geſchieht?
Die Vorſicht iſt gerecht in allen ihren Schlüſſen.
Dieß ſiehſt du freylich nicht bey allen Fällen ein;
Doch wollteſt du den Grund von jeder Schickung wiſſen,
So müßteſt du, was Gott iſt, ſeyn.
Begnüge dich, die Abſicht zu verehren,
Die du zu ſehr zu blöd am Geiſte biſt;
Und laß dich hier ein jüdiſch Beyſpiel lehren,
Daß das, was Gott verhängt, aus weiſen Gründen flieſst,
Und, wenn dirs grauſam ſcheint, gerechtes Schickſal iſt.

Als Moſes einſt vor Gott auf einem Berge trat,
Und ihn von jenem ew'gen Rath,
Der unſer Schickſal lenkt, um gröſſre Kenntniß bat:
So ward ihm ein Befehl, er ſollte von den Höhen,
Worauf er ſtand, hinab ins Ebne ſehen.
Hier floß ein klarer Quell. Ein reiſender Soldat
Stieg bey dem Quell von ſeinem Pferde,
Und trank. Kaum war der Reuter fort,
So lief ein Knabe von der Heerde
Nach einem Trunk an dieſen Ort.
Er fand den Geldſack bey dem Quelle,
Der jenem hier entfiel; er nahm ihn, und entwich;
Worauf nach eben dieſer Stelle
Ein Greis gebückt an ſeinem Stabe ſchlich.
Er trank, und ſetzte ſich, um auszuruhen, nieder;
Sein ſchweres Haupt ſank zitternd in das Gras,
Bis er im Schlaf des Alters Laſt vergaß.
Indeſſen kam der Reuter wieder,
Bedrohte dieſen Greis mit wildem Ungeſtüm,
Und forderte ſein Geld von ihm.
Der Alte ſchwört, er habe nichts gefunden;
Der Alte fleht und weint; der Reuter flucht und droht,
Und ſticht zuletzt mit vielen Wunden
Den armen Alten wüthend todt.

Als Moſes dieſes ſah, fiel er betrübt zur Erden;
Doch eine Stimme rief: Hier kannſt du inne werden,
Wie in der Welt ſich alles billig fügt;
Denn wiſt: es hat der Greis, der jetzt im Blute liegt
Des Knaben Vater einſt erſchlagen,
Der den verlornen Raub zuvor davon getragen.

Liſette.

Ein junges Weib, ſie hieß Liſette,
Dieß Weibchen lag an Blattern blind.
Nun weiß man wohl, wie junge Weiber ſind;
Drum durft ihr Mann nicht von dem Bette,
So gern er ſie verlaſſen hätte;
Denn laßt ein Weib ſchön, wie Cytheren, ſeyn,
Wenn ſie die Blattern hat, ſo nimmt ſie nicht mehr ein.
Hier ſitzt der gute Mann zu ſeiner größten Pein,
Und muß des kranken Weibes pflegen,
Ihr Kiſſen oft zurechte legen,
Und oft durch ein Gebet um ihre Beſſ'rung flehn;
Und gleichwohl war ſie nicht mehr ſchön.
Ich hätt ihn mögen beten ſehn.
Der arme Mann! Ich weiß ihm nicht zu rathen;
Vielleicht beſinnt er ſich, und thut, was andre thaten.
Ein krankes Weib braucht eine Wärterin;
Und Lorchen ward dazu erleſen,
Weil ihr Liſettens Eigenſinn
Vor andern längſt bekannt geweſen.
Sie trat ihr Amt dienſtfertig an,
Und wuſte ſich in allen Stücken
Gut in die kranke Frau zu ſchicken,
Und auch in den geſunden Mann.
Sie war beſorgt, gefällig, jung und ſchön,
Und alſo ganz geſchickt, mit beyden umzugehn.
Was thut man nicht, um ſich von Gram und Pein,
Von langer Weile zu befreyn?
Der Mann ſieht Lorchen an, und redt mit ihr durch Blicke,
Weil er nicht anders reden darf;
Und jeder Blick, den er auf Lorchen warf,

Kam, wo nicht ganz, doch halb erhört zurücke.
Ach, arme kranke Frau! Es iſt dein großes Glücke,
Daß du nicht ſehen kannſt; dein Mann thut recht galant;
Dein Mann, ich wollte viel drauf wetten,
Hat Lorchen ſchon vorher gekannt,
Und ſie mit Fleiß zur Wärterin ernannt.
Ja, wenn ſie bloß durch Blicke redten,
So möcht es endlich wohl noch gehn;
Allein bald wird man ſie einander küſſen ſehn.
Er kömmt, und klopft ſie in den Nacken,
Und kneipt ſie in den vollen Backen;
Sie wehrt ſich ganz bequem, bequem, wie eine Braut,
Und findet bald für gut, ſich weiter nicht zu wehren.
Sie küſſen ſich recht zärtlich und vertraut:
Allein ſie küßten gar zu laut.
Wie konnt es anders ſeyn? Liſette muſt es hören.
Sie hörts, und fragt: was ſchallt ſo hell?
Madam, Madam! ruft Lorchen ſchnell,
Es iſt ihr Herr, er ächzt vor großem Schmerz,
Und will ſich nicht zufrieden geben.
Ach! ſpricht ſie, lieber Mann, wie redlich meints dein Herz!
O! gräme dich doch nicht! Ich bin ja noch am Leben.

Die Verſchwiegenheit.

O Doris! wärſt du nur verſchwiegen,
So wollt ich dir etwas geſtehn;
Ein Glück, ein ungemein Vergnügen ...
Doch nein, ich ſchweige, ſprach Tiren.
Wie? rief die ſchöne Schäferin,
Du zweifelſt noch, ob ich verſchwiegen bin?
Du kannſt mirs ſicher offenbaren;
Ich ſchwör, es ſolls kein Menſch erfahren.
Du kennſt, verſetzt Tiren, die ſpröde Sylvia,
Die ſchüchtern vor mir floh, ſo oft ſie mich ſonſt ſah.
Ich komme gleich von dieſer kleinen Spröden,
Doch ach! ich darf nicht weiter reden.
Nein, Doris, nein, es geht nicht an;
Es wär um ihre Gunſt und um mein Glück gethan,

Wenn Sylvia dereinſt erführe,
Daß . . . dringe nicht in mich, ich halte meine Schwüre.
So liebt ſie dich? fuhr Doris fort.
Ja wohl! Doch ſage ja kein Wort!
Ich hab ihr Herz nun völlig eingenommen,
Und jetzt von ihr den erſten Kuß bekommen.
Tiren, ſprach ſie zu mir, mein Herz ſey ewig dein!
Doch eines bitt ich dich, du mußt verſchwiegen ſeyn.
Daß wir uns günſtig ſind, uns treu und zärtlich küſſen,
Braucht niemand auf der Flur, als ich und du zu wiſſen,
Drum bitt ich, Doris, ſchweige ja;
Sonſt flieht und haßt mich Sylvia.
Die kleine Doris geht. Doch wird auch Doris ſchweigen?
Ja, die Verſchwiegenheit iſt allen Schönen eigen.
Geſetzt, daß Doris auch es dem Damöt vertraut:
Was iſt es denn nun mehr? Sie ſagt es ja nicht laut!
Ihr Schäfer, ihr Damöt, kömmt ihr verliebt entgegen,
Drückt ihr die weiche Hand, und fragt,
Was ihr ſein Freund, Tiren, geſagt?
Damöt! du weißt ja wohl, was wir zu reden pflegen,
Du kennſt den ehrlichen Tiren;
Es war nichts wichtiges, ſonſt würd ich dirs geſtehn.
Er ſagte mir . . . Verlaß es nicht zu wiſſen;
Ich hab es ihm verſprechen müſſen,
Daß ich zeitlebens ſchweigen will.
Damöt wird traurig, ſchweiget ſtill,
Umarmt ſein Kind, doch nur mit halbem Feuer.
Die Schäferin erſchrickt, daß ſie Damötens Kuß
So unvollkommen ſchmecken muß.
Du zürneſt, ruft ſie, mein Getreuer?
O! zürne nicht, ich will es dir geſtehn:
Die ſpröde Sylvia ergiebt ſich dem Tiren,
Und hat ihm jetzt, in ihrem Leben,
Den allererſten Kuß gegeben;
Allein du mußt verſchwiegen ſeyn.
Damöt verſprichts. Kaum iſt Damöt allein,
So fühlt er ſchon die größte Pein,
Sein neu Geheimniß zu bewahren.

Ja, fängt Damöt zu singen an:
Ich will es keinem offenbaren,
Daß Sylvia Tirenen liebt,
Ihm Küsse nimmt, und Küsse giebt;
Du, stummer Busch, du sollsts erfahren,
Wen Sylvia verstohlen liebt.
Doch ach! in diesem Busch war unsre Sylvia,
Die sich durch dieses Lied beschämt verrathen sah,
Und eine Heimlichkeit so laut erfahren mußte,
Die, ihrer Meinung nach, nur ihr Geliebter wußte.
Sie läuft, und sucht den Schwätzer, den Tiren.
Ach, Schäfer, ach! wie wirds dirs gehn!
Mich, fängt sie an, so zu betrüben!
Dich, Plaudrer, sollt ich länger lieben?
Und kurz: Tiren verliert die schöne Schäferin,
Und kömmt, Damöten anzuklagen.
Ja, spricht Damöt, ich muß es selber sagen,
Daß ich nicht wenig strafbar bin;
Allein, wie kannst du mich den größten Schwätzer nennen?
Du hast ja selbst nicht schweigen können!

Die junge Ente.

Die Henne führt der Jungen Schaar,
Worunter auch ein Entchen war,
Das sie sogleich mit ausgebrütet.
Der Zug soll in den Garten gehn;
Die Alte gibts der Brut durch Locken zu verstehn;
Und jedes folgt, sobald sie nur gebietet,
Denn sie gebot mit Zärtlichkeit.
Die Ente wackelt mit; allein nicht gar zu weit.
Sie sieht den Teich, den sie noch nicht gesehen;
Sie läuft hinein, sie badet sich.
Wie, kleines Thier! Du schwimmst? Wer lehrt es dich?
Wer hieß dich in das Wasser gehen?
Wirst du so jung das Schwimmen schon verstehen?
Die Henne läuft mit struppigtem Gefieder
Das Ufer zehnmal auf und nieder,
Und will ihr Kind aus der Gefahr befreyn;

Setzt zehnmal an, und fliegt doch nicht hinein;
Denn die Natur heißt sie das Wasser scheun.
Doch nichts erschreckt den Muth der Ente;
Sie schwimmt beherzt in ihrem Elemente,
Und fragt die Henne ganz erfreut,
Warum sie denn so ängstlich schreut?

Was dir Entsetzen bringt, bringt jenem oft Vergnügen.
Der kann mit Lust zu Felde liegen,
Und dich erschreckt der bloße Name, Held.
Der schwimmt beherzt auf offnen Meeren;
Du zitterst schon auf angebundnen Fähren,
Und siehst den Untergang der Welt.
Befürchte nichts für dessen Leben,
Der kühne Thaten unternimmt;
Wen die Natur zu der Gefahr bestimmt,
Dem hat sie auch den Muth zu der Gefahr gegeben.

Die kranke Frau.

Wer kennt die Zahl von so viel bösen Dingen,
Die uns um die Gesundheit bringen!
Doch nöthig ists, daß man sie kennen lernt.
Je mehr wir solcher Quellen wissen,
Woraus Gefahr und Unheil fließen,
Um desto leichter wird das Uebel selbst entfernt.

Des Mannes theurer Zeitvertreib,
Sulpicia, ein junges schönes Weib,
Ging munter zum Besuch, krank aber kam sie wieder,
Und fiel halb todt aufs Ruhebette nieder.
Sie röchelt. Wie? vergißt ihr Blut den Lauf?
Geschwind löst ihr die Schnürbrust auf!
Geschwind! doch läßt sich dieß erzwingen?
Sechs Hände waren zwar bereit;
Doch eine Frau aus ihrem Staat zu bringen,
Wie viel erfordert dieß nicht Zeit!
Der arme Mann schwimmt ganz in Thränen;
Mit Recht bestürzt ihn diese Noth.
Zu früh ists, nach der Gattin Tod

Im erſten Jahre ſich zu ſehnen.
Er ſchickt nach einem Arzt. Ein junger Aeſculap
Erſcheint ſogleich in vollem Trab,
Und ſetzt ſich vor das Krankenbette,
Vor dem er ſich ſo eine Miene gab,
Als ob er für den Tod ein ſichres Mittel hätte.
Er fragt den Puls; und da er ihn gefragt,
Schlägt er im Geiſte nach, was ſein Receptbuch ſagt,
Und läßt, die Krankheit zu verdringen,
Sich eilends Dint und Feder bringen.
Er ſchreibt. Der Diener läuft. Indeſſen ruft der Mann
Den ſo erfahrnen Arzt bey Seite,
Und fragt, was doch der Zufall wohl bedeute?
Der Doctor ſieht ihn lächelnd an:
„Sie fragen mich, was es bedeuten kann?
„Das brauch ich Ihnen nicht zu ſagen;
„Sie wiſſen ſchon, es zeigt viel Gutes an,
„Wenn ſich die jungen Weiber klagen.“
Den Mann erfreut ein ſolcher Unterricht.
Die Nacht verſtreicht, der Trank iſt eingenommen;
Allein der theure Trank hilft nicht;
Drum muß der zweyte Doctor kommen
Er kömmt. Geduld! nun werden wirs erfahren.
Was iſts? was fehlt der ſchönen Frau?
Der Doctor ſieht es ganz genau,
Daß ſich die Blattern offenbaren.
Sulpicia! erſt ſollſt du ſchwanger ſeyn?
Nun ſollſt du gar die Blattern kriegen?
Ihr Aerzte ſchweigt, und gebt ihr gar nichts ein;
Denn einer muß ſich doch betrügen.
Nein, überlaßt ſie der Natur
Und dem ihr ſo getreuen Bette;
Geſetzt, daß ſie die ſchlimmſte Krankheit hätte,
So iſt ſie nicht ſo ſchlimm, als eure Cur.
Geduld! vielleicht geneſt ſie heute,
Der Mann kömmt nicht von ihrer Seite,
Und eh die Stunde halb verfließt,
Fragt er ſie hundertmal, ebs noch nicht beſſer iſt?

Ach! ungeſtümer Mann, du nöthigſt ſie zum Sprechen;
Wie? wird ſie nicht das Reden ſchwächen?
Sie ſpricht ja mit gebrochnem Ton,
Und an der Sprache hörſt du ſchon,
Daß ſich die Schmerzen ſtets vergrößern.
Bald wird es ſich mit deiner Gattin beſſern!
Der Tod, der Tod bringt ſchon herein,
Sie von der Marter zu befreyn!

Wer pocht? Es wird der Doctor ſeyn;
Doch nein, der Schneider kömmt, und bringt ein Kleid getragen.
Sulpicia fängt an, die Augen aufzuſchlagen.
Er kömmt, ſo ſtammelt ſie, er kömmt zu rechter Zeit;
Iſt dieß vielleicht mein Sterbekleid?
Ja, wie Er ſieht, ſo werd ich bald erblaſſen.
Doch hätte mich der Himmel leben laſſen:
So hätt ich mir ein ſolches Kleid beſtellt,
Von ſolchem Stoff, als Er, Er wirds wohl wiſſen,
Für meine Freundin machen müſſen;
Es iſt nichts ſchöners auf der Welt.
Als ich zuletzt Beſuch gegeben,
So trug ſie dieſes neue Kleid;
Doch geh Er nur. O kurzes Leben!
Es iſt doch alles Eitelkeit!

O faſſe dich, betrübter Mann!
Du hörſt ja, daß dein Weib noch ziemlich reden kann.
O laß die Hoffnung nicht verſchwinden!
Der Athem wird ſich wieder finden.

Der Schneider geht, der Mann begleitet ihn;
Sie reden heimlich vor der Thüre.
Der Schneider thut die größten Schwüre,
Und eilt, die Sache zu vollziehn.

Noch vor dem Abend kömmt er wieder.
Sulpicia liegt noch darnieder,
Und dankt ihm ſeufzend für den Gruß.
Allein wer ſagt, was doch der Schneider bringen muß?
Er hat es in ein Tuch geſchlagen,
Er wickelts aus. O welche Seltenheit!

Dieß iſt der Stoff, dieß iſt das reiche Kleid.
Allein was ſoll es ihr? Sie kann es ja nicht tragen.
Ach Engel! ſpricht der Mann, bey ſanftem Händedrücken,
Mein ganz Vermögen gäb ich hin,
Könnt ich dich nur geſund in dieſem Schmuck erblicken.
O! fängt ſie an, ſo krank ich bin:
So kann ich Ihnen doch, mein Liebſter, nichts verſagen.
Ich will mich aus dem Bette wagen;
So können Sie noch heute ſehn,
Wie mir das neue Kleid wird ſtehn.
Man bringt den Schirm, und ſie verläßt das Bette,
So ſchwach, als ob ſie ſchon ein Jahr gelegen hätte.
Man putzt ſie an, geputzt trinkt ſie Caffee.
Kein Finger thut ihr weiter weh.
Der Krankheit Grund war bloß ein Kleid geweſen,
Und durch das Kleid muß ſie geneſen.
So heilt des Schneiders kluge Hand
Ein Uebel, das kein Arzt gekannt.

Der gute Rath.

Ein junger Menſch, der ſich vermählen wollte,
Und dem man manchen Vorſchlag that,
Bat einen Greis um einen guten Rath,
Was für ein Weib er nehmen ſollte?
Freund, ſprach der Greis, das weiß ich nicht.
So gut man wählt, kann man ſich doch betrügen.
Sucht ihr ein Weib blos zum Vergnügen:
So wählet euch ein ſchön Geſicht;
Doch liegt euch mehr an Renten und am Staate,
Als am verliebten Zeitvertreib:
So dien ich euch mit einem andern Rathe,
Bemüht euch um ein reiches Weib;
Doch ſtrebt ihr durch die Frau nach hohem Range,
Nun ſo vergeßt, daß beßre Mädchen ſind,
Wählt eines großen Mannes Kind,
Und unterſucht die Wahl nicht lange;
Doch wollt ihr mehr für eure Seele wählen,
Als für die Sinne und den Leib:

So wagts, um euch nach Wunsche zu vermählen,
Und wählt euch ein gelehrtes Weib.
Hier schwieg der Alte lachend still.
Ach! sprach der junge Mensch, das will ich ja nicht wissen:
Ich frage, welches Weib ich werde wählen müssen,
Wenn ich zufrieden leben will?
Und wenn ich, ohne mich zu grämen ...
O! fiel der Greis ihm ein, so müßt ihr keine nehmen.

Die beyden Mädchen.

Zwey junge Mädchen hofften beyde,
Worauf? Gewiß auf einen Mann;
Denn dieß ist doch die größte Freude,
Auf die ein Mädchen hoffen kann.
Die jüngste Schwester, Philippine,
War nicht unordentlich gebaut;
Sie hatt' ein rund Gesicht, und eine zarte Haut;
Doch eine sehr gezwungne Miene.
So fest geschnürt sie immer ging,
So viel sie Schmuck ins Ohr und vor den Busen hing,
So schön sie auch ihr Haar zusammen rollte:
So ward sie doch bey alle dem,
Je mehr man sah, daß sie gefallen wollte,
Um desto minder angenehm.
Die andre Schwester, Caroline,
War im Gesichte nicht so zart;
Doch frey und reizend in der Miene,
Und liebreich mit gelaßner Art.
Und wenn man auf den heitern Wangen
Gleich kleine Sommerflecken fand:
Ward ihrem Reiz doch nichts dadurch entwandt;
Und selbst ihr Reiz schien solche zu verlangen.
Sie putzte sich nicht mühsam aus,
Sie prahlte nicht mit theuren Kostbarkeiten.
Ein artig Band, ein frischer Strauß,
Die über ihren Ort, den sie erlangt, sich freuten,
Und eine nach dem Leib wohl abgemeßne Tracht,
War Carolinens ganze Pracht.

Ein Freyer kam, man wies ihm Philippinen;
r ſah ſie an, erſtaunt', und hieß ſie ſchön;
llein ſein Herz blieb frey, er wollte wieder gehn.
aum aber ſah er Carolinen,
o blieb er vor Entzückung ſtehn.
m Bilde dieſer Frauenzimmer
eigt ſich die Kunſt und die Natur.
ie erſte prahlt mit weit geſuchtem Schimmer,
ie feſſelt nicht; ſie blendet nur.
ie andre ſucht durch Einfalt zu gefallen,
ißt ſich beſcheiden ſehn; und ſo gefällt ſie allen.

Der Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als weil er Ehre ſuchte, malte,
Ließ einen Kenner einſt den Mars im Bilde ſehn,
Und bat ſich ſeine Meynung aus.
Der Kenner ſagt ihm frey heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht ſchön zu ſeyn,
Weit minder Kunſt verrathen ſollte.
Der Maler wandte vieles ein;
Der Kenner ſtritt mit ihm aus Gründen,
Und konnt ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein,
Und nahm das Bild in Augenſchein.
O! rief er, bey dem erſten Blicke,
Ihr Götter, welch ein Meiſterſtücke!
Ach, welcher Fuß! O, wie geſchickt
Sind nicht die Nägel ausgedruckt!
Mars lebt durchaus in dieſem Bilde.
Wie viele Kunſt, wie viele Pracht,
Iſt in dem Helm und in dem Schilde,
Und in der Rüſtung angebracht!

Der Maler ward beſchämt gerühret,
Und ſah den Kenner kläglich an.

Nun, sprach er, bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zu viel gethan.
Der junge Geck war kaum hinaus,
So strich er seinen Kriegsgott aus.

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So ist es schon ein böses Zeichen;
Doch, wenn sie gar des Narren Lob erhält,
So ist es Zeit, sie auszustreichen.

Fabeln und Erzählungen.

Zweytes Buch.

Die beyden Schwalben.

Zwo Schwalben sangen um die Wette,
Und sangen mit dem größten Fleiß;
Doch wenn die eine schrie, daß sie den Vorzug hätte,
Gab doch die andre sich den Preis.
Die Lerche kömmt. Sie soll den Streit entscheiden;
Und beyde stimmten herzhaft an.
Nun, hieß es: sprich, wer von uns beyden
Am meisterlichsten singen kann?
Das weiß ich nicht, sprach sie bescheiden,
Und sah sie ganz mitleidig an,
Und wollte sich nach ihrer Höhe schwingen.
Doch nein, sie suchten ihr den Ausspruch abzuzwingen.
So, sprach sie, will ichs denn gestehn:
Die kann so gut, wie jene singen;
Doch singt, so lang ihr wollt, es singt doch keine schön.
Hört man das Lied geistreicher Nachtigallen:
So kann uns eures nicht gefallen.

Ihr mittelmäßigen Scribenten,
O! wenn wir euch doch friedsam machen könnten!
Ihr zankt, wer besser denkt? Laßt keinen Streit entstehn.
Wir wollen keinen von euch kränken:
Der eine kann so gut, wie jener denken;
Doch keiner von euch denket schön.
Ihr Schwätzer! zankt nicht um die Gaben
Der geistlichen Beredsamkeit.

So lange wir Mosheime haben:
So sehn wir ohne Schwierigkeit,
Daß ihr beredte Kinder seyd.
Zankt nicht um eure hohen Gaben,
Ihr Gründlichen, o bleibt in Ruh!
Du demonstrirst wie er, und er so fein, wie du;
Allein so lange wir Leibnitze vor uns haben:
So hört euch keine Seele zu.
O! zankt nicht um des Phöbus Gaben,
Reimreiche Sänger unsrer Zeit!
Ihr alle reimt mit gleicher Fertigkeit;
Allein so lange wir noch Hagedorne haben:
So denkt man nicht daran, daß ihr zugegen seyd.

Das Unglück der Weiber.

In einer Stadt, mich deucht in Griechenland,
Drang einst der Feind, von Wuth entbrannt,
Und wollte, weil die Stadt mit Sturm erobert worden,
Die Bürger in der Raserey
Bis auf den letzten Mann ermorden.
O Himmel! welch ein Angstgeschrey
Erregten nicht der Weiber blasse Schaaren!
Man stelle sich nur vor, wenn tausend Weiber schrevn,
Was muß das für ein Lärmen seyn!
Ich zittre schon, wenn zwey nur schrevn.

Sie liefen mit zerstreuten Haaren,
Mit Augen, die von Thränen roth,
Mit Händen, die zerrungen waren,
Und warfen, schon von Angst halb todt,
Sich vor den Feldherrn der Barbaren,
Und flehten in gemeiner Noth
Ihn insgesammt um ihrer Männer Leben.
So hats von tausenden nicht eine Frau gegeben,
Die sich gewünscht, des Mannes los zu seyn?
Von tausenden nicht eine? Nein.
Nun, das ist viel; da muß, bey meinem Leben!
Noch gute Zeit gewesen seyn.

So hart als auch der Feldherr war,
So konnt er doch dem zauberiſchen Flehn
Der Weiber nicht ganz widerſtehn.
Denn welchen Mann, er ſey auch zehnmal ein Barbar,
Weiß nicht ein Weib durch Thränen zu bewegen?
Mein ganzes Herz fängt ſich hier an zu regen.
Ich hätte nicht der General ſeyn mögen,
Vor dem der Weiber Schaar ſo kläglich ſich vereint:
Ich hätte wie ein Kind geweint.
Und ohne Geld den Männern gleich das Leben,
Und jeder Frau, zu ihrer Ruh,
Den Mann, und einen noch dazu,
Wenn ſie's von mir verlangt, gegeben.
Allein ſo gar gelind war dieſer Feldherr nicht;
Ihr Schönen, fängt er an und ſpricht . . .
Ihr Schönen? Dieſes glaub ich nicht;
Ein harter General wird nicht ſo liebreich ſprechen.
Was willſt du dir den Kopf zerbrechen?
Genug! er hats geſagt. Ein alter General,
Hat, dächt ich, doch wohl wiſſen können,
Daß man die Weiber allemal,
Sie ſeyn es, oder nicht, kann meine Schönen nennen.
Ihr Schönen, ſprach der General,
Ich ſchenk euch eurer Männer Leben;
Doch jede muß für den Gemahl
Mir gleich ihr ganz Geſchmeide geben;
Und die ein Stück zurück behält,
Verliert den Mann vor dieſem Zelt.
Wie? fingen nicht die Weiber an zu beben?
Ihr ganz Geſchmeide hinzugeben?
Den ganzen Schmuck für einen Mann?
Gewiß, der General war dennoch ein Tyrann.
Was halfs, daß er, ihr Schönen! ſagte,
Da er die Schönen doch ſo plagte?
Doch weit gefehlt, daß auch nur eine zagte;
So holten ſie vielmehr mit Freuden ihren Schmuck,
Dem General war dieß noch nicht genug.
Er ließ nicht eh nach ihren Männern ſchicken,

Als bis ſie einen Eid gethan,
(Der General war ſelbſt ein Ehemann)
Bis, ſag ich, ſie den Eid gethan,
Den Männern nie die Wohlthat vorzurücken,
Noch einen neuen Schmuck den Männern abzudrücken.
Drauf kriegte jede Frau den Mann.
O welche Wolluſt! welch Entzücken!
Vergebens wünſch ichs auszudrücken,
Mit welcher Brünſtigkeit die Frau den Mann umfing!
Mit was für ſehnſuchtsvollen Blicken
Ihr Aug an ſeinem Auge hing!
Der Feind verließ die Stadt. Die Weiber blieben ſtehen,
Um ihren Feinden nachzuſehen;
Alsdann flog jede froh mit ihrem Mann ins Haus.
Iſt die Geſchichte denn nun aus?
Noch nicht, mein Freund! Nach wenig Tagen
Entfiel den Weibern aller Muth.
Sie grämten ſich, und durftens doch nicht ſagen.
Wer wirds, den Eid zu brechen, wagen?
Genug der Kummer trat ins Blut.
Sie legten ſich; drauf ſtarben in zehn Tagen,
Des Lebens müd und ſatt, neunhundert an der Zahl.
Der alte böſe General!

Der ſterbende Vater.

Ein Vater hinterließ zween Erben,
Chriſtophen, der war klug, und Görgen, der war dumm.
Sein Ende kam, und kurz vor ſeinem Sterben
Sah er ſich ganz betrübt nach ſeinem Chriſtoph um.
Sohn! fing er an, mich quält ein trauriger Gedanke;
Du haſt Verſtand, wie wird dirs künftig gehn?
Hör an, ich hab in meinem Schranke
Ein Käſtchen mit Juwelen ſtehn,
Die ſollen dein. Nimm ſie, mein Sohn,
Und gieb dem Bruder nichts davon.
Der Sohn erſchrak und ſtutzte lange.
Ach Vater! hub er an, wenn ich ſo viel empfange,
Wie kömmt alsdann mein Bruder fort?

Ey! fiel der Vater ihm ins Wort,
Für Görgen iſt mir gar nicht bange,
Der kömmt gewiß durch ſeine Dummheit fort.

Der junge Dreſcher.

Dem Dreſcher, der im weichen Gras
Vor ſeinem Topf mit Milch und ſchwarzem Brodte ſaß,
Dem wollte ſeine Milch nicht ſchmecken.
Er fing verdrießlich an, ſich in das Gras zu ſtrecken,
Dacht ängſtlich ſeinem Schickſal nach,
Und dehnte ſich dreymal, und ſprach:
Du biſt ein ſchlechter Kerl, du haſt kein eignes Dach,
Und mußt dich Tag vor Tag mit deinem Flegel plagen;
Du thätſt ja gern mit deinem Schatze ſchön;
Allein, du Narr, mußt in der Scheune ſtehn,
Und kannſt nach langen vierzehn Tagen
Kaum einmal in die Schenke gehn,
Und einen Krug mit Bier und deine Mieke ſehn.
Du biſt noch jung, und kannſt hübſch leſen und hübſch ſchreiben,
Und wollteſt ſtets ein Dreſcher bleiben?
Des Schulzen Tochter iſt dir gut,
Iſt reich, und kann ſich hübſch geberden:
So nimm ſie doch. Du kannſt, mein Blut!
Wohl mit der Zeit noch Schulze werden:
Alsdann ißt du dein Stücke Fleiſch in Ruh,
Und trinkſt dein gutes Bier dazu,
Und haſt gleich nach dem Pfarr die Ehre . . .
O! wenn ich doch ſchon Schulze wäre!
Indem Hanns noch ſo ſprach, kam ſeine Schöne her.
Sie that, als käme ſie nur ſo von ohngefähr;
Allein ſie kam mit Fleiß, weil ſie ihn ſprechen wollte,
Und er verwegen ſeyn, und ſie recht herzen ſollte.
Denn Mädchen, wenn ſie gleich das Dorf erzogen hat,
Sind wie die Mädchen in der Stadt.
Hanns zieht die Schöne ſanft zu ſich ins Grüne nieder,
Lobt ihren neuen Latz, ſchielt öfters auf ihr Mieder,
Faſt wie ein junger Herr; nur mit dem Unterſcheid,
Er hatte mehr Schamhaftigkeit.

Kurz, er fing an, ſie recht verliebt zu küſſen,
Bat um ihr Herz, und trug ihr Herz davon,
Und ward, wie viele noch auf dieſem Dorfe wiſſen,
Des reichen Schulzen Schwiegerſohn.
Kaum hatt' er ſie: ſo ward der Alte ſchon
Durch ſchnellen Tod der Welt und ſeinem Dorf entriſſen.
Wen wird man nun Herr Schulze grüßen?
Wen anders, als den Schwigerſohn?
Er eilt ins Amt, kömmt bald und freudig wieder,
Und wirft ſich auf die Bank, als Schulz im Dorfe, nieder.
So wie ein durch den Fleiß vollendeter Student,
Nach einem glücklichen Examen,
Sich ſelbſt vor trunkner Luſt nicht kennt,
Wenn ihn die Magd in ſeiner Schönen Namen,
Nach einem tiefen Compliment,
Das erſtemal Herr Doctor nennt:
So wußt auch Hanns vor großer Freude
Nicht, wo er Händ' und Füße ließ,
Als ihn Schulmeiſters Adelheide
Das erſtemal Herr Schulze hieß.
Wie glücklich pries er ſich in ſeiner Ehrenſtelle!
Er aß ſein Fleiſch, und that den Gäſten oft Beſcheid.
Allein es kamen mit der Zeit
Auch viel unangenehme Fälle.
Denn welches Amt iſt wohl davon befreyt?
Nach einer nicht gar langen Zeit
Warf ſich Herr Hanns verdrießlich auf die Stelle,
Auf der er ſich ſein Glück erſreyt,
Und oft gewünſcht: Wenn ich doch Schulze wäre!
Ich, fing er zu ſich ſelber an,
Ich habe Haus und Hof, und Ehre,
Und bin mit alledem doch ein geplagter Mann.
Bald ſoll ich von der Bauern Leben
Im Amte Red' und Antwort geben;
Da fährt mich denn der Amtmann an,
Und heißt mich einen dummen Mann.
Bald quälen mich die teufliſchen Soldaten,
Und fluchen mir die Ohren voll.

ld weiß ich mir bey den Mandaten,
ld in Quatembern nicht zu rathen,
e ich dem Landknecht schaffen soll.
e Bauern brummen, wenn ich strafe;
d straf ich nicht, so lachen sie mich aus.
nst störte mich kein Mensch im Schlafe,
t pocht mich jeder Narr heraus,
d, wenn es niemand thut, so hunzt die Frau mich aus.
wäre mirs nur keine Schande!
griffe nach dem ersten Stande,
d stürb als Drescher auf dem Lande.

Wer weiß, ob mancher Große nicht
Herzen wie der Schulze spricht!
r weiß, wie viele sonst zu Fuße ruhig waren,
jetzund mißvergnügt in stolzen Kutschen fahren!
r weiß, ob manches Herz nicht viel zufriedner schlug,
es der Fürsten Gunst an einem Bande trug!
ernt ihr unzufriednen Kleinen,
ß ihr die Ruh nicht durch den Stand gewinnt!
nt doch, daß die am mindsten glücklich sind,
euch am meisten glücklich scheinen!

Die glückliche Ehe.

Gedankt sey es dem Gott der Ehen;
Was ich gewünscht, hab ich gesehen:
Ich sah ein recht zufriednes Paar;
Ein Paar, das ohne Gram und Reue,
Bey gleicher Lieb' und gleicher Treue,
In kluger Ehe glücklich war.
Ein Wille lenkte hier zwo Seelen;
Was sie gewählt, pflegt er zu wählen,
Was er verwarf, verwarf auch sie:
Ein Fall, wo andre sich betrüben,
Stört ihre Ruhe nie. Sie liebten,
Und fühlten nicht des Lebens Müh.
Da ihn kein Eigensinn verführte,
Und sie kein eitler Stolz regierte,

So herrſchte weder ſie noch er.
Sie herrſchten; aber bloß mit Bitten.
Sie ſtritten; aber wenn ſie ſtritten,
Kam bloß ihr Streit aus Eintracht her.
So wie wir, eh wir uns vermählen,
Uns unſre Fehler klug verheelen,
Uns falſch aus Liebe hintergehn:
So ließen ſie auch in den Zeiten
Der zärtlichſten Vertraulichkeiten
Sich nie die kleinſten Fehler ſehn.
Der letzte Tag in ihrem Bunde,
Der letzte Kuß von ihrem Munde
Nahm, wie der erſte, ſie noch ein.
Sie ſtarben. Wann? ... Wie kannſt du fragen?
Acht Tage nach den Hochzeittagen,
Sonſt würden dieß nur Fabeln ſeyn.

Die beyden Wächter.

Zween Wächter, die ſchon manche Nacht
Die liebe Stadt getreu bewacht,
Verfolgten ſich, aus aller Macht,
Auf allen Bier- und Branntweinbänken,
Und ruhten nicht, mit pöbelhaften Ränken
Einander bis aufs Blut zu kränken;
Denn keiner brannte von dem Span,
Woran der andre ſich den Tabak angezündet,
Aus Haß den ſeinen jemals an.
Kurz, jeden Schimpf, den nur die Rach erfindet,
Den Feinde noch den Feinden angethan,
Den thaten ſie einander an.
Und jeder wollte blos den andern überleben,
Um noch im Sarg ihm einen Stoß zu geben.
Man rieth, und wußte lange nicht,
Warum ſie ſolche Feinde waren;
Doch endlich kam die Sache vor Gericht,
Da mußte ſichs denn offenbaren,
Warum ſie, ſeit ſo vielen Jahren,
So heidniſch unverſöhnlich waren.

Was war der Grund? Der Brodneid? War ers nicht?
Nein. Dieser sang: Verwahrt das Feuer und das Licht;
Allein so sang der andre nicht.
Er sang: Bewahrt das Feuer und das Licht!
Aus dieser so verschiednen Art,
An die sich beyd' im Singen zänkisch banden,
Aus dem verwahrt und dem bewahrt
War Spott, Verachtung, Haß, und Rach und Wuth entstanden.

Die Wächter, hör' ich viele schreyn,
Verfolgten sich um solche Kleinigkeiten?
Das mußten große Narren seyn.
Ihr Herren! stellt die Reden ein,
Ihr könntet sonst unglücklich seyn!
Wißt ihr denn nichts von so viel großen Leuten,
Die in gelehrten Streitigkeiten
Um Sylben, die gleich viel bedeuten,
Sich mit der größten Wuth entzweyten?

Das Kutschpferd.

Ein Kutschpferd sah den Gaul den Pflug im Acker ziehn,
Und wieherte mit Stolz auf ihn.
Wenn, sprach es, und fing an, die Schenkel hoch zu heben,
Wenn kannst du dir ein solches Ansehn geben?
Und wenn bewundert dich die Welt?
Schweig, rief der Gaul, und laß mich ruhig pflügen.
Denn baute nicht mein Fleiß das Feld,
Wo würdest du den Hafer kriegen,
Der deiner Schenkel Stolz erhält?

Die ihr die Nlebern so verachtet,
Vornehme Müßiggänger, wißt,
Daß selbst der Stolz, mit dem ihr sie betrachtet,
Daß euer Vorzug selbst, aus dem ihr sie verachtet,
Auf ihren Fleiß gegründet ist.
Ist der, der sich und euch durch seine Händ ernährt,
Nichts bessers, als Verachtung werth?
Gesetzt, du hättest bessre Sitten:

So iſt der Vorzug doch nicht dein.
Denn ſtammteſt du aus ihren Hütten:
So hätteſt du auch ihre Sitten;
Und was du biſt, und mehr, das würden ſie auch ſeyn,
Wenn ſie, wie du, erzogen wären.
Dich kann die Welt ſehr leicht, ihn aber nicht entbehren.

Die Fliege.

Daß alle Thiere denken können,
Dieß ſcheint mir ausgemacht zu ſeyn,
Ein Mann, den auch die Kinder witzig nennen,
Aeſopus hats geſagt, Fontaine ſtimmt mit ein.
Wer wird auch ſo mißgünſtig ſeyn.
Und Thieren nicht dieß kleine Glücke gönnen,
Aus dem die Welt ſo wenig macht?
Denk oder denke nicht, darauf giebt niemand Acht.

In einem Tempel voller Pracht,
Aus dem die Kunſt mit ew'gem Stolze blickte,
Dich ſchnell zum Beyfall zwang, und gleich dafür entzückte,
Und wenn ſie dich durch Schmuck beſtürzt gemacht,
Mit edler Einfalt ſchon dich wieder zu dir brachte;
In dieſem Bau voll Ordnung und voll Pracht
Saß eine finſtre Flieg' auf einem Stein und dachte.
Denn daß die Fliegen ſtets aus finſtern Augen ſehn,
Und oft den Kopf mit einem Beine halten,
Und oft die flache Stirne falten,
Kömmt bloß daher, weil ſie ſo viel verſtehn,
Und auf den Grund der Sachen gehn.
So ſaß auch hier die weiſe Fliege.
Ein halbes Dutzend ernſte Züge
Verfinſterten ihr Angeſicht.
Sie denkt tiefſinnig nach und ſpricht:
Woher iſt dieß Gebäud' entſtanden?
Iſt außer ihm wohl jemand noch vorhanden,
Der es gemacht? Ich ſeh's nicht ein.
Wer ſollte dieſer Jemand ſeyn?
Die Kunſt, ſprach die bejahrte Spinne,

Hat dieſen Tempel aufgebaut.
Wohin auch nur dein blödes Auge ſchaut,
Wird es Geſetz und Ordnung inne;
Und dieß beweiſt, daß ihn die Kunſt gebaut.
Hier lachte meine Fliege laut.
Die Kunſt? ſprach ſie ganz höhniſch zu der Spinne,
Was iſt die Kunſt? Ich ſinn' und ſinne,
Ich ſehe nichts, als ein Gedicht.
Was iſt ſie denn? Durch wen iſt ſie verhanden?
Nein, dieſes Mährchen glaub ich nicht.
Lern es von mir, wie dieſer Bau entſtanden:
Es kamen einſt von ohngefähr
Viel Steinchen einer Art hieher,
Und fingen an, zuſammen ſich zu ſchicken.
Daraus entſtand der große hohle Stein,
In welchem wir uns beyd' erblicken.
Kann was begreiflicher als dieſe Meynung ſeyn?

Der Fliege können wir ein ſolch Syſtem vergeben;
Allein daß große Geiſter leben,
Die einer ordnungsvollen Welt
Ein Ungefähr zum Urſprung geben,
Und lieber zufallsweiſe leben,
Als einen Gott zum Thron erheben,
Das kann man ihnen nicht vergeben,
Wenn man ſie nicht für Narren hält.

Der arme Greis.

Um das Rhinoceros zu ſehen,
Erzählte mir mein Freund), beſchloß ich auszugehn.
Ich ging vors Thor mit meinem halben Gulden,
Und vor mir ging ein reicher, reicher Mann,
Der, ſeiner Miene nach, die eingelaufnen Schulden,
Abſt dem, was er die Meſſe durch gewann,
Ob was er, wenns ihm glücken ſollte,
Durch den Gewinnſt nun noch gewinnen wollte,
In ſchweren Ziffern überſann.

Herr Orgon ging vor mir, (ich geb' ihm dieſen Namen,
Weil ich den ſeinen noch nicht weiß:)
Er ging, doch eh wir noch zu unſerm Thiere kamen,
Begegnet uns ein alter ſchwacher Greis,
Für den, auch wenn er uns um nichts gebeten hätte,
Sein zitternd Haupt, das nur halb ſeine war,
Sein ehrlich fromm Geſicht, ſein heilig graues Haar
Mit mehr als Rednerkünſten redte.
Ach! ſprach er, ach erbarmt euch mein!
Ich habe nichts, um meinen Durſt zu ſtillen.
Ich will euch künftig gern nicht mehr beſchwerlich ſeyn,
Denn Gott wird wohl bald meinen Wunſch erfüllen,
Und mich durch meinen Tod erfreun.
O lieber Gott! laß ihn nicht ferne ſeyn.
So ſprach der Greis; allein was ſprach der Reiche?
Ihr ſeyd ein ſo bejahrter Mann,
Ihr ſeyd ſchon eine halbe Leiche,
Und ſprecht mich noch um Geld zum Trinken an?
Ihr unverſchämter alter Mann!
Müßt ihr denn noch erſt Branntwein trinken,
Um taumelnd in das Grab zu ſinken?
Wer in der Jugend ſpart, der darbt im Alter nicht. . . .
Drauf ging der Geizhals fort. Ein Strom ſchamhafter Zähren
Floß von des Alten Angeſicht. . . .
O Gott! du weißts! Mehr ſprach er nicht.
Ich konnte mich der Wehmuth kaum erwehren,
Weil ich etwas mitleidig bin.
Ich gab ihm in der Angſt den halben Gulden hin,
Für welchen ich die Neugier ſtillen wollte,
Und ging, damit er mich nicht weinen ſehen ſollte.
Allein er rufte mich zurück.
Ach! ſprach er mit noch naſſem Blick,
Ihr werdet euch vergriffen haben;
Es iſt ein gar zu großes Stück.
Ich bring euch nicht darum, gebt mir ſo viel zurück,
Als ich bedarf, um mich durch etwas Bier zu laben!
Ihr, ſprach ich, ſollt es alles haben;
Ich ſeh, daß ihrs verdient; trinkt etwas Wein dafür

Doch, armer Greis, wo wohnet ihr?
Er ſagte mir das Haus. Ich ging am andern Tage
Nach dieſem Greis, der mir ſo redlich ſchien,
Und that im Gehn ſchon manche Frag' an ihn;
Allein, indem ich nach ihm frage,
War er ſeit einer Stunde todt.
Die Mien' auf ſeinem Sterbebette
War noch die redliche, mit der er geſtern redte.
Ein Pſalmbuch und ein wenig Brodt
Lag neben ihm auf ſeinem harten Bette.
O! wenn der Geizhals doch den Greis geſehen hätte,
Mit dem er ſo unchriſtlich redte,
Und der vielleicht ihn jetzt bey Gott verklagt,
Daß er vor ſeinem Tod ihm einen Trunk verſagt!
So ſprach mein Freund, und bat die Müh auf mich zu nehmen
Und öffentlich den Geizhals zu beſchämen.
Wiewohl ein Mann, der ſich zu keiner Pflicht
Als für das Geld verſteht, der ſchämt ſich ewig nicht.

Calliſte.

O Leſer! ſtelle dir mit zärtlichem Gemüthe
Einmal die größte Schönheit vor,
Auf deren Stirn der Frühling lächelnd blühte,
Um deren Herz ſich längſt ein edelmüthig Chor
Entzückter Jünglinge bemühte,
Die ſtell jetzt deinem Geiſte dar,
Und fühl es recht, wie ſchön ſie war.
Die, deren Schickſal ich erzähle,
Calliſte, groß durch ihren Stand,
Und edler noch durch ihre Seele,
Ließ, weil ſie ſich nicht wohl befand,
Und weil der Doctor ihr den Aderlaß befohlen,
Des Königs erſten Wundarzt holen.
Er, dieſer ſo berühmte Mann,
Der ſchmachtend insgeheim Calliſtens Reiz verehrte,
Weil ihm ihr hoher Stand ein größer Glück verwehrte,
Nahm die Gelegenheit mit tauſend Freuden an.
Er kam. O wär er nie gekommen!

Er nimmt den weißen Arm, und ſtreift ihn ängſtlich auf,
Und forſcht, von Lieb und Ahndung eingenommen,
Mit Zittern nach der Adern Lauf,
Und ſtreift in trunkner Angſt den Arm noch vielmal auf.
Galliſtens Freundin ſieht ihn zagen,
Und ſagts ihr (heimlich ſagt ſies ihr).
O! ſpricht ſie: Laſſen Sie den Herrn nur ruhig ſchlagen,
Und ſchlüg er zweymal fehl: ſo werd ich doch nichts ſagen;
Ich weiß, er meynt es gut mit mir.
Der Arzt ſprach noch: das wollen wir nicht hoffen,
Und ſchlug, und rief: O unglückſeliger Schlag!
Ich habe ja den Puls getroffen!
Und taumelte, bis er darnieder lag.
Sie, noch für den beſorgt, (kann man was edlers denken?)
Der ſo gefährlich ſie verletzt,
Verbot ihm oft, ſich nicht um ſie zu kränken,
Und blieb zween Tage lang bey allem Schmerz geſetzt.
Doch dieß war nur geringes Leiden.
Die Aerzte ſahn nunmehr die tödtliche Gefahr,
Und wurden grauſam eins, den Arm ihr abzuſchneiden,
Weil ſonſten keine Rettung war:
Und ohne ſich darüber zu beklagen,
Reicht ſie den Arm, den ſchönen Arm ſchon dar,
Und bittet nur, den ja um Rath zu fragen,
Der Schuld an dieſem Unglück war.
So ward der Schönen denn das Leben
Für den Verluſt des Arms gegeben?
So war das Leben denn für ſo viel Schmerz der Lohn?
Sieh nur den Doctor an, ſein Schrecken ſagt dirs ſchon!
Er ſieht den Brand, und ſpricht mit bangem Ton:
Sie können länger nicht als noch drey Tage leben!
O Gott, wie kurz iſt dieſe Friſt!
Ihr Aerzte, helft ihr doch, wenn ihr zu helfen iſt!
Auch hier blieb noch das große Herz gelaſſen.
So, ſprach ſie, ſterb ich denn? Wohlan! Er iſt nicht Schuld,
Er würde gern für mich erblaſſen.
Gott hats verhängt; Gott ehr ich durch Geduld,
Und bin bereit, den Augenblick zu ſterben;

(Der Wundarzt trat indem herein,)
Sie aber, fuhr ſie fort, ſetz ich hiermit zum Erben,
Von allen meinen Gütern ein,
Sie möchten ſonſt unglücklich ſeyn!
Sie ſprachs, und ſchlief großmüthig ein.

Der Affe.

Ein Affe ſah ein Paar geſchickte Knaben
Im Brett einmal die Dame ziehn,
Und ſah auf jeden Platz, den ſie der Dame gaben,
Mit einer Achtſamkeit, die ſtolz zu ſagen ſchien,
Als könnt er ſelbſt die Dame ziehn.
Er legte bald ſein Mißvergnügen,
Bald ſeinen Beyfall an den Tag;
Er ſchüttelte den Kopf jetzt bey des einen Zügen
Und billigte darauf des andern ſeinen Schlag.
Der eine, der gern ſiegen wollte,
Sann einmal lange nach, um recht geſchickt zu ziehn;
Der Affe ſtieß darauf an ihn
Und nickte, daß er machen ſollte.
Doch welchen Stein ſoll ich denn ziehn,
Wenn du's ſo gut verſtehſt? ſprach der erzürnte Knabe.
Den, jenen, oder dieſen da,
Auf welchem ich den Finger habe?
Der Affe lächelte, daß er ſich kragen ſah,
Und ſprach zu jedem Stein mit einem Nicken: Ja.

Um deren Weisheit zu ergründen,
Die thun, als ob ſie das, was du verſtehſt, verſtünden:
So frage ſie um Rath. Sind ſie mit ihrem Ja
Bey deinen Fragen kurtig da:
So kannſt du mathematiſch ſchließen,
Daß ſie nicht das Geringſte wiſſen.

Der Bauer und ſein Sohn.

Ein guter dummer Bauerknabe,
Den Junker Hans einſt mit auf Reiſen nahm,
Und der, Trotz ſeinem Herrn, mit einer guten Gabe,

Recht dreist zu lügen, wieder kam,
Ging, kurz nach der vollbrachten Reise,
Mit seinem Vater über Land.
Fritz, der im Gehn recht Zeit zum Lügen fand,
Log auf die unverschämtste Weise.
Zu seinem Unglück kam ein grosser Hund gerannt.
Ja, Vater, rief der unverschämte Knabe,
Ihr mögt mirs glauben, oder nicht:
So sag ichs euch und jedem ins Gesicht,
Daß ich einst einen Hund bey — Haag gesehen habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
Der — ja, ich bin nicht ehrenwerth,
Wenn er nicht größer war, als euer größtes Pferd.
Das, sprach der Vater, nimmt mich Wunder;
Wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge sehn.
Wir, zum Exempel, gehn jetzunder,
Und werden keine Stunde gehn:
So wirst du eine Brücke sehn,
(Wir müssen selbst darüber gehn,)
Die hat dir manchen schon betrogen;
(Denn überhaupt solls dort nicht gar zu richtig seyn.)
Auf dieser Brücke liegt ein Stein,
An den stößt man, wenn man denselben Tag gelogen,
Und fällt, und bricht sogleich das Bein.
Der Bub erschrak, sobald er dies vernommen.
Ach! sprach er, lauft doch nicht so sehr!
Doch wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groß sagt ich, daß er gewesen wär?
Wie euer großes Pferd? Dazu will viel gehören.
Der Hund, jetzt fällt mirs ein, war erst ein halbes Jahr;
Allein das wollt ich wohl beschwören,
Daß er so groß als mancher Ochse war.
Sie gingen noch ein gutes Stücke;
Doch Fritzen schlug das Herz. Wie konnt es anders seyn?
Denn niemand bricht doch gern ein Bein.
Er sah nunmehr die richterische Brücke,
Und fühlte schon sein Beinbruch halb.
Ja, Vater, fing er an, der Hund, von dem ich redte,

War groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte:
So war er doch viel größer, als ein Kalb.
Die Brücke kömmt. Fritz! Fritz! wie wird dirs gehn!
Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geschwind.
Ach Vater! spricht er, seyd kein Kind,
Und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen.
Denn kurz und gut, eh wir darüber gehen:
Der Hund war nur so groß, wie alle Hunde sind.

Du mußt es nicht gleich übel nehmen,
Wenn hie und da ein Geck zu lügen sich erkühnt.
Lüg auch, und mehr als er, und such ihn zu beschämen;
So machst du dich um ihn, und um die Welt verdient.

Der glückliche Dichter.

Ein Dichter, der bey Hofe war:
Bey Hofe? Was? bey Hofe gar?
Wie kam er denn zu dieser Ehre?
Ich wüßte nicht, wie ein Poet,
Ein Mensch, der nichts vom Recht und Staat versteht,
Was der bey Hofe nöthig wäre?
Was ein Poet bey Hofe nöthig ist?
Ja Freund, du hast wohl recht zu fragen,
Mich ärgerts, daß August zween Dichter gern vertragen,
Die man doch jetzt kaum in den Schulen liest.
Was ists denn nun mit zehn Racinen
Und Molieren? Nichts! Gar nichts; der eine macht,
Daß man bey Hofe weint, der andre, daß man lacht.
Das heißt dem Staate trefflich dienen,
Dadurch wird ja kein Groschen eingebracht.
Doch auf die Sache selbst zu kommen.
Ein Dichter, den der Hof in seine Gunst genommen,
Schlief einst bey Tag im Louvre ein. —
Wie so? War er berauscht? Das kann wohl möglich seyn;
Man hat in Frankreich guten Wein,
Und Dichter sollen insgemein
Von Wahrheit, Liebe, Witz und Wein
Sehr gute Freund und Kenner seyn.

Ich mag die Welt nicht Lügen ſtrafen,
Drum ſag ich weder Ja, noch Nein.
Genug der Poet war eingeſchlafen,
Und war nicht ſchön, das man wohl merken muß;
Doch gab die Königinn, den Schlaf ihm zu verſüßen,
Ihm im Vorbeygehn einen Kuß.
Was, rief ein Prinz, den blaſſen Mund zu küſſen?
Blaß, ſprach die Königinn, blaß iſt er, das iſt wahr;
Doch ſagt der Mann mit ſeinem blaſſen Munde
Mehr Schönes oft in einer Stunde,
Als Sie, mein Prinz, durchs ganze Jahr.

Die Mißgeburt.

Frau Orgon! rief die Frau Gevatterinn,
Ach wüßten Sie, wo ich geweſen bin!
Ich will es Ihnen wohl entdecken;
Allein Sie müſſen nicht erſchrecken.
Ich komme gleich von einer Wöchnerinn.
Lucinde, daß ichs kurz erzähle,
Lucinde, die ſo ſtolze Seele,
Die uns durch ihren Staat ſo oft beſchämt gemacht,
Erſchrecken Sie nur nicht, hat in vergangner Nacht
Ein Kind, (verzeih mirs Gott!) mit langen Haſenohren,
Ein recht abſcheulich Kind geboren.
Die ſtolze Frau! ich richte nicht!
Allein ich weiß, daß nichts umſonſt geſchicht.
Lucinde wünſcht, daß es verſchwiegen bliebe!
Ich wünſch es ſelbſt aus Menſchenliebe;
Allein die Stadt erfährts, gedenken Sie an mich;
Indeß behalten Sie die Heimlichkeit für ſich.
Frau Orgon eilt von ihr erſchrocken zu Dorinden,
Sie fragt nach ihrem Wohlbefinden,
Und ſchmäht mit ihr die Weiber, die gern ſchmähn.
Wie? ſollte ſie Dorinden nichts erzählen?
Nein, denn ſie fängt ſchon an ſich beſtens zu empfehlen.
Warum muß der Beſuch ſo bald zu Ende gehn?
Vielleicht, weil beyde ſich von nichts zu reden ſchämen.
Deswegen? Nein, das glaub ich nicht.

Wie ſollten dieß ſich Weiber übel nehmen?
Da mancher große Mann, gelebet von Angeſicht,
Iſt Tage lang von nichts mit großen Männern ſpricht.

So iſt Frau Orgen ſchon gegangen?
Noch nicht. Nun aber geht ſie fort.
Doch ſeht, ſie kehrt ſich um: Frau Schweſter, noch ein Wort,
Ein Wort! Es ſoll mich ſehr verlangen,
Ob Sie — Lucinde — Wie? Sie hätten nichts gehört?
Nichts, Gott vergieb mir meine Sünde,
Nichts von der Mißgeburt der koſtbaren Lucinde,
Mit welcher ſie die Welt beſchwert?
Hier ſieht man recht die göttlichen Gerichte!
Ein Kind mit bärichtem Geſichte,
Das einem Haſen gleicht, und einem Pferdefuß.
Bedenken Sie, wie das erſchrecklich laſſen muß!
Allein Lucinde wills verheelen;
Drum ſagen Sie nur weiter nichts davon.
Das arme Kind! Es iſt ein Sohn.

Dorinde ſagts ihr zu. Und doch ſoll mirs nicht fehlen,
Sie wird die Neuigkeit, ſobald ſie kann, erzählen,
Weil jene ſie, zu ſchweigen, bat.
Sie thut es ſo getreu, als es Frau Orgen that.
Erſt hat das Kind nur Haſenohren,
Frau Orgen ſchenkt ihm darauf noch einen Pferdefuß;
Allein Dorinden iſts noch viel zu ſchön geboren.
Und weil ſie was verbeſſern muß,
Thut ſie dem Kinde den Gefallen,
Und macht ihm noch an beyde Hände Krallen.

Eh noch der Nachmittag verſtreich,
Erfuhr das Geheimniß ſich auf allen Gaſſen hören.
Die alten Mütter kreuzten ſich,
Und ſuchten ſchon recht mütterlich
Durch dieſes Zorngericht die Töchter zu bekehren.
Da war kein Menſch, der nicht mit einem Ach!
Von dieſem Wechſelbalge ſprach.
Die Knaben ſtritten ſelbſt mit blutigem Geſichte
Schon für die Wahrheit der Geſchichte.

Sobald als dieß der Magiſtrat erfuhr,
Schickt er den Phyſikus zu dieſer Creatur.
Er kam neugierig zu Lucinden;
Allein anſtatt den Wechſelbalg zu finden,
Fand er ein wohlgeſtaltes Kind,
An dem die Ohren gröſſer waren,
Als ſie bey andern Kindern ſind.
Das war die Mißgeburt, der man ſo mit gefahren.

Der Dörfer und der Städte Plage,
Verwünſcht ſeyſt du, gemeine Sage!
Die ſchnell mit dem, was ſie zu wiſſen kriegt,
Geheimnißvoll in alle Häuſer fliegt,
Und, wenn ſies dreymal ſagt, von neuem dreymal lügt.
Ein giftig Weib, was kann ſie nicht erzählen;
Zumal, wenn es der armen Freundinn gilt?
Ein giftig Weib — Doch nein, ich mag nicht ſchmählen,
Mich ſchreckt die Redekunſt, mit der ſie andre ſchilt.

Die Ente.

Die Ente ſchwamm auf einer Pfütze,
Und ſah am Rande Gänſe gehn,
Und konnt aus angebornem Witze
Der Spötterey unmöglich widerſtehn.
Sie hob den Hals empor, und lachte dreymal laut,
Und ſah um ſich, ſo wie ein Witzling um ſich ſchaut,
Der einen Einfall hat, und mit Geſchrey und Lachen,
So glücklich iſt ihm Luft zu machen.
Die Ente lachte noch, und eine Gans blieb ſtehn.
Was, ſprach ſie, haſt du uns zu ſagen?
„Ach nichts! Ich hab euch zugeſehn,
„Ihr könnt vortrefflich auswärts gehn.
„Wie lange tanzt ihr ſchon? Das wollt ich euch nur fragen.“
Das, ſprach die Gans, will ich dir gerne ſagen;
Allein du muſt mit mir ſpazieren gehn.

Ihr Kleinen, die ihr ſtets ſo gern auf Gröſſre ſchmähet,
An ihnen tauſend Fehler ſehet,

Die ihr an euch doch nie entdeckt;
Glaubt, daß an euch der Sumpf, in dem ihr euch so blähet,
Dieselben Fehler auch versteckt.
Und sollen sie der Welt, wie euch, unsichtbar bleiben:
So laßt euch nicht daraus vertreiben!

Till

Der Narr, dem oft weit minder Witz gefehlt,
Als vielen, die ihn gern belachen,
Und der vielleicht, um andre klug zu machen,
Das Amt des Albernen gewählt;
(Wer kennt nicht Tills berühmten Namen?)
Till Eulenspiegel zog einmal
Mit andern über Berg und Thal.
So oft als sie zu einem Berge kamen,
Ging Till an seinem Wanderstab
Den Berg ganz sacht und ganz betrübt hinab;
Allein wenn sie bergaufwärts stiegen,
War Eulenspiegel voll Vergnügen.
Warum, sing einer an, gehst du bergan so frey?
Bergunter so betrübt? Ich bin, sprach Till, nun so.
Wenn ich den Berg hinunter gehe:
So denk ich Narr schon an die Höhe,
Die folgen wird, und da vergeht mir denn der Scherz.
Allein, wenn ich bergaufwärts gehe:
So denk ich an das Thal, das folgt, und faß ein Herz.

Willst du dich in dem Glück nicht ausgelassen freun,
Im Unglück nicht unmäßig kränken:
So lern so klug, wie Eulenspiegel, seyn,
Im Unglück gern ans Glück, im Glück ans Unglück denken.

Cleant.

Cleant, ein lieber Advocat,
Der, wie es ihm nach seinem Eid gebührte,
Der Unterdrückten Sache führte,
Und manchen armen Schelm vom Galgen und vom Rad
Durch seinen Witz so procesirte,

Half, weil man ihn um ſeinen Verſtand bat,
Die Unſchuld zweener Diebe retten,
Und brachte ſie, weil er geſchickt verfuhr,
Bald von der Marter zu dem Schwur,
Und durch den Schwur aus ihren Ketten.
Das arme Volk! Da ſieht mans nun,
Wie man der Welt kann Unrecht thun!
Denn wär er nicht ſo treu die Sache durchgegangen:
So hätte man das arme Paar,
Das ſeiner That faſt überwieſen war,
In aller Unſchuld aufgehangen.
Jetzt waren ſie nun beyde frey,
Und dankten ihrem Advocaten
Auf ihren Knien für ſeine Treu,
Und zahlten ihm, was die Gebühren thaten,
Und gaben ihm, von Dankbarkeit gerührt,
Ob er gleich nicht zu wenig liquidirt,
Noch einen Beutel mit Ducaten;
Und ſchwuren ihm bey ihrer Ehrlichkeit,
Wenn beßre Zeiten kommen ſollten,
Daß ſie für dieſen Dienſt, durch den er ſie befreyt,
Ihn reichlicher belohnen wollten.
Allein die Nacht war vor der Thür.
Sie ſahn nun, daß ſie nicht nach Hauſe kommen könnten;
Drum gab der Advocat den redlichen Clienten
Aus Dankbarkeit ein Nachtquartier,
Weil ſie ſo gut bezahlet hatten.
Dieß kam den Herren gut zu Statten;
Denn ſie bedienten ſich der Nacht,
Und knebelten den lieben Wirth im Bette,
Und ſtahlen das, was ſie gebracht,
Und ſuchten fleißig nach, ob er nichts weiter hätte.
Drauf gingen ſie zu ihm vors Bette,
Und nahmen höflich gute Nacht.

Der Wucherer.

Ein Wucherer kam in kurzer Zeit
Zu einem gräflichen Vermögen,

Nicht durch Betrug und Ungerechtigkeit,
Nein, er beſchwur es oft, allein durch Gottes Segen.
Und um ſein dankbar Herz Gott an den Tag zu legen,
Und auch vielleicht aus heiligem Vertraun,
Gott zur Vergeltung zu bewegen,
Ließ er ein Hoſpital für arme Fromme baun.

Indem er nun den Bau zu Stande brachte,
Und vor dem Hauſe ſtand, und heimlich überdachte,
So ſehr verdient er ſich um Gott und Arme machte:
Ging ein verſchmitzter Freund vorbey.
Der Geizhals, der gern haben wollte,
Daß dieſer Freund das Haus bewundern ſollte,
Fragt ihn mit freudigem Geſchrey,
Ob's groß genug für Arme ſey?
Warum nicht? ſprach der Freund, hier können viel Perſonen
Recht ſehr bequem beyſammen ſeyn;
Doch ſollen alle die hier wohnen,
Die ihr habt arm gemacht: ſo iſt es viel zu klein.

Der Tod der Fliege und der Mücke.

Der Tod der Fliege heißt mich dichten;
Der Tod der Mücke heiſcht mein Lied.
Und kläglich will ich dir berichten,
Wie jene ſtarb, und die verſchied.
Sie ſetzte ſich, die junge Fliege,
Voll Muth auf einen Becher Wein;
Entſchloß ſich, that drey gute Züge,
Und ſank vor Luſt ins Glas hinein.
Die Mücke ſah die Freundinn liegen:
Dieß Grabmal, ſprach ſie, will ich ſcheun.
Am Lichte will ich mich vergnügen,
Und nicht an einem Becher Wein.
Allein verblendet von dem Scheine,
Ging ſie der Luſt zu eifrig nach,
Verbrannte ſich die kleinen Beine,
Und ſtarb nach einem kurzen Ach!

Ihr, die ihr euren Trieb zu nähren,
In dem Vergnügen selbst verdarbt,
Ruht wohl, und laßt zu euern Ehren
Mich sagen, daß ihr menschlich starbt.

Amynt.

Amynt, der sich in großer Noth befand,
Und, wenn er nicht die Hütte meiden wollte,
Die hart verpfändet war, zehn Thaler schaffen sollte,
Bat einen reichen Mann, in dessen Dienst er stand,
Doch dieses mal sein Herz vor ihm nicht zu verschließen,
Und ihm zehn Thaler vorzuschießen.
Der Reiche ging des Armen Bitte ein.
Denn gleich aufs erste Wort? Ach nein!
Er ließ ihm Zeit, erst Thränen zu vergießen;
Er ließ ihn lange trostlos flehn,
Und oft um Gottes Willen flehn,
Und zweymal nach der Thüre gehn.
Er warf ihm erst mit manchem harten Fluche
Die Armuth vor, und schlug hierauf
Ihm in dem dicken Rechnungsbuche
Die Menge böser Schuldner auf,
Und fuhr ihn, (denn dafür war er ein reicher Mann,)
Bey jeder Post gebietrisch schnaubend an.
Dann fing er an sich zu entschließen,
Dem redlichen Amynt, der ihm die Handschrift gab,
Auf sechs Procent zehn Thaler vorzuschießen,
Und dieß Procent zog er gleich ab.
Indem daß noch der Reiche zählte,
So trat sein Handwerksmann herein,
Und bat, weils ihm am Gelde fehlte,
Er sollte doch so gütig seyn
Und ihm den kleinen Rest bezahlen.
Ihr kriegt jetzt nichts! fuhr ihn der Schuldherr an;
Allein der arme Handwerksmann
Bat ihn zu wiederholtenmalen
Ihm die paar Thaler auszuzahlen.
Der Reiche, dem der Mann zu lange stehen blieb,

ubr endlich auf: Geht fort, ihr Schelm, ihr Dieb!
Ein Schelm? das wäre mir nicht lieb.
Ich werde gehn und Sie verklagen;
Amynt dort hats gehört" — Und eilends ging der Mann.
Amynt! fing drauf der Wucherer an,
enn sie euch vor Gerichte fragen:
o könnt ihr mir ja zu gefallen sagen,
r hättet nichts gehört. Ich will auch dankbar seyn,
d euch statt zehn, gleich zwanzig Thaler leihn.
nn diesen Schimpf, den er von mir erlitten,
n auf dem Rathhaus abzubitten,
eß würde mir ein ew'ger Vorwurf seyn.
rz, wollet ihr mich nicht, als Zeuge, kränken:
will ich euch die zwanzig Thaler schenken;
kommt ihr gleich aus aller eurer Noth.
Herr, sprach Amynt, ich habe seit zween Tagen,
meine Kinder nicht satt Brod.
werden über Hunger klagen,
bald sie mich nur wieder sehn.
wird mir an die Seele gehn.
Schuldner werden mich aus meiner Hütte jagen,
in ich wills mit Gott ertragen,
icht euer Geld, das ihr mir bietet, ein,
lernt von mir die Pflicht, gewissenhaft zu seyn.

Herodes und Herodias.

Freund, wer Ein Laster liebt, der liebt die Laster alle.
Ein Gesetz der Tugend übertritt,
eiligt in dem einen Falle
Herzen auch die andern mit.
prichst du, welche Sittenlehre
euch der Geist der Schwermuth ein!
t, daß ich der Wollust dienstbar wäre,
ich deßwegen wohl der Mordsucht eigen seyn?
aub es, lieber Freund, du wirst es mir verzeihn.
t und Vernunft behaupten diese Lehre.
Bis, der dich die Wahrheit lehrt,
urerey sey kein Verbrechen,

Wird, wenns dein Vortheil nur begehrt,
Das Wort sogleich der Mordsucht sprechen.
Auf einmal wird man nie der größte Böſewicht,
Allein den Grund dazu kann man auf Einmal legen.
Verletze nur mit Vorſatz Eine Pflicht:
So haſt du schon das ſchreckliche Vermögen,
Wodurch dein Herz die andern bricht.
Warum gehorchſt du den Geſetzen?
Weil Gott, der Heilige, der deine Wohlfahrt liebt,
Sie den Vernünftigen zu ihrer Wohlfahrt giebt.
Doch darfſt du ein Gebot verletzen:
So ſchwächſt du ja den Grund, auf dem ſie alle ſtehn.
Was kann ſich dir denn widerſetzen,
Dich nicht an allen zu vergehn?
O! merk es doch, noch unſchuldsvolle Jugend!
Ich bitte dich, o merk es dir!
Es giebt nicht mehr als Eine Tugend,
Und als Ein Laſter neben ihr.
Haſt du den Vorſatz nicht, nach allen heilgen Pflichten
Dich in und außer dir zu richten:
So prange hier und da mit guter Eigenſchaft,
Dein Herz iſt doch nicht tugendhaft.
So oft du's wagſt, nur Eins von den Geſetzen,
Weil es dein Herz verlangt, mit Vorſatz zu verletzen:
So ſchwächſt du aller Tugend Kraft,
Und biſt bey hundert guten Thaten,
Die Hoffnung oder Furcht, Ruhm und Natur dir rathen,
Vor Gott und der Vernunft doch völlig laſterhaft.
O Jugend, faß doch dieſe Lehren,
Jetzt iſt dein Herz geſchickt dazu.
Dem kleinſten Laſter abzuwehren,
Die Tugend ewig zu verehren,
Sey niemand eifriger, als du!
Durch ſie ſteigſt du zum göttlichen Geſchlechte,
Und ohne ſie ſind Könige nur Knechte.
Sie macht dir erſt des Lebens Anmuth ſchön.
Sie wird bey widrigem Geſchicke,
Dich über dein Geſchick erhöhn.

Sie wird im letzten Augenblicke,
Wenn alle traurig von dir gehn,
In himmliſcher Geſtalt zu deiner Seite ſtehn,
Und in der Welt der ſel'gen Herrlichkeiten
Den Geiſt, weil ſie ihn liebt, begleiten.
Sie wird dein Schmuck vor jenen Geiſtern ſeyn,
Die ſich ſehen auf dein Glück und deinen Umgang freun.
O Menſch! iſt dir dieß Glück zu klein,
Um ſtrenge gegen dich zu ſeyn?
Nunmehr mag uns ein wahres Beyſpiel lehren,
Wie alle Laſter ſich von Einem Laſter nähren.

Herodias, wie uns die Schrift erzählt,
Brach dem die Treu, mit dem ſie ſich vermählt,
Und hing, an ſeines Bruders Seite,
Der Neigung nach, die auch ein Heide ſcheute,
Und die der Hof, der gern mit Worten ſpielt,
Für Zärtlichkeit und nicht für Unzucht hielt.
Doch laßt die Schmeichler knechtiſch ſprechen.
Johannes kömmt an Hof. Kein Thron verblendet ihn,
Von dem das Laſter ſtrahlt. Er ſieht es und ſpricht kühn:
Du haſt des Bruders Weib, dieß, Fürſt, iſt ein Verbrechen!
So redt ein Mann, aus dem der Geiſt der Tugend ſpricht.
Zur Niederträchtigkeit reizt ihn der Thron zu wenig.
Er fürchtet Gott mehr als den König,
Und hält den Muth für ſeine größte Pflicht.
Wenn er zu deſſen Ehre ſpricht,
Von dem mit uns die Könige der Erden
Aus gleichem Staub gebildet werden.
So dreiſt ſprach Zachariä Sohn;
Allein der Kerker ward ſein Lohn.
Ein Widerruf könnt ihn daraus erretten;
Doch nein, ein Tugendfreund liegt lieber frey an Ketten,
Als ſklaviſch um der Fürſten Thron.
So frey indeß Johannes auch geſprochen:
So blieb er doch dem Fürſten werth.
Denn ſelber der, der jede Pflicht gebrochen,
Wird durch ein Herz gereizt, das Gott und Tugend ehrt;

Ein heimliches Gefühl heißt ihn dieß Herz noch lieben,
Und ſich, daß ers nicht hat, noch haſſen kann, betrüben.
Und alſo ſcheint der Fürſt noch tugendhaft zu ſeyn,
So ſehr ihn auch ſein Laſter eingenommen.
Wenn er unzüchtig iſt, iſt er drum grauſam? Nein;
Doch laßt nur einen Umſtand kommen:
So wird ers doch aus Wolluſt ſeyn.
Kein Laſter herrſcht jemals allein.
Und du beginnſt vielleicht, wie er, das größte,
Wärſt du zum größten nicht zu klein.
Der Fürſtinn Tochter tanzt zu einem Freudenfeſte.
Der Hof bewundert ſie. Herodes wird entzückt,
Und fühlt, indem er ſie erblickt,
Der Mutter Blick in ihrer Tochter Blicke.
Er winkt der Salome: „Gebeut jetzt deinem Glücke,
„Und bitte, was du willſt; für meine Lieb und dich
„Iſt nichts zu groß, und nichts zu königlich.“
Die Tochter eilt mit frohen Schritten
Zu der Herodias, und fragt: was ſoll ich bitten?
„Bitt um des Täufers trotzig Haupt.“
O Gott! wer hätte das geglaubt?
Iſt für ein weiches Herz und für verbuhlte Blicke
Ein blutig Haupt ein reizungsvolles Glücke?
Ein Weib, das ſonſt die kleinſten Schmerzen ſcheut,
Findt, da die Wolluſt ihr gebeut,
Selbſt Wolluſt in der Grauſamkeit,
Und lehrt zugleich die Tochter ein Verbrechen?
Herodes hört den Wunſch, erſchrickt und wird betrübt,
Weil er den frommen Täufer liebt;
Allein der Fürſtenſtolz weiſt ihn auf ſein Verſprechen.
Hats nicht der Hof gehört? Biſt du nicht Herr und Fürſt?
Wird ſich Herodias nicht gleich durch Kaltſinn rächen,
Wofern du nicht den Wunſch erfüllen wirſt?
Gebeut, ſprach ſeine Brunſt; und eilig willigt er
In dieſes grauſame Vergnügen.
Man bringt des Täufers Haupt auf einer Schüſſel her.
Hier ſiehſt du ja, wie bald nach leichter Gegenwehr
In Einem Laſter alle ſiegen!

Der Freygeiſt.

Ihr, die ihr nach der Tugend ſtrebet,
Ihr, die ihr dem gehorſam ſeyd,
Was die Vernunft und was die Schrift gebeut,
Ein Freygeiſt lacht euch aus, daß ihr ſo ſklaviſch lebet.
Was ſucht ihr? fragt er euch; nicht die Zufriedenheit?
Iſts möglich, ſich ſo zu betrügen?
Um euch vergnügt zu ſehn, raubt ihr euch das Vergnügen?
Ihr ſucht die Ruh, und findt ſie in der Laſt,
Haßt, was ihr liebt, und liebet, was ihr haßt.
Habt ihr Vernunft? Ich zweifle faſt.
Die Freyheit in der Tugend finden,
Das heißt, um frey zu ſeyn, ſich erſt an Ketten binden.
Dringt durch des Aberglaubens Nacht,
Die euch zu finſtern Köpfen macht;
Folgt der Natur, genießt, was ſie euch ſchenket;
Sucht nichts, als was ihr wünſcht; flieht nichts, als was euch kränket;
Denkt frey, und lebet, wie ihr denket,
Und gebt nicht auf die Thoren Acht.
Der Pöbel iſt der größte Hauf auf Erden,
Von dieſem reißt euch los. Er weiß nicht, was er glaubt,
Hält ſeinen Trieb für unerlaubt,
Und ſieht nicht, daß er ſich ſein Glück aus Misſucht raubt;
Sonſt würd er nicht ſo abergläubiſch werden.
Drum faßt den kurzen Unterricht:
Was viele glauben, glaubet nicht.
Sie glauben es aus Trägheit, nicht zu prüfen;
Doch ein Vernünftiger dringt in der Wahrheit Tiefen.
Was iſt die Schrift? Was lehret ſie?
Ein traurig Leben, reich an Müh,
Und Räthſel, die wir aufzuſchließen
Erſt der Vernunft entſagen müſſen.
Was iſt das mächtige Gewiſſen?
Ein Ding, das die Erziehung ſchafft,
Ein heilig Erbtheil aller Blöden;
Doch die, die wiſſen, was ſie reden,
Empfinden nichts von ſeiner Kraft.

Folgt der Natur. Sie ruft; was kann ſie anders wollen,
Als daß wir ihr gehorchen ſollen?
Die Furcht erdachte Recht und Pflicht
Und ſchuf den Himmel und die Hölle.
Setzt die Vernunft an ihre Stelle;
Was ſeht ihr da? den Himmel und die Hölle?
O nein! ein weibiſches Gedicht.
Laßt doch der Welt ihr kindiſches Geſchwätze.
Was jeden ruhig macht, iſt jedes ſein Geſetze;
Mehr glaubt und braucht ein Kluger nicht.

Dieß war der Witz, mit dem in ſeinem Leben
Ein Freygeiſt ſein Syſtem erwies,
Die Tugend von dem Throne ſtieß,
Um nur ſein Laſter drauf zu heben.
Sein böſes Herz war ihm Vernunft und Gott,
Und der am Kreuze ſtarb, war oft des Frechen Spott.

Sein Ende kam. Und der, der nie gezittert,
Ward plötzlich durch den Tod erſchüttert.
Das Schrecken einer Ewigkeit,
Ein Richter, der als Gott ihm fluchte,
Ein Abgrund, welcher ihn ſchon zu verſchlingen ſuchte,
Zerſtörte das Syſtem tollkühner Sicherheit.
Und der, der ſonſt mit ſeinen hohen Lehren
Der ganzen Welt zu widerſtehn gewagt,
Fing an, der Magd geduldig zuzuhören,
Und ließ von ſeiner frommen Magd,
Zu der er tauſendmal, du chriſtlich Thier, geſagt,
Sich widerlegen und bekehren.
So ſtark ſind eines Freygeiſts Lehren.

Das Vermächtniß.

Drum, der in der Welt das große Glück erlebt,
Das Fürſten oft den Hirten laſſen müſſen,
Das Glück, von einem Freund ſich treu geliebt zu wiſſen,
Drum, der ſich dieß Glück, ſo arm er war, erſtrebt,
Ward krank. Sein kluger Arzt ſah an verſchiednen Fällen,
Daß keine Rettung möglich war,

Eröffnete dem Kranken die Gefahr,
Und hieß ihn bald sein Haus bestellen.
Orest, der sich nunmehr dem Irdischen entziehn,
Und frey im Geist den Tod erwarten wollte,
Bat, daß man seinen Freund ihm eiligst rufen sollte.
Sein Freund, sein Pylades, erschien.
Ach! sprach Orest, nach zärtlichem Umfassen,
Ich sterb, und was mir Gott verliehn,
Will ich, mein Freund, dir hinterlassen:
Dir laß ich meinen Sohn, ihn redlich zu erziehn,
Und meine Frau, sie zu ernähren;
Denn du verdienst, daß sie dir angehören.

Die Wuthat.

Wie rühmlich ists, von seinen Schätzen
Ein Pfleger der Bedrängten seyn,
Und lieber unter sich ergötzen,
Als arme Brüder nicht erfreun!
Beaten fiel heut ein Vermögen
Von Tonnen Golds durch Erbschaft zu.
Nun, sprach sie, hab ich einen Segen,
Von dem ich Armen Gutes thu.
Sie sprachs. Gleich schlich zu seinem Glücke
Ein siecher Alter vor ihr Haus,
Und bat, gekrümmt auf seiner Krücke,
Sich eine kleine Wohlthat aus.
Sie ward durchdrungen vom Erbarmen,
Und fühlte recht des Armen Noth;
Sie weinte, ging und gab dem Armen
Ein großes Stück verschimmelt Brod.

Der Candidat.

Ein Candidat, der gern befördert werden wollte,
Lag einem sehr berühmten Mann,
Der viel vermocht', inständig an,
Daß er sein Glück ihm machen sollte,
Und reichte, weil ein Platz im Rathsstuhl offen war,
Dem Gönner eine Bittschrift dar.

Der Gönner las ſie durch, und las ſie mit Vergnügen.
Es kränkt mich, fing er an, und nahm ihn bey der Hand,
Daß ich Sie eher nicht gekannt.
Ich lieb und ehre den Verſtand;
Sie ſollen dieſes Amt vor allen andern kriegen.

Er ſprach darauf mit ihm, und was der Jüngling ſprach,
Verrieth den beſten Geiſt, geſchaffen zum Studiren,
Zum größten Amte nicht zu ſchwach,
Und werth, die andern zu regieren.

Ach! ſprach der Gönner ganz erfreut,
Nun kenn ich Sie; das Amt iſt Ihre,
Und in der größten Freundlichkeit
Ging er mit ihm bis vor die Thüre.
Hier bot der Jüngling ihm ein großes Goldſtück an,
Um ſichrer noch zu gehn. Nein, ſprach der wackre Mann,
Nunmehr ſoll dieſes Amt nicht Ihre;
Denn wer Geſchenke giebt, nimmt ſie auch wieder an;
Ihr Herz iſt ſchlecht. Hier griff er nach der Thüre.

Die ſchlauen Mädchen.

Zwey Mädchen brachten ihre Tage
Bey einer alten Baſe zu.
Die Alte hielt zu ihrer Muhmen Plage
Sehr wenig von der Morgenruh.
Kaum krähte noch der Hahn bey frühem Tage:
So rief ſie ſchon: Steht auf, ihr Mädchen, es iſt ſpät,
Der Hahn hat ſchon zweymal gekräht.

Die Mädchen, die ſo gern noch mehr geſchlafen hätten,
Denn überhaupt ſagt man, daß es kein Mädchen giebt,
Die nicht den Schlaf und ihr Geſichte liebt,
Die wanden ſich in ihren weichen Betten,
Und ſchwuren dem verdammten Hahn
Den Tod, und thaten ihm, da ſie die Zeit erſahn
Den ärgſten Tod rachſüchtig an.

Ich habs gedacht, du guter Hahn!
Erzürnter Schönen ihrer Rache
Kann kein Geſchöpf ſo leicht entfliehn.

Und ihren Zorn ſich zuzuziehn,
Iſt leider! eine leichte Sache.
Der arme Hahn war alſo aus der Welt.
Vergebens nur ward von der Alten
Ein ſcharf Examen angeſtellt.
Die Mädchen thaten fremd, und ſchalten
Auf den, der dieſen Mord gethan,
Und weinten endlich mit der Alten
Recht bitterlich um ihren Hahn.
Allein was halfs den ſchlauen Kindern?
Der Tod des Hahns ſollt ihre Plage mindern,
Und er vermehrte ſie noch mehr.
Die Baſe, die ſie ſonſt nicht eh im Schlafe ſtörte,
Als bis ſie ihren Haushahn hörte,
Wußt in der Nacht jetzt nicht, um welche Zeit es wär;
Allein, weil es ihr Alter mit ſich brachte,
Daß ſie um Mitternacht erwachte:
So rief ſie die auch ſchon um Mitternacht,
Die ſpäter aufzuſtehn, den Haushahn umgebracht.

Wärſt du ſo klug, die kleinen Plagen
Des Lebens willig auszuſtehn:
So würdeſt du dich nicht ſo oft genöthigt ſehn,
Die größern Uebel zu ertragen.

Epictet.

Verlangſt du ein zufriednes Herz:
So lern die Kunſt, dich ſelbſt zu beſiegen,
Und glaube feſt, daß deine Sinne trügen.
Der Schmerz iſt in der That kein Schmerz,
Und das Vergnügen kein Vergnügen.
So bald du dieſes glaubſt: ſo nimmt kein Glück dich ein,
Und du wirſt in der größten Pein
Noch allemal zufrieden ſeyn.
Das, ſprichſt du, kann ich ſchwer verſtehen.
Iſt auch die ſtolze Weisheit wahr?
Du ſollſt es gleich bewieſen ſehen;
Denn Epictet ſtellt dir ein Beyſpiel dar.

Ihn, als er noch ein Sklave war,
Schlug einſt ſein Herr mit einem ſtarken Stabe
Zweymal ſehr heftig auf das Bein.
Herr, ſprach der Philoſoph, ich bitt ihn, laß ers ſeyn,
Denn ſonſt zerſchlägt er mir das Bein.
Gut, weil ich dirs noch nicht zerſchlagen habe:
So ſoll es, rief der Herr, denn gleich zerſchlagen ſeyn.
Und drauf zerſchlug er ihm das Bein.
Doch Epictet, anſtatt ſich zu beklagen,
Fing ruhig an: Da ſieht ers nun!
Hab ichs ihm nicht geſagt, er würde mirs zerſchlagen?

Dieß, Menſch, kann Zenos Weisheit thun!
Beſiege die Natur durch dieſe ſtarken Gründe,
Und willſt du ſtets zufrieden ſeyn:
So bilde dir erhaben ein,
Luſt ſey nicht Luſt, und Pein nicht Pein.
Allein, ſprichſt du, wenn ich das Gegentheil empfinde,
Wie kann ich dieſer Meynung ſeyn?
Das weiß ich ſelber nicht; indeſſen klingts doch fein,
Trotz der Natur ſich ſtets gelaſſen ſeyn.

Elpin.

Ein Großer in Athen, der kein Verdienſt beſaß,
Als daß er vornehm trank und aß,
Und ſein Geſchlecht zu rühmen nicht vergaß,
Verlangte doch den Ruhm zu haben,
Als hätt er wirklich große Gaben.
Denn mancher, der, wenn ihn nicht die Geburt erhöht,
Da ſtünde, wo ſein Chriſtoph ſteht,
Und kaum zum Diener tüchtig wäre,
Hält deſto mehr auf Ruhm und Ehre,
Je dreiſter ſich ſein Herz, Trotz ſeinem Stolz, erkühnt,
Und ihm oft ſagt, daß er ſie nicht verdient.
In eben dieſer Stadt, in der der Große wohnte,
War ein Poet, der die Verdienſte pries,
Die Tugend durch ſein Lied belohnte,
Und durch ſein Lied unſterblich werden hieß;

Den bat Elpin, ihn zu beſingen.
Sie können, ſprach der groſſe Mann,
Durch meinen Namen ſich zugleich in Anſehn bringen.
Mein Herr, rief der Poet, es geht unmöglich an.
Ich hab aus Eigenſinn einſt ein Gelübd gethan,
Nur das Verdienſt und nie den Namen zu beſingen.

Das Hoſpital.

Elmire war zur Wittwe worden,
Und nahm ſich vor, nicht mehr zu freyn.
Allein ſie war noch jung; was macht man ganz allein?
Ich dächte doch, ſie könnte wieder freyn.
Der Wittwenſtand iſt ein betrübter Orden!
Elmire ſahs und ſchritt zur zweyten Wahl.
Allein ſie war das erſtemal
Nicht gar zu wohl verwahret worden.
Denn leider ſind die Zeiten ſo betrübt,
Daß es viel böſe Männer giebt.
Elmire that daher ein feyerlich Gelübd,
Indem ſie ſich zur zweyten Ehe ſchickte:
Sie wollte, wenn es ihr mit ihrem Manne glückte,
Ein Hoſpital für fromme Männer baun;
Denn ſie war reich. Und kurz, ſie ließ ſich wieder traun.

O welche Luſt erfolgt oft nach dem Leide!
Das war ein Mann, ein allerliebſter Mann!
Fromm, wie ein Kind, gefällig, wie die Freude,
Und der auf nichts als ihr Vergnügen ſann.
Wie hätte ſie ſich ihn denn beſſer wünſchen mögen?

Sie ließ geſchwind den Grund zum Hoſpitale legen.
Vier Wochen ſtrichen hin. Nun war der Grund gelegt,
Und bald wird man das erſte Stockwerk ſehen;
Doch nein, Elmire kömmt, und heißt, vom Zorn bewegt,
Die Maurer aus einander gehen.
Wie? ſollt es nicht mehr gut in ihrer Ehe ſtehen?
Das kann nicht möglich ſeyn, ſie ſind ja kaum getraut!
Nun kurz und gut, es ward nicht fortgebaut.
Und ungefähr nach einem halben Jahre

Lag dieſer Mann auch auf der Bahre.
Der liebe Mann!
Die Frau ſchwört Stein und Bein,
Ihr Lebelang nicht mehr zu freyn;
Und doch war ſie nach zwey und funfzig Wochen
(Der Bau muß ja vollendet ſeyn)
Bereits das drittemal verſprochen.
O das war erſt ein würdiger Gemahl!
Verſtändig, zärtlich und verbindlich,
Nicht eigenſinnig, nicht empfindlich;
Er bat da nur, wo jener wild befahl;
Die Blicke ſeiner Frau erfüllt er als Befehle.
Kurz, beyde waren recht Ein Herz und Eine Seele.
Die gute Frau! ich gönn ihr dieſen Mann.
Allein ſie wollte doch nicht trauen;
Sie fing nicht gleich, wie ehmals, an zu bauen.
Ich lobe ſie darum, und hätt es ſelbſt gethan;
Der Henker mag den Männern trauen,
Wenn man ſo leicht ſich zweymal irren kann.
Sie fand nunmehr nach einem halben Jahre
Den Gatten noch ſo liebenswerth,
Als an dem Tag, da er, gefragt vor dem Altare,
Ihr durch ein ſeufzend Ja! ſein zärtlich Herz erklärt.
Der Bau wird fortgeſetzt. Ich ſeh Elmiren kommen,
Wie freundlich ſieht ſie dießmal aus!
„Ach Meiſter, fördert doch das Haus!
„Warum habt ihrs denn angenommen?
„Ich geb euch ja das Geld voraus?
„Laßt doch noch mehr Geſellen kommen.“
Ey das geht gut! Ich kann mich nicht genug erfreun;
Das muß ein rechter Ehmann ſeyn!
Die Maurer fördern ſich, und binnen vierzehn Tagen
Sieht man das erſte Stockwerk ſtehn:
Und nun läßt ſich Elmire wieder ſehn.
Man ſiehts ihr an, ſie hat etwas zu ſagen;
Vielleicht ſah ſie die Maurer müßig ſtehn?
Denn leider pflegts ſo her zu gehn.
Vielleicht hat man am Bau etwas verſehn?

aß ſollte mich doch ſelbſt verdrießen.
ezt öffnet ſie den Mund; nun wird ſichs zeigen müſſen.
ch! fängt ſie hettig an zu ſchreyn:
ört auf, und reißt den Plunder ein!
ch laſſe keinen Stein mehr tragen,
Wofür verbaut ich denn mein Geld?
ür Männer, die die Weiber plagen?
enn andre giebts nicht auf der Welt.
Die böſe Frau! Man ſollte ſie verklagen.

Der betrübte Wittwer.

In Poitou, (ich will mit Fleiß die Gegend nennen,
amit ſich die befragen können,
ie, wenn ein kleiner Umſtand fehlt,
chon zweifeln, ob man wahr erzählt,)
n Poitou ließ einſt ein Mann ſein Weib begraben;
Klein man merk es wohl, man iſt in Poitou;
a geht es, wenn ſie Leichen haben,
o prächtig, wie bey uns, nicht zu.
Man kleidet ſie geſchwind mit leinen Sterberöcken,
nd trägt den Sarg, ohn ihn erſt zuzudecken,
n den für ihn beſtimmten Ort.
o trug man auch den offnen Sarg jetzt fort;
och was geſchieht, indem ſie ihn ſo tragen?
er Leichenweg ging dicht an einer Hecke hin;
ier ritzt ein Dorn die todte Frau ins Kinn.
uf einmal fängt ſie an, die Augen aufzuſchlagen,
nd ruft: wohin wollt ihr mich tragen?
ier, deucht mich, hör ich viele fragen:
ie kam die gute Frau zurück?
elt es der Mann auch für ein Glück,
ie Hälfte wieder zu bekommen,
ie ihm der Tod zuvor genommen?
ie mag ihm wohl geweſen ſeyn?
Das letzte wird man gleich erfahren.
ch weniger als ſieben Jahren
ißt ſie zum zwentenmal ihr junges Leben ein.
er Mann gab ihr von neuem das Geleite,

Und ging geſetzt an ſeiner Gattinn Seite,
Wie alle harte Bauersleute.
Allein ſobald er nur die Hecke wieder ſah:
So wies er erſt, wie viel ſein Herz empfände.
Er rung mit Thränen beyde Hände.
Ach! rief er aus, da war es, da!
Kommt ja der Hecke nicht zu nah!

Der Tartarfürſt.

Ein Tartarfürſt, von dem man in Geſchichten preiſt,
Daß er, als Prinz, Europa durchgereiſt,
Befahl, weil er ſein Volk galanter machen wollte,
Daß kein vornehmes Weib ihr Kind ſelbſt ſtillen ſollte.
Die wilden Damen lachten nur;
Sie nährten, nach wie vor, ihr Kind mit ihren Brüſten,
Und glaubten, daß ſie der Natur
Und ihren Müttern folgen müßten.
Der Chan fing an, ſich zu entrüſten,
Gab ein ſehr ſcharf Mandat, und ſchwur,
Daß jede Frau vom Stande ſterben ſollte,
Die für ihr Kind nicht Ammen halten wollte.
Und weil ſie ſich gezwungen ſahn,
So nahmen ſie denn Ammen an.
Allein ſie konnten ſich des Triebs nicht lang erwehren,
Ihr eigen Blut an ihrer Bruſt zu nähren.
Die meiſten fingen an, dem Chan den Tod zu ſchwören.
Einſt, als der Tartarfürſt ſich ganz allein befand,
Kam, mit dem Degen in der Hand,
Ein vornehm Weib auf ihn gerannt,
Und ſprach, von edlem Grimm entbrannt:
Hör auf, mein Kind mir abzudringen,
Sonſt bin ich hier, dich umzubringen.
Ich ſäug es ſelbſt, und ſäug es mir zur Luſt;
Deswegen hab ich dieſe Bruſt,
In dieſer Pflicht, mein Kind daran zu nehmen,
Soll mich, o Fürſt, kein Thier beſchämen.
Der gute Tartarfürſt erſchrack,
Und unterließ, um nicht ſein Leben zu verlieren,

Europäiſchen Geſchmack
ſeinen Herden einzuführen.

Der junge Prinz.

Ein junger Prinz, der ſich des Oheims Gunſt empfohlen,
am von ihm zweyhundert Stück Piſtolen,
der Ermunterung, damit wohl umzugehn.
Er ließ nach ein'ger Zeit ſich wieder vor ihm ſehn.
m, daß nun der Oheim mit ihm rechte,
fragt er ihn zu gleicher Zeit,
r das letzte Geld wohl angewendet hätte?
, ſprach der junge Prinz erfreut,
hab ich meine ganze Caſſe;
en zwey Hunderten fehlt nicht ein einzig Stück
Oheim nahm den Augenblick
Geld, und warf es auf die Gaſſe.
, Prinz, fing drauf der Oheim an,
Kunſt, das Geld nutzbarer anzuwenden,
Prinz hat darum viel in Händen,
it er vielen dienen kann.

Das neue Ehepaar.

Nach ſo viel bittern Hinderniſſen,
ſo viel ängſtlicher Gefahr,
mals nec, ein zärtlich Paar
dulden und beweinen müſſen,
endlich doch die Zeit mein Paar das Glück genießen,
wenns ein Lohn der Tugend iſt,
urch Beſtändigkeit zehnfach verdienet hatten.
Sie, die ſich, hart bedroht, als Liebende geküßt,
üßten ſich nunmehr erlaubt als Ehegatten,
em ſie neidſcher Feinde Liſt
renger Aeltern Zorn liebreich beſänftigt hatten.
war, nach langer Jahre Müh,
glücklicher als Er und Sie?
, was man liebt, geliebt beſitzen können
nem treuen Arm ſich ſeines Lebens freun,
Menſchen, dieß kein Glück zu nennen:

So muß gar keins auf Erden seyn.
Hier wett ich wohl, daß mancher heimlich spricht:
Der gute Mensch versteht es nicht,
Denn wär die Lieb ein Glück, was könnte mir denn fehlen,
Da ein erles'nes Weib in meinen Armen liegt?
Ist sie nicht reich und schön? doch bin ich nicht vergnügt.
Ich glaub es, lieber Freund; allein sich so vermählen,
Wie viele thun, das heißt nicht lieben, nein;
Das heißt, mit weit getrennten Seelen
Ein Leid in einem Hause seyn.
Ein unverhofftes Glück begegnet unsern Beyden.
Wie weinen sie vor Zärtlichkeit!
Der arme Mann soll jetzt auf kurze Zeit
Von seiner theuern Gattinn scheiden,
Weil ihn ein naher Freund in einer fernen Stadt
Zum Erben eingesetzet hat.
Von heißen Lippen losgerissen,
Und doch entbrannt, sich länger noch zu küssen,
Sprach eines, was das andre sprach,
Dem andern immer stammelnd nach,
Ein Lebewohl, ein seufzend Ach!
Er stieg nunmehr ins Schiff, (wie oft sah er zurücke!)
Und Doris blieb am Ufer stehn,
Um ihrem Damon, ihrem Glücke,
Noch lange schmachtend nachzusehn.
O Himmel! hör ich sie noch an dem Ufer flehn,
Bring meinen Mann gesund zurücke.
Das Schiff bringt ihn an seinen Ort.
Er schreibt mit jeder Post: Bald, Doris, werd ich kommen.
Kaum hat er auch sein Gut noch in Besitz genommen,
So eilt er schon zu Schiffe wieder fort,
Und schreibt, damit sie nichts von seiner Ankunft wüßte,
Daß, wider sein gegebnes Wort,
Er noch acht Tage warten müßte,
Eh er sie wiedersäh und küßte.
Die junge Frau, die, wenn die Sonn entwich,
Aus ihrem von der See nicht fernen Hause schlich,
Und gern am Ufer sich verweilte,

Ging jetzund an der Freundinn Hand,
Mit der sie stets ihr Herze theilte,
An den ihr angenehmen Strand.
Sie redten. Und wovon? Erräthst du dieß noch nicht,
Wovon ein treues Weib, die schmachtend wartet, spricht?
So bist du auch nicht werth, den Inhalt zu erfahren.
Nein, nein, verschweig es, mein Gedicht,
Wie zärtlich Doris Wünsche waren!
Das Herz wird dem, der liebt, sich selber offenbaren,
Und für die andern schreib ich nicht.
Indem daß Doris noch mit manchem frohen Ach!
Von ihres Gatten Ankunft redte,
Und von dem Gastgebote sprach,
Das sie sich ausgesonnen hätte,
Indem sie noch von ihrer Erbschaft redte,
Und, wenn sie den Entwurf zu ihrem Glück gemacht,
Sich oft in dem Entwurfe störte,
Ob den, der sie im Testament bedacht,
Mit dankerfüllten Thränen ehrte:
Indem sie zum voraus die Armen speisen ließ,
Ob mütterlich den Waisen sich erwies,
Der Kranken Herz mit Stärkungen erquickte,
Ob den Gefangnen Hülfe schickte;
Indem sie dieß im Geist von ihrer Erbschaft that,
Ob in ihr Glück vertieft, ans Ufer näher trat:
Sag ihre Freundinn an: was schwimmt dort auf dem Meere?
Ein Kästchen! Wie? wenns voll Juwelen wäre,
Doris! wäre das nicht schön?
Nun ich sag es dir, ich habs zuerst gesehn;
Es kömmt es an den Strand geschwommen,
Ist das Glück des Schiffbruchs mein;
Und du wirst ja bald nieder kommen,
Das versteht sich schon, ich muß Gevatter seyn,
Ich bind ich dir drey Schnuren Perlen ein.
Die junge Frau belohnte Scherz mit Scherze.
Bekehrt sich, fing jene wieder an;
Ach wie erschracken sie, als sie zu ihrem Schmerze
Einen Leichnam schwimmen sahn.

Wer weiß, sprach Doris, welcher schon
Die Thränen in den Augen stunden,
Wer weiß, ist der, der hier sein Grab gefunden,
Nicht grauer Aeltern einzger Sohn?
Wer weiß, mit welcher trunknen Freude
Jetzt die verlebten alten Wende,
Ihn zu empfangen, fertig stehn,
Und sich im Geist erfreun, die Braut ihm anzubieten,
Die sie für ihn erwählt, und treulich für ihn hüten?
Gott geb es nicht, daß sie den Anblick sehn!
Wer weiß, ward nicht durch seinen Tod
Der treusten Frau ein lieber Mann entrissen,
Die bald ihr eignes Weh, bald ihrer Kinder Noth
In Armuth wird beweinen müssen!
Wer weiß, wie vielmal er bethränt,
Eh er noch starb, das arme Weib erwähnt;
Doch, Freundinn, komm von der betrübten Stelle,
Damit mein Herz nicht länger zittern darf.
Dieß sagte sie und ging, als eben eine Welle
Den Todten an das Ufer warf.
Die Freundinn sah ihn an, und schrie mit Ungestüm:
Mein Vetter! und fiel neben ihm.
Auf dieß Geschrey kam Doris wieder,
Der lieben Freundinn beyzustehn.
Ach, Doris, ach! was wirst du sehn?
Sie sieht, und fällt auf ihren Gatten nieder,
Und stirbt an seiner starren Brust.
Indeß erwacht die Freundinn wieder,
Und zeigt der Nachbarschaft den doppelten Verlust.
Hier bebte der, den man nie zittern sehn,
Und dem, der nie geweint, floß Wehmuth vom Gesichte,
Und niemand fragte, was geschehn.
Der Anblick selbst erzählte die Geschichte.

Beweint, ihr mitleidsvollen Seelen,
Die traurigste Begebenheit
Elend gewordner Zärtlichkeit,
Und schmeckt das Glück, um andre sich zu quälen.

Laſt uns die Unſchuld oft im größten Unglück ſehn,
Und leidet mit bey fremden Schmerzen;
Dieß Mitleid heiligt unſre Herzen,
Und heißt die Menſchenlieb in uns ihr Haupt erhöhn.
Die Tugend bleibt uns noch im Unglück ſelber ſchön.

Der Jüngling.

Ein Jüngling, welcher viel von einer Stadt gehört,
In der der Segen wohnen ſollte,
Entſchloß ſich, daß er ſich da niederlaſſen wollte,
Dort, ſprach er oft, ſey dir dein Glück beſcheert!
Er nahm die Reiſe vor, und ſah ſchon mit Vergnügen
Die liebe Stadt auf einem Berge liegen.
Gottlob! fing unſer Jüngling an,
Daß ich die Stadt ſchon ſehen kann;
Allein der Berg iſt ſteil. O, wär er ſchon erſtiegen!
Ein fruchtbar Thal ſtieß an des Berges Fuß.
Die größte Menge ſchöner Früchte
Fiel unſerm Jüngling ins Geſichte.
O! dacht er, weil ich doch ſehr lange ſteigen muß,
So will ich, meinen Durſt zu ſtillen,
Den Reiſeſack mit ſolchen Früchten füllen.
Er aß, und fand die Frucht vortrefflich von Geſchmack,
Und füllte ſeinen Reiſeſack.
Er ſtieg den Berg hinan, und fiel den Augenblick
Beladen in das Thal zurück.
O Freund! rief einer von den Höhen:
Der Weg zu uns iſt nicht ſo leicht zu gehen.
Der Berg iſt ſteil, und mühſam jeder Schritt;
Und du nimmſt dir noch eine Bürde mit?
Vergiß das Obſt, das du zu dir genommen:
Sonſt wirſt du nicht auf dieſen Gipfel kommen.
Steig leer, und ſteig beherzt, und gieb dir alle Müh;
Denn unſer Glück verdienet ſie.
Er ſtieg und ſah empor, wie weit er ſteigen müßte.
Ach Himmel! ach! es war noch weit.
Er ruht' und aß zu gleicher Zeit
Von ſeiner Frucht, damit er ſich die Müh verſüßte.

Er ſah bald in das Thal, und bald den Berg hinan;
Hier traf er Schwierigkeit und dort Vergnügen an.
Er ſinnt. Ja, ja, er mag es überlegen.
Steig, ſagt ihm der Verſtand, bemüh dich um dein Glück!
Nein, ſprach ſein Herz, kehr in das Thal zurück;
Du ſteigſt ſonſt über dein Vermögen.
Ruh etwas aus, und iß dich ſatt,
Und warte, bis dein Fuß die rechten Kräfte hat!
Dieß that er auch. Er pflegte ſich im Thale,
Entſchloß ſich oft zu gehn, und ſchien ſich ſtets zu matt.
Das erſte Hinderniß galt auch die andernmale!
Kurz, er vergaß ſein Glück, und kam nie in die Stadt.

Dem Jüngling gleichen viele Chriſten.
Sie wagen auf der Bahn der Tugend einen Schritt,
Und ſehn darauf nach ihren Lüſten,
Und nehmen ihre Lüſte mit.
Beſchwert mit dieſen Hinderniſſen,
Weicht bald ihr träger Geiſt zurück;
Und auf ein ſinnlich Glück befliſſen,
Vergeſſen ſie die Müh um ein unendlich Glück.

Eraſt.

Dorant, ein reicher Mann, der weiter keinen Erben,
Als einen Vetter hinterließ,
Der reicher war als er, und keinem Guts erwies,
Dorant beſchloß, bey ſeinem Sterben
An ſeines Vetters Statt Eraſten zu erfreun,
Und ſetzte dieſen Freund, der's würdig war, zum Erben
Von zwanzig tauſend Thalern ein.

Der Vetter, der die Stadt recht giftig überredte,
Als ob Eraſt, der ſo rechtſchaffne Mann,
Das Teſtament erſchlichen hätte,
Fing einen Streit um dieß Vermögen an,
Und lief, von Neid und Geiz durchdrungen,
Mit ſchrecklichen Beſchuldigungen
Und mit Geſchenken vor Gericht;

Allein so oft auch die das Recht erzwungen,
So siegten sie doch dießmal nicht.
Erast gewann. Doch dich, spricht er, zu überführen,
Ob ich das Testament mit List an mich gebracht:
So will ich das, was mir mein Freund vermacht,
Nachdem ich es gewann, verlieren.
Die Hälfte schenk ich dir, um dich zu widerlegen;
Zwey tausend Thaler sollen mein;
Und das noch übrige Vermögen
Soll ein Geschenk für arme Waisen seyn.
Verdien' ich noch den schrecklichen Verdacht,
Daß ich das Testament mit List an mich gebracht?

Das Pferd und der Esel.

Ein Pferd, dem Geist und Muth recht aus den Augen sahn,
Ging, stolz auf sich und seinen Mann,
Und stieß, (wie leicht ist nicht ein falscher Schritt gethan!)
Vor großem Feuer einmal an.
Ein träger Esel sahs und lachte:
Wer, sprach er, würd es mir verzeihn,
Wenn ich dergleichen Fehler machte?
Ich geh den ganzen Tag, und stoß an keinen Stein.
Schweig, rief das Pferd, du bist zu meinem Unbedachte,
Zu meinen Fehlern viel zu klein.

Cotill.

Cotill, der, wie es vielen geht,
Nicht wußte, was er machen sollte,
Und doch nicht müßig bleiben wollte;
Denn müßig gehn, wenn mans nicht recht versteht,
Ist schwerer, als man denken sollte;
Cotill ging also vor die Stadt,
Und machte sich etwas zu schaffen.
Er ging, und schlug im Gehen oft ein Rad.
O! schrie man, seht den jungen Laffen,
Der den Verstand verloren hat!
Er macht die Hände gar zu Füßen,
Ihr Kinder, zischt den Narren aus!

Allein Cotill ließ ſich dieß alles nicht verdrießen.
Kurz, es gefiel ihm ſo, er ging vors Thor hinaus.
Man mochte, was man wollte ſagen;
Er fuhr doch fort, im Gehn ſein Rad zu ſchlagen.
Der Teufel! Seht, das war ein rechtes Rad!
Fing endlich einer an zu fluchen,
Ich möcht es doch bald ſelbſt verſuchen!
Er ſagt es kaum, als ers ſchon that.
Nun, ſprach er, ſeh ich wohl, wie viel man Vortheil hat.
Es iſt ganz hübſch um ſo ein Rad,
Denn man erſpart ſich viele Schritte.
Der Mann iſt nicht ſo dumm, der es erfunden hat;
Den Tag darauf kam ſchon der dritte,
Und that es nach. Die Zahl vermehrte ſich,
In kurzem ſprach man ſchon gelinder;
Man fragte ſtark nach dem Erfinder,
Und lobt ihn endlich öffentlich.

Nimm alles vor, es ſey ſo toll es will;
Heiß anfangs närriſch, wie Cotill:
Dein Beyfall iſt drum nicht verloren.
Sey nur beherzt, und ſpare keinen Fleiß!
Ein Thor findt allemal noch einen größern Thoren,
Der ſeinen Werth zu ſchätzen weiß.

Der beherzte Entſchluß.

Ein guter ehrlicher Soldat,
Der, (denn was thut man nicht, wenn man getrunken hat)
Im Trunke ſeinen Wirth erſchlagen,
Ward jetzt hinausgeführt, für ſeine Miſſethat
Den Lohn durchs Schwerdt davon zu tragen.
Er ſah wohl aus: und wer ihn ſah,
Bedauerte ſein ſchmählich Ende,
Und wünſchte, daß er noch beym König Gnade fände.
Beſonders ging ſein ſchweres Ende
Auch einer alten Jungfer nah.
Auf einmal fühlte ſie die Triebe
Des Mitleids und der Menſchenliebe,

Und fühlte ſie nur mehr, je mehr ſie auf ihn ſah.
„Ach Himmel! iſts nicht ewig ſchade?
„Der ſchöne lange Menſch! Was für ein fein Geſicht,
„Und was für Augen hat er nicht!
„Seht doch den Bart! Iſt das nicht eine Wade!
„Die Straf iſt in der That zu groß.
„Wer kann ſich denn im Trunke zähmen?
„Ich bitt ihn frey; ich will ihn nehmen."
Sie lief, und ſchrie, und bat ihn los,
Indem Johann ſchon nieder kniete.
Johann, fing drauf der Richter an,
Es findet ſich ein redliches Gemüthe,
Dieß Weibsbild hier verlanget dich zum Mann;
Und wenn du ſie verlangſt, ſo ſchenk ich dir das Leben.
Johann erſchrack und ſah die Jungfer an;
Sie trat hinzu, ihn aufzuheben.
Ja, ſprach er, euer Dienſt iſt groß;
Allein es wird mir nicht viel fehlen,
Ihr werdet mich dafür zeitlebens quälen.
Ich ſeh's euch an; was will ich lange wählen?
Haut zu! ſo komm ich doch der Qual auf einmal los.

Der junge Gelehrte.

Ein junger Menſch, der viel ſtudirte,
Und, wie die Eltern ganz wohl ſahn,
Was Großes ſchon im Schilde führte,
Sprach einen Greis um ſolche Schriften an,
Die ſtark und ſinnreich denken lehrten,
Mit einem Wort, die zum Geſchmack gehörten.
Der Alte ward von Herzen froh,
Und lobt ihm den Homer, den Plato, Cicero,
Und hundert mehr aus alt und neuer Zeit,
Die mit den heilgen Lorbeerkränzen
Der Dichtkunſt und Wohlredenheit,
Umleuchtet von der Ewigkeit,
Den Jünglingen entgegen glänzen.
O! hub der junge Menſch mit ſtolzem Lächeln an:
Ich habe ſie faſt alle durchgeleſen;

Allein — Nun gut, sprach der gelehrte Mann,
Sind sie nach Seinem Sinn gewesen,
So muß Er sie noch zweymal lesen!
Doch sind sie Ihm nicht gut genug gewesen,
So sag Er's ja den Klugen nicht;
Denn sonst errathen sie, woran es Ihm gebricht,
Und heißen Ihn die Zeitung lesen.

Das junge Mädchen.

Ein junger Mensch sprach einen wackern Mann
Durch einen guten Freund um seine Tochter an.
Der Alte, der sein Kind noch nicht versprechen wollte,
War dennoch ungemein erfreut,
Und bat den Freund mit vieler Höflichkeit,
Daß er bey ihm zu Tische bleiben sollte.

Die Tochter, ob sich gleich der Vater sehr verstellt,
Erräth die Sache bald. Was? fängt sie an zu schließen,
Ein fremder Herr, den man zu Tische gleich behält,
Was bringt doch der? Ich solls nicht wissen;
Allein umsonst bückt er sich nicht so tief vor mir.
Ist auch der gute Freund wohl meinetwegen hier?
Der Fremde hofft, es soll ihm noch gelingen,
Und wagt es bey dem Glase Wein,
Das Wort für seinen Freund noch einmal anzubringen.

Mein Herr, fiel ihm der Vater ein,
O! denken Sie doch nicht, daß ich zu hart verfahre:
Mein Kind kann wirklich noch nicht freyn;
Sie ist zu jung; sie ist erst vierzehn Jahre.

Indem er dieß noch sprach, trat Liekchen selbst herein,
Und trug ein Essen auf. Was? fing sie an zu schreyn,
Was sagten Sie, Papa? Sie haben sich versprochen.
Ich sollt erst vierzehn Jahre seyn?
Nein, vierzehn Jahr und sieben Wochen.
„Ließ sie der Vater denn nicht freyn?"
Das weiß ich nicht. Doch nein, ich wills nur sagen;
Denn unter denen, die mich fragen,
Da könnten wohl selbst junge Mädchen seyn;

Die zu beruhigen, will ichs aufrichtig ſagen:
Der Vater ſchämte ſich, und ließ die Tochter freyn.

Die beyden Knaben.

Ein jüngrer und ein ältrer Bube,
Die der noch frühe Lenz aus der betrübten Stube
Vom Buche zu dem Garten rief,
Vielleicht, weil gleich ihr Informator ſchlief,
Geriethen beyd' an eine Grube,
In der der Schnee noch nicht zerlief.
Ach Bruder! ſprach der kleine Bube,
Was meinſt du? iſt das Loch wohl tief?
Ich hätte Luſt — Was? Luſt, hinein zu ſpringen?
Du mußt doch ausgelaſſen ſeyn.
Verſuch es nicht und ſpring hinein,
Du könnteſt dich ums Leben bringen.
Wir können uns ja ſonſt wohl noch erfreun,
Als daß wir uns und unſern Kleidern ſchaden,
Und kindiſch Schnee und Eis durchwaten.
Und kömmſt du drauf zum Vater naß hinein:
So haſt du's da erſt auszubaden.
Doch keine Redekunſt nahm unſern Knaben ein.
„Wer wird im Schnee denn gleich erſaufen?"
Und kurz und gut, er ſprang hinein,
Und ließ ſichs wohl in ſeiner Grube ſeyn;
Doch kaum war er vor Kälte fortgelaufen,
So ſprang der Philoſoph ſo gut, wie er, hinein.

Dieß iſt die Kunſt der ſtrengen Moraliſten.
Bekannt mit dem Syſtem, und von Grundſätzen voll,
Beweiſen ſie das, was man laſſen ſoll,
So froh, als ob ſie nichts von den Begierden wüßten.
Sie ſind von beſſerm Ton als wir.
Sie bändigen ihr Herz durch die Gewalt der Schlüſſe.
Uns Armen iſt die Thorheit ſüße;
Doch ihnen ekelt nur dafür.
Wir laſſen ſie! wenn wir ſie unternehmen,
Aus gutem Herzen andern ſehn,

Und denken nicht daran, daß wir uns so vergehn.
Sie aber, die gelehrt sich aller Thorheit schämen,
Begehn die That, die sie uns übel nehmen,
Aus Tugend eher nicht, als bis wir es nicht sehn.

Die Bauern und der Amtmann.

Ein sehr geschickter Candidat,
Der lange schon mit vielem Lobe
Die Kanzeln in der Stadt betrat,
That auf dem Dorfe eine Probe;
Allein so gut er sie gethan,
So stand er doch den Bauern gar nicht an.
Nein, der verstorbne Herr, das war ein andrer Mann,
Der hatte recht auf seinen Text studiret,
Und Gottes Wort, wie sichs gebühret,
Bald griechisch, bald ebräisch angeführet,
Die Kirchenväter oft citiret,
Die Ketzer stattlich ausschendiret,
Und stets so fein schematisiret,
Daß er der Bauern Herz gerühret.
„Herr Amtmann, wie gesagt, erstatt Er nur Bericht,
„Wir mögen diesen Herrn nicht haben."
So sagt doch nur, warum denn nicht?
„Er hörts ja wohl, er hat nicht solche Gaben,
„Wie der verstorbne Herr."
Der Amtmann widerspricht;
Der Superintent ermahnt. Umsonst, sie hören nicht.
Man mag Amphion seyn, und Fels und Wald bewegen,
Deswegen kann man doch nicht Bauern widerlegen.
Kurz, man erstattete Bericht,
Weil alle steif auf ihrem Sinn beharrten.
Nunmehr kömmt ein Befehl. Ich kann es kaum erwarten,
Bis ihn der Amtmann publicirt.
Ich wette fast, ihr Bauern, ihr verliert!
Man öffnet den Befehl. Und seht, der Landherr wollte,
Daß man dem Candidat das Priesterthum vertraun,
Den Bauern gegentheils es hart verweisen sollte.
Der Superintent fing an die Bauern zu erbaun,

Und sprach, so schwierig sie noch schienen,
Doch sehr gelind und fromm mit ihnen.
Herr Doctor! fiel ihm drauf der Amtmann in das Wort,
Wozu soll diese Sanftmuth dienen?
Ihr Richter, Schöppen, und so fort,
Hört zu! ich will mein Amt verwalten.
Ihr Ochsen, die ihr alle seyd!
Euch Flegeln geb ich den Bescheid,
Ihr sollt den Herrn zu eurem Pfarrn behalten.
Sagts, wollt ihr, oder nicht? denn jetzt sind wir noch da.
Die Bauern lächelten. Ach ja! Herr Amtmann, ja!

Der Freyer.

Ein Freyer bat einst einen Freund,
Ihm doch ein Mädchen vorzuschlagen.
Ich will dir zwey, versetzte jener, sagen:
Dann wähle die, die sich für dich zu schicken scheint.
Die erste hat, nebst einem Rittersitze,
Ein recht bezauberndes Gesicht,
Liebt den Geschmack, spricht mit dem feinsten Witze,
Und schreibt die Sprachen, die sie spricht.
Sie spielt den Flügel schön, und kann vortrefflich singen.
Und malet so geschickt, als es die Kunst begehrt;
Und in der Wirthschaft selbst giebt sie gemeinen Dingen
Durch ihre Sorgfalt einen Werth.
Allein bey aller Kunst und allen ihren Gaben
Hat sie kein gutes Herz.
Die andre sieht nicht schön,
Wird wenig im Vermögen haben,
Und von den Künsten nichts, die jene kann, verstehn;
Doch bey Verstand und einem stillen Reize,
Der, ohne daß sie's sieht, gefällt,
Besitzt sie, frey von Stolz und Geize,
Das beste Herze von der Welt.
Was thätst du wohl, wenn dich die erste haben wollte?
Ach, fing der Freyer an, wenn dieß geschehen sollte:
So spräch ich zu der ersten Nein,
Um dadurch bald der andern werth zu seyn.

Emil.

Emil, der seit geraumer Zeit,
Den Klugen wohl bekannt, bey seinen Büchern lebte,
Und mehr nach der Geschicklichkeit
Zu einem Amt als nach dem Amte strebte,
Ward einst von einem Freund gefragt:
Warum er denn kein Amt noch hätte,
Da doch die Stadt so rühmlich von ihm redte,
Und mancher sich vor ihm schon in ein Amt gewagt,
Der nicht den zehnten Theil von seinen Gaben hätte?
Ich, sprach Emil, will lieber, daß man fragt:
Warum man mich doch ohn ein Amt läßt leben,
Als daß man fragt: warum man mir ein Amt gegeben?

Der Knabe.

Ein Knabe, der den fleißigen Papa
Oft nach den Sternen gucken sah,
Wollt auch den Himmel kennen lernen.
Er blieb steif vor dem Sehrohr stehn,
Und sah begierig nach den Sternen;
Allein, er konnte nicht viel sehn.
Was heißt es denn, sprach drauf der Knabe,
Daß ich fast nichts erkennen kann?
Ha, ha, nun fällt mirs ein, was ich vergessen habe; —
Mein Vater fängt es anders an; —
Er blinzt zuweilen zu, das hab ich nicht gethan.
O bin ich nicht ein dummer Knabe!
Schon gut! Nun weiß ich, was ich thu:
Und hurtig hielt er sich die Augen beyde zu,
Und sah durchs Sehrohr nach den Sternen.
Der Narr! was sah er denn? Das alles, was du siehst.
Wenn du, um durch die Schrift Gott deutlich sehn zu lernen,
Dir die Vernunft vorher entziehst.

Der Lügner.

Ihr Meister in der Kunst zu lügen,
Rühmt euren Witz, schlau zu betrügen

So viel ihr uns davon erzählt,
So wett ich doch, daß euch die rechte List noch fehlt.
Ein schlechter Mensch, ihr werdet lachen,
Wird euch den Vorzug streitig machen.

In London saß ein böser Bube
Nebst einem andern auf den Tod.
Ein Anatomikus trat in die Kerkerstube,
Und that auf seinen Leib dem einen ein Gebot *).
Doch Niklas schwur! daß ihn der Teufel holen sollte,
Eh er für diesen Preis dem Arzt sich lassen wollte.
Herr, schrie der andre Delinquent,
Sagt, wie ihr um den Kerl so lange handeln könnt?
Laßt seinen magern Leib den Raben.
Seht, wie gesund ich bin, wie fett! ihr sollt mich haben
Und wißt ihr, was ihr geben sollt?
Ich will es mit euch billig machen:
Drey Gulden. Bin ich todt, so schneidet, wie ihr wollt;
Ich will von keinem Schnitt erwachen.
Kaum hat er noch das Geld empfangen,
So rief der witzge Delinquent:
Gelogen! Herr, seht zu, wie ihr mich kriegen könnt!
Ich werd in Ketten aufgehangen.

Die Frau und der Geist.

Vordem, da noch um Mitternacht,
Den armen Sterblichen zu dienen,
Die Geister dann und wann erschienen,
Ließ sich ein Geist, in einer weißen Tracht,
Vor einer Frau im Bette sehen,
Und hieß sie freundlich mit sich gehen,
Und ging mit ihr auf einen wüsten Platz.
Frau, sprach der Geist, hier liegt ein großer Schatz;
Nimm gleich dein Halstuch ab, und wirf es auf den Platz,
Und morgen, um die zwölfte Stunde,

---

*) Es ist in London der Gebrauch, daß die Aerzte den verurtheilten Missethätern ihren Leib abkaufen.

Komm her; dann ſiehſt du ein Licht,
Dem grabe nach; doch rede nicht;
Denn geht ein Wort aus deinem Munde,
So wird der Schatz verſchwunden ſeyn.
Die Frau fand zur geſetzten Stunde
Die Nacht darauf ſich mit dem Gaſtfreund ein.
Nun, die muß recht beherzt geweſen ſeyn!
Ich fände mich gewiß nicht ein,
Und ſollt ich zwanzig Schätze heben.
Wer ſtünde mir denn für mein Leben?
Die Nacht iſt keines Menſchen Freund;
Und wenn's der Geiſt recht ehrlich mit mir meint,
So kann er mir den Schatz ja auf der Stube geben.
Der Frau verſchlug das nichts. Sie eilt, den Schatz zu heben.
Frau, ſprich, ſie bey ſich ſelbſt, bey Leibe ſprich kein Wort,
Sonſt rückt der Schatz auf ewig fort.
Sie hält, was ſie ſich vorgenommen.
Sie ſchweigt und gräbt getroſt. — Ha, ha, nun klingt es hohl,
Nun wird der rechte Flick bald kommen;
Hier liegt der Schatz, das dacht ich wohl.
O ſeht, ein großer Topf, von lauter Golde voll!
O! wenn ſie doch dahmal nicht redte,
Und zu dem ſchweren Topf gleich einen Träger hätte!
Iſt denn ihr Geiſt nicht etwa auf dem Platz?
Er kömmt und hilft den Topf ihr aus der Erde ruhnen.
Ach! rief ſie ſchnell, ich muß mich ſchämen,
Sie zu bemühn — weg war der Schatz!

Philinde.

Philinde blieb oft vor dem Spiegel ſtehn;
Denn alles kann man faſt den Schönen,
Nur nicht den Trieb, ſich ſelber gern zu ſehn
Und zu bewundern, abgewöhnen.
Dieß iſt der Ton, aus dem die Männer ſchmähn!
Doch, Mädchen, bleibet nur vor euren Spiegeln ſtehn!
Ich laß es herzlich gern geſchehn.
Was wolltet ihr auch ſonſt wohl machen?
Beſtändig tändeln, ewig lachen,

Und ſtets nach den Verehrern ſehen?
Das wäre ja nicht auszuſtehn!
Genug, das ſchöne Kind, von der ich erſt erzählte,
Beſpiegelte ſich oft, und muſterte das Haar,
Und beſſerte, wo nicht das mindſte fehlte.
Ihr Bruder, der ein Autor war,
Sah ſie am Spiegel ſtehn und ſchmähltе.
„Habt Ihr euch noch nicht ſatt geſehn?
„Ich geb es zu, Ihr ſeyd ſehr ſchön!
„Doch ſein Geſicht die ganze Zeit beſehn,
„Verräth ein gar zu eitles Weſen.“
Herr Autor, ſprach ſie, der ihr ſeyd,
Hebt mit mir auf; denn ſich gern ſelber leſen,
Und gern im Spiegel ſehn, iſt beydes Eitelkeit.

Alceſt.

Alceſt, den mancher Kummer drückte,
Der, weil er ſich nicht zu dem Laſter ſchickte,
Noch ſich vor reichen Thoren bückte,
Bey Fleiß und Kunſt ſich elend ſah,
Stand neulich traurig auf. Freund, geht dir dies nicht nah,
Daß viele Kluge darben müſſen,
Bloß, weil ſie mehr, als andre, wiſſen.
Und zu Betrug und Liſt zu blind,
Zu groß zu Prahlerey und Wind,
Nicht knechtiſch gnug zu Schmeichlern ſind?
O Freund! bedaure doch Alceſten,
Ihn, den jetzt ſchwere Sorgen preßten;
Ihn, der von einem Buch beſchämt zum andern ſchlich,
Und doch dem Kummer nicht entwich;
Ihn, der ſich laut durch manchen Troſtgrund lehnte,
Und doch ſein Herz viel lauter ſeufzen hörte;
Der herzhaft zu ſich ſelber ſprach:
Gott lebt, Gott herrſcht und hört dein Ach!
Er hört, ſo groß er iſt, der jungen Raben Fliehen,
Drum iſt er nicht ſo groß, auch dir mit beyzuſtehen;
Und der, indem er dieſes ſprach,
Doch noch im Herzen rief: Wie wird dirs künftig gehen?

Der beſte Troſtgrund blieb noch ſchwach;
Denn welch bekümmert Herz beſiegt man gleich mit Gründen!
Es fühlt der ſtarken Gründe Kraft,
Und flieht zurück in ſeine Leidenſchaft,
Um jene Macht nicht zu empfinden.
Alceſt beſchloß, zu ſeinem Freund zu gehn,
Den er zween Tage nicht geſehn.
Er, ſprach er, iſt es werth, und fing ſchon an zu gehn,
Daß ich zu ihm mit meinem Kummer eile,
Und meinen Kummer mit ihm theile;
In Damons Arm, wenn Damon mit mir ſpricht,
Wird die Geduld, die ſonſt ſo ſchwere Pflicht,
Mir lange ſo beſchwerlich nicht.

Er eilt mit ſehnſuchtsvollem Herzen,
Wie nach dem Arzt ein Sieder, der ſonſt ſchleicht,
In Hoffnung ſchneller geht, und hoffend ſeine Schmerzen
Nicht fühlt, noch merkt, wie ſehr er keucht,
Bis er des Arztes Haus erreicht.

In dieſem brennenden Verlangen,
Den treuen Damon zu umfangen,
Tritt er ins Haus und eilt die Treppe ſchnell hinauf.
Der Vorſaal wimmelte von Leuten:
Alceſt erſchrickt. „Gott was ſoll das bedeuten?“
Er tritt herein; und ſieht, man bahrt den Damon auf!

Er kehrte von dem todten Freunde,
Nach einem letzten Kuß, zurück.
Die Sorgen, ſeiner Ruhe Feinde,
Entwichen in dem Augenblick.
Was, ſprach er, will ich mich denn quälen?
Kann mich der Tod ſo bald entſeelen,
Was nützt mir alles Glück der Welt?
Um froh zu ſterben, will ich leben.
Der Herr, der alles Fleiſch erhält,
Wird mir, ſo viel ich brauche, geben.
Ihm werth zu ſeyn, der Tugend nachzuſtreben,
Dieß ſey mein Kummer auf der Welt!

Der wunderbare Traum.

Aus einem alten Fabelbuche,
(Der Titelbogen fehlt daran,
Sonst führt ichs meinen Lesern an);
Aus dem ich mich Raths zu erholen suche,
Wenn ich selbst nichts erfinden kann;
Aus diesem alten deutschen Buche,
Das mir schon manchen Dienst gethan,
Will ich mir einen Traum erwählen.
Als ich einmal, so fängt mein Autor an,
Nach seiner Weise zu erzählen,
In einer Kirche saß, so fiel mir jählings ein:
Wer mag von so viel tausend Seelen,
Die diesen Ort zu ihrer Andacht wählen,
Doch wohl die frömmste Seele seyn?
In den Gedanken schlief ich ein,
Und sah im Traum vor mir des Tempels Schutzgeist stehen:
Du, sprach er, wünschest dir das frömmste Herz zu sehen?
Und rührte mein Gesicht mit seiner Rechten an,
Mir kam, sobald er dieß gethan,
Ein sanfter kalter Schauer an,
Und plötzlich sah ich mich in heilgem Glanze stehen.
Fang an, sprach er, die Kirche durchzugehen:
Der, den beim Glanz so rührt, daß er dich dreymal küßt,
Der hat das frömmste Herz, das hier zu finden ist.
Ich ging, um es recht bald zu wissen,
In dem empfangnen Glanz, hart vor der Sacristey
Einmal und noch einmal, vorbey,
Weil es mir schien, als wollte man mich küssen.
Ich wartete noch eine gute Frist,
Und ward einmal, allein ganz kalt, geküßt.
Ich ging darauf in die Kapellen,
In denen ich die frömmsten Mienen fand,
Und alles schien sich aufzuhellen,
Man lächelte, man that galant,
Und küßte mir zur Noth die Hand.
Drauf ließ ich mich auf einer höhern Bühne
Gesichtern, voll von Ernst und hoher Weisheit, sehn.

Ich blieb ein feines Weilchen ſtehn:
Sie ſahn mich an, und machten eine Miene,
Als ob ſie ſich an mir ſchon ſatt geſehn;
Und ungeküßt muſt ich von dannen gehn.
Ich ſtellte mich nun vor die nächſten Stände.
Hier warfen mit viel weiße Hände
Da einen Kuß, dort einen zu.
Ich ließ mein Auge lange fragen:
Ach gutes Herz! wo wohnſt du?
Allein man wollt es nicht, mich zu unternehmen, wagen.
Und ich ging ganz betrübt auf meinen Schutzgeiſt zu,
Mein traurig Schickſal ihm zu klagen.
Indem, daß ich noch durch die Halle ſchlich,
Sah mich in einem ſchlechten Kleide,
Ein liebes Mädchen an, und ſehr, ſie küßte mich
Mit einer plötzlichen und unſchuldvollen Freude;
Und eh ich noch von ihr den dritten Kuß erhielt,
So fühlt ich ſchon die ſel'gen Triebe
Der Redlichkeit und Menſchenliebe
So ſtark in mir, als ich ſie nie gefühlt.
Ein Mädchen, rief ich aus, an das die Welt kaum dächte,
Beſitzt das beſte Herz! Ich rief es, und verweilte.

Der Polyhiſtor.

An jenem Fluß, zu dem wir alle müſſen,
Es mag uns noch ſo ſehr verdrießen,
An jenem Fluß kam einſt ein hochgelehrter Mann,
Beſtaubt von ſeinen Büchern an,
Und eilte zu des Charons Kahn.
Willkommen! ſing der Fährmann an,
Indem er ſich aufs Ruder lehnte,
Und bey dem Wort: willkommen! herzlich gähnte.
„Wer ſeyd Ihr denn, mein lieber Mann!
Ein Polyhiſtor, ſprach der Schatten,
Für den die Schulen Ehrfurcht hatten. —
Indem er noch vor Charons Kahn
Von ſeinen Sprachen ſprach, von nichts als Stümpern redte,
Und von Quartanten ſchrie, die er geſchrieben hätte,

Kam noch ein andrer Schatten an,
Mit einer demuthsvollen Miene.
„Und wer seyd Ihr,“ auch ein gelehrter Mann?“
Ich zweifle sehr, sprach er, ob ich den Ruhm verdiene.
Ich habe nichts, als mich studirt,
Nichts als mein Herz, das mich so oft verführt;
Deß Tiefe sucht' ich zu ergründen,
Um meine Ruh und andrer Ruh zu finden;
Allein so viel ich immer nachgedacht,
Und so bekannt ich mich mit der Vernunft gemacht:
So hab ichs doch nicht weit gebracht,
Wie mich viel Fehler überzeugen.
Der Polyhistor hörts und lacht,
Und eilt, um in den Kahn zu allererst zu steigen.
Zurück! rief Charon ziemlich hart,
Ich muß zuerst den Klugen überfahren;
Kaum einer kömmt in hundert Jahren;
Allein an Leuten eurer Art,
Die stolze Polyhistor waren,
Hab ich mich schon halb lahm gefahren.

Die Nachtigall und der Kukuk.

Die Nachtigall sang einst ihr göttliches Gedicht,
Zu sehn, ob es die Menschen fühlten,
Die Knaben, die im Thale spielten,
Die spielten fort und hörten nicht.
Indem ließ sich der Kukuk lustig hören,
Und der erhielt ein freudig Ach!
Die Knaben lachten laut, und machten ihm zu Ehren
Das schöne Kukuk zehnmal nach.
Hörst du? sprach er zu Philomelen,
Den Herren fall ich recht ins Ohr.
Ich denk, es wird mir nicht viel fehlen,
Sie ziehn mein Lied dem deinen vor.
Drauf kam Damöt mit seiner Schöne.
Der Kukuk schrie sein Lied; sie gingen stolz vorbey.
Nun sang die Meisterin der zauberischen Töne
Vor dem Damöt und seiner Schöne,

In einer ſanften Melodey:
Sie fühlten die Gewalt der Lieder.
Damöt ſteht ſtill und Phyllis ſetzt ſich nieder,
Und hört ihr ehrerbietig zu.
Ihr zärtlich Blut fängt an zu wallen;
Ihr Auge läßt verliebte Zähren fallen.
O! rief die Nachtigall, du, Schwätzer, lerne du,
Was man erhält, wenn man den Augen ſingt.
Der Ausbruch einer ſtummen Zähre
Bringt Nachtigallen weit mehr Ehre,
Als dir der laute Beyfall bringt.

Fabeln und Erzählungen.

Drittes Buch.

Der Informator.

Ein Bauer, der viel Geld und nur zween Söhne hatte,
Nahm einen Informator an.
Ich, sprach er, und mein Ehegatte,
Wir übergeben Ihm, als einem wackern Mann,
Was uns am liebsten ist. Führ Er sie treulich an;
Er siehts, es sind zwey muntre Knaben,
Und freylich wird er Mühe haben;
Allein, ich will erkenntlich seyn.
Ich halte viel aufs Rechnen und aufs Schreiben,
Dieß laß Er sie fein fleißig treiben,
Und präg Er ihnen ja das Christenthum wohl ein.
Ich kanns ihm nicht so recht beschreiben;
Allein, er wird mich wohl verstehn.
Ich möchte sie gern klug und ehrlich sehn:
Dieß macht bey aller Welt gelitten,
Und ist vor Gott im Himmel schön;
Erfüll Er also meine Bitten,
Hier geb ich Ihm ein Stühchen ein,
Und was er braucht, das soll zu seinen Diensten seyn.
Der Lehrer fand ein Herz bey seinen Bauerknaben,
Als hundert Junker es nicht haben;
Denn zeugt nicht manches schlechte Haus
Oft Kinder mit den größten Gaben?
Und bildete die Kunst den rohen Marmor aus,
Was würden wir für große Männer haben!
Wohl mancher, der im Krug so gern Mandate liest,

Trüg jetzt verdient, als Staatsmann seinen Orden;
Wohl mancher, der bey einem Bauernzwist,
Versehn mit Kühnheit und mit List,
Aus Ehrgeiz gern der Führer ist,
Wär einst ein größrer Mann geworden,
Als du, vornehmer Held, nicht bist.

Der junge Mann, geschickt im Unterrichten,
Erfüllte redlich seine Pflichten;
Und dieß gefiel dem Bauer sehr.
Er hielt ihn ungemein in Ehren,
Kam oft, den Kindern zuzuhören,
Als obs die Pflicht der Väter wär.

Nun war ein Jahr vorbey. Herr, sprach der gute Bauer,
Was soll für seine Mühe seyn?
„Ich fordre dreyßig Thaler.“ Nein,
Nein, fiel der Alte hitzig ein,
Sein Informatordienst ist sauer.
So kriegte ja der Großknecht, der mir pflügt,
Beynah so viel, als der Gelehrte kriegt,
Der das besorgt, was mir am Herzen liegt.
Die Kinder nützen mir ja durch ihr ganzes Leben.
Nein, lieber Herr, das geht nicht an;
So wenig giebt kein reicher Mann.
Ich will Ihm mehr, ich will Ihm hundert Thaler geben,
Und mich dazu von Herzen gern verstehn,
Ihm jährlich diesen Lohn ansehnlich zu erhöhn.
Gesetzt, ich müßt ein Gut verpfänden;
Auch das. Ists denn ein Bubenstück?
Viel besser, ich verpfänds zu meiner Kinder Glück,
Als daß sies, reich und lasterhaft, verschwenden.

Hat sich dieß wirklich zugetragen?
Ja, wirklich. Glaub es auf mein Wort.
Ich wollte dir sogar den Ort,
Wo dieser Bauer wohnt, und seinen Namen sagen;
Allein dieß wär für ihn betrübt.
Er würde nur Verdruß vom Edelmanne haben,

[illegible] der für ſein halb Dutzend Knaben
Mit vielem Stolz kaum dreyßig Gulden giebt.

Elmire und Selinde.

Mit ihren Kränzen in den Haaren,
Erſchienen einſt vor Charons Kahn
Zwo Jungfern in den beſten Jahren,
Und wollten eilends überfahren.
Der Schiffer, ſonſt ein finſtrer Mann,
Sah ſeine Schönen freundlich an:
Ihr Kinder, kommt ihr gar zu Paaren?
Was hat euch denn die Oberwelt gethan?
Vor kurzem kam ein hübſcher Jüngling an;
Du da, in deinen ſchwarzen Haaren,
War dieſes etwa dein Galan?
Ich möcht es bald aus deinen Augen leſen.
Und du dort, lächkindes Geſicht,
Nicht wahr, ihr ſeyd verliebt geweſen?
Geſteht mirs, eher fahr ich nicht.
Mein Herr, was will Er mit der Liebe?
Fiel ihm Elmire hitzig ein,
Kann man denn ohne dieſe Triebe
Kein ſchön und glücklich Mädchen ſeyn?
Was? Ich verliebt? Er irrt ſich. Nein,
Ich kann es ihm durch einen Eid verſichern,
Daß ich bey meinem hohen Stand,
Dank ſeys der Tugend und den Büchern!
Die Liebe nicht gewünſcht, noch weniger gekannt.
Und kurz, was brauch ich mehr zu ſagen,
Da ich die Liebe ſtets verſchmäht:
Verſchon Er mich mit ſolchen Fragen,
Wovon vielleicht Selinde mehr verſteht.
Ich, ſprach ſie, wills aufrichtig ſagen:
Ich ſchäme mich der ſüßen Schwachheit nicht.
Mein Schäfer war, wie man in unſrer Sprache ſpricht,
Mein größter Wunſch, und ich ſein Glück und ſein Gedicht.
Ich gab ihm oft Gelegenheit zum Küſſen,
Und that, als wollte michs verdrießen;

Doch in der That verdroß michs nicht.
Ich zürnte, wenn er zärtlich redte,
Und hätte doch gemeint, wenn er geschwiegen hätte.
Ich schalt ihn, daß er mir von nichts als Liebe schrieb,
Und meinen Reiz in Liedern übertrieb;
Im Herzen aber war mirs lieb.
Ich ließ mich oft von ihm nachlässig überschleichen,
Und floh geschwind, und ließ im Weichen
Geschickt ihm Zeit, mich zu erreichen.
So hab ich unschuldvoll, bis mich der Tod ereilt,
Ein zärtlich Herz mit ihm getheilt.
Gut, fing der Fährmann an, gleich wird sichs offenbaren,
Wer unter euch den Kranz mit Ehren trägt.
So bald ich meinen Kahn bewegt:
So wird er der, die nicht mit Recht ihn trägt,
Mit Ungestüm vom Kopfe fahren.
Kommt, Kinder, kommt, damit wirs sehn!
Den Augenblick riß ihn Elmire von den Haaren;
Allein Selinde ließ ihn stehn.

Hanns Nord.

Ein Mann, der sich auf vielerley verstund,
That durch den Druck in London kund,
Daß er ein seltnes Kunststück wüßte,
Und lud auf sein erbaut Gerüste
Den künftgen Tag die Bürger ein;
Ließ einen engen Krug und sich in Kupfer stechen;
In diesen Krug, war sein Versprechen,
Krieg ich, Hanns Nord, mit Kopf und Bein,
Um zehn Uhr durch den Hals hinein.
Der Preis für einen Platz soll nur acht Groschen seyn.
Nun ging das Blatt durch alle Gassen.
„In einen Krug? Was? rast der Mann?
„Das soll er mir wohl bleiben lassen.
„Mit einem Wort, es geht nicht an;
„Der dümmste Kopf muß das verstehen;
„Allein acht Groschen wag ich dran.
„Komm, Bruder, komm, den Narren muß ich sehen!“

Kurz, einer riß den andern fort.
Dem Pöbel folgten ſchon Caroſſen um die Wette,
Worin der Kaufmann und der Lord
Aus Gründen der Phyſik bewieſen, daß Hanns Nord
Unmöglich Raum in einem Kruge hätte.
Geſetzt auch, wandte Lady ein,
Geſetzt, dieß könnte möglich ſeyn,
So wird doch ſtets der Kluge fragen:
Wie kömmt der Narr denn durch den Hals hinein? —
Doch unſer Kutſcher ſchläft ganz ein;
Fahrt zu, Johann! jetzt wird es neune ſchlagen.

Halb London ſaß nunmehr an dem beſtimmten Ort,
Und ſah den Krug erſtaunt auf dem Theater ſtehen.
„Wird nicht das Werk bald vor ſich gehen?“
Man wartet, pocht und lärmt. Indeſſen ſchlich Hanns Nord
Sich heimlich mit dem Gelde fort.
Wer war nunmehr der größte Thor zu nennen?
Nord, oder eine halbe Stadt,
Die ſich, von Neugier blind, auf ſein phantaſtiſch Blatt,
Vor ſeine Bühne drängen können?

Du lachſt; doch weißt du auch, daß du durch gröbre Liſt
So leicht, wohl leichter noch, zu hintergehen biſt?
Was braucht wohl ein Hanns Nord, verſehn zum Bücherſchmieren,
Was braucht er, um dich zu verführen?
Ein wunderbares Tittelblatt,
Das den Betrug ſchon bey ſich hat.
Er will die ganze Welt durch Goldtinktur curiren,
Durch einen Schluß dich klug und glücklich demonſtriren;
Sein gründlich Wörterbuch erſpart dir das Studiren;
Er lehrt ohn' Umgang dich die Kunſt zu converſiren.
Er lehrt dich, ohne Müh ſinnreich poetiſiren,
Dich ohne Koſten Wirthſchaft führen;
Und glücklich läßt du dich das Wunderbare rühren,
Erſtaunſt und eilſt, und kaufſt und lieſt,
Was denn? daß du betrogen biſt.

Der alte Dichter und der junge Kritikus.

Ein Jüngling ſtritt mit einem Alten
Sehr lebhaft über ein Gedicht.
Der Alte hielts für ſchön; der Jüngling aber nicht,
Und hatte Recht, es nicht für ſchön zu halten.
Er wies dem Alten, Schritt für Schritt,
Hier bald das Matte, dort das Leere,
Und dachte nicht, daß der, mit dem er ſtritt,
Der Autor des Gedichtes wäre.
Wie, ſprach der Autor ganz erhizt:
Sie tadeln Ausdruck und Gedanken?
Mein Herr, Sie ſind zu jung, mit einem Mann zu zanken,
Den Fleiß, Geſchmack und Alter ſchüzt.
Da man Sie noch im Arm getragen,
Hab ich der Kunſt ſchon nachgedacht.
Und kurz: was würden Sie wohl ſagen,
Wenn ich die Verſe ſelbſt gemacht?
Ich, ſprach er, würde, weil Sie fragen,
Ich würde ganz gelaſſen ſagen,
Daß man, Geſchmack und Dichtkunſt zu entweihn,
Oft nichts mehr braucht, als alt und ſtolz zu ſeyn.

Aleſt.

Durch Unglück mehr, als durch Verſehn,
Verlor Aleſt im Handel ſein Vermögen.
Er ſaß bereits der Schulden wegen.
Kein Freund erſchien, ihm beyzuſtehn,
So viel in London ihrer waren.
Sein Sohn allein, noch in den Jünglingsjahren,
Wagts, ſeine Freyheit zu erflehn.
Er wagt ſich zärtlich vor Valeren,
Der dem Aleſt das meiſte Geld geliehn,
Und bittet mit den treuſten Zähren,
Die ſchamhaft von den Wangen fliehn,
Dem Vater doch das Glück der Freyheit zu gewähren.
Nein, ſpricht Valer, mit meinem Willen nicht.
Soll mich ein jeder Böſewicht
Um ſo viel tauſend Pfund betrügen?

Bezahlet mich dein Vater nicht,
So soll er nie die Freyheit wieder kriegen.
Bestürmt von Scham, von Zärtlichkeit und Pflicht,
Wirft sich der Sohn zu seinen Füßen.
O Gott! was hab ich hören müssen!
Schmäht meinen armen Vater nicht.
Unglücklich ist er nur; allein kein Böswicht.
Laßt mich an seiner Statt verschließen:
Ich weiche nicht von euren Füßen,
Als bis ich diesen Wunsch erreicht!
Valer bewunderte des Jünglings edle Triebe,
Empfand die Macht des Mitleids und der Liebe,
Und ward mit einem Mal erweicht.
Er hob ihn auf mit zitterndem Erbarmen.
Ich, sprach er, habe dich durch meine Streng entehrt;
Laß zur Versöhnung dich umarmen;
Dein Herz ist deiner Bitte werth.
Dem Vater soll des Sohnes wegen
Die ganze Schuld erlassen seyn;
Allein, wer wird das andre Geld erlegen,
Um deinen Vater zu befreyn?
Der Jüngling weint.
Hör an, ich habe viel Vermögen,
Und eine Tochter nur, die lieb ich ungemein;
Ihr Herz ist deiner werth; willst du mein Eidam seyn?
So habe sie und meinen ganzen Segen.
Die Schöne reicht die Hand dem edlen Jüngling dar,
Und o! wie glücklich ward dieß Paar!
Jetzt aber gingen sie, der Jüngling und die Schöne,
Aus der Gefangenschaft den Vater zu befreyn.
Erst tritt der Sohn, und nun tritt sie herein.
Welch freudig Schrecken nimmt mich ein!
Ich sehe sie — doch diese Scene
Will nur gefühlt, und nicht beschrieben seyn.

Der gehoffte Ruhm.

Voll von sich selbst und von der That,
Die er vollführt, ging Julius entzücket,

Jetzt aus Sicilien, wohin ihn der Senat
Vor einem Jahr als Quäſtor abgeſchicket;
Er ging zurück nach Rom, und theilte zum voraus,
Im Namen Roms, ſich die Belohnung aus.
Wer iſt wohl jetzt des Volks Verlangen?
Wen, dacht er, nennt man jetzt, als mich?
Wen wird man jauchzender empfangen,
Als dich, o Tullius, als dich?
Das iſt er, ruft man dir entgegen,
Der aus Sicilien der Theurung abgewehrt,
Der uns mit einem reichen Segen
Von Korn ein ganzes Jahr ernährt. —
In dieſen ſchmeichelnden Gedanken
Stieg bey Puteoli der Quäſtor an das Land,
Wo er ganz unverhofft vornehme Römer fand,
Die damals gleich den Brunnen tranken.
Schnell ließ er ſich vor ſeinen Gönnern ſehn,
Und ſuchte ſchon ſein Lob in ihren Mienen.
Iſt das nicht Cicero? rief einer unter ihnen;
Ja, ja, er iſts; o das iſt ſchön!
Wir haben lange nichts von Rom vernommen!
Wie ſtehts in Rom, wann reiſten Sie von da?
Wie, rief er ganz erzürnt, wie könnt ich daher kommen!
Ich komm aus der Provinz — Vielleicht aus Afrika?
Verſetzt ein andrer hurtig wieder.
Hier zitterten dem Quäſtor alle Glieder.
„Nein, aus Sicilien komm ich als Quäſtor wieder.“
Ja, fuhr nunmehr ein Dritter fort,
Er kömmt daher; verlaßt euch auf mein Wort!
Mit dieſem Ruhm ſchlich Tullius ſich fort.

Du, der du denkſt, daß alle von dir wiſſen,
Von dir jetzt alle reden müſſen,
Und dich im Herzen ſtolz erhebſt;
Von Tauſenden, die dich nach deiner Meynung kennen,
Und dich und deinen Namen nennen,
Weiß oft kaum Einer, daß du lebſt.

Der Freundſchaftsdienſt.

Noch unbekannt und ungeprieſen
Lebt hier und dort ein Jonathan,
Der größre Treu dem Freund erwieſen,
Als man von Brüdern hoffen kann.
Ihn zu beſingen, wähl ich einen;
Und von der Nachwelt hochgeſchätzt
Leb' Amyant, und habe keinen,
Den man ihm an die Seite ſetzt!
Spricht einſt noch in den fernen Jahren
Ein Redner von der Freunde Pflicht:
So denk er ſein, und ganzen Schaaren
Lock' er die Thränen ins Geſicht.
Zu ihm, dem treuſten Freund auf Erden,
Kam einſt Philint, ſein ander Ich.
Freund, ſprach er, hilf mir glücklich werden;
Ich weiß ein liebes Weib für mich.
Sie hat, was vielen Schönen fehlet,
Sie hat Verſtand, und Reiz und Glück.
Ihr Herz, von Redlichkeit beſeelet,
Gefällt und ſpricht in jedem Blick.
Ach Amyant! du kannſt mir dienen,
Du biſt ein angeſehner Mann.
Verreiſ' und halt um Wilhelminen
Für mich bey ihren Aeltern an.
Ich weiß, daß dich Geſchäfte halten;
Doch — Schweig! fiel Amyant ihm ein,
Geſchäfte kann ich ſtets verwalten!
Allein nicht ſtets dir nützlich ſeyn.
Ich reiſe gleich, um dir zu dienen,
Er thats, eh noch der Tag verſtrich.
Er reiſte, ſahe Wilhelminen,
Und nahm die Schöne ſelbſt für ſich.

Der großmüthige Räuber.

Auf offnem Wege hielt einen Wandersmann
Ein Räuber, nah um London, an.
Ach! ſprach der arme Wandersmann,

Ich bitt euch, laßt mir nur das Leben.
Ich hab euch ja kein Leids gethan,
Und wollt euch gern, was ihr verlangtet, geben;
Doch heute hab ich nichts bey mir.
Ich geh jetzt nach der Stadt, um da zehn Pfund zu heben;
Und morgen bin ich wieder hier
Und theile sie mit euch, so wahr Gott über mir!
Gut, fing er an, du hast geschworen:
Ich glaube dirs. Geh fort! Ich wünsche dir viel Glück.
In kurzem kam der Wandersmann zurück.
Ach! sprach er mit erfreutem Blick:
Seht, was ich Armseliger fand! Ihr habt's doch wohl verloren.
Zehn Pfund, und mehr noch — welch ein Glück!
Und diese bring ich euch zurück;
Erlaßt mir das, was ich beschworen.
Nein, hub der Räuber an, ich habe nichts verloren;
Behaltet euer Geld, weil ihr so ehrlich seyd.

So fühlt oft selbst ein Schelm den Werth der Redlichkeit.

Cotilli.

Erschrocken kam Frontin zu seinem Freund Dorant.
„Ach, liebster Freund, ist dirs denn nicht bekannt?
„Ich kann vor Zorn kein Glied mehr rühren!
„Bedenke die verfluchte List,
„Man strebt nach dem, was dir am liebsten ist:
„Man will dir deine Frau entführen.
„In dieser Nacht noch solls geschehn.
„Unglücklicher! was willst du machen?
„Laß doch geschwind das Haus bewachen.
„Mein Blut soll dir zu Diensten stehn,
„Und ich will augenblicklich gehn,
„Den Garten und den Hof verschließen."
Nein, schrie Dorant, willst du mich glücklich wissen,
So laß die Thüren offen stehn!

Ihr Weiber, dieses klingt nicht schön!
Ists möglich, seyd ihr an den Plagen
Liebloser Ehen wirklich Schuld?

Ja, nach der Männer ihren Klagen,
Sind wir durch widriges Betragen
An aller Qual der Ehen Schuld;
Doch wenn, bald nach den Hochzeittagen,
Die Männer uns gebietriſch plagen,
Die uns vergöttern, wenn ſie freyn,
Wie können wir da lange zärtlich ſeyn?
Ihr Männer, dieſes klingt nicht fein!

Der Arme und das Glück.

Ein armer Mann, verſehn zum Graben,
Wollt jetzt ein beſſer Schickſal haben,
Und rief das Glück um Beyſtand an.
Das Glück erhörte ſein Verlangen.
Er fand, indem er grub, zwo ſtarke goldne Stangen;
Allein der ungeſchickte Mann
Sah ſie für altes Meſſing an,
Und gab für wenig Geld den Reichthum aus den Händen,
Fuhr fort, und bat das Glück, doch mehr ihm zuzuwenden.
O Thor! rief ihm die Gottheit zu,
Was quälſt du mich, dich zu beglücken?
Wer wäre glücklicher, als du,
Wenn du gewußt, dich in dein Glück zu ſchicken?

Du wünſcheſt dir mit Angſt ein Glück,
Und klagſt, daß dir noch keins erſchienen.
Klag nicht, es kömmt gewiß ein günſtger Augenblick;
Allein bitt um Verſtand, dich ſeiner zu bedienen;
Denn dieſes iſt das größte Glück.

Der Schwätzer.

Die größte Plage kluger Ohren,
Ein Ausbund von beredten Thoren,
Ein unentfliehlich Ungemach,
Ein Schwätzer, der zu allen Zeiten
Mit redneriſchem O! und Ach!
Von den geringſten Kleinigkeiten,
Von Zeitungsangelegenheiten,
Und was noch ſchlimmer war, meiſt von ſich ſelber ſprach;

Und, daß es ihm ja nicht an Stoffe fehlte,
Was er vorher erzählt, gleich noch einmal erzählte.
Ein so beredter Herr sah einen wackern Mann,
Der denkend schwieg, verächtlich an.
Der Herr, zischt er dem Nachbar in die Ohren,
Hat wohl das Reden gar verschworen,
Ich wett, er ist ein Narr, und weiß nicht, was er will.
Das dächt ich nicht, zischt der ihm wieder in die Ohren,
Ein Narr, mein Herr, schweigt niemals still.

Der ungerathne Sohn.

Ein Vater war, wie viele Väter,
Mit einem wilden Sohn geplagt.
Nichts Thörichtes, nichts Kühnes ward gewagt,
Johann, sein Sohn, war allemal der Thäter,
Der Vater, der kein Mittel sah,
Bey Ehren in der Stadt zu bleiben,
Schickt ihn, um ihm den Kützel zu vertreiben,
Zwey Jahre nach Amerika,
So sauer auch die liebe Mutter sah.
Allein was half's? Johann kam wieder,
Und wer war ärger, als Johann?
Der Vater und des Vaters Brüder
Beschlossen endlich, Mann für Mann,
Daß, weil er nicht gehorchen wollte,
Johann der Trommel folgen sollte.
Der ausgelaßne Sohn ward also ein Soldat.
Und dieß war auch der beßte Rath;
Denn was nun auch die Leute sagen,
Die diesem Stand nicht günstig sind:
So ward doch mancher Mutter Kind
Von einem Herrn oft klug geschlagen,
Der, trotz der Scherpe, die er trug,
Nicht weiser war, als der, den er vernünftig schlug.
Doch diese Zucht ward auch vergebens unternommen.
Johann blieb wild und ungestüm.
Der Hauptmann ließ den Vater kommen:
„Nehmt euern Sohn zurück, ich ziehe nichts aus ihm."

Der Vater muß ihn wieder nehmen.
Nun wird er wohl den Wildfang niemals zähmen.
Doch nein, ein Mittel half geſchwind;
Und eh vier Wochen noch vergingen,
War ſein Johann fromm, wie ein Kind.
Wie? ließ er ihn ins Zuchthaus bringen?
Ich dachte gar. Warum nicht lieber auf den Bau?
Er wußt ihn beſſer zu bezwingen,
Er gab ihm eine böſe Frau.

Die beyden Schwarzen.

Zween Schwarze lebten einſt, verdammt zur Sklaverey,
Dem ſtolzen Spanier und ihrem Schicksal treu.
Sie waren beyde jung, und bey dem Freundſchaftstriebe
Empfanden ſie zugleich die Stärke gleicher Liebe.
Das ſchönſte ſchwarze Kind, das noch ihr Vaterland
Nie reizender geſehn, war beyder Gegenſtand.
Als Sklavinn lebte ſie bey einem Herrn mit ihnen,
Und jeder wünſcht allein ihr Herz ſich zu verdienen,
Und trug in jedem Blick ihr ſeins beſcheiden an.

Ich lieb euch, ſprach ſie oft, und einer ſey mein Mann;
Allein ich wähle nicht, um keinen zu betrüben:
Vergleicht euch, und alsdann will ich nur einen lieben.
Ein trauriger Vergleich, für beyde ſtets zu ſchwer!
Denn jeder liebte ſich bey dieſem Glück zu ſehr,
Als daß er eine Braut, die ſich ihm ſchenken wollte,
Und die er ſchon gehofft, dem Andern laſſen ſollte;
Dieß kann er nicht. Allein bey aller Zärtlichkeit
Beſaß ein jeder auch zu viel Rechtſchaffenheit,
Als daß, ſo lang ihn nicht ſein Freund ſelbſt überredte,
Er ihn gekränkt, und ſie dem Freund entzogen hätte.

So blieb in langer Zeit, des Ausgangs ungewiß,
Zum Unglück jeglicher des Andern Hinderniß,
Und ſtill ertrugen ſie die Qual feindſel'ger Triebe,
Die Qual der Eiferſucht, der Redlichkeit und Liebe,
Und ſahn ſich oft, wenn ſie beſchämt einander ſahn,
Mit Thränen, die das Haus ſelbſt weinend machten, an;

Mit Thränen, wie ſie da zween Brüder treu vergießen,
Die ſich im Unglück ſehn und keine Rettung wiſſen.
Nach oft gefühlter Pein und unentſchiednem Streit
Der freundſchaftlichen Treu und gleicher Zärtlichkeit,
Und als ſie einſt mit ihr betrübt im Grünen ſitzen,
Wird ihre Liebe Wuth. Zu ſchwach, ſich zu beſchützen,
Bewilligen ſie ſchnell den ſchrecklichen Verluſt,
Und jeder ſtößt den Dolch in der Geliebten Bruſt.
Ein Sklave ſah von fern die ſchreckenvolle Scene.
Er kam. Hier lagen ſie, umarmten ihre Schöne,
Beweinten ihren Tod, ſahn ſich noch einmal an,
Und thaten ſchnell an ſich, was ſie an ihr gethan.

Von mancher That, die die Natur entehrte,
War oft der Grund ein edler Trieb,
Der in ein Laſter ſich verkehrte,
Bloß, weil er ungebildet blieb.

Der fromme General.

Ein Spötter der Religion
Und auch ein großer Prinz; denn trägt nicht mancher Thron
Noch Spötter der Religion?
Sprach einſt mit einem tapfern Greiſe
Und ihrem großen Freund, nach kühner Spötter Weiſe,
Von ihr in einem Ton, aus dem ein Stolzer lacht,
Der kein Geſetz erkennt, als das er ſelbſt gemacht.
Prinz, ſprach der General, Sie kränken meinen Glauben,
Und wollen mir, mir altem Mann,
Des Lebens Troſt, den Troſt im Tode rauben!
Was hab ich Ihnen denn gethan?
Nichts, rief der Fürſt, Ihr ſeyd ein tapfrer Mann,
Ihr ſeyd mein beſter Unterthan,
Bis auf den frommen Aberglauben;
Nur den verlaßt! „Nein, den verlaß ich nicht.“
Auch da nicht, wenn ichs Euch befehle?
„Nein, dieß iſt wider Ihre Pflicht.
„Gott iſt nur Herr von meiner Seele,
„Und alle Fürſten ſind es nicht.“

Wie aber, wenn ich Herr von Eurem Leben wäre?
Dieß sind Sie, sprach der Greis; ich hab es unverzagt
In mehr als einer Schlacht für Sie, mein Fürst, gewagt;
Und jetzt wag ichs zu Gottes Ehre.
Thor, rief der Prinz, wie, wenn nun keiner wäre?
Wie, wenn ich dich, daß keiner ist, belehre?
„So hätt ich Lust, ein Böſewicht zu seyn,
„Und würde, wär kein Gott, auch keinen König scheun;
„Und meiner würden in dem Heere
Gewiß noch viele tausend seyn.
„Dieß, Prinz, dieß fließt aus Ihrer Lehre!"

Rhynfolt und Lucia.

Umsonst wandt Rhynfolt alles an,
Ein reizend Weib, getreu dem Mann,
Ein edles Herz zur Wollust zu verführen.
Ihm öffnete sein hoher Stand ihr Haus;
Allein, sie wich des Fürsten Liebling aus,
Und ließ ihm die Verachtung spüren,
Die der, wärs auch ein Prinz, verdient,
Der sich, die Tugend zu verführen,
Aus Niederträchtigkeit erkühnt.
Was kann das Laster nicht erzwingen,
Wenn es die Hoheit unterstützt!
Sollt es der Brunst, die Rhynfolts Herz erhitzt,
Durch Unrecht nicht, nicht durch Gewalt gelingen?
Gerichtlich zieht er bald des Weibes Ehmann ein,
Und eilet, ihm das Leben abzusprechen.
Allein, was ist denn sein Verbrechen?
Ists mehr noch, als der Mann der schönsten Frau zu seyn,
Die von der Pflicht nicht weicht, den Mann allein zu lieben?
Ja, Rhynfolt zeigt, wer Danvelt sey,
Er überführet ihn der Landsverrätherey
Durch Briefe, die er nie geschrieben.
Und morgen eilt sein Todestag herbey.
Sein Weib wirft sich zu Rhynfolts Füßen,
Und klagt und fleht verzweiflungsvoll.
Doch auch das Auge selbst, aus dem jetzt Thränen schießen,

Das ach! das ihn mitleidig machen ſoll;
Ein Blick, beſeelt von Wehmuth und von Treue,
Und Hände, die gerungen flehn,
Erhitzen nur des Richters Glut aufs neue.
Nie ſah er Lucien ſo ſchön.
Er klagt ihr ſein unkeuſches Feuer. —
Verſchämte Muſe, ſags nicht nach,
Was ein erhabnes Ungeheuer
Zu einem frommen Weibe ſprach!
Um ſie durch ihren Mann zu rühren,
Läßt er ſie ſelbſt in ſeinen Kerker führen,
Und läßt ſie da mit ihm allein.
Sie kämpfen mit dem größten Leiden,
Lieb und Verzweiflung ſpricht aus beyden.
„O Danvelt! ſoll ich dich vom Tode nicht befreyn?
„Man eilt, dich ſchrecklich hinzurichten.
„Vergeß ich nicht noch heute meiner Pflichten,
„So wirſt du morgen nicht mehr ſeyn.
„Willſt du die Schande mir verzeihn,
„Nun, ſo gebeut!“ — Sie zittert, mehr zu ſagen,
Und drückt ihn ſtarr an ihre Bruſt.
Er klagt, und weint in ihre Klagen;
Ihn ſchreckt ein doppelter Verluſt.
„Soll ich den Tod, den peinlichſten erdulden?
„Ach! liebſtes Weib, ich bin zu ſchwach!“
„Befreyſt du mich durch deine Schmach,
„So ſind es zwar nicht deiner Tugend Schulden;
„Und doch — O Gott, was ſoll ich nun erdulden!“
Der Morgen kömmt; und Lucia,
Die Danvelts Tod vor Augen ſah,
Ergiebt ſich thränend dem Barbaren.
Er ſtillt die Brunſt und bittet ungeſcheut,
Mit einer gleichen Gütigkeit
Auch gegen ihn in Zukunft fortzufahren.
Jetzt aber, fängt er lächelnd an,
Jetzt kannſt du deinen lieben Mann,
Nach deinem Wunſch, aus ſeinem Kerker holen;
Doch daß er mir nicht künftig ſchaden kann:

So hab ich das zugleich gethan,
Was Lieb und Klugheit mir befohlen.
Ich weiß, du zürnst deswegen nicht.
Sie flieht mit Scham und mit verletzter Pflicht,
Des Mannes Kerker aufzuschließen.
Doch Himmel! ohne Haupt lag er zu ihren Füßen.
Sie steht erstarrt; kein Ach! erschallt,
Man sieht auch keine Thränen rinnen.
Des Schmerzes tödtliche Gewalt
Heißt sie allein auf Rache sinnen.
Sie sucht den Hof, wo Carl, ihr Fürst, regiert.
Und hat das Glück, den Fürsten zu erreichen.
Wenn dich, ruft sie, die Schmach der Tugend rührt:
So laß, o Carl, dich jetzt mein Flehn erweichen!
Es ist zu spät, mein Schutz zu seyn.
Du kannst nichts thun, als mich Elende rächen.
Denn Rhynsolt — Strafe sein Verbrechen;
Ich schäme mich es auszusprechen.
Lies diese Schrift und fühle meine Pein!
Carl liest, und eine fromme Zähre
Fließt von des Helden Angesicht,
Der Tugend, und auch ihm zur Ehre.
Ihr Fürsten, welch ein Lobgedicht!
Carl liest, und eine fromme Zähre,
Fließt von des Helden Angesicht.
Doch ists genug, das Laster zu beweinen?
Ein Tag wird angesetzt; der Liebling muß erscheinen,
Und gleich nach ihm tritt Lucia herein.
Kennst du dies Weib? spricht Carl. Ein plötzliches Erschrecken
Verräth den Bösewicht; er räumt das Laster ein;
Und ihre Schande zu bedecken,
Will er mit ihr vermählet seyn.
Der Fürst läßt gleich den Bischof kommen
Und wohnt der Trauung selber bey.
Du, spricht er, hast sie zwar aus Furcht vor mir genommen;
Doch dieß beweist nicht deine Treu;
Sie zur Vergebung zu bewegen,
Verschreib ihr alle dein Vermögen.

Er that. Sieh, Lucia, fing drauf der Herzog an,
Du bist durch mich gerächt; allein aus gleichen Pflichten
Räch ich nunmehr auch deinen Mann.
Und er gebot, den Liebling hinzurichten.

Der Schäfer und die Sirene. *)

Ein Schäfer aus der goldnen Zeit,
In seinem stillen Hirtenstande
Ganz Ruhe, ganz Zufriedenheit,
Trieb öfters an des Meeres Strande,
Und was er sang, war Fröhlichkeit.
Ihn rührten keine Schäferinnen.
Gefiel ihm Daphne ja zuweilen bey dem Spiel:
So konnte sie doch nichts gewinnen,
Als daß sie flüchtig ihm gefiel.
Ein seltner Fall, daß ohne Schöne,
Ein junger Schäfer glücklich war!
Doch seinem Herzen droht Gefahr.
Welch eine reizende Sirene
Schwimmt dort! Kaum wird er sie gewahr,
So fühlt sein Herz Lieb und Gefahr.
Er steht, und will nicht stehen bleiben,
Erstaunt, blickt auf die Sängerin,

---

*) Ich habe mich über diese und die folgenden Fabeln und Erzählungen in der Vorrede, die ich ehedem der Sammlung meiner vermischten Schriften vorgesetzt, also erkläret: „Ich erfülle hiemit das Versprechen, das ich unlängst öffentlich (in dem 125 Stücke des Hamburgischen Correspondenten vom Jahre 1759), obgleich gezwungen gethan habe, und liefere meinen Lesern den größten Theil der Fabeln und Erzählungen aus den Belustigungen, verbessert, und an vielen Orten geändert. Vielleicht ist diese Arbeit eine der undankbarsten, die ich jemals unternommen habe; so wie sie mir eine der unangenehmsten ist. Gesetzt, es wäre mir geglückt, diese meine ersten Versuche von den meisten Fehlern zu reinigen; so ist doch die Abwesenheit der Fehler in den Werken des Geschmacks mehr eine Nothwendigkeit, als Verdienst. Man kann einer Poesie durch Verbesserungen kleine Schönheiten geben; das ist gewiß. Aber die Hauptschönheit, die in der ganzen Anlage, in der ungezwungenen Einrichtung, in der Farbe der Schreibart selbst besteht, wie kann diese einem Werke ertheilet werden, wenn sie nicht in seiner Geburt mit ihm erzeuget wird, wenn sie nicht, wie die Seele, mit ihrem Körper da ist? Dadurch, daß man dem Gesichte die Flecken entzieht, wird die Miene noch nicht einnehmend."

Will abwärts mit der Heerde treiben,
Und treibt nur mehr ans Ufer hin.

Nun irrt allein, ihr guten Heerden!
Der Schäfer hat für euch jetzt keine Zeit.
Er lügt durch Lieder und Geberden
Der Schönen seine Zärtlichkeit!
Verspricht ihr alle seine Heerden
Und alles Glück der goldnen Zeit.
Sie, wohl in ihrem Glück erfahren,
Hört nichts von dem, was er verspricht,
Scherzt mit der See, putzt an den Haaren,
Als sähe sie den Schäfer nicht,
Und nöthigt ihn durch schlaue Blicke,
Den Antrag ihr noch oft zu thun.
Ich, singt sie, bin nicht mein. Neptun bestimmt mein Glücke;
Und wenn ich dich nicht flüchtig nur entzücke,
So geh und bitte den Neptun.
Er bat. Nein, sprach der Gott der Meere,
Wenn ich die Bitte dir gewähre,
Gewähr ich dir dein Unglück nur.
Der Schäfer schleicht betrübt nach seiner Hütte;
Nun lacht ihm weiter keine Flur.
So oft Neptun am Strande fuhr,
So wiederholt er seine Bitte.
„Neptun! So soll das Meer die trefflichste Gestalt,
„Die mich entzückt, in seinen Schooß begraben!“
Nein, rief der Gott, du sollst sie haben;
Denn du verlangst sie mit Gewalt.

Wie hurtig schwamm nunmehr die Schöne
Dem Ufer zu! Wie schön sang sie, wie zauberisch;
Er reicht ihr seine Hand. „Komm, göttliche Sirene!“ —
Doch welch Entsetzen! Seine Schöne,
Sein Liebling, war halb Mensch, halb Fisch.
Mit Zittern floh Damöt vom Meere,
Und gab nachher der Flur sehr oft die Lehre,
Daß unser liebster Wunsch oft große Thorheit wäre.

Die Bienen.

In einem Bienenſtock entſpann ſich einſt ein Streit
Der bürgerlichen Eitelkeit;
Mit einem Wort, ein Streit der Ehre,
Wer edler und unedler wäre.
O! rief die ſtachlichte Parthey,
Was braucht man lange noch zu fragen,
Wer beſſer oder ſchlechter ſey?
Wir, die wir in den warmen Tagen
Die Höschen in die Zellen tragen,
Und ſtets mit Kunſt beſchäftigt ſind,
Daß unſer Roſt von Honig rinnt;
Wer ſieht es nicht, daß wir die Beſſern ſind?
Was braucht man alſo noch zu fragen?

So! fielen hier die andern ein,
Wo wird denn euer Honig ſeyn,
Wofern wir nicht das Waſſer künſtlich tragen?
Daß euer Stachel uns gebricht,
Dieß ſchadet unſerm Werthe nicht;
Genug, daß wir das Amt getreu verwalten,
Wozu der Staat uns für geſchickt gehalten.
So niedrig unſre Pflicht euch ſcheint,
So ſoll euch doch der Ausgang lehren,
Daß wir mit euch zugleich vereint
Zur ganzen Republik gehören.
Sie trugen drauf kein Waſſer mehr.
Nun mußten die, die Honig machten,
Fliehn, oder in der Brut verſchmachten.
Und viele Zellen wurden leer.

Der Weiſer rief darauf den Reſt der Unterthanen
Um ſie zur Eintracht zu ermahnen.
Der Unterſchied in eurer Pflicht
Erzeugt, ſprach er, den Vorzug nicht.
Nur die dem Staat am treuſten dienen,
Dieß ſind allein die beſſern Bienen.

Der Held und der Reitknecht.

Ein Held, der ſich durch manche Schlacht,
Durch manch verheertes Land des Lorbeers werth gemacht,
Floh einſtens, nach verlorner Schlacht,
Verwundet in den Wald, den Feinden zu entkommen,
Traf einen Eremiten an,
Und ward von dieſem frommen Mann,
Nebſt ſeinem Reitknecht aufgenommen;
Doch beyder Tod war nah.
Ach! fing der Reitknecht an,
Werd ich denn auch in Himmel kommen?
Ich habe leider nichts gethan,
Als meines Herrn ſein Vieh getreu in Acht genommen.
Ich armer und unwürdger Mann!
Allein mein Herr, der muß in Himmel kommen;
Denn er, ach, er hat viel gethan!
Er hat drey Könige bekrieget,
In ſieben Schlachten ſtets geſieget,
Und Sachen ausgeführt, die man kaum glauben kann.

Der Eremit ſah drauf den Helden kläglich an.
„Warum habt ihr denn alles dieß gethan?“
Warum? Zu meines Namens Ehren,
Um meine Länder zu vermehren,
Um, was ich bin, ein Held zu ſeyn.
O! fiel der Eremit ihm ein,
Deswegen mußtet Ihr ſo vieles Blut vergießen?
Ich bitt Euch, laßts Euch nicht verdrießen,
Ich ſag es Euch auf mein Gewiſſen:
Der Reitknecht, als ein ſchlechter Mann,
Hat wirklich mehr, als Ihr, gethan.

Die Lerche und die Nachtigall.

Oft ließ, der Kunſt und ſeinem Wirth zu Ehren,
Sich der Canarienvogel hören,
Und freute ſich, wenn durch ihr ſchmetternd Lied
Die Lerche minder Kunſt verrieth.
O, ſprach ſie, wenn ich doch ein Lied

Gleich seinen hohen Liedern sänge!
Und sang, indem sie dieses sprach,
Dem Nachbar eifersüchtig nach,
Verliebte sich in seine fremden Klänge,
Und quälte sich, den angebornen Ton
Durch den erlernten zu verdringen,
Und trug, nach vieler Müh, zuletzt das Glück davon,
Tonarisch fehlerhaft zu singen.

O! sprach die Nachtigall, die lang ihr zugehört,
Wie sinnreich bist du nicht, mein Ohr und deins zu quälen!
Dich hatte die Natur vortrefflich seyn gelehrt,
Und sieh, nun lehrt der Zwang dich fehlen.

Elpin schreibt niedrig und schreibt schön;
Cleanth schreibt hoch. Elpin wünscht ihm zu gleichen.
Wie theuer kömmt es ihm zu stehn!
Er sucht Cleanthen zu erreichen,
Und äfft ihm nach, und muß ihm weichen,
Und schreibt und denkt für keinen Menschen schön.

Der Knabe und die Mücken.

Mein Vater geht ins Holz, wie ich gemerket habe;
So sagte Fritz, ein kleiner muntrer Knabe,
Und hüpft, indem er dieses sprach,
Von seinem Jugendglück gerühret,
Von seinem Phylax angeführet,
Dem Vater schon von weitem nach.
Kaum trat er in den Busch, als ihn hier eine Mücke,
Dort wieder eine Mücke stach.
Er schalt, und lief ein gutes Stücke,
Dem bösen Schwarme zu entfliehn;
Allein je mehr er lief, je mehr verfolgt er ihn.
Gut, sprach er, stecht nur immer kühn,
Ich will es nicht umsonst betheuern,
Ihr findet hier heut euer Grab.
Erbittert bricht er Ruthen ab,
Und kämpft mit seinen Ungeheuern;
Allein sie fanden nicht ihr Grab;

Und ſtachen ſie zuvor aus bloſſer Luſt zu ſtechen,
So ſtachen ſie nunmehr, um ſich zu rächen.
Verwundet im Geſicht, auf beyden Händen roth,
Eilt Fritz dem Vater zu, und klagt ihm ſeine Noth.
„O ſehn Sie nur, das nenn ich ſtechen!
„Ich habs bald ſo, bald ſo verſucht. —
„Ich lief, ich ſchlug; und doch half weder Schlag noch Flucht.“
Fritz, hub der Vater an, du haſts nicht recht verſucht.
Geh ruhig fort, ſo kann ich dir verſprechen,
Sie werden weniger, als wenn du ſchlägſt, dich ſtechen.
Ein kleiner Feind, dieß lerne fein,
Will durch Geduld ermüdet ſeyn. —
Und trittſt du einſt, gleich mir, ins groſſe Leben ein,
Und wirſt um dich viel kleine Feind erblicken:
So achte nicht auf ihre Tücken!
Verfolge deinen Weg getroſt und denke fein
An die Geſchichte mit den Mücken.

Die Wachtel und der Hänfling.

Zur Wachtel, welche der Gefahr
Des Garns mit Noth entgangen war,
Ließ ſich der ſtolze Hänfling nieder.
Mich dauert, ſprach er, dein Gefieder.
O! ſage, wie es immer kam,
Daß man dir deine Freyheit nahm?
Mich, ſprach ſie, lockte jene Flur.
Und ich, zu lüſtern von Natur,
Flog hin; und tiefer im Getreide
Hört ich den Ton der Lieb und Freude.
Ich lief! kaum naht ich mich dem Ton,
So hatte mich das Netz auch ſchon.
Das Netz, ſprach dieſer, nicht zu ſehn?
Dir Flattergeiſt iſt recht geſchehn.
Man muß, will man ein Glück genieſſen,
Die Freyheit zu behaupten wiſſen.
Und wenn ich noch ſo lüſtern wär,
Ein Netz, das fängt mich nimmermehr.

Er fliegt und ruft noch: Merk es dir!
Kurz drauf sieht sie den Freund, der ihr
Den weisen Unterricht gegeben,
Auf einer Vogelruthe kleben.
Sprich, rief sie, wie es immer kam,
Daß man dir deine Freyheit nahm?
Die Freundinn, sprach er, ging mir nah,
Die ich in diesem Bauer sah.
Sie rief, und durch das Glück bewogen,
Um sie zu sehn, kam ich geflogen.
Nun weiß ich nicht, durch welche List
Mein Fuß hier angefesselt ist!
Die Ruthe, sprach sie, nicht zu sehn?
Dir Flattergeist ist recht geschehn.
Man muß, will man ein Glück genießen,
Die Freyheit zu behaupten wissen.
Nun lerne, wenn dichs nicht verdrießt,
Wie nah der Fall dem Sichern ist!

Der Hochzeittag.

Vom Vater seiner Braut erhielt Philet das Glück,
Mit Sylvien sich endlich zu vermählen,
Und selbst den Tag mit ihr zu wählen;
Welch ein vergnügter Augenblick
Für ein Paar sehnsuchtsvolle Seelen!
Sie sehn sich schmachtend an, und wählen.
Ihr Kinder, fuhr der Vater fort,
Wollt ihr mir altem Mann noch eine Lieb erweisen;
So fahrt, (ich bin zu schwach, sonst würd ich mit euch reisen),
Aufs Dorf, und laßt euch an dem Ort,
Und von des Priesters Hand, der mir mein Glück im Leben,
Mein selig Ehweib gab, ganz still zusammen geben.
Philet reist auf des Vaters Wort,
Mit seiner Braut an den bestimmten Ort.
Seit gestern war er nun mit Sylvien verbunden,
Und kam jetzt gleich aus einem Blumenstück
Mit ihr, und einem Kranz, von ihrer Hand gewunden,
Entzückt von Lieb und Lenz in sein Gemach zurück;

Und jeder Kuß und jeder Blick
Vermehrte sein und seiner Schönen Glück.
In scherzender Vertraulichkeit
Und an dem Tisch, auf dem ein Paar Pistolen liegen,
Die er vom Schuß noch gestern selbst befreyt,
Steht er mit ihr allein und trunken vor Vergnügen
Ergreift er eins. Nun, fängt er scherzhaft an,
Nunmehr bereut die kleinen Grausamkeiten.
Wie viel habt Ihr mir deren angethan!
Besinnt Ihr Euch noch auf die Zeiten,
Da ich umsonst an Euer Fenster kam,
Da Ihr mich Aermsten — Sterbt, Madam,
Mit aller Eurer Kunst, die Herzen zu bestricken,
Mit Euren zauberischen Blicken,
Mit Eurem Haar, so festlich schön es ist!
Schieß her, spricht sie mit lächelnden Geberden,
Schieß her, wenn du so grausam bist!
Er schießt. Ach Gott! und sie fällt todt zur Erden.
Und wer beschreibt wohl seine Pein?
Doch auch im größten Schmerz noch fein,
Ruft er den Diener laut herein,
Und schließt die Thüre zu. „Wer lud mir die Pistolen?“
Ich thats, weil mirs zur Reise nöthig schien.
„Ich habe dirs doch nicht befohlen?“
Nein, Herr! und gleich erschoß er ihn.
Dann schrieb er diesen Brief: Ich, der vor wenig Stunden
Sich als den Glücklichsten, dir, Vater, vorgestellt,
Bin nach dem größten Glück, das je ein Mensch empfunden,
Jetzt der Unseligste der Welt.
O! dürftest du doch niemals wissen,
Wie elend ich und du geworden sind; —
Getödtet von mir selbst, liegt sie vor meinen Füßen,
Mein göttlich Weib, dein liebstes Kind!
Mein Diener, dessen Schuld mich um ihr Leben brachte,
Liegt schon durch gleichen Schuß gefällt;
Ich aber, der ich mich mit Abscheu nur betrachte,
Was sollt ich länger auf der Welt?
Nein, deiner Tochter Tod soll gleich der meine rächen.

Wenns möglich iſt, o! ſo verfluch nicht ihren Mann!
Ich bete noch für dich, wenn mir die Augen brechen,
Der ich für mich nicht beten kann. —
Man traf ihn neben ihr durchs Schwerdt getödtet an.

Die Elſter und der Sperling.

Ein Sperling ließ ſichs auf den Stöcken
Des Weinbergs recht vortrefflich ſchmecken,
Und ſchluckte ſtill die Beeren ein.
Die Elſter ſahs mit ſcheelem Blicke,
Und wollte von des Sperlings Glücke
Nicht bloß ein ferner Zeuge ſeyn.
Sie hüpfte zu den vollen Trauben.
„Wie? darf ich meinen Augen glauben?
„O welcher Vorrath! Ja, gewiß;
„So reif, Herr Sperling, und ſo ſüß,
„(Denn Sie verſtehn ſich auf die Trauben),
„War, was nun auch der Winzer ſpricht,
„Der Wein ſeit vielen Jahren nicht."
Der Winzer hört der Elſter Lobgedicht,
Und zwingt die Gäſte fortzufliegen,
O! ſprach der Sperling, welch Vergnügen
Entziehſt du mir, du Schwätzerinn!
Willſt du die Frucht in Ruh genießen,
So muß es nicht der ganze Weinberg wiſſen.
Siehſt du denn nicht, wie ſtill ich bin?
Drum ſchweig, und komm, den Berg noch einmal durchzukreiſen.
Sie thuts, und frißt mit ihm ganz ſtill.
„Ein einzig Wort, Herr Spatz, ich kann es nicht begreifen,
„Warum mirs jetzt nicht ſchmecken will;
„Die Trauben ſind ja reif. Doch ſtill!
„Der Winzer läßt ſich wieder hören.
„Drum weißt du, was ich machen will,
„Ich nehme von den blauen Beeren
„Mir eine Traube mit, ſie ruhig zu verzehren.
„Komm mit mir unter jenen Baum."
Sie nimmt die Traube mit; und kaum
Erreichte ſie den ſichern Baum,

So ſchrie ſie laut: O Sperling, welche Freude!
Wie glücklich ſind wir alle beyde!
In Wahrheit, glücklich bis zum Neide.
So ſchrie ſie noch, als ſchon ein Schwarm von Elſtern kam,
Und das geprieſne Glück ihr nahm.

Du, der ſein Glück der ganzen Welt entdeckt,
O Schwätzer! lern ein Gut genießen,
Das, weil es wenig Neider wiſſen,
Uns ſichrer bleibt, und ſüßer ſchmeckt!

Der Geheimnißvolle.

Mit ſehr geheimnißvollen Mienen
Tritt Strephon in Criſpinens Haus,
Studirt beym Eintritt bald Criſpinen,
Und bald die Seinen ſeitwärts aus.
Man bringt den Stuhl; doch nur mit Beugen
Verbittet er die Höflichkeit,
Er ſteht und ſchweigt, und ſagt durch Schweigen
Die wichtigſte Begebenheit.
„Mein Herr, hat ſich was zugetragen?
„O reden Sie! Wir ſind allein.
„Was giebts?“ Umſonſt ſind alle Fragen:
Er wiederholt ſein myſtiſch Nein.
O lernt doch, unvorſicht'ge Jugend!
Die laut von allen Sachen ſchreyt,
Von Strephon die berühmte Tugend,
Die Tugend der Behutſamkeit!
Nachdem er den Criſpin beſchworen,
Das zu verſchweigen, was er ſagt:
So ziſchelt er ihm in die Ohren:
Der König fuhr jetzt auf die Jagd.

Die Lerche.

Die Lerche, die zu Damons Freuden,
Frey im Gemach, ihr Lied oft ſang,
Und ungewohnt, den Wiederhall zu leiden,
Der aus dem nahen Zimmer drang,
Mit deſto ſtärkrer Stimme ſang,

Seß jetzt dem Spiegel gegen über,
Und ſang, und ſah ihr eignes Bild,
Und ſtoß, mit Eiferſucht erfüllt,
Von ſchmetternden Geſängen über;
Und bildete, zu ihrer Pein,
In ihrem eignen Wiederſchein
Sich einen Nebenbuhler ein.
Noch oft erhöhte ſie die Stimme;
Allein umſonſt war Kunſt und Müh,
Stets ſang der Wiederhall, wie ſie.
Sie ſchoß darauf mit eiferſuchtvollem Grimme
Auf ihren Nebenbuhler zu,
Den ihr der Spiegel vorgelogen,
Und ſtarb, ſich ſelbſt zu ſehr gewogen,
Faſt ſo, Ruhmſüchtiger, wie du;
Durch Eitelkeit und durch ein Nichts betrogen.

Die beyden Wandrer.

Zween Wandrer überfiel die Nacht.
O Velten, nimm dich ja in Acht,
Sprach Kunz, von Schrecken eingenommen,
Damit wir nicht vom Wege kommen.
Dort läßt ſich ſchon ein Irrlicht ſehn.
Nur daß wir uns nicht ſelber blenden,
Und uns nach dieſem Lichte wenden;
Sonſt iſt es um den Weg geſchehn.
Schon gut! rief Velten, eile nur.
Doch, Bruder, wenn ich die Natur,
Und was ein Irrlicht ſagen wollte,
Nur einmal recht verſtehen ſollte!
Studirte nennen es die Dunſt,
Die aus den Sümpfen aufgeſtiegen.
Ich weiß nicht, ob die Leute lügen;
Denn oft iſt Lügen ihre Kunſt.
Sprich, Velten, ob du thöricht biſt;
Du weißt nicht, was ein Irrlicht iſt?
O dürft ichs nur bey Nachtzeit wagen!
Ich wollte dirs wohl anders ſagen.

Iſts wahr, daß du kein Irrlicht kennſt,
Und biſt ſchon nah an dreyßig Jahre?
Ein Irrlicht, daß mich Gott bewahre!
Ein Irrlicht, das iſt ein Geſpenſt.

Den Drachen haſt du doch geſehn,
Der, wie zu Stephens Zeit geſchehn,
Bey Kleindorf im Vorüberziehen
Getreid und Kälber ausgeſpieen?
Das, was der Drach im Großen heißt,
Nenn ich das Irrlicht gern im Kleinen;
Denn da ſie nur bey Nacht erſcheinen,
So ſind ſie wohl kein guter Geiſt.

Nein, Kunz, nein, ſag ich! nimmermehr!
Ein Irrwiſch iſt kein wüthend Heer.
Ich, ohne, Kunz, dich dumm zu nennen,
Muß die Geſpenſter beſſer kennen.
Ein Rübezahl, ein ſolches Thier,
Als zu Gehofen ehedeſſen
Die Küch im Edelhof beſeſſen,
Dieß ſind Geſpenſter, glaube mir!

Ein Irrwiſch muß was anders ſeyn.
K. Wie, Welten, nennſt du dieſen Schein?
W. Ich nenn ihn Irrwiſch. K. Iſts erhört?
Wer hat dich wieder das gelehret?
Ein Irrlicht heißts, kein Irrwiſch nicht;
So ſpricht man ja mein Lebetage.
W. So ſpräche man? Nein, Kunz, ich ſage,
Daß alle Welt ein Irrwiſch ſpricht.

K. Schweig, Welten, das klingt lügenhaft.
Ich hab es auf der Wanderſchaft,
Und, Bruder, ohne viel zu ſchwören,
Von Meiſtern Irrlicht nennen hören.
So ſtritten ſie noch lange Zeit
Jetzt um die Sach, jetzt um den Namen,
Bis ſie zuletzt vom Wege kamen;
Und ſchimpfend ſchloſſen ſie den Streit.

So ſtreiten unſtudirte Leuten
Um Sachen, die ſie nicht verſtehn,
Und endigen den Streit mit Schelten.
Die Thoren ſollten erſt zu den gelehrten Leuten
Und Kunzen in die Schule gehn!
Die ſtreiten dialectiſch ſchön,
Und ohne Wortkrieg, ohne Schelten,
Um Dinge, die ſie ganz verſtehn,
Und fehlen ihres Weges ſelten,
Weil ſie den Weg der Schulen gehn;
Denn da läßt ſich kein Irrlicht ſehn.

Das Glück und die Liebe.

Einſt wollten Lieb und Glück ſich ſichtbar überführen,
Wer ſtärker ſey, des Menſchen Herz zu rühren;
Und Semnon, wie die Sag erzählt,
Ein Mann, der oft das Glück um ſeine Gunſt gequält,
Ein Mann, in ſeinen beſten Jahren,
Ward, um an ihm es zu erfahren,
Vom Glück und von der Lieb erwählt.
Das Glück bot alles auf, was je der Menſch geſchätzt.
Was ſeine Sinne rührt, was je ſein Herz ergötzt,
Wodurch der Stolz ſich hebt und zur Bewundrung eilet,
Ward von der Hand des Glücks dem Semnon jetzt ertheilet,
Er ſah ſich reich, und Marmor ſchloß ihn ein,
Sein Zimmer ſchien der Freuden Thron zu ſeyn,
Und täglich wuchs die Pracht der ſchön geſchmückten Wände
Noch durch der Künſtler kluge Hände;
Und täglich wuchs im Speiſeſaal
Der Schüſſeln und der Diener Zahl,
Mit ihnen der Bewundrer Menge,
Und der Clienten Lobgeſänge;
Bald fiel ein reiches Erb an ihn,
An das er nicht gedacht; kaum war ihm dieß verliehn,
So zog das Glück durch ſeine Künſte
Schon in den reichſten Lotterien
Für ſeinen Freund die Hauptgewinnſte.
So ward ein neuer Schatz ihm täglich kund gemacht,

Bald was ſein Kur, bald was ſein Schiff gebracht;
Und ſo viel Gunſt aus ſeines Glückes Händen
Blieb alle Pracht zu wenig zu verſchwenden.
Er ſchlief, berauſcht von Freuden, ein,
Stand auf, den Freuden ſich zu weihn.
Sein Wink war der Verehrer Wille,
Und jeder Tag ein Feſt des Glückes und der Fülle.
Wer zweifelt, ſprach das Glück, daß mir der Ruhm gebühret?
Iſt Semnon nicht unendlich ſehr gerührt?
Vielleicht, verſetzt darauf die Liebe,
Rühr ich ſein Herz durch ſtärkre Triebe;
Er ſoll Serinen ſehn. Ihr unſchuldsvoller Blick
Beſiegt vielleicht dich, mächtigs Glück!
Er ſah nunmehr die göttliche Serine.
Ihn rührt der Reiz der edlen Miene;
Doch mehr, als ihr beredt Geſicht,
Das Herz, das aus Serinen ſpricht.
Schon ſcheint der Glanz von ſeinen Schätzen,
Schon ſein Pallaſt, ſchon Freund und Wein,
Schon die Muſik ihn minder zu ergötzen.
„Wie glücklich, wär ihr Herz erſt mein,
„Wie glücklich würd ich dann nicht ſeyn!
„O Liebe! lehre mich, dieß Herz mir zu verdienen,
„Und ſprich: wodurch beſieg ich einſt Serinen?“
Sey, ſpricht ſie, kein Verſchwender mehr,
Gieb Schmeichlern weiter kein Gehör.
Schon iſt er kein Verſchwender mehr,
Schon giebt er Schmeichlern kein Gehör.
Such deine Luſt in ſtillen Freuden!
Sey gütig, liebreich und beſcheiden;
Und liebe nicht dein Glück zu ſehr.
Schon ſuchte Semnon ſtillre Freuden;
Schon ward er liebreich und beſcheiden;
Serine floh ihn ſchon nicht mehr,
Serine gab ihm ſchon Gehör,
Und ward die Seele ſeiner Freuden.
Die Liebe, ſprach das Glück, ſcheint Semnon vorzuziehn?
Allein mehr als zu bald ſoll er Serinen fliehn.

So viel ich ihm geschenkt, so viel sey ihm entrissen!
Wird ihm die Liebe wohl der Armuth Qual versüßen?
Das Glück verließ ihn drauf, und Semnons Gut verschwand.
Kein Bergwerk half ihm mehr, kein Schiff kam mehr ans Land;
Sein Reichthum ward der List und der Gewalt zur Beute,
Und nichts blieb ihm von dem, was sonst sein Herz erfreute,
Nichts, als sein treues Weib, im widrigsten Geschick
Sein Beystand und auch stets sein Glück.
Durch Fleiß entrissen sie sich der Gefahr zu darben;
Und froh genossen sie, was sie durch Fleiß erwarben.
Umsonst versprach das Glück, ihn doppelt zu erfreun,
Wenn er der Lieb entsagen wollte.
Nein, rief er, wenn ich auch ein Crösus werden sollte,
Ging ich doch nie dein Anerbieten ein.
Die Liebe läßt mich weiser seyn,
Als daß ich dich mir wieder wünschen wollte.
Serine, komm, mein Herz bleibt dein;
Viel besser, ohne Glück, als ohne Liebe seyn.
„Ja! Semnon, ja, mein Herz ist dein;
„Viel besser, ohne Glück, als ohne Liebe seyn.“

Der Affe.

Kaum hatte noch des Schneiders Hand
Ein buntes komisches Gewand
Dem muntern Affen umgehangen:
So gab sein Rock ihm das Verlangen,
Sich in dem Spiegel zu besehn.
In Wahrheit, sprach er, ich bin schön!
So viel ich mir geschmeichelt habe,
So kann dem jungen Herrn der Rock nicht besser stehn.
Komm, rief er, kleiner Edelknabe!
Wir müssen uns zugleich im Spiegel sehn.
Er kam. Der Aff erschrack, verzerrte das Gesicht,
Stieß an den Hut, und rückte die Perücke;
Und doch glich er dem Junker nicht!
Der Spiegel warf, was er empfing, zurücke,
Ein närrisch baarichtes Gesicht
In einer struppichten Perücke.

Der Junker lacht. Pfuy, hub der Aff erbittert an,
Pfuy, Spiegel, wie du lügſt! Was hab ich dir gethan?
Der Spiegel läuft darauf von ſeinem Hauchen an,
Und zeigt jetzt keinen Affen weiter.
Das dacht ich, rief er ſehr erfreut,
Die Schuld liegt nicht an meiner Häßlichkeit;
Nein, junger Herr, der Spiegel war nicht heiter!
Schon eilte Junker Fritz mit der Begebenheit,
Sie dem Magiſter zu erzählen;
Und dieſem konnt es gar nicht fehlen,
Mit einer nützlichen Moral,
(Er war gelehrt), ſie zu beſeelen.
Nun, ſprach er, ſehen Sie einmal
Die Wahrheit an des Spiegels Stelle.
Sie zeigt der Thoren Häßlichkeit;
Der Thor, der ſich vor ihrem Lichte ſcheut,
Verhüllt ſie drauf in Dunkelheit,
Und ſchmeichelt ſich, ſie ſey nicht helle.

Die Wittwe.

Ein Mährchen.

Dorindens junger Ehegatte,
Den ſie ſo lieb, wie ſich, und wohl noch lieber hatte —
Noch lieber, wirft der Spötter ein,
Uns lachet höhniſch; doch er lache!
Durch eine Spötterey hört eine wahre Sache
Drum noch nicht auf, gewiß zu ſeyn.
Genug, der Tod entriß Dorinden
Sehr früh den treuſten, beſten Mann;
Und ich kann keine Worte finden,
So leicht man im Affect ſie ſonſt auch finden kann,
Um alles das recht lebhaft auszudrücken,
Was ſie, die junge Frau, gefühlt,
Die ihn vor wenig Augenblicken
Geſund, jetzt aber todt in ihren Armen hielt,
Und ihn aus ihrem Arm auch todt nicht laſſen wollte.
Der Prieſter kam, der ſie beſänft'gen ſollte;
Die ganze Freundſchaft kam; doch nichts bewegte ſie.

Je mehr man tröſtete, je mehr Dorinde ſchrie.
Man mußte mit Gewalt ſie von dem Todten bringen.
Ein unaufhörlich Händeringen
War alles, was ſie that; und ein entſetzlich Ach!
War alles, was ſie troſtlos ſprach.
Dieß trieb ſie länger noch als vier und zwanzig Stunden.
Indeſſen hatte ſich der Nachbar eingefunden,
Ein Mann, geſchickt in Holz zu hauen.
Er ſah Dorindens Schmerz; und theils auf ihr Begehren,
Theils als ein Freund den Seligen zu ehren,
Und ſeinem Untergang im Tode vorzubauen,
Entſchloß er ſich, in Holz ihn auszuhauen.
Es glückt des Künſtlers weiſen Händen,
Das Werk in kurzem zu vollenden;
Und Stephan ſtand in Lebensgröße da.
Ein Meiſterſtück pflegt bald bekannt zu werden;
Das Volk lief zu und ſchrie, ſo bald den Stephan ſah:
Ach Himmel! ach; da iſt er. Ja!
Seht nur die lächelnden Geberden!
Seht nur den aufgeworfnen Mund!
Nein, ähnlichers kann nichts gefunden werden!
So ſah ich ihn noch jüngſt, als er Gewitter ſtund.
Man brachte den geſchnitzten Garten,
Der noch allein der Wittwe Troſt verlieh,
Ins zweyte Stock, wo er und ſie
Ein ganzes Jahr vergnügt geſchlafen hatten.
Hier ſchloß ſie ſich mit ihm in ihre Kammer ein,
Und ſuchte Ruh in Schmerz und Pein,
Und hielts für ihre Pflicht, mit ganzen Strömen Zähren,
Um ſeiner ewig werth zu ſeyn,
Ihn noch im Tode zu verehren.
Wer kann wohl mehr von einer Frau begehren?
So ſaß Dorinde viele Wochen,
Und hatte, wie mein Währmann ſagt,
Kein lebendes Geſchöpf ſeit dieſer Zeit geſprochen,
Als ihren Hund und ihre Magd.
Und heute ward nach ſo viel bangen Wochen
Das erſtemal, daß ſie aus ihrem Fenſter ſah:

Und in dem Augenblick war auch ein Fremder da.
Schnell kam die Magd mit ſchlauen Mienen:
„Madam, es fragt ein Herr nach Ihnen,
„Ein ſchöner Herr, faſt wie der ſel'ge Mann;
„Er hat etwas bey Ihnen auszurichten,
„Das er mir nicht vertrauen kann."
Du kannſt, ſprach ſie, nur was erdichten;
Ich gehe nicht von meinem lieben Mann;
Und kurz, du darfſt ihm nur berichten,
Ich wäre krank vor vielem Gram;
Denn ach! kein Wunder wärs —
„Dieß geht nicht an, Madam;
„Er hat Sie ſchon, indem er angekommen,
„An Ihrem Fenſter wahrgenommen,
„Sie müſſen mit herunter kommen;
„Der fremde Herr ruht eher nicht.
„Er hat was Wichtigs anzubringen.
„Ich dächte doch, Madam, Sie gingen!"
Die junge Wittwe ſteht beſtürzt,
Umarmt mit einem ſchnellen Feuer
Das Bild, mit dem ſie ſich zeither die Zeit verkürzt.
Und nimmt den Fremden an. Wer wird es ſeyn? Ein Freyer?
Vielleicht giebt uns die Magd Bericht.
Sie horcht ſchon an der Thür; allein ſie kann nichts hören,
Als den betrübten Ton, mit dem Dorinde ſpricht.
Der Nachmittag verſtreicht. Der Fremde geht noch nicht.
Sollt er denn gar ihr Gaſt zu ſeyn begehren?
Dorinde kömmt, und zwar allein.
Sie wird ſich wohl am Bilde letzen wollen.
Magd, fängt ſie an, ſprich, was wir machen ſollen:
Der Herr will mit Gewalt mein Gaſt den Abend ſeyn.
Du mußt geſchwind die Kanne Schmerlen ſieden.
„Ja, ja, Madam, ich bins zufrieden."
Dorinde geht zurück. Die Magd durchſucht das Haus,
Zum Sieden hartes Holz zu finden.
Sie findet keins, und ruft Dorinden
In aller Angſt geſchwind heraus,
„Madam, ach laſſen Sie ſichs klagen!

„Es iſt kein hartes Fiſchholz da.
„Soll ich das Bild herunter tragen,
„Es iſt hart Holz, und es zerſchlagen?“
Das Bild? Nein, nein, — doch — thus nur. Ja. —
Was brauchſt du mich denn erſt zu fragen?
„Allein das Bild iſt ſchwer, ich kanns allein nicht tragen;
„Zum Fenſter ging es wohl heraus.“
Nun gut, ſo darfſt du ja das Holz nicht erſt zerſchlagen.
Der Herr zieht künftig in mein Haus;
Da darf ich ſo nicht länger klagen.
Das Fenſter öffnet ſich; und Stephan fliegt heraus.

Der junge Krebs und die Seemuſchel.

Der Muſchel, die am ſeichten Strande
Ihr Haus bald von einander bog,
Bald wieder feſt zuſammen zog,
Sah einſt, mit Neid und Unverſtande,
Ein junger Krebs aus ſeiner Höhle zu.
O Muſchel, wie beglückt biſt du!
O! daß wir Krebſe nur ſo elend wohnen müſſen!
Bald ſtößt der Nachbar mich aus meiner Wohnung aus,
Und bald der Sturm. Du haſt dein eigen ſteinern Haus.
Kannſt, wenn du willſt, es öffnen und verſchließen.
Vergönne mir nur einen Augenblick,
Ich weiß, du gönnſt mir dieſes Glück,
In deinem Schloſſe Platz zu nehmen.
Ich, ſprach ſie, ſollte mich zwar ſchämen,
In mein nicht aufgeputztes Haus,
Denn in der That ſiehts jetzt nicht reinlich aus,
Vornehme Herren einzunehmen.
Doch dienet es zu Ihrer Ruh,
Auf kurze Zeit zu mir ſich zu verfügen:
So dien' ich Ihnen mit Vergnügen;
Wir haben Platz. Er kömmt. Sie ſchließt ihr Schloß feſt zu.
Mach auf, ſchreyt er, denn ich erſticke.
Bald, ſpricht ſie, will ich dich befreyn;
Sieh erſt der Mißgunſt Thorheit ein,

Und lerne hier mit deinem Glücke,
Wenn dirs gefällt, zufrieden ſeyn.

Das Kind mit der Scheere.

Kind, hub die Mutter an, eins mußt du mir verſprechen:
Die Meſſer und die Gabeln ſtechen;
Drum rühre keins von beyden an.
„Allein die Scheere, ſollt ich glauben,
„Die könnten Sie mir wohl erlauben?“
Nichts weniger; was dich verletzen kann,
Sieh niemals als dein Spielwerk an.

Das Kind gehorcht; doch ein geheimer Trieb
Und das Verbot verſchönerten die Scheere.
Ja, ſpricht es zu ſich ſelbſt, wenn es die Gabel wäre,
Die hab ich lange nicht ſo lieb,
So ließ ich ſie mit Freuden liegen.
Allein die Scheer iſt mein Vergnügen,
Sie hat ein gar zu ſchönes Band.
Geſetzt, ich ritzte mich ein wenig in die Hand,
So hätte dieß nicht viel zu ſagen.
So klein ich bin, ſo hab ich ja Verſtand,
Und alſo werd ichs immer wagen,
So bald die Mutter nur die Augen weggewandt.
Doch nein, weil Kinder folgen müſſen,
So wär es ja nicht recht gethan.
Nein, nein, ich ſehe dich blos an;
O ſchöne Scheere, laß dich küſſen!
Ich rühre ja kein Meſſer an,
So werd ich doch — Schon griff es nach der Scheere.
Ja, wenn ich unvorſichtig wäre,
Da freylich ſchnitte mich die Scheere;
Allein ich bin ja ſchon mit ihr bekannt,
Sa ſprachs, und ſchnitt ſich in die Hand.
Die Mutter kam. O welche harte Lehre!
Ich, hub das Kind fußfällig an,
Es kränkt mich ſehr, daß ichs gethan.
Ich bitte Sie, zerbrechen Sie die Scheere,

Damit ich sie nicht mehr begehre,
Und ohne Zwang gehorchen kann.

Oft sind wir Menschen dieses Kind,
Versehn mit billigen Gesetzen,
Die göttlich, und uns heilsam sind,
Scheut sich das Herz, sie alle zu verletzen,
Wir unterlassen, wie das Kind,
Die Dinge, die wir wenig schätzen,
Um die zu thun, die uns am liebsten sind.
Die Reue kömmt. Wir sehn, wie sehr wir fehlen;
Dann denken wir, dann beten wir als Kind.
Was heißt in vieler tausend Seelen:
Bewahre mich, o Gott, vor dieser Missethat!
Das heißt es: Wehre mir das Wählen,
Damit mein Herz den Zwang nicht nöthig hat.

Die Affen und die Bären.

Die Affen baten einst die Bären,
Sie möchten gnädigst sich bemühn,
Und ihnen doch die Kunst erklären,
In der die Nation der Bären
Die ganze Welt des Walds zu übertreffen schien;
Die Kunst, in der sie noch so unerfahren wären,
Die jungen groß und stark zu ziehn.

Vielleicht, hub von den Affenmüttern
Die weiseste bedächtig an,
Vielleicht, ich sag es voller Zittern,
Wächst unsre Jugend bloß darum so siech heran,
Weil wir sie gar zu wenig füttern.
Vielleicht ist auch der Mangel der Geduld,
Sie sanft zu wiegen und zu tragen,
Vielleicht auch unsre Milch an ihren Fiebern schuld.
Vielleicht schwächt auch das Obst den Magen.
Vielleicht ist selbst die Luft, die unsre Kinder trifft,
(Wer kann sie vor der Luft bewahren?)

Ein Gift in ihren erſten Jahren;
Und dann auf Lebenszeit ein Gift,
Vielleicht iſt, ohne daß wirs denken,
Auch die Bewegung ihre Peſt.
Sie können ſich durch Springen und durch Schwenken
Oft etwas in der Bruſt verrenken,
Wie ſich ſehr leicht begreifen läßt;
Denn unſre Nerven ſind nicht feſt.
Hier fängt ſie zärtlich an zu weinen,
Nimmt eins von ihren lieben Kleinen,
Das ſie ſo lang und herzlich an ſich drückt,
Bis ihr geliebtes Kind erſtickt.

Du, ſprach die Bärinn, kannſt noch fragen,
Warum ihr ſo beſtraft mit kranken Kindern ſeyd?
Nicht liegts an Luft und Milch, und nicht an Obſt und Magen
Ihr tödtet ſie durch eure Weichlichkeit,
Durch eure Liebe vor der Zeit.
Gebt Acht auf unſre jungen Haufen;
Wir nehmen ſie, ſobald ſie laufen,
Mit uns, in Hitz und Froſt, durch Fluren und durch Wald,
So werden ſie geſund und alt.

Was macht viel Kinder ſiech? Vielleicht Natur und Zeit?
Nein, mehr der Aeltern Weichlichkeit.
O Reicher, ſoll dein Kind geſund in Städten blühen:
So zieh es in der Stadt, wie es die Dörfer ziehen!

Der Leichtſinn.

Der Leichtſinn, wie die Fabel ſagt,
Die Fabel aus den goldnen Jahren,
Ward von den Menſchen einſt verjagt,
Weil alle ſeiner müde waren.
Er floh zum Zevs, und bat um Aufenthalt.
Kaum ſah Merkur die luſtige Geſtalt,
So fühlt er ſchon die Pflicht, dem Flüchtling beyzuſpringen:
„So will dich alle Welt verdringen!

„Du dauerst mich. Komm, hüpf auf meine Schwingen!
„Ich hoffe dich gut anzubringen.
„Komm, Paphos sey dein Aufenthalt!“
Schnell bracht er ihn zur Venus kleinem Knaben.
Hier, Gott Cupido, fing er an,
Schickt Ihnen Zevs den angenehmsten Mann,
Der schärfer, als Sie, sehen kann;
Sie sollen ihn zu Ihrem Führer haben.
Der Leichtsinn trat sein Amt mit Eifer an,
Das Amt, der Liebe vorzutraben,
Und soll, wie die gedachte Fabel spricht,
Von dieser Zeit an, seine Pflicht
Sehr selten unterlassen haben.

Der reiche Geizhals.

Ein reicher Greis, vom Tode nicht mehr fern,
Und ungeschickt, mehr Schätze zu erwerben,
Ward krank, und wollte doch nicht sterben;
Denn welcher Geizhals stirbt wohl gern?
Er wollte nach dem Doctor schicken;
Zum Glücke fiel ihm noch der harte Thaler ein,
Den er genöthigt wär, ihm in die Hand zu drücken,
Und also ließ ers lieber seyn.

Doch mit dem Tod ist gleichwohl nicht zu scherzen.
Der Alte fühlte neue Schmerzen,
Und rief den Priester in sein Haus,
Und bat sich zu verschiednen Malen,
Denn dafür durft er nichts bezahlen,
Trost auf dem Krankenlager aus.
Der Priester wollt ihn jetzt verlassen.
Ach! bet Er, sprach der Greis; Gott wirds zu Herzen fassen,
Und komm ich von dem Lager auf,
So geb ich Ihm die Hand darauf,
Ich will mich dankbar finden lassen.

Ich weiß nicht, bat er für den Alten,
Und wenn er bat, bat er mit Recht?
Genug, das menschliche Geschlecht

Sollt einen Geizhals mehr behalten;
Es beſſerte ſich mit dem Alten.
Der Prieſter wird geruft. Ich weiß wohl, ſprach der Greis,
Was ich Ihm einſt gerebt, wenn Ers gleich nicht mehr weiß.
Hier ſeh Er ſelbſt, was ich und meine Frau erſparten;
Ich zeig Ihm nur die ſeltnen Arten.
Steht Ihm das große Goldſtück an?
Da ſind ſie noch von größerm Werthe;
Doch, weil ſie Gott mir wunderbar beſcherte,
So hab ich ein Gelübd gethan,
Nicht eins von allen auszugeben,
Und ſollt ich hundert Jahre leben.

Will Er nunmehr die Silbermünzen ſehn?
Ja, lieber Herr, auch die ſind ſchön.
Hier hab ich, glaub er mirs, mehr harte Thaler liegen,
Als ich und Er zuſammen wiegen;
Allein ſie mögen immer liegen;
Sie ſollen alle für mein Haus.
Doch laß Er uns noch weiter gehen.
Hier ſieht Er die Zweydrittel ſtehen;
Da leſ' Er eins für ſeine Kinder aus,
Und bitt Er Gott um Segen für mein Haus!

Das Teſtament.

Sohn, fing der Vater an, indem er ſterben wollte,
Wie ruhig ſchlief ich jetzt nicht ein.
Wenn ich nach meinem Tod dich glücklich wiſſen ſollte!
Du biſt es werth, und wirſt es ſeyn.
Hier haſt du meinen letzten Willen.
So bald du mich ins Grab gebracht,
So brich ihn auf, und ſuch ihn zu erfüllen;
So iſt dein Glück gewiß gemacht.
Verſprich mir dieß, ſo will ich freudig ſterben.

Der Vater ſtarb, und kurz darauf
Brach auch der Sohn das Teſtament ſchon auf,
Und las: Mein Sohn, du wirſt von mir ſehr wenig erben,

Als etwan ein gut Buch und meinen Lebenslauf,
Den ſetz ich dir zu deiner Nachricht auf.
Mein Wunſch war meine Pflicht. Bey tauſend Hinderniſſen
Befliß ich ſtets mich auf ein gut Gewiſſen.
Verſtrich ein Tag, ſo fing ich zu mir an:
Der Tag iſt hin; haſt du was Nüzliches gethan?
Und biſt du weiſer, als am Morgen?
Dieß, lieber Sohn, dieß waren meine Sorgen.
So fand ich denn von Zeit zu Zeit
Zu meinem täglichen Geſchäfte
Mehr Eifer, und zugleich mehr Kräfte,
Und in der Pflicht ſtets mehr Zufriedenheit.
So lernt ich, mich mit wenigem begnügen,
Und ſteckte meinem Wunſch ein Ziel.
Haſt du genug, dacht ich, ſo haſt du viel;
Und haſt du nicht genug, ſo wirds die Vorſicht fügen.
Was folgt dir, wenn du heute ſtirbſt?
Die Würden, die dir Menſchen gaben?
Der Reichthum? Nein, das Glück, der Welt genützt zu haben;
Drum ſey vergnügt, wenn du dir dieß erwirbſt.
So dacht ich, liebſter Sohn, ſo ſucht ich auch zu leben.
Und dieſes Glück kannſt du, mit Gott, dir ſelber geben.
Vergiß es nicht: Das wahre Glück allein
Iſt, ein rechtſchaffner Mann zu ſeyn.

Criſpin und Criſpine.

Daß oft die Weiber bis ins Grab
Sich mit den Männern ſchlecht vertragen,
Sind leider ſchon ſehr alte Klagen,
Die man uns oft zu leſen gab;
Doch daß die Männer bis ins Grab
So manche gute Gattinn plagen,
Sind dieß nicht auch gerechte Klagen?
Doch welcher Sänger ſingt ſie ab?
Daß oft die Frau zum Zeitvertreibe
Dem Manne zänkiſch widerſpricht,
Darüber klagt manch Spottgedicht;

Doch daß der Mann mit ſeinem Weibe,
Oft als mit einer Sklavinn ſpricht,
Wie ſelten ſtraft dies ein Gedicht?
Daß Weiber nicht zu folgen wiſſen,
Darüber ſeufzt und klagt der Mann;
Doch ſollte man daraus nicht ſchließen,
Daß Männer nicht zu herrſchen wiſſen,
Weil jede Frau ſo ſchwer gehorchen kann?
Daß Weiber gern dem Staate ſich ergeben,
Und leben, um geputzt zu leben,
Darüber ſorgt der Mann ſich grau;
Doch daß die Männer ſich dem Kaltſinn gern ergeben,
Nur ſich, nicht ihren Weibern leben,
Wie ſehr beſeufzt dieß manche Frau!
Daß bey dem Reiz der äußerlichen Gaben
Die Weiber oft der Seele Reiz nicht haben,
Dieß iſt vielleicht nicht ſelten wahr;
Doch daß die Männer oft nur Geld und Schönheit ehren,
Der Frau, Verſtand zu haben, wehren,
Sie durch ihr Beyſpiel Thorheit lehren,
Und über Thorheit ſich beſchweren,
Klingt in der That ſehr wunderbar!
Und dennoch iſts nicht ſelten wahr.

Drum, Männer, leſ't ihr, wie Criſpine
So herzlich den Criſpin gehaßt:
So legts nicht gleich mit einer Männermiene
Der armen Frau allein zur Laſt.
Und ſeyd ihr ſelbſt unglückliche Criſpine,
So denkt, wenn euch Criſpine haßt:
Ob ichs vielleicht wohl gar verdiene?
Und beſſert euch. Vielleicht thats auch Criſpine.

Criſpine ſtarb, und binnen wenig Tagen
Starb auch Criſpin, ihr Mann, ſchon nach,
Und zwar vor lauter Schmerz und Ach!
Wenn wir das Leichencarmen fragen.
Doch viele wollten lieber ſagen

Der Zorn hätt ihn dahin gerafft;
Allein der Zorn iſt nicht der Männer Leidenſchaft.

Genug er ſtarb, und ward, weil ers ſo haben wollte,
Daß ſein Gebein bey der verweſen ſollte,
Die ihn gewartet und gepflegt,
Zu ſeiner Frau ins Grab gelegt.
So lag denn Mann und Weib in einer Gruft vereinet;
Und niemand hätte das vermeinet,
Was nach der Zeit, mehr als zu oft, geſchehn.
Die Frau ließ ſich bey ihrem Grabe
Des Nachts im Sterbekleide ſehn.
Der Küſter und des Küſters Knabe,
Keins wollte mehr zum Morgenlauten gehn;
Denn allemal ließ ſich Criſpine ſehn,
Und wies ganz ängſtlich nach dem Grabe.

Der Küſter wagts den neunten Tag,
Und ruft die ſämmtlichen Criſpinen,
Macht dreymal erſt das Kreuz, und ſagt, wer ihm erſchienen,
Und forſcht und überlegt mit ihnen,
Was doch die Ruh der Sel'gen ſtören mag.
„Hat ſie vielleicht im Tode was befohlen?"
Nichts, fing die Freundſchaft an, nichts als den Leichenſtein.
Das, ruft der Küſter, wird es ſeyn.

Man läßt geſchwind den ſchönſten Grabſtein holen.
Der Steinmetz haut zwey Herzen in den Stein,
Und dieſe Schrift vom Küſter ein:
„Hier ruht ein zärtlich Paar, voll gleicher Lieb und Treue;
„Der Tod, der ſie getrennt, vereinte beyd' aufs neue."

Nun wird die Frau doch ruhig ſeyn?
Nichts weniger. War ſie zuvor erſchienen,
Erſchien ſie nur noch mehr, und mit noch bängern Mienen,
Und lief dem guten Küſter nach,
Und öffnete den Mund, als ob ſie ſprechen wollte;
Allein ein unvernehmlich Ach!
Dieß war es alles, was ſie ſprach.
Wer wußte nun, was das bedeuten ſollte?

Man öffnete das Grab. Es war kein Sarg verkehrt,
Und wie man sie gelegt, so lagen sie noch heute;
Zur rechten er, und sie zur linken Seite.
Nein, schrie der Küster, umgekehrt!
Ihr, Todtengräber, seyd nicht werth...

Der Sarg ward umgekehrt; allein die Folge lehrte,
Daß nicht der Rang des Weibes Ruhe störte.
Mich deucht, dies ist der Schönen Fehler nicht.
Und ist ers ja, wie mancher Spötter spricht:
So ist ers doch im Grabe nicht.

Crispine ließ nicht nach, dem Küster zu erscheinen.
Sie weinte so, wie Schatten weinen,
Wies immer auf ihr Grab, und machte mit der Hand
Ein Zeichen, das zuletzt der Küster doch verstand.
Er ließ noch diese Nacht den Todtengräber kommen.
Der Mann ward aus der Gruft genommen,
Und weit davon besonders eingescharrt.
Und noch in Beyder Gegenwart
Verschwand die Frau mit heitern Mienen,
Und ist seitdem nicht mehr erschienen.

Der Jüngling und der Greis.

Wie fang ichs an, um mich empor zu schwingen?
Fragt einst ein Jüngling einen Greis.
Der Mittel, fing er an, um es recht hoch zu bringen,
Sind zwey bis drey, so viel ich weiß.
Seyd tapfer! Mancher ist gestiegen,
Weil er entschlossen in Gefahr,
Ein Feind von Ruh und von Vergnügen,
Und durstig nach der Ehre war.
Seyd weise, Sohn. Den Niedrigsten auf Erden
Ists oft durch Witz und durch Verstand geglückt,
Am Hofe groß, groß in der Stadt zu werden;
Zu beyden macht man sich durch Zeit und Fleiß geschickt.

Dieß ſind die Mittel großer Seelen;
„Doch ſie ſind ſchwer. Ich will's Ihm nicht verhehlen,
„Ich habe leichtere gehofft."
Gut, ſprach der Greis, wollt ihr ein leichtres wählen:
So ſeyd ein Narr; auch Narren ſteigen oft.

Im Verlage der Hahnschen Buchhandlungen zu Leipzig und Hannover sind folgende Schriften zum Unterricht und zur Unterhaltung erschienen:

1. Bilderbücher und Unterhaltungsschriften für die Jugend.

Dessel, Gh., merkwürdige Reisen der Gutmannschen Familie. Ein Weihnachts- und Geburtstags-Geschenk für die Jugend. Mit 1 Kupf. nach Ramberg. 5te verb. Aufl. 8. 1827. 1 rthl.

— — Reise der Gutmannschen Zöglinge um unsere Erde. 2 Thle. mit 1 Kupf. 8. 1821. geb. jetzt 1 rthl.

Denon, V., Reise nach Aegypten, für die Jugend bearbeitet von F. A. L. Matthäi. 2te wohlfeilere Ausgabe. Mit 1 Kupf. geb. 12 gr.

Fabeln und Erzählungen für Kinder. Mit 8 Kupf. N. Aufl. 8. schwarz 12 gr. illum. 16 gr.

Gläsers, G. C. W., Naturhistorisches Bilderbuch mit 80 illum. Abbildungen. Neue Aufl. 8. 16 gr.

Kindervergnügen angenehmer und nützlicher, enthält: Erzähl., Gedichte, Fabeln, Räthsel und Charaden, Lebensregeln und Kunststücke. 2te verm. Auflage. Mit Kupf. 12. geb. 8 gr.

Kotzebue, O. v., Entdeckungsreise in die Südsee und nach der Beringsstraße, zur Erforschung einer nordöstlichen Durchfahrt. Für die Jugend bearbeitet von Hildebrandt. 2 Bde. Mit Kupfern. 8. 1821. geh. statt 2 rthl. herabgesetzter Preis. 1 rthl.

Matthäi, F. A. L., Spaziergänge mit meinen Zöglingen. 2 Bdch. 12. 805. à 9 gr. 18 gr.

Turnbull, J., Reise um die Welt. Für die Jugend bearbeitet von F. A. L. Matthäi. 2te wohlf. Ausg. Mit 2 Kupf. 8. geb. 12 gr.

2. Unterrichts- und Schulbücher.

Gläsers, G. C. W., Uebungen in der Kunst gut zu lesen. Ein Lesebuch für Töchterschulen, und zwar für eine solche Classe, worin die Schülerinnen schon fertig lesen. Auch zum Privatunterricht. 1r Thl. 3te von Neuem durchgesehene Aufl. 8. 822. 10 gr. 2r Thl. 1827. 12 gr. Beide Bände zusammen 22 gr.

Gläser, G. C. W., Leseschule von den Buchstaben an in einer methodischen Stufenfolge. Für Elementar-Klassen, auch zum Privatgebrauch. 1s u. 2s Buch à 4 gr. jedes. 2t. Aufl. 826. (In Quantitäten 6 gr.) 8 gr.

Gläser, G. F., Sammlung auserlesener deutscher Gedichte, zunächst zum Schulgebrauch bestimmt. 1r Thl. Historische Poesien. 2te verm. und verb. Aufl. 8. 820. 12 gr.

Hoppenstedt, Dr. X. L., Lieder für Volksschulen. 5te aufs Neue durchgesehene Aufl. (29½ Bogen) 1823. mit Anhang 10 gr.

Mehlig, G. C. H., Handbuch d. gemeinn. Kenntniße. gr. 8. 815. 10 gr.

Kranke, Fr., Materialien zu Lese- und Declamations-Uebungen, zur Bildung des Geschmacks und zur Veredlung des Herzens. 2te verm. Ausg. 8. 1819. 15 gr.

Zehner, Dr. W., Handbuch der Naturbeschreibung zum Schul- und Privatunterricht praktisch bearbeitet. gr. 8. 1826. 20 gr.

Volgers, Dr. W. F., Anleitung zur Länder und Völkerkunde. Für Bürger- und Landschulen, so wie zum Selbstunterricht. 1r 2r Bd. gr. 8. 1820. 21. à Bd. 12 gr. 1 rthl.

— — — Leitfaden beim ersten Unterricht in der Länder- und Völkerkunde für Gymnasien und Bürgerschulen. 2te verb. Aufl. 8. 1827. 4 gr.

— — — Vollständigeres Handbuch der Geographie für den öffentlichen und Privat-Unterricht. gr. 8. (unter der Presse.)

Wilmsen, F. P., Regeln des Umganges mit Kindern, praktisch dargestellt für Erzieher und Kinderfreunde. 8. 1818. 12 gr.

— — Welton und Weltsitte, ein Rathgeber für junge Männer und Jünglinge bei dem Eintritte in die große Welt. Auch unter dem Titel: Knigge Umgang mit Menschen. 4r Bd. 8. 1824. 16 gr.

— — Vorübungen der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens; ein methodisches Lesebuch für Mittelschulen, Bürgerschulen und für die untern Classen der Gymnasien. 8. 1823. 12 gr. (In Quantitäten à 8 gr.)

3. Rechenbücher.

Barthe, C., Lehrbuch der Buchstaben-Rechnung und Algebra für Schulen. 2 Abtheil. gr. 8. 16 gr.
(Die beiden Abtheil. werden auch einzeln à 8 gr. gegeben.)

Kranke, Fr., Lehrbuch des gemeinen Rechnens, besonders zum Selbstunterricht, vorzüglich für Lehrer an Volksschulen. 1r 2r Bd. gr. 8. 1819. 1820. 3 rthl. Prän. Preis 2 rthlr. 6 gr.

4. Schönwissenschaftliche, gemeinnützige u. a. Schriften.

Blumenhagen, Dr. W., Novellen und Erzählungen. 4 Bde. 6 rthlr. 16 gr.

Gellerts, C. F., sämmtliche Schriften, 10 Theile, mit Kupf. 8. 1784. auf holl. Papier, herabgesetzter Preis statt 8 rthl. 4 rthl.

— — sämmtliche Fabeln und Erzählungen, gr. 8. 1823. mit einem Titelkupf. nach Ramberg. 8 gr.

Gläser, C. G. W., Ehrenkränze; den Tugenden des weiblichen Geschlechts gewunden. 8. 1822. 16 gr.

Hanke, Henriette, geb. Arndt, Blumenkranz für Freundinnen der Natur. In Erzähl. 1te Samml. 8. 1826. 1 rthl. 12. gr.

— — 2te Samml. 8. 1827. 1 rthl. 16 gr.

Leben und Thaten des weiſen Junkers Don Quixotte von Mancha, nebſt des Avellaneda neuen Erzählungen, in 6 Bänden; aus dem ſpaniſchen Originale überſetzt von F. J. Bertuch, zweite verm. und verbeſſ. Aufl. auf Schreibpapier, 8. 1781. Herabgeſetzter Preis 1 thlr. 12gr.

Kupfer-Sammlung zu dem Leben und Thaten des weiſen Junkers Don Quixotte von la Mancha, nach Bertuchs Ueberſetzung, von Chodowiecky gezeichnet und v. Berger geſtochen. 30 Blatt. Herabgeſetzter Preis 2 rthl. 12 gr.

Pantheon berühmter und merkwürdiger Frauen, 5 Thle. 1809 — 181. Sonſt 4 rthlr. 20 gr., jetzt 2 rthl.

Pelpke, Dr. L. H. Ch., allgemein faßliche Betrachtungen über die großen Wunderwerke des Weltalls und die neueſten von Herſchel, Schröter, von Bruithuiſen und andern Aſtronomen gemachten Entdeckungen. 3te verb. mit vielen Zuſätzen u. neuen Erläut. verm. Aufl. Mit 4 Kupfertaf. 8. 1825. 1 rthl.

Knigge, A. v., über den Umgang mit Menſchen, 3 Theile. Aufs neue durchgeſehen vom Prediger Wilmſen in Berlin, 10te mit der Biographie des Verfaſſers verm. Aufl. Mit 1 Kupfer nach Ramberg. 1822. 2 rthl.

5. Alte Sprachen und Literatur.

Athenienſiſche Briefe über die Geſchichte, die Sitten, die Wiſſenſchaften und Künſte der alten Welt. Aus dem Engliſchen überſetzt und mit Anmerk. verſehen von F. J. 2 Thle. gr. 8. Mit 1 Karte u. Kupf. 1799 — 1800. Sonſt 6 rthl. jetzt 3 rthl.

Billerbeck, Dr. J., Handbuch der alten Geographie, für Schulen und zum Nachſchlagen bei der Vorbereitung auf die klaſſiſchen Schriftſteller, gr. 8. 1826. 20 gr.

Funke, C. Ph., Mythologie für Schulen und zum Selbſtunterricht. 2te gänzlich umgearbeitete Auflage von G. H. C. Lippold. Mit einem Kupfer von Ramberg und vielen Abbildungen. gr. 8. 1824. 1 rthl.

Kirchers latein.-deutſches und deutſch-lateiniſches Schul-Lexicon. 2 Bände (über 2000 geſpaltene Columnen enthaltend) groß Lexiconformat. 1826. u. 27, jeder Band 1 rthl.

Klinemann, Dr. G. H. latein.-deutſches und deutſch-lateiniſches Handwörterbuch, nach Schellers Anlage, 6te Aufl., 2 Thle., 183 Bogen, gr. Lexicon-Format (XII. u. 5848 geſpaltene Columnen) 1826. 4 rthl. 12 gr.

Mettig, Dr. H. C. M., deutſche Beiſpiele zur Einübung der griechiſchen Formenlehre; nach Fr. Jacobs Elementarbuch der griech. Sprache, erſten Theiles erſtem Curſus. 8. 1828. 6 gr.

Deſſen Wortregiſter dazu, ſo wie auch zu Fr. Jacobs Elementarbuche. 1n Thle. 1r Curſ. 8. 1828. 6 gr.

Rudkopf, Dr. F. C., kleines latein.-deutſches Wörterbuch. gr. Lexicon-Format. 1822. 12 gr.

Schellers ausführliches lateiniſch-deutſches u. deutſch-lateiniſches Wörterbuch, 7 Bände in groß Lexicon-Format, 516½ Bogen 3te Aufl. 1805. Herabgeſetzter Preis ſtatt 16 rthl. jetzt 12 rthl.

— — kleines lateiniſches Wörterbuch, verbeſſert und vermehrt vom